Der

Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.



Zweyter Jahrgang.

Bremen,
gedruckt und verlegt bei Georg Jönßen.

Nachricht.

Der Bürgerfreund erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Donnerstags. — Von Zeit zu Zeit werden Beilagen von Zeichnungen, Kupferstichen, und musikalischen Kompositionen in Steindruck geliefert. — Man verbindet sich nur auf ein viertel Jahr durch Vorausbezahlung von sechs und dreißig Groten Gold. Der ganze Jahrgang zwei Thaler in Ld'or à 5 ℳ. —

Auswärtige belieben ihre Bestellungen bei ihren resp. Postämtern oder Buchhandlungen zu machen. —

Universität Bremen
Bibliothek
F c 9431 - 1817

Inhalt.

Nro. 1. Bruchstücke aus den Hamburgischen Denkwürdigkeiten von Bärmann. Schluß. — Der Amtmann in Holzhausen, oder: Er muß erst die Rechte sehen. Forts. — Die Geschicklichkeit eines Blinden. — Anfrage. — Auflösung der Charade in Nro. 104.

Nro. 2. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Merkwürdige Kraft des Bluts. Schöne und wohlfeile Gewächse zur Verzierung der Begräbnisplätze und der Lustgärten. — Die größte Perle. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Wahre Seelengröße. — Welt und Geschäftserfahrungen. — Der Nagel im Kopfe. — Die Audienz im Bette. — Der Charfreitag.

Nro. 3. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Der Strauß. — Sinnreicher Erwerb. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Welt und Geschäftserfahrungen. — Anekdoten von der russischen Kaiserin Katharina II. — Theater-Anzeige. — Charade und Logogryph.

Nro. 4. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Einige Worte über Aerzte und ärztliches Wissen, zunächst für den Bürger und Laien bestimmt. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Mittel wider den Biß toller Hunde. — Auflösung der Charade und Logogryph in Nro. 3.

Nro. 5. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Einige Worte über Aerzte und ärztliches Wissen, zunächst für den Bürger und Laien bestimmt. Schluß. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Die Indianischen Shawls. — Anekdoten. — Wahre Größe. — Der kluge Hund. — Räthsel.

Nro. 6. Europa's Rechte in dem spanisch amerikanischen Kriege. — Abentheuer einer Griechin. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Die Indianer in Südamerika begraben ihren alten Vater lebendig. — Sonderbare Aeußerung des Geizes. — Die Frucht der zweifarbigen Sorg- oder Schokolatehirse. — Sprachbemerkungen. — Auflösung des Räthsels in Nro. 5.

Nro. 7. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Europa's Rechte in dem spanisch-amerikanischen Kriege. Forts. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Sinnreiche Art, den Stein zu heilen. — Der köstlichste Feuerstein. — Die Caymans in Oronoko. — An Herrn O. in D. — Logogryph.

Nro. 8. Europa,s Rechte in dem spanisch-amerikanischen Kriege. Forts. — Abentheuer einer Griechin. Forts. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Etwas über die Zähne. — Ostindischer Mädchenraub. — Auf den neuen Kirchhof ausser dem Heerdenthore bei Bremen. — Auflösung des Logogryphs in Nrd. 7.

Nro. 9. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Abentheuer einer Griechin. Beschluß. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Wölfe bestrafen ihren Anführer. — Klugheit der Krähen. — Mitleid eines Hundes. — Charade.

Nro. 10. Europa's Rechte in dem spanisch-amerikanischen Kriege. Fortsetzung und Schluß. — Die Bartholomäus Nacht, oder die Pariser Bluthochzeit. — Der Bischof von Gent. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Auflösung der Charade in Nro. 9.

Nro. 11. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Schmücke der morgenländischen Damen. — Gegohrne Stutenmilch von neuem als Heilmittel gegen Lungensucht empfohlen. — Dankbarkeit einer Dame gegen einen Straßenräuber. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Menschen werden durch die Befriedigung ihrer Lieblings Neigungen wieder ins Leben gerufen. — Kampf mit einem Wolfe. — Trost für Herrn N. n. — Logogryph.

Nro. 12. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Aemtchen bringt Käppchen. — Die gefährliche Neugierde. — Iwan der Unglückliche. — Logogryph von drei Worten. — Auflösung des Logogryphs in Nro. 11. — Theater Angelegenheit.

Nro. 13. Iwan der Unglückliche. Forts. — Die Bearbeitung des Asbests oder Steinflachses. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Citronen lange gut zu erhalten. — Charade. — Auflösung des Logogryphs in Nro. 12.

Nro. 14. Iwan der Unglückliche. Schluß. — Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Zur Geschichte der Kartoffeln. — Guilhard und Mathilde. — Die umsonst ausgezogenen Zähne. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 13. — Bekanntmachung.

Nro. 15. Die Schwestern von St. Janvier. — Ungewöhnliche Gegenwart des Geistes. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Auflösung der Charade in Nro. 14. — Bekanntmachung. — Allgemeiner Wunsch.

Nro. 16. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Kurze Beschreibung des Erdbebens, welches man zu Genf und in andern Schweizer-Kantons verspürt hat. — Klagen über schlechte Zeiten. — Die Schwestern von St. Janvier. Forts. — Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Sylbenräthsel. — Bekanntmachung.

Nro. 17. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Napoleon Bonaparte auf St. Helena, von William Warden. — Schluß alter Bremischer Kriminalgeschichten. — Sonderbares Schauspiel bei einem Wirbelwinde in Bremen am 16. May 1817. — An die Direktion des hiesigen Theaters. — Rusi und Clara. — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 16. — Aufgabe.

Nro. 18. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Ueber die vormals in Bremen üblich gewesenen Noth- und Blutgerichte. — Die Schwestern von St. Janvier. Forts. — Anweisung zur Verfertigung einer sehr guten Glanzwichse für Schuhe und Stiefeln. — Sprachveränderungen. — Auflösung des Räthsels in Nro. 17. — Nachricht.

Nro. 19. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Napoleon Bonaparte auf St. Helena von W. Warden. Forts. — Eine Aufforderung. — Beantwortung der Aufgabe in Nro. 17. — Charade. — Anzeige.

Nro. 20. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Napoleon Bonaparte in Berlin, nach der Schlacht bei Jena. — Rechtfertigung des Papstes, und richtige Ansicht seines Verbotes: das Bibellesen und die Beförderung dieses Buches betreffend. — Die Schwestern von St. Janvier. Forts. — Nicht einen Strich mehr. — Trinklied von Hr. Costenoble. — Zweisilbige Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 19. — Auflösung der Aufgabe in Nro. 17. — Verbesserung in Nro. 19.

Nro. 21. Geschichte des Rathhaus Gebäudes in Bremen. — Die Seekrabben auf St. Domingo. Die Fällung des Mahagoniholzes in Honduras. — Die Schwestern von St. Janvier. Schluß. — Seltene Freundschaft unter Thieren verschiedener Art. — Witzige Anwendung einer Stelle aus der Bibel. — Auflösung der Charade in Nro. 20.

Nro. 22. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Seltene Freundschaft unter Thieren verschiedener Art. Schluß. — Das treue Kanarienweibchen. — Eine Katze fängt einen Haasen und ein Eichhörnchen. — Die Fakire locken die Schlangen durch Musik aus ihren Löchern hervor. — Proben aus dem neuen, vom Bischofe von Badajoz verfaßten Katechismus. — Bestrafter Witz. — Der Jesulehren göttlichstes Bild. — Charade. — Verbesserung in Nro. 20.

Nro. 23. Schwertfegerlied. — Londoner Leben, auf der Westseite der Stadt. — Die Stadt Odessa am schwarzen Meere. — Rhinoceros-Jagd. — Reichmuth von Andocht. — Uebersetzung einer Portion Kaffee. — Aus dem Stegereif sprechen. — Die ehrenvolle Gnade. — Grabschrift auf einen Geitzigen. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 22. — Verbesserung in Nro. 22.

Nro. 24. Scherflein, niedergelegt auf dem Hochaltare Deutschlands am 18. Juni 1817. — Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Reichmuth von Andocht. Forts. — Beispiel kindlicher Liebe. — Anekdote. — Anweisung zur Verfertigung des Zündpapiers. — Auflösung der Charade in Nro. 23. — Frage.

Nro. 25. Vorschriften, welche in Bremen im 16. Jahrhundert bei den Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen gegeben waren. — Reichmuth von Andocht. Forts. — Schilderung der Zigeuner. — Ueber den Niagara-Wasserfall. — Ein anderes ist des Schulzen Kuh.

Nro. 26. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Reichmuth von Andocht. Schluß. — Die Nacht vor der Schlacht bei Austerlitz. — Die bessere Ordnung. — Die zu große Deutschheit. — Sylben-Räthsel. — An die Leser.

Nro. 27. Die Rolandssäule in Bremen. — Gründliche Anleitung zur Brodzubereitung aus Holz. — Dürftigkeit zur Erhöhung des Kunsttalents. — Auflösung der Charade in Nro. 26.

Nro. 28. Geschichte des hingerichteten Bremischen Bürgermeisters Johann Vaßmer. — Schilderung der Zigeuner. Forts. — Die Nacht vor der Schlacht bei Austerlitz. Schluß. — Gründliche Anleitung zur Brodzubereitung aus Holz. Forts. — Ueber das Grüßen auf den Spaziergängen durch Hutabnehmen. — Verbesserung in Nro. 27.

Nro. 29. Geschichte des hingerichteten Bremischen Bürgermeisters Johann Vaßmer. Forts. — Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Schilderung der Zigeuner. Forts. — Gründliche Anleitung zur Brodzubereitung aus Holz. Forts. — Apotheken Segen.

Nro. 30. Geschichte des Bremischen Bürgermeisters Johann Vaßmer. Forts. — Gründliche Anleitung zur Brodzubereitung aus Holz. Forts. — Traville's furchtbares Verhängniß. — Verspielung von zwei Krankenbetten.

Nro. 31. Geschichte des hingerichteten Bremischen Bürgermeisters Johann Vaßmer. Schluß. — Berichtigung zu dem Aufsatze über die Rolandssäule in Bremen. (Siehe Nro. 27. d. B.) — Gründliche Anleitung zur Brodzubereitung aus Holz. Schluß. — Alte und mittlere Zeit. — Schnelle Fassungskraft. — Doktor Chladni in Hamburg. — Freundschaft unter Thieren. — Anfrage. — Räthsel.

Nro. 32. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Züge aus Sadis Leben. — Die Gesandten. — Treue bis in den Tod. — Schilderung der Kaiserin Marie Louise und ihrer Verhältnisse. — Mittel wider die Hüneraugen. — Mittel, grüne Erbsen und Bohnen gut und lange aufzubewahren. — Beispiele grausiger Entmenschung. — Distischa. 1) Ergrübelung. 2) Zweifelhaftigkeit. — Charade. — Auflösung des Räthsels in Nro 31.

Nro. 33. Ein Tag in Hude. — Schilderung der Zigeuner. Forts. — Züge aus Sadis Leben. Schluß. — Charakter der Russen. — Alte schottische Sitte. — Das gelohnte Almosen. — Logogryph. — Auflösung der Charade in Nro. 32.

Nro. 34. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Das Gelübde an der Wirthstafel. — Polizei in London. — Schilderung der Zigeuner. Forts. — Bonaparte's Würdigung. — Anekdote. — Räthsel. — Auflösung des Logogryphs in Nro. 33.

Nro. 35. Schilderung der Zigeuner. Forts. — Warum sterben Kranke an heilbaren Krankheiten? — Bevölkerung von St. Petersburg. — Anekdote. — Die Rolandssäule in Bremen. — Kunst-Anzeige. — Plattdeutsche Charade. — Auflösung des Räthsels in Nro. 34.

Nro. 36. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Schilderung der Zigeuner. Forts. — Die Wunderkur. — Erklärung. — Auflösung der Charade in Nro. 35.

Nro. 37. Winke über ein wichtiges Stück der weiblichen Kleidung. — Abenteuer und wunderbare Rettung der Mannschaft des Schiffs Commerce. — Schilderung der Zigeuner. Schluß. — Rath für den Landmann bei der Erndte. — Vermehrung der Kartoffeln. — Das hiesige Theater betreffend. — Charade. — Anzeige d. R.

Nro. 38. Winke über ein wichtiges Stück der weiblichen Kleidung. Schluß. — Abenteuer und wunderbare Rettung der Mannschaft des Schiffs Commerce. Forts. — Der Krokodill. — Ausserordentliche Pünktlichkeit. — Anekdoten. — General Conflans. — Räthsel. — Auflösung der Charade in Nro. 37. — Verbesserung in Nro. 37.

Nro. 39. Der Taucher. — Bericht über die Wunderärztin Joh. Dorothea Humizsch in Schönborn. — Abenteuer und wunderbare Rettung der Mannschaft des Schiffs Commerce. Forts. — Der See Palio. — Furchtbare Polypen. — Räthsel.

Nro. 40. Bericht über die Wunderärztin Johanna Dorothea Humizsch in Schönborn. Forts. — Abenteuer und wunderbare Rettung der Mannschaft des Schiffs Commerce. Schluß. — Was bedeutet Wissen, was Nichtwissen? — Schwarzer Undank. — Der Herzog

von Marlborough. — Der Secretär und der Schneider. — Browns Methode alle Arten von Unkraut schnell in gutem Dünger zu verwandeln. — Räthsel. — Auflösung der Räthsel in Nro. 38 und 39.

Nro. 41. Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges. Forts. — Bericht über die Wunderärztin Humitzsch in Schönborn. Forts. — Die Farben. — Reise-Erinnerungen eines deutschen Offiziers in englischen Diensten. — Logogriph. — Auflösung der Räthsels in Nro. 40.

Nro. 42. Spanisches Amerika. — Bericht über die Wunderärztin Humitzsch in Schönborn. Schluß. — Die Einwohner und Zeitvertreibe zu Kahira in Aegypten. — Anekdote. — Die Kreuzträger. — Mittel wider die Kornwürmer. — Antwort auf die Frage in Nro. 24. — Charade. — Auflösung des Logogryphs in Nro. 41.

Nro. 43. Episode aus Emma. — Ueber Sparsamkeit. — Karl von Dalberg. — Die Theatergesellschaft im Schaafstalle. — Der Kirchensammler. — Anekdote. — Auflösung der Charade in Nro. 42.

Nro. 44. Die Verschwörung von 1815 in Frankreich. — Die Salangane, oder Schwalbe mit eßbarem Neste. — Seltenes Gedächtnis und Heimweh eines Pferdes. — Mutter bringen aus Liebe ihre Töchter um. — Anekdote. — Heldenmuth und Rechtlichkeit. — Charade.

Nro. 45. Die Verschwörung von 1815 in Frankreich. Forts. — Der Seeheld Johann Bart. — Episode aus Emma. Schluß. — Schicksalsproben. — Ratzenfang. — Anekdote. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 44.

Nro. 46. Der Günstling des Glücks. — Die Verschwörung von 1815 in Frankreich. Forts. — Einzelne Stellen aus der Erbauungsrede der Fr. v. Krüdener. — Ein vermeintlich zum Besten der Menschheit begangener Mord. — Anekdote. — Theaterkritik. — Räthsel. —

Nro. 47. Luther auf dem Reichstage zu Worms. — Die Sicilianische Vesper. — Aus eines Chinesen Schilderung der in London üblichen Sitten und Gewohnheiten. — Neue Ansichten über Auswanderungen. — Begräbnißzeremonien in der Moldau. — Bonaparte und Talma. — Der Sonnen-Aufgang. — Vorfälle. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 45. und des Räthsels in Nro. 46.

Nro. 48. Uebersicht der Revolution im spanischen Amerika. — Die Zähne und deren Wichtigkeit betreffend. — Ursprung und Ausbreitung der Perücken. — Die Hahnengefechte auf Sumatra. — Theater-Anzeige. — Theaterkritik.

Nro. 49. Reise-Erinnerungen eines deutschen Offiziers in englischen Diensten. Forts. — Ausserordentliche Schicksale des Matrosen Joseph Kabris. — Die Kunst der Spinne. — Die Bremer Versorgungs-Anstalt betreffend. — Theaterkritik. — Auflösung der Charade in N. 47.

Nro. 50. Letzte Scene des Schauspiels: Alexander von Soltwedel, oder der Hansa Begründung, von G. N. Bärmann. — Die Kunst der Spinne. Forts. — Merkwürdige Vergleichung zwischen England und Nordamerika. — Der Dihl'sche Kitt für Mauern, Dächer, ꝛc. — Zwei edle Seelen, einander gegenüber. — Wirkungen der Mutterliebe. — Naturhistorischer Streit. — Theaterkritik.

Nro. 51. Statius Speckhahn. — Reise-Erinnerungen eines deutschen Offiziers in englischen Diensten. — Merkwürdige Erscheinung. — Theaterkritik. — Antikritik. — Charade. —

Nro. 52. Ueber Hexen und Hexenprozesse. — Der Dihl'sche Kitt für Mauern, Dächer, ꝛc. Forts. — Die Kunst der Spinne. Schluß. — Der Maestro und der Sirocco im südlichen Frankreich. — Ansiedelung der Bonapartisten in Louisiana. — Die Prophezeihung. — Wer es glaubt; — Anfrage. — Räthsel. — Auflösung der Charade in Nro. 51. — Beilage zu Nro. 52. enthält: Theaterkritik und Antwort auf die Antikritik in Nro. 51.

Nro. 53. Murats, gewesenen Königs von Neapel, wunderbare Flucht von Marseille. — Ueber Hexen und Hexenprozesse. Forts. — Luthers Lebensgefährtin. — Das schöne Lied. — Auflösung des Räthsels in Nro. 52.

Nro. 54. Ueber Hexen und Hexenprozesse. Schluß. — Der Dihl'sche Kitt für Mauern, Dächer, ꝛc. Schluß. — Bemerkungen über Brasilien. — Theater-Anzeige. — Theaterkritik.

Nro. 55. Aeltermann Burchard Lösekannen. — Bemerkungen über Brasilien. Schluß. — Eine Gespenstergeschichte aus dem zwölften Jahrhundert. — Die zu frühe Frage. — Charade. — An den Verfasser der Kritik der Oper Fanchon. (S. Beilage zu Nro. 52.) Theaterkritik.

Nro. 56. Die Bremer im Anfange des 16ten Jahrhunderts. — Ueber die Sitten und Gebräuche der heutigen Wenden im Lüneburgischen. — Vorgebliche Gespensterercheinung. — Ausserordentlich starkes Gedächtniß. — Der Kopf mitten im Leibe. — Charade. — Allgemeine Versorgungs-Anstalt für Wittwen und unverheirathete Frauenzimmer. — Berichtigungen in Nro. 55.

Nro. 57. Die Bremer im Anfange des 16ten Jahrhunderts. Schluß. — Ueber die Sitten und Gebräuche der heutigen Wenden im Lüneburgischen. Forts. — Vorschlag. — Joseph Strong. — Auflösung der Charade in Nro. 56. Theaterkritik.

Nro. 58. Anzeige wegen veränderter Redaktion, vom Herausgeber. — Ueber die Sitten und Gebräuche der heutigen Wenden im Lüneburgischen. Forts. — Die habsüchtige Künstlerin. Der schlaue Sterndeuter. — Andenken an die beiden Generalsuperintendenten Müller u. Giese. — Allgemeine Versorgungs-Anstalt für Wittwen und unverheirathete Frauenzimmer. — Anfrage. — Theaterkritik. — Beilage: Ankündigung eines Werks: „Deutsches Land und deutsches Volk."

Nro. 59. Deutschlands glorreichsten Gedächtnistage am 18ten October 1817. — Ueber die Sitten und Gebräuche der heutigen Wenden im Lüneburgischen. Forts. — Vermischte Nachrichten. — der Schuldner. — Anfrage.

Nro. 60. Ueber Eid und Meineid. als Antwort der Anfrage in Nro. 58. — Ueber die Sitten und Gebräuche der heutigen Wenden im Lüneburgischen. Schluß. — Beschreibung einer Jagd Partie des ostindischen Nabob Usuf-ad-Dowlah. — Charade. — Theaterkritik.

Nro. 61. Ueber die Dampfschiffahrt. — Das Suppenbrod als Nahrungsmittel. — Das war gut. Gedicht zur Feier des 18ten Octobers 1817. aus Lübeck. — Räthsel. — Auflösnng der Charade in Nro. 60. — Anzeige, betreffend den verbesserten Kalender der freien Hanse Stadt Bremen.

Nro. 62. Luther's heiligste Erinnerung. — Luther: Eine Geisterstimme. — Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. — Auflösung des Räthsels in Nro. 61.

Nro. 63. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Beispiel ausserordentlicher Fruchtbarkeit einer Kartoffel. — Anzeige, den bremischen Kalender betreffend. — Beilage enthält Theaterkritik.

Nro. 64. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — St. Augustin. — Erlaubte List. — Der neueste Komet. — Beilage zu Nro. 64. enthält: 1) Frage und Wunsch. 2) Theaterkritik.

Nro. 65. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Leben und Charakter des Erzbischofs Ansgarius. — Berichtigung. — Berichtigungen in Nro. 64. Aufforderung.

Nro. 66. Leben und Character des Erzbischofs Ansgarius. Schluß. — Ueber die Dampfschiffahrt. Beschluß. — Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther Forts. — Deutsche Anekdoten. — Süßigkeiten.

Nro. 67. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Der Gärtner. — Das Burschenfest auf der Wartburg, am 18. October 1817. — Anzeige.

Nro. 68. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Das Burschenfest auf der Wartburg am 18 October 1817. Forts. — Ueber die Abschaffung der Schullehrersammlung. — Der Bremische Erzbischof Adalbert. — Antwort und Wünsche. — Theaterkritik.

Nro. 69. Anzeige und Bitte der Redaktion. — Luther. (Eine Beschwörung von A. Müllner.) — Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Der Bremische Erzbischof Adalbert. Forts. — Ueber die Theaterkritiken. — Nothwendige Berichtigungen. — Wünsche. — Aufforderung. — Anekdote. — Logogryph.

Nro. 70. Anzeige und Bitte der Redaktion. — Die drei Lehren. — Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Das Burschenfest auf der Wartburg am 18. October 1817. Schluß. — Der Bremische Erzbischof Adalbert. Forts. — Freimüthige Bemerkungen bei Lesung des Aufsatzes in Nro. 68. über die Abschaffung der Schullehrer-Sammlung. — An den Verfasser der Antwort und Wünsche. — Auch ein Wort über Theater und Theaterkritik und eine Frage. — Theaterkritik. — Auflösung des Logogryphs in Nro. 69. — Berichtigungen in Nro. 69

Nro. 71. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Der Bremische Erzbischof Adalbert. Schluß. — Ueber die Theaterkritiken. Forts. — G. E. Lessings Urtheil über Theaterkritiken. — Erwiedrung. — Erklärung. — Ueber Theater.

Nro. 72. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Beiträge zum Sitten-Gemälde Bremens in der letzteren Hälfte des 16. Jahrhunderts. — Ausgrabung in Ostfriesland. — Auch eine Meinung über das Theater. — Ueber die Theaterkritiken. Forts. — Nachricht von der Redaktion. — Theaterkritik.

Nro. 73. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Beiträge zum Sitten-Gemälde Bremens in der letzteren Hälfte des 16. Jahrhunderts. Forts. — Auszug aus einer Zeitung in Philadelphia vom 20. October 1817. — Ueber die Theaterkriken. Schluß. — Auch eine Meinung über das Theater. Schluß. — Privatmeinung über den Schneider als Liebhaber. — Sieben Lieder von Friedrich Rückert. Nro. 1.

Nro. 74. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Beiträge zum Sitten-Gemälde Bremens in der letzteren Hälfte des 16. Jahrhunderts. Forts. — Der Cadi und der Bäcker. — Ein Wort zur Beherzigung. — Ueber Musik, als Beilage zur Theaterkritik. — Recepte für Liebhaber. — Charade. — Nachricht der Redaktion.

Nro. 75. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Beiträge zum Sittengemälde Bremens in der letzteren Hälfte des 16. Jahrhunderts. Forts. — Die Herbstreise nach Venedig. — Nachtrag zu G. E. Lessings Urtheil über Theaterkritiken. — Probe einer Uebersetzung des engl. Lehrgedichts: Liberty von J. Thomson, durch J. Hansemann. — Der neumodigste Sprachmeister. — Auf dem neuen Kirchhofe im October 1817. — Auflösung der Charade in Nro. 74.

Nro. 76. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Beiträge zum Sittengemälde Bremens in der letzteren Hälfte des 16. Jahrhunders. Schluß. — Die Herbstreise nach Venedig. Forts. — Reise-Erinnerungen eines deutschen Offiziers in engl. Diensten. — Theaterkritik. — Anzeige: das hanseatische Taschenbuch betreffend.

Nro. 77. Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. — Reise-Erinnerungen eines deutschen Offiziers in englischen Diensten. Schluß. — Die Herbstreise nach Venedig. Forts. — Der erschrockene Bauer. — Entstehung des Worts: „Buller." — Einfaches Mittel, Frostschäden in einer Nacht zu heilen. — Charade. — Sieben Lieder von F. Rückert. Nr. 2. Die Polizey. — Anzeige und Bekanntmachung das hanseatische Taschenbuch und Comptoir Kalender betreffend.

Nro. 78. An die Leser. von der Redaktion. — Das Heiligste. — Kurze Geschichte der Kirchenreformation durch Dr. M. Luther. Forts. und Schluß. — Bruchstücke zur Geschichte des Bremischen Theaters. — Das Kind nnd sein Haus. — Erklärung des Kupfers in Stein abdruck. — Auflösung der Charade in Nro. 77. — Beilage: Ein Kupfer in Stein abdruck.

№ 1.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 30. März 1817.

Bruchstücke aus den Hamburgischen Denkwürdigkeiten von Bärmann.

(Schluß.)

Im Jahr 1330 griff Christopher II., König von Dänemark, das Land Holstein an, und belagerte Gottorp; allein Graf Gerhard von Schauenburg nahm die Hamburger zu Hülfe, zog seinen besten Adel zusammen und war so glücklich, in einem Treffen an tausend Feinde zu erschlagen und mehrere Hunderte von ihnen in den Fluß (die Schleye) zu jagen, ja selbst den ältesten Sohn des Königs gefangen zu nehmen. Obwohl nun Christopher mit seinen beyden jüngern Söhnen das dänische Reich als Flüchtling verlassen mußte, so ward er doch nach einiger Zeit durch Vermittlung der Hanseestädte, obgleich unter sehr drückenden Bedingungen, wieder in seine königliche Würde eingesetzt; starb aber bald darauf auf der Insel Falster, als ein durch seine Schwäche wie durch seine Selbstsucht verächtlich gewordener Fürst.

Die mehr als je überhand genommenen Räubereyen beschränkten um diese Zeit den Handel so sehr, daß 1339 mit den Abgesandten der Hanseestädte sich die Herzöge von Sachsen, Braunschweig und Lüneburg, der Markgraf zu Brandenburg, die Herren von Mecklenburg und der Erzbischof von Bremen u. A. m. zu Lübeck wegen eines Landfriedens vereinigten, um gemeinschaftlich gegen die Friedbrüchigen und Wegelagerer auszuziehen.

Im Jahr 1241 entstand ein Zwiespalt zwischen den holsteinischen Grafen Heinrich Nikolaus und Gerhard und der Stadt Hamburg wegen des Straßenraubes, den die gräflichen Unterthanen verübten und dem die Grafen nicht gebührend steuerten. Beyde Theile griffen zu den Waffen; jedoch da von Seiten der Holsteiner offenbare Verrätherey verübt ward, so wandten die Städte sich klagbar an den Kaiser Ludwig IV. und dessen Sohn Ludwig, Churfürsten von Brandenburg, und erhielten von diesen zweyhundert sächsische und baiersche Reiter unter Anführung des Reichsmarschalls v. Leeken zum Beystand, die, mit den Hanseaten vereinigt, mit Feuer und Schwert in Holstein vordrangen.

Unterdessen hatten die Grafen den König von Schweden Magnus bewogen, auf alle hamburgische und lübeckische Kaufmannsgüter im Sunde Beschlag zu legen; allein die Städte übten Repressalien, zogen unter v. Leekens Befehlen nach Schonen, schlugen die dort vereinigten Holsteiner, Schweden und Dänen aufs Haupt, brachten siegreich viele Gefangene in Lübeck ein und erhielten 1342 durch des Kaisers Vermittlung einen genügenden Frieden.

Kaiser Karl IV. nahm die Stadt Hamburg in besonderen Schutz und gab ihr völlige Freiheit, gegen die Freibeuter zu verfahren, besonders stand er ihr das Schutzrecht der Elbe zu, das die wackern Bürger dann auch vorzüglich in den Jahren 1402 und 1433 kräftig übten und den Strom von Raubgesindel säuberten; ja im Jahr 1434 brachten sie die Stadt Emden in Ostfriesland, wo die Seeräuber Schutz gefunden hatten, mit bewaffneter Hand unter ihre Botmäßigkeit.

Im Jahre 1361 entstand ein Krieg zwischen dem Dänenkönig Waldemar III. und den Hanseestädten. Die letzteren sandten den dänischen Kriegsschiffen eine Flotte unter Anführung des lübischen Bürgermeisters und Admirals Johann Wittenberg entgegen. Die dänische Flotte ward zerstreut und der bereits zum König gekrönte Sohn Waldemars dabey getödtet. Hierauf landeten die städtischen Truppen und plünderten die Dörfer an der Küste. Der Däne nahm diesen Augenblick wahr, überfiel die unbesetzten Schiffe und nahm sechs davon weg, welches dem hanseatischen Admiral nachher in Lübeck, durch das Kriegsgericht, welches über ihn gehalten wurde, den Kopf kostete, allein dem König dennoch keine Vortheile gewährte; im Gegentheile er mußte, um sich vor den mächtigen Hansamännern Ruhe zu schaffen, ihnen viele Handelsvortheile einräumen; ja ihnen sogar Schonen unter so vortheilhaften Bedingungen überlassen, daß die Pfandinhaber dieser Provinz, zu welcher auch Hamburg gehörte, das Recht hatten, Theil an der dänischen Königswahl zu nehmen.

Im Jahr 1375 wurde Braunschweig aus dem mächtigen Städteverein gestoßen, weil die Bürger jener Stadt sich gegen die Rathsmänner empört und sogar einige derselben öffentlich hatten hinrichten lassen. Dennoch ward 1380 die Stadt wieder in den Bund aufgenommen, obwohl unter sehr schweren Bedingungen. Braunschweig mußte nämlich eine neue Kapelle bauen, in welcher zwey Vikarien mit einem Jahrgehalte von 12 Mark löthigen Silbers bis zu ewigen Zeiten für die im braunschweigischen Bürgerkriege Umgekommenen und Hingerichteten beten sollten. Ferner mußten zwey braunschweigische Bürgermeister mit acht ihrer angesehensten Bürger nach Lübeck kommen und dort barfuß, mit Fackeln in den Händen, von der Lieben-Frauen-Kirche aufs Rathhaus gehen und dort kniend den Ausspruch thun, daß die Meuterey zu Braunschweig aus blinder Heftigkeit geschehn und allen Braunschweigern höchst leid sey.

Eine große Störung des Handels verursachten (1390) die Seeräuber, welche sich auf der Ostsee zuerst versammelten und die sich selbst „Viktualienbrüder" nannten. Die Gesellschaft derselben war ausgebreitet und mächtig. Viele friesische Edelleute waren mit ihnen im Bunde, so daß durch diese Freibeuter die Schifffahrt höchst unsicher und mehrere Seestädte arg durch sie gefährdet wurden. Besonders nachtheilig wurden diese Viktualienbrüder den Hanseestädten Lübeck und Hamburg. Beyde Städte, nicht mächtig genug, den Räubereyen nachdrücklich die Stirn bieten zu können, suchten die Königin von Dänemark, Margaretha, zur Mit-

wirkung gegen die Freibeuter zu bewegen, doch gelang dieses erst im Jahr 1399. Nun ging um Ostern 1400 eine hanseatische Flotte in See, deren Befehlshaber die hamburgischen Rathsmänner Albrecht Schrey und Johann Nanne waren. Die Flotte traf an der friesischen Küste auf die Freibeuter, die nun ohne besondere Schwierigkeiten überwunden und theils getödtet, theils gefangen wurden. Die Stadt Emden, der Hauptsitz der Vitalienbrüder, mußte sich den Hanseestädten ergeben.

Zu dem Unglücke, daß im Herbst 1421 sowohl zu Hamburg wie in Lübeck eine pestartige Krankheit wüthete, die viele tausend Menschen hinwegraffte, gesellte sich noch das Unglück, daß vom Jahre 1418 bis 1435 Hamburg, verbündet mit den übrigen Hanseestädten und den Herzögen von Holstein, einen blutigen, kostspieligen und am Ende beyden Partheyen höchst nachtheiligen Krieg zu Wasser und zu Lande gegen den Dänenkönig Erich X. führte. Dieser verlor durch den achtzehnjährigen Krieg seine königlichen Kronen, indem er von dem dänischen Reichsrath abgesetzt, werth- und würdelos nach Gothland flüchtete und endlich in Pommern in hohem Alter (1459) als Seeräuber starb. Die Hanseestädte aber wurden durch diesen ihrerseits mit herrlichem Ruhm geführten Krieg den deutschen Fürsten mehr oder weniger verhaßt, und diesem Kriege allein haben sie es zuzuschreiben, daß von jener Zeit an die Fürsten ernstlich darauf sannen, wie sie den mächtigen Städteverein bald aufzulösen vermöchten.

Durch die Zerstörung der dem Sachsen-Herzog gehörigen Raubfeste Bergedorf von Seiten der Hamburger und Lübecker unter Anführung der hamburgischen und lübischen Bürgermeister Heinrich Hoyer und Jordan Flekkau im Jahr 1419, erhielten beyde Städte, vermöge des zu Perleberg abgeschlossenen Friedens, nicht nur die Stadt Bergedorf, sondern auch die unter dem Namen der Vier-Lande bekannten reichen Dörfer, welche noch diesen Tag gemeinschaftliches Eigenthum beyder Städte sind.

Im Jahr 1459 am 4. December starb Adolph VIII., Herzog von Schleswig-Holstein, der Letzte des Schauenburgischen Stammes, ohne männliche Erben. Auch dieser Adolph sank mit Ruhm bedeckt in die Gruft hinab zu seinen erleuchten Vätern und eingedenk der hohen Verdienste seiner Vorfahren um Hamburg, darf hier die edle Resignation nicht verschwiegen werden, die er bewies, als er 1448 die ihm angetragene dänische Krone ausschlug und auf solche Weise diese glänzende Würde dem Grafen Christian von Oldenburg überließ, der als Christian I. den dänischen Thron bestieg, welchen dessen Nachkommen noch jetzt behaupten.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts fing die eben so weit verbreitete wie mächtige Hansa in ihren Grundfesten an zu wanken; auch Hamburg gab dazu einen Beweis, indem durch die Bemühungen ihres damaligen Bürgermeisters Hermann Langenbeck die Stadt es dahin zu bringen wußte, daß sie sich in einem Kriege, der im Jahr 1500 zwischen Lübeck und dem König von Dänemark Johann entstand, für neutral erklären durfte. Durch jenen Krieg waren die Ostsee und die Belte unsicher und ein großer Theil des Handels an den Küsten dieser Gewässer zog sich nun nach Hamburg, wodurch allerdings der Stadt Flor und Reichthum noch mehr erhöhet ward. Die Entdeckung Amerikas hatte mit den Schätzen auch die Seuchen der neuen Welt nach Europa gebracht. Fürchterlich wütheten zu jener Zeit in Hamburg die großen und kleinen Blattern, ein Unglück, welches durch die in Hamburg zusammentreffen

den Seefahrer von allen Nationen unvermeidlich war. Eine fromme Brüderschaft stiftete dagegen das Hospital Hiob (das Pockenhaus), welches noch heut zu Tage zu demselben Zweck benutzt wird, zu welchem es damals erbauet wurde. Mehr als durch jene Seuchen war aber die Stadt durch die Gräuel des Faustrechts und durch den Druck und die Verfinsterung des Mönchthums Jahrhunderte lang heimgesucht worden, bis endlich, als Kaiser Maximilian I. durch den allgemeinen Landfrieden dem ganzen deutschen Lande Ruhe verschaffte, auch die Stadt Hamburg 1510 zu einer kaiserlichen freien Reichsstadt erklärte, und als Luther zu Wittenberg 1517 sein Heldenwerk unternahm — für Hamburg nicht nur der glänzende Stern der uneingeschränkten politischen Freiheit, sondern auch zugleich die goldene Sonne der Gedankenfreiheit aufging; denn auch Hamburg hatte seinen — Luther. Im Jahr 1521 erhob sich nämlich zu Hamburg ein ehrwürdiger Greis, Namens Ordo Stemmel oder Stiefel, Vikar am Dom und Pastor zu St. Katharinen, um in dieser Stadt den Grund zu ihrer Kirchenverbesserung zu legen. Wie groß die Feindschaft, wie heftig die Verfolgungen auch waren, die Stiefel sich durch seinen Neuerungsgeist von der Geistlichkeit zuzog, so fuhr er dennoch drey Jahre lang ununterbrochen fort gegen die päpstlichen Mißbräuche und namentlich gegen die Ablaßkrämerey, zu predigen und die Bibel als die lautere und einzige Quelle der Religion zu preisen, bis er, durch Alter und Kränklichkeit gezwungen, 1524 sein Amt niederlegte. Sein Beyspiel hatte mächtig gewirkt, obgleich sich fürs Erste kein Geistlicher in Hamburg aufwarf, in Stiefels Fußtapfen zu treten. Die Geschwornen der vier Kirchspiele der Stadt vereinigten sich schon 1522 mit den Aeltermännern der Zünfte in einer schriftlichen Urkunde: „daß sie gemeinschaftlich und ernstlich sich dem Bann und den Verboten der Geistlichen widersetzen, die Schule zu St. Nikolai zurecht bringen, auch überhaupt keine Kosten sparen wollten, in den übrigen Kirchspielen gute Schulen zu errichten."

In derselben Zeit (1525) empörte sich der dänische Adel gegen seinen König Christian II., kündigte ihm die Regierung auf, zwang ihn und seine Familie zur heimlichen Flucht aus dem Reiche und übertrug dem Oheim des Entthronten, dem Herzog von Schleswig-Holstein, Friedrich I., die dänische Krone. Die Hamburger unterstützten den Letzten mit 400 Mann Reitern und eben so vielem Fußvolk, bis Friedrich sich zu Kopenhagen hatte krönen lassen. Allen Versuchen Christians II., wieder zum Throne zu gelangen, widersetzten sich die Hanseestädte, besonders Hamburg, das mit zehn Kriegsschiffen der von den Flandrern zu Gunsten Christians II. unter Anführung eines berüchtigten Freibeuters Klaus Kniephof ausgesandten Raubflotte auf der Ostsee ein Treffen lieferte, 163 Räuber mit ihrem Hauptmann gefangen nahmen und nach Hamburg brachten, wo 72 von ihnen als Viktualienbrüder hingerichtet wurden.

Wie groß die Barbarey um diese Zeit auch in Hamburg noch gewesen seyn muß, zeigt folgendes Beyspiel. Im Jahr 1581 wurde ein Kanzellist, Namens Daniel Holst, in Hamburg eines landesverrätherischen Briefwechsels wegen angeklagt und in die Frohnerey gebracht. Dort starb er, ehe sein Urtheil gesprochen war. Nun ward sein schon in Verwesung übergegangener Leichnam vor Gericht gebracht und über denselben der Rechtsspruch gefällt, daß ihm am Schandpfahl die rechte Hand abgehauen und dort angenagelt; der Körper dann unter den Galgen gebracht; der Kopf desselben mit einem Beile abgehauen und auf einen Pfahl befestigt; das Eingeweide ihm

ausgenommen und verbrannt; der Leib aber in vier Theile getheilt und auf die Thore der Stadt gesteckt werden sollte. In demselben Jahre wurde auch zu Hamburg ein Knabe enthauptet, weil er einem Senator — die Fenster eingeworfen hatte.

Der Würgengel des dreyßigjährigen Krieges ging an der Stadt Hamburg selbst schonend vorüber und nur Hamburgs Besitzungen fühlten seine Geißel.

Im Jahr 1636 ward in Hamburg die erste revidirte Bankordnung bekannt gemacht. Nur mit vielen Schwierigkeiten drang der Rath 1619 durch, seinen schon 1615 der Bürgerschaft vorgelegten Plan zur Errichtung einer Bank in Ausführung zu bringen. Daß diese Anstalt die Stadt in den Rang der ersten Handelsstädte Europas erhob, ist eben so unleugbar, wie die Schande unverhehlbar ist, welche der französische Marschall Davoust im Jahr 1813 im Angesicht der ganzen kaufmännischen Welt auf sich wälzte, als er die hamburgische Bank bis auf den letzten darin befindlichen Pfennig plündern ließ.

Der Amtmann in Holzhausen oder Er muß erst die Rechte sehen.

(Fortsetzung.)

Willing hatte seinem Schwager, dem Pfarrer, geschrieben, daß er ihn doch auf einige Zeit besuchen und ihn in seinem Jammer trösten möchte, und dieser wäre auch gern gekommen, nicht um das Erbtheil von dem geringen Nachlaß seiner Schwiegermutter zu holen, das war in guten Händen, — nein! um dem Tod der guten Mutter mit dem Amtmann zu betrauern und sein Leiden zu mildern; aber er konnte jetzt unmöglich abkommen. In der Gegend, wo er wohnte, hatten die Blattern große Verwüstungen angerichtet, und er hatte, so sehr es die Umstände erlaubten, geeilt, seinen Kindern die Kuhpocken einimpfen zu lassen, da aber zu fürchten stand, daß sie schon von den natürlichen angesteckt seyn möchten, so wagte er es nicht, sie in dieser ängstlichen Ungewißheit der Mutter allein zu überlassen. Er hatte deßwegen den Amtmann dringend gebeten, daß er doch zu ihm nach S... kommen möchte. Willing hatte auch bey der Regierung um Urlaub gebeten, aber dieser konnte ihm dießmal nicht ertheilt werden; denn seinem Amte standen verschiedene starke Einquartierungen durchmarschirender fremder Truppen bevor, und hierbey war seine Gegenwart unumgänglich nothwendig. Er mußte in der Eile die nöthigen Anstalten treffen, und es lief alles zur Zufriedenheit von beyden Seiten ab; weil Willing den Bauern vorgestellt hatte, sie möchten die Soldaten nicht zu streng behandeln und bedenken, daß diese vielleicht nie wieder zurückkämen und den Tod fürs Vaterland sterben müßten, und weil auch von der andern Seite die Officiere ihren Untergebenen das beste Beyspiel einer guten Aufführung gaben. Nur in einem der geringsten Dörfer, dem ohnehin die Ernte für dieses Jahr durch einen Hagelschlag war geschmälert worden, ging es nicht ganz nach Willings Wunsch. Einige junge Officiere, die Wild- und Grobseyn für die Haupterfordernisse eines guten Kriegers hielten, hatten nicht so ganz bequem einquartiert werden können, als sie es verlangten und ihr Wettern darüber war so laut, daß die gemeinen Soldaten, die immer in den Ton stimmen, welchen ihre Vorgesetzten angeben, anfingen, sich einige schändliche Erpressungen erlauben zu wollen. Kaum hatte Willing Nachricht davon erhalten, so eilte er, um seine Bauern in Schutz zu nehmen, die ihm täglich werther wurden, weil sein

Herz fast nichts anders mehr hatte, an das es sich anschließen konnte. Er machte Anfangs bescheidene Vorstellungen, als aber diese kein Gehör fanden, sprach er ernstlich, und der nachdrückliche Ton, mit welchem er den jungen Officieren sagte, daß ihr König seinem Fürsten und jedem seiner Unterthanen hinlängliche Genugthuung gegen jedes Unrecht verschaffen würde, brachte die Herren auf andere Gedanken, und wenigstens zum Schein wurden zwey Soldaten festgenommen, für welche die Bauern nachher selbst noch baten.

Um eben diese Zeit wurden dem Amtmann verschiedene Kommissionen übertragen, und wegen einiger andern außerordentlichen Geschäfte hatten sich die gewöhnlichen sehr gehäuft; er konnte daher seinem Gram weniger nachhängen, und der Eifer für den Dienst des Staats erstickte die Seufzer, die ihm sonst die Erinnerung an seinen großen Verlust auspreßte.

Die Tage fingen an merklich länger zu werden, auf den umliegenden hohen Bergen wurden die schwarzen Lücken im Schnee immer größer, an heitern Tagen thauete die Sonne alles auf, was die Nacht gefroren war, und die sorgsame Gertraud dachte schon ernstlich auf die Bestellung des Gartens. Denn diese Alte besorgte Willings Wirthschaft so redlich und eifrig, als wären noch ein Paar Töchter auszustatten. Zu ihrer Erleichterung hatte er noch ein Bauermädchen ins Haus genommen, aber es war noch sehr jung und hatte immer etwas außer dem öden Hause bey Bekannten und Gespielinnen zu besorgen und vergaß dann, — wie junge Mädchen thun, — der vielen Gedanken wegen, bisweilen ihre Geschäfte. Wann dann Willing die Henke am Eimer rasseln und die alte Gertraud sagen hörte: „Ist der Wildfang wieder fort und hat das Holz und Wasser vergessen!" so war er rasch beym Brunnen und harrte auf die gute Magd mit dem vollen Eimer, den er schon herauf gewunden hatte, ehe sie an den Brunnen kam; und ehe sie sichs versah, war er auch mit einem Arm voll Holz in der Küche. Es war dann der treuen Magd als müßte sie weinen, sie dachte an Lottchen und Lieschen. Freilich bekam das vergessene Mädchen Abends beym Schlafengehn Vorwürfe, daß der Herr Amtmann sich heute selbst hätte bemühen müssen; aber dieß diente nur dazu, um das gute Kind desto eher einzuschläfern und Willing konnte nach einem solchen Vorgang Abends im Pfarrhause immer fröhlicher seyn und er brachte dann gewiß den Kindern Aepfel mit. Wenn er des Abends nach Hause ging, und das große und kleine Grab auf dem Kirchhofe sah, dann schlich ihm wohl eine Thräne der Wehmuth über die Wange aber er dachte alsdann, daß er bald nach S. reisen würde.

Der redliche Pfarrer in Holzhausen und seine Frau hatten schon etliche Mal mit einander gesprochen, daß es doch besser wäre, wenn der Amtmann heirathete; aber man hatte bis jetzt noch ihn immer geschont und seiner Einsamkeit nicht erwähnen wollen, um die Wunde nicht aufzureißen, welche die Zeit mit einer dünnen Haut zu überziehen begann. Es war ein heiterer Märztag und der Winter hatte die vergangene Nacht sein letztes Gewand umgeworfen; aber der Schnee konnte nicht lange liegen bleiben und der nahende Frühling hatte ihn schon wieder größtentheils von den Dächern gehaucht. Der Amtmann war bald nach dem Mittagsessen ins Pfarrhaus gegangen und die Pastorin dachte, jetzt wäre eine gute Gelegenheit ihre Heirathsanschläge vorzubringen, welche die Weiber nicht lange auf dem Herzen behalten können. Ihr jüngstes Mädchen war eben in der Wiege erwacht,

sie hatte ihm seinen Theil Milch und Zwieback gegeben und es auf den Schooß genommen, wo es mit den zum Theil zerbrochene Ueberbleibsein vom Christfest spielte, welche die älteren Kinder nicht mehr in Ehren hielten. „Aber, Herr Amtmann, fing sie an, es ist gar nicht schön, daß Sie so allein bleiben, Sie müssen heirathen; ich will nicht hoffen, daß die zeremonienreiche Frau Schulmeisterin noch lange meine einzige Gesellschaft bleiben soll. Machen Sies kurz, es hilft nichts, Sie müssen heirathen."

„Heirathen — sagte der Amtmann, darauf habe ich schon in frühern Jahren, als ich noch Advokat war, Verzicht gethan und seit der Zeit bin ich so frostig und kalt geworden, daß mich auch Keine wird haben wollen."

Haben wollen? — sagte die Pastorin, das meinen Sie nur!" und ihr Gatte sah sie und den Amtmann mit großen Augen an.

„He! Vater! Vater! Herr Amtmann! geschwind! geschwind! den prächtigen Schneemann im Garten! Karl hat ihm die Ofengabel in die Hand gegeben," und im Hui war Fritz wieder im Garten und der Vater und der Amtmann, der dadurch glücklicher Weise aus seiner Verlegenheit gerissen wurde, gingen und betrachteten den stattlichen Schneemann.

Endlich kam der nachgesuchte und längst sehnlich erwartete Urlaub an, und der Amtmann trat seine Besuchsreise zu seinen lieben Verwandten an. Sein sonst munteres Pferd fing am ersten Tag gegen Abend an zu hinken, und Willing, welcher gerne noch eine Meile gemacht hätte, sah sich genöthigt, in einem freundlich an der Straße gelegenen Dörfchen sein Nachtlager zu nehmen. Als er im Wirthshause angekommen war erkundigte er sich sogleich nach einem geschickten Hufschmid und begleitete den Hausknecht mit seinem Pferde dahin. Hier erfuhr er leider, daß sein Pferd vernagelt und er wohl einen Tag sich aufhalten müßte, um dem armen Thiere die zur Heilung nöthige Ruhe zu gönnen.

So gerne Willing die Reise zu seiner theuren Schwester beschleuniget hätte, so mußte er sich doch in die eiserne Nothwendigkeit schicken und einen Tag und zwey Nächte in diesem Dorfe still liegen. Was ihm diesen Aufenthalt erträglicher machte, war das reinliche Wirthshaus mit seinen Bewohnern, die sich von den Bauern durch Bildung und Kleidung unterschieden, und die äußerst reizende Gegend, welche er unterdeß zu besehen sich vornahm. Noch an demselben Abend machte er einen Spaziergang durchs Dorf und ergötzte sich an dem Anblick der vor den Thüren plaudernden Landleute, um welche Kinder spielten. Da er bald am Ende des Dorfs um eine Ecke bog, erblickte er einen Priester mit dem Allerheiligsten in ein Häuschen eilen, aus welchem bald darauf drey Kinder jammernd stürzten und sich dann dem lautesten Schmerz überließen. Willing, gerührt von dem Jammer dieser Kleinen, erfuhr von ihnen unter Schluchzen, daß ihr geliebter Großvater schwer krank läge und die letzte Oelung empfinge. Der Amtmann tröstete sie theilnehmend und versicherte, daß ihr Großvater, obgleich sehr krank, wenn es Gottes Wille sey, dennoch wieder besser werden könne. Mit diesen Worten trat er in die Hütte. Als er hier eine kleine, nur angelehnte Thür leise aufschob, zeigte sich seinem Blick die rührendste Gruppe: auf einem niedrigen Lager ein Greis, dessen matter Blick sich nach der ewigen Wohnung sehnte, zu den Füßen des Sterbenden kniete eine junge Frau und an der Seite desselben mit dem Rücken zu dem Eintretenden gekehrt, lag auf den Knien ein Engel in der schlanksten, in Weiß gekleideten Mädchen-

gestalt, und sprach dem Leidenden bald süße Worte des Trostes zu, bald benetzte sie seine brennenden Lippen mit einem labenden Saft. Der Greis nannte sie in gebrochenen Worten seinen und seiner Familie Engel. Der Geistliche und der Amtmann von diesem himmlischen Bilde bis zu Thränen gerührt, wurden endlich von der jungen Frau entdeckt und setzten durch ihre Erscheinung das Mädchen in keine geringe Verwirrung. Sie erhob sich schnell, drückte den Kranken noch einmal die Hand und verschwand mit einer leichten, im Vorübergehen gemachten Verbeugung. Willing war beym Anblick der schönsten edelsten Züge dieses Mädchens, wie bezaubert. Der Priester verrichtete indeß sein Amt und verließ den Kranken in Ruhe und Ergebung.

Der Amtmann reichte der sanft weinenden Frau die eine und dem Greise die andere Hand und bat um Entschuldigung, daß er als Fremder zu einer so traurig - feierlichen Gelegenheit bey ihnen erschiene, und erzählte dann, wie ihn Mitleid mit den jammernden Kindern in ihre Hütte geführt habe. Der Greis meinte bey einer solchen Gelegenheit könnten nur gute Menschen erscheinen, wie sein Engel Amalie aus dem wüsten Schlosse und dazu müßte er auch wohl gehören, sonst könne er nicht solchen Antheil an ihrer Lage nehmen. Willing durch diesen Vergleich sehr neugierig geworden, fand bald Gelegenheit, bey der jungen Bäuerin nach der eben genannten Amalie sich näher zu erkundigen und erfuhr, daß sie mit ihrem Vater, einer Magd und einem alten Neger vor noch nicht langer Zeit in dieser Gegend angekommen und von dem Gutsherrn des Dorfes die Erlaubniß erhalten hätte, sich in dem alten verfallenen Bergschlosse anzusiedeln, dessen Lage dem menschenscheuen Vater so sehr gefiel. Dieses junge Mädchen, fuhr die Bäuerin fort, sey nun der rettende Engel des Dorfs, das durch Mißwachs und Krieg so sehr gelitten hätte, daß die Hälfte der Einwohner sich nicht satt essen könnte, wenn Amalie sie nicht täglich unterstützte. Willing dankte der jungen Bäuerin für ihre Mittheilung und entfernte sich mit den besten Wünschen für die Genesung des Greises und voll von dem Bilde des herrlichen Mädchens,

(Der Schluß folgt.)

Die Geschicklichkeit eines Blinden.

Der Engländer John Metcalf verlor sein Gesicht in frühen Jahren, so daß er von dem Lichte und seinen Wirkungen nicht die geringste Vorstellung hatte. Trotz seiner Blindheit war er in frühern Jahren Postillon und machte auch gelegentlich auf Wegen des Nachts oder bey hohem Schnee den Wegweiser.

So viel Erstaunen dieß bey einem gänzlich Blinden erregen mag, so war doch das, was er späterhin unternahm und ausführte, noch wunderbarer. Er wurde Wegaufseher in gebirgigen und unwegsamen Gegenden und legte mehrere sehr treffliche Straßen an. Man fand ihn oft, wie er bloß mit Hülfe eines langen Stabes die Wege durchstrich auf Anhöhen hinaufkletterte, Thäler untersuchte, um zu bemerken, in wiefern sie seinen Absichten entsprächen. Die Pläne, welche er entwarf und die Berechnungen, welche er anstellte, waren auf eine ihm ganz eigne Art verfertigt. Die meisten Wege über Peak in Derbyshire, besonders um Buxton herum, sind nach seinen Anweisungen geändert und verbessert worden.

Anfrage.

Welches ist bis jetzt der höchste und mittlere Ertrag an Branntewein aus einer zu bestimmenden Quantität und Qualität Getreide?

C. A.

Auflösung der Charade in Nro. 104:
Eulenspiegel.

№ 2.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 3. April 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Auf die Versprechungen seiner Regierung und der französischen Generale beruhigte sich das Volk bald. Kaum aber hatte der Aufstand sich gelegt, so berief Mürat noch in derselben Nacht einen Kriegsausschuß, um den Opfern seines gedemüthigten Stolzes scheinbar den Prozeß zu machen. Dieses feile Gericht, das den General Grouchy zum würdigen Vorsitzer hatte, verdammte die Unglücklichen ungehört, und so ward jeder, der mit Waffen in der Hand oder bey dem Waffen im Hause gefunden wurden, erschossen. Kein Alter wurde berücksichtiget, Jung und Alt wurde gleich schuldig geachtet; die Einwohner von Madrid und die arglosen Reisenden, welche, unkundig der Vorfälle des Tages, mit den gesetzlich erlaubten Waffen nach der Stadt gekommen waren, wurden ebenfalls der Strenge dieses Blutgerichts unterworfen. Der Gatte wurde aus den Armen der Gattin, der Sohn von seinen betagten Aeltern gerissen und doch begnügte sich Mürat nicht mit diesen Befehlen; er rühmte und brüstete sich damit, um dem gesammten Volke seine Verachtung zu zeigen und es desto mehr in Schrecken zu jagen. Die Kirche Solidad, im Mittelpunkte der Stadt, der besuchteste und heiligste Ort, wurde zu dem Ende entweiht und in einen Tempel der Gottlosigkeit verwandelt, wo die Opfer von Mürats Wuth fielen. An dieser heiligen Stätte wurden die ersten hundert Personen theils enthauptet, theils erschossen. Das Todesröcheln und der letzte Seufzer derer, welche nicht recht getroffen waren, wurden in den angränzenden Häusern gehört. Das Vincentthor und der Padro waren ebenfalls Oerter, wohin gegen sechshundert Opfer gebracht und förmlich nacheinander hingerichtet wurden. Am dritten Tage folgten noch mehr Hinrichtungen, wiewohl Mürat der Regierung versprochen hatte, es solle kein Blut mehr fließen. Zwey Tage lang ließ er die Leichname unbegraben zur Schau liegen, um durch seine Macht und Rache Schrecken einzuflößen. Ein so blutiges, selbst den wildesten Völkern fremdes

Verfahren mußte nothwendig die entgegengesetzte Wirkung thun. Die edlen, hochherzigen Spanier mußten erbittert werden und ihren grausamen Unterdrückern im Herzen Haß und Rache schwören.

Wenden wir nun unsern Blick auf die verrätherischen Auftritte in Bayonne, wo Bonaparte von Karl und Ferdinand die Abdankung der spanischen Krone für seine Familie zu gewinnen bedacht war. Die gegenseitigen Auseinandersetzungen, Anordnungen und Vorschläge zwischen dem gefangenen Vater und Sohn gingen dem hastigen und gewandten Betrüger zu langsam und waren ihm zu zweydeutig. Er suchte also auf kürzerem Wege zu Stande zu kommen.

Am 5. May, Nachmittags um 4 Uhr, besuchte Se. kaiserl. Majestät den alten König und die Königin von Spanien. Bey diesem Besuche waren außer ihren Majestäten gegenwärtig der Infant Don Carlos, Godoy, die spanischen Granden, welche den neuen König auf seiner Reise nach Bayonne begleitet hatten und der spanische Minister D. Pedro Cevallos. Nach einer über eine Stunde langen Unterredung wurde Ferdinand von seinem Vater hereingerufen, um in Gegenwart des Kaisers die unangenehmsten und erniedrigsten Dinge zu hören. Die Königin wandte sich nämlich mit Leidenschaftlichkeit zu Ferdinand und sagte: „Verräther, Jahre lang hast Du auf den Tod des Königs, Deines Vaters, gesonnen; aber Dank der Wachsamkeit, dem Eifer, der Rechtschaffenheit des Friedensfürsten, Du hast Deinen Zweck nicht erreicht, weder Du noch Deine schändlichen Mitverschwornen. Ich sage es Dir ins Angesicht, daß Du mein, aber nicht des Königs Sohn bist. Und doch ohne ein andres als Deiner Mutter Recht auf die Krone zu haben, hast Du sie uns mit Gewalt entreißen wollen. Aber ich bewilli-ge und fordere, daß Kaiser Napoleon Schiedsrichter zwischen uns sey, Napoleon, dem wir unsere Rechte abtreten und übertragen; ihn rufe ich an, Dich und Deine schändlichen Mitschuldigen als Verräther zu bestrafen und überlasse ihm das ganze spanische Volk."

Dieser Auftritt, wo eine Königin ihren rechtmäßigen Sohn, in Gegenwart des Königs, seines rechtmäßigen Vaters, zum Bastard macht, und vor ihrem Gatten ihre eigene Schande ausruft, ist so neu und einzig, daß man wohl daran zweifeln müßte, wäre er nicht von Augenzeugen bestätigt worden. Man hat nicht unwahrscheinlich vermuthet, es sey kein Erguß der Leidenschaft, sondern eine zwischen der Königin und Bonaparte getroffene Verabredung gewesen.

Napoleon unterbrach endlich die heftige Rede der Königin und sagte: „Nein, ich gebe Ferdinand die Krone von Neapel, Karln die von Hetrurien und jedem eine meiner Nichten zur Gemahlin. Laßt sie sich erklären, ob sie diesen Vorschlag annehmen!"

Nach langem Schweigen erwiederte D. Carlos: „Kaiser, ich war nicht zum König, sondern zum Infanten Spaniens geboren." Ferdinand schwieg. Bald darauf sagte Bonaparte: „Prinz, Ihr habt zu wählen zwischen Abtretung und Tod." Sechs Stunden Bedenkzeit wurden ihm gegeben. König Karl unterstützte Napoleons Drohung und befahl seinem Sohne, durchaus auf die Krone zu verzichten, bey Strafe, mit seinem ganzen Hofhalt als Thronräuber und Verschwörer gegen des Vaters Leben behandelt zu werden. Diesen Antrag genehmigte Ferdinand, weil er mehrere in Karls Drohung mit begriffene Personen nicht in sein Mißgeschick verflechten wollte. Am Tage darauf verzichtete er, dem Befehl gemäß, in einem Briefe, nachdem er die

dringenden Umstände angeführt. Hierauf nahm man Ferdinand seinen Staatswagen und seinen Ehrendegen ab. Nur der Befehlshaber derer, die ihn bewachten, folgte ihm, ein Jude, welcher zu der Bayonner Nationalwache gehörte.

An demselben Tage (am 5. May) wurde auch eine Abdankung vom Friedensfürsten im Namen Karls IV., und vom Marschall Düroc im Namen des französischen Kaisers genehmigt und unterzeichnet. In der Einleitung ist als Grund dieser außerordentlichen Verhandlung angegeben, die Rettung Spaniens von Partheyung und Krieg nach Innen und Außen, die Bewahrung der Einheit der Monarchie nebst den Pflanzstädten und die Verbindung Frankreichs mit Spanien, um einen Frieden zur See zu erhalten. Diese Abdankungsurkunde enthielt eine Menge Artikel über den Aufenthalt des Königs, der Königin und der Infanten von Spanien auf französischem Boden, über den Rang, welchen sie haben sollten, welcher der in Spanien behauptete war. Durch die Abtretungsurkunde des Prinzen von Asturien, unterzeichnet zu Bayonne den 10. May, sicherte ihm der lügenhafte Kaiser den Titel königliche Hoheit, versprach ihm das Besitzthum von Navarra in der Normandie abzutreten und daneben einen Jahrgehalt an Geld.

Blitzschnell wurden die am 2. May vorgefallenen Ereignisse den Landschaften mitgetheilt. Der Alcade von Mostoles, einem Dorfe ungefähr 2 Stunden von Madrid, theilte den Augenblick, als er von dem Aufstand gehört hatte, mit Vaterlandsglut die Nachricht allen südlichen Landschaften Spaniens, die nicht im Besitz des Feindes waren, in einem kraftvollen Aufruf mit, der wohl verdient aufbehalten zu werden:

„Das Vaterland ist in Gefahr, Madrid das Opfer französischer Treulosigkeit; Spanier, eilt, es zu retten!"

Den 2. May 1808.

Der Alcada von Mostoles.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Kraft des Bluts.

Schon mehrere Male kam mir beym Lesen des Monologs des Wilhelm Tell's in den Sinn, nachzuforschen, woher der unsterbliche Dichter die Idee gefaßt haben könnte, den Tell sagen zu lassen: „Läßt sich's der Jäger nicht verdrießen, Tage lang umher zu streifen in des Winters Strenge, von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun, hinanzuklimmen an den glatten Wänden, wo er sich anleimt mit dem eignen Blut, um ein armselig Gratthier zu erjagen."

Ich vermuthete, der unsre höchste Achtung verdienende Schiller habe bey dieser Beschreibung der Beschäftigung eines Alpenjägers seiner Phantasie freien Spielraum gelassen, um das Gemüth des Zuschauers für den Schützen Tell einzunehmen, und ich fand es nicht wahrscheinlich, daß man sich mit seinem eignen Blute an Felsen anleimen könne.

Jetzt finde ich aber in einem alten Buche, in der Beschreibung des Pilatusberges in der Schweiz, folgende Stelle:

Auf diesem hohen und mit vielen steilen Felsen und Abgründen versehenen Gebirge werden Gemsen, Rehböcke und Steinböcke gejagt. Fünf oder sechs Jäger theilen Alles unter sich und werden in allen Herbergen, wohin sie kommen, frei gehalten. Da das Wildpret, welches sie tödten, gemeiniglich in den Abgrund stürzt, so sind die Einwohner, die es finden, so treu, es ihnen einzuliefern. Dieses erspart ihnen viele Wege; denn sie müssen sonst öfters drey bis vier

*

Meilen reisen, um ein Stück aufzunehmen, das sie zwanzig Schritte von sich entfernt, getödtet haben.

Die Gewinnsucht, die bis in diese Gebürge gedrungen ist, kostet oft den Jägern das Leben, wenn sie am schroffen Felsen hinunter gestiegen sind und nicht wieder hinauf kommen können. Alsdann nehmen sie zu einem Mittel ihre Zuflucht, das man mit Entsetzten lesen und kaum glauben wird, ob es gleich gewiß genug ist. Sie schneiden sich mit ihren Messern Striemen in die Füße und Hände und halten dann die Wunde an den Felsen, so gerinnt das Blut und wird zu einem zähen Leime, der ihnen zur Befestigung dient. Wenn sie die Hand auf diese Weise lange daran halten, haben sie Mühe, sie wieder los zu reißen. Ehe sie die eine Hand loß reißen, kleben sie die andere schon wieder fest, und machen sich also auf ihre eigene Kosten eine neue und erschreckliche Art von Leitern, um in die Höhe zu klettern.

Man sieht dann die ganze Schwere eines Menschen an seinem Blute hängen, und wer sollte es nun wohl diesem Lebenssafte nicht zutrauen, daß die Kunst der Natur felsenharte Gebeine aus demselben verfertigen könne, die noch viel größere Last tragen? —

Dieses kann zugleich als Seitenstück zu dem in Nro. 102 dieses Blatts angeführten Beyspiele von außerordentlicher Heilkraft der Natur dienen.

..pk..

Schöne und wohlfeile Gewächse zur Verzierung der Begräbnißplätze und der Lustgärten.

Da es Bremens Einwohnern zur schönen und rührenden Sitte geworden ist, die Begräbnißplätze und Gräber ihrer Verwandten geschmackvoll zu verzieren und bey angenehmem Wetter zur Erinnerung und Erbauung mit ihren Familien dahin zu wallfahrten, so wird es meinen geehrten Mitbürgern gewiß angenehm seyn, zu solchen Grabverzierungen passende Gewächse kennen zu lernen, die man für eine Kleinigkeit zu kaufen Gelegenheit hat.

Vor allen anderen eignet sich dazu das Epheu oder Wintergrün (Hedera Helix), mit einem von Form und Farbe malerischen Blatte; diese Schmarotzerpflanze treibt viele Ausläufer oder Zweige, die sich mit ihren keilförmigen Wurzeln in die Borke der Bäume, Mauern und Felsen einsaugen und diese in jeder Jahrszeit mit einem schönen Grün, das zuweilen auch ins Braune und Rothe übergeht, bedeutungsvoll schmücken. Will man Epheu verpflanzen, so muß man immer solches nehmen, welches auf dem Boden fortkriecht und noch keinen Gegenstand, als einen Baum, worein es seine Wurzeln hat schlagen können, erreicht hat.

Mayblumen (Lilien ; Konvallien), wovon man hier zwey schöne Arten mit wohlriechenden Blumen in den benachbarten Gehölzen wild findet. Die gewöhnliche (Convallaria majalis) zeichnet sich durch ihre schönen weißen und wohlriechenden Blumen zwischen dütenförmigen Blättern sehr aus. Die große Mayblume (Convallaria multiflora), deren gebogener Stengel eine schöne Beblätterung hat, unter welcher weiße mit Grün schattirte Blumenglöckchen hängen, die einen eigenthümlichen, für Manchen angenehmen Geruch ausduften.

Einige Farrenkräuter mit ihren schönen feder- und fächerförmigen Ausbreitungen, die sich aus einem Knauel entwickeln, geben, mit Blumen und breiten Blättern untermischt, eine sehr

interessante Verzierung der Gräber und Grabsteine, so wie der Lustgärten.

Bittersüß (Solanum Dulcamara), ein Strauch, der gerne zwischen anderen Sträuchen durchwächst, um sich daran zu halten; hat herabhängende Zweige und Lodern mit schönen violetten Blumenbüscheln, die rothe Beeren tragen.

Das wilde Geißblatt (Lonicera Periclymenum), mit rothen, gelben und weißen, sehr stark und vorzüglich im Freien angenehm duftenden Blumen; blüht, besonders wenn man die verblüheten Blumenbüschel abbricht, beständig bis zum eintretenden Froste. Die Verpflanzung dieses Strauches geschieht am besten im Herbste oder im Monath Februar, so daß sie jetzt, wegen seiner frühen Vegetation, schon zu spät ist.

Alle diese Gewächse kann man in Zukunft hier zu einem sehr billigen Preise bekommen und deßfalls bey der Expedition des Bürgerfreundes seine Bestellungen machen, die unentgeltlich besorgt werden.

Die größte Perle.

Ein im letzten April von Java angekommenes Schiff brachte dem Statthalter zu Madras ein außerordentliches und einziges Naturproduckt nämlich eine Perle von noch nie gesehener Größe und Schönheit. Die Gestalt derselben ist ein etwas unregelmäßiges Oval, beynahe 2 Zoll lang; ihre Farbe ist das reinste Milchweiß. Mit Hülfe einiger äußerlich an derselben angebrachten Zierrathen hat man ihr die Gestalt einer Wassernymphe gegeben, die eben ihr Haar kämmt. Der Leib der Nymphe besteht ganz aus jener Perle, Kopf, Schultern und Arme sind von weißem Email; der untere Theil des Körpers in Gestalt eines Fisches, ist von grünem Email und sehr künstlich angepaßt; auf der Rückseite desselben stehen die Worte: Fallunt aspectus cantusque Sirenis (der Sirene Anblick und Gesang verführen). Dieses ausserordentliche Kunstwerk soll auf Befehl des javanischen Statthalters verkauft werden, um einige Forderungen der Regierung an die Eigenthümer zu decken. Es ist schwer, den Werth davon zu bestimmen, da diese Perle an Größe und Schönheit alle bis jetzt bekannten so sehr übertrifft und der komparative Maßstab fehlt. Noch wissen wir nicht, ob die Perle zur Befestigung der goldnen Zierden durchbort ist oder ob diese bloß äußerlich daran befestigt sind; nach der Schätzung europäischer Jouweliere verlieren Perlen, wenn angebohrt, die Hälfte ihres Werthes.

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Johann Polemann wurde im Jahre 1520 anfangs zum Feuer verurtheilt, hernach aber aus Gnade enthauptet, weil er durch Teufelskünste den Leuten die ihnen gestohlenen Sachen anwies und verborgene Schätze anzeigte.

Im Jahre 1520 bey einem Kirchspiels Konvent in Ansgarii Kirche, da die Gemeinde überlegte, ob sie einen Evangelischen Prediger wählen wolle und hierüber unter sich uneinig wurde, gerieth Diederich Gröning so in Hitze, daß er mit der Hellebarde, womit er übers Feld zu gehen begriffen war, einem Barbier Segebade, einem eifrigen Katholiken, einen so heftigen Schlag versetzte, daß dieser blutend zu Boden fiel. Wegen dieses an heiliger Stätte vergossenen Bluts wurde die Kirche vom Papst in den Bann gethan und blieb verschlossen, bis im folgenden Jahre Heinrich von Zutphen nach Bre-

men kam und als der erste evangelische Prediger in Ansgarii Kirche predigte. Es ist merkwürdig, daß diese Kirche gewissermaßen mit Blut eingeweih't ward. Wie nämlich ihr Bau im Jahre 1244 vollendet war, fiel ein Bogen mit dem Gewölbe des Chors herunter und zerschmetterte den Baumeister nebst vier Gesellen.

Im Jahre 1525 wurde Albert Arnssen, Prior und Lesemeister bey den schwarzen Mönchen und dieses Ordens Prediger, nebst zwey andern Priestern, bis dahin der Stadt verwiesen, daß sie vermöchten, aus der heil. Schrift zu beweisen, daß der Rath unrecht gehandelt, indem er die lateinische Sprache bey den Kirchenceremonien abgeschafft und die Ausspendung des heiligen Abendmahls unter beyderley Gestalt eingeführt hatte.

Zu gleicher Zeit wurde ein Prediger an unsrer lieben Frauen Kirche, Marten Stedenberg, seines Dienstes entsetzt und verwiesen. Er hatte der Gemeinde, wie sie ihn ermahnt, Gottes Wort rein und lauter zu predigen, geantwortet: Das Singen der Messe habe er wohl gelernt, nicht aber das Predigen.

Im nämlichen Jahre wurde Henrich David am Pranger gestäupt, ihm ein Ohr abgeschnitten und er dann der Stadt verwiesen, weil er seines Bruders Frau entführt und länger als ein halbes Jahr mit ihr im Ehebruche gelebt hatte.

Im folgenden Jahre wurde dem Johann Stratmann das Messer durch die Hand geschlagen, weil er die Wache vor dem Rathhause mit einem bloßen Messer angefallen hatte.

Mittel gegen die Trunkenheit.

Den Einen macht vieles Trinken stumm; den Andern gewaltig plauderhaft. In R. lebte ein angesehener Mann, der sich nach und nach den Trunk angewöhnte und wenn er sich berauscht hatte, so tobte und wüthete er, schwatzte und schlug er alles in Stücken. Seine Gattin gab sich alle Mühe, ihm diesen Gang abzugewöhnen, aber vergebens. Sie entschloß sich daher endlich zu einem Mittel, welches die besten Folgen hatte und welches auch bey andern Trinkern, nur anders gestaltet helfen würde.

Als ihr betrunkener Gatte einst in tiefen Schlaf gesunken war, ließ sie ihn in ein Irrhaus bringen und in eine Zelle für Wahnsinnige einschließen. Beym Erwachen erblickte er allenthalben herum und da sah er zu seinem Erstaunen, daß er sich an einem ganz unbekannten Orte befand. Statt seiner gewöhnlichen Kleidung lag neben seinem Bette ein Narrenkleid und eine Narrenkappe. Voll Schrecken sprang er auf und lief erst an die Fenster und dann an die Thür; beyde aber waren mit eisernen Gittern verschlossen. Sein Schrecken wurde noch dadurch vermehrt, daß er vom Fenster aus andere Wahnsinnige in seiner Nachbarschaft sah, welche aus ihren Zwingern herausstierten, ihn angrinzten und schimpften. Er schrie jetzt um Hülfe, aber vergeblich; niemand hörte auf ihn. Endlich zwang ihn die Kälte, das Narrenkleid anzuziehen.

Zu Mittage brachte man ihm, wie den anderen Wahnsinnigen, etwas weniges zu essen und einen Becher Wasser. Er klagte, jammerte, fluchte und bat, man möchte doch die einzige Barmherzigkeit für ihn haben und seine Gattin zu ihm bringen. Allein bald gab man vor, sie sey nicht zu Hause, bald, sie habe dringende Geschäfte; endlich sagte man ihm geradezu, seine Gattin wolle mit ihm als einem Wahnsinnigen nichts mehr zu thun haben.

Jetzt merkte er, daß ihn seine Neigung

zum Trunke in diese Lage versetzt habe; er versprach und gelobte feierlich, künftighin nie mehr zu viel zu trinken, wenn man ihm nur seine Freiheit wieder geben wolle. Dieß geschah; man ließ ihn los und wenn er in Zukunft sich einmal wieder vergaß und seiner alten Neigung den Zügel schießen lassen wollte, so durfte ihn seine Frau oder ein Freund nur zulispeln: „Das Irrhaus!" und er hörte augenblicklich zu trinken auf.

Wahre Seelengröße.

Als der edle Marschall v. Beauvau im Jahre 1763 Befehlshaber von Languedoc war, ließ er sich einen Kerker (man nannte ihn den „Thurm der Standhaftigkeit") öffnen, wo noch, wie er wußte, einige unglückliche Angehörige protestantischer Familien schmachteten, welchen man nichts vorwerfen konnte, als treue Anhänglichkeit an ihren Glauben. In den dunkeln Kerker tretend sah er vierzehn Frauen, die ihm zu Füßen fielen und schluchzend ihre Leidensgeschichten erzählten. Die jüngste, 50 Jahre alt, hatte als achtjähriges Kind ihre Mutter ins Gefängniß begleitet, die Mutter war gestorben die Tochter im Kerker alt geworden. „Ihr seyd alle frei!" rief Beauvau ihnen zu, unterstützte die Unglücklichen aus seinen eigenen Mitteln und führte diejenigen, welche noch Verwandte hatten, in den Kreis ihrer Angehörigen zurück. Beauvau hatte bereits vor seiner Abreise von Versailles um die Befreiung der Gefangenen angehalten, aber nichts als die Erlaubniß erhalten können, vier derselben nach eigener Wahl loszulassen. Er gab seinen Bericht in folgenden Worten: „Gerechtigkeit und Menschlichkeit sprechen gleich stark für diese Unglücklichen und ich habe mich wohl gehütet, eine Wahl zu treffen. Nach ihrer Freilassung habe ich den Thurm verschließen lassen, in der Hoffnung, daß man ihn nie wieder wegen einer solchen Sache öffnen werde." Der Minister Ludwigs XV. nahm dieß sehr übel auf. Unerhörte Neuerung! Mißbrauch des Vertrauens und der Amtsgewalt! Beauvau erhielt Befehl, von den vierzehn gefangenen Weibern zehn wieder einzusperren, und im Falle des Ungehorsams drohte man ihm, dem Könige Anzeige zu machen und verhehlte ihm nicht, daß er seine Befehlshaberstelle verlieren werde. Mit umgehender Post gab Beauvau die Antwort: „Es steht bey dem Könige, mir die Befehlshaberstelle zu nehmen, die er mir anvertraut hat; aber er kann mich nicht hindern, die Pflichten meines Amtes zu erfüllen, wie mein Gewissen und meine Ehre mir vorschreiben." Solche Tugend mußte Ehrfurcht gebieten und die vierzehn Opfer blieben frei.

Welt- und Geschäftserfahrungen.

Kleine Menschen, kleine Maßregeln, halbe Menschen, halbe Maßregeln.

Immer die rechten Maßregeln ergreifen, ist eine große Kunst. Wer diese nicht besitzt, bleibt entweder weit von seinem Ziele entfernt oder überrennt dasselbe; dauernd erreichen wird er es nie.

Die Tollköpfe treiben die Schwachen in Furcht und erreichen damit oft ihren Zweck. Kluge Leute wissen, daß es mehr Ketten in der Welt als tolle Hunde gibt.

Eine der herrlichsten und seltensten Erscheinungen in der Natur ist, wenn sich das Alter, aus eigener Kraft, durch die Begebenheiten, wie in der Fabel der Adler, verjüngt, und mit sei-

nen reichen Erfahrungen genährt die neue Bahn der Staatsgeschäfte betritt.

Beschränkte Köpfe werden durch ihre Berufsgeschäfte aufgezehrt. Das sicherste Kennzeichen eines großen unabhängigen Geistes ist, wenn die Geschäfte die zarten Empfindungen seines Gemüths nicht auszutrocknen vermögen.

In der Entfernung sieht man gewöhnlich die Dinge größer oder kleiner. Ihre wahre Gestalt erkennen nur die Weisen.

Der Nagel im Kopfe.

Der Ursprung aller Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten ist gemeiniglich in tiefes Dunkel eingehüllt. So sagt man z. B. von einem hochmüthigen Menschen: er hat einen Nagel im Kopfe. Der Sage nach soll dieses Sprichwort aus dem dreyßigjährigen Kriege herstammen. Es diente da bey dem schwedischen Heere ein Oberst, Namens Ißler, ein bescheidener Mann. In der Schlacht bey Leipzig wurde er mit einem krummen Nagel in den Kopf geschossen. Die Wundärzte bemühten sich vergebens, das tief eingedrungene Eisen herauszuziehen. Nun mußte, ohne daß der Versuch gelang, die Wunde zuheilen. Der Oberste genaß und blieb gesund, aber sein Gemüth veränderte sich. Er war nicht mehr so bescheiden, sondern höchst übermüthig und prahlte beständig mit seinem Nagel im Kopfe. Dadurch soll diese sprichwörtliche Spottrede in jedermanns Mund gekommen seyn.

W . . . t.

Die Audienz im Bette.

Ein russischer Gesandter, dem der König von Dänemark wegen seiner Krankheit im Bette Audienz ertheilen wollte, bestand darauf, daß für ihn ein Bette neben dem des Königs aufgeschlagen werden sollte, in das er sich in voller Kleidung legen wollte, um dem Ansehen seines Herrn nichts zu vergeben.

Der Charfreitag.

Er geht zum Kreuz! — es bebt die Erde,
Den höchsten Hirten reißt man von der Heerde,
Und nicht zusammen stürzt die Welt? —
Es siegen sie, des Weltversöhners Feinde,
Pilatus und Herodes werden Freunde, —
Dem Laster sich die Tugend frei entgegen stellt.

Er geht zum Kreuz! — um seine Scheitel flechten
Die Dornenkrone sie; — zu seiner Rechten,
Zu seiner Linken, ein Verbrecher stirbt.
Im Tode noch verheißt er ihnen Leben,
Für Alle hat ja er sich hingegeben,
Er ist's, der Allen nun das Heil erwirbt.

„Bald werden wir," — so tröstet, unter Schmerzen,
Er, der entsündigt uns, mit Blut von seinem Herzen —
„Bald werden wir im Paradiese seyn!
„O Vater! laß die letzte Bitte dir gefallen,
„Vergib, vergib doch nur den Sündern allen,
„Nicht wissend, was sie thun, ist ja auch keiner rein!"

„Mach', Gott der Liebe! meinen Leiden bald ein Ende,
„Nimm meinen Geist in deine Vaterhände,
„Verlass' im Tode nicht den einz'gen Sohn! —
„Es ist vollbracht!" — dieß seine letzten Worte,
Da theilten sich die Felsen, öffnete sich Edens Pforte,
Und, auf schwang er sich, zu des Ew'gen Thron!

O Christen! sinkt anbetend hin im Staube!
O Christen! — Euch beseel'ge nur ein Glaube,
Daß nie Ihr diesen Opfertod vergeßt. —
Hinauf auf Golgatha die heiligen Gedanken,
So werdet nimmer Ihr vom Pfad der Tugend wanken,
So bleibet der Charfreitag Euch das höchste Fest! —

v. e. Br.....n

№ 3.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 6. April 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Schrecklich wirkte die Nachricht von den Gräuelthaten der französischen Unterdrücker zu Madrid auf die Gemüther aller Stände; man erkannte jetzt die wahre Absicht des Korsen und bereitete sich überall auf eine furchtbare Rache vor.

Murat erließ indeß einen Aufruf, die Vornehmsten zu versammeln, welche Abgeordnete an eine zu Bayonne zu haltende Junta senden sollten, um einen Plan für die Ruhe und Sicherheit Spaniens zu entwerfen. Nur wenige stellten sich ein und größtentheils ohne gehörige Vollmacht. Dennoch wurde eine Junta zu Bayonne versammelt, die in der zwölften Sitzung (am 7. Jul.) eine neue Verfassung und Joseph Bonaparte als König annahm.

Die königliche Familie wurde sogleich nach der Entsagung in das Innere von Frankreich geführt. Der König und die Königin kamen am 20. May zu Fontainebleau an. Sofort ward der König mit einem vollständigen Jagdzuge beschenkt, eine Aufmerksamkeit Bonapartes, welche hinlänglich zeigte, wie er von dem Geiste seines königlichen Gefangenen dachte. Von Fontainebleau wurden sie am 22. nach Compiegne geschafft. Der Friedensfürst bewohnte, wenn er nicht um die Exmajestäten war, eine Villa in den Umgebungen von Paris. Die Königin von Hetrurien und ihr Sohn wurden unter besondere Aufsicht in ein Haus im Dorfe St. Mendez bey Paris gethan. Der unglückliche Ferdinand nebst seinem Oheim und Bruder kamen zu Valancey, einer kleinen Stadt in der Landschaft Berri, an, wo sie in einem Talleyrand gehörigen Schlosse wohnten. Die dieser unglücklichen Familie angewiesenen Einkünfte wurden eben nicht regelmäßig abgetragen, so daß sie nicht selten in Kleinigkeiten Mangel gelitten haben soll.

Joseph betrat am 9. July 1808 den spanischen Boden, im Geleite einer Wache von 4000 Italienern, mit ungefähr hundert Wagen seines Gefolges und den Mitgliedern der Bayonner Junta. Ehe sie nach Madrid kamen,

mehrte sich der Zug bis auf 10,000. Napoleon Bonaparte begleitete seinen Bruder bis nach Irun, einer kleinen Stadt an der Gränze beyder Reiche. Des Raubherrschers Zug hätte ihm eine gute Weisung werden können. Wo er erschien, herrschte ein düsteres und vorbedeutsames Schweigen; nicht Einer bewillkommte ihn mit wirklicher oder auch nur erheuchelter Freude; der Zug bewegte sich nach der Hauptstadt mehr wie ein feindliches Heer, als wie Königsgeleit.

Am 20. July hielt der neue König seinen öffentlichen Einzug in Madrid und an demselben Tage ging Bonaparte mit der Kaiserin nach St. Cloud ab, glücklich in dem stolzen Gedanken, dem Menschengeschlecht wieder einen neuen König aus seiner erlauchten Familie geschenkt zu haben.

Den Bonapartisten unerwartet erhob sich bald in allen Provinzen, die nicht von französischer Heeresmacht niedergedrückt waren, ein wie durch Begeisterung erweckter Aufstand gegen die aufgedrungene Herrschaft. Zu Sevilla bildete sich eine unabhängige Junta, welche in Ferdinands Namen regierte und die Rüstungen gegen die Franzosen leitete. Der Landschaft Valencia gebührt jedoch die Ehre, daß sie den heiligen Kreuzzug gegen ihre Unterdrücker zuerst begonnen, der nur mit ihrer Vertreibung vom spanischen Boden endete. Dort wurde das Schiffsvolk eines französischen, von einer englischen Fregatte verfolgten Schiffs, das in einem valenzianischen Hafen Zuflucht suchte, ins Gefängniß geschleppt und einige Tage darauf in einem neuen Wuthanfalle ermordet. Ueberall, wo spanische Beamte die französische Parthey begünstigen wollten, wurden sie ergriffen, in Ketten gelegt oder auf der Stelle erschlagen. Am 29. May stand der Pöbel zu Cadiz gegen den Generallieutenant Solano, Marquis del Toccaro, Generalhauptmann der Landschaft Andalusien und Statthalter, auf. Der Marquis hatte sich mit den Franzosen verbunden und als er sah, daß die Vaterländischgesinnten in Cadiz einen Verkehr mit dem Statthalter von Gibraltar eröffnet hatten, eilte er aus Madrid herbey und schleuderte Strafbefehle gegen alle, die mit den Engländern Verbindungen angeknüpft hätten. Der Verräther fand den verdienten Tod. In einem aufrührerischen Anfalle auf den Palast ward er ergriffen und auf die Straße geschleppt; aber auch hier siegten seine entarteten Leidenschaften über die Klugheit und Bonaparte's Macht und Rache verkündend schrie er, er sterbe gern für Napoleons Sache. Ein empörter Volksfreund schlug ihm mit einer Keule auf diese Worte das Gehirn aus.

Täglich erweiterte sich der Kreis der Vaterlandsliebe. Adel und Bauern, Prälaten und Handwerker, Alt und Jung, ja selbst die Weiber, alles stürzte sich, wie vom gemeinsamen Triebe beseelt, der Ehre, der Gefahr entgegen. Freiheit war der Gedanke, welcher sie im Kampfe begeisterte, ihrem Gemüthe rastlose Glut verlieh und jegliche Furcht außer der vor Unterwerfung und Knechtschaft verbannte. Nicht weniger als vier und zwanzig Universitäten waren in Spanien und mehrere darunter voll von Studirenden, welche sich selbst zu Freischaaren unter eigenen Namen, wie die von Brutus-, Cato- und Volksschaar vereinigten, auf ihren Panieren die Worte: „Freiheit oder Tod!" Doch alle diese Freiheitsschaaren würden wahrscheinlich den altgedienten Heeren Bonaparte's haben unterliegen müssen, wenn sie nicht von den Engländern kräftig unterstützt worden wären.

Der englische Admiral Lord Collingwood kam mit Schiffen an, um den Befehl über die englische Flotte vor Cadiz zu übernehmen; General Spencer langte hier mit 5 bis 6 Regimentern von Gibraltar an, zugleich auch zwey Schwe-

zerregimenter v. Marron und v. Watteville. Lord Collingwood bot seine Dienste an, die französ. Flotte zu bezwingen; aber Morla, der an Solano's Stelle zum Statthalter ernannt worden war, entschied ganz recht, dieß müßte den Spaniern ausschließlich vorbehalten bleiben. Die französische Flotte stand so, daß sie so wenig von den Kanonen der Kastelle, als dem spanischen Geschwader vor Cadiz erreicht werden konnte. Admiral Rossilly, der sie befehligte, wurde zur Uebergabe gezwungen, nachdem er einen starken Angriff von Kanonenböten, Bombenschiffen und den furchtbaren auf der Insel Leon errichteten Batterien bestanden. Napoleon verlor hier fünf Linienschiffe, eine Fregatte und 4000 Seeleute.

Indeß genügte die angelangte Hülfe weder dem Bedürfnisse noch den Erwartungen der Spanier; sie sandten daher Abgeordnete nach London, welche um nachdrücklichern Beystand bitten sollten. Diese wurden überall in London mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen und erhielten weit mehr, als sie erwartet hatten. Man bewilligte ihnen große Geldsummen, 5000 Gewehre, 30,000 Piken und unermeßlich viel Pulver und Kugeln. Außerdem versprach man noch eine baldige größere Unterstützung an Mannschaft. Alle Handelsstädte Großbritanniens und Irland wetteiferten mit einander bey Eröffnung von Unterschriften zum Besten der spanischen Vaterlandsfreunde.

Ehe aber Großbritannien eine größere Heeresmacht nach Spanien senden konnte, hatten die Volksfreunde viele ernste Auftritte mit den Franzosen gehabt.

Vier von den vierzehn Landschaften, in welche Spanien eingetheilt ist, waren durchaus, als der Aufstand im Anfange des Junius ausbrach, in den Händen der Franzosen. Navarra, Biscaya und die beyden Kastilien; auch waren diese im Besitz von Barcelona.

Die Spanier hatten einer großen, wohlgeübten und siegstolzen Armee nur ungeübte Aufgebote entgegenzustellen, die meistens ohne Uebereinstimmung handelten, weil sie keinen ausgezeichneten Anführer hatten. Viele Mängel jedoch ersetzte die ihnen bekannten Gebirge, eine nicht zu untdrückende Vaterlandsliebe und der Nationalhaß gegen die Franzosen, welcher von schwärmerischen Priestern noch mehr entflammt und durch die gewisse Hoffnung baldiger Unterstützung ausdaurender wurde.

Unter denen von der Junta angestellten Feldhauptmännern, Cuesta, Palafox und Castannos, war dem letztern der erste ausgezeichnete Sieg über die vom General Düpont angeführten Franzosen beschieden, welche über die Berge der Sierra Morena 15,000 Mann stark am 7. Jun. in Cordova einzogen und drey Tage lang die Stadt der ausgelassensten Plünderung freigaben. Als Düpont am 16. erfuhr, daß Castannos, an der Spitze von 20,000 Mann regelmäßigen Fußvolks, 25,000 Mann Reiterey und mit vielem Geschütz, nebst einer großen Anzahl Freiwilliger, im Anzuge sey, marschirte er mit seinem Korps von Cordova nach Andujar, wo er eine feste Stellung, den Fluß Guadalquivir vor sich, einnahm. Castannos wollte ihn nicht aus dieser stark verschanzten Stellung werfen, sondern begnügte sich, seine Zufuhr abzuschneiden und die Vereinigung seines Heers mit der ihm von Madrid aus zugesandten Verstärkung zu hindern. Düpont hatte sich auf Baylen zurückgezogen und seine Lage ward täglich trauriger, da er sich nicht mit einer unter dem unmittelbaren Befehl des Generals Vedel stehenden Abtheilung seines Heers vereinigen konnte. Es blieb ihm nichts übrig, als in dem verzweifelten Glückswurf einer

*

Schlacht Rettung zu suchen. Am 20. Jul. also, ungefähr um 3 Uhr Morgens, griff das 5000 Mann starke Heer unter Dupont die Spanier an, welche ihm 25,000 Mann entgegenzustellen hatten.

Der erste Anfall der Franzosen war so wüthend, daß die vordern Kompagnien der Spanier außerordentlich litten. Aber sie behaupteten ihren Platz, griffen die Franzosen mit Hülfe ihres Geschützes an und trieben sie auf allen Punkten vor sich her. Die Franzosen setzten dennoch den Kampf fort, erneuerten ihre Angriffe immer wieder, ohne andere Unterbrechung als die durch augenblickliche zur Bildung neuer Schlachtsäulen nöthigen Rückzüge bis Nachmittag halb ein Uhr.

Um zwey Uhr kam die Vorhut unter General Pena zum Gefecht und fing an ihr Geschütz auf den Feind spielen zu lassen; da wehte die Friedensfahne. Es erfolgte ein Waffenstillstand. Aber während desselben wurde die Abtheilung unter General Pena von der 6000 Mann starken Abtheilung unter General Vedel angegriffen, der, indeß Dupont mit den Generalen Reding und Coupigny im Gefecht war, von Carolina herauf kam. Der Harst von Cordova ward überfallen und nebst zwey Feldstücken gefangen.

Die Zahl der Todten und Verwundeten in der Schlacht von Baylen ward französischer Seits auf 3000, spanischer Seits auf 1200 berechnet. Die Verhandlung zwischen Dupont und Castannos dauerte nicht lange; der französische General mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Vedels Abtheilung war in der Ergebung mit einbegriffen, sollte aber zu Wasser nach Rochefort heimgesandt werden.

Bonaparte, in dessen Kriegsgesetzen Niederlage und Unglück keine mildernde Auslegung fanden, ließ General Dupont nach seiner Rückkehr vor ein Kriegsgericht stellen. Sein Urtheil war schon in den Taschen seiner Richter. Er ward zum Tode verurtheilt und sofort bey Fackelnschein erschossen, wiewohl offenbar seine Niederlage und Uebergabe nur von des Feindes drey Mal stärkerer Macht herrührten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Strauß.

Zu den Thieren, deren Eigenheiten wegen großer Entfernung von den kultivirten Menschen bey weitem noch nicht genug beobachtet werden konnten, gehört auch der Strauß. Noch vor 50 Jahren strotzten unsere Naturgeschichten von Fabeln, wenn sie auf ihn zu sprechen kamen. Jetzt haben die vielen Reisenden, die ihn in Afrika näher beobachteten und die Erzählungen von seinen Eigenheiten naher an Ort und Stelle untersuchen konnten, jene verdrängt, aber auch so manches mitgetheilt, das sichere Hoffnung macht, vieles möge noch verborgen seyn.

Schon Hiob gab einige Züge vor 3000 Jahren an, die bis auf die neuesten Zeiten immer erzählt wurden, zufolge dessen aber, was Lichtenstein mittheilt, doch theils ganz, theils mehr als zur Hälfte unwahr scheinen. Ich sage mit Fleiß scheinen. „Er läßt," sagt Hiob 39, 14, „seine Eier auf die Erde fallen, und läßt sie die heiße Erde ausbrüten. Er vergisset, daß sie möchten zertreten werden, und ein wild Thier sie zerbrechen. Er wird so hart gegen seine Jungen, als wären sie nicht seyn, achtet es nicht, daß er umsonst arbeitet, denn Gott hat ihm die Weisheit genommen, und hat ihm keinen Verstand mitgetheilt. Zu der Zeit, wenn er hochfähret, (bös wird) erhöhet er sich und verlacht beyde, Roß und Mann."

Vergleiche man diese Schilderung mit der

Lichtensteins, und man wird bald einen grellen Unterschied wahrnehmen. Der Strauß, sagt dieser, ist ein sehr kluges Thier *), dem im offenen Felde nicht leicht beyzukommen ist. Besonders sucht er den Ort seines Nestes zu verheimlichen. Er läuft nie gerade, sondern in großen Bogen darauf zu, und die Weiber lösen sich im Brüten entweder äußerst schnell oder nicht unmittelbar ab, so, daß der Beobachter getäuscht wird. Nicht wie Hiob angibt, brütet die Sonne die Eier aus, sondern, nämlich nach Lichtenstein, da die Strauße sich immer truppweise dergestalt zusammen halten, daß vier bis fünf Hennen mit einem Hahn beysammen sind, so wechseln die erstern immer am Tage mit dem Brüten, und der letztere nimmt es des Nachts auf sich. Auch überläßt der Strauß keineswegs dem Ungefähr seine Brut, wie Hiob angibt. Allerdings, sagt Lichtenstein, stellen Schakals, wilde Katzen ꝛc. den Eiern nach; aber eben darum brütet der Hahn in der Nacht, und oft findet man sie von dem Schlage seiner Klauen getödtet neben dem Neste liegen, und da die Hennen alle ihre Eier in ein gemeinschaftliches Nest legen, dieses aber sie nicht fassen kann, ob sie schon den Raum recht künstlich zu benutzen wissen, so legen sie die letzten außen um das Nest herum, um mit diesen, die nicht gebrütet werden, gleichsam Menschen und Raubthiere abzufinden, und so um so eher die im Neste selbst schützen zu können. Inzwischen auch diese anscheinende Verschwendung ist berechnet. Der Strauß füttert nämlich damit seine eben ausgekrochenen Jungen, und zertritt daher eines nach dem andern. Hiob hätte also auch hier wieder Unrecht, wenn er über die Härte des Straußes gegen die Jungen klagt: „als wären sie nicht da." Mit einem Worte, es scheint, als habe er überall geirrt, und ihm wäre denn das wohl zu verzeihen. Aber doch glaube ich, muß man über das, was die alten mittheilen, nie so streng und schnell aburtheln. Wollte man schikanren, so könnte man sagen, Hiob war Bewohner der Wüsten, wo der Strauß nistet, aufmerksamer Bewohner und Beobachter der Natur derselben. Seine Schilderungen der Antilope, des Löwen, des Nilpferdes, des Krokodills, des wilden Stiers, des edlen arabischen Rosses sind eben so poetisch, als wahr ausgeführt. Lichtenstein war nur Reisender, sollte er gerade hier Hiobs Unkunde aufgedeckt haben? das glaube ich nicht. Wahrscheinlicher wird es mir daher, daß, wenn er Recht hat, auch Hiob es habe, und zwar in wie fern jener den Strauß der nördlichen, dieser den der südlichen Afrikanischen Wüste beobachtete, die allerdings, 4000 Meilen von einander entfernt, wohl auch einige kleine Verschiedenheiten um so eher können wahrnehmen lassen, da das nordöstliche Afrika, Syrien und Arabien doch mehr von jeher kultivirt war, als die südlichen Afrikanischen Gegenden. Die Bemerkung Lichtensteins, daß der Strauß, wenn er wahrnimmt, sein Nest sey entdeckt, es augenblicklich zerstört, die Eier zertritt und es an einem andern Orte wieder aufrichtet, sticht in der That zu grell gegen die Gleichgültigkeit ab, die ihm Hiob schuld gibt. Die Kolonisten begnügen sich daher, wenn sie sein Nest entdecken, ein paar der außen herum liegenden Eier von Zeit zu Zeit wegzunehmen, und da sie sich lange halten, da sie sehr groß sind, bis drey Pfund wiegen, und Nahrung für vier derbe Magen abgeben, so haben sie um so mehr Grund zu einer solchen Schonung. In der Kapstadt wird das Stück mit zwölf Grote bezahlt.

Die schönen weißen Straußfedern liefert

*) S. seine Reise nach Afrika. 2. Th. S. 43.

nur der Hahn. Das Stück kömmt an sich an Ort und Stelle acht bis zwölf Grote, und wird nur im Tauschhandel wohlfeiler. Die Hennen liefern eben so schöne, aber graue, schwärzliche, die daher in Europa nur zu den zu färbenden taugen.

Sinnreicher Erwerb.

Zur Warnung mitgetheilt.

(Eingesandt.)

Mehrere junge Leute in T. pflegten am Abend ein gewisses an einem angenehmen Spaziergange gelegenes Wirthshaus zu besuchen, um sich da von den Anstrengungen des Tages zu erholen. Ein kluger Mann, Onkel von mehreren Nichten, beschloß, sich hier auch eine Erwerbsquelle zu eröffnen und ließ zu dem Behuf ein Lockvögelchen in der Nähe des Hauses herumflattern, während er selbst in einem Winkel auf der Lauer stand. Bald kam auch ein junger Mann aus dem Hause, gesellte sich zu dem Mädchen, nahm sie bey der Hand und schlenderte mit ihr den Spaziergang entlang. Wie von ungefähr führte ihn das wohl abgerichtete Mädchen vor dem Versteck des Onkels vorbey, der nun hervorsprang und den jungen Herrn heftig beym Arm ergriff und mit den Worten anfuhr: „Nein, so ungestraft, junger Mensch, verführt man meine Nichte nicht! vorwärts mit nach der Polizey!" Der erschrockne junge Mensch, der eine Entdeckung seines Namens und das Mährchen der Stadt zu werden fürchtete, bat den sogenannten Onkel, ruhig zu seyn und ihn nicht unglücklich zu machen, er wolle sich auch gern dankbar bezeigen; zugleich holte er Geld und Uhr aus seinen Taschen hervor und gab sie dem heftigen Manne, dem er auch noch obendrein versprach, in Zukunft noch ein Mehreres zu thun, wenn er ihn nicht verriethe. Der Erzähler hat bey seiner Durchreise durch T. nicht erfahren können, ob der junge Mensch noch ferner als Milchkuh in der Gewalt dieses Ungeheuers geblieben ist oder ob er sich einem redlichen Manne anvertraut, der jenen Betrüger entlarvt oder wenigstens durch Drohungen zum Schweigen gebracht hat.

An demselben Orte erfuhr ich noch eine traurige Geschichte von einem sonst liebenswürdigen jungen Menschen, Namens Z—s, der, von lockern Gesellschaftern verführt, beym Auslaufen täglich mehrere Wirthshäuser besucht, Gelder Namens seines Principals gehoben, untergeschlagen und bey seiner Zuhausekunft tüchtig auf die bösen Schuldner gescholten hatte, von denen er keinen Posten bekommen könne. Von ungefähr aber wird der junge Mensch unpäßlich, und der Principal sieht sich genöthigt, einen andern Lehrling aufs Einkassiren auszuschicken, der denn von mehrern vermeinten bösen Schuldnern die Nachricht bringt, daß sie schon an Z—s bezahlt haben, von dem sie auch die quittirte Rechnung vorzeigen. Der junge Mann wurde darüber zur Rede gestellt und zum Geständnisse gezwungen; da entdeckte sich denn ein Unterschleif von 300 Reichsthalern, die der junge Ausschweifende in wenigen Monathen verspielt und mit seinen Genossen verzecht hatte. Die armen Aeltern desselben sahen sich nun genöthigt, zur Deckung der Schande ihres Kindes von ihrem kleinen Vermögen jene Summe von 300 Rthlrn. zu bezahlen und den ungerathnen Sohn wieder zu sich zu nehmen. Bedaurungswürdige Aeltern! die in ihrem hoffnungsvollen Sohne schon ihres Alters Stütze sahen und jetzt — — —

P.

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahre 1526 ließ der Rath mittelst eines Proklams befehlen, daß Hänschen von Halberstadt, ein bischöflicher Hauptmann, welcher als ein Feind der evangelischen Lehre der Stadt Bremen unsäglich vielen Schaden zugefügt hatte, ihm lebendig oder todt geliefert werden solle. Zu Rekum wurde derselbe von einigen bremischen Abgeordneten ertappt, und wie er sich nicht gefangen geben wollte, von Götje Tielbar mit der Hellebarde erstochen. Sein Körper ward nach der Stadt gebracht und auf dem Stephani Kirchhofe begraben.

Im Jaher 1529 wurde der Rathsherr Henrich von Suhling in seinem Wohnzimmer am Abend von Hans Hoyer wegen des durch den Senat abgeschafften Papstthums mörderischer Weise überfallen und am Kopfe verwundet, dann auf ein Pferd geworfen und mit verbundenen Augen ins Stift Münster gebracht. Einige bremische Bürger bürgten ihn dort los. Wie er nach Bremen zurückkehrte, wurde er nach dem Zwinger in die nach ihm genannte Suhlingskammer gebracht und so lange darin festbewahrt, bis ihn der Kaiser freigesprochen hatte. Der Senat bewirkte nämlich beym Kammergericht einen scharfen Strafbefehl, ihn stehenden Fußes frei zu lassen. Der Kammerbothe selbst führte ihn aus dem Zwinger. Dagegen wurden Hans Hoyer und dessen Gehülfe, Cord Gehle, als offenbare Straßenräuber in die Reichsacht erklärt.

Welt- und Geschäftserfahrungen.

Von jeher hat es Könige und Fürsten gegeben, welche gern ihr Volk frei und glücklich gesehen hätten; aber wenige Minister und Kammerherren, die dieses für gut oder nützlich fanden.

Vor großen Zahlen erschrickt der arme Teufel; vor großen Ideen der arme Tropf. Ein großer Gedanke geht eben so wenig in einen kleinen Kopf als eine Bombe in eine Nußschale.

Aengstlichkeit macht den Geist zittern und Furcht den Körper.

Des Menschen moralische Größe hat kein Ziel und seine Nichtswürdigkeit keinen Boden.

Anekdoten von der russischen Kaiserin Katharina II.

Eines Tages wurde [der Kaiserinn Katharina hinterbracht, daß man ihre Marmorbüste, die in einem Zimmer der Eremitage unter einem Krystallglas sorgfältig aufbewahrt wurde, bemalt angetroffen hätte, und der Angeber suchte die Kaiserin gegen den Frevler aufzureizen. Katharina aber blieb ganz ruhig und sagte bloß: „Wahrscheinlich wollte mich ein Edelknabe wegen meiner Gewohnheit, Roth aufzulegen, lächerlich machen. Alles was man thun muß, ist, meine Büste wieder abzuwaschen."

Die Kaiserinn hatte einen kleinen Knaben angenommen, den die Polizey auf der Straße ausgesetzt gefunden hatte. Sie sendete ihn täglich in die Schule. Eines Tages kam der Knabe ziemlich traurig zurück. Katharina nahm ihn auf ihren Schooß und fragte ihn um die Ursache seiner Niedergeschlagenheit. „Ach," sagte er, „ich habe sehr geweint. Unser Schullehrer ist gestorben; seine Frau und Kinder weinen sehr; alle sind schwarz gekleidet und man sagt, diese Frau und ihre Kinder seyen sehr unglücklich, weil sie sehr arm sind, und Niemand

haben, der ihnen einen Bissen Brod gibt." Die Kaiserinn ließ sich sogleich bey dem Schuldirektor um den Verstorbenen erkundigen und da es sich bestätigte, daß er seine Familie im größten Elend zurückließ, so sendete sie durch den kleinen Knaben der Witwe 300 Rubel, und die drey Waisen ließ sie auf Kosten der Krone auferziehen.

In dem Hafen von Kronstadt kam einst am Bord einer Fregatte Feuer aus. Es wurden Untersuchungen angestellt, um die Ursache dieses unglücklichen Zufalls auszumitteln, den man einer übelgesinnten Person zuschrieb. Verschiedene Matrosen wurden beargwohnt und angestrengt, das Verbrechen zu gestehen. Als die Kaiserin von dieser Sache benachrichtigt wurde, sagte sie zu dem Berichterstatter: „Ich habe in meiner Jugend gelernt, daß die Vermischung einiger kalten Substanzen von freyen Stücken Feuer hervorbringe; vielleicht entstand dieß Feuer durch einen so unglücklichen Zufall, und es würde traurig seyn, Unschuldige dafür zu bestrafen." Sie setzte eine Kommission nieder, um die Fregatte zu untersuchen und die Veranlassung des Feuers zu erforschen. Die Kommission entdeckte, daß das Feuer durch ein Oelfaß entstand, das auf einen Rußhaufen in einem Winkel des Kamins geworfen worden war. Dieß muthmaßte man wenigstens und berichtete es der Kaiserin, welche sogleich die Freilassung der in Untersuchung Gezogenen befahl.

Theater-Anzeige.

Die geehrten Gönner und Freunde der hiesigen Bühne werden hiedurch ergebenst benachrichtiget, daß im Laufe künftiger Woche der gefeierte Sänger, Herr Ehlers, gegenwärtig von Hamburg kommend, hier eintreffen und in mehrern der beliebtesten Opern einem hochverehrten Publikum sich bestens empfehlen werde.

Um die geschätzten Abonnenten dieses Genusses auf eine billige Art theilhaft zu machen, ist die Verfügung getroffen, daß, während des Gastspiels des Herrn Ehlers, auf ein Abonnementbillet die unbedeutende Auflage von sechs Groten, als eine kleine Entschädigung für die Direktion, entrichtet werde.

Ferner hofft Unterzeichneter, daß den geehrten Theaterfreunden die Anzeige nicht minder angenehm seyn werde, daß späterhin Herr Kostenobel, von der Hamburger Bühne, in einer Reihe von Gastrollen auf dem hiesigen Theater auftreten werde.

Endlich gibt sich Unterzeichneter die Ehre, zu der Benefiz-Vorstellung für seine Frau:

Johann von Paris,

neue Oper in drey Abtheilungen, Musik von Boiedieu, welche am Mittwochen, den 9. April Statt haben wird, ein hochverehrtes Publikum hiemit ergebenst einzuladen, indem er sich dessen fernerer schätzbaren Gewogenheit bestens empfiehlt.

C. Gerber,
Direktor des Bremer Stadttheaters.

Diese Mittheilungen des Herrn Schauspieldirektors Gerbers werden alle Freunde der Musik und des Schauspiels um desto angenehmer überraschen, da schon mehrere Reisende, die bey ihrem Aufenthalte in Hamburg die Talente jener Schauspieler zu bewundern Gelegenheit hatten, und die vortheilhaften Urtheile öffentlicher Hamburgischer Blätter hier längst den lebhaftesten Wunsch rege machten, jene berühmten Künstler in Gastrollen auf dem hiesigen Theater auftreten zu sehen.

d. R.

Charade und Logogryph.

Charade, Logogryph? — Ja, Leser! Du wirst's sehen.
Wenn Du zwölf Zeichen Dir zusammen aufgefaßt,
Nimm ab die ersten sechs und es bleibt eben stehen
Was einst der Welttyrann zu seyn sich angemaßt.
Nun untersuche wohl die, welche Du genommen,
Und Du erblickst ein Wort, das jedermann bekannt;
Nach ihm beurtheilt man den Bösen wie den Frommen,
Dem Monde wird es oft und oft der Sonne zugenannt.
Doch, wie dieß Wort betrügt, betrügt Des Menschen Leben,
Der nur den falschen Inhalt der zwölf Zeichen übt,
Auf Nächstentäuschung richtet nur sein heimlich Streben,
Ob er im äußern Wandel gleich kein Wasser trübt.
Wird, Wißbegieriger! Dich nun der Zeichen Trennung reuen?
Vereine wieder sie, schlag' an die Brust und sprich:
„Gott Lob! — kann ich mir's doch in meiner Seele zeihen,
Was auch das Ganze zeigt, — zeigt es doch nicht auf mich."

v. e. Br.....n.

№ 4.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 10. April 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Der Sieg bey Baylen war nur das Vorspiel zu andern in mehreren Theilen Spaniens. Marschall Moncey war bey Valencia vom General Caro, einem Neffen von Romana geschlagen und mit ungefähr 15,000 Mann Verlust nach Madrid zurückgetrieben. Der Feldzug von Arragonien war noch glorreicher. Diese Landschaft hatte den Kampf mit jeder Verstärkung, die der Feind nach Spanien sandte, zu bestehen. Die Hauptstadt Saragossa *) ward die Bühne einer von den glänzendsten Thaten des Alterthums unübertroffenen Tapferkeit und hochherzigen Selbstaufopferung. Am 25. May 1808 stand diese wehrlose Stadt im Verein mit den umliegenden Dorfschaften, wie durch höhere Eingebung auf, um die treulosen Eindringlinge zu vertreiben. Der Feldhauptmann von Arragonien hatte eine Verfügung getroffen, sich dem Feinde durch versuchte Entwaffnung des Volks zu unterwerfen; aber er ward sofort ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Zu seinem Nachfolger ward einmüthig Don Joseph Palafox, der jüngste von drey Brüdern aus einer der angese-

*) Sie liegt im Ebrothale, am rechten Ufer, mit einer Vorstadt auf dem linken, durch eine Steinbrücke verbunden. Von der Stadt aus ist das Land, so wie die hohen Berge zu beyden Seiten, mit Oelbäumen bedeckt und die umliegenden Bezirke bringen, bey fleißig betriebener Bewasserung Korn und Früchte in Menge. Die Stadt wird von einer Höhe, Torrero, etwa eine halbe Stunde südwestlich, worauf ein Kloster und andere kleinere Gebäude liegen, beherrscht. Der Kanal von Arragon, über welchen eine Brücke geht, scheidet den Torrero von einer andern Anhöhe, wo die Arragonier vor der Belagerung eine Batterie errichteten. Die Stadt-Mauern scheinen bloß der Accise wegen aufgeführt zu seyn. Die 9 Thore sind von höchst einfacher Bauart. Die Gebäude der Stadt sind von gebrannten Mauersteinen und die beyden Hauptkirchen, die vielen Klöster und anderen Kirchen sind von demselben Material doch nicht ohne Schmuck. Die Häuser sind drey Stock hoch, die Straßen sehr eng und winkelig, zwey Marktplätze etwa ausgenommen und die im Mittelpunkte der Stadt gelegenen Straßen, die Cozo heißen. Die Bevölkerung von Saragossa belief sich vor ihrer Zerstörung auf 60,000 Menschen.

henften Familien in Arragon erwählt *). Seine Hülfsmittel waren unbeträchtlich, aber seine Tapferkeit und Thatkraft kannten keine Gränze, als das Grab. Als er den Befehl übernahm, betrug die in Saragossa liegende regelmäßige Kriegsschaar nicht über 220 Mann, der Staatsschatz konnte nicht mehr als 2000 Realen aufbringen. Aber nicht erschreckt durch diese Schwierigkeiten, durch die Gefahren, welche ihm drohten, kündigte den Franzosen mittelst eines feurigen Aufrufs vom 31. May, worin er die Arragonier zur Beharrung in ihrem edlen Kampfe ermahnte, den Krieg an. Früh im Monath Juny, und ehe zu Arragoniens Vertheidigung eine Macht aufgestellt werden konnte, zog eine französische Macht von 8000 Mann Fußvolk und 900 Mann Reiterey unter dem General le Febre auf Saragossa zu. Als sie in die Nähe der Stadt gekommen, nahm sie eine feste Stellung ein und wartete den folgenden Tag ab, ehe sie angriff. Die Einwohner hatten eiligst einige Kanonen vor die Thore und an andere schickliche Plätze gepflanzt. Am 15. Juny fing der Angriff an zwey Stellen auf einmal von einem abgeschickten Haufen auf die äußern Posten auf dem Kanal und von dem Hauptheer auf das Thor Portillo an. Fast in demselben Augenblick angefallen, fochten sie mit großer Wuth, aber ohne Ordnung; ihr Geschütz wurde von den zunächst Stehenden bedient. Jeder befahl und gehorchte abwechselnd, alle aber waren von demselben Geiste beseelt und das Glück krönte nach einem heißen Kampfe ihre Anstrengung. Ein Theil der Feinde, der in die Stadt drang, wurde sogleich getödtet und der französische General überzeugt, daß ein fortgesetzter Angriff unnütz wäre, zog sich mit seinen Schaaren in eine dem arragonischen Geschütz unerreichbare Stellung zurück.

Nach dem Saragossa auf einige Zeit so befreit war, schickte sich sein wackerer Befehlshaber an, Verstärkung zu sammeln und sich auf die muthmaßliche Belagerung zu versehen. Unsterblichen Ruhm erwarben sich hier die Einwohner und um so abstechender waren die Gräuel der Eindringlinge. Sobald sie ihre Linien ergänzt hatten, ließen sie ein verzehrendes Feuer auf die Stadt spielen. Eine Sandsackbatterie vor dem Thore Portillo, gegen welche der feindliche Angriff hauptsächlich gerichtet war, wurde tapfer vertheidigt, mehrmal zerstört und allemal wieder unter dem Feuer des Feindes aufgerichtet. Hier gab ein Weib ein Beyspiel von Heldenmuth, welcher in der Geschichte kaum seines Gleichen hat. Augustina Saragossa, ein schönes zwey und zwanzig jähriges Weib aus der niedern Volksklasse, brachte Erfrischungen an die Thore und kam an die Portillobatterie in dem Augenblick, als das französische Feuer alle, die dort standen, niedergestreckt hatte. Die Bürger und Soldaten standen einen Augenblick an, die Kanonen wieder zu bemannen. Augustina stürzte vorwärts über die Verwundeten und Todten, riß einem Todten eine Lunte aus der Hand und feuerte einen Sechsundzwanzigpfünder ab. Dann sprang sie auf die Kanone und that ein feierliches Gelübde, sie, so lange die Belagerung dauerte, nicht zu verlassen; ihre

*) Vor dem Anfange dieses Aufstandes war dieser Edelmann aus den Gardeoffizieren ausgewählt worden, um neben dem Marquis v. Castillar, dessen Obhut der Friedensfürst nach seiner Verhaftung in Aranjuez anvertraut ward, der zweyte Befehlshaber zu seyn. Nachher begleitete er Ferdinand nach Bayonne, von wo er, als Bauer verkleidet nach seinem Landsitze bey Saragossa entfloh. Er war ungefähr 44 Jahr alt, von mittler Statur, sein Auge lebhaft und ausdrucksvoll, seine ganze Haltung die eines wohlerzogenen Mannes.

Mitbürger von dieser Unerschrockenheit eines Weibes wie neu begeistert, stürzten sogleich in die Batterie und entluden ein fürchterliches Feuer auf den Feind. Angriff folgte auf Angriff; Saragossa ward immer dichter eingeschlossen. Oberhalb der Stadt war der Ebro furchtbar und unterhalb derselben hatten die Franzosen, trotz der Arragonier Widerstand, eine Brücke geschlagen. Da sie so ihre Reiterey an das jenseitige Ufer übergesetzt hatten, zerstörten sie die Mühlen, welche die Stadt mit Mehl versorgten, brandschatzten die Dörfer und schnitten so den einzigen Verkehr ab, wodurch die Belagerten Ersatz von Mundvorrath und Schießbedarf bekommen konnten. In dieser mißlichen Lage legte der thätige und kluge Feldhauptmann von Arragon in mehreren Theilen der Stadt von Pferden getriebene Kornmühlen an und ließ die Mönche unter erfahrnen Aufsehern Pulver verfertigen. Aller Schwefel aus dem Orte ward sofort aufgeboten. Die Straßenerde ward sorgfältig ausgewaschen, um Salpeter zu geben und Kohlen wurden aus den Hanfstengeln gebrannt, die in diesem Thale Spaniens zu ungewöhnlicher Stärke heranwachsen. Dieß ward eine Pulvermanufaktur, die täglich 13 kastilische Arrobas lieferte.

Gegen Ende des Julius war Saragossa's starke Bevölkerung nur kümmerlich mit Nahrung versehen und hatte wenig oder gar keine Aussicht auf Hülfe. Durch unablässige 46 tägige Anstrengung waren die Geister erschöpft, die Körper ermattet. Vergebens wagte man den verzweifelten Versuch, den wichtigen Posten Torrero wieder zu gewinnen; da beschlossen die Arragonier, entweder zu siegen oder sich in den Trümmern ihrer Stadt zu begraben. In einer Beschießung am 2. und 3. August faßte ein Findlingehaus, worin jetzt die Kranken und Verwundeten, welche nach und nach während der Belagerung dahin geschafft worden waren, sich befanden, Feuer und brannte schnell ab. Alle Sorge für Privateigenthum war jetzt vergessen, alles eilte den Kranken- und hülflosen Kindern zu Hülfe, hierbey zeigten sich besonders die Frauen thätig, welche trotz des Kugel- und Bombenregens, trotz des brennenden Gebäudes sich in ihrem menschenfreundlichen Beginnen nicht stören ließen. Am 4. August ließen die Franzosen eine furchtbare Batterie auf das Viertel der Stadt, welches Santa Engracia heißt, spielen. In einem Augenblick sanken die ihnen entgegen gestellten Lehmmauern ein und das herrliche Kloster Santa Engracia stand in Feuer und stürzte in Trümmer. die französischen Heersäulen brachen sogleich dort in die Stadt, nahmen die Batterien vor den nahliegenden Thoren, und nach einem blutigen Kampfe durch die Corsostraße, fast in den Mittelpunkt der Stadt dringend, waren sie, ehe der Tag sich neigte, Meister von halb Saragossa.

Der französische General forderte, nun die Uebergabe der Stadt in folgender Note: „Hauptquartier — Santa Engracia — Kapitulation." Auf diesen lakonischen Antrag antwortete Palafox: „Krieg auf das Messer!"

Diese kräftige, wenn auch unerwartete Antwort entsprach bloß dem Geiste, welcher den ganzen Kampf beseelt hatte. Indeß schickte sich darauf der französische General an, die Belagerung fortzusetzen. Die Arragonier behaupteten ihre Stellungen, warfen an den Straßeneingängen, wenig Schritte von ähnlichen französischen, Batterien auf. Der Zwischenraum wurde bald mit Todten angefüllt, die entweder aus den Fenstern der Häuser, worin sie erschlagen worden, herabgestürzt wurden, oder auch im Kampfe geblieben waren. Von dieser ungeheu-

ren Anhäufung der Todten war mit vielem Grund die Pest zu fürchten. Ein Arragonier, der sich auf der Straße blicken ließ, durfte fast sichern Tod erwarten. Palafox schickte also an einen Strick gebundene Franzosen unter die Todten und Sterbenden, die Leichname zu begraben; eine Dienstleistung, die sie nicht verdroß, da sie beyden Theilen wohlthätig war.

Die Hauptzeit zum Angriff in dieser eignen Art von Krieg, von den entgegengesetzten Enden einer und derselben mäßigbreiten Straße, war die Nacht. Unter der Decke der Dunkelheit lösten die Franzosen und Arragonier häufig ihr Geschütz gegen einander über die Straße. Der Kampf, welcher bey den Batterien anfing, ging oft in die Häuser hinter ihnen über. Am 5. August, als die Franzosen, wie zu erwarten ihre Anstrengungen erneuerten, um die Stadt völlig in Besitz zu nehmen, fehlte es den Arragoniern allmählig an Schießbedarf. Das einzige Geschrey, welches der tapfere Heerführer vernahm, als er unter dem Volke einherritt, war, daß, wenn es an Schießbedarf fehlte, sie den Feind mit ihren Messern anzugreifen bereit wären. In dieser furchtbarängstlichen Zeit, kurz vor Einbruch der Nacht zog unerwartet eine Sendung von Lebensmitteln und Schießbedarf mit einer Verstärkung von 3000 Mann, bestehend aus spanischer Wache, Schweizern und Arragonischen Freiwilligen unter dem Befehl des Don Francisco Palafox, Bruders des Feldhauptmanns, in die Stadt ein.

Ein am 8. August gehaltener Kriegsrath faßte folgende ewig denkwürdige Beschlüsse: „daß die Theile der Stadt, welche die Arragonier noch behaupteten, mit der bisher so ruhmvoll bewiesenen Festigkeit vertheidigt werden sollten. Im Falle aber der Feind dennoch die Oberhand gewönne, sollte sich das Volk über die Ebrobrücke in die Vorstädte zurückziehen, und, nachdem es die Brücke abgeworfen, die Vorstädte auf Leben und Tod vertheidigen." Dieser Entschluß des Heerführers und seiner Hauptleute wurde vom Volk mit den lautesten Beyfall aufgenommen. Eilf Tage lang war der blutigste Kampf von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, von Zimmer zu Zimmer fortgesetzt worden, da aber der wüthende Pöbel nach und nach den kriegskundigen französischen Schaaren den Vortheil abgewann, so blieb der von den Franzosen eroberte Raum ungefähr auf ein Achtel der Stadt eingeschränkt.

Die Frauen von Saragossa unterstützten den in den Männern wallenden Geist wunderbar. Die Gräfin Burita, eine Frau von hohem Range in der Gegend, bildete einen Frauenverein zur Pflege der Verwundeten nnd zur Unterstützung der Soldaten mit Lebensmitteln und Wein. Viele unbestreitbar wahrhafte Männer von Saragossa erzählten, sie hätten dieß zarte, junge, schöne Weib häufig mitten unter dem heftigsten Kugel- und Bombenregen ihre sich selbst aufgelegte Pflicht ruhig erfüllen sehen. Die Vorstellung von persönlicher Gefahr machte nicht den mindesten Eindruck auf sie. Der Verlust an Frauen und Knaben war sehr groß und dem der Männer vollkommen angemessen. In der That waren sie überall die ersten und es war schwer, ihnen Vorsicht und Sinn für Gefahr beyzubringen. In der Nacht vom 13. Aug. war das Feuer der Franzosen ganz besonders mörderisch und als ihre Batterien aufhörten, sah man in vielen Theilen der Gebäude, die sie inne hatten, Flammen ausbrechen. Am 14. früh zogen sich, zum größten Staunen der heldenmüthigen Arragonier, die feindlichen Streitsäulen in einiger Entfernung über die Ebenen auf der Straße von Pampelona. General Pa-

loser verfolgte die weichenden Franzosen nach Navarra.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über Aerzte und ärztliches Wissen, zunächst für den Bürger und Laien bestimmt.

Auch über Aerzte und ärztliches Wissen darf der Bürger und Nichtarzt richtige Begriffe haben. Sie können ihm sogar nützen, indem sie seinen Glauben oder Unglauben über die genannten Gegenstände in die richtigen Gränzen zurückführen, und ihn in den wichtigen Augenblicken, wo er eines Arztes bedarf, vor dieser oder jener Verkehrtheit schützen. Ein Freund der ärztlichen Kunst, welcher sowohl mit ihr selbst, als auch mit den herrschenden Gesinnungen und dem wissenschaftlichen Werthe oder Unwerthe derer, welche sie handhaben, vertraut zu werden, sich schon eine bedeutende Reihe von Jahren beschäftigt und manche dahin gehörende Erfahrung gesammelt hat, will es versuchen, den Bürger über diesen, auch für ihn so wichtigen als interessanten Gegenstand, welcher ohnehin zu weit aus dem Kreise seiner Beurtheilung liegt, einigermaßen zu belehren und ihn in folgenden Skizzen einige dahin gehörende Wahrheiten mitzutheilen.

Schwer und dunkel ist die Kunst, von der wir reden, und doch jedem, welcher nicht durch die schrecklichsten Schicksale alle Liebe zum Leben verloren und durch die bittersten Verhängnisse alle Hoffnung für fernere Lebensfreuden aufgegeben, der nach einem tief empfundenen Schmerz, nach den bangen Tagen, nach den langen schlaflosen Nächten einer schweren Krankheit, den seligen Frieden einer glücklichen Genesung im Innern seines Wesens empfunden hat, die wichtigste von allen.

Manche glauben an sie, durch glücklichere Erfahrungen bestimmt, als eine höchst wohlthätige, schmerzlindernde und das Leben rettende Wissenschaft, wenn Andere, von traurigern Verhängnissen verleitet, ihr alles Heilvermögen, alle Sicherheit und alles Wissenschaftliche absprechen, und sie sogar mit dem Würfelspiel und dem Beginnen eines Blinden in eine Reihe stellen. Oft wurde durch jene glücklichern Erfahrungen der Glaube bey Einigen so hoch gesteigert, daß sie von ihr Alles und folglich zu viel erwarten, und das Mißtrauen der Andern vom Mißgeschick Getroffenen so weit getrieben, daß sie von ihr gar nichts und folglich zu wenig erwarten. — Aber sehr natürlich sind diese Widersprüche und verschiedenen Glaubensmeinungen. Hier sieht man einen schweren Kranken unter der Hand eines Pfuschers aus der scheinbarsten Todesgefahr in die Reihen der Gesunden zurücktreten, wenn dort ein scheinbar gefahrloser Kranker an der Hand eines berühmten Arztes ins Reich der Schatten wandelt. Hier wirft ein tödlich Kranker die Last seiner schweren Krankheit ohne allen Beystand der Kunst, bloß durch die Kraft der hülfreichen Natur, von sich ab, wenn dort ein Anderer, von mehreren geprüften Aerzten umringt, von derselben erdrückt und vernichtet wird. Hier stürmt ein Schwelger ungestraft auf seine Gesundheit los und erreicht ein hohes Alter, wenn dort ein ordentlicher und mäßiger Mann noch vor der Hälfte gewöhnlicher Lebenszeit in den Schooß der Erde hinab steigen muß. Hier sproßt, ohne alle Sorgfalt und Wartung, eine Knospe zur schönsten Blume und fruchttragenden Pflanze empor; wenn dort eine andere bey der sorgsamsten Pflege des ärztlichen Gärtners, noch vor der Blüthenzeit als Knospe dahin welkt. Hier endet das Leben im Zustande der höchsten Kraft; wenn es dort der kranken und verwelkten

Hülle nicht entledigt werden kann. Es ist wahr, unsere Augen sehen dieß alles und es ist kein Wunder, wenn viele an ihrem Glauben irre werden. Aber Glaube und Unglaube haben irgendwo, wie alles, ihre Gränze. Vielleicht liegt hier die Wahrheit in der Mitte. Es ist möglich, daß durch folgendes manches deutlicher und manchens Räthselhafte erklärt werden möchte. Wir wollen es geben, wie es sich durch unsere Ueberzeugung ausspricht.

Die Ueber alle Begriffe in der Anwendung ihrer geheimen Kräfte wirksame, kunstvolle und mächtige Natur, die rastlos und unabläßig mittelst dieser Kräfte mit der Ernährung, Ergänzung und Erhaltung ihrer organisirten Wesen, mit Abhaltung, Verähnlichung und Ausführung aller auf sie einwirkenden Schädlichkeiten beschäftigt ist, kann und wird allerdings in manchen Krankheitsfällen und zwar da, wo ihre Kräfte mit der Last der Krankheit, oder der vorhandenen Verletzung in einem richtigen und heilsamen Verhältniß steht, zur Heilung eines Uebels allein und völlig ausreichen, und der verständige Arzt, der es weiß, daß jede ihm allein angerechnete That doch nur mittelbar durch sie geschieht, dem das Ziel seines Strebens nur jenes glückliche Verhältniß im Kampfe zwischen Natur und Krankheit ist, wird hier nicht thätig seyn, sondern nur aufmerksam beobachten und mit einem geheimen Wohlgefallen, auch ohne sein Zuthun von der Parthey, wofür er sich interessirt, den schönen Sieg erringen sehen, wenn eine voreilige Dazwischenkunft die Entscheidung verzögert, die Siegerin gestört, oder wohl gar zum Straucheln gebracht haben würde. Mehr noch als dieß vermag eine kraftvolle Natur, wenn im Kampfe zwischen ihr und der Krankheit die Kräfte ungleich sind und ein Vortheil auf ihre Seite fällt. Mächtig genug ist sie dann, nicht allein den Widerstand der Krankheit, sondern auch die voreiligen Eingriffe, Störungen und Verkehrtheiten unberufener Rathgeber, Quacksalber und Halbärzte zu besiegen und sich durch den schweren Widerstand und die große Masse von Gefahren hindurch zu arbeiten und einen solchen ärztlichen Sünder noch sogar mit den glänzendsten Ruhm, für seine böse That zu krönen. Aber nicht immer und nur selten mehr findet in unsern körperlichen entarteten Wesen ein solches göttliches Gleichgewicht Statt und wer sagt es uns mit einiger Gewißheit, wo es wirklich vorhanden ist, als der verständige und erfahrne Arzt? Nicht immer ist er als Zuschauer dabey überflüßig, die starke Kämpferin kann wanken, wanken in dem entscheidendsten Augenblicke. Wer sieht dieß, wer anders kann im richtigen Moment beyspringen, vertheidigen, unterstützen und rathen, als der erfahrene und verständige Arzt?

Der Pfuscher, der Rathgeber und Halbarzt heilen allerdings, wirklich, oder scheinbar schwere Kranke. Aber nicht immer ist eine Krankheit schwer, wenn sie es in den Augen der Umstehenden scheint und nicht immer gefahrlos, wenn sie dafür gehalten wird. Ihre scheinbare Hülfe gehört zu den letzt bemerkten Fällen, wo die Kraft der Natur, Krankheit und Kur zugleich bekämpfen konnte und bekämpfte, oder wo er zufällig Mittel reichte, welche die heilsame Wirkung der Natur nicht zu stören vermochten. Seine wirklichen Kuren aber sind gefundene Erbsen von einer blinden Taube, große Treffer in der Lotterie, Würfelspiele ums Leben. Einen Kranken bey großer Unwissenheit heilen wollen, heißt da, wo Natur und Krankheit im Kampfe begriffen sind, wie ein Blinder mit dem Stock dazwischen schlagen, trifft er die Krankheit, so wird freilich der Kranke genesen, trifft er aber die Natur, so erfolgt der Tod. Der Kranke, der dieß alles, auch da, wo ihn nichts gewissers

übrig geblieben seyn sollte, wagt, ist ein grober Sünder an sich selbst, und der Stümper, der es besteht, ein Verräther.

Der verständige und erfahrene Arzt muß leider allerdings wohl nicht selten alle Hoffnung für einen Kranken aufgeben. Aber ist nicht oft der Natur der Sache nach alle Hülfe unmöglich? Kann nicht in manchen Fällen die Summe der Krankheit größer als die ganze Summe der Kunst seyn? kann er immer jeden unsichtbaren Faden, an welchem der Tod bis zum Herzen fortschleicht, kann er jedes Würmchen, das am Lebensmarke nagt, entdecken? kann er da, wo das Verhängniß jede Spur verwischt hat, zur Quelle des Uebels hinfinden? und ist jede wirklich aufzufindende Ursache immer heilbar? kann er eine innere Pulsadergeschwulst, einen Polip im Herzen heilen? kann er immer den tödtenden Schlagfluß ahnden und entfernthalten? kann er einer angeerbten Schwäche Wohlbefinden, dem Alter Unsterblichkeit verschaffen? Ist sein Wissen nicht, so wie alles unter dem Monde, begränzt? kann ins Innere, Tiefere und Geheimere der Natur wol ein erschaffener Geist eindringen? Nein! Aber wo er nicht hilft, da ist keine menschliche Hülfe möglich, da hat das über alles mächtige Schicksal den Leidenden in seine Gewalt genommen und alle Hülfe von ihm abgewiesen. Er steht an der wirklichen Gränze der Kunst und hier muß diese Aufhören wohlthätig und hülfreich zu seyn. Aber möge immerhin das Resultat seines Wirkens und Bemühens dem eines gemeinen Arztes ähnlich scheinen; ja, möge es in einem kurzen und trügerischen Zeitraume selbst hinter diesem zurückbleiben, so wird doch die Liste seiner hülfreichen Thaten, von der ganzen Strimme seines ärztlichen Lebens aufgenommen, ungleich gehaltvoller seyn, und der Halbarzt eine ansehnliche Strecke hinter ihm zurückbleiben müssen.

Der Schwelger kann allerdings bey einer starken und kraftvollen Anlage, bey großen und ausgezeichneten Naturkäften, die jede dem Körper zugefügte Beleidigung und Zerstörung unaufhörlich verbeßern, ein ziemlich hohes Alter erreichen. Aber hätte er nicht bey Ordnung und Mäßigkeit ein noch höheres erreichen können? und erreichen müssen? Ist er nicht, da wir die meisten seiner Zunft, mit gewöhnlichen Naturkräften begabt, schwächlich werden und dahin sterben sehen, bloß Ausnahme von einer traurigen Regel? Ist es wohl gleichgültig, oder kann es wohl gleichgültig seyn, wie man mit der Natur umgeht, was man ihr zumuthet, aufbürdet oder an ihr zerstört und verdirbt? Ist sie etwa unverletzbar, ist sie keiner Zerstörung fähig?

Wol stirbt oft ein Mann in voller Kraft und die Schwachheit vegetirt dagegen ununterbrochen fort; wohl fällt hier die Blüthe zarter Kindheit und das Alter lebt bis zum Ueberdruß weiter. Aber Abweichungen von der Regel in Bau und Wesen mit oft zerstörenden Folgen, gewaltsamen das Leben vernichtenden Einwirkungen ist jedes lebende und organisirte Wesen ausgesetzt. Was früher fällt, als es durch die Regel fallen mußte, was im Kindesalter die Sterblichkeit vermehrt, und was sich durch sich selbst zerstört, das hat nur die Natur, das hat nicht die Kunst zu verantworten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung alter bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahre 1530 trat ungerufen Johann Dortmann vor des Raths-Stuhl und zeigte verschiedene Personen an, welche durch Zauberey schwere Krankheiten verbreiteten. Mit den kräf-

tigsten Ausdrücken betheuerte er die Wahrheit seiner Anzeige. Seinen Hals wolle er dafür verbürgen, und er erbot sich zur gefänglichen Haft. Auf dieses Anerbieten wurde er ins Gefängniß gebracht. — Die von ihm angegebenen Personen wurden indessen unschuldig — er selbst dagegen der Zauberey und des Umganges mit Geistern schuldig befunden. — Deswegen sollte er verbrannt werden; allein aus Gnade ward er enthauptet.

Im Jahre 1533 wurden eine Hexe Gebke Rehborgs, weil sie mit dem Satan Buhlerey getrieben und ein Hexenmeister, Johann Ehlers, welcher durch Zauberformeln den Geist eines verstorbenen zwischen Erde und Himmel schwebenden Kindes zu sich zu laden vermochte, an einem Tage lebendig verbrannt.

Der berühmte Baumeister Jakob Bakes wurde im Jahre 1534, nachdem er den Bau der drey Zwinger vor dem Oster-, dem Stephani- und dem Brücken-Thore vollendet hatte, weil man erfuhr, daß er ein Mennonit sey, der Stadt verwiesen.

Ein Seeräuber, Franz Böhme, wurde im Jahr 1539 unten auf der Weser aufgebracht und nebst 80 Mann gefangen nach Bremen geführt. Die sämmtlichen Zwinger und Gefängnisse wurden mit diesen Gefangenen angefüllt. Auf Ersuchen des Senats theilten sich die Prediger in das Bekehrungsgeschäft der Seeräuber, welches ihnen auch, wie es heißt, durch Gottes Gnade so gelungen ist, daß aus den Leuten, die ihr ganzes Leben in Ruchlosigkeit zugebracht hatten, durch das Anhören des Wortes Gottes und durch die Mitwirkung des heiligen Geistes, recht vernünftige Menschen geworden sind. Sie wurden indessen sämmtlich enthauptet. Unter ihnen befand sich ein Graf Ludwig v. Moerkerken. — Auf Fürbitte seiner Familie wurde dieser zwischen den Pforten innerhalb des Ansgariithors enthauptet und der Körper in Ansgarii Kirche begraben. Die übrigen wurden auf dem Jodenberg *) hingerichtet, ihre Körper auf Remberti Kirchhofe beerdigt und ihre Köpfe auf dem Galgen herum genagelt.

Mittel wider den Biß toller Hunde.

(Aus dem Moniteur vom 15. März d. J.)

Zu Udine in Friaul gab man aus Unachtsamkeit einem Armen der vom tollen Hunde gebissen war, Weinessig, statt eines andern, vom Arzte verordneten Trankes, zu trinken. Der Kranke genas von dieser schrecklichen Krankheit. Ein Arzt von Padua erfuhr diese Thatsache und machte mit diesem Mittel einen Versuch an einem Wasserscheuen, den er im Krankenhause dieser Stadt fand, indem er ihn Morgens, Mittags und Abends jedesmal ein Pfund Weinessig nehmen ließ. Der Kranke wurde hierdurch schnell und vollkommen geheilt. Es wäre zu wünschen, daß Aerzte mit diesem einfachen Mittel, welches eine der schrecklichsten Krankheiten zu heilen scheint, bey vorfallenden Gelegenheiten Versuche anstellten.

Auflösung der Charade in Nro. 3:

Scheinheilige.

---

*) Der Jodenberg war die kleine Anhöhe auf dem Doventhore, worauf gegenwärtig eine Oelmühle steht. Seine Benennung hat er von Jodut, einer, von den alten Deutschen verehrten Göttin der Rache. Auf dem Jodurberge sollte das unschuldig vergossene Blut gerochen und der Göttin Jodut geopfert werden. Das Thor, auf dem der Weg dahin führte, wurde in der lateinischen Sprache Porta divina genannt und leitet hieraus seinen Namen des Doventhors. Einige Chronikenschreiber nennen es auch das heilige Thor.

№ 5.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 13. April 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Zu derselben Zeit, als le Febre gegen Saragossa auszog, wurde General Duhesme abgesandt, Gerona, eine feste Stadt in Katalonien, wegzunehmen; nachdem er aber über vierzehn Tage sie belagert, ward er durch die tapfern Ausfälle der Einwohner und die Bewegungen anderer Katalonier, die ihn von der Seite und im Rücken anzugreifen drohten, gezwungen, sich mit beträchtlichem Verlust an Geschütz, Mundvorrath und Schießbedarf nach Barcelona zu ziehen. Trotz der ungleichen Zahl und unerschüttert von den häufigen Grausamkeiten des Feindes erfochten die Vaterlandsfreunde manchen Vortheil. Unterdessen waren einige Unternehmungen in Norden nicht so günstig ausgefallen, und hätten die glücklichen Ereignisse in Süden und Osten sie nicht aufgewogen, so hätte wohl die Hoffnung sinken müssen. Marschall Bessieres sandte, wie gegen Saragossa, so gegen Logrono, Segovia, Valladolid und St. Ander seine Streitsäulen aus. Alle diese Zwecke wurden leicht erreicht, denn wie wohl die Vaterlandsfreunde muthig entglüht fochten, mußten sie doch der kriegskundigen Tapferkeit der französischen Schaaren weichen. Aber dennoch gewann der Aufstand täglich ein furchtbareres Ansehen und das Heer unter Cuesta, welcher in den vier westlichen Landschaften Gallicien, Asturien, Estremadura und Leon den Befehl führte, war so angewachsen, daß es selbst in der Hauptstadt Schrecken verbreitete. Dieß Heer hatte bey Medina del Rio seco unweit Valladolid, wo es dem Heere unter Bessieres gegenüber stand, eine verzweifelte Schlacht gefochten. Es erlitt eine starke Niederlage, und Bessieres konnte Valladolid behaupten; aber Cuesta sammelte und verstärkte sein Heer wieder und bedrohete Madrid. Am 29. July also räumte Joseph die Hauptstadt, nachdem er die königlichen Paläste, den Staatsschatz und die Kirchen geplündert hatte. Er nahm seinen Weg nach Segovia, von da nach Burgos, dem Hauptvereinigungspunkte seines Heeres. Da er alle zum Kronschatz ge-

hörige Juwelen mit nahm, so bemerkten die Spanier sehr witzig: „da er die Krone nicht habe aufs Haupt setzen können, so habe er sie in die Tasche gesteckt."

Schon früher, vor der Entthronung des alten Herrscherstammes, hatte Napoleon, zur Vorbereitung seines Bubenstücks auf Spanien, unter mancherley Vorwand den Kern der spanischen Truppen aus ihrem Vaterlande zuziehen gewußt. Unter ihnen war ein Harst von 10,000 Mann von dem Marquis von Romana befehligt, welcher nach Dänemark gesandt wurde. Am 12 August 1808 erschien in Pariser Blättern ein, wie von Hamburg aus eingesandter Artikel, daß die Spanier unter Romana aus freiem Antrieb gekommen wären und dem neuen Herrscher mit großem Eifer Lehnstreue geschworen, zugleich auch aus ihren Schaaren eine Anzahl Lanzner, als Ehrenwache für den König Joseph angetragen hätten. Dieß war Bonapartes Mährchen, die Sache selbst machte der Menschheit mehr Ehre. Kaum waren diese Wackern von der erzwungenen Abdankung und Gefangennehmung ihrer Königsfamilien benachrichtigt, als sie brannten, sich an ihre Landsleute anzuschließen, und entrüstet über den Antrag, ihre Lehnspflicht zu brechen, pflanzten sie, wiewohl von feindlichen Schaaren umgeben, ihre Fahnen mitten in einen Kreis, den sie schlossen und schwuren kniend, ihrem Vaterlande treu zu seyn. Nach einem klug entworfnen Plan, der zwischen dem brittischen Admiral auf dem baltischen Meer, Keats und Romana*) verabredet ward, befreiten sich diese 10,000 Mann, die auf Fühnen, Langeland, Seeland und Jütland standen, von dem französischen Joch und wurden unter dem Schutz der brittischen Flotte mit ihren Vorräthen, Waffen und Geschütz nach Spanien geleitet, wo sie in Corunna am 30. September landeten. Der Marquis von Romana selbst ging über London, wo er am 16. September eintraf, um mit dem brittischen Ministerium eine Unterredung zu haben. Bey seiner Ankunft in Spanien gab

*) Folgendes erzählt man von der Art, wie dieser General von den Vorfällen in seinem Vaterlande Kunde erhielt. Man hatte ihn von französischer Seite über alles, was in Spanien vorgegangen war, in der tiefsten Unwissenheit gelassen und von Seiten der brittischen Regierung hatte man sich ohne Erfolg bemüht, ihm Nachrichten mitzutheilen und Mittel zur Flucht mit seinen Schaaren an die Hand zu geben. Endlich fand sich ein schwedischer Geistlicher, auf dessen Ehre, Redlichkeit und Unternehmungsgeist man ganz bauen konnte. Dieser, als ein niedrer reisender Handwerker verkleidet, ging über Helgoland und kam endlich nach vielen höchst klug, geduldig und tapfer bestandenen Hindernissen an dem Orte an, wo Romana mit seinen Schaaren stand. Nachdem er seinen Mann sicher kannte, mußte er unablässig auf Gelegenheit, an ihn zu kommen warten, ohne den Verdacht der Spione, mit welchen er umgeben war, zu erregen. Endlich mußte er, wie von ohngefähr, den Marquis auf der Straße anstoßen, um nur seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er entschuldigte sich gegen ihn, als kenne er ihn gar nicht und schloß damit, daß er ihm trefflichen Kaffee zum Verkauf anbot. Romana behandelte den Antrag verächtlich und so als wenn er mit einem Schleichhändler spräche. Der Schwede aber empfahl seinen Kaffee immer fort und ließ im Verlauf des Gesprächs durchblicken, daß er kein Schleichhändler sey. „Das wollen wir bald sehen, sprach der Marquis und fragte, ob er Latein spräche? Er bejahete dieß, und es erfolgte ein Gespräch scheinbar über Kaffee, da die Geberden beyder berechnet waren, alle mögliche Beobachter zu hintergehen. Romana ward nun gehörig von allem, was sich in Spanien zugetragen, von dem Beystand der brittischen Regierung und deren Bereitwilligkeit unterrichtet, jede Maßregel zu ergreifen, ihn und seine Schaaren zu retten, damit sie sich an ihre heldenmüthigen Landsleute anschlössen und Frankreichs Versuchen, sie zu unterjochen, widerständen.

er zuerst die glückliche Idee an, die Bauern zu bewaffnen und die unter dem Namen Guerillas so bekannten Banden zu errichten, um mit ihnen alle Heerstraßen für die Franzosen unsicher zu machen und ihnen alle Verbindungen und Zufuhren zu erschweren.

Um allen Maßregeln Einheit und Kraft zu geben, wurde, nachdem die Hauptstadt wieder befreit war, von mehreren landschaftlichen Juntas beschlossen, Abgeordnete nach Aranjuez zu schicken, um da eine oberste Centraljunta zu bilden, von welcher der Wille des Volks ausgehen sollte. Zum einstweiligen Vorsitzer dieser obersten Behörde, die im Namen Ferdinand VII. handelte, hatte man den ehrwürdigen Grafen Florida Blanca erwählt.

Diese Centraljunta ward vom Rath von Kastilien und von allen Behörden des Königreichs förmlich anerkannt. Ihre Aufmerksamkeit war zuerst auf den Kriegsstand des Volks gerichtet, und so ward ein neuer Kriegsrath unter Castannos Vorsitze ernannt.

Die Macht der Vaterlandsfreunde bestand damals (am Ende Oktobers 1808) aus folgenden Heeren: das nordwestliche unter General Blake 55,000 Mann; das Centralheer unter Castannos 65,000; das östliche Heer unter Palafox 20,000. General Castannos war Feldhauptmann des Ganzen. Außer dem war ein kleines Heer in Estremadura, ein anderes in Katalonien. Des französischen Heeres rechter Flügel stand gegen den Ocean, der linke auf Arragonien, die Spitze am Ebro. Es sollte von Frankreich aus stets Verstärkung bekommen. Der von den Spaniern verfolgte Plan war, mit den beyden Flügeln ihres Heers die Flügel des französischen Heers zu wenden, während Castannos mit kräftigem Angriff ihr Mittelheer sprengen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über Aerzte und ärztliches Wissen, zunächst für den Bürger und Laien bestimmt.

Vielleicht fanden wir nun, daß manches wol Schein war, was uns betrog und unser Urtheil und unsern Glauben, oder Unglauben an die Kunst, bey welcher wir verweilten und noch etwas länger verweilen werden, bestimmte. Aber wir wollen es auch nicht verhehlen, daß diese Kunst, als eine Naturwissenschaft, nie bis zur höchsten Stufe der Vollkommenheit und Gewißheit steigen möchte. Sie wird nie hinreichen, die aller ursprünglichsten und tiefern Quellen und Ursachen körperlicher Leiden auszumitteln; sie wird nie als Kunst, oder Wissenschaft allein gehen lernen, sondern von der treuern Hand der Erfahrung geleitet werden müssen und auch den aller größesten ihrer Diener noch viel zu wünschen übrig lassen. Sie ist zwar begränzt, aber doch sehr ausgedehnt; zwar nicht immer ausreichend, aber doch sehr wohlthätig, nicht immer hülfreich, aber doch lindernd; sie hat nicht alle, aber doch eine bedeutende Anzahl von Leiden fast in ihrer Gewalt. Rücksichtlich ihrer weitern Natur und Beschaffenheit, ist dieselbe mit einem sehr schönen wissenschaftlichen Glanze umgeben und mit manchen ächten, aber auch unächten Zierrathen geschmückt. Sie selbst ist aber der Edelstein, alles übrige nur schöne Fassung. Der Sterbliche, welcher ihr die bis dahin nur noch im Umriß bestandene, idealische und höchste wissenschaftliche Zierde verschaffen will, wer sich alle dahin gehörende Vorkenntnisse, alle Hülfswissenschaften, die Geschichte der Kunst, den Geist

aller Schulen, aller Systeme, aller Meinungen aller Hypothesen, aller Ideen und aller Phantasien, alle alte und neu erfundene Namen — kurz: alles Wesentliche und Unwesentliche in allen Zweige des ärztlichen Wissens, von den glorreichen Zeiten der Griechen her, bis zur vorhandenen Stunde, vom Vater Hippokrates an, bis zum jüngsten ihrer Lehrer, mit allem in allem, was innerhalb des über das menschliche Leben hinausgezogenen Kreises der ärztlichen Gelehrsamkeit liegt, und nur der Wahn selbst bey den größten ihrer Diener vorausgesetzt, eigen gemacht hat, der hat dem hülfreichen Steine eine äußerst glanzvolle und alle menschliche Kräfte übersteigende Fassung gegeben und verdient im Tempel der Kunst der erste Hoheprieser zu seyn. Aber sie, die Kunst, wir meinen die Helfende, ist nur einfach mit dem Perlenkranze ächter Erfahrung geschmückt, und kann, mit all ihrem glänzenden gelehrten Gefolge, mit all den schmuckvollen Bändern, Kränzen und Sternen nicht über die ihr von der Natur vorgezeichnete Gränze kommen. Sie wird nicht immer durch geräuschvollen Ruhm bezeichnet, und ihre wahren Diener sind nicht immer so weit getrennt, als sie die öffentliche Meinung scheidet, die oft ihre Moden hat, und gleich einer kleinen Quelle mehrere Flüße aufnimmt, dann zum Strome wird und alles mit sich fortreißt. Wird einmal für ein ärztliches Individuum tüchtig in die Posaune geblasen, so öffnet sich oft jeder Schnabel und schreiet dazwischen. Der Lärm wird entsetzlich und die Stimme ächter Kunstrichter und die kleinern Posaunen, oft für ungleich würdigere Männer geblasen; sind nicht mehr hörbar. Die wahren Kennzeichen jener Kunst sind nicht immer ein solcher Lärm, sie bestehen nicht in einer angenommenen tiefdenkenden Miene, nicht in Klagen über ein bis zum Ekel gewonnenes Vertrauen. Sie befaßt sich nicht mit anmaßenden prahlhaften Aeußerungen, die Faden des Lebens nach allen ihren krankhaften Abweichungen im Verborgenen, wie auf einer offenen Harfe liegen zu sehen und sie mit dem Stimmhammer des Wissens leicht, wie der Harfner seinen Bezug, zum harmonischen Einklange umstimmen, oder jeden mißfarbigen Flecken der Leber, jede Verknöcherung der tiefern Organe und den seit gestern entstandenen Polip in den blutigen Räumen des Herzens entdecken zu können. Ihr Gebiet sind nicht die Ringmauern größerer Städte, weil diese nicht das ausgedehnte Gebiet der körperlichen Leiden des Denkens und des Fleißes und der Erfahrung begränzen können. Auch entfernt von jenem Geräusch, das doch wol manchen stören dürfte, auch in stiller Verborgenheit können sich ihre Diener dem heiligen Tempel nahen nnd in denselben bis zu den Stufen, wo eigentliche Hülfe für die kranke Menschheit ausgetheilt wird, eindringen. Sie die edle Kunst, von der wir reden, ist noch außerdem menschlich, vorsichtig und sorgsam. Sie legt ihre Geschäfte da, wo sie in der Entfernung thätig seyn soll, nicht ohne Noth und auf gutes Glück, in die Hände unwissender Handlanger und betroffener Angehörigen, deren Unwissenheit, oder erschüttertes Gemüth nicht das Nöthige beachten, manches übersehen, manche bedeutungsvolle Erscheinung aus den Augen lassen, oder nicht zu beurtheilen wissen und die ihnen anvertraute gefährliche Maschine durch eine verkehrte Richtung zum Verderben des Kranken wirksam werden lassen möchten. Sie weiß es, daß das Wesen einer Krankheit sich als ein Chamelion verwandeln, daß sich noch wenig Stunden die scheinbar gutartigte Krankheit in eine böse verwandeln, daß sich vor ihrer Entscheidung ihr giftiger Stoff auch auf den edelsten Lebenstheil hinwerfen, und,

wenn dieß nicht zeitig erkannt, beachtet und abgewandt wird, Tod und Verderben herbey führen kann. Wachsam und theilnehmend sorgsam und liebevoll umschwebt sie, wie ein guter Genius, den ihr anvertrauten Kranken. Sie sieht und beachtet ihn unaufgefordert, so viel als nöthig, oft jede Stunde, lauscht der Wirkung ihrer angewandten Mittel und läßt ihn in einem kritischen Augenblick, oder zur Zeit einer vorhandenen Gefahr nicht mehr aus den Augen. Sie, diese Kunst selbst, ist mit sich einig und nur die Dunkelheit ihrer Natur, mehr aber noch der Eigendünkel, der Stolz und die Ruhmsucht ihrer unwürdigen Diener haben auf Unkosten ihres Ansehens und ihres guten Namens manche Zwistigkeit veranlaßt. Wenn ein Diener dieser heiligen bescheidenen Kunst über einen seiner Collegen, welcher in der Dunkelheit kein Licht fand, die Achsel zuckt; wenn er aus glänzender Ferne nach einem kleinen Städchen berufen neben dem hier vorhandenen Collegen ans Krankenbett tritt und nicht erwägt, wie leicht es ihm hier, wo man alles aus der Weite Gekommene mit günstigem Vorurtheil anstaunt, werden muß, diesen, selbst auch dann, wenn er ihm an ärztlicher Kraft so gar überlegen seyn sollte, durch die leiseste nachtheilige Aeußerung in Mißkredit zu setzen; wenn er gar die hier aus seinen Händen erhaltenen, oft gefahrlosen Kranken für höchst gefährliche erklärt; wenn er mitleidig hinwirft, daß der Arzt bey ihrer anfänglichen Behandlung gefehlt, daß er sich vom rechten Wege entfernt, hier zur Unzeit eine stärkende, und dort eine schwächende Straße eingeschlagen habe; wenn er ihm eine, aus Unfolgsamkeit des Kranken, aus Alter und sonstiger Schwachheit, oder andern verborgenen Ursachen statt gefundene Verzögerung der Krankheit, oder eine in gleichen Ursachen begründete unvollkommene, oder ungünstige Entscheidung derselben, eine in solchen Fällen, so wie bey der längern Dauer eines kalten Fiebers, nicht ungewöhnliche Anschwellung der Leber anrechnet; wenn er jeden seiner Schritte, jede seiner Bewegungen, jedes von ihm geschriebene Rezept, oder doch dessen Form tadelt; wenn er dagegen sich eine scheinbar gelungene Kur, die ihm vieleicht aus dem Schooße der Natur auf die Rolle seiner Thaten fiel, wie die gemeine Hebamme eine natürliche Geburt, als Entbindung anrechnet, jede von ihm gemachte Beobachtung, als Erfahrung, jede bey seiner Bemühung erfolgte Genesung, als Heilung ansieht; Wenn er mit einer triumphirenden Miene, dort, wo er den Krankheitsknoten wirklich gelöst, oder auch wohl nur glücklich zerhauen hat, hervortritt und den Tribut des Ruhms und der Bewunderung fordert; wenn er übermüthig wird und wähnt, daß jeder unter der Pflege seiner Collegen Gestorbene durch seine Fürsorge würde erhalten seyn und dieß an seinen eigenen Kindern nicht bewähren konnte; wenn er durch ein weiter verbreitetes Mißtrauen gegen den vorhandenen Arzt noch manche andere Uebel in der Ortschaft bewirkt; z. B. unter den Aermern irgend ein gemeines Gemüth, dessen leicht beweglicher Glaube so gern, auch wenn es sich keiner klaren Ursache bewußt ist, den Angesehenern und Bemitteltern, selbst ihrem Wahne nachfliegt, aber doch eben so herzlich als der Vornehmere die Erhaltung der Seinigen wünschen möchte, bey der Unfähigkeit von seinen ärztlichen Riesenkräften Gebrauch zu machen, in der traurigsten Stimmung zurück läßt, oder die Angesehenen Gläubigen bey plötzlichen und eilige Hülfe heischenden Krankheitsfällen, wenn ihr ärztlicher Koloß durch irgend ein unübersteigliches Hinderniß nicht zu erscheinen im Stande ist, in die peinlichste Lage versetzt; wenn er endlich und überhaupt nicht

mit Offenheit und Liebe unter seinen Collegen einher wandelt, nicht mehr auf dem Wege einer toleranten, bescheidenen und uneigennützigen Kunst einher geht, sondern um einiger Thaler, oder einer kleinen ärztlicher Ehre willen auf Schleichwegen solcherley Wesen treibt, seine Zunftgenossen im Rücken anfällt und ihren gerechtesten Unwillen reitzt; — wie kann da Ruhe und Frieden unter der Dienerschaft seyn? Wie sollte da nicht selbst die heiligste Kunst in ihrem Ansehen geschmählert, an ihrem guten Namen gekränkt, und bey der vorhandenen Tendenz zu ihrem Mißkredit, in ihrem ganzen Wesen zweydeutig und verdächtig werden!

Der edlere und würdigere Diener der ärztlichen Kunst ist tolorant bescheiden und gerecht gegen jeden seiner nicht unwürdigen Kunstverwandten. Je mehr er weiß, je weniger meint er zu wissen. Immer weiter sieht er das Ziel höchster Vollkommenheit entfernt, immen enger die Gränze des menschlichen Wissens gezogen. Edel und gut geht sein Streben nur nach hülfreicher Vervollkommnung seiner Kunst, aber nicht nach Glanz und Ruhm, am wenigsten auf Unkosten seiner Mitgenossen, da jene ohnehin von seinem Wesen unzertrennlich sind und ihm, wie sein Schatten folgen werden. Wir kennen Männer mit diesen ärztlichen Tugenden, wir waren in ihrer Nähe, empfanden ihre Gerechtigkeit und Güte und könnten sie namhaft machen, wenn sie nicht durch jene Eigenschaften, schon hinreichend genug bezeichnet wären.

O. in D.

Fortsetzung alter bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahre 1550 wurde Wolfgang Albrecht hingerichtet, weil er mit einem kupfernen Nagel den Leuten die Augen ausschlug und allerhand Zauberkünste trieb. Sein Beschwörungsbuch und seine Zaubergeräthe wurden neben dem Pranger in einer Theertonne verbrannt.

In dem nämlichen Jahre wurde der Scharfrichter Adelarius enthauptet, weil er während 7 Jahren mit Hülfe des Teufels Bassa Zauberey getrieben hatte.

Henrich Meyer wurde, weil er ein Stück Leinwand und ein Viertel Butter gestohlen hatte, am Pranger ausgestäupt und deswegen mit dieser Strafe begnadigt, weil er seines Verstandes nicht mächtig vor.

Im Jahre 1558 sind mehrere Weiber wegen getriebener Zauberey verbrannt. — Einer dieser Zauberinnen, Ahlke Hackeblocks, wurde im Zwinger vom bösen Feinde der Hals entzweygebrochen.

Im Jahre 1559 wurde ein Schiffer Ehlert Kayser in einem neuen, über den alten hergebauten — also in dem höchsten Galgen erhängt. Auf einer Seereise hatte er eine ihm zum Transport anvertraute Kiste mit Geld und Kostbarkeiten erbrochen — und diese Schätze mit seinen Schiffsleuten getheilt und dann das Schiff in Grund gebohrt. Sein Botsmann Johann tom More wurde unter ihm im alten Galgen erhängt.

Im Jahre 1559 wurde Franz Voß mit gefänglicher Haft bestraft, weil er — wie es heißt — im gemeinen Frauenhause angetroffen wurde, da er doch daheim sein ächtes Weib hatte. Ebenso wurde auch Johann Kallau gefangen gesetzt, weil er mit losen Weibern im gemeinen Hause getroffen wurde, da er doch seine ächte Frau hatte.

Damals war in Bremen ein öffentliches

Bordell bey dem sogenannten Graben, in der Oelmühlenstraße. Es war privilegirt; Nur an den Festtags Abenden durfte es nicht besucht werden. Besonders Wächter mußten darauf achten, daß keine verheirathete Männer hinein gingen. Diese wurden, wenn sie es versuchen wollten, sogleich gefänglich eingezogen. In der Folge entstanden mehrere privilegirte Bordelle — beym Walle — auf der Tiefer und besonders bey dem Scharfrichter, welcher damals in der östlichen Vorstadt von Bremen in der Gegend des Deiches wohnte, der daher den Namen Punkendiek erhielt; indem in der bremisch-niedersächsischen Sprache — Punk eine gemeine Hure bedeutete.

Mittelst eines Conclusum's vom 5. März 1571 beschloß die Wittheit (die volle Rathsversammlung), daß die sämmtlichen Huren und losen Weiber bey dem Graben und an andern Oertern sollten aus der Stadt geschafft und verwiesen werden, und die Ausführung dieses Beschlusses wurde dem damaligen Kamerar Klaus von Buckelt aufgetragen.

Inzwischen wird dabey bemerkt, daß man in der Folge nicht sehr strenge darauf geachtet habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Indianischen Shawls.

In Kaschmere sind 16,000 Weberstühle stets beschäftigt Shawls zu verfertigen; drey Männer arbeiten an jedem Stuhl, und sie brauchen nicht weniger als ein Jahr, um einen zu beendigen; Die Wolle, deren man sich dazu bedient, wird von Tibet und der Tartarey gebracht. Ein eleganter Schawl der feinsten Art kostet zu Cabul 3000 bis 3500 Francs; allein ein solcher ist auch bey weitem feiner, als alle, die man in Europa zu sehen pflegt. Herr Ephinstone berechnete die Anzahl der jährlich aus Kaschmere ausgeführten Shawls auf 80,000. Bassora und andre Handelsplätze ziehen beständig ungeheure Summen aus Europa für diesen Luxusartikel, welcher unsern Frauen täglich unentbehrlicher wird. Ein andrer Statistiker ist der Meinung, daß die Indianischen Shawls einst der Ruin von ganz Europa werden. Es ist wahr, daß die englischen Manufakturisten jetzt auch anfangen, sich von derselben Wollengattung kommen zu lassen, und sich alle erdenkliche Mühe geben, diese Shawls von gleicher Qualität zu machen; aber wenn sie auch dieselbe Eleganz und Schönheit der Farben erreichen, so sind sie doch in Dauerhaftigkeit und Feinheit noch weit hinter denselben, wozu der Umstand auch wohl mit beytragen mag, daß sie die orientalische Wolle aus Gewinnsucht mit inländischer zu stark vermischen.

Anekdoten.

Als der russische Kaiser, Peter der Große seine Reise durch Europa machte, besuchte er auch den damaligen ersten König von Preußen, Friedrich I. Wie sie nun einmal von Berlin zusammen ausfahren, kommen sie hinter einem Dorfe in eine kahle Ebne. Peter muß mal eben aussteigen und läßt halten. Indem er vom Wagen springt, sieht er auf einmal einen Galgen vor sich, worin ein Verbrecher hängt. Peter hat so etwas in seinem Leben nicht gesehn, noch gehört, der König muß auch absteigen und ihm auf der Stelle die Maschine erklären. Um sich aber doch völlig zu überzeugen und einen deutlichen Begriff von dem Aktus zu bekommen, befiehlt er, daß man sogleich einen Kerl aus

seinem Gefolge ergreife und hineinhange. Der König verhindert dieß noch eben mit Mühe, aber er muß gleich am andern Morgen einen Verbrecher hierzu bestimmen, der auch wirklich nahe vor Peters Augen erhenkt wird.

Ein andermal, als Peter im Winter nach Riga kommt, geht er in die Kirche und hört den berühmten Pastor Breitling predigen. Es friert ihn gewaltig, und er mag seinen Hut nicht aufsetzen. Er sitzt im Rathsherrnstuhl, mit einem rigaischen Rathsherrn, der eine große Alongeperrücke auf hat. Peter, nicht faul, nimmt ihm stracks die Perrücke vom Kopf und setzt sie sich selber auf.

Breitling predigt wirklich ganz vortrefflich, und Peter ist hingerissen, er staunt ihn an. Er befiehlt, sein Pope soll auch so gut predigen. Nach der Predigt läßt er Breitlingen kommen und befiehlt ihm, es dem Popen zu lehren. Er betheuert es ginge nicht. Aber er will. Endlich muß dieser Pastor denn erlauben, daß Peter zu ihm kommt, um zu sehen, wie er es macht, wenn er auf die Predigt studirt. Da Breitling aber bloß die Bibel nimmt und allerhand Gebehrden macht, so geht Peter ganz böse weg und sagt: „Narre, das kann ich auch."

Wahre Größe.

Wlademir der Große, welcher das russische Reich ansehnlich vergrößerte, theilte unter sein Kriegsheer neuerworbene Länder aus, während er selbst aus einem hölzernen Löffel aß.

Der kluge Hund.

Durch Nantes (in Frankreich) fuhr unlängst ein Kärner. Auf einmal sprang ein großer Hund an den Pferden hinauf, um sie aufzuhalten; und im nämlichen Augenblicke packte er ein Kind und zog es unter dem Wagen hervor. Auf diese Art wurde das Kind vom Tode gerettet.

Räthsel.

Zwey verschiedene Dinge und doch nur ein Wort.

Wenn wir auch Namens Vettern sind,
So sieht es doch ein jedes Kind,
Wie ungleich wir uns unterscheiden.
Der erste glänzt am Hofe nur,
Macht bey dem Fürsten seine Cour,
So wohl bey Leid, so wohl bey Freuden,
Sein ganzes Wesen ist nur Luft,
Ist leichter noch wie Nebelduft,
So daß er gar an nichts kann gränzen,
Doch ohn' ihn kann kein Hofmann glänzen.

Den zweyten Vetter meiner Art
Man gern in Salz und Rauch bewahrt,
Man will ihn überall gern leiden,
Er speiset manchen Bürgersmann,
Lockt ihn auch wohl zum Trunke an,
In Goldgelb sieht man ihn sich kleiden;
Sein ganzes Wesen ist gesund;
Ja, nach ihm wässert uns der Mund,
Im Kreise trauter Brüder bringt
Er frohen Muth, das Glas erklingt.

Er stammet, meist aus Holland her,
Man liebet ihn im Winter sehr,
So sehr er groß da ist in Ehren,
So sehr ist Erst'rer da verach't,
Man über ihn gar höhnisch lacht,
Und kann ihn überall entbehren.
Jetzt hoff' ich nun von eurem Witz
Und eurem Geiste scharf und spitz,
Ihr wollet mir den Namen nennen,
Die beyden Wesen ganz zu kennen.

J. L.

Verbesserung in Nro. 4:

Seite 31 Sp. 1 Z. 16 l. statt aufzufindende aufgefundene, ebend. Z. 37 l. statt Stimme Summe.

№ 6.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 17. April 1817.

Europas Rechte in dem spanischamerikanischen Kriege.

(Aus von Pradts Werke über die Kolonien Th. 2. S. 204 - 247.)

Amerika's Anarchie wird die Verarmung zweier Welttheile herbeyführen, seine innere Ordnung ihren Reichthum und ihre Ruhe. Schon jetzt fühlt man diese Wirkungen in Europa lebhaft, und man muß die Augen von dem wahren Zustand dieses Welttheils Wegreissen, um nicht die doppelte Noth an Geld und Nahrungsmitteln sehen zu wollen, die die Unruhen in Amerika denselben schon jetzt empfinden lassen. Mehr als sechs Erndten sind aus den Minen Mexikos rückständig; die Bergleute sind Streiter geworden; das Ausgraben unterblieb bey den Waffenrüstungen; die Sendungen sind unterbrochen auf den vom Kriege beunruhigten Heerstraßen; es ist dahin gekommen, daß der Hafen von Vera - Cruz, der alljährlich mehr als hundert Millionen an edlen Metallen versandte, im Jahr 1806 eine Summe nach Spanien wandern sah, die man kaum nennen mag, nämlich sechszigtausend Franks; und findet Europa nicht schon jetzt eine allgemeine Lähmung in seinen Handelsverhältnissen, ist das baare Geld nicht wie verschwunden? Von der andern Seite ist der Mangel seit einigen Jahren in Europa einheimisch geworden; dieser Welttheil lebt unter einem zürnenden Gestirn, das nur seine Geissein wechselt und dem Kriege bleichen Hunger folgen läßt, die Verwüstungen des Schwerts durch die Nahrungssorgen verdoppelnd. Welche Quellen würden sich dem bedürftigen Europa nicht öffnen, wenn es bis zu den Erndten Amerikas, Mexikos es bringen könnte, wo die Erde die Arbeiten des Bauers in einem, Europa gänzlich unbekannten Verhältnisse belohnt? —

Ein allgemeines Prinzip des Wohlwollens für alle Völker, wie es die Grundlage dieses Werkes bildet, kann nur auf Wahrheit und Unpartheilichkeit beruhen: sie allein haben meine Feder geleitet. Den Menschen zeigen, daß sie kein wahres Interesse haben, als das Glück ihrer Brüder, daß die reichste Quelle der Wohlfahrt für die Einen die Wohlfahrt ist, welche diese den Andern gewähren, die Gränzen der

Freyheit erweitern, die merkantilischen Beziehungen vervielfältigen, alle Schätze der Welt als ein Gemeingut darstellen, welches der Himmel schuf, damit jedes Mitglied der großen Menschenfamilie daraus schöpfe nach dem Grade seiner Arbeit und Betriebsamkeit, die gehässigen und selbsüchtigen Grundsätze des bisherigen Handels ersticken, den Völkern lehren, daß sie nicht Vortheil davon haben, über einander zu herrschen, sondern nur davon mit einander zu handeln, dadurch viele Anlässe zu Gewaltthätigkeiten, zu Ausrottungen und zu Kriegen vernichten oder wenigstens ihnen zuvorkommen: das war mein Zweck bei diesem Werke.

Die Schriftsteller sind gebörne Vertreter der Gesetzgeber, wenn sie nicht deren Vorläufer sind; das Stillschweigen dieser öffnet jenen die Lippen. Wann könnten sie aber zweckmäßiger dieses Recht anwenden, als da es gilt, ein Ziel den Barbareien zu setzen, deren scheußliche Nacht gegenwärtig Amerika's Antlitz verhüllt? Gleich wie die Ausüber dieser Gräuel Spanien einen gar schlechten Dienst erweisen; so haben sie in der Brust der Amerikaner einen Haß entzündet, den nichts auslöschen wird, haben sie nach Amerika die lebhafteste Theilnahme Aller an diesem furchtbaren Trauerspiel gerichtet, haben sie das schaudernerregende Gedächtniß der Grausamkeiten erneuert, welche Spanien zuerst die Herrschaft in diesen Himmelsstrichen verliehen. Aber die Zeiten haben sich geändert; was damals half, wird es jetzt verderben. Alle Reiche haben Namen, Gestalt und Herrn gewechselt. Eins nur ist geblieben, unvergänglich und unverjährbar: die Vernunft, die Humanität, die Natur, dieß unauflösliche Band, welches jedes Bemühen zu zerreissen nur um so enger zusammenzieht. Wenn man ein ganzes, unermeßliches Volk im Namen einer Souveränität der Vertilgung Preis gegeben sieht: so fragt man doch natürlich, ob die Nationen für die Souveränität, oder die Souveränität für die Nationen gemacht ist, ob, wenn im gesellschaftlichen Verbande, Alles von diesen herkommt, nicht auch Alles auf sie sich beziehen müsse; ob, wenn es schon viel ist, ein ganzes Volk für Empörer zu schelten, es nicht noch unendlich mehr ist, einen ganzen Welttheil für Empörer erklärt zu sehen von einem einzelnen Lande eines andern Welttheils, das von jenem unaufhörlich, sich für seine eigennützigen Absichten aufzuopfern, verlangt, den dies ist doch der ganze Streit zwischen Spanien und Amerika. Wahrhaft heilig würde das Bündniß seyn, welches diese geweihte Sache beschützen und ein Ziel setzen würde dem gräßlichen Vertilgungsrechte, das der wilde Soldat von Spanien nach Amerika hinübertrug. Zwar ist allerdings nächst der Unterdrückung nichts gehässiger, als Empörung; aber wenn Amerika empörerisch ist, so muß man die Natur selbst für eine Empörerin verschreien, welche dem Menschen vorschreibt, sich nicht vertilgen und hinopfern zu lassen, die Natur, welche von den Eltern das zum Mann gereifte Kind trennt; muß man die geheime Kraft für eine Empörerin erklären, welche nach Verlauf einer Zeit an Laub und Stärke die junge Eiche über die erhebt, welche die Eichel aus ihrem Gipfel fallen ließ, um ihrer Nebenbulerin das Daseyn zu geben. Alles in der Natur ist geschaffen, sich zu folgen, zu ersetzen, und die Menschheit ist keine Staude, die einige mit Eisen gerüstete Arme nach Willkür ausschneiden und kürzen können. Wenn aber dieser blutige Widerstand gegen die Freiwerbung Amerikas für das Land selbst grausam ist, so ist er nicht weniger verderblich für das Wohl der ganzen Welt

Denn wer kann die Vortheile ermessen, deren Grundlage diese Freiheit ist? Es läßt sich wohl nicht länger zweifeln, Amerika ist erst den Namen nach und geographisch entdeckt; die Schätze, die es in seinem Innern birgt, sind noch vergrabne Schätze, die seine Freiheit allein an das Tageslicht fördern wird. Durch sie wird der Handel in den Besitz aller der Heerstraßen und aller der Quellen gelangen, welche Privatrücksichten ihm bisher verschlossen hatten. Wenn sämmtliche Küsten Amerikas, die nach Westen blicken, mit Asien werden handeln können, wenn die, welche nach Osten sehen, dem natürlichen Gang ihrer Verbindung mit Afrika und Indien folgen werden: so wird man die Meere übersät sehen mit dem Transport der Produkte, welche diese von der Sonne begünstigten Gegenden mit einander austauschen werden. Erst wenn zwischen der Erde und dem Menschen keine andere Vermittler sind als Arbeit und Gewerbfleiß, wird man erfahren, was die Welt vermag und was sie gilt. Bisher fand nur eine gezwungene und beschränkte Richtung Statt; Amerikas Freiwerbung wird ihn seinen Werth und seine Kräfte kennen lehren und alle Theile und Wirkungen der Erdkugel vereinigen, welche getrennt und gehemmt durch die Schranken der Zwangsgebote jedes Volks, bisher sich noch nicht haben messen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer einer Griechin.

(Aus Tully's Narrative of a Residence at Tripoli)

Signora S...., welche noch immer hübsch ist, wurde in Dalmatien geboren. Ihr Taufname war Juliana, und ihr Vater ein vornehmer Offizier in Venetianischen Diensten. Ihre Familie wurde von den Türken nicht geliebt, weil ihr Großvater mit viel Muth und Geschicklichkeit in Morea gegen sie gefochten hatte, als sie sich zuletzt in Besitz desselben gesetzt hatten. Ihre Mutter, sie selbst und zwey Schwestern lebten auf einem großen Gute in der schönsten Lage, an den Gränzen von Macedonien. Reiche Dörfer, obgleich den Türken und Tartaren zugehörig, umgaben dasselbe, und die Gegend umher war bedeckt mit aromatisch duftenden Halden, undurchdringlichen Gehölzen und dicht bewachsenen Weingärten, allein es lag fern von einer großen Stadt, da Salonica, (das alte Thessalonich) ihnen am nächsten war. Das Dorf Contessa lag nicht weit davon. Die Dame meinte, daß, wenn ihre Mutter Almosen auf den heil. Berg Athos gesandt hätte, sie den erlittenen Unfällen wohl entgangen seyn würde. Dieser Berg wird von Mönchen bewohnt, deren nicht weniger als drey tausend im dreißig Klöstern leben.

Da die Bewohner der umliegenden Dörfer meistens Türken und Tataren waren, so bestand die Gesellschaft der Familie bloß aus wenigen armenischen, dalmatischen und slavonischen Familien, die gleich ihr sich in diesen Theil von Macedonien zurückgezogen hatten, weil die Häupter ihrer Familien unter den Fahnen der Venetianer gegen die Türken im venetianischen Dalmatien gefochten hatten. In den Wäldern der Türkey begraben, blieben sie oft lange Zeit ohne alle Nachricht aus einem Theile des gebildeten Europa welches von der Mutter unserer Griechin lebhafter als von irgend einer andern griechischen Dame empfunden wurde. Sie hatte den größten Theil ihres Lebens in Venedig zugebracht, und da sie mehr Kenntnisse besaß, als die andern, fühlte sie auch mehr Furcht. Sie schien die Katastrophe voraus zu sehen, welche sich ereignete, und gebot daher ihren Leuten täg-

*

lich, sich mit den Kindern nicht weit von der Wohnung zu entfernen, denn sie fürchtete, wie sie sagte, die Horden der Türken und Tataren, die nach jedem Siege gewöhnlich das Land heim suchen und sich durch Plünderung alles dessen bereichern, was sie auf ihrer Rückkehr nach Constantinopel oder nach den Häfen des schwarzen Meeres antreffen; indeß da sie nicht in Paläste und vornehme Häuser einbrechen, konnte man sich durch Verschließung der Thore leicht gegen sie schützen.

Endlich wiegte sie die unbestimmte Nachricht von den Fortschritten der venetianischen Waffen in eine Art von Sicherheit, und sie ließ sich durch die dringenden Bitten ihrer Freunde bewegen, einen Tag bey einer armenischen Familie zuzubringen, deren Aufenthalt dicht an ihre Besitzungen gränzte. Zur Begleitung hatte sie ihre zwey schönen Töchter, Juliane, damals ohngefähr 13 Jahr und die Schwester derselben 11 Jahr alt; ihr jüngstes Kind von zwey Jahren vertraute sie der Obhut seiner Amme, einer jungen cirkassischen Sklavin, welche sie schon einige Jahre bey sich gehabt hatte.

Sie begab sich an diesem Tage fast mit allen ihren Leuten auf den Weg und zwar um desto sicherer zu seyn. Allein noch im Angesichte ihrer eigenen Besitzungen, an der Ecke eines ungeheuern Waldes, von dem sie nur wenig Schritte zu durchwandern hatten, sprangen, wie Tiger auf ihre Beute, eine Anzahl Türken aus dem Walde auf sie los.

Die erschrockene Mutter sank bey ihrem Anblicke sogleich zu Boden. Jeder Räuber bemächtigte sich eines hülflosen Schlachtopfers, und in einem ganz ungleichen Kampfe wurden die Leute der Dame, welche sich widersetzten von den Türken niedergehauen. Indem sie ihre unglücklichen Gefangenen mit großen weiten Säcken bedeckten und auf Pferde setzten, nahmen sie Julianen, ihre Schwester und die Cirkasserin mit sich, welche aus Liebe zu dem Kinde, das sie bey sich hatte, sich bemühte, es in den Armen zu halten. Unglücklicherweise, wie sich nachher ergeben wird, gelang ihr dieß, obgleich die Türken, als sie zu Pferde stiegen, ihr wiederholend befahlen, es am Boden liegen zu lassen. Allein da die Mutter ohne Gefühl und Leben da lag, konnte sich die Cirkasserin nicht entschließen, das Kind aus ihren Armen zu lassen. Mit unglaublicher Schnelligkeit eilten die Pferde über das unebene Land mehrere Stunden lang hin, bis sie ein furchtbares Donnerwetter nöthigte, Halt zu machen. Man breitete große Tücher auf den Boden an der Seite eines waldigen Gebirges und schlug einige Zelten auf, welche jedoch nur schlechten Schutz gegen den Regen gaben; in eines derselben brachte man die Geraubten, die mehr todt als lebendig waren.

Nachdem sich das Wetter verzogen hatte, wurde ihnen ein trockenes gesalzenes Gericht gebracht, Kadeed von den Mauren genannt, dazu schwarzes Brod und Wasser, und sie wurden mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht essen wollten. Die Cirkasserin suchte immer das Geschrey des unglücklichen Kindes zu stillen, welches sie am Busen trug, erschreckt durch die Wuth der Türken, die sich über dieses Geschrey beklagt hatten. Sie ahndete jedoch keineswegs das schauderhafte Ereigniß, das ihr bevorstand, denn bey Sonnenaufgang warfen die Ungeheuer das Kind in die Flammen, theils um sich von seinem Geschrey zu befreien, theils um der Unbequemlichkeit der Wartung überhoben zu seyn. Mit verdoppelter Schnelligkeit setzten sie hierauf ihre Reise durch sandige Wüsten, dichte Wälder und über rauhe und unwegsame Gebirge fort,

bis dicht in die Nähe von Constantinopel, wo sie die unglückliche Juliane und ihre Schwester an einen Kaufmann von Aleppo verhandelten, der jedoch, zum Unglück der jungen Mädchen, sich durchaus weigerte, die Cirkasserin mit zu kaufen. So wurden sie denn von ihrer treuen Dienerin und Leidensgefährtin getrennt nach Constantinopel zu geführt. Ihre trostlose und unglückliche Mutter wurde, nach dem Verluste ihrer Kinder, von ihren Freunden aufgesucht und wieder gefunden. Als sie im Stande war, sich aus der starren Gefühllosigkeit, worein sie die so schreckliche Katastrophe versetzt hatte, wieder aufzurichten, erfuhr sie durch fortgesetzte Nachforschungen, daß ihr Gemahl nebst einem Trupp Venetianer von den Türken umgebracht worden sey und daß die Banditen oder türkischen Soldaten, welche ihre Töchter raubten, sie nach Constantinopel geführt hatten. Sie raffte sogleich Alles, was sie nur aufbringen konnte, zusammen und beschloß ihnen zu folgen. Sie wandte sich an einen armenischen Kaufmann zu Constantinopel, unter dessen Schutz sie sich selbst zu begeben meinte, so lange sie daselbst verweilen würde, und den sie zu jeder möglichen Forschung nach ihren verlornen Kindern brauchen wollte. Als sie ihn von ihrer unglücklichen Geschichte benachrichtigt hatte, erzählte er ihr, daß er zu gleicher Zeit das Schicksal eines jungen Venetianers von Stande bedauern müsse, mit dem er diesen Morgen gesprochen habe und an dessen Auslösung er verzweifle. Er war zum Gefangenen gemacht und das Eigenthum eines türkischen Bassen geworden, den die Pforte zurückberufen hatte, um ihn bey einer neuen Statthalterschaft anzustellen, und der jeden Tag die Summe vergrößerte, welche er für die Befreiung des unglücklichen Venetianers verlangte. Da Juliana's Großvater in mehreren Feldzügen für die Venetianer gefochten hatte, und ihr Vater kürzlich erst in ihren Diensten gefallen war, so wurde in dem Augenblicke, wo das unglückliche Ereigniß von ihrer und ihrer Schwester Gefangenschaft zu Venedig bekannt ward, von dem Staate Befehl gegeben, die Kinder, sobald sie aufgefunden werden könnten, auszulösen. Der Befehl kam nach Constantinopel wenige Tage nachdem ihre Mutter daselbst angekommen war; dieser dem Andenken derer, welche ihr so theuer waren, gezollte Tribut, war ihr sehr tröstlich, allein die unglücklichen Gefangenen waren nirgends aufzufinden. Der armenische Kaufmann, bey dem sie sich aufhielt, war, obgleich noch sehr jung, doch außerordentlich reich, und als ein sehr liebenswürdiger Mann allgemein geschätzt. Er nahm den innigsten Theil an ihrem Kummer und sein Alter und Temperament machte ihn höchst empfänglich gegen den Eindruck der Schilderung, die sie von den zwey schönen Unglücklichen entwarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung alter bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahre 1560 fanden sich 2 Rathsherren Vaßmer und Lüdersen in Stephani Kirche ein, um daselbst bey der Taufe eines Kindes Gevatter zu stehen. Der Prediger Christian Embsen eilte, sobald er sie erblickte, aus der Kirche und holte seinen Kollegen Havemann. Beyde Prediger fragten nun die Rathsherren: welche Meinung sie über die Lehre Hardenbergs hegten? Diese antworteten: darüber könnten sie sich jetzt nicht erklären, indem sie dort nur erschienen wären, Gevatter zu stehen, nicht aber, sich examiniren zu lassen. Die Prediger erwiederten: sie könnten und würden sie nicht eher bey der

Taufe zu lassen, bis sie ihnen nicht eine bestimmte Antwort auf ihre Frage ertheilt hätten. Wie sie sich fortwährend dessen weigerten, so wurde das Kind ungetauft aus der Kirche zurück gebracht und am folgenden Tage zu Leessum von dem dortigen Prediger getauft. Einige Tage nachher begegneten jene beyden Prediger dem Rathsherrn Vaßmer auf der Obernstraße, dieser holte aus dem Hause eines dort wohnenden Schwerdfegers einen Spieß und schlug damit so heftig auf die Prediger los, daß sie eiligst davon laufen mußten. Diese traten demnächst vor des Raths-Stuhl und klagten den Herrn Vaßmer wegen frevenlich verübter Gewalt und mörderlichen Ueberfalls an. Der Angeklagte entwich nach Verden — er wurde seiner Ehrenstelle entsetzt und aus dem Stadtgebiete verwiesen. Im folgenden Jahre wurde er indessen von dem Bürgermeister Daniel von Bühren und von dessen Anhange wieder hereingerufen — in seine vorigen Ehren und Würden wieder eingesetzt und in der Folge sogar zum Bürgermeister erwählt.

Im Jahre 1561 wurde Matthias Boekholt, weil er jemanden auf einer Bleiche ermordet hatte, vor des Raths Gerichte auf dem Lüskenbrink friedlos gelegt.

Der Lüskenbrink lag an der Contrescarpe vor der Kohlhökerstraße: daselbst wurden die Blutgerichte über diejenigen Mordthaten gehegt, welche in des Vogts Gerichtsbezirke verübt waren. Auch sind in früheren Zeiten dort auf einem Grashügel die Verbrecher enthauptet, wie unter andern auch Burgermeister Johann Vaßmer im Jahre 1430.

Ein gewisser Berens war als ein Rasender in der sogenannten Thoren- oder Tollkiste *) eingesperrt gewesen, durch Hülfe des Arztes war er so weit genesen, daß man es wagte, ihn in dem Gasthause frei umhergehen zu lassen. Plötzlich aber überfiel ihn die vorige Raserei, er ergriff eine Axt, hieb zwey Frauen nieder — tödtete dann noch zwey andere und verwundete noch eine, die jedoch genas. Er wurde nun lebenslänglich in die Thorenkiste wieder eingesperrt.

Im Jahre 1570 wurde ein junger liederlicher Bettler zum Schieben von 2000 Karren Erde auf des Osterthors Wall verurtheilt.

Im Jahre 1575 wurde eine Hexe, Catharina Stadtlanders, welche auf der Tortur eine Menge ungereimter Dinge bekannt, nachher jedoch alles wieder geläugnet hatte, dennoch, wie es heißt, zu Pulver verbrannt.

Im Jahre 1577 erstach Bernhard Busch, ein Vikar und Bruder des Abts zu Stade, den Johann Cordes. Der Stadtvogt weigerte sich über diese geistliche Person ein Gericht zu hegen. Der Rath trug daher dem Präsidenten des Niedergerichts nebst dessen Beysitzern auf, dem Rathhause gegenüber, das Gericht zu halten. Der Verbrecher wurde daselbst — wie er die That bekannt hatte, verurtheilt, daß er mit dem Schwerd hingerichtet werden sollte, obwohl — wie es heißt — die Pfaffen hart dawider geschnarcht und gedrohet haben. Der arme Sünder soll, nachdem er das Urtheil angehört hatte, laut und öffentlich Gott gedankt haben, daß die Stadt ein Exempel ihrer Bothmäßigkeit über die Geistlichen, in seiner Person einmal habe statuiren mögen.

---

*) Eine Zelle, worin man rasende Menschen einsperrte.

Im Jahre 1580 wurde der Prediger zu Ansgar, Philipsen Rochalio, wegen seines unzüchtigen Lebens des Predigeramts entsetzt.

Im Jahre 1582 ließ der Canonicus und Prediger zu Ansgar Joost Glanäus — ein unversöhnlicher Feind der übrigen Prediger, heimlich sein Kind durch den Prediger zu Weihe Anton Wandschneider taufen. Dieser bekam sogleich Haus-Arrest, wurde jedoch bald davon wieder befreiet, Jener aber wurde seiner Präbende und seines Prediger-Amts entsetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Indianer in Südamerika begraben ihre alten Väter lebendig.

(Aus dem Französischen.)

Ein alter Indianer, der schon lange bettlägerig gewesen war, bat seine Söhne, ihn aufs Feld zu bringen, um frische Luft zu schöpfen. Sobald er hier war sagte, er zu ihnen: „Kinder! ich mache euch zu viel Last auf der Welt; ich habe als ein guter Christ gelebt und will mich in den Himmel zur Ruhe begeben; grabt mir ein Grab.“ Seine Söhne gehorchten, machten eine Grube und legten den Kranken hinein, der ihnen befahl, ihn, das Gesicht ausgenommen, ganz mit Erde zu bedecken. Schon hatten sie eine große Menge Erde auf ihn geworfen, als er zu ihnen sagte: „Haltet ein wenig ein! Die Erde ist sehr schwer, laßt mich erst einen Augenblick Luft schöpfen!“ Nicht lange darauf sagte er zu seinen Söhnen: „seyd auch so gute Christen, wie euer Vater, und bedeckt ihn jetzt vollends mit Erde!“ Sein Verlangen wurde erfüllt und unglücklicherweise kam ein Missionär zu spät dazu, als daß er diesen frommen Vatermord hätte verhindern können.

Sonderbare Aeußerung des Geizes.

Ein Geiziger hing sich auf, weil er um eine große Summe betrogen worden war. Sein Bedienter, der ihn fand, schnitt ihn los und rettete ihn. Als er seinen Dienst verließ, zog er dem armen Menschen einige Grote ab, weil er den Strick entzwey geschnitten hatte; denn sagte er, dieser war noch neu, du hättest daher den Knoten hübsch auflösen können.

Die Frucht der zweyfarbigen Sorg- oder Schokolatehirse.

Bey einem Besuche, den Herr Barton, Professor der Pflanzenkunde zu Philadelphia in Lancaster abstattete, erfuhr er, daß die deutschen Einwohner einer Niederlassung in der Nähe des Susquehannaflusses eine Pflanze baueten und von deren Saamen ein Getränk verfertigten, das an Farbe, Geschmack und nährenden Eigenschaften der gewöhnlichen Schokolate gliche. Bey näherer Erkundigung, erhielt dieser Naturforscher die Nachricht, daß diese Pflanze in einem benachbarten Garten wüchse, und er war auch so glücklich, einige Exemplare derselben zu erhalten, die, so viel er ohne Hülfebücher bestimmen konnte, zu dem Geschlechte der Sorghirse (Holcus sorghum) gehörte.

Bey seiner Zuhausekunft verglich er sie mit den andern Arten der Sorghirse und fand, daß es die zweyfarbige (Holcus bicolor Willdenows) war.

Dieses Gewächs hat sehr viel Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Moorhirse, ist acht bis zehn Fuß hoch und eine jährige schnellwachsende Pflanze, deren Bau keiner besonderen Sorgfalt bedarf. Die Blätter sind lang, rinnenförmig, und umschließen mit ihren Scheiden

den dicken Halm, auf welchem sich eine dichte, länglich-eiförmige Rispe erhebt, die in schwarzen Hülsen einen weißen rundlichen Saamen trägt. Diese Frucht ist außerordentlich ergibig und würde gewiß in den meisten Theilen Nordamerikas und Europas unstreitig auch in Deutschland mit großem Vortheil gebaut werden können. Uebrigens ist das wahre Vaterland dieser Schokolatehirse Persien, aus welchem Lande mehrere Pflanzen, wie z. B. die persische Syrene (Syringa persica), nach Deutschland versetzt, hier gut fortkommen.

Die Saamenkörner dieser gras- oder vielmehr schilfartigen Pflanze werden noch in ihren Hülsen auf der Kaffeemühle gemahlen und mit Milch gekocht, zu einem angenehm schmeckenden, nahrhaften und gesunden Tranke bereitet. Angenehmer wird dieser jedoch, wenn man denselben durch ein Tuch oder Haarsieb seihet und gehörig mit Zucker versetzt. Noch besser würde sich dieses Korn auf einer Getraidemühle zu Mehl gemahlen und gebeutelt zu einem Tranke eigenen, obgleich wohl der gewürzhafte Schokolategeschmack hier eben so wenig statt finden mag, als bey den vielen Kaffeesurrogaten der wirkliche Kaffeegeschmack. Indeß ist dieses Getränk nach aller Versicherung sehr wohlschmeckend und würde dem Landmanne und vielen andern Menschenklassen ein wohlfeiles nahrhaftes, und gesundes Morgen- und Nachmittagsgetränk abgeben.

Sprachbemerkungen.

Die beyden Worte Weib und Frau werden so häufig mit einander verwechselt, daß es wohl der Mühe werth ist, auf den Unterschied aufmerksam zu machen und die Grundbedeutung derselben anzugeben.

Weib (foemina, woman, femme) und weiblich bezeichnen, wenn man keinen Nachdruck darauf legt, wie Mann und männlich, das Geschlecht. Legt man einen Nachdruck auf diese Worte, so beziehen sie sich auf die, beyden Geschlechtern eigenthümlich zukommenden guten Eigenschaften. So spricht man z. B. von männlicher Tapferkeit, weiblicher Sanftmuth. Spricht man hingegen von den, beyden Geschlechtern eigenthümlich zukommenden bösen Eigenschaften, so ist dem Manne, dem männlichen das weibische entgegengesetzt. Man tadelt dann männliche Härte, weibische Geschwätzigkeit, Furcht.

Frau (domina, hera, Dame, Madame, Mistress, Madam), hat die Bedeutung von Herrin, Gebieterin und entspricht dem „Herr." Nach Freya, der Göttin, der Liebe und Treue, wurden, wie die Edda erzählt, vornehme ausgezeichnete Weiber, „Frauen genannt. Dieser Ehrenname war leider nach und nach außer Brauch gekommen und von dem französischen Dame, Madame, verdrängt worden. Aber in neuern Zeiten, als man alles Französische von sich abzuschütteln suchte, machte man billig die Rechte dieses Namens wieder geltend. Warum sollten auch würdige deutsche Weiber diesen Namen verschmähen, welcher doch ursprünglich eine Auszeichnung für die vornehmern und vorzüglichern ihres Geschlechts war, warum einen Namen verschmähen, den sie von Freya, der deutschen Göttin der Liebe und Treue erhielten. Möge der Name „Frau" immerhin eine Auszeichnung bleiben für edle, deutsche Weiber, die ihre Gatten treu lieben, wie Freya, und jede deutsche Weib sich geehrt finden, eine Frau zu heißen!

Auflösung des Räthsels in Nro. 5.

Bückling.

Verbesserungen in Nro. 5:

Seite 36 Sp. 1 l. Zweigen statt Zweige; ebend. Sp. 2. Z. 35. l. Chamäleon statt Chamelion. S. 36 l. nach statt noch. Seite 38 Sp. 1. Z. 16 l. tolerant statt tolorant.

№ 7.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 20. April 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Ereignisse in Portugal.

Man konnte erwarten, daß Napoleon, bey seinen habsüchtigen Entwürfen auf Spanien, Portugal nicht aus den Augen lassen würde. Dieß Land war zu lange Englands Bundsgenoß gewesen, als daß es nicht des Tyrannen Eifersucht und Haß hätte erregen sollen. Aber seine Staatsklugheit rieth ihm, seine Absichten zu verbergen, bis ihm die Mittel sie zu erreichen zu Gebote standen. Im Jahr 1807 warf er seine Larve ab und verkündigte seinen Entschluß in Hinsicht auf das Haus Braganza. Drohungen waren vorher schon oft ausgestoßen worden, immer aber waren sie noch mit großen Geldsummen, welche die portugiesische Regierung zahlte, des französischen Herrschers Nachsicht zu erkaufen, abgewandt worden.

Schon früher hatte England dem portugiesischen Hofe vorgeschlagen, im Falle einer französischen Ueberziehung sich nach seinen amerikanischen Besitzungen zu begeben. Der Prinz Regent hatte diese Maßregeln gebilligt, und Bonaparte führte bald deren Ausführung herbey. Ein Heer von 40,000 Mann ward nach Bayonne befehligt; die französischen und spanischen Gesandten verließen Lissabon, und die englischen Kaufleute schickten sich eiligst zur Einschiffung an.

Unterdessen wurde die Ausrüstung der königlichen Flotte zur Fortschaffung der königlichen Flüchtlinge beschleunigt. Dennoch ließ sich der Prinz durch Vorstellungen der Geistlichen und aus Anhänglichkeit an seinen Geburtsort aufs neue umstimmen und unterzeichnete Anfangs November 1807 in Hoffnung, Frankreich zu versöhnen, einen Befehl, die wenigen brittischen Unterthanen und das brittische Eigenthum in seinem Lande festzuhalten. Nachdem dieser Befehl gegeben war, verließ der englische Gesandte, Lord Strangford, Lissabon, und ging mit dem Geschwader unter Sir Sidney Smith, das damals in der Mündung des Tajo lag, und ursprünglich nach der Küste von Portugal gesandt

worden war, die königliche Familie zu retten, oder mindestens die portugiesische Flotte vor dem Feinde zu schützen, unter Segel.

Diese feindselige Maßregel der portugiesischen Regierung erregte in England großes Aufsehen, und Sir Sidney Smith wurde mit einer Flotte zurückgesandt, den Tajo streng einzuschließen. Aber sehr bald erkannte der Prinz Regent seinen Irrthum. Es wurde ein neuer Verkehr zwischen ihm und dem brittischen Bothschafter auf der englischen Flotte eröffnet, und als dieser nach Lissabon kam, herrschte dort keine Besorgniß, als die, daß ein französisches Heer heranziehen möchte, keine Hoffnung, als die auf den Schutz einer brittischen Flotte. Diese plötzliche Aenderung hatte aber einen besonderen Grund: in der Zeit zwischen dem Abgang und der Rückkehr des Lords Strangford hatte Bonaparte einen jener Orakelbeschlüsse ergehen lassen, welche gewöhnlich Vorläufer des Untergangs waren. Er hatte in dem gewöhnlichen eiteln Style hochtrabender Tyranney verkündet, das Haus Braganza habe zu regieren aufgehört. Auch versuchte Unterwerfung war unnütz befunden worden; es blieb also kein Ausweg, als dem Sturm, dem man nicht trotzen konnte, zu entgehen. Mithin ward der ursprüngliche Auswanderungsplan eifrig angenommen. Schon am 29. November 1807 segelte die portugiesische Flotte mit der königlichen Familie, mit vielen treuen Räthen und achtungswerthen und reichen Anhängern aus dem Tajo ab. Diese Flotte bestand aus 8 Linienschiffen, vier großen Fregatten und einigen anderen Kriegsschiffen nebst einigen brasilischen Schiffen, im Ganzen 36 Segeln und ohngefähr 18000 portugiesischen Unterthanen. Es war ein großer Anblick. Als die portugiesische Flotte durch die brittische segelte, begrüßten sich beyde mit Kanonen-Donner und anziehend war es, wenn man sich erinnerte, daß beyde noch wenige Tage vorher sich befehdet hatten. Die Bewohner von Portugal bedauerten die Flüchtlinge herzlich.

Bald nachdem der Hof die Hauptstadt verlassen, zogen die französischen Schaaren ein und nahmen ruhigen Besitz. Gegen alles dort noch befindliche englische Eigenthum ergingen dann die strengsten Befehle. General Junot befehligte das französische Heer und sein erstes Geschäft war, Kirchen und Altäre zu plündern. Bilder, heiliges Geräth, Schätze, welche die Frömmigkeit geschenkt, die Andacht aufbewahrt hatte, wurden von dem Räuberhauptmann und seiner Bande ergriffen. Um dieß Unglück der Lissabonner zu erhöhen, litten sie in der Zeit, wo harsche Soldaten sie plünderten, auch noch Hungersnoth.

Eine Zeitlang schienen die Portugiesen sich in das traurige Schicksal, das über ihnen schwebte, ergeben zu haben. Ihr Herrscher war geflohen; ihre Hauptstadt in den Händen der Eindringlinge, ihre Altäre geschändet, ihre persönliche Sicherheit bloß von der Nachsicht der Soldaten abhängig; keine Stimme, keine Hand erhob sich, der abscheulichen Raubherrschaft zu wehren; das ganze Land schien sich hülflos verzweifelnd zu den Füßen des übermüthigen Unterdrückers zu werfen und sein Urtheil von ihm zu erwarten. So schien es Monathe lang nach der Unterjochung; als aber der begeisternde Freiheitsruf durch die spanischen Landschaften ertönte, hallte er auch längs den Gestaden des Tajo wieder und erweckte die Bewohner aus dem lässigen, fast verderblichen Schlummer. Opfer einer und derselben Treulosigkeit suchte auch Portugal, als Spanien aufstand, dem Feinde zu trotzen, seine Ketten abzuschütteln.

Im Juny 1808 hatte sich eine klei-

Schaar Franzosen zu Tavira, einer Seestadt an der südlichen Küste von Portugal gesammelt, um auf dem Guadiana nach Spanien zu gehen. General Morla zu Cadix bekam davon Kunde und bot sogleich den General Spencer, dessen Ankunft vor Cadix nebst einigen Schaaren aus Gibraltar bereits gemeldet war, auf, mit der von ihm befehligten Macht nach Ayamonte an den Ufern der Guadiana zu gehen. Spencer landete also dort und der englische Admiral Purvis hatte schon drey Schiffe nach der Mündung des Flusses gesandt. Zufolge dieser Bewegungen zogen sich die Franzosen allerwärts auf Lissabon zurück, und die Portugiesen, beseelt von den Engländern, von dem Beyspiel und Aufruf der Spanier, standen überall gegen sie auf. Aus allen Theilen Portugals wurden Abgeordnete an den Admiral Sir Charles Cotton, der die brittische Seemacht in diesen Gewässern befehligte, um Hülfe gesandt. Der Admiral erwiederte in einem Briefe von der Mündung des Tajo: „Euren Wünschen gemäß sende ich Euch Schiffe, Schaaren, Waffen, Schießbedarf und habe Befehl gegeben, die Flagge Sr. Königlichen Hoheit des Prinz Regenten von Portugal aufzustecken, um welche sich das gesammte portugiesische Volk sammeln und in einer eben so gerechten als ruhmvollen Sache die Waffen ergreifen soll. Einmüthigkeit ist Noth. Vereint Euch mit Euren wackern Nachbarn und Freunden, den Spaniern. Laßt Euch durch keine Drohungen einschüchtern, durch keine Versprechungen anlocken! Wenige Monathe müssen Euch die Franzosen schätzen gelehrt haben. Der treuen Hülfe der Engländer und Eurer eignen Kraft müßt ihr die Herstellung Eures Fürsten und Eures Landes Unabhängigkeit verdanken."

Am 14. July 1808 ward zu Oporto ein Friedensvertrag zwischen England und Portugal unterzeichnet. Die Landschaften Alentejo und Algarve begaben sich selbst unter den Schutz und die Leitung der Sevillischen Junta.

Der erste entschiedene Widerstand gegen die Franzosen zeigte sich zu Oporto. In Lissabon konnte, wie man auch immer denken mochte, außer Gemurmel und vertraulicher Mittheilung, keine Aeußerung statt finden, da die Bewohner durch die anwesende französische Macht in Furcht gesetzt wurden. Oporto aber war ziemlich weit von Lissabon entlegen und außerdem lagen noch ohngefähr 3000 Spanier darin, welche vor ihrem Abgange zum Vaterlandsbanner, den französischen General, der sie befehligte, mit seinem ganzen Stab gefangen nahmen und die Regierung der Stadt Ludwig von Oveda übertrugen, der dieß Amt vor dem Einzug der Franzosen verwaltet hatte. Dieses Mannes Verrätherey, seine Anhänglichkeit an die Franzosen und die Maßregeln, welche er nahm, ihre Herrschaft zu begründen, regten den Unwillen und die Wuth des Volks so sehr auf, daß er der angedrohten Rache, nur durch Uebergabe seiner Macht entgehen konnte. Am 18. Juny stand das Volk vereint auf, erbrach die Speicher, versah sich mit Waffen und vernichtete jede Spur französischer Macht, indem es jeden der nur in Verdacht war für sie zu seyn, ins Gefängniß warf.

Der Bischof von Oporto, der wie alle übrige Geistliche, unermüdet seine Landsleute zu den Waffen aufgefordert hatte, ward Statthalter, und man ergriff die strengsten Maßregeln, die Stadt gegen jede Macht zu vertheidigen. General Loison ward mit 3000 dagegen ausgesandt; als er aber von dem entschiedenen Widerstande, der zu erwarten war, hörte, kehrte er nach Lissabon zurück. Fast alle nördliche Landschaften Portugals waren nun in offenem Aufstande. Der Süden hatte sich noch

nicht so bestimmt erklärt, weil ihn Junots Heer noch im Zwange hielt. Einstweilen wurden Juntas dort, wie in Spanien, errichtet und Oporto übernahm ihre Leitung. Nach solchen Maßregeln ein Heer aufzubringen, und, so gut es möglich war, zu unterhalten, sahen sie sich nach Hülfe von England her um, welche ihnen auch reichlich wurde durch Arthur Wellesley's Anzug zur Befreiung Portugals.

(Die Fortsetzung folgt.)

Europas Rechte in dem spanischamerikanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Kapitel 22 Buch 2.

Spanien und Amerika sind im Kampfe: die Mutter und die Tochter, die eine, um ihre alten Rechte zu behaupten, die andere, um die ihrigen geltend zu machen; fast wie man nicht selten großjährige Kinder ihre ältern vor Gericht fordern sieht, um sich in den Besitz der Rechte zu setzen, die Natur oder Gesetz ihnen zusichern. Der Streit ist von der sonderbarsten Art.

Auf der einen Seite verlangt ein in Europa liegender Staat, der selbst dort keinen sehr großen Raum einnimmt, einen ganzen Kontinent, von dem er selbst nur eine Provinz ausmachen würde, unter seiner Herrschaft zu behalten. Der Wucher, den das einzelne Land eines Welttheils mit einem andern ganzen Welttheil treibt, ist schon an sich eine ganz eigene Sache, die bemerkt und in den Akten dieses großen Rechtsstreits namentlich angeführt zu werden verdient. Das zur Zeit der Entdeckung der Kolonien bestehende Recht hatte indeß einmal so das Eigenthum an den neuen Ländern festgesetzt: die Ordnung hatte irgend ein festes Prinzip unter Völkern nothwendig gemacht, welche von allen Seiten auf Entdeckungen erpicht waren und jedes Fleckchen Land, das sie einmal berührt, sich anmaßten. Jahrhunderte haben Spanien sein Eigenthumsrecht bestätigt; während eines langen Zeitraums hat Amerika keine andere Gesetze gekannt, als die spanischen, keine andere Agenten, als welche Spanien ihm schickte keine andere rechtmäßige Lieferungen, als aus Spanien, keine andere Flagge, als die spanische, keine andere Stapelörter, als in Spanien. Für sie leerte es seine Minen, duldete es Kriege, die Theurung der Lebensmittel, diese unausbleibliche Folge des Krieges und der mangelnden Betriebsamkeit von Seiten eines ausschließlichen Verkäufers; mit einem Worte, Amerika an Spanien gefesselt, wie das Kind, das die Mutter am Gängelbande führt, betrachtet wie eine Pachtung, deren zu großes Gedeihen die augenblickliche Nutznießung auf das Spiel setzen könnte, hat nur erst für Spanien und unter der Abhängigkeit von Spanien existirt. Aber die Zeit welche sich um keine dieser Privatberechnungen kümmert, welche nichts in ihrem Strome aufhalten kann, der es das Schicksal überlassen hat, die in der Natur der Dinge schlummernden Keime zu entfalten, hat hier gewirkt, wie sie es überall thut. Als Kind hielt sich Amerika unter den Flügeln oder unter den Gesetzen Spaniens; durch das Alter gekräftigt, aufgeklärt durch den Verkehr mit andern Völkern, in alle Geheimnisse der Wissenschaften und Künste eingeweiht, fortgerissen endlich von dem Strudel, der die ganze Welt ergriffen will es seine eigene Kräfte benutzen, will mit einem Worte nur für sich und durch sich bestehen, wie es der Mensch will, der zur Reife des Mannes gelangte. Die verführerischsten Beyspiele liegen ihm vor Augen, das glückliche Pensylvanien zeigt ihm, was es bei einer Trennung von dem Mutterlande zu gewinnen hat, selbst wenn die

so wenig drückend und gehässig für seine Kolonien ist, als England. Amerika wirft den Spaniern vor, stets nur darauf ausgegangen zu seyn, die Keime des Wohlstandes zu ersticken, welche die Natur in seinem Innern häufte; es klagt sie an, es methodisch ausgemergelt zu haben, aus Furcht vor den Kräften, welche Gedeihen ihm gegeben haben würde, Kräften, deren Hebel keine Macht der Welt ihnen verweigern dürfe; es klagt sie an, es weder vertheidigen noch versorgen zu können; es klagt sie einer mitten im natürlichen Ueberflusse ersonnenen Verarmung an, einer gegen Feinde wie gegen Bedürfnisse gleich großen Ohnmacht, des Monopols ihrer Kaufleute, der Unerfahrenheit ihrer Agenten und Statthalter, welche zu ihm gekommen, ohne es zu kennen, und es verlassen, als sie angefangen es kennen zu lernen. Aus allen diesen Beschwerden erwuchs sein Klagebrief gegen das Mutterland, erwuchs seine eigene Rechtfertigung, und es besteht auf eine freiwillige Entlassung aus dieser Vormundschaft oder droht eine Trennung, ohne dieselbe beschlossen und gegen dieselbe behauptet. So sagt Amerika sich von Spanien als seinem Unterdrücker und dem Urheber seiner Leiden los, und bricht das Joch, um den Drangsale zu entgehen, die es mit sich führt. Schon hatten Bewegungen als Vorläufer des großen Schismas die Gährung angekündigt, welche jeder Umwälzung, wie das unterirdische Getöse dem Erdbeben und dem Ausbruch der Vulkane, vorhergeht. Was Einzelne schon versucht hatten, führte ganz Amerika aus und kämpfe nun, um seine Kräfte gelten zu machen. Die Fehde verbreitet sich über das ganze unermeßliche Land; kein Punkt ist davon ausgeschlossen. Von der Magellanischen Meerenge bis Kalifornien bekriegt, vertilgt man sich; es ist der größte Bürgerkrieg, den die Menschheit jemals zu beseufzen hatte. Es scheint, als sey Amerikas Schicksal, von Jahrhundert zu Jahrhundert durch Kinder Europas, die ihr Gelüste treibt, dort zu herrschen, verwüstet zu werden, und was das Uebel mehrt, die Kolonie streitet nicht bloß gegen die Soldaten des Mutterlandes, sondern auch die verschiedenen Partheien der Bevölkerung vertilgen sich gegenseitig, nach den Abstufungen der Farbe und denen der Anhänglichkeit oder des Abscheus gegen Spanien: furchtbare Folge des heillosen Geschenks, das Spanien ihm darbrachte, in dem es sein Blut mit dem der Unterthanen der Inkas und der Söhne der Sonne mischte! So strömt das Blut, von wüthenden Händen, und von Menschen vergossen, bey denen, sobald der Krieg sich entspann, Menschlichkeit aufhörte, und welche das Geschöpf, dem sie befehlen, als dem Tode verfallen betrachten; denn so behandeln und sehen die Spanier von beiden Partheien und von beiden Welttheilen Jeden an, der ihnen gegenüber steht: so eng ist mit dem spanischen Charakter die Wuth verschwistert, mit der sie einst in Afrika verfuhren! Barbareien, welche jedes andre menschliche Gemüth empören müssen, sind ihre gewöhnlichen Mittel, Abtrünnige zu bekehren, und wer nicht für sie und mit ihnen ist, muß sterben. *)

*) Man hat hiervon ein schreckliches Beyspiel in den Grausamkeiten gesehen, welche die Bewohner von der Havanah und von Porto Rico gegen die Flüchtlinge von Sankt Domingo sich erlaubten. Diese Unglücklichen hatten auf beiden Inseln Gesellschaften gebildet, welche durch Fleiß und Thätigkeit zu dem Gedeihen der Kolonie nicht wenig beytrugen. Nun brach die Revolution von Spanien aus; die Wuth der amerikanischen Spanier entzündet sich gegen diese traurigen Opfer der Revolution von St. Domingo; sie wollen durchaus Spießgesellen Napoleons in den friedlichen Ackerbürgern sehen, welche an 2000 Meilen von ihm entfernt und mit seiner Herrschaft ganz fremd sind. Man wirft sich auf sie, man tödtet einen Theil der-

Nicht der Kontinent allein trägt die Last dieses schrecklichen Krieges, er stört auch die Sicherheit der Meere; denn aus allen Häfen Amerikas haben sich Schwärme von Seeräubern gestürzt, welche ihren Eintritt in den Ozean damit eröffneten, die Häfen Spaniens zu blokiren und an ihm selbst einen Theil des Uebels, das es in ihrer Heimath angerichtet, zu entgelten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahre 1590 wurden 34 Seeräuber enthauptet und deren Köpfe auf einem besonders dazu verfertigten Gerüste festgenagelt. Diese Hinrichtung dauerte drey Stunden.

Im Jahre 1592 wurden zwey falsche Münzer enthauptet, und der Stempel am Markte in Stücken zerschlagen.

Arend Sagemühl wurde bey der Waage ans Halseisen gestellt, weil er dort geflucht und sich ungebührlich betragen hatte.

Im Jahre 1592 wurde zur Trupe über den ermordeten Johann Gefken ein Blutgericht gehegt und dessen Vater und Bruder wurden dabey als Thäter verschrien. Der Vater umging dreymal den Sarg, legte dann seine rechte Hand auf die Leiche und sprach mit lauter Stimme: Wenn er schuldig sey, so möge der Körper ein Zeichen von sich geben. Es erfolgte kein Zeichen. Nun wurde der Vater von dem Domdechanten freigesprochen, der Bruder aber von den Landleuten, nach dem Landrechte für den Thäter angenommen.

Diedrich Böksen wurde im Jahre 1593 von den Verwandten eines Mannes, den er ermordet hatte, bey dem Rathe angeklagt und gefänglich eingezogen; wie er sich aber mit diesen Verwandten verglich, so wurde er sofort von dem Rathe wieder in Freiheit gesetzt.

Im Jahre 1593 hatte Jasper Jökesack von der Tochter des Albert Meyers das Gerücht verbreitet, sie habe ihm die Ehe versprochen. Bey einem Versuche, sie heimlich zu überraschen und so seine schändlichen Lüste zu befriedigen, wurde er aber ertappt und gefänglich eingezogen — sodann am Prauger ausgestrichen und der Stadt verwiesen. Mit unverschämter Frechheit läugnete er jenes verbrecherische Beginnen und wünschte von Gott ein Zeichen, wodurch seine Schuld oder Unschuld beurkundet werden möge. Wie nun die Büttelknechte ihn unter dem Zulaufe einer großen Menge Volks zum Heerdenthore hinausbrachten, stürzte die Brücke ein. Jöckesack und mit ihm mehrere hundert Menschen fielen in den Stadtgraben, von denen viele beschädigt wurden und einige sogar ertranken. Ob Jöckesack auch ertrunken sey, meldet die Geschichte nicht, sondern nur, daß die Stelle, wo dieser Vorfall sich ereignet hat, den Namen: Jöckesacks Bad — in der Folge erhalten habe.

Im Jahre 1594 wollte Harbert Portmann, der mit verschiedenen Bewohnern von Walle und Gröpelingen in Schlägerey gerathen war, sich mit dem Ausspruche des Raths nicht begnügen, sondern wollte sich selbst Recht verschaffen. Wie ihm dieß nicht gelang, so begab er sich mit seinen Knechten aus dem Stadtgebiete und

---

selben, man gibt den Uebrigen vierzehn Tage Zeit, um die Oerter zu verlassen; sie entfernen sich, und fluchen dem Lande, das sie gekommen waren zu segnen.

schrieb an seine Gegner Fehdebriefe, wodurch sie bewogen wurden, ihm einen Vergleich anzubieten. Er forderte 1000 Bremermark von ihnen, die sie ihm aber nicht geben wollten. Endlich entschlossen sie sich, durch ihre Abgeordnete, welche er zu sich nach Harpstede beschieden hatte, ihm 14 Rthlr. und für seine Knechte 8 Rthlr. zu senden. Bald nachher bemächtigte man sich seiner. Er wurde nach dem Hurreiberg (einem vormaligen Gefängnisse unter der Accise und Consumtionskammer in der Hakenstraße) gebracht, und wie er bekannte, daß er die Fehdebriefe geschrieben und das Geld darauf empfangen hatte, so wurde er enthauptet.

Reinholt Meyer, welcher wegen gewisser Vergehungen aus der Stadt und dem Gebiete verwiesen werden sollte, biß aus Verzweiflung sich die Zunge ab. Wie er nun nicht im Stande war, die Urphede abzustatten, so mußte er zum Zeichen des Schwurs mit der rechten Hand auf die Brust schlagen.

Im Jahre 1597 wurde dem Jürgen Ficke die rechte Hand abgehackt, dann der Kopf abgehauen, der Körper auf's Rad geflochten und die Hand daran genagelt. Er hatte auf einer Hochzeit seinen Bruder mit einem Messer erstochen und einen Fremden aus Holstein ermordet, auch in der Trunkenheit gotteslästerliche Handlungen begangen und mehrere aus der Gesellschaft aufgefordert, Theil daran zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sinnreiche Art, den Stein zu heilen.

(Aus dem Medical Repository von Neu York)

Der Oberste Martine in Indien besaß viele mechanische Geschicklichkeit, und wußte, da er vom Steine gequält wurde, denselben vermittelst einer seinen Säge von einer Uhrfeder, die er durch eine Röhre in die Blase brachte, zu einem feinen Staube zu zersägen. Beym Hineinstecken der Röhre suchte er den Stein zu berühren, dann schob er die Säge durch Veränderung der Stellung seines Körpers so weit vor, bis sie mit dem Steine in Berührung kam, da er sie dann vor und rückwärts bewegte und so den Stein zermalmte. Er that dieses mehr als einmal des Tages, ohne daß ihm dieses Verfahren den geringsten Schmerz verursachte, auch kann man sich vorstellen, daß die weiche schlüpfrige Haut der Blase den feinen Zähnen der Säge leicht auswich. Nach jedesmaligem Sägen kam mit dem abgehenden Wasser zugleich eine Menge Grus von zermalmten Steine aus der Blase. Kein Wundarzt kann eine solche Operation bey einem Andern verrichten; indem er die Säge nicht an den rechten Ort bringen kann, ohne Schmerzen und Verletzungen zu verursachen. Dieses kann nur der Leidende selbst; indeß ist nicht jeder so sinnreich und geschickt dieses Mittel anzuwenden, doch durch Uebung und Gewöhnung läßt sich manche Schwierigkeit dabey überwinden. Die Hoffnung von Erleichterung, die Aufmerksamkeit und Beobachtungen welche nothwendig sind, um jene zu bekommen, die wiederholten Versuche mit allen Hülfsmitteln, die ein von Schmerzen gequälter Mensch gerne anwendet, mögen ihn am Ende belohnen, wenn seine Bemühung auch nicht mit dem ganz glücklichen Erfolge gekrönt wird, den der Oberste Martine hatte.

Der köstlichste Feuerstein.

In der Ordnung der größten bekannten Diamanten ist derjenige, welchen der Herzog von Orleans von dem Statthalter Pitt für 2,500,000 Livres kaufte, und als den köstlich-

sten Schmuck der französischen Königskrone einfügen ließ, der vierte. Man schätzt seinen wahren Werth, da er 136¾ Karat wiegt, auf 750,000 Rthlr.

Und der erste Besitzer dieses Kleinods war — ein englischer Matrose. Er fand und gebrauchte es — als einen Feuerstein.

Die Caymans im Oronoko.

(Nach den neuesten Reisebeschreibungen.)

Die Caymans, Alligators oder amerikanischen Krokodille, sind kleiner von Wuchs als die ägyptischen, indem sie nur dreißig Fuß lang werden; sie halten sich besonders häufig in dem südamerikanischen Strome Oronoko auf und nähren sich vorzüglich von Fischen. In reißenden Strömen aber, da, wo Wasserwirbel sind und an Felsen, wo oft Schiffe scheitern, wie auch an den Stellen, wo die Indianer sich baden und Wasser schöpfen, sind die Caymans auch nach Menschenfleisch sehr begierig. Sie sind daher in den von menschlichen Wohnungen entfernten, und selten von Schiffen befahrnen Flüssen nur in den Monaten September und Oktober, wo ihre Brunstzeit ist, zu fürchten. Wenn sie ihre Eyer in die zu dem Ende am Ufer gegrabenen Löcher gelegt haben, wo die Hitze der Sonne und des Sandes sie ausbrütet, so wacht sowohl das Männchen als auch das Weibchen in der Nähe, aus Furcht, daß sie weggenommen werden möchten.

Das Weibchen des Caymans legt in Zeit von ein oder zwey Tagen mehr als 100 Eyer von der Größe eines Hühnereyes, sie sind an den Enden rund und haben eine viel dickere Schale als die Hühnereyer. Die Indianer sind große Liebhaber von den Eyern des Caymans. Man hat verschiedene dieser beynahe ausgebrüteten Eyer geöffnet und bemerkt, daß der Körper und der Schwanz des jungen Caymans, welcher über einen halben Fuß lang ist ganz um die innere Fläche des Eyes zusammen gerollt sind und daß der Kopf in der Mitte steckt. Wenn man die Schale zerschlägt, so kommen die Jungen sogleich heraus und beißen mit Wuth in den Stock, dessen man sich dazu bedient hat.

Sobald der natürliche Instinkt dem Weibchen sagt, daß die bebrüteten Eyer seiner Hülfe bedürfen, kommt es mit dem Männchen herbey, räumt den Sand von denselben weg und zerbricht die Schale, worauf die jungen Caymans sogleich heraus kommen. Die Mutter setzt sie alsdann auf ihren Hals und Rücken und sucht das Wasser mit ihnen zu gewinnen; das Männchen frißt unterwegs so viel davon, als es kann, ja selbst die Mutter frißt die, welche von ihrem Rücken herunter fallen oder nicht schwimmen können, so daß von einer so zahlreichen Brut kaum fünf oder sechs am Leben bleiben.

L. S.

An Herrn O. in D.

Die von Ihnen gütigst übersandten Schuhe passen vortrefflich; daß das dazu verwandte Leder etwas derb ist, kann nicht schaden, da die Füße, für die sie bestimmt sind, und deren Besitzer nichts weniger als zart fühlend sind.

— s —

Logogryph.

Kein Mensch lebt ohne mich, ist das nicht klar genug,
So wißt: in mir steckt Erbgut und Betrug.

№ 8.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 24. April 1817.

Europas Rechte in dem spanischamerikanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Es würde ungereimt seyn, den Ausgang dieser Fehde nach den bisherigen Thatsachen und Theinehmern berechnen zu wollen; es wäre ungefähr eben so, als hätte man den Erfolg der Reformation aus den ersten Schlachten Karls V. und des Kurfürsten von Sachsen, oder das Ende der französischen Revolution aus dem Feldzuge der Champagne und der Schlacht von Jemappes beurtheilen wollen. Selten trifft es sich, daß die ersten Personen dieser großen Tragödien den letzten beystehen, die Früchte erndten, oder nicht selbst mehrmals die Gestalt verändern, ehe sie eine feste und bestimmte annehmen. Einzelne Menschen und Thatsachen kommen daher bey dieser großen Frage in durchaus keinen Betracht; es liegt wenig daran, ob die Sache Spaniens oder die seiner Feinde an gewissen Punkten, welche für Amerika das sind, was einzelne Destrikte für Frankreich, Vortheile erringt. Ueberdieß sind diese einzelnen Vorfälle tausend Einschränkungen und Deutungen fähig, welche ihren innern Gehalt ganz anders bestimmen, als derselbe in der äussern Wirklichkeit steht. Alles was man von Amerika weiß, beschränkt sich darauf (und dieß wird durch das Wiedersprechende in den von den entgegengesetzten Partheien herrührenden Berichten nicht umgestoßen), daß Amerika von Freiheitsideen erfüllt, daß es fest entschlossen und gerüstet ist, sie zu behaupten, daß seine alten Verhältnisse mit Spanien sich verändert haben, und daß die nothwendige Folge dieser Veränderung, der Krieg alle Mächte Europas und den Handelsstand der ganzen Welt angeht. Bey dieser allgemeinen Ansicht muß man stehen bleiben, ohne Berücksichtigung der Nebenumstände, die auf diesem ungeheuren Gemälde kaum den Schatten bilden. Den ersten Theil jener Frage entscheiden Thatsachen, deren Gewicht, deren Zahl und Ausdehnung nichts zu wünschen übrig lassen, und es bleibt kein Zweifel, daß von Meriko bis zum Kap Horn Amerika seine Bande mit Spanien nicht zerreissen würde, wenn es frei dem Triebe folgen dürfte, der es zu diesem Entschlusse vermochte. Aber es geht hier,

wie anderswo: die Bevollmächtigten, mit Gewalt ausgerüstet, von ihren Anhängern und besonders vom Klerus unterstützt, suchen eine Bewegung zu hintertreiben, welche ihr persönliches Interresse verletzt: doch hat in einigen Gegenden die Unabhängigkeit die Stimmen der Gesammtheit für sich, wie zu Buenos-Ayres, wo sie alle Formen einer regelmäßigen Regierung angenommen hat. Der erste Punkt der Frage ist also nicht zweifelhaft: Amerika hat in Beziehung auf Spanien die Gestalt verändert, und es mag kommen wie es will, und sollte selbst Spanien triumphiren, diese Veränderung wird bestehen. Selbst ein solcher Triumph wird immer nur vorübergehend seyn; verlassen wir uns hier auf die Natur der Dinge, welche nicht trügt, und halten für gewiß, daß was sich heute ereignete, unter den Kolonisten sich wiederholen wird, bis der Zweck der gegenwärtigen Insurrektion vollendet seyn wird. In der That welch ein ungeheurer Unterschied zwischen dem Amerika, welches mit solcher Unterwürfigkeit und Huldigung die Befehle und die Agenten aus Spanien empfing, und dem Amerika, welches von Versammlungen wimmelt, in denen man über die Vertreibung der Spanier und über die Art einer eigenthümlichen Verfassung sich berathet! Ist eine solche Opposition nicht zu stark und zu ausgedehnt, um nicht tiefe Spuren zurück zu lassen? Man wird zu einer andern Zeit wiederholen, was man in dieser versuchte, und die Opposition wird aus ihrer eigenen Asche wieder erstehen. Es sind auch die Umstände in Anschlag zu bringen, welche Amerika in seinem Unabhängigkeitskampfe im Verlauf der Zeit immer mehr begünstigen werden: so namentlich die unausbleibliche Zunahme der Bevölkerung. Diese muß nothwendig zunehmen, sie wird einst die des Mutterstaats bei weitem übersteigen, und dann nicht ermangeln, stets wieder darauf zurückkehren, was es einst selbst mit mindern Kräften und weniger Aussicht zum günstigen Erfolg unternahm. Es hat die Verlegenheit Spaniens benutzt, um das Unternehmen zu wagen; aber Spanien wird in neue Verlegenheiten gerathen, diese den Amerikanern ihre ersten Schritte, welche sie zur Unabhängigkeit gethan, ins Gedächtniß zurückrufen und sie zu neuen reizen. Die Bewegungsgründe, welche sie damals veranlaßt hatten, sie zu wünschen, werden sich nicht geändert haben; im Gegentheil Spnien wird ihnen neue Kraft verleihen durch die Grausamkeiten die es ausüben wird, durch die Beschränkungen seines Alleinhandels: und das sind eben die Ursachen, welche Amerika die Waffen in die Hand gaben.

Von einer andern Seite wird Amerika sich in der Mitte zwischen den vereinigten Staaten und Brasilien befinden, deren Unabhängigkeit, mit dem größten Glücke gepaart, es unablässig anspornen wird, sich ebenfalls ein besseres Loos zu verschaffen: und dieß wird es thun, indem es jene nachahmt. Amerika hat also eine so ganz entschiedene Hinneigung zur Unabhängigkeit, daß es eben so unaufhörlich seine Fehde mit dem Mutterlande erneuern wird, als das Zwangsverhältniß und die Verlegenheiten, welche für ganz Europa aus der Fortdauer dieser Kriege hervorgehen werden.

Das muß man erwarten und nicht aus dem Gesichte verlieren. Die Untersuchung dreht sich um einen Zustand beständiger Unruhen eben so sehr für Europa als für Amerika.

Als man in dem Kabinet zu Versailles berathschlagte, welche Parthey man nehmen wolle in dem nordamerikanischen Kriege, war es wohl sichtbar, daß der geheime und eigentliche Beweggrund der Berathschlagung einer war, den man weder öffentlich noch vielleicht sich selbst gestehen

wollte; daß weniger die Gerechtigkeit als die Politik in Frage kam, und daß die günstige Gelegenheit, die Beleidigungen, welche man bey dem Frieden von 1763 erlitten, zu rächen, einen großen Antheil hatte bey den Gründen der nachmaligen Entscheidung.

Bloß auf rechtliche Grundsätze gesehen, hatte Frankreich nichts bey einem Streite einzureden, dessen Folgen es nicht im entferntesten berührten. Eben so ging es Spanien; es mischte sich in eine Angelegenheit, die ihm fremd war, und durch eine gerechte Vergeltung, welche es nicht voraus zu sehen vermochte, bereitete es, indem es die Unabhängigkeit Nordamerikas beförderte, die Freiwerdung des Südens, und selbst dieser die Entschuldigungsgründe, welche es einst angeben konnte, um dieselbe in Anspruch zu nehmen. So weit erstrecken sich die Folgen einer Ungerechtigkeit! Um jene Zeit hatte Europas Genius vom rechten Wege sich verirrt; seit der Trennung von Polen lebte die Politik von Ungerechtigkeit. Machiavels Schule schien eine Norm für das öffentliche Recht dieses Welttheils geworden zu seyn. *)

Es geht den Staaten wie den Einzelnen; ihre Rechte und ihre Pflichten sind dieselben. Allemal wenn eine Handlung ausser dem Bereiche eines Dritten ist und bleibt, und sie ihn nicht berühren kann, hat er kein Recht sich um sie zu bekümmern; er mag erst dann sich in dieselbe mischen, wenn Nachbarschaft oder sonstige Verbindungen sein Interesse bedrohen. Dann wird er interessirte Parthey in der Sache, nicht in Ansehung ihrer, sondern seiner selbst, weil er über alles wachen muß, was ihm schaden kann. So hatten, da der Krieg Englands mit Amerika ein bloßer Familienzwist war, Frankreich und Spanien in keiner Beziehung das Recht, daran Theil zu nehmen: die größere oder geringere Wohlfahrt der vereinigten Staaten in deren Verhältnisse zu dem Mutterstaat, war nicht unter ihre Obhut gestellt, noch ihrer Auszeichung anheim gegeben. Die Interessen jener beiden Länder hatten mit denen der vereinigten Staaten weder eine nothwendige noch eine solche Verbindung, daß sie in empfindlichen und schon durch den Ausgang der Mishelligkeiten zwischen der Kolonie und dem Mutterstaat ausgemachten Verhältnissen in Berührung kamen. Es konnte ihren politischen Rücksichten nützen, daß England durch die Trennung von der Kolonie geschwächt wurde; aber politische Rücksichten begründen keine Rechte. Wäre es anders, so würde die Welt in einer beständigen Ungewißheit schwanken, ohne die sichere, von Allen anerkannte Führerin, Allen gleich dienstbare Gerechtigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hier folgt in dem Original eine Anmerkung über den Geist der neuern Politik seit 1740, welche zum Theil zu gehässige Erinnerungen erweckt, zum Theil zu partheyische und aus einem Nationalvorurtheil des Verfassers entsprungene Ansichten enthält, als daß wir durch dieses ausserwesentliche Gehässige den interessanten Gang der Ideen über Südamerika unterbrechen möchten. Uebrigens ist es anziehend, mit de Pradt's hier dargelegten Ansichten die Rede Sir Brougham im Unterhause vom 13. März zu vergleichen. Auch er sagt: „Die Bevölkerung von Südamerika beträgt 17 Millionen. Alle diese Menschen würden gerne mit uns in Handel treten, würden gerne ihre Produkte gegen die unsrigen austauschen. Die herrlichsten Aussichten haben sich eröffnet, aber die Lehre von der Legitimität hat dieselben vernichtet. Aus Liebe zu Ferdinand VII. lähmen wir alle merkantilische Unternehmungen, lähmen wir uns selbst."

Abenteuer einer Griechin.

(Aus Tully's Narrative of a Residence at Tripoli)

(Fortsetzung.)

Fast hatte der Armenier alle Hoffnung, die Töchter der Griechin zu finden, aufgegeben, als

der junge Venetianer, dessen Wünsche er zu erfüllen versucht hatte, ihn durch einen Besuch überraschte. Er erschien in Begleitung eines Mameluken von des Bassa's Leuten, um ihm von demselben den Vorschlag zum Verkauf einer großen Menge schwarzer Sklaven zu überbringen, ehe er zu seiner neuen Bestimmung abreiste, allein, da er Befehl gegeben hatte, daß ihm sein Gepäck und Haushalt in acht Tagen folgen sollte, so konnte er dem Kaufmann nur wenig Zeit zur Vollziehung des Auftrags lassen. Der Kaufmann hatte nur Gefühl für das Unglück seines Freundes, den er in Gefahr sah, nach Persien geschleppt zu werden, ehe ihre letzten Briefe an seine Familie, zu Erhöhung des gebotenen Lösegeldes, welches der Bassa verschmäht hatte, beantwortet waren. Er erschrack über die auffallende Verzweiflung in dem Benehmen seines Freundes, und suchte ihm Hoffnung zu geben, daß noch vor seinem Abgange von Constantinopel Briefe ankommen könnten; allein wie groß war sein Erstaunen, als der junge Mann ihm erklärte, daß diese Briefe seine jetzigen Leiden nicht lindern könnten. Er erzählte dem Kaufmann, daß vor einiger Zeit der Bassa zwey der schönsten Georgierinnen, die er je gesehen, von türkischen Räubern nahe bey Adrianopel gekauft habe. Man dachte Anfangs, sagte er, der Offizier, der sie gebracht hatte, würde in Ungnade fallen, weil sie sich in einem höchst erschöpften Zustande befanden. Der Bassa hatte mehrere Beutel für sie bezahlt, und man fürchtete bey ihrer Ankunft, sie würden sich nicht von den außerordentlichen Beschwerden erholen können, welche sie den ersten Tag ihrer Reise ausgestanden hatten; allein da sie mit jeder Stunde schöner wurden und die höchsten Vollkommenheiten entfalteten, so hatte er eine für sich selbst bestimmt und die andere wollte er seinem Bruder, dem Fürsten von Erivan senden. Gegenwärtig, fügte er hinzu, wären sie Zeleuka, einer vertrauten Griechin von des Bassa's Familie im Palaste anvertraut, und sie sollten bey dieser so lange bleiben, bis der Bassa in Persien angekommen seyn würde. Zeleuka war eine griechische Sklavin, welche lange in der Familie des Bassa gelebt und großen Einfluß auf ihn gewonnen hatte. Der Venetianer sagte dem Kaufmann, daß, schon ehe der Bassa seine Neigung für die älteste zu erkennen gegeben, er entschlossen gewesen sey, sein eigenes Lösegeld zu der Befreiung zu geben und seine Freiheit auf einem andern Wege zu erkaufen, allein da er nun wisse, daß sich der Türke nicht von ihnen trennen wolle, so wäre die Freiheit auch ihm gleichgültig geworden. Der Armenier bemühte sich, seine eigene Bewegung vor dem jungen Venetianer zu verbergen, denn er sah sogleich, daß dieß die beyden schönen Unglücklichen wären, welche er aufsuchte. Er besänftigte den Jüngling, bat ihn geduldig und verschwiegen zu seyn, vorzüglich aber keine Gelegenheit zu benutzen, welche ihm der Zufall bieten möchte, die Georgierinnen zu sehen oder zu sprechen, bis er ihn selbst in dem Hause des Bassa wiedersehen werde. Der junge Mann erzählte ihm ferner, daß der Bassa, öffentlicher Geschäfte wegen seine Familie nicht mit sich nehmen werde, daß ein Mameluke bestimmt sey, für ihre Reise zu sorgen, und daß sie vier Tage nach dem Bassa aufbrechen sollte. Nun verließ der junge Venetianer seinen Freund, den Kaufmann, und dachte mit Erstaunen über die ungewöhnlichen Bewegungen nach, welche er an ihm bemerkt, so wie über den Ernst, womit er ihm befohlen hatte, die Georgierinnen nicht mehr zu sehen; indessen hatte er bereits so viel Beweise von dem Edelmuthe und der Menschenfreundlichkeit des Kauf

manns bey seinen Zusammenkünften mit dem Bassa bemerkt, daß er die größte Achtung gegen ihn hegte, und daher entschlossen war, sich vertrauensvoll der Leitung desselben ganz zu überlassen.

Nachdem der Armenier diese Muthmaßungen seiner betrübten Gastfreundin mitgetheilt hatte, gerieth sie so außer sich, daß sie sogleich sich dem Türken zu Füßen werfen und mit Bitten und Thränen ihre Kinder von ihm wiederfordern wollte. Allein ihr Freund hielt sie von diesem raschen Schritte zurück, indem er sie erinnerte, daß wenn er auch alle Ursache habe zu vermuthen, daß die jungen Sklavinnen ihre Töchter seyn möchten, dieses dennoch nicht ganz gewiß sey und daß man sich erst, wenn dieses ausgemacht wäre, über die klügsten und ausführbarsten Mittel bereden müsse, sie zu befreien. Er bestimmte sie, ihr Schicksal nur wenig Tage in seine Hand zu geben und sich seinen Bemühungen zu ihrer Befreiung allein zu überlassen. Er wußte zwar, daß der Bassa, nach Popularität strebend, nicht gern streng oder ungerecht scheinen wollte, allein dieser war auch wild, heftig in seinen Leidenschaften und zu geheimer Rache geneigt; zugleich einer der mächtigsten Offiziere seines Ranges bey der Pforte, und da seine Hauptleidenschaft der Geiz war, so hatte der Kaufmann nur eine geringe Hoffnung, die Kinder wieder in der Mutter Arme zu bringen. Er bat sie, sie möchte ihm einen offenen Brief an eine ihrer Töchter geben, den er ihr selbst zustellen und durch dieses Mittel erforschen wolle, ob es wirklich ihre Kinder wären oder nicht. Die Nachricht, welche er von dem Venetianer erhalten hatte, ließ ihn nicht daran zweifeln, jedoch ihr Vertrauen zu gewinnen und sie allein mit dem Plane zu ihrer Befreiung bekannt zu machen, dünkte ihn eine fast zu schwere Aufgabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahre 1603 wurden 2 Hexen Grotke Kramers und Pölke Stubben verbrannt. Die erstre bekannte: Sie sey, wie sie noch ein kleines Mädchen gewesen wäre, von einer gewissen Katharine unterrichtet, Mäuse zu machen. Sie hätten Wasser in einem gestielten Topf mit den Worten umgerührt: „Lasset uns frei umrühren, so kommen Mäuse davon. Es helfen uns hundert tausend Teufel“ Aus dieser Hexensuppe wären dann gleich zwey niedliche Mäuse hervorgesprungen. Der Tanzplatz sey auf dem Walle bey der Bischhofsnadel gewesen. Sie hätte sich auf ein Brett gesetzt und wäre dann in tausend Teufel Namen dahin geritten. Bey ihrer Ankunft sey sie dem Satan vorgestellt; darauf habe sie getanzt. Der Spielmann, ein kleines Männchen, habe auf einem gläsernen Instrumente, welches wie eine Leuchte ausgesehen, bey dem Tanze lustig musicirt. Der Satan hätte ihr große Versprechungen gethan; aber keine von allen erfüllt. Er hätte eine Salbe bereitet, wenn man sich damit ins Teufels Namen schmiere, so könne man kommen, wohin man wolle. Sie habe für ihn ein Schnupftuch mit schwarzer Einfassung genähet.

Die andere Hexe Pölke Stubben hatte schon seit 20 Jahren die Zauberey von ihrer Base Grotke Kramers gelernt. Von dieser habe sie eine gelbgrüne Salbe bekommen, womit sie sich ins Teufels Namen den Rücken, die Brust, die Arme, die Hände, die Kniekehle und die Ellenbogen habe einschmieren müssen; da sie

dann den Leuten, die ihr etwas Böses zugefügt hätten, wieder Böses habe zufügen können. Grotke hätte ihr einen Buhlen zugeführt, welcher Lucifer hieße. Dieser sey von riesenmäßiger Größe, grün gekleidet, die Hände von außen, wie Eisen, und von innen, wie ein Schwamm anzufühlen gewesen. Er habe ihr Geld auf die Treue gegeben, nachher aber sey es in Pferdemist verwandelt worden. Sie habe in der Nacht mit ihm auf der Domsheide herumgetanzt und der Satan habe dazu auf einer gläsernen Trommel gespielt. Sie hätte einmal den Gedanken gefaßt, sich von ihrem Sündenleben zu bekehren, da sey aber in der Nacht der Teufel gekommen, und habe sie so tüchtig durchgeknufft, daß sie ein Bündniß mit ihm auf sieben Jahre geschlossen hätte. Er habe sie gelehrt, wie sie mit dem Herzen und Blut von einer Fledermaus und mit Hundesgalle Schlösser aufsprengen könne.

Am 30. März 1604 ward Lüder Schmidt, wegen begangener Diebstähle, auf anhaltende dringende Fürbitte seiner Freunde, und vorzüglich seiner armen unmündigen Kinder, da er sonst zum Galgen würde verurtheilt worden seyn, mit dem Schwerdt hingerichtet. In seinem Bekenntnisse kömmt der sonderbare Ausdruck vor: Er habe einen Bienenkorb weggeholet, wie die Sonne zu Gott gegangen; anstatt, bey Sonnenuntergang.

In dem nämlichen Jahre ward Henrich Schott wegen begangener Injurien auf Befehl des Camerar's — nach dem damals üblichen Gebrauch auf dem Rathhause, bis er die ihm auferlegte Geldstrafe bezahlt haben würde, arretirt. Dem ohnerachtet begab er sich in ein Wirthshaus und kehrte während der Nacht nicht auf's Rathhaus zurück. Am folgenden Tage ward er daher verurtheilt; während drey Wochen auf dem neuen Werk mit einer Schubkarre zu arbeiten.

Ein junger Mensch, Berend Gollenstedt, welcher, wie es heißt, sich mit Beutelschneiden und Heringsdieberey beholfen, ward vom Meister Hans, dem Scharfrichter, im Gefängnisse ausgestäupt und dann der Stadt verwiesen. Das nämliche erfuhr Johann Mages, ein Junge mit krummen Füßen, weil er mit Dieberey einen tüchtigen Anfang gemacht hatte.

Im Jahre 1605 ward Diedrich Samso, ein Kammergerichtsbote, weil er dem Rathsherrn Georg Köper ins Gesicht geschlagen hatte, in den Hurrelberg gesetzt, und wie er sich nach Speier zurück begeben mußte, nicht eher entlassen, bis er einen Bürgen bestellt hatte, daß er sich, sobald er wieder hier kommen würde, freiwillig ins Gefängniß begeben wolle.

In dem nämlichen Jahre ward eine liederliche Person, Meyne Karstens an eine Burgerswerkskarre geschmiedet, um darin so lange zu schieben, bis der Rath ein andres über sie beschließen würde. Da sie nun aber durch ihr schändliches Betragen den übrigen Arbeitern ein böses Beyspiel gab, so ward sie der Stadt verwiesen.

Zu gleicher Zeit ward Albert Semmeken, zur gefänglichen Haft gebracht, weil er in der Kirche, während des Gottesdienstes dem Prediger Lampadius, wie dieser heftig gegen die Trunken

bolde predigte, mit lauter Stimme zurief: Herr, es ist nicht wahr, ich bin nicht trunken!

Gerd Pirens ward in den Hurrelberg gesetzt, weil er von dem Herrn Camerar Johann Wachmann, wie dieser von einer Mahlzeit des Bürgermeisters Krefting, spät in der Nacht, über den Markt nach Hause gehen wollte, die Losung forderte, ihm die Büchse vorhielt und zu schießen drohete.

Etwas über die Zähne!

Die Ernährung der Zähne hört mit den Jahren auf; ihre Gefäße werden hart, steif und unbrauchbar. Die Zähne schleifen sich auch durch ihre Benutzung allmählich ab, und in den Zahnhöhlen saugen die dafür bestimmten Gefäßchen so viel Knochentheilchen auf, daß sie endlich um die Hälfte und mehr verkleinert, mit mehr oder weniger, oft aber auch ohne allen Schmerz ausfallen. Diesem Verluste kann niemand entgehn, gegen ihn hat die Kunst keinen Ersatz; mit aller Raffinerie könnte man höchstens einen scheinbaren zuwege bringen.

Indessen die wenigsten Menschen sind so glücklich, ihre Zähne auf diesem der Natur gemäßen Wege zu verlieren. Den meisten raubt Nachläßigkeit, Zufall, Krankheit &c. einen oder mehrere, und sie fühlen den Werth derselben so sehr, daß sie gern diesen Verlust auf eine künstliche Art ersetzen wollen. Dieser Gebrauch ist so alt, daß schon die Römer ein Gesetz in den frühesten Zeiten gegen die Anwendung des Goldes dazu geben mußten. Man hat denn in dieser Hinsicht auf mancherley Art raffinirt, je nachdem nun die Art des verlohrnen Zahnes oder die vorhandenen Hülfsmittel dazu Vorschriften gaben.

Die Einsetzung künstlicher Zähne ist den neuern Zeiten eigen. In gar vielen Fällen gelingt sie dem, der es gründlich versteht, sehr glücklich, zumal wenn es Personen sind, die solches im Frühjahr oder bey heiterer Witterung an sich vornehmen lassen, und die nicht gar zu reitzbar sind. — Freilich wenn eins oder das andere fehlet, oder wenn die Zahnwurzel oder Kinnlade nicht recht gesund ist, kann es oft dem geschicktesten Operateur mißlingen. Gefährlich ist es aber, wenn man sich an einen Unwissenden wendet, der Zahnarzeneykunst nicht gelernt hat, folglich die Schwierigkeiten nicht kennt, welche bey dieser Operation gar oft statt finden, wenn nämlich das Zahnfleisch weder einen Druck auf sich durch den Stützpunkt, noch eine Berührung mit irgend einem hierzu erforderlichen Werkzeuge verträgt, wodurch denn solche Ungeschickte gar oft Zahnfistel, Geschwüre des Zahnfleisches, schädliche Auswüchse desselben und dergleichen veranlassen. Eben so wenig kennen sie ja auch die Krankheiten des Zahnfleisches, der Zahnhöhlen, der Beinhaut (periostium), oder wissen mit chirurgischen Operationen umzugehen, welche der Zahnarzt hierbey zuweilen machen muß. Ob etwa die Wurzeln an einander hängen, ob das Zellgewebe schlaff oder entzündet sey. In welchem letzteren Fällen man die Operation nothwendig verschieben und sie zu einer andern Zeit unter günstigen Umständen anfangen muß.

Daß hier ebenfalls nur vom Ersatze der Schneide- Spitz- und ersten Backenzähne die Rede seyn kann, versiehet sich von selbst, aber sie sind auch für Sprache, Schönheit u. s. w. gerade die wichtigsten. Da die Operation so ungemein oft gelinget und uns erlaubt ist, falsche Beine und Arme zu machen, die den natürlichen Organen gleichen, so weit dieß mög,

lich ist, ja selbst Schminken, Tragen falscher Haare und andere, den Körper, wie die Mode glaubt, zu verschönernde Mittel erlaubt sind: so sehe man nicht ein, warum man hier etwas gegen ein Hülfsmittel einwenden könnte, was die Kunst erfand; etwa bloß weil es hier auf Ersatz eines kleinen Gliedes abzweckt.

Aber dieß kleine Glied ist ja so wichtig in seiner Art, als jedes mehr in die Augen fallende. Ohne solche Bedenklichkeiten möge daher jeder den Verlust eines Zahnes, in sofern nicht mehr das hohe Alter dagegen streitet, so gut zu ergänzen suchen, als Beruf, Bedürfniß und andere Verhältnisse es möglich und rathsam machen. Freilich wird es am besten seyn, wenn man diese kleinen Theile schont und so erhält, daß man den künstlichen Ersatz nie nöthig habe.

Ostindischer Mädchenraub.

Vor kurzer Zeit wurde zu Kalkutta ein Mensch gehangen, dessen Verbrechen von einer ganz sonderbaren und den Europäern wohl unbekannten Art war. Er war nämlich ein so ausgezeichneter Schwimmer, daß er ganz unglaublich große Strecken unter dem Wasser fortschwimmen konnte; diese Kunst benutzte der Bösewicht dazu, sich den eingezäunten Badeplätzen der indianischen vornehmen Frauen unter dem Wasser zu nähern; alsdann ergriff er ungesehen eine derselben bey den Füßen, zog sie unter das Wasser, ertränkte sie und beraubte sie alsdann ihres Schmucke; denn die indianischen Damen pflegen stets mit allen ihren Juwelen zu baden. Die Umstehenden, welche das Verschwinden der Badenden sahen, glaubten, daß ihre Gefährtin von einem unter dem Wasser verborgenen Krokodill geraubt sey, und überall hörte man Verwünschungen gegen diese schreckliche Thiere. Endlich aber trug es sich einst zu, daß ein Mädchen sich glücklicherweise von dem Räuber losmachte und entkam und zu dem Erstaunen Aller sagte, es sey kein Krokodill, sondern ein Mann, der nach ihr geschnappt habe. Dieß leitete zu einer Entdeckung des Mörders und er gestand, daß er schon sieben Jahrelang dieß Handwerk getrieben habe.

Auf den neuen Kirchhof außer dem Heerdenthore bey Bremen.

Die Vollendung schwebt auf ihren Flügeln,
Stille Todten-Insel, sanft Dir zu;
unter Deinen grün bemoosten Hügeln
Keimt der Auferstehung heitre Ruh.

Jede Klage, jede Thrän' hienieden
Stillest Du und trocknest mild sie ab,
Und die Heimath eines sel'gen Frieden
Läßt Du ahnden uns im stillen Grab.

Auferstehn winkt dort an jenem Steine,
Auferstehn wirst Du nach kurzer Ruh,
Schlummre sanft, es reift die Saat im Keime
Der belohnungreichen Ernte zu.

Es verweht das Laub im Blumenkranze,
Es verfliegt der Hülle leichter Staub,
Es verstirbt die Welt in ihrem Glanze,
Ist denn Alles der Verwesung Raub?

Ahndung, Ahndung strömt vom Himmel nieder,
Und es siegt des Glaubens schönes Band;
Nein, einst sammelt er uns alle wieder
Aufgehoben für ein beß'res Land.

C. S.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 7.

Geburt.

№ 9.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 27. April 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Arthur Wellesley (Wellington) tritt auf.

Im Herbst 1808 hatte sich unter dem Befehl Arthur Wellesley's ein Heer zu Cork versammelt, und diese Macht sollte jetzt auf die wirksamste Weise gebraucht werden. Sie segelte am 12. July von Cork ab und traf am 20. d. M. in Corunna ein, wenig Tage nach der Schlacht von Medina del Rio seco, als die Spanier in verschiedenen Richtungen sich zurück zogen. Nach seinen erhaltenen Befehlen bot Wellesley den Spaniern zuerst seinen Beystand an, aber die asturische Junta entgegnete, sie brauchte von England nichts als Geld, Waffen und Schießbedarf; indeß ersuchte sie ihn mit seinem Heere, was der gemeinen Sache höchst dienlich und förderlich seyn würde, den Feind aus Lissabon zu treiben. Wellesley rückte darauf nach Oporto, wo schon das Panier des Aufstandes aufgepflanzt und der französische General mit seinem ganzen Stabe gefangen genommen war. Als er aber dahin kam, lehnte der Bischof von Oporto an der Spitze der Vaterlandsfreunde seinen Beystand ab, fast mit derselben Zuversichtlichkeit, wie die Junta von Asturien: es wäre Macht genug vorhanden, die Franzosen von einem Angriff abzuschrecken oder ihn auch abzutreiben. Diese zweyte Abweisung minderte Wellesley's Muth nicht. Immer war er erbötig etwas und zwar das Beste zu thun. Er ließ also seine Schaaren vor Oporto und berieth sich indessen mit dem Admiral Cotton, der die englische Flotte auf dem Tajo befehligte, über die möglichst kluge Behauptung dieses Flusses und über den Angriff auf die feindlichen Befestigungen um die Hauptstadt. Da erhielt er einen Brief vom General Spencer, welcher damals mit 6000 Mann vor Cadix lag und dessen Hülfe gegen Düponts Heer gleichfalls abgelehnt war. Wellesley sandte dem General Spencer sogleich Befehl zu ihm zu stoßen. Nachdem er über Zahl, Stellung und Hülfsquellen des Feindes die gehörige Kunde eingezogen, beschloß er, seine

Macht in der Mondego-Bucht zu landen, welches auch vom 1. bis 3. August 1808 erfolgte. Durch die Vereinigung mit dem General Spencer wurde das brittische Heer um 13,000 Mann verstärkt. Auch erhielt der brittische Obergeneral von seiner Regierung Nachricht, daß 5000 Mann unter General Anstruther zu ihm stoßen und daß 12,000 Mann unter John Moore schleunigst in derselben Absicht gesandt werden sollten. Zugleich bekam er Kunde von des Generals Dupont Niederlage und daß Junots *) Heer, weil es unter General Loison eine starke Macht zur Stillung eines im südlichen Portugal ausgebrochenen Aufstandes habe abschicken müssen, bedeutend geschwächt sey.

Nun rückte Wellesley mit seinem Heere vor, drängte die feindlichen Vorposten und Abtheilungen überall zurück und griff am 17. die feindliche Schaar unter General Laborde auf den Höhen von Roleia an, während er mit einer Abtheilung seines Heers den zur Verstärkung heranrückenden General Loison beobachten ließ. Die Franzosen wurden überall geworfen und verloren mehrere Kanonen und Gefangene, zogen sich jedoch in die Gebirgspässe zurück, wo sie eine, furchtbare Stellung einnahmen und sich verschanzten. Allein Wellesley's Scharfsinn fand Mittel, sie auch aus dieser Stellung mit Verlust zu verdrängen und sich so die Straße nach Lissabon zu eröffnen.

Die unter den Generalen Anstruther und Acland aus England am 21. angekommenen Schaaren verstärkten das brittische Heer sehr, das nun eine feste Stellung bey Vimiera einnahm. Am 20. war der General Sir Harry Burrard aus England angelangt, um den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen, bis Sir Hew Dalrymple von Gibraltar dazu stieß. Was

---

*) Dieser sogenannte Herzog von Abrantes (ein alt portugiesischer eingegangener Titel) ist der Sohn eines unbedeutenden Kornmäklers zu Orleans und war bis 1789 bey dem Geschäft seines Vaters angestellt; da er aber, um seinen Ausschweifungen nachzuhangen, seines Vaters Kasse bestahl, so wurde er aus dessen Hause verstoßen. Er begab sich nach Paris, wo er bald mit einigen Mitgliedern des Jakobinerklubs bekannt wurde und an der Revolution thätigen Antheil nahm. Seine kriegsmännische Beförderung wird so erzählt: Bey der Belagerung von Toulon, wo Bonaparte auch Brigadegeneral war, fragte dieser während einer starken Kanonade, ob einer um ihn schreiben könne. Jünot erbot sich sogleich und als er eben auf einer Trommel schrieb, bedeckte ihn eine dicht neben ihm den Boden aufwühlende Kugel mit Staub. Unerschrocken bemerkte er ganz ruhig, er brauche je Sand zu seinem Briefe. „Sie sind ein wackrer Kriegsmann rief Bonaparte?" „Geben Sie mir eine Beförderung sagte er, ich will sie verdienen." Er ward sogleich Unteroffizier und von Bonaparte zur Ordonanz gewählt und zeigte solche Fähigkeiten und Kaltblütigkeit, daß er bald Offizier ward. Bey der Uebergabe von Toulon zeichnete er sich durch Niedermetzlung derer, welche die Britten begünstigt hatten, aus. Da Bonaparte als Terrorist verhaftet ward, theilte Jünot sein Schicksal; aber dafür blieb er auch sein Schützling; denn als Bonaparte 1796 Feldhauptmann ward, wurde Jünot sein Adjutant. Durch alle italienische Feldzüge zeichnete er sich durch Erfahrung und Tapferkeit, wie durch seine republikanische Fehler aus. Auch in Aegypten nahm er thätigen Antheil und als er 1802 nach Paris zurück kam, wurde er sogleich Divisionsgeneral und bald nachher Statthalter von Paris. Er war Fouchés geschickter Mithelfer bey allen Erpressungen, Tyranneyen und Grausamkeiten, die jener Polizeyminister beging. Als Lasnes aus Portugal zurück berufen worden war, wurde Jünot statt seiner nach Lissabon gesandt. Seine Sitten und sein Ansehn sind, wie seine Herkunft und Erziehung — grob, gemein und kenntnißlos.

der englische Minister zu einem so sonderbar thörichten Benehmen, einen Obergeneral über den andern zu schicken, für einen Grund hatte, läßt sich wohl schwerlich erklären. Burrard war wenigstens so bescheiden, sich nicht in die vor seiner Ankunft von Wellesley getroffenen Anordnungen zu mischen, sondern überließ ihm die Ausführung des so glücklich begonnenen Unternehmens.

Wellesley, der nicht zweifelte, daß der Feind ihn am nächsten Tage, den 21., angreifen würde, ließ mit Sonnenaufgang alle Schaaren unter die Waffen stellen. General Laborde hatte sich nach der Schlacht bey Roleia, auf Torres Vedras zurück gezogen, wo die Generale Loison und Junot zu ihm stießen, so daß die ganze französische Macht zusammen gedrängt war. Da nun diese die erwartete Ankunft großer Verstärkung unter John Moore erfuhren, so ward beschlossen, die brittische Stellung anzugreifen, ehe jene Verstärkungen das brittische Heer erreichen konnten.

Wellesley nahm eine feste Stellung bey dem in einem Thale an dem Fluße Maceira gelegenen Dorfe Vimiera, hinter welchem sich ein Berg befindet, dessen östliche Spitze eine tiefe Schlucht von den Höhen trennt, über welche die Straße von Lourinha nach Vimiera läuft und dessen westliches Ende an das Meer stößt.

Die Brigade Hill mußte als rechter Flügel die westliche Bergspitze, die Brigade Ferguson als linker Flügel die östliche besetzen. Auf einem andern Hügel, von dem die ganze Fläche nach Süden und Osten beherrscht wurde, standen als Vorrath die Brigaden von Fane und Anstruther mit einer bedeutenden Artillerie, und im Thale zwischen den durch die Infanterie besetzten Anhöhen war die Reiterey und Reserveartellerie zur Unterstützung aufgestellt.

Am 21. Morgens um 8 Uhr erblickte man die Franzosen mit zahlreicher Reiterey auf den Anhöhen an der Straße von Lourinha, wo sie die Vorhut und den linken Flügel der Engländer anzugreifen drohen. Wellesley machte sogleich in seiner Schlachtordnung die nöthigen Abänderungen. Ferguson mußte mit drey Kanonen gegen die Schlucht vorrücken und nun die erste Linie bilden; in der zweyten stellte sich Nightingale auf, und Bowes bildete mit Acland die Reserve. Der rechte Flügel lehnte sich jetzt an das bis Vimiera fortlaufende Thal und der linke an die erwähnte Bergschlucht. Auf den Anhöhen der hier aufhörenden östlichen Bergspitze befanden sich die durch die Brigade Crawfurd unterstützten Portugiesen. Bey dem jetzt erfolgenden heftigen Angriffe der Franzosen auf die ganze englische Linie hatten diese vorzüglich die Absicht, die linke Flanke zu durchbrechen. Es kam bald zum Handgemenge, in welchem aber die englischen Bajonette überall den Vorzug behaupteten, und als endlich Acland mit einem Theil der Nachhut die Franzosen auf der linken Seite der Anhöhen angriff, während die Artillerie oben herab die Flanke der französischen Heersäule zerstörte, mußten endlich die Franzosen auf diesem Punkte weichen, nicht ohne großen Verlust, der noch ansehnlicher gewesen seyn würde, wenn nicht die französische Reiterey unter dem jungen Kellermann, der brittischen an Zahl überlegen, die verfolgenden Engländer aufgehalten hätte. Unterdessen wäre beynahe der Gewinn dieses hier vergossenen Bluts vereitelt worden. Eine französische Heersäule mit mehreren Schwadronen hatte, um die Höhen auf dem Wege nach Lourinha zu gewinnen, einen wüthenden Anfall auf den General Ferguson gemacht, der aber mit vier Infanterieregimentern den tapfersten Widerstand leistete und dadurch den Brigaden von

Bowes und Acland Zeit ließ, zu seiner Unterstützung herbey zu eilen, indem zugleich Crawfurd mit den Portugiesen in die linke Seite der Franzosen fiel. Nun waren diese zum Rückzuge gezwungen und selbst zwey neue Angriffe, die sie noch zur Wiedereroberung ihrer verlornen Kanonen unternahmen, vermochten nicht, dem entschlossenen und scharfsichtigen Wellesley den Sieg zu entreißen, der durch die Tapferkeit, mit welcher er erfochten wurde, eben so glänzend, als durch seine Folgen wichtig war. Die Franzosen verloren 4000 Mann an Getödteten und Gefangenen, unter denen der General Bernier war, 21 Kanonen, 23 Munitionswagen mit 20,000 Patronen; die Engländer aber zählten nur 700 Getödtete und Verwundete. Der Verlust der Franzosen würde noch größer gewesen seyn, wenn die Engländer hinlängliche Reiterey gehabt hätten, um den Feind zu verfolgen.

Wellesley nahm noch am Abend nach der Schlacht sein Hauptquartier zu Maceira, um John Moore, der den Tag darauf mit der Nachhut unterhalb Peniche landete, sogleich an sich ziehen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer einer Griechin.

(Aus Tully's Narrative of a Residence at Tripoli)

(Fortsetzung und Schluß.)

Der armenische Kaufmann ging wie gewöhnlich in das Haus des Bassa und nahm Perlenschnuren und schön gestickte persische Gold- und Silberstoffe mit sich. Er wurde sogleich bey der Zeleuka vorgelassen, als diese erfuhr daß die Türken große Einkäufe machten, um sich zu einer Pilgerfahrt nach Mekka vorzubereiten. Er breitete die Perlen und seidenen Stoffe, welche viele hundert Pataken werth waren, vor ihr aus, und als er ihr bekannt gemacht hatte, um welchen Preis sie diese erhalten konnte, nämlich wenn sie sich unmittelbar bey dem Bassa für die Befreiung des jungen Venetianers verwenden wollte, so verlor sie keine Zeit, diesen Versuch zu machen. Er bat, sie möchte, indeß er wartete, dem Bassa melden, daß ein Lösegeld, wie er es zuletzt für den Venetianer gefordert hätte, ihm gezahlt werden sollte. Er selbst, setzte er hinzu, habe nicht den Muth, sich an den Bassa zu wenden, weil er so oft nicht angenommen worden sey.

Die Griechin voll Lust und Begier nach den sie erwartenden Schätzen, entfernte sich augenblicklich, um nach wenigen Minuten zurückzukehren. Der Armenier, der jetzt eine Summe aufopferte, welche die für den Venetianer geforderte Auslösung reichlich aufwog, war seiner Befreiung auch ohne Zeleukas Hülfe gewiß; allein nicht ihre Verwendung beym Bassa, sondern ihre Entfernung war es, welche er so theuer bezahlte. Die Georgierinnen saßen nämlich eben am Stickrahmen. Der Armenier benutzte den Augenblick, um der jüngern von beyden den offenen Brief ihrer Mutter zu zeigen. Ihre Bewegung, ihre Thränen, ihr Freudengeschrey überzeugten ihn, daß er richtig vermuthet hatte. Er tröstete sie mit der Versicherung, daß er bald im Stande seyn werde, sie und ihre Schwester wieder in die Arme ihrer Mutter zurückzubringen, wenn nur die ungewöhnliche Bewegung, worein er sie versetzt habe, dieß nicht etwa hindere. Er sagte ihr, daß alles von ihrer Klugheit und Verstellung abhange, denn wenn der geringste Verdacht entstände, daß er ihr einen Brief gezeigt habe, so sey die Hoffnung zur Freiheit auf immer verschwunden. Kaum hatte er noch Zeit hinzuzusetzen, daß ein Weib von seiner Schwester die erste Person sey

welche sie sehen werde, als Zeleuka zurückkam, mit dem Befehle des Bassa zu der Befreiung des Venetianers gegen Erlegung des bestimmten Lösegeldes.

Der Armenier breitete nun die Stoffe vor Zeleuka aus, damit sie dieselben genauer betrachten könne. Er machte sie aufmerksam auf einen beträchtlichen Schaden darin, der, wie er sagte, vermuthlich vom Packen herrühre, (eine goldne Blume nämlich war gänzlich zerstört), indessen wollte er ihr eine Griechin senden, welche in der persischen Stickerey erfahren sey und den Schaden vollkommen werde ausbessern können. Zeleuka war angenehmend erfreut. Zwey Tage nachdem sich der Bassa auf die Reise begeben hatte, vermochte des Armeniers Schwester, welche eben so gern als er selbst den Frieden der unglücklichen Familie wieder herstellen wollte, eine von ihren Frauen, eine treue Dienerin, die mehrere Jahre bey ihr gewesen war, als Stickerin sich zu Zeleuka zu begeben. Akassia nahm den Auftrag mit Freuden an, denn die Begebenheiten ihres eigenen Lebens waren so beschaffen gewesen, daß sie nun nach jeder Gelegenheit strebten, um der Familie, in der sie lebte ihre Dankbarkeit zubezeigen.

Akassia ging nun zu Zeleuka und brachte den Georgierinnen einen Anzug zu ihrer Bekleidung. Sie benutzte dazu die Zeit des Tages, wo in diesem Welttheile Herren und Diener meistens der Ruhe pflegen, und während Zeleuka schlief, führte Akassia die bebenden Georgierinnen durch eine besondere Thüre auf die Straße. Nachdem diese in des Armeniers Hause angekommen waren, begab sich dieser sogleich nach des Bassa's Palaste, ehe Zeleuka oder der Mameluke Zeit hatten, wegen ihres Herrn Verlustes Lärm zu machen. Er fand Zeleuka, wie er erwartet hatte, in der größten Bestürzung, allein es gelang ihm leicht, sie und den Mameluken zu beruhigen, indem er ihnen versprach, für sie zu handeln. Er schrieb also in ihrer Gegenwart an ihren Herrn und entschuldigte sie, daß sie bey Erfüllung ihrer Pflichten so unglücklich gewesen wären, dabey meldete er dem Bassa den, wie er ihn nannte, unerwarteten Umstand, daß sich die Georgierinnen in sein Haus geflüchtet hätten. Er fügte hinzu, daß kürzlich bedeutende Summen von der venetianischen Regierung zu ihrer Auslösung angekommen wären und daß er bereit sey, um der trauernden Mutter beyzustehen, diese Summe noch zu vermehren. Er bat den Bassa das Geld für die Sklavinnen anzunehmen, mit denen er gewiß nie wieder einen solchen Handel machen werde. Der Armenier beurtheilte aus langer Erfahrung die Vorliebe des Türken zu Reichthum so richtig, daß, wenn auch der Bassa an der Wahrheit irgend eines Theils seiner Erzählung hätte zweifeln sollen, er ihn über den Verlust der schönen Sklavinnen durch den unerwarteten Gewinn, den ihm dieser Verlust verschaffte, zu trösten hoffen durfte.

Der Armenier hatte während der kurzen Zeit, wo dieß alles vorging, ein Viertel seines ganzen Vermögens aufgeopfert, wofür er sich durch die Hand und Zuneigung der jüngsten von den beyden Schönen, so wie durch das süße Bewußtseyn belohnt fand, die ältere seinem venetianischen Freunde zuführen zu können. Die Mutter der Geretteten gab zu dieser Anordnung ihres edelmüthigen Retters mit Freuden ihre Einwilligung.

Der Venetianer suchte, mit Bewilligung seiner Familie, kurz nach seiner Vermählung mit der schönen Juliana, eine Anstellung in der diplomatischen Laufbahn und erhielt sie. Wenig Jahre nachher bestimmten ihn Nachrich-

ten von den Verheerungen der Pest in Afrika, seine Gattin zu bereden, ihn mit ihrer einzigen Tochter auf einige Zeit zu verlassen. Dieß war ein sehr schönes Mädchen, deren Talente in Europa ausgebildet, sie zu einem Gegenstande allgemeiner Bewunderung machten. Sie vermählte sich späterhin ganz zur Zufriedenheit ihrer geliebten Mutter und beyde sind jetzt unschätzbare Zierden unserer Gesellschaft.

Der Mutter von Signora S.... wurde die schreckliche Kunde von ihres jüngsten Kindes Schicksal erspart. Man sagte ihr: es sey eines natürlichen Todes gestorben, weil es die Mühseligkeiten der Reise in den ersten Tagen nach der Trennung nicht habe ertragen können.

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahr 1606 ward Henrich Starke, welcher mit einer Hellebarde durchs Fenster den Götken Gottfried gestochen hatte, nach Bederkesa verwiesen, um dort die von dem Drosten ihm anzuweisenden Arbeiten zu verrichten.

Gerd Geologe, ein Armvogt, ward in den Hurrelberg gesetzt, weil er ohne des Herrn Camerars Befehl, aus eigener Bewegung, die Leute ins Halseisen schloß.

Im Jahr 1606 ward Hermann Blendermann mit glühenden Zangen gezwickt, dann gerädert und sein Körper auf's Rad geflochten. Er hatte seine Frau mit Natzenkraut, welches er ihr aufs Butterbrod geschmieret, vergiftet und darauf sich mit einer andern Person, womit er zuvor schon liederlich gelebt hatte, wieder verheyrathet. Wubke Ficken, welche ihm die Anleitung zu dieser Vergiftung gegeben hatte, ward enthauptet.

Adelheit Rollmanns ward der Stadt verwiesen, weil sie, wie es heißt, ihre unehelicht Leibesfrucht, mit unchristlichen Getränken, habe verkochen wollen.

Frerk Borchers ward enthauptet, weil er an die Einwohner zu Neuenkirchen landzwingerische Drohbriefe geschrieben und, wie er dieserhalb bereits verwiesen war, der abgestatteten Urphede ohnerachtet, sich wieder zu Neuenkirche eingefunden und Gewaltthätigkeiten gegen die dortigen Einwohner verübt hatte.

Gesche Kopperschläger ward in den Hurrelberg gesetzt, weil sie sich in Brantewein toll und voll gesoffen hatte und auf einem Weberbaum durch alle Straßen der Stadt geritten war.

Im Jahre 1606 wurden Michel Arens und Klaus Burkken enthauptet, weil sie falsche Briefe und Siegel verfertigt und damit Betrügereyen verübt hatten.

In Jahr 1608 ward Johann Arps enthauptet. Durch unmässiges trinken hatte er sich Anfälle von Raserey zugezogen und in solch' einem Anfalle seine Schwiegermutter, die ihm zu besänftigen gesucht, erstochen, indem er dabey rief: in ihr habe er hundert Teufel und Hexen erstochen.

Henrich Lankenau im Hollerlande bekannte: Er habe seinen Bruder Johann, wie dieser vor

ihm angegangen sey, im Holze, meuchelmörderischer Weise, erschossen, durch seinen Bruder Claus sey er dazu bewogen, welcher mit Johann, wegen der Theilung des älterlichen Vermögens, in beständigem Streite gelebt und ihm — Hinrich einen Hengst versprochen, jedoch solchen an einen andern verkauft habe. Klaus leugnete diese Beschuldigung und verlangte, daß Henrich sein Bekenntniß eidlich bestärken und es auf der Tortur wiederholen sollte; dieß geschah. Demnächst wurden die beyden Brüder miteinander konfrontirt und gestand Klaus alles, dessen er beschuldigt war. Hinrich, welcher die That vollbracht hatte, ward zweymal mit glühenden Zangen gezwickt, dann enthauptet und ohne Sarg beerdigt. Klaus, welcher ihn zu der That erkauft hatte, wurde enthauptet und am Richtesplatz eingescharrt.

Wölfe bestrafen ihren Anführer.

So unglaublich auch diese Nachricht zu seyn scheint, so wird sie doch von den aufgeklärtesten und glaubwürdigsten Männern bestätigt, die Augenzeugen davon gewesen sind. In den Bergen von Auvergne lag eine Abtey, die im Winter, wenn die Erde mit Schnee bedeckt war, so zu sagen von Wölfen belagert wurde. In einem Winter nahm die Menge dieser grausamen Geschöpfe so überhand, daß der Prior mehrere Jäger in der Nachbarschaft bitten ließ, sich mit einander zur Befreyung des Bezirkes von diesen Raubthieren zu verbinden. Zehn bis zwölf entschlossene Männner verfügten sich in die Abtey, aber wegen der all zu großen Menge von Schnee, war es ihnen unmöglich, auf die Jagd zu gehen.

Abends nach ihrer Ankunft erhob sich ein gräßliches Heulen, woraus man die Annäherung der Wölfe bemerkte. Diese waren zahlreicher als gewöhnlich. Es lockte sie dießmal ein Pferd herbey, das in der Abtey gefallen war, und das man aus dem Stalle geschafft hatte. Die Wölfe drangen beynahe bis an den Fuß der Mauer. Ein geschickter Jäger machte sogleich einen Plan. Er ließ das Pferd mitten in den Hof schleppen und die Thür öffnen, an die er aber ein Seil band, so daß er sie nach Belieben zu machen konnte. Endlich stellte er seine Leute, tüchtig bewaffnet, an die Fenster, man löschte alle Lichter aus, verhielt sich sehr ruhig und erwartete die Wölfe.

Nach ungefähr einer Stunde erschien ein ungeheuer großer Wolf an der Thüre; er ging mit der größten Vorsicht vorwärts, untersuchte das Pferd und entfernte sich wieder, wobey er sich stets umsah. Nicht lange darauf erschien er mit 22 Wölfen wieder, die sämmtlich über ihre Beute herfielen. Als man sie gierig fressen sah, zog man die Thüre zu und schoß aus den Fenstern mit Flinten auf sie. Der Trupp sprang vor Schrecken auseinander und suchte allenthalben nach einem Ausgange, aber vergeblich. Hierauf traten sämmtliche Wölfe in einen Zirkel und hielten einen Rath und nicht lange darauf fielen sie über den Anführer her, der sie hergebracht hatte und rissen ihn in Stücken. Als dies Urtheil vollzogen war, ließen sie sich sämmtlich ohne Widerstand tödten.

Klugheit der Krähen.

Der Doktor Dorwin hat beobachtet daß die Krähen die Gefahren, welche sie von den

Menschen zu besorgen haben, weit leichter bemerken, als die meisten anderen Vögel. Wer auf sie Acht gegeben hat, der wird auch bemerkt haben, daß sie recht gut wissen, daß sie mehr Gefahr zu besorgen haben, wenn sich Jemand ihnen mit einer Flinte nähert, als wenn er keine Waffen in der Hand hat. Kommt jemand im Frühjahr unter Krähennester mit einer Flinte in der Hand, so heben sich die Bewohner der Bäume sogleich in die Höhe und rufen ihren unbefiederten Jungen zu, sich ins Nest zurückzuziehen und vor dem Feinde zu verbergen. Die gemeinen Leute, welche diesen Umstand so häufig bemerkt haben, behaupten, die Krähen röchen Pulver.

Mitleid eines Hundes.

Der Wilddieb Mathias Klostermeier, den man gewöhnlich den baierschen Hiesel nannte und der endlich 1771 wegen seiner vielen Frevelthaten gerädert wurde, hatte gewöhnlich einen Hund bey sich, der so groß wie ein Kalb war und der sogleich auf seinen Wink die Leute niederriß. Einst kam er in ein Wirthshaus, wo er einen östreichischen Werber antraf; da er nun ein Feind aller Soldaten, Häscher und Jäger war, weil sie ihn stets verfolgten, so hetzte er sogleich den Hund auf diesen Werber los, allein zu seinem größten Erstaunen war der Hund weder durch Drohungen noch durch Hetzen zu bewegen, dem erschrockenen Soldaten etwas zu Leide zu thun, ja als sein Herr ihn mit Gewalt dazu treiben wollte, machte er Mine, ihn selbst anzufallen. Dieß hatte er noch nie gethan. Der Werber benutzte die Gelegenheit und entwischte. Allein Hiesel lief ihm nach und schien durch das sonderbare Betragen seines Hundes so gerührt zu seyn, daß er den Soldaten nicht nur mit Thränen um Verzeihung und um seine Freundschaft bat, sondern ihn auch mit zurück ins Wirthshaus nahm und ihm Wein einschenken ließ.

Charade.

Mein erstes Paar — im Garten und auf Hain
Erblickt Ihr's, seit des ersten Paares Flucht.
Ich rath' als Freund, mit Vorsicht es zu meiden,
Und bot es auch zuweilen süße Frucht.
Der Schönen Hand mag dichte Hülle kleiden,
Wird sie zum Raub der Lieblichen versucht,
Die wunderhold den keuschen Busen zieren,
Und Flora's Reich, wie allbekannt, regieren.

Was sie dennoch im Reich der Flora tragen,
Womit das Grün der Bäume uns entzückt,
Die Herrschern gleich, aus niederm Dickicht ragen
Was allgemein der Erde Herrscher schmückt,
Das kann mein zweytes Paar Euch klärlich sagen
Doch weiß man auch, daß es zu Zeiten drückt
Den Held und Dichter wird es nicht beschweren,
Dem weiß man es schon leichter zu verzeihen.

Mein Ganzes ist zwar auch ein Schmerzenszeich
Verband es sich gleich mit der Königstracht
Verhöhnt ward, der es trug, von Mörderstreichen
Sein heil'ges Haupt verspottet und verlacht
Doch müssen meine letzten all' ihm weichen,
Und schmückte sie Golkonda's reichste Pracht.
Die Rosen, die dem ersten Paar entsprossen,
Sind Purpurthau, fürs Heil der Welt gefloss

№ 10.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 1. May 1817.

Europas Rechte in dem spanischamerikanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Dagegen ist zwischen diesem Beyspiele und der neuen Lage des spanischen Amerikas ein weiter Abstand; es hängt mit Europa und Europa mit ihm durch die nothwendigsten Bande, die des Reichthums, dieser Seele des heutigen geselligen Vereins, zusammen. Durch das Zusammenwirken des neuen Schwunges, den die Entdeckung der Kolonien den Handelsverbindungen der Welt gab, hat sich ein Gold und Silberfluß gebildet, welcher aus den Eingeweiden Amerikas nach Europa und durch dasselbe strömt, um sich in Asien zu ergießen oder zu verlieren. von wo es nicht wieder zu den Orten, die ihm zur Quelle oder zum Bette dienten, zurückkehrt Diese Bewegung muß man genau verfolgen, um sich einen richtigen Begriff von der Verkettung des spanischen Amerikas mit Europa und der übrigen Welt zu machen: Amerika bezahlt alles in den vier Welttheilen. Alles in der Welt ist auf diesen periodischen Erguß berechnet, wie in manchen Gegenden die ganze Erndte von dem regelmäßigen austreten der Ströme abhängt. Die Minen des spanischen Amerikas sind für Europa, was der Nil für Aegypten ist. Seit drey Jahrhunderten gedieh es durch seine regelmäßigen Bewässerungen; es verließ sich auf die Silber und Golderndten Amerikas: seine Werkstäte, seine Anlagen, seine Schiffe, seine Bevölkerung, der Handelsumtrieb, der den Verhältnissen folgt, welche sich zwischen den lebenden Theilen der Erdkugel bilden, sind errichtet und gegründet auf die Produkte Amerikas. Es ist eine gewaltige Maschine, deren Räderwerk in einer Menge kleiner Federn enthalten ist, deren Bewegung man nicht unterbrechen kann, ohne eine gleiche Menge bestehender Rücksichten zu beeinträchtigen. Hier werden Thatumstände, Gerechtsame und die Folgen der Grundsätze, ganz wie es im geselligen Leben geschieht, wo Thatsachen, welche von der Gesellschaft gebilligt werden, und selbst manchmal ohne ihren Willen vorgehen, Gerechtsame bilden, welche den ursprünglichen Rechten gleichkommen: man geht dann auf das erste Recht zurück, auf das, was

allen andern vorgeht, das Bedürfniß der Selbsterhaltung. Das spanische Amerika gehört an Spanien: ganz Recht; aber die nothwendigen Thatäußerungen des spanischen Amerikas und die Folgen, welche sich daraus entwickeln, gehören der ganzen Welt an.

Spanien ist der Ableiter, der Kanal, durch welchen Amerikas Gold nach allen Gegenden Europas und der Welt fließt. Da ist keiner seiner Einwohner, keine seiner Beziehungen, keine seiner öffentlichen oder Privateinkünfte, welche nicht alles empfindet, was in Amerika vorgeht. Als es entdeckt ward und Europa mit Reichthümern übergoß, da ging mit den Staaten und Einzelnen eine gänzliche Umwandlung vor: in diesem Zustande hat man fortgelebt, alles auf seine Fortdauer, auf seine Ausbreitung berechnet, alles eingerichtet. Eine neue Bahn kann daher nicht eingeschlagen werden, ohne daß die ganze Welt verletzt wird, und ohne daß man ein Recht hat, auf den Ursprung des Uebels zurückzukommen. Dies schreibt sich her aus der Natur der amerikanischen Produkte, die von ganz eigener Art sind. Wenn die Kolonien nur Erzeugnisse liefern, die man daheim auch hat, oder welche man auch bey andern finden kann, hat Niemand das Recht, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Deßhalb verdiente die spanische und französische Regierung Vorwürfe, als sie in dem amerikanischen Kriege Parthey nahmen. Dieß Land enthielt nichts, dessen Abgang oder ausschließlicher Absatz an den Mutterstaat ihnen nachtheilig war. Anders ist aber der Fall mit dem spanischen Amerika: es ist unersetzlich für die Art von Erzeugnissen, welche Seele alles Verkehrs auf der Welt ist. Fällt, was diesen Verkehr hemmt, nicht unter die wenn nicht unmittelbare doch mittelbare Entschei-

dung der ganzen Welt, nach dem Nachtheil, den sie dadurch erleidet und dem sie vorzubeugen befugt ist? Wenn es Spanien gefiele, das Ausgraben der Mienen oder den Transport der edlen Metalle nach Europa zu verbieten; wenn es mit einem Worte ihm gefiele, durch einen Mißbrauch seiner Souveränitätsrechte zu bewirken, als wäre Amerika für Europa gar nicht vorhanden; wenn es diesen Welttheil in die Zeit vor der Entdeckung Amerikas zurückversetzte, und auf solche Weise verurtheilte, drey ganze Jahrhunderte und einen großen Theil seines Reichthums im Stiche zu lassen: würde Europa in diesem Falle, auf dem Trocknen liegend, wie das Bett eines versiegten oder abgeleiteten Flusses, nicht das Recht haben den periodischen Zufluß wieder herzustellen, welcher ihm die Mittel an die Hand gibt, seine innern und äußern Verhältnisse zu behaupten? Europa liegt zwischen Amerika, von dem es empfängt, und Asien, wohin es absetzt; es gewinnt von dem einen und verliert an dem andern: es bezahlt jenes durch dieses, und kann sich gegen dieses nur durch die Vortheile, die es von jenem erlangt, behaupten: wird es sich verdammen lassen, sich mit ihm zu erschöpfen oder seinen Verbindungen zu entsagen, indem es die Entschädigung nicht erhält, auf welche es die Erhaltung dieser Verbindungen berechnete? Wird es alle seine Kinder, diese Masse von mit allen Künsten des Fleißes beschäftigten Menschen, welche den größten Theil seiner Bevölkerung ausmachen, verdammen wollen, ihre gewöhnliche Weise des Lebens und Unterhalts zu ändern oder aufzugeben?

Es ist also augenscheinlich ein enges Band zwischen Europas und Amerikas Lage; dieses ist an jenes durch eine goldene Kette geknüpft, derjenigen ähnlich, mit welcher die Dichter in ihrer kühnen Phantasie die Erde an das Himmelsge-

wölbe fesseln und deren Zerreißen den Einsturz der ganzen Welt nach sich ziehen würde. Die Frage umfaßt also viel mehr, als dies auf den ersten Anblick scheint: es handelt sich nicht allein um Spanien und seine Regalien, sondern um das Interesse der ganzen Welt. Wie läßt sich dieß verkennen wenn man aufmerksam den ungeheuren Handel betrachtet, den Europa mit Amerika und Amerika mit Europa verführt? Man muß bei Hunderten die Millionen rechnen und die geschäftigen Arme bei Millionen. Nun bleiben seit einiger Zeit die Goldwagen in den Münzhäusern Mexikos müßig und hängen in Werkstätten, die sich nicht mehr mit Metallen füllen, welche sonst sie beschäftigten. Ein häßliches Kupfer, diesen reichen Fabriken bis dahin unbekannt, hat gewagt sich zu zeigen, ein Erzeugniß der Noth, durch den Mangel des Goldes und Silbers keck gemacht. Zum ersten Male seit seiner Eroberung hat das erstaunte Mexiko Kupfer prägen sehen; eine allgemeine Lähmung und Austrocknung ist die Anklägerin eines für die Dinge verheerenden, für Menschen vertilgenden Krieges. Ueberall, wo Spaniens Scepter wieder erscheint, ist Verheerung in seinem Gefolge; jeder Europäer wird verjagt, verbannt seine Person der Gefahr, sein Vermögen der Habsucht und dem Raube preisgegeben; es ist keine Sicherheit, keine Zuversicht mehr. Schon ist England gezwungen worden, Maaßregeln zur Erhaltung der Verhältnisse seines Handels zu ergreifen, welcher einem großen Theile nach in den unruhigen Gegenden von Amerika besteht, und selbst sehr unter diesen Reibungen leidet, die mit der Bestimmtheit und Unveränderlichkeit welche der Handel erfordert, unverträglich sind. England lebt vom Handel; der Handel bestimmt dort am Ende immer die öffentliche Meinung, welche der Regierung allezeit als Orakel dient. Diese hat es nicht geläugnet, daß der Handel mit dem südlichen Amerika sich jährlich auf mehr als 200 Millionen beliefe. England ist demzufolge nothwendige Parthey in dem Kriege dieses Landes, nicht aus Grundsatz, sondern wegen der Folgen, durch welche es mitergriffen wird. Ist Spanien, siegreich so hört Englands Handel hier auf, das steht zu erwarten. Wie sollte es nun diesen Vortheilen entsagen und so die Verlegenheit, die es schon jetzt in mehreren Zweigen seines Handels empfindet und die Nachtheile vermehren können, welche nothwendig erfolgen, wenn es auf dieß Mittel, einen Theil seiner Verluste zu ersetzen, verzichtet? Die Regierung wird dieß, selbst wenn sie es wollte, nicht erzwingen können; ihr steht die öffentliche Meinung im Wege, eine Waffe, die ihr fröhnt oder sie bedroht, je nachdem sie dieselbe für sich oder wider sich hat. Was von England gesagt ist, gilt im gleichen Maaße von den übrigen Ländern Europas, so wie von den vereinigten Staaten, welche insgesammt an dem reichen Handel Amerikas Antheil nehmen, und welche insgesammt ihn einbüßen, wenn es aufs Neue sollte von Spanien unterjocht werden. Europa leidet foglich unter den Wirkungen der Fehde Spaniens mit Amerika und ist also Parthey in dieser Fehde, nicht durch die Veranlassungen derselben, sondern Vermöge der Folgen, welche für sie die schlimmsten Resultate mit sich führen. Hier ist nicht, wie man sieht, von einem Streite die Rede, den es aus eigennützigen Absichten und wegen spätern Antheils erregt, dieß wäre etwas Gehässiges, da Niemand das Recht haben kann, einen Zwist zu verursachen, weil er nachher befugt ist, sich darin zu mischen; sondern es ist hier ein Krieg, den es bereits in vollem Gange findet und bey dem es sein verletztes Interesse heischt, auf die Resultate zu ach-

ren. Darin besteht eben die Wechselbeziehung gesellschaftlicher Verbindungen zu einander in Hinsicht auf ihr gegenseitiges Wohl. Sie leben in einem Zustande der Annäherung, welcher sich eben denselben gesetzen unterwirft, die die Handlungen und das Eigenthum der in nachbarlichen Verhältnissen lebenden Einzelnen bestimmen.

Die Erschütterung eines solchen Kolosses, wie Amerika, seine Bemühungen, den Beystand Europas in seiner Angelegenheit zu gewinnen, der falsche Standpunkt dieses Welttheils, der zwischen seinen Nutzen, seine geheimen Wünsche und das öffentliche Benehmen, welches gewisse Rücksichten bestimmten, gestellt ist; die Bewegung, welche nach Amerika eine große Anzahl ein besseres Loos begehrender Europäer versetzt, der Zusammenfluß aller dieser Umstände bringt in Europa eine beständige, seiner Ruhe widerstrebende Gährung hervor. Die Regierungen müssen mit Gewalt den Trieb zurückhalten, der die Unterthanen nach Amerika zieht. Welches französische Schiff würde es wagen, von Havre nach Buenos-Ayres auszulaufen, wo es mit den englischen Schiffen den Vortheil nehmen müßte? Eben so geht es mit vielen andern Gegenständen: folglich schreibt die Sorge für die eigene Ruhe Europa vor, sich der amerikanischen Unruhen anzunehmen, um den Nachtheilen zu entgehen, welche es durch dieselben erleidet. Amerikas systematische Entvölkerung und Ausmergelung durch Spanien sind ebenfalls für Europa von großer Erheblichkeit; denn es verliert alles, was Amerika weniger verzehrt oder hervorbringt. Europa kommt also durch jeden Verlust, den Amerika empfindet, in Rückstand, und wenn dieß große Land nun vollends von Einwohnern, welche schon jetzt so spärlich sind, entblößt seyn wird, was wird Europa ihm zu liefern oder von ihm zu erwarten haben? Soll es den letzten Seufzer des letzten Amerikaners und die Einäscherung der letzten amerikanischen Stadt abwarten, um sich darum zu bekümmern? — — Zu diesen Betrachtungen, welche so zu sagen aus Europas materiellem Interesse geschöpft sind, fügt eine klare Umsicht andere, welche noch verborgener liegen, aber ebenfalls in der natürlichen Beschaffenheit der Dinge sich gegründet finden.

(Fortsetzung.)

Die Bartholomäusnacht oder die Pariser Bluthochzeit.

Diese schreckliche, in den Jahrbüchern der Menschheit ewig unvergeßliche Scene fiel unter der Regierung Carls IX. Königs von Frankreich, vor. Schon unter den vorigen Königen waren diejenigen, welche der reformirten Kirche zugethan waren, auf das unmenschlichste behandelt worden; der König Franz verfolgte sie, weil er glaubte, ihre Lehre predige Ungehorsam und Empörung. Unter Heinrich II. welcher sich seinen Maitressen und Günstlingen überließ, hatten der Parthegeist und die Religionsverfolgung freies Spiel; und das Schicksal der reformirten Bürger war schrecklich: man schund den Ketzern die Haut ab, rieb das rohe Fleisch mit Schwefel, und hing die Körper an eisernen Ketten über Kohlen. Indessen hatten sich dieselben doch sehr vermehrt. Unter Heinrichs Nachfolger und Sohn, Franz II. welcher ganz unmündig an Geiste war, und dessen Schwäche alle benutzen wollten, die Regierung an sich zu ziehen, war es vorzüglich die Eifersucht der Großen gegen einander, welche, indem sie sich hinter der Religion verbarg, diese Unruhen immer höher und höher zu treiben anfing. Franz, Herzog von Guise, und Ludwig, Prinz von Condé, (ein

Verwandter des Hauses Montmorenci, welches schon unter der vorigen Regierung wider die Guisen gearbeitet hatte,) bildeten zwey ganz entgegengesetzte Partheyen. Guise und sein Bruder waren eifrig katholisch; dieses war genug für Condé, sich zum Haupt der Reformirten oder Hugonotten zu machen. Zu gleicher Zeit hegte Catharina von Medicis die ehrsüchtigsten Plane. Nach dem plötzlichen Tode Franz II. ward sie Regentin für ihren zehnjährigen Sohn, Carl IX. und fand sich jetzt bewogen, nachdem sie sich vorher zu den Guisen gehalten hatte, diesen zum Trotz, den Reformirten ein Toleranz-Edict zu geben. Die Guisische Parthey überredet jetzt das Volk, daß die katholische Religion in der größten Gefahr sey. Die Hugonotten werden aufs grausamste gemißhandelt; Prinz Condé greifft zu den Waffen, und der bürgerliche Krieg nimmt seinen Anfang. Die Guisen suchen spanische, Condé englische Unterstützung. Von beyden Seiten macht man sich der abscheulichsten Grausamkeiten schuldig, und schließt Nothfrieden. Die Königin Mutter läßt nun den König, da er in das 14. Jahr getreten war, für mündig erklären, um unter seinem Namen desto freier regieren zu können. Der Herzog, Franz von Guise, war bey der Belagerung von Orleans von einem Hugonotten meuchelmörderisch getödtet worden; allein sein Geist lebte in seinem Hause fort, welches den Admiral Coligny für den Urheber dieses Meuchelmordes hielt; auch sahen die Hugonotten bald ein, daß die Königin Mutter sie haßte; Condé und Coligny setzten sich daher in Verfassung. Der König hatte sich überreden lassen, daß es auf sein Leben abgesehen sey, und faßte einen unversöhnlichen Haß gegen die Hugonotten. Der Hof suchte indeß Zeit zu gewinnen und sich des Prinzen und des Admirals durch List zu bemächtigen; dieses schlug jedoch fehl; und die Feindseligkeiten fingen weit heftiger an. Condé wird gefangen genommen (1569) und als ein Kriegsgefangener von dem Hauptmann von Montesquieu erschossen. Coligny sammelt die Reste des geschlagenen Heeres; der Prinz Heinrich von Bearn (einer zu Navarra gehörigen Landschaft, von welcher der Erbprinz von Navarra seinen Namen führte,) nachmaliger Heinrich IV. König von Navarra und Frankreich, welcher nach Condé's Tode das Haupt der Reformirten ward, wird zum obersten Feldherrn erklärt; und Coligny führt im Namen des Prinzen Heinrich von Condé, welcher die Ermordung seines Vaters zu rächen schwur, das Commando. Allein es fehlt ihm an Geld, und er wird geschlagen. Am nachtheiligsten für die Hugonotten war jedoch der darauf folgende scheinbar vortheilhafte Friede zu St. Germain en Laye (am 8. August 1470); dieser Friede schläferte die Häupter der Hugonotten ein, vorzüglich den Admiral Coligny, welcher des bürgerlichen Krieges müde war. Der König schien sich gänzlich von dem Einflusse der Guisen und seiner Mutter losgerissen zu haben; er ruft den alten Coligny, die Stütze der Hugonotten, an seinen Hof, und ehrt ihn als Vater; man spart kein Raffinement, dieser Täuschung das Ansehen von Wahrheit zu geben; selbst die Schwester des Königs wird an den Prinzen von Bearn vermählt (am 18. August). Einige ahneten nichts Gutes, und warnten den Admiral; aber dieser glaubte den meisten nicht, daß der König einen Meuchelmord durch das Land anbefehlen werde; und doch war es so. Am 22. August geschieht aus einem Fenster ein Schuß auf den Admiral, und verwundet ihn am Arm; der König eilt zu ihm und schwört, ihn zu rächen. Noch an demselben Tage läßt sich der König von seiner Mutter über-

reden, der Admiral stehe ihm nach dem Leben. „Bey dem Tode Gottes!" „schrie er" man tödte den Admiral, aber ihn nicht allein, sondern alle Hugonotten, damit auch nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne!" Die Nacht auf den Bartholomäustag zwischen dem 24. und 25. August 1572 wird zur Ausführung bestimmt. Der Herzog von Guise bricht in das Haus des schwer verwundeten Coligny; ein Deutscher, Namens Behm, versetzt dem betenden Greise den ersten Stich, und man gibt seinen Körper den größten Mißhandlungen preis. Nach der gelungenen Ermordung des Admirals gab eine Glocke auf dem Thurme des königlichen Schlosses in der Stunde der Mitternacht den versammelten Bürgerkompagnien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung aller Hugonotten. Der Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben dadurch, daß sie in die Messe gingen und zum Scheine zur katholischen Kirche übertraten. Zu gleicher Zeit breiteten königliche Befehle das Blutbad im ganzen Lande aus; und wenn auch hier und da einige Scharfrichter und Soldaten mehr Ehr- und Menschenliebe als die Pariser hatten, so fanden sich doch Werkzeuge der Ermordung genug. Dreißig Tage hindurch dauerte fast in allen Provinzen diese Abscheulichkeit, und man zählt an 30,000 Menschen, welche hingerichtet worden sind. Zu Rom wurden die Kanonen gelöst; der Papst schrieb ein Jubeljahr aus und verordnete eine Procession in der Ludwigskirche. — Bey allem dem erreichten die unvernünftigen Eiferer ihren Zweck nicht. Diejenigen von den Hugonotten, welche sich gerettet hatten, flüchteten in unwegsame Gebirge und nach Rochelle. Der Herzog von Anjou übernahm die Belagerung; aber während derselben erhielt er Nachricht, daß ihn die Pohlen zum König gewählt hätten. Er schloß am 6. July 1573 einen Vergleich, und der König bewilligte den Hugonotten in gewissen Städten Religionsübung. Der Hof erhielt also durch die Pariser Bluthochzeit nichts, als daß die Hugonotten mehr auf ihrer Hut standen, und sich gegen neue Angriffe rüsteten.

Der Bischof von Gent.*)

Moritz von Broglio, Sohn des Prinzen von Broglio, ehemaligen Marschalls von Frankreich unter Ludwig XVI., der sich während des siebenjährigen Krieges, und zu Anfange der Französischen Revolution besonders auszeichnete, wurde am 5. September 1766 auf dem Schlosse Broglio geboren. Er wurde von Jugend auf dem geistlichen Stande gewidmet, verließ Frankreich in den ersten Jahren der Revolution, und erhielt von Friedrich Wilhelm II. die Stelle eines Probsten von Posen. Erst im Jahre 1803 kehrte er nach Frankreich zurück. Als der Kaiser Napoleon seinen Hofstaat einrichtete, stellte er den Abbé de Broglio als Almosenier bey demselben an. Im May 1805 wurde er zum Bischof von Acqui in Piemont ernannt, und sogar als Cardinal bezeichnet. Bey Gelegenheit des Krieges mit Oestreich und Rußland in diesem Jahre, erließ er einen Hirtenbrief, in welchem er Napoleon, nachdem er seine Geduld gerühmt hatte, darstellte, als sey er gezwungen, die Waffen zu ergreifen, brachte seine hohen Thaten in Erinnerung, und ordnete Gebete für den Er-

*) Die vorstehende biographische Skizze eines Prälaten, dessen unruhiges Betragen und mannigfachen Widersetzlichkeiten gegen seine Regierung in diesen Tagen häufig ein Gegenstand der öffentlichen Blätter waren, wird hoffentlich unsern Lesern nicht unwillkommen seyn.

folg des Krieges an. Nach der Schlacht von Austerlitz erließ er einen neuen Hirtenbrief, in welchem er unter andern sagte: „Gott spottet der Anstrengungen und der frevelhaften Entwürfe der Feinde; er hat sie den Händen des Helden überliefert, den sie heraus zu fordern wagten, und ihr Fall war vollständig. Seine Liebe zum Frieden hatte seinen Arm lange zurückgehalten; als aber das Wohl seiner Völker den Aufbruch seiner Heere erheischte, erhob er sich gleich einem Riesen, und durchlief seine Laufbahn. Jene Völker, die sich unüberwindlich glaubten, sind zu Boden geschmettert, so wie sie nur angegriffen wurden; Reiche sinken unter seinen Schritten zusammen. Die feindlichen Heere werden in Nichts verwandelt, und ihre Zerstreuung gleicht dem Stroh, das ein Spiel der Winde ist.

In Folge eines Decrets vom 22. März 1807 wurde er zum Bischof von Gent ernannt. Als aber Bonaparte seine religiösen Verfolgungen selbst gegen die Person des Papstes begann, und er seine Entscheidung durch ein Nationalconcilium heiligen lassen wollte, widerstand ihm Herr von Broglio mit Kraft und Muth. Er schlug den Orden der Ehrenlegion aus, weil der Eid, den er erforderte, ihn verpflichtet hätte, die Integrität des Reiches aufrecht zu erhalten, und in dieser Integrität die Länder des Papstes, die Napoleon eben eingenommen hatte, mit begriffen waren. Da wurde Abbé de Broglio (1811) seinem Priesteramte entrissen und in das Gefängniß Vincennes gebracht, aus dem er erst bey dem Sturze Bonapartes im Jahr 1814, wieder frey wurde. Nun trat er sein bischöfliches Amt in Gent wieder an.

Von der Zeit an, da Belgien unter die Herrschaft des Hauses Oranien kam, hat dieser Bischof durch mancherley Handlungen seinen Widerwillen gegen die protestantische Regierung zu erkennen gegeben. Er ist vor kurzem wegen eines seiner neuesten Hirtenbriefe zur Verantwortung vor ein weltliches Gericht gefordert worden, hat aber bis jetzt noch nicht Folge geleistet. Auch wollte er das Gebet wegen der glücklichen Entbindung der Kronprinzessin der Niederlande in seinem Sprengel nicht anordnen. Bekanntlich hat es dieser Bischof für rathsam erachtet, nach Frankreich zu entfliehen, indessen dürfte dennoch der Proceß gegen ihn, als einen Abwesenden, betrieben werden.

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahre 1610 wurden Margaretha Grifseln und die Frühlingsche, weil sie Pleterbussen und Tedderschen d. h. Plaudertaschen oder Schnackschwestern waren, in den Hurrelberg gesetzt.

Margaretha Metke, eine Planetenleserin, ward am Pranger ausgestrichen und der Stadt verwiesen. Obgleich sie keinen Buchstaben kannte so gab sie doch vor, daß sie die künftigen Schicksale der Menschen aus den Planeten zu lesen, vermöge. An den Sonntagen, während die Herrschaften sich in der Kirche befanden, ging sie in die Häuser, zeigte den Mädchen in einem Krystall ihren künftigen Bräutigam und prophezeihete ihnen ihre Schicksale aus den Händen.

Im Jahre 1611 ward des Johann Beneken Hausfrau der Stadt verwiesen, weil sie sich auf das Planetenlesen und auf die Wickerey d. h. das Weissagen, gelegt und sich von dem leidigen Satan hatte verführen lassen, den einfältigen Leuten sogar den Tod zu wicken und hiedurch

mit Gottes Gerichten einen schändlichen Spott zu treiben. Sie würde schärfer gestraft seyn, wenn sie nicht viele kleine Kinder gehabt hätte und wenn sie nicht schwanger und mit der Epilepsie behaftet gewesen wäre.

Die sämmtlichen drey Armenvögte wurden in den Hurrelberg gesetzt, weil sie ihrer eidlichen Verpflichtung nicht nachgekommen waren, welche darin bestand, daß sie die Gassen vom Koth reinigen und von denselben die Schweine und die Bettler abhalten sollten. Es wird dabey bemerkt, daß damals nicht nur die Bettler den ehrlichen Leuten häufig vor den Thüren lägen, sondern auch die Schweine, bey Tage und Nacht, auf den Straßen herumliefen, und überall frei umherstreiften.

Im Jahre 1617 hatte Peter Broyel, welcher kein zugeschworner Bürger war, gegen das Verbot der kündigen Rolle, als Fremder mit Fremden gehandelt und 123 Stück Ochsen, ohne die Accise davon zu entrichten, durch die Stadt getrieben. Wie der Rath einige dieser Ochsen in Beschlag nehmen und ihn selbst gefänglich einziehen wollte, so widersetzte er sich nicht nur, sondern wandte sich sogar sofort an den Kaiser. Er mußte jedoch unverrichteter Sache von dort zurückziehen. Bey seiner Hierkunft ward er auf's Rathhaus beschieden; anfangs weigerte er sich unter nichtigem Vorwand, endlich erschien er, gab aber den Herren Camerarien spitze und grobe Antworten. Nun ward er nach dem Zwinger gebracht. Gleich am folgenden Morgen gab er seinen Freunden unbeschränkte Vollmacht, die Sache mit den Herren Camerarien abzumachen. Er mußte 1000 Rthlr. in Species Strafe innerhalb acht Tagen bezahlen, und zehn von ihm gepfändete Ochsen wurden in des Herrn Camerars Hause öffentlich verkauft und daraus 230 Rthlr. gelöset.

Im Jahre 1618 ward Daniel Schwiegers enthauptet und dessen Kopf aufs Rad gesteckt. Er hatte bedeutende Diebstähle begangen und den Jakob Suerbick des Nachts im Bette ermordet, und 14 Rthlr. demselben entwendet.

Im Jahre 1619 ward Hermann Erdmann wegen Bigamie enthauptet.

In dem nämlichen Jahre ward Harm Taßlo mit dem Schwerte hingerichtet: Auf des Herrn Richters Befehl hatte ihn Henrich Glüsing aus seinem Hause, welches er nach geschehener Kündigung zur Farrelzeit nicht gutwillig hatte räumen wollen, setzen müssen. Taßlo hatte dieser wegen dem Glüsing den Tod gedrohet — dieser ließ ihn auf's Rathhaus vorladen. Er erschien mit einem blanken Beil in der Hand, und da Glüsing ihn bat, daß er sich beruhigen möchte, bis das Glöcklein angezogen würde, bis der Herr Camerar sie leicht mit einander versöhnen könnte, so ergriff jener ein Messer und stach dem Glüsing damit in die Brust, daß er gefährlich verwundet wurde. Taßlo sagte, wie er nach dem Gefängniß gebracht wurde: Es thäte ihm nur Leid, daß er das Herz nicht getroffen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nro. 9:
Dornenkrone.

№ 11.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 4. May 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Die große Verlegenheit, in welche Jünot durch diese Niederlage bey Vimiera versetzt worden wör, vergrößerte Wellesley's Verdienst. Auf allen Seiten von wüthenden Volkshaufen umzingelt, im Rücken eine Hauptstadt, deren fanatischer Pöbel bis jetzt nur durch Bajonette und Kugeln hatte im Zaum gehalten werden können, überall drohendem Mangel preis gegeben, von allen Verbindungen mit der französischen Hauptmacht in Spanien abgeschnitten, dieses Land selbst in Aufruhr erblickend und sich noch lebhaft an Düponts neuerliches Schicksal in der Sierra = Morena erinnernd, sah er sich gegenüber ein siegreiches brittisches Heer, welchem alle Kräfte des Landes dienstbar waren, welches jeden Augenblick durch seine, die Küste beherrschende Flotte Ueberfluß an Lebensmitteln und Kriegsbedarf erhalten konnte, welchem jeder Portugiese ein treuer Kundschafter und Wegweiser war und welchem endlich im schlimmsten Falle der Rückzug auf seine Schiffe übrig blieb.

Nach gehaltenem Kriegsrath, schickte Jünot den General Kellermann ins englische Hauptquartier, (wo unterdessen Dalrymple den Oberbefehl übernommen hatte,) um über einen Waffenstillstand zu unterhandeln, auf dessen Grundlagen man später sich über die Räumung Portugals vereinigen könnte. Dieser Waffenstillstand wurde auch am 22. August abgeschlossen und diesem folgte am 30. die Konvention von Cintra, nach welcher die gesammte französische Armee Portugal räumen und mit Artillerie, Waffen, Pferden und Gepäck auf brittischen Transportschiffen nach dem nächsten Hafen Frankreichs gebracht werden sollte.

Wellesley verließ bald nach dieser Kapitulation Portugal und ging nach London, um Bericht davon abzustatten. Hier ward jedoch diese Uebereinkunft laut getadelt und während man mit Unwillen bemerkte, daß die französische Armee nur ihre alten Plätze verlassen habe, ermangelte man nicht, sich über die brittischen Oberbefehlshaber allerley beißende Bemerkungen zu erlauben.

Auf königlichen Befehl ward auch zu Chelsea eine Kommission niedergesetzt, welche die Konvention untersuchen sollte. Unsern Wellesley konnte kein gegründeter Tadel treffen. Er hatte schon beym Ausgange der Schlacht von Vimiera nicht mehr freie Hand gehabt. Den Waffenstillstand hatte er zwar auf Verlangen seiner Obern unterzeichnet, aber sich nicht verantwortlich für den Inhalt desselben gemacht. Wenn er, wie aus einem Schreiben an Lord Castlereagh hervorgeht, die Franzosen noch für stark genug hielt, um sich den Engländern weiterhin mit Erfolg zu widersetzen, so theilte er diesen Irrthum mit den übrigen brittischen Generalen, welche allerdings von der schlimmen Lage, in der sich damals auch die Franzosen in Spanien befanden, nicht gehörig unterrichtet waren; denn außer dem hätte freilich Jünots Armee kriegsgefangen werden müssen. Vor der Hand mußte man zufrieden seyn, daß jenes französische Heer auf mehrere Monathe vom Kriegsschauplatze entfernt, Portugal geräumt, für die Anordnung der innern Streitkräfte Zeit gewonnen und der Hauptstadt Lissabon das Schrecken einer Belagerung erspart wurde. Die Untersuchungskommission sprach daher in Erwägung dieser Gründe die brittischen Befehlshaber von aller Anklage frei und Wellesley blieb fortdauernd im Besitz des Vertrauens der englischen Gewalthaber.

Der Admiral Cotton fand nicht für gut, einen für die russische Flotte im Tajo so vortheilhaften Vertrag abzuschließen. Die Uebereinkunft, welche am 3. September mit dem Admiral Siniavin getroffen wurde, bestimmte, daß die neun Linienschiffe und die Fregatte auf dem Tajo nebst allen ihren Vorräthen dem Admiral Cotton ausgeliefert und nach England geschickt werden sollten, um daselbst von dem Könige von Großbrittannien in Verwahrung genommen zu werden und sie sechs Monathe nach der Unterzeichnung des Friedens zwischen England und Rußland zurück zu geben. Die Offiziere, Matrosen und Soldaten der Flotte sollten nach Rußland zurückkehren.

Hierauf wurde der dießjährige Feldzug auf der pyrenäischen Halbinsel als beendigt angesehen, statt daß bey größerer fortgesetzter Thätigkeit und Uebereinstimmung die über 100,000 Mann starken, vom Siege trunkenen spanischen Armeen den von Madrid entflohenen König mit seiner kaum 40,000 Mann starken Armee hätten aufreiben oder zerstreuen können. Man ließ diese nämlichen Franzosen ruhig in ihren Cantonnierungsquartieren am Ebro, welche vor zwey Monathen die schönsten Provinzen Spaniens verheert hatten.

Am 25. Sept. gab Lord Castlereagh Befehl in den nördlichen Theil der Halbinsel 40,000 Mann zu schicken, die im Verein mit Romanas Schaaren thätig seyn sollten.

Napoleon Bonaparte hatte von allen diesen Umständen Nachricht und kannte die Widerstandsmittel der Spanier, wenn sie von den Engländern unterstützt würden, genau; er traf demnach seine Anordnungen, um sie zu vereiteln. Durch die feindliche Stellung Oesterreichs beunruhigt, verband er sich bey einer Zusammenkunft mit Alexander in Erfurt noch enger mit Rußland und setzte dadurch Franz I. in Verlegenheit. Der Marsch der gegen Spanien bestimmten Schaaren war einige Tage aufgeschoben; sobald aber Napoleon der Gesinnung Alexanders versichert war, fingen 60,000 Mann alter Truppen durch Bayonne zu ziehen an, um Josephs Armee zu verstärken und 10,000 marschirten mit dem General Gouvion St. Cyr nach Katalonien.

Die Marschälle Soult, Ney, Bessieres, Moncey, Lefevre, Mortier und Victor standen

an der Spitze der verschiedenen Korps. Napoleon übernahm selbst den Oberbefehl. Den 21. Oktober griff Lefevre Blake an, mit dem sich die Truppen unter La Romana vereinigt hatten. Der Erfolg war bis zum 10. November abwechselnd; allein, da Lefevre zahlreiche Verstärkungen unter Victors Befehlen bekam, so erhielt er eine entschiedene Ueberlegenheit. Die Spanier schlugen sich mit der größten Unerschrockenheit, aber sie wurden durch die Menge, die Manns-zucht und Geschicklichkeit überwunden. Hätten sie einen klugen Anführer gehabt, der sich von Stellung zu Stellung zurück zu ziehen verstanden und bis zur Ankunft der Engländer eine allgemeine Schlacht vermieden hätte, so würde man diesen Feldzug sicher des ersten würdig gemacht haben.

Blake griff am 31. Oktober Lefevre (Herzog von Danzig) in der Gegend Guenez bey Bilbao an und schlug ihn. Der spanische General wußte diesen Vortheil nicht zu benutzen und da Lefevre Verstärkungen erhielt, so rächte er sich bald wieder, indem er bey Espinosa einen vollständigen Sieg über ihn erfocht.

Am 10. November griff Soult die Armee von Estremadura an, die nach einem geringen Widerstande in der größten Unordnung die Flucht ergriff. Die Franzosen besetzten Burgos, wo sie beträchtliche Magazine fanden. Den 16. nahm Soults Vortrab Santander ein; hier fand man große Vorräthe von Waffen und Schießbedarf.

Den 23. griff der Marschall Lasnes Castanos in seiner Stellung bey Tudela an. Die Armee von Andalusien, welche den linken Flügel der Schlachtordnung bildete, leistete lange Widerstand und verließ ihre Stellung erst dann, als ihr rechter Flügel, der durch die Flucht der Armee von Kastilien bloß gestellt war, Gefahr lief, von der zahlreichen französischen Reiterey umringt zu werden. Bonaparte hatte damals erst 80,000 streitbare Mannschaften, weil Mortiers und Jünots Schaaren noch nicht zu ihm gestoßen waren; jedoch beschloß er auf Madrid los-zugehen, um die eben erhaltenen Vortheile zu benutzen. Moncey schickte er gegen Saragossa; Soult gab er den Auftrag, Blake und Romana im Zaum zu halten.

Am 30. griff Victors Schaar die Stellung von Somo-Sierra an, die von 10,000 Spaniern vertheidigt wurde; wären ihre Verschanzungen mit Einsicht angelegt worden, so wären sie wegen ihrer vortheilhaften Lage nicht zu nehmen gewesen. Bonapartes Bericht beweist dieses augenscheinlich: es heißt darin: „der General Montbrün habe an der Spitze der polnischen Lanzener einen Angriff gemacht und dieser habe die Sache entschieden.“ Dieß ist sicherlich das erste Mal, wo man ein steiles verschanztes Gebirge durch einen Reiterangriff weggenommen sieht! Wahrscheinlicher ist es, daß Victors Fußvolk das Gebirge erstieg und den von den Spaniern angelegten Schanzen in den Rücken kam; da diese die Flucht ergriffen hatten, so säbelte die Reiterey einige Nachzügler nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schminke der morgenländischen Damen.

In der Levante und hauptsächlich auf den Inseln des griechischen Archipelagus wächst eine Blume wild, die von daher erst in unsere abendländischen Kunstgärten versetzt worden ist: ich meine die Iris, welche in Griechenland Agrikrino oder wilde Lilie genannt wird. Aus den Zwiebeln (Wurzeln) dieser Blumenart wird die rothe Schminke bereitet, deren sich die Türkinnen und Griechinnen allgemein bedienen, die Schönheit ihrer Gesichtsfarbe zu erhöhen und sich ein Ansehen von Gesundheit und Blüthe mit

*

zutheilen, das durch unsere noch so künstliche Schminke nie erreicht wird. Man fängt damit an, die Zwiebeln der Iris zuerst von ihren äußern Schaalen zu reinigen. Sind diese abgestreift, so haben sie eine blendend weiße Farbe, die an Reinheit nur mit dem Schnee verglichen werden kann. Die von den Schaalen befreiten Zwiebeln werden nun sauber, so fein als möglich gerieben und das pulverähnliche Mark, das man hierdurch erhält in reines Wasser geschüttet. Hierauf wird es durch ein äußerst feines Stück Leinewand durchgetrieben. Das so durchgeseihete wird, wenn es sich gesetzt hat und das Wasser davon abgegossen ist, noch dreimal in frischem Wasser aufgeweicht und eben so oft Durchgeseihet. Die Treber werden weggeworfen, das zum drittenmale erhaltene Wasser aber läßt man 12 bis 15 Stunden stehen, daß sich das darin aufgelöste Irismehl setze. Das Wasser wird dann sachte abgegossen und nun findet man auf dem Boden des Gefäßes einen äußerst feinen Satz; dieser wird sorgfältig getrocknet, zu einem feinen Pulver gerieben und in wohl verstopften, am besten in hermetisch verschlossenen Fiaschen oder Töpfen aufgehoben, wo sich dieses Präparat äußerst lange erhält. Dieses schneeweiße Pulver dient dennoch zur rothen Schminke, aber sie soll auch nicht, wie die unsrige, aufgelegt werden; die Anwendung ist vielmehr ganz verschieden. Will man nämlich Gebrauch davon machen, so nimmt man etwas davon zwischen die Finger, legt es auf die Wange und reibt es einige Minuten lang mit der flachen Hand sanft ein. Anfänglich verursacht dieses Einreiben ein leichtes Brennen, die Wangen färben sich aber mit dem lieblichsten Roth, das weder durch Erhitzung, noch durch Schweiß, oder durch irgend eine andere Ursache verwischt werden kann. Das ist auch ganz natürlich, denn diese Schminke besteht nicht in einem bloß außerhalb aufgetragenen Stoffe, der weggewischt werden kann, sondern sie ist wegen ihrer Feinheit in die Schweißlöcher selbst gedrungen und steckt in der Haut, aus der sie nur mit der Zeit herausgeht oder verfliegt. Man hat nicht nöthig, das Verfahren oft zu wiederholen. Die Farbe hält sich mehrere Tage lang und man kann sich waschen wie man will, ohne sie zu verderben. Selbst diejenigen unter den Orientalinnen, die den höchsten Grad von Eitelkeit und Putzsucht zeigen, pflegen doch nicht öfter als einen Tag um den andern vor den Spiegel zu treten, und sich auf diese Weise zu Schminken oder von ihren Dienerinnen schminken zu lassen. Die Männer halten es im Morgenlande unter ihrer Würde, auf irgend eine Art an Verzierungen ihres Gesichts zu denken, man müßte denn das öftere Salben des Bartes unter diese Kategorie bringen wollen. Der Haut ist diese Einreibung des Irispulvers auf keine Weise nachtheilig *), und noch weniger der Gesundheit. Will man die genausten Beobachtungen anstellen, so wird man finden, daß selbst bei ältern Frauen, die sich dieser Schminke von früher Jugend an beständig bedienen, die Haut nicht im mindesten davon angegriffen ist, der Gebrauch des Irispulvers ihr vielmehr eine frische Farbe erhalten zu haben scheint. Auch wird es sich zeigen, daß nie üble Folgen davon zu verspüren sind, und es gar keinen Einfluß auf die Konstitution des Körpers und einzelner Theile desselben habe. Nur dasjenige Unangenehme führt diese Art von Schminke im Orient mit sich, daß sie stark nach dem Irispulver riecht allein dieser Fehler würde leicht abzuhelfen seyn, wenn bei der Verfertigung Rücksicht hierauf genommen würde. Mann könnte auch nur irgend eine wohlriechende Essenz in die Mischung bringen

z. B. etwas Bisam; alsdann würden auf diese Art geschminkte Personen einen beständigen Wohlgeruch um sich her verbreiten, ohne sich besonders parfümirt zu haben. Ueberall wird diese Schminke in den Privathäusern bereitet; ob sie auf den Bahars (Märkten) zu haben sey, kann ich nicht sagen, glaube es aber kaum, da die Verfertigung so leicht und einfach ist. Im Alterthum legten die Griechinnen außer Roth auch weiß auf. Dieß geschieht doch gegenwärtig seltener. Wollen die Morgenländerinnen die Haut weiß färben, so begnügen sie sich damit, sehr kleine weiße, einschaalige Muscheln dazu zu nehmen, die zum Geschlecht der Porzellanschnecken gehören. Diese werden sorgfältig gewaschen zu einem äußerst feinen Pulver gestoßen und dann durch hineingedrückten Zitronensaft in einen schönen weißen Teig verwandelt, wovon man denn soviel jedesmal nimmt, als einem gutdünkt.

Gegohrne Stutenmilch von neuem als Heilmittel gegen Lungensucht empfohlen.

Mitgetheilt vom Hofrath Dr. Schwabe in Weimar.

In einem ganz neuerlich zu St. Petersburg erschienenen Werke: les Tatares Nogais par le P. de Gouroff, befindet sich S. 68 folgende Bemerkung, die ich der Mühe werth halte, meinen deutschen Kollegen, denen jene interessante Schrift nicht zu Gesicht kommen sollte, öffentlich mitzutheilen. Besonders ersuche ich diejenigen Aerzte, welche in der Nähe von großen Stutereien wohnend, wohl eher Gelegenheit haben möchten, dieses Mittel anzuwenden, diesem Gegenstande einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Man findet in den Abhandlungen der naturhistorisch-medicinischen Gesellschaft zu Moscau einen Aufsatz von Christian Isaak Höberbein über die Anwendung des Koumiß oder der gegohrnen Stutenmilch, als Heilmittel. Der Verfasser wurde, nachdem er im Jahr 1772 als Wundarzt den Feldzug in der Moldau und Wallachey mit gemacht hatte, von verschiedenen bedeutenden Krankheiten befallen, welche eine Lungensucht zur Folge hatten, die von heftigem Husten, Blutspeien, hektischem Fieber, Schlaflosigkeit und andern Zufällen begleitet war, die seine nahe Auflösung befürchten ließen. In diesem Zustande der Verzweiflung überredete ihn der Befehlshaber des Regiments, worin er diente, seine Zuflucht zu einem Mittel zu nehmen, welches ihm selbst von einer Krankheit derselben Art geheilt, die allen Bemühungen der Kunst Trotz geboten hatte. Dieß war der Koumiß. Gegen das Ende des Monaths April im Jahre 1792 fing Höberbein an, sich dieses Mittels bei einer passenden Diät zu bedienen, und gegen Ende des Herbstes waren seine Kräfte so weit hergestellt, daß er seinen Geschäften wieder wie vorher obliegen konnte. Ein sehr heftiger Ausbruch von Zorn, der ein starkes Blutbrechen zur Folge hatte, endigte sein Leben den 7. December 1805. Aus seiner Abhandlung über den Koumiß will ich nur das Wissenswürdigste ausheben.

Zur Zubereitung des Koumiß kommt nichts weiter als Stutenmilch und Sauerteig. Der Sauerteig muß aus Roggenmehl bestehen, oder in Ermangelung desselben kann man sich eines andern passenden bedienen. Man gießt 16 Pfund lauwarme Stutenmilch in ein hölzernes Gefäß, den Sauerteig in etwas Leinwand gewickelt legt man hinein. Das wohl zugedeckte Gefäß setzt man in eine Wärme von 24 bis 26° Reaumur, bis die Milch einen weinigen, angenehmen und

leicht säuerlichen Geschmack bekommt. 16 bis 20 Stunden reichen dazu hin. Läßt man die Flüssigkeit in einer wärmeren Temperatur stehen, als die angezeigte, so geht sie zu schnell aus der weinigen in die saure Gährung über, und dann kann man sich ihrer nicht mehr bedienen. Ist die weinige Gährung vollendet, so nimmt man mit einem Löffel die oben schwimmenden oder auf dem Boden und am Rande des Gefäßes festsitzenden fetten und käsigen Theile ab, und seiht die Flüssigkeit sorgfältig durch. Hierauf rührt man sie langsam eine Stunde lang um, und füllt sie auf Bouteillen, die man gut verstopft an einem kühlen Orte aufbewahrt. Statt des Sauerteigs kann man sich auch der dicken Theile des Fluidums, auch der Flüssigkeit selbst bedienen, sobald sie nur erst in Gährung übergegangen ist. Wenn man die in Gährung übergegangene Milch mit den fetten und käsigen Theilen vermischt, statt sie weg zu nehmen, und das Ganze einige Stunden langsam umschüttelt, so bekömmt man ein säuerliches, sehr angenehmes Getränk, und das ist eigentlich der Koumiß der Tataren; doch können dieses nur solche Menschen vertragen, deren Verdauungswerkzeuge nicht geschwächt sind, weil es viel nahrhafter ist.

Die Stuten, von denen man die Milch nehmen will, verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Sie müssen von mittlerem Alter seyn, und dürfen von ihren Füllen nicht getrennt werden; man muß sie Tag und Nacht durch auf fetten Triften weiden lassen, und ihnen weder Heu noch Hafer geben. Die zum Gebrauch des Koumiß passendsten Monathe sind May, Junius und Julius. Wollte man sich dieses Mittels im Winter bedienen, so muß man ihnen das beste Heu, etwas Hafer, und mäßige Bewegung, die sie nicht in Schweiß bringt, geben.

Uebrigens ist es bey dem Koumiß wie bey dem Gebrauch der Mineralwasser. Trinkt man ihn, frey von allen angreifenden Geschäften, auf dem Lande, so unterstützt dieß gar sehr die Wirkung, welche man beabsichtigt.

Dankbarkeit einer Dame gegen einen Straßenräuber.

Eine Dame vom ersten Range in London kam von der Königin von England sehr gepuzt zurück. Ihre Sänfte wurde von einem Räuber angehalten, sie gab ihm ihren Geldbeutel nebst einigen kostbaren Ringen. „Sie haben einen schönen Halsschmuck, gnädige Frau," sagte dieser Mensch. Die Dame verstand vollkommen was dieß zu bedeuten hatte. Sie band den Schmuck los und überreichte ihn dem Räuber, aber sie konnte sich dennoch nicht enthalten, einige Thränen zu vergießen, welche der Aufmerksamkeit des Räubers nicht entgingen. „Sie weinen," sagte er, „allem Anscheine nach ist Ihnen dieß Kleinod sehr werth." „Ja!" erwiederte die Dame, „es ist das Geschenk einer meiner innigsten Freundinnen." „Man soll mir nicht nachsagen, daß ich einer Dame Thränen abgenöthigt habe, „erwiederte sogleich der Räuber, indem er ihr den Halsschmuck wieder zurück gab; mein Gewerbe hat mich noch nicht abgehärtet, bloß die Noth zwingt mich, meine Bedürfnisse von dem Ueberflusse reicher Personen zu befriedigen."

Mit diesen Worten empfahl er sich der Dame, welche ihm vor Freude und Erstaunen nachrief: „ich schenke Ihnen Alles, was sie mir genommen haben und wenn Sie jemals verhaftet werden sollten, so verspreche ich Ihnen meinen Beystand." Der Räuber war schon ziemlich weit weg, doch hörte er noch die letzten Worte und nahm, als er zwey Jahre darauf

in Verhaft kam, wirklich seine Zuflucht zu dieser Dame, welche Wort hielt und ihm auch bey der Königin Gnade auswirkte. Ihre Erkenntlichkeit aber beschränkte sich nicht bloß darauf, sondern sie schenkte ihm auch so viel, daß er als ein ehrlicher Mann leben konnte. Er zog darauf nach der Grafschaft Sussex und erwarb sich dort durch sein gutes Betragen die Achtung und Liebe aller seiner Mitbürger.

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahre 1621 ward ein Schmiedegesell, Henrich Volkwien enthauptet. Er hatte seinen Reisegefährten, einen Glaser, Adam Rave, in der Gegend von Scharmbeck, vom Wege abgeführt, zu Boden geworfen, ihm mit dessen Degen den Hals halb abgehauen, ihm 14 Wunden beygebracht, und ihm alles, was er bey sich gehabt, abgenommen.

Im Jahre 1624 ward Barthold Scheckel enthauptet. Er hatte eine Frau aus Diepholz an sein Pferd gebunden, sie neben sich anlaufen lassen und ihr mit Stockschlägen das Versprechen abgenöthigt, daß sie ihm innerhalb 8 Tagen 30 Rthlr. und eine halbe Tonne Bier nach Bassum bringen wolle. Auch hatte er eine unzählige Menge Hühner und zwey Pferde gestohlen.

Im Jahre 1626 wurden Henrich Stürmann und Ede Frerichs enthauptet. Jener hatte einen Soldaten aus Delmenhorst außer dem Brückenthor mit einem Messer in den Hals gestochen und ihn getödtet. Der Letztere hatte Claus Meiners des Nachts, auf der Straße durch einen Stich in den Rücken ermordet.

Im nämlichen Jahre ward Michel Waßmuth hingerichtet. Er war in der Nacht, wie rasend, in der Stadt umhergelaufen, bis er endlich beym Wegesende einen Hutfilzergesellen, Harm Lübbers, der seines Meisters achtzehn jährigen Sohn nach Hause leuchtete, antraf; ohne irgend einige Veranlassung hieb er mit dem Degen diesem in den Kopf, so, daß ihm, wie es heißt, der Wind zur Nase ausgegangen, und wie er zur Erde stürzte, hauete jener ihm die Finger aus der Hand. Auch dieser Mensch starb wenige Tage nachher.

Im Jahre 1627 ward Henrich Horstmann, ein Knabe von 19 Jahren, wegen begangener Diebstähle, vom Meister Hans, dem Scharfrichter, im Zwinger mit Ruthen wohl ausgestrichen; dann ihm der Bremer Schlüssel zierlich in den Rücken gebrannt und er hienächst der Stadt verwiesen.

Zwey Diebe Hans Jakobs und Hermann Ernst wurden im Jahre 1629 aufgehängt; der letztere aber an dem nämlichen Abend vom Galgen abgenommen und der öffentlichen Anatomie übergeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Menschen werden durch die Befriedigung ihrer Lieblingsneigungen wieder ins Leben gerufen.

Was der Mensch vorzüglich liebt, dafür behält er eine besondere Empfänglichkeit und Reizbarkeit. Wer diesen Lieblingsneigungen schmeichelt, der bewirkt dadurch oft die auffallendsten Erscheinungen. Krankheiten werden gehoben, wenn man des Kranken Lieblingsneigungen befriedigt; ja sogar Todte werden wieder aufgeweckt, wenn man etwas versucht, was ihnen im Leben das größte Vergnügen gemacht hat.

Ein Arzt konnte einst aus einem geizigen Weibe, das in Schlafsucht verfallen war, kein Zeichen von Empfindung herausbringen. Er kam daher auf den Einfall, ihr etliche große Thaler in die Hände zu drücken, sogleich griff sie zu und kam wieder zu sich.

Der Pater Victor zu Chateaudain lag gefährlich krank; man rief den Arzt Destrées, der jedoch die Krankheit weiter nicht von Bedeutung hielt. Der Pater Victor aber starb und wurde zur Schau auf dem Chore ausgesetzt. Der Arzt kam und wünschte gern, den Todten wieder ins Leben zurück zu rufen. Er sann auf mancherley Mittel; endlich kam er auf den Einfall sich der Musik zur Wiederbelebung des Kranken zu bedienen, weil er wußte, daß diese der Pater geliebt hatte. Er ließ daher die Hautboisten von dem Regimente Orleans kommen und der Todte kam unter Trompeten und Klarinettenschall wirklich wieder zum Leben.

Kampf mit einem Wolfe.

Ein bey heftiger Kälte toll gewordener Wolf war das Schrecken der Einwohner des Städtchens Wollstein in Polen, von welchem schon mehrere theils zerrissen, theils an der durch seinen Biß verursachten schrecklichsten aller Krankheiten, der Wasserscheu, gestorben waren. Ein rüstiger, vierzigjähriger Einwohner dieser Stadt, befand sich eines Tages mit zweyen seiner Söhne von 8 bis 15 Jahren und einigen andern Personen bey der Arbeit auf einem Stücke Landes, welches hinter seinem Hause gelegen, an das freie Feld gränzte. Plötzlich kam der tolle Wolf angerannt, tödtete einen Arbeiter, zerriß den achtjährigen Sohn und kam, ehe der Vater nur an Rettung denken konnte, auf ihn selbst zugesprungen; alles war das Werk eines Augenblicks. Der Mann sah keine Möglichkeit zu entfliehen, der Anblick seines zerrissenen Kindes weckte seine Rache und trieb ihn zu dem verzweifelten Entschluß, sich dem Wolfe entgegen zu werfen und wo möglich den Kampf mit ihm zu bestehen. Kaum hatte er diesen Gedanken gefaßt, als der Wolf schon mit aufgesperrtem Rachen aufgerichtet vor ihm stand. Plötzlich stieß er demselben seine rechte Faust in den offenen Schlund, packte die Zunge, griff mit der linken dem Thiere in den Nacken und erhielt sich mit einer Kraft, welche nur die Verzweiflung hervorbringen kann, trotz des Wiederstrebens und der wüthenden Bisse des Wolfes, die jedoch nicht mit voller Wirkung geschehen konnten, so lange in dieser fürchterlichen Stellung, bis ihm sein älterer Sohn mit mehreren Nachbarn zu Hülfe eilte, die das auf seinen Arm gespießte Thier erschlugen. Jede Wunde seiner Hand ward auf der Stelle ausgebrannt und so entging er den schrecklichen Folgen der erhaltenen Bisse. Noch in seinem 80sten Jahre wo er in Posen lebte, sah man an seinen Händen die auffallenden, zahlreichen Narben, wodurch dieselben verunstaltet worden waren.

Trost für den Herrn N., der von einem Landschuster ein Paar plumpe Schuhe erhielt.

(Siehe Nro. 5 und 7 d. B.)

Gott's Wunder! — schaut, wie solch ein
Mann,
Grob von Pedal, doch leis' auftreten
kann.

..m..

Logogryph.

Ich bin ein Thier, verachtet allgemein,
Doch muß mein Fleisch zur guten Kost Euch dienen,
Wenn es auch nimmer sonst geschienen,
Daß ich Euch könnte schmackhaft seyn.
Nehmt weg drey Laute mir,
Und ohne, was sich nun bereitet,
Wird Euch kein Fest behagen,
Ich bin die Panacee, die stets zum Frohsinn leitet.
Nun dürft Ihr länger nicht nach meinem Namen
fragen,
Ihr habt mich, wenn Ihr wollt, gleich auf der
Stelle hier.

№ 12.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 8. May 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Die Niederlage der spanischen Schaaren, welche die Somo Sierra vertheidigten, verbreitete unter den Einwohnern von Madrid ein panisches Schrecken. Man wollte und man konnte sich vertheidigen, allein niemand gab die Mittel dazu an. Die Junta hatte es für gerathen gehalten, nicht bis auf den letzten Augenblick zu warten, um sich in Sicherheit zu setzen. Das Volk, welches über diesen Mangel an Theilnahme von Seiten seiner Obern sehr aufgebracht war, bewaffnete sich mit allem, was ihm zur Vertheidigung dienlich schien. Die Straßen wurden verrammelt und die Häuser befestigt.

Am 1. December langte Bessieres auf den Anhöhen, welche Madrid umgeben, an der Spitze der Reiterey an und forderte den Statthalter zur Uebergabe auf. Der General Morla zeigte sich bey dieser Gelegenheit so schwach und feig, als er vor sechs Monathen in seinem Benehmen zu Cadix fest und entschlossen erschienen war. Statt seine Landsleute zur Vertheidigung aufzumuntern, brauchte er seinen ganzen Einfluß, um sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Madrid hätte sich vierzehn Tage vertheidigen können und dadurch wäre Bonaparte in eine nachtheilige Lage gerathen. Sir John Moore, der den 27. Oktober von Lissabon aufgebrochen, war den 13. November mit seinem Vortrabe zu Salamanca eingetroffen, Sir David Baird langte den 19. zu Astorga an. Trotz den Unfällen der Spanier, konnte man doch noch 20,000 unter Romana's Befehlen zusammen bringen. Sir John würde sich derselben zu verstellten Angriffen bedient haben, während er mit seiner Armee von 30,000 Mann in den ersten Tagen des Decembers Soult angegriffen hätte. Eine Menge widersprechender Nachrichten, die ihren Quellen nach einen gleichen Grad von Glaubwürdigkeit zu besitzen schienen, hielten ihn in Ungewißheit und waren die Ursache der Zögerung in seinen Bewegungen.

Den 4. December ergab sich Madrid beynahe ohne Widerstand. Bonaparte hatte bloß

40,000 Mann gegen 60,000, die sich hinter den Mauern eben so unerschrocken vertheidigten als alte Truppen. Er nahm sich gar sehr in Acht, die Stadt, vollständig zu umzingeln, weil er das Volk bis aufs Aeußerste zu treiben fürchtete, das eifersüchtig auf die Erhaltung seiner Gesetze und Religion war. Die Nacht vor der Kapitulation verließen alle Personen die Stadt, welche nicht bey den Franzosen bleiben wollten. Trotz den heftigen Vorwürfen, womit Napoleon den Statthalter Moria wegen seines Benehmens bey der Kapitulation von Baylen überhäufte, schien dieser General doch nicht darüber erschrocken zu seyn; er unterwarf sich seinem neuen Könige. Aus der Nachricht, welche er dem General Moore geben ließ, um ihn zum Beystande Madrids einzuladen, sollte man schließen, daß er mit Bonaparte in Einverständnisse war. Der englische General hatte indeß einen bestimmten Verfahrungsplan und er bekam bald Gelegenheit, sich Glück zu wünschen, daß er den Eingebungen der Hinterlist und den Rathschlägen der Unwissenheit kein Gehör gegeben hatte. Er wollte für die Befreiung der Spanier kämpfen, aber sich nicht in eine Lage versetzen, kapituliren zu müßen. Hätte er eine genaue Kenntniß von der Stellung der Franzosen gehabt, so würde er sich für stark genug gehalten haben, Soults Heerhaufen anzugreifen; er marschirte auf seinen linken Flügel, um sich Bairds Schaaren zu nähern. Am 20. vereinigte sich die Armee zu Mayorga; Soults Vortrab war zu Sahagun und sein Hauptheer zu Saldagna. Lord Paget wurde abgeschickt, um die Abtheilung aufzuheben, welche Sagahun besetzt hatte, und 600 Pferde stark war. Die Franzosen wurden nicht überfallen, sie hatten Zeit zu den Waffen zu greifen. Sie wurden mit Ungestüm angegriffen; ihr Verlust betrug ungefähr 200 Todte und Gefangene.

Den 21. December vereinigte sich das englische Heer zu Sagahun; seine Stärke betrug 25,000 Mann, unter denen 2500 Reiter waren. La Romana stand mit 20,000 Mann zu Leon, wovon 10,000 Mann gute Truppen waren, die übrigen taugten bloß zu Partheygängern, um die französischen Nachzügler zu beunruhigen. Napoleon Bonaparte befand sich noch zu Madrid.

General Moore faßte endlich den Entschluß Soult anzugreifen, dessen Heer 18,000 Mann stark war und Carrion und Saldagna besetzt hielt. Am 23. schrieb Moore an Romana, um ihm zu melden, daß er heute nach Carrion marschire, daß er morgen den 24. den Posten zu Saldagna angreifen würde und daß er um seine Unterstützung ersuche, indem er entweder gerade über Mansilla nach Saldagna marschire oder oberhalb Saldagna über den Fluß setze, um des Feindes rechte Seite zu überflügeln. Gerade in dem Augenblicke, wo die englische Armee ihre Bewegung begann, erhielt der General Moore Nachricht Soult sey verstärkt worden und ein großer Theil der Truppen, welche Madrid erobert hätten, ziehe in Eilmärschen heran, um ihn auf seinem rechten Flügel zu umgehen, sich seiner Operationslinie zu bemächtigen und ihm seine Verbindung mit Corunna abzuschneiden. Moore, welcher Bonapartes Kriegskunst kannte, sah, daß er keinen Augenblick zu verlieren habe, um der Schlinge zu entgehen, welche man ihm mit vieler Geschicklichkeit gelegt hatte. Er widerrief den Marsch auf Carrion und begann den 24. seinen Rückzug auf Benavente, um sich am rechten Ufer der Esla aufzustellen und nach den Umständen seinen Rückzug fortsetzen oder wieder angriffsweise verfahren zu können. Moore's Zweifel über die Bewegungen der Franzosen wurden bald zerstreut; er erfuhr auf einem sichern Wege, daß Napoleon den 23.

December Madrid verlassen habe und daß ihn Bessieres Reiterey und Ney's Korps vorausgegangen seyn. Den 28. verließen die Engländer Benavente, den Nachtrab ausgenommen, den Lord Paget befehligte. An dem nämlichen Tage verlegte Bonaparte sein Hauptquartier nach Valdenas und Soult stellte sich zu Manstilla auf. Den 29. zogen die Gardejäger zu Pferde durch Esla und glaubten, sie hätten es bloß mit einigen Posten aufzunehmen, die man zum Schutze der Nachzügler zurückgelassen habe. Lord Paget griff sie mit seiner ganzen Reiterey an, warf sie und zwang sie in der größten Unordnung zum Rückzuge.

Der General Lefevre Desnouettes, welcher sie befehligte wurde zum Gefangenen gemacht. Dieser Umstand machte auf die ganze französische Armee einen sehr sonderbaren Eindruck; es gab kein Regiment, das sich nicht bey der Nachricht herzlich gefreut hätte, daß die Engländer den Stolz dieser Jäger gedehmüthigt hatten, die sich seit dem Siege über die russische Kaisergarde in der Schlacht von Austerlitz für lauter Helden hielten.

Die englische Armee, welche bisher die strengste Manneszucht beobachtet hatte, überließ sich einigen Ausschweifungen gegen die Einwohner, deren Gleichgültigkeit gegen ihre Verbündeten ganz dazu geeignet war, einige Unzufriedenheit zu veranlassen. General Moore, der noch keine so große Armee, besonders auf einem Rückzuge befehligt hatte, wandte auf beinahe unvermeidliche Mißbräuche zu viel Aufmerksamkeit, deren Unterdrückung höchstens eine Sache für die Offiziere und Unteroffiziere war. Seine Tagesbefehle zur Wiederherstellung der Manneszucht sind mehr Lobreden auf sein Herz als auf seine Erfahrung. Es ist schmerzlich zu gestehen, allein diese Wahrheit ist als unbestreitbar anerkannt, daß es im Kriege mißliche Augenblicke gibt, wo ein General die Augen vor einigen Uebeln verschließen muß, um größern zu entgehen. Ist es in der That nicht unklug, die plündernden Nachzügler zu bestrafen, wenn man keine Lebensmittel austheilt? Kann man hoffen, der Soldat werde den Angriff eines wohlgenährten Feindes aufhalten, wenn er in 24 Stunden nichts gegessen hat? Dieß war die Lage der englischen Armee bey ihrem Rückzuge nach Corunna, und trotz dem Mangel, den sie litt, ließ sie doch keine Gelegenheit vorbey ihren Ruf von Gehorsam und Tapferkeit zu behaupten, sobald sie im Stande war die Fortschritte der französischen Armee aufzuhalten.

More verließ den 31 December Astorga und Napoleon verlegte am 1 Jan. 1809 sein Hauptquartier dahin. Er hielt über seine Armee Musterung, die aus den Korps von Soult, Ney, Junot und der Reiterey von Bessieres bestand. Da er überzeugt war, daß er seinen Plan, die Engländer zu umzingeln, nicht mehr ausführen könne, so gab er dem Marschall Soult den Auftrag, sie zu verfolgen und zum Einschiffen zu nöthigen. Ney erhielt Befehl bis Lugo vorzudringen, um Soult im Nothfall zu unterstützen. Als Moore am 3. Jan. Villa Franca verließ, wurde sein Nachtrab in dem nämlichen Augenblicke bei Cacabylos von Soults Vorhut angegriffen. Nach einem lebhaften Kleingewehrfeuer mußten sich die Franzosen mit Verlust zurück ziehen; General Colbert, der an der Spitze der Plänkler vorgerückt war, wurde tödlich verwundet.

Am 5. Jan. machte Moore zu Lugo Halt und erwartete den Angriff der Franzosen. Schon am 6. kam Soults Vortrab den Engländern zu Gesichte, indeß geschah aber erst am 7. ein Angriff von Seiten der Franzosen, der aber von

den Engländern tapfer abgeschlagen wurde. Am 8. standen beide Armeen in Schlachtordnung, ohne daß ein Angriff von der einen oder andern Seite erfolgte. Wären Romanas Schaaren, statt sich in den Gebirgen zu zerstreuen, fortgefahren, sich auf dem rechten Flügel der englischen Armee zu bewegen, so ist kein Zweifel, daß Moore an diesem Tage angriffsweise verfahren hätte, um Soult Ehrfurcht einzuflößen und ihn außer Stand zu setzen, die Einschiffung, die zu Corunna vor sich gehen sollte, zu stören.

In der Nacht vom 8. bis 9. verließ die englische Armee ihre Stellung bey Lugo. Den 10. machte sie bei Betanzos Halt und den 11. nahm sie ihre Stellung auf den Anhöhen vorwärts Corunna. Es fanden einige unbedeutende Gefechte mit dem Nachtrabe statt. Da es an Fortschaffungsmitteln gebrach, so verlor man einen Theil des Gepäcks und aus derselben Ursache ließ man auch einige Feldstücke stehen. Am 12. kam Soult mit dem größten Theil seiner Truppen auf den Höhen an, die denjenigen gegenüber lagen, welche die Engländer besetzt hielten. Die Zerstörung der Brücke bey Burgo hielt seine Artillerie auf, die erst am 14. wieder zu ihm stieß. Seit dem 14. waren die englischen Transportschiffe von Vigo zu Corunna eingetroffen. General Moore hatte die nöthigen Befehle ertheilt, daß die Armee vom 16. auf den 17. eingeschifft werden sollte, und war auf dem Wege, die Truppen zu mustern, als das Feuer der Vorposten und ein Bericht des Generals Hope ihm meldeten, daß er von den Feinden angegriffen würde. Soult ließ Säulen von Fußvolk unter dem Schutze mehrerer Stücke schweren Geschützes vorrücken, deren Feuer durch die Erhöhung des Bodens begünstigt wurde. Seine Angriffe waren besonders gegen den rechten Flügel der Engländer gerichtet, der eine sehr fehlerhafte Stellung hatte. Sir John Moore eilte selbst dahin und leitete die Bewegungen des 4., 42. und 52. Regiments, die sich durch ihre Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit auszeichneten. Die Franzosen wurden bey ihrem Angriffe auf das Dorf Elvina mit dem Bajonnette empfangen. Auf dem Mittelpunkte und dem linken Flügel war der Angriff nicht so lebhaft, da der Boden hier die Engländer begünstigte. Die Franzosen wurden allenthalben zurückgeschlagen und nachdem sie bis in die Nacht geplänkelt und kanonirt hatten, ohne einen Daumbreit Boden gewonnen zu haben, zogen sie sich in ihre erste Stellung zurück. Der Verlust von beiden Seiten war beynahe gleich; jede Parthey hatte ungefähr 1000 Mann, die außer Stand zu fechten waren. Allein der Verlust der Engländer war durch den Tod des Generals Moore größer; eine Kugel hatte ihm die linke Schulter in dem Augenblick zerschmettert, als er dem 42. Regimente Befehl gab, sich auf die Franzosen mit dem Bajonnette zu stürzen. Der General Baird war schwer verwundet und mußte das Schlachtfeld verlassen. General Hope übernahm nun den Oberbefehl und richtete sich nach den Anordnungen Sir John's und ließ in der Nacht die Armee einschiffen. Diese Unternehmung, die eine der schwersten in Gegenwart eines selbst an Zahl schwächern Feindes ist, wurde sehr glücklich ausgeführt, obschon das 20,000 Mann starke Korps des Marschalls Soult gegenwärtig war. Die Vorsicht oder Unthätigkeit der Franzosen kann ihren Grund bloß in dem ausgezeichneten Benehmen haben, das die Armee auf ihrem ganzen Rückzuge, besonders in dem letzten Treffen beobachtet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aemtchen bringt Käppchen.

Albrecht, erster Herzog von Preußen, aus dem Hause Brandenburg, übertrug seinem Hofnarren das Amt eines Aufsehers über die Speckkammer. Kaum war dieß geschehen, so erschien der Lustigmacher mit einer sammetnen Kappe bey Hofe, und als man ihn fragte, woher er das Geld zur Kappe genommen habe, antwortete er immer: Aemtchen bringt Käppchen. Beym Nachsehen der Speckkammer-Vorräthe fand man alles richtig; aber er selbst gestand nachher seinem Gebieter, daß mehrere von den dort hangenden Schinken nur die äußere Hülle derselben wären, indem er es gemacht habe, wie alle übrige herzogliche Beamten, die das Fett des Landes sich selbst zueigneten und ihrem Gebieter die leeren Hülsen überließen.

Die gefährliche Neugierde.

Durch eine jugendliche Unbesonnenheit hätte Berkeley, nachmals Bischof der englischen Kirche, beinahe sein Leben eingebüßt. Eines Tags sah er einer Hinrichtung zu, die einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er ganz in Gedanken vertieft nach Hause kam und sich das, was er gesehen hatte, gar nicht aus dem Sinne schlagen konnte. Er wünschte gern zu wissen, ob ein Gehängter Bewußtseyn und Schmerzen empfinde, und beschloß daher, sich selbst aufzuhängen. Seinen Kameraden bat er, ihn auf ein gewisses Zeichen, das er mit ihm verabredete, wieder herabzunehmen. Der Kamerad, welcher Contarine hieß, sollte nach ihm sogleich den Versuch machen. Berkeley wurde an der Decke aufgeknüpft und der Stuhl ward ihm unter den Füßen weggezogen. Da er aber in kurzem den Gebrauch der Sinne verlohr, so wartete sein Kamerad, wie es scheint etwas zu lange auf das verabredete Zeichen und Berkeley wäre vielleicht in einer Secunde erdrosselt gewesen; denn wie er abgenommen wurde, fiel er ohne Empfindung zu Boden. Als er wieder zu sich kam und die Augen auf seinen Ueberschlag warf, rief er aus: „Contarine! du hast mir ja den Ueberschlag ganz zerdrückt?“

Von dem, was mit ihm vorgegangen war, wußte er ganz und gar nichts; alles Bewußtseyn war sogleich mit dem Aufhängen verschwunden, und er konnte sich auch keiner Schmerzen erinnern.

Iwan der Unglückliche.

Es giebt Menschen, die das Schicksal dazu bestimmt zu haben scheint, auf dieser Erde nur Leiden kennen zu lernen; denen der Becher des Elends, wie Shakespeare einmal sagt, bis dicht an den Rand gefüllt ist, deren einziges Glück darin besteht, am Ende für ihre Leiden abgestumpft zu werden, sie darum weniger zu fühlen, und im Stumpfsinn, im — Wahnsinn zu enden.

Hat man von der räthselhaften eisernen unglücklichen Maske gehört? — Nun wohl, auch Iwan ist ein solches Schlachtopfer der Politik. Hier seine Geschichte:

Bekanntermaaßen hinterließ Peter I. nur einen männlichen Sprößling, seinen Enkel, den Sohn des unglücklichen, von ihm selbst gemordeten Alexie Petrowitsch. Er starb als dieser noch jung war, und hatte ihm nicht die Regierung zu gedacht. Peter der Große haßte die unglückliche Eudoxia und die von ihr herstammenden Kinder zu sehr, um sie auf dem Thron zu sehen. Der Sohn, den er mit Catharinen erzeugt hatte, der am 28sten Oktober 1715 geborne Peter Petrowitsch, sollte ihm folgen, und als dieser bald nach zwey Jahren wieder starb, als das Schicksal damit den Mord

des unglücklichen Sohnes der Eudoxia rächen zu wollen schien, da bemächtigte sich schwarze Melancholie seiner Seele, da war er selbst unschlüssig, wem er die Krone und damit die Ausführung seiner kaum angefangenen Pläne übergeben sollte. Katharina, die er früher so sehr liebte, wurde ihm in diesen Jahren durch einen Umgang mit Menzikow verdächtig, der ihm um so mehr erbitterte, jemehr er beyde aus nichts empor gehoben hatte, und während er ein weitläuftiges Gesetz der Succession publiciren und in diesem beweisen ließ, daß jeder Regent einen ihm beliebigen Nachfolger ernennen könne, starb er *) wahrscheinlich vergiftet durch seine Ausschweifungen, ohne daß man ihm Zeit und Gelegenheit ließ, den seinigen zu bestimmen. Ein Gewaltstreich hob, wider seinen Willen, Katharinen I. auf den Thron. Peters Enkel, auf den die Augen aller Russen gerichtet waren, ward zu ihrem Nachfolger bestimmt. Er bestieg den Thron, aber nur, um ihn fast noch geschwinder, als seine Stiefgroßmutter **) zu verlassen. Schon 1730 starb er an einem nervösen Blatternfieber, und die männliche Linie von Peters I. Nachkommen war erloschen.

Wer sollte nun den russischen Thron einnehmen?

Das geheime Conseil, welches Katharina I. errichtet hatte, in welchem die Dolgorucks und Menzikows, die Münnichs und Ostermanns so wichtige Rollen spielten, warf seine Augen auf Anna Iwanowna, Peters I. Schwester ***), und trug ihr, jedoch unter Bedingungen, die Krone an, wie sie in einem souverainen Staate unmöglich statt finden können. Anna, die Peters, ihres Bruders Verstellungskunst mit gleicher Despotie verband, nahm die Herrschaft, unterschrieb die vorgelegte Kapitulation und — zerriß sie in Gegenwart aller der Herren des Conseils, als sie sich einer Gegenparthey versichert hatte, die es mit den Dolgorucks und Galizins, den Häuptern desselben, aufnehmen konnte. Das geheime Conseil selbst ward für aufgehoben erklärt, Münnich, Peters I. Liebling, und Ostermann an die Spitze des neuen Kabinets gestellt.

Anna war noch nicht älter als 38 Jahr, aber schwächlich, und also schien es hohe Zeit, daß sie entweder sich vermählte, oder sonst Anstalten träfe, im Falle ihres Absterbens den Thronfolger zu bestimmen. Ihre ältere Schwester Katharina Iwanowna war mit dem Herzog von Mecklenburg verheirathet, und hatte eine Tochter Anna, die sie nun in besondere Affektion nahm. Sie beschloß diese Nichte zu verheirathen, und die daraus entspringenden Kinder auf den Russischen Thron zu setzen. Wer der Gemahl der Nichte würde, galt ihr ziemlich gleich. „Es falle die Heirath aus, wie sie wolle immer ist ja wenig daran gelegen, wenn ich nur Erben von meiner Nichte habe.“

„So sagte Anna, als ihr der Prinz Ulrich von Braunschweig von der einen Seite empfohlen, von der andern verleidet wurde. In der That wurde die Heirath der jungen Anna 1739 vollzogen, und schon den 12ten August betrat der Unglückliche — Iwan, die Frucht davon diese Welt.

Welche Freude herrschte in Moskau und in Petersburg, als die Kanonen dieses glückliche Ereigniß kund thaten. Die Kaiserinn war sehr kränklich, aber die Nachricht belebte sie aufs neue. Der junge Prinz war noch nicht ein Viertel Jahr alt, als bereits ein Manifest er-

*) 1725 den 28. Januar.
**) Sie starb den 6. May 1727.
***) Verwittwete Herzogin von Kurland, das dadurch mit Rußland vereint wurde.

schien, worin derselbe als ihr künftiger Thronfolger bestimmt wurde.

Ach! Anna mußte es aber lebhaft fühlen, was es heißt, so etwas zu bestimmen, und nicht die Macht zu haben, es selbst auszuführen.

„So habe ich nicht gezittert," sagte sie, als sie von der Unterschrift der Ukase aufstand, „wie ich die Kriegserklärung gegen die Pforte unterzeichnete!"

Anna's Kränklichkeit war sehr groß, kaum war nun also die Frage entschieden, wer ihr in der Regierung folgen sollte, als sich nun die zweyte, nicht weniger kritische aufdrängte, wer soll dieses Kindes in der Wiege Schützer seyn? Wer seine Stelle vertreten, so lange seine schwache Hand nur die Puppe, nicht den Zepter zu halten vermag?

„Sein Vater, seufzte Anna auf ihrem Sterbebette, ist nicht dazu geeignet, die Stütze des Kindes zu seyn, das ich ohne Hülfe lasse. Die Mutter hat Kopf — aber ihr Vater: O ich fürchte, man wird mein Andenken laut verfluchen!„

Zur Erklärung des letztern dient, daß der Gemahl ihrer Schwester, der Vater ihrer Nichte, Carl von Mecklenburg, dem Oestereichischen Hause eifrigst ergeben war, daß man unter solchen Umständen, würde Iwans Mutter die Reichsverweserin, einen unbegränzten, nachtheiligen Einfluß auf das Petersburger Kabinet fürchtete, daß man es also für unumgänglich nothwendig hielt, diesem vorzubeugen.

Annas Liebling war Biron, den sie selbst zum Herzog von Kurland erhoben hatte. Münnich, Ostermann und der Fürst Tscherkaski trugen nun darauf an, daß dieser zum Regenten, bis zum 17ten Jahre Iwans, bestimmt würde. Anna seufzte. So lieb es ihr war, daß man ihren theuersten Freund freiwillig zu einem solchen Posten Vorschub leistete, so fühlte sie nur zu gut, daß die Kabalen der Russen, der Elisabeth, Peters des Großen Tochter, auf die allen Augen sahen, dem Kinde in der Wiege, seinen Beschützern und allen Deutschen überhaupt, Leben und Freiheit zu rauben suchen würde. Als man ihr die Akte vorlegte, zitterte ihre Hand. „Ich bedaure Biron," sagte sie, „er wird unglücklich werden."

Annas Krankheit endigte den 17ten Oktober 1740 mit dem Tode. Schon am folgenden Tage wurde der kleine Iwan zum Kaiser ausgerufen. Der Herzog von Kurland trat als Regent seinen Posten an, und legte in Münnichs Hände den Eid ab. Seine erste Handlung war, Iwans Eltern ein Jahrgeld von 200,000 Rubeln anzuweisen. Wahrscheinlich wollte er sie, die allerdings sich gekränkt fühlen mußten, in etwas beschwichtigen, sich wenigstens auf dieser Seite sicher setzen, aber während er dieses hoffte, bildete sich eine Parthey, die um so gefährlicher war, da sein eigener Busenfreund an ihrer Spitze stand.

Münnich war es, der sich daran stieß, daß Biron mit der Prinzessin Elisabeth in vertrauten Verhältnissen stand. Er wußte recht gut, die diese unruhige Fürstin Annas Testament, Iwans Thron, Eltern, Freunde und also ihn selbst stürzen konnte. Die heftige Spannung, die zwischen den Eltern des jungen Kaisers und Biron statt finden mußte, die unmöglich durch ein Jahrgeld ausgeglichen werden konnte, das die Gnade eines Uebermüthigen ausgeworfen hatte, war ihm eben so bekannt.

„Ueber die Person meines Kindes soll wenigstens der Regent nicht herrschen," hatte Iwans Mutter ausgerufen, als ihr ihrer Tante Testament vorgelesen wurde. „Neben seiner Wiege soll mein Lager seyn!" Diese Spannung,

wußte Münnich, war schon zu den lebhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gekommen. „Ich bin des Kaisers Vater," hatte der Herzog Ulrich laut geäußert, „und er soll einem Günstling untergeordnet seyn, weil die Kaiserin ihn zum Herzog von Kurland gemacht hat? Ein Blutbad ist unvermeidlich!"

„Wenn man Anna's Testament nicht gelten ließe," hatte Biron erwiedert, „so würden sie und ihr Sohn dabey am meisten leiden."

Birons Parthey war nun ergriffen; Iwans Schicksal schon jetzt bedroht. Biron mußte sich selbst zu erhalten suchen oder zu den Füßen des Herzogs von Braunschweig und dessen tief beleidigter Gemahlin kriechen. Er schloß sich an Elisabeth an. Aber Münnich sah zu früh in seine Karte; wußte zu gut, was ihm bevorstand, wenn Elisabeth den jungen Kaiser stürzte, und eilte zu dessen Eltern.

Täglich fürchteten diese nach Sibirien wandern zu müssen.

„Ich will gern," sagte Iwans Mutter, „Rußland verlassen, mit meinem Gemahl und Kinde nach Deutschland fliehen. Hier ist nur Unglück und Elend für uns." „Nicht doch," tröstete Münnich. „Ich vertrete sie." Er eilte zu Biron, ihn zur Mäßigung zu bewegen. „Mischen sie sich nicht in Dinge, die sie nichts angehen," war Birons stolze Antwort.

„Das sagt man dem Besieger der Türken, dem Eroberer von Okzakow?" dachte Münnich, und er sah nun deutlich, was er schon geahnet hatte. Er hatte Biron erhoben, um Generalissimus zu werden, jetzt sollte er vielleicht in den Eisfeldern Sibiriens leben? rasch war der Entschluß gefaßt. Den 18ten October hatte Biron seine Würde angetreten, den 9ten November hatte sie schon ein Ende. An diesem Tage war es, als Münnich in das Zimmer von Iwans Mutter trat, um ihr seine Besorgnisse zu entdecken, sie aufzufordern, in seinen Plan einzugehn, Biron zu stürzen, selbst Regentinn zu werden.

„In der nächsten Nacht," sagte Münnich „ist Ihr und mein Feind gefangen; wenn Sie nur alles thun, was ich Ihnen sage, so sind Sie, statt seiner, Herrscherinn von Rußland."

(Die Fortsetzung folgt.)

Logogryph von drey Worten.

Wie die Lüfte linder säuseln,
Sich um ihre Locken kräuseln,
Athmen Liebende im Hain,
Und das Ganze sanfter rinnet
Durch den bunten Blüthenrain,
Wo ein Flügelknabe sinnet.
Auch die Echo will sich gern
Liebenden gefällig zeigen;
In den Bergen nah und fern
Störet sie des Abends Schweigen.
Was sie rief in später Stunde,
Sah sie Liebende beglückt,
Des gibt Dir das Ganze Kunde,
Nur ein Zeichen ihm entrückt.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 11.

Schwein Wein.

Theaterangelegenheit.

Der Versicherung mehrerer geschätzten Theaterinteressenten zufolge, entspricht Unterzeichneter durch den Genuß, den das Gastspiel fremder Künstler von Ruf gewährt, dem Wunsche der verehrten Theaterfreunde.

Daß die bestehenden Preise des Abonnements den mit erwähntem Gastspiele verknüpften ausserordentlichen und nicht unbedeutenden Kosten nicht genüge, bedarf wohl bey einigermaßen Unterrichteten keines erläuternden Beweises, weshalb das bey solchen Gelegenheiten eingeführte geringe Aufgeld von sechs Groten auf ein Abonnementbillet, als ein Beytrag zu diesen ausserordentlichen Kosten, in der That nicht unbillig befunden werden kann, und den verehrten Abonnenten gewiß angenehmer seyn wird, als wenn die betreffenden Vorstellungen mit aufgehobenen Abonnement gegeben würden.

Diese Erklärung gegen die hin und wieder laut gewordene Klage über das erwähnte Aufgeld.

G. Gerber.
Direktor des Stadttheaters.

№ 13.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 11. May 1817.

Iwan der Unglückliche.

(Fortsetzung.)

Ein Weib zaudert, überlegt unruhig, ängstlich, der Mann handelt. So Iwans Mutter, und Münnich. Sie konnte sich noch nicht entschließen, während der letztere bereits in Birons Pallast drang.

Allerdings kostete dieß Unternehmen Mühe, und jedem Andern wäre es unmöglich gewesen. Denn argwöhnisch, seine Feinde kennend, hatte der Regent allen Offizieren seiner Garde den strengsten Befehl gegeben, Niemanden, wenn er zur Ruhe gegangen war, einzulassen; alle Wachen hatten Befehl, jeden der sich dem Pallast näherte, anzuhalten, ja bey einigem Widerstand zu tödten. Aber in der Nacht vom 9ten November hatte das Preobaschenskische Garderegiment den Dienst. Münnich war dessen Obrister, der Liebling dieser Truppen, ihr Abgott. Um allen Verdacht zu vermeiden, hatte er des Mittags und Abends bey Biron gespeist; Abends hatte er ihn ziemlich düster und verschlossen gefunden. Er fürchtete schon darum halb verrathen zu seyn, aber noch mehr stutzte er, als der Regent auf einmal fragte:

„Haben Sie schon einmal in der Nacht etwas Wichtiges in Ihren Feldzügen unternommen?“

Münnich war Hofmann; er konnte überrascht, aber nicht durchschaut werden.

„Das ich nicht wüßte, „sagte er nach einigem Besinnen; „Mein Grundsatz ist übrigens, keine Gelegenheit vorbey zu lassen.“

Und um 11 Uhr trennten sie sich als die besten Freunde, um in einigen Stunden darauf desto freier jeder Erbitterung den Lauf zu lassen.

„Sie kommen um zwey Uhr in der Nacht zu mir,“ flüsterte er seinem Generaladjutanten Manastein zu. Er kam, und beyde fuhren in den Pallast des jungen Iwans und seiner Eltern. Ruhig schlummerte das Kind in seiner Wiege; schlaflos mit pochendem Herzen saß seine Mutter da, und lauschte auf jeden Fußtritt; um alles unbekümmert schnarchte sein indolenter Vater.

Da trat Münnich durch die ihm bekannte, offengelassene Seitenthür ein.

„Sind Sie entschlossen," fragte er leise, „wollen Sie sich an die Spitze der Garden stellen?"

Das ängstliche Weib wagte es nicht.

„So geben sie wenigstens die Befehle an ihre Offiziere!" sagte der Held. Er ließ sie durch Mannstein rufen, Iwans Mutter, an ihres Kindes Wiege, stellte den bärtigen Männern die Schmach vor, die Gefahren, in denen sie täglich schwebe, so lange Biron Herr sey. „Sie sind Männer von Ehre, retten Sie Ihren Kaiser. Sein erster Laut wird ein Wort des Dankes seyn. Der Feldmarschall, mein Freund, wird Sie führen, ich Ihre Treue belohnen." So schloß die Mutter. Alle waren bereit, sie küßten dem weinenden Weibe die Hand; Münnich umarmte sie. Ein Kommando von 40 Mann ward mit dem Unternehmen bekannt gemacht, auf Birons Pallast losmarschirt, und den Offizieren desselben die Nachricht, was geschehen solle, mit der Aufforderung mitgetheilt, nur ganz ruhig zu bleiben. Sie entsprachen ihr gar zu gern; sie boten sich selbst an, den Regenten gefangen zu nehmen.

Mannstein und 20 Mann gingen leise durch die Schildwachen nach dem Zimmer, wo er ruhig schlief, man traf ihn im Bette, von süßen Träumen neben seiner Gemahlin umgaukelt. Mannstein weckte ihn. Er sprang erschrocken auf, aber in demselben Augenblick packte ihn die Faust des Gewaltigen; er ward gefesselt, in einen Wagen geworfen, noch denselben Tag mit seiner Gemahlin nach Schlüsselburg und in wenig Tagen nach Sibirien abgeführt.

So schloß sich gleichsam der erste Akt des Trauerspiels, in dem der junge Iwan eine so leidende und doch für ihn so schreckliche Rolle spielen sollte, zu dem er stets den Namen hergab, ohne im mindesten die Fäden lenken zu können. Schon den 10. November erklärte eine, in seinem Namen aufgesetzte Ukase, daß Biron gestürzt, daß seine Mutter nun, wo nicht auf dem Throne, doch in dem Besitz der Macht desselben sey, und alle Welt kannte recht gut die Stütze davon, wußte wohl, daß die junge Nichte Anna, zwar nicht den Titel, aber doch die Macht ihrer Tante Anna Iwanowna erhalten habe.

Münnich ward mit Undank belohnt. Anna war nicht zum Herrschen geboren. Sie selbst erkannte es, und seufzte oft: „Wenn nur erst mein Sohn groß wäre, um das Scepter zu ergreifen." Ostermann, Tscherkaskt und Golofkin verdrängten Münnich immer mehr aus ihrer Gunst, die Folge davon war, daß er auf seinen Posten resignirte, daß sie, ihr Gemahl und ihr unglückliches Kind ins gräßlichste Elend gestürzt wurden. Denn daß Elisabeth, Peters des Großen Tochter, weder Anna's, ihrer Tante, Regierung, noch Birons Regentschaft, noch diese neue, ruhig mit ansehen konnte, war zwar zu erwarten gewesen, daß sie aber wirklich den Plan fassen würde, sich auf Kosten derer, die sie verdrängt hatten, zu erheben, das ahnete niemand, als Münnich, das beobachtete niemand als dieser, das erforschte Niemand, als der alte Besieger der Türken, und die Klugheit desselben — verachtet man, Elisabeths Betrugen belächelte man; mit unerhörter Sorglosigkeit ging man in die Falle ein, die dieses schöne und kluge Weib, das den Russen durch tausend Züge zu fesseln wußte, zu legen verstand.

„Wählen Sie!" sprach eines Morgens L'Estocq, der Wundarzt und vertraute Günstling Elisabeths, einer der verschmitztesten Köpfe, als er in das Zimmer der Prinzessin trat. Er hielt ihr ein Kartenblatt hin, auf dessen einer Seite sie mit einem Nonnenschleyer, auf der

andern mit einer Krone abgebildet war. Elisabeth lächelte. „Ich habe gewählt!“ sagte sie.

„Ich habe gewählt!“ sagte sie. Den 25. November 1741, also etwa ein Jahr nach Birons Sturz, in der Nacht, war der Augenblick gekommen, wo Iwans Kaiserthron unwiederbringlich verloren gehen sollte. Vergebens ahnete die Regentinn, daß Elisabeth herrschen und sie stürzen würde; sie war einmal ausgeglitscht und zu Elisabeths Füßen hingefallen. „Gebt Acht,“ hatte sie zu ihren Hofdamen gesagt, „ich werde mich noch vor dieser Prinzessinn demüthigen müssen.“ Vergebens war sie von mehreren Orten her durch anonyme Briefe vor dieser Elisabeth gewarnt worden. Die Sorglosigkeit hatte nun einmal am ganzen Hofe des jungen Kaisers so fest gewurzelt, daß man den Finger eines höhern Geschicks nicht verkennen kann.

In der Nacht des 24. Novembers zum 25. hatte der kluge L'Estocq mit seinen Spionen alles genau erforscht. Die unzähligen gewonnenen Soldaten des Preobaschenskischen Garderegiments wurden von ihm nach der Hauptwache desselben gesandt, ihre Kameraden vorzubereiten. Er selbst hatte auf alle Wachen, wohin er gekommen war, in die Trommeln einen Schnitt gemacht. Jetzt setzte er sich nun mit Elisabeth in einen Schlitten, und fuhr nach der Preobaschenskischen Wache. 200 — 300 Grenadiere empfingen hier Peters des Großen Tochter; schon war der erste Schritt also unwiderruflich gethan; ihm folge der zweyte, der Marsch nach dem Pallaste, wo Anna, mit ihrem Gemahl und dem jungen Iwan sich aufhielten. L'Estocq stellte aller Orten die nöthigen Wachen aus, und zwar ohne den geringsten Lärm, da er die alten ließ und nur jedem Mann einen von seinen Grenadieren an die Seite setzte. Die Hauptwache legte ihr sogleich den Eid ab. Drey Mann davon drangen in das Zimmer, wo Anna mit ihrem Gemahl und dem jungen Iwan schlief. Die beyden ersten wurden im tiefsten Schlafe überfallen, in Schlitten halbnackend gepackt, und nach Elisabeths Hause transportirt. Der kleine Iwan schlummerte sanft. Die alten Grenadiere wollten und sollten ihn nicht wecken. Erst nach einer Stunde wachte er auf, und nun stritten sie sich um die Ehre, den kleinen Gefangenen zu transportiren. Das arme Kind erschrack vor den bärtigen Kriegern, es weinte, verkroch sich im Bette. Seine Amme weinte mit, zitternd warf sie ihm einen Pelz um und folgte den barschen Männern zu Elisabeth. Sie war vor Freude außer sich, das große Werk war gelungen, Münnich und Ostermann und alle, die ihr im Wege waren, befanden sich bereits in ihren Händen. Jetzt brachte man nun auch den kleinen Iwan. „Komm her!“ rief sie und nahm ihn auf den Arm. Der Engel lächelte und umarmte sie, die er so gut kannte, der seine reine Seele nichts böses zutraute. Sie streichelte und liebkosete ihn. „Hurra!“ schallte es auf der noch finstern Gasse durch die Reihen der Krieger, die zusammen strömten, Peters Tochter den Eid zu schwören. Der Knabe horchte.

„Hur — ra!“ lallte er endlich freudig dem Rufe nach.

„Armer Knabe!“ seufzte Elisabeth, „du weißt nicht, daß du wider dich selbst rufst!“

In der That, so gut die Aufnahme gewesen war, die der Kleine in den ersten Augenblicken fand, so mußte er doch bald erfahren, daß Menschlichkeit und Politik zwey sehr verschiedene Punkte sind, zu denen man unmöglich auf einem Wege gelangen zu können scheint. Schon das war traurig, daß er nämlich bald aus den Armen seiner zärtlichen Mutter gerissen ward — des indolenten Vaters nicht zu gedenken. —

Man brachte drey Tage darauf die Eltern und den kleinen Iwan nach der Citadelle in Riga. Während er hier im Kerker, unbewußt, wer er war, was ihn hier fesselte, freudenlos die ersten Jahre seiner Kindheit, die schönsten des ganzen Lebens, verträumte, beschäftigte sich Elisabeth damit, sein Andenken durch jede, auch durch die lächerlichsten Mittel zu vernichten. Als seine Großtante gestorben war, hatte man eine Medaille von 29 Dukaten Werth, in Gold prägen lassen. Sie stellte Annens Bildniß auf der einen Seite, auf der andern ihre Nichte vor, wie sie der gen Himmel schwebenden Anna den jungen Iwan kniend hinreicht und ihm von ihr die Krone aufsetzen läßt. Diese Medaille wurde aufs strengste überall aufgesucht, eingezogen, eingeschmolzen, und es fragt sich, ob in allen Europäischen Münzkabinetten ein Exemplar zu finden ist. Noch nicht genug. Es sollten nicht einmal Bücher existiren, worin des armen Iwan Namen vorkam. Er sollte wenigstens darin vertilgt werden. Nach 1750 erging eine weitläuftige Ukase, worin mit ängstlicher Genauigkeit bestimmt wurde, in wiefern solche Bücher anzugeben, auszuliefern oder für frei und erlaubt zu halten wären.

Acht Jahr war nun der kleine Iwan alt. Bis dahin hatte man ihn bey seinen Eltern gelassen, die aus der Citadelle von Riga erst nach Düamünde, und dann nach Oranienbaum abgeführt worden waren. Hier erzeigte ihnen der wachthabende Offizier, Herr v. Korff, viele Wohlthaten. Er wurde deshalb verdächtig und — abgelöst. Den jungen Iwan zu unterrichten — daran dachte Niemand. Seine Mutter that dafür, so viel sie im Kerker thun konnte; aber er sollte nicht einmal diesen Unterricht, den Trost dieses Umgangs haben. Ein neuer Hofbefehl führte seine Eltern an's Eismeer, ihn ließ man nun allein in Oranienbaum. Ein Pope erbarmte sich seiner. Er beschloß, den armen Gefangenen zu retten, und flüchtete mit ihm. Schon hatte er Smolensk erreicht, aber hier ertappte man den Flüchtling und seinen Retter. Das Schicksal des letztern ist nie bekannt geworden, man kann es aber leicht ahnen. Der Prinz ward nach Schlüsselburg zurückgebracht, und nun auf's festeste verwahrt. Man steckte ihn in eine Kasemattel die kleinen Fenster des Gewölbes wurden vermauert. Kein Tageslicht, kein Sonnenblick fiel in den traurigen Kerker, kein Seigerschlag tönte in dieser Einsamkeit. Der Arme wußte nicht, was Tag, nicht, was Nacht war. Zeit und Stunde waren ihm fremde Dinge. Ein Kerzenlicht erhellte das ganze Jahr sein einsames Gewölbe. zwey mit ihm eingeschlossene Offiziere waren seine einzige Gesellschaft, und hatten den geheimen Befehl, ihn bey dem mindesten Versuche einer Befreiung, einer Empörung, die etwa statt finden könnte, zu ermorden. Und für den Unschuldigen, der keinen Menschen beleidigt, der kein Verbrechen begangen hatte, als das, geboren worden zu seyn, fühlte Elisabeth keine Regung? Dachte sie denn nicht an den Augenblick, wo er ihr noch in den Windeln ein freudiges Vivat in kindlicher Unschuld gebracht hatte? Allerdings kam einmal ein Augenblick, wo sie sich seiner erinnerte. Sie ließ ihn aus Schlüsselburg in einem verdeckten Wagen nach Petersburg kommen. Ohne daß er sie kannte, begab sie sich in des Kanzlers Woronzows Haus, um ihn zu sprechen. Aber man denke, der junge Mensch hatte nur im Gefängnisse gelebt, kein Beyspiel, als zwey betrunkene Offiziere, keinen Lehrer, als einen Kerkermeister gehabt, er konnte daher weder französisch plappern, noch einen pas gracieux machen, wie ihre geschmeidigen Günstlinge am Hof-

Bey solcher Ungelenkigkeit, bey seiner Blöde und Kränklichkeit, war er ihrer nicht werth; man brachte ihn also nach Schlüsselburg zurück.

1762 starb endlich Elisabeth. Peter III. stieg auf den Thron. Sein erstes war, dem jungen Iwan einen Besuch in seinem Kerker abzustatten. Er fertigte sich selbst einen Paß nach Schlüsselburg und den Befehl an den dortigen Commandanten aus, ihn und seine Begleiter ins Gefängniß zu ihm zu lassen. Unter den letzten befand sich auch der Generalpolizeyinspector Korff, derselbe, der der erste Wächter des Unglücklichen gewesen war. Als gewöhnliche Offiziere, ganz heimlich, reis'ten sie von Petersburg mit den Pferden eines gemeinen Iswotschniks ab. Peter ging sogleich in die Kasematte des Prinzen. Es war eine elende Festungswohnung mit Meublen von der geringsten Art, aufs Nothdürftigste versehen. Iwan putzte seinen Bart, den man ihm hatte wachsen lassen. „Wer bist Du denn?" fragte ihn Peter. Der Arme, blödsinnig durch Langeweile und Einsamkeit geworden, antwortete: er sey der Kaiser Iwan.

Peter lächelte mitleidig. „Ihr lacht;" versetzte Iwan und legte den Finger an die Nase: „ja!" habt freilich Recht dazu, denn Iwan ist todt — lange todt; sie haben ihn im tiefen Kerker sterben lassen; aber (geheimnißvoll) in mir ist sein Geist, und also ist es dasselbe, als ob ich Iwan wäre. Ich bin der Kaiser Iwan." „Wer hat Euch denn das gesagt?" fragte Peter. „Meine Eltern." War die Antwort. „Hast du die gekannt?" „Allerdings. Ach ich weiß wohl, wie ich noch mit ihnen, mit meiner Mutter zusammen war; wir wurden hart gehalten, sehr hart, es fehlte uns an allem, aber ich war doch nicht allein, und ein Mann bewachte uns, der nicht ein Wächter, der unser Freund war." Die Erinnerung preßte dem Unglücklichen Thränen aus. Dem General von Korff, der recht wohl wußte, daß ihm dieß Lob so unerkannt gezollt sey, klopfte das Herz. Peter fragte weiter. „Erinnert Ihr Euch noch des Offiziers.

„Wie sollte das der arme Iwan können? versetzte der Gefangene, er ist ja todt. Aber ich — ja ich weiß noch seinen Namen, ob ich schon auch nur ein Kind war — er hieß — er hieß Korff." Der letztere konnte kaum bleiben. Auch Peter war äußerst gerührt. Iwans Schicksal hätte können erleichtert werden. Unglücklicherweise fragte er noch: „Kennst du auch den Großfürsten?"

„O ja;" versetzte der Offenherzige. „Wenn Iwan auf den Thron kommt, läßt er ihn und die Großfürstin hinrichten. Daß verdroß Petern; er dachte nicht, daß der Unglückliche ohne Verstand sey. Er beschloß indessen, ihn in ein besseres Gefängniß bringen zu lassen. Leider sollte er bald, ehe es dazu kam, selbst Iwans Schicksal theilen, und endlich gemordet, gar die Welt verlassen. Katharina die zweyte kam auf den Thron der alten Czaare. Iwan sollte ihr noch verhaßter werden, als ihren Vorgängern. Dort war er in Vergessenheit gerathen, jetzt that man den Vorschlag, sie solle denselben heirathen. Sie, die für Schönheit und Talente des Geistes einen so empfänglichen Geist hatte, sollte sich in die Arme eines Unglücklichen werfen, der an Geist und Körper, ob schon nicht durch seine Schuld, verkrüppelt war! Indeß war der Vorschlag ernstlich gemeint, selbst die heilige Synode that ihn. Ohne Zweifel kam er aus einem Herzen, das Iwans Schicksal bejammerte und welches dadurch die Rechte beyder auf den Thron zugleich beschwichtigen wollte. Der Tod des Unglücklichen entschied die Frage.

Es war das beste Geschick, das ihn treffen konnte. Der Erzählungen von dieser Katastrophe giebt es zwey. Wir nehmen erst die ältere.

(Der Schluß folgt.)

Die Bearbeitung des Asbests oder Steinflachses.

Madame Perpenti hat Versuche mit zwey Arten von Asbest angestellt, von welchen eine aus dem Thal Malenco im ehmaligen Departement Adda, die andere aber aus Genua herrührte; die erstere Art ist immer mit Tropfstein verbunden, von dem er zu entstehen scheint. Derjenige Theil, den man nicht an den Stein befestigt findet, ist glatt und fettig anzufühlen, und von gelblich grüner Farbe. Er bildet sich in dichten Massen; er ist weich, er giebt den Hammerschlägen nach und theilt sich sehr leicht nach den Richtungen der Fasern.

Der Asbest von dem andern Orte ist viel leichter und mehr zerreiblich als die erstere, seine Fasern sind durchscheinend, sehr fein und mehr oder weniger biegsam. Den erstern kann man mit großer Leichtigkeit spinnen; aber man hat große Mühe, den andern zu spinnen, weil der, welchen sich Madame Perpenti verschaffen konnte, sehr kurze Fasern hatte.

Man kann den Asbest nicht den andern Zubereitungen, z. B. dem Waschen mit dem gewöhnlichen Wasser unterwerfen, um denselben von der Erde und andern fremdartigen Stoffen zu befreien. Wenn der Asbest der erstern Art hinlänglich getrocknet ist, so theilt man ihn in kleine Bündel; man kratz ihn, man reibt ihn ein wenig und man zieht ihn auf die entgegengesetzten Seiten, indem man ihn an beiden Enden anfaßt. So wie nun die einzelnen Theile so herausgezogen werden, so trennt sich einer von dem andern, und es entwickelt sich eine Menge kleiner Fäden von einer ausnehmenden Weisse fünf, acht, zehnmal größer als das Stück des Asbests war, von dem sie herrühren.

Diese Erzeugung der Fäden des Asbests ist eine sehr wunderbare und außerordentliche Erscheinung, die bisher von Naturforschern noch wenig bemerkt oder erwähnt ist. Diese Art Asbest erscheint in seinem Gewebe nur in dicken Fasern und durch das angezeigte Verfahren des Auseinanderziehens, erhält man von diesen Fasern sehr weiche und zarte Fäden von einer Länge, die man zu allen Sorten von Geweben brauchen kann. Diese Fäden finden sich in den dicken Fasern so zusammengewickelt, wie die seidenen Fäden an den Kokons. Um diese Erscheinung zu beobachten, ist es hinlänglich ein Stück an den beyden Enden zu fassen und den Versuch zu machen, es auszudehnen, indem man es auf die entgegengesetzte Seite zieht. Man trennt nur mit den Händen die Fäden, welche die beiden Stücke des Asbests enthalten und man tordet sie über einen Kamm in drey abgetheilten Strähnen zum Nähen. Diese Fäden, indem sie sehr lang, sehr biegsam und zart sind, lassen sich unter diesen Kamm mit großer Leichtigkeit bringen, auf eben die Art wie es mit dem Leinen und der Seide geschieht.

Der so gesponnene Asbest kann nun gebraucht werden, um daraus jede Art von Gewebe zu verfertigen.

Man kann auch das nämliche Verfahren bey den übrig gebliebenen Stücken anwenden, wenn sie von einer hinreichenden Länge sind. Den Rückstand kann man mit Kartäschen bearbeiten, die man gewöhnlich bey der Floretseide braucht und man kann ihn Spinnen.

Dieser Rückstand dient auch zur Verfertigung des Papiers, welches man auf die gewöhn-

liche Art daraus macht, indem man nun den Asbest statt der Lumpen braucht. Um dem Asbestpapier eine gewisse Festigkeit zu geben, braucht man dazu Leim oder Gummi, indem man einen oder den andern dieser Stoffe in einer hinreichenden Menge Wasser auflöst. Man taucht hierauf einen Schwamm darin ein und bestreicht damit sehr leicht die Oberfläche eines Bogens eben so, wie man das gewöhnliche Papier färbt. Wenn es getrocknet ist, läßt man es über eine Walze gehen, um alle Falten zu vertilgen.

Das so zubereitete Papier ist sehr gut zum Schreiben und zum Drucken und wenn man eine Dinte gebraucht, welche von Braunstein und geschwefelten Eisen zusammengesetzt ist, so behält die Schrift und das Papier die Schwärze der Dinte, selbst nachdem es durch das Feuer gegangen ist.

Was die andere Art Asbest betrifft, so wird sie über den Kamm bearbeitet, wie es oben beschrieben worden ist, ohne weitere Vorbereitung. Hierauf wird sie gesponnen; aber man findet hierbey Schwierigkeiten wegen der Kürze der Fäden. Es wäre zu wünschen, daß man sich die Art Asbest verschaffen könnte, welche von Herrn Hauy beschrieben worden ist, die, wie er sagt, sich in den Gebürgen von Savoyen und Corsika findet.

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahre 1625 erhielten die Herren Camerarien von dem Rathe folgende Instruktion in Betreff der von ihnen zu verfügenden Tortur.

Anfangs soll man in Gegenwart des Scharfrichters die Instrumente dem Inquisiten vor die Augen legen und dieselben mit einer Art von Wuth zu der Tortur bereiten, dann soll man beten: der allmächtige Gott, der die Gedanken des Herzens kennt und dem nichts verborgen bleiben kann, wolle zu seines Namens Ehre jetzt kund und offenbar machen, was die Wahrheit sey. Hiernächst soll man dem Inquisiten vorstellen, weil der Rath nunmehr mit Gewißheit erfahren habe, daß von ihm das Verbrechen begangen sey, so hätte derselbe wohl wünschen mögen, daß er vor dem ganzen Rath gutwillig bekannt hätte, damit er greulicher Marter überhoben gewesen wäre und man ihm, da man seine Busse und Reue verspührt, hätte Gnade widerfahren lassen können. Man soll ihn nochmals ermahnen, daß er seiner Glieder schonen, keine Veranlassung zu ungeheuer großen Schmerzen geben, die begangene That mit bußfertigen Herzen bekennen und Gott die Ehre und der Obrigkeit, Ursache geben möge, ihm gnädig zu seyn. Würde dieß nicht helfen, so soll der Scharfrichter ihm das Instrument appliciren und sich stellen, als ob er zwey und dreyerley Arten von Marter auf einmal mit ihm beginnen wolle; dabey soll man aber fortfahren, ihn zu ermahnen, die Wahrheit zu bekennen, dann sollen die Daumschrauben stark und heftig angezogen, dann soll er auf die Leiter gespannt, ihm die Brust mit Schwefel gebrannt — die spanischen Stiefel ihm angelegt und er so durch alle Grade der Tortur gemartert werden.

Im Jahre 1630 ward Joost Grothusen, welcher falsche halbe Groten und Species Thaler gemünzt hatte, enthauptet.

Im Jahre 1631 ward ein hiesiger Schiffer Gerd Rulle enthauptet. Auf Fürbitte seiner Verwandten ward er in einen Sarg gelegt und auf dem Doventhors Kirchhofe begraben. Er hatte einen Soldaten aus Kölle zu einer Fahrt

nach Holland am Bord gehabt und dessen Geld, 29 Species Thaler und 7 Gr., in Verwahrung genommen. Bey Geestendorf in der Nacht waren drey Männer an Bord gekommen — hatten den Schiffsknecht gebunden, geknebelt und geblendet. Der Schiffer Rulle hatte nicht nur kein Geschrey gemacht, sondern hatte sogar jenen Männern das Geld herausgegeben und es nachher mit ihnen getheilt. Bey seiner Hierkunft hatte er der Obrigkeit diesen Vorfall nicht angezeigt und sich geweigert, dem Soldaten dessen Sachen, die er in Güte von ihm gefordert hatte, zurückzugeben.

Beka Rüters ward auf dem Markt mit glühenden Zangen gezwickt, dann am Galgenberge enthauptet und daselbst eingescharrt. Sie hatte ein liederliches Leben geführt. Wenn sie sich schwanger gefühlt, so hatte sie durch Mittel die Frucht abzutreiben gesucht und, wie sie dennoch mit einem lebendigen Kinde niedergekommen war, so hatte sie dasselbe mit ihrer Schürze erdrosselt und einen andern dieser Mordthat beschuldigt, welcher hiedurch unschuldiger Weise in gefängliche Haft und Inquisition gebracht wurde.

Im Jahre 1632 ward Dierk Röhring, den man Tausend Teufel zu nennen pflegte, enthauptet und dessen Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Er hatte zwey Weiber gehabt, mehrere Räubereien begangen und einen kaiserlichen Soldaten meuchelmörderisch erschossen.

Lür Boskeu ward hingerichtet, weil er seinen Aeltern geflucht — mit dem Kebsweibe seines Bruders liederlich gelebt und bedeutende Diebstähle begangen hatte.

Hans Christoph von Königsmark, welcher nachhin von dem Könige in Schweden in den Grafenstand erhoben und in dem Stift Bremen zum General-Gouverneur bestellt wurde, hatte im Jahre 1632 auf der Obernstraße in Bremen den Martin Meyer meuchelmörderischer Weise ermordet, da sie — wie es heißt — zu Pferde herumgesoffen und dieser ihm keinen Bescheid hatte thun wollen. Gleich nach der That ritt er zum Osternthor hinaus und entkam. Es ward ein Blutgericht über den entleibten gehegt. In der Folge schloß der Graf von Königsmark mit dem Rathe zu Bremen den Schwedischen Vertrag ab und gern wurde sein Verlangen bewilligt, daß sein Name, als eines Verbrechers in dem schwarzen oder Maleiz Buche ausgestrichen ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Citronen lange gut zu erhalten.

Jede Citrone wird mit einem halben Bogen Löschpapier dicht umwunden, und darnach in einen Topf zwischen Salz gelegt, zugedeckt und an einem kühlen Orte verwahrt. Nach Verlauf eines Jahrs findet man die auf solche Art aufbewahrten Citronen zwar etwas kleiner, aber sonst eben so wie das Salz vollkommen gut und brauchbar.

Charade.

Wenn Trennung vom geliebten Gegenstande
Dein banges Herz in tiefe Trauer hüllt,
Dann dient die Erste Dir zum sichern Pfande,
Das Deine Brust mit süßem Trost erfüllt.
Doch willst Du es dem fremden Blick entziehn,
So laß zum letzten Sylbenpaar es fliehn.

Das Ganze birgt in seinem treuen Busen,
Was Herz und Geist betrübet und erfreut,
Es ist Geschäften, Künsten, holden Musen
Und lieber noch der Freundschaft bloß geweiht.
Ward seine Form von lieber Hand geschmückt
Hat mehr oft als der Inhalt sie entzückt!

Auflösung des Logogryphs in Nro. 12.

Bach. Ach.

№ 14.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 15. May 1817.

Iwan der Unglückliche.

(Schluß.)

Der Lieutenant Mirowitsch vom Smolenskischen Infanterieregiment, hatte vergebens die Güter seines Großonkels zurückerfleht, der ein Anhänger des Manzeppa gewesen war, und deßhalb alles verloren hatte. Er brütete Rache. Wohl wissend, daß auch kleine Lichter in Rußland Staatsreformen bewirkten, beschloß er, den gefangenen Iwan zu befreien, auf den Thron zu heben und sich dadurch groß zu machen. Ein anderer Lieutenant, Uschakow, von einem andern Regimente, sein Freund, wußte allein um seinen Plan, beyde schmoren sich vor dem Altar Treue und Verschwiegenheit. Uschakow reiste und ertrank, als er nach Smolensk über einen Fluß setzte. Er zog nun zwey andere in sein Geheimniß. Als die Reihe an ihn kam, die Wache in Schlüsselburg mit einem Theil seines Regiments zu verstärken, ließ er sich Iwans Gefängniß zeigen. Die Kaiserin war verreist. Er setzte in ihrem Namen einen falschen Befehl auf, um die Soldaten irre zu führen, und da er nun wieder das Kommando erhielt, entdeckte er sich noch drey Korporalen, und überredete sie, den Plan mit auszuführen. Die Nacht vom 4ten zum 5ten Julius 1764 war dazu bestimmt. Um 2 Uhr nach Mitternacht ward das ganze Kommando von ihm geweckt, in Ordnung gestellt, und demselben befohlen, scharf zu laden. Der Kommandant Beredinkof hörte den Lärm, sprang aus dem Bette und stellte Mirowitsch zur Rede.

Ein Schlag mit der Flintenkolbe war die Antwort. Der Arme stürzte zu Boden; Mirowitsch ließ ihn bewachen, und kommandirte seinen Trupp, die Soldaten anzugreifen, welche vor Iwans Kerker die Wache hatten. Schon bis jetzt waren seine Leute, die außer den Korporalen nichts wußten, unschlüssig und zweifelhaft gewesen, sie wurden es aber noch mehr, als sie sich jetzt von dem Iwanschen Kommando mit Flintenschüssen empfangen sahen. Sie prallten zurück. Jetzt zog Mirowitsch seinen für diesen Fall erdichteten Befehl aus dem Busen, versprach und drohete, und machte den Armen tausend Dinge weiß, die nur ein armer unwis-

sender Russe glaublich finden konnte. So brachte er es endlich dahin, daß sie eine Kanone von der Bastion holten, und damit Iwans Kerker zu sprengen Miene machten. Der Arme ahnete nicht, was man für ihn thun wollte. Die Offiziere, die in seinem Kerker Wache hielten, und von dem Lärm und dem Aufstand ernsthafte Folgen und Iwans Freiheit fürchteten, erinnerten sich ihres geheimen Befehls, näherten sich Iwan, der ruhig auf seinem ärmlichen Lager schlief, und ermordeten ihn mit mehreren Stichen, die erst das Bein und den Arm, dann Brust und Herz trafen. Kaum war sein Jammergeschrey verhallt, sein letzter Seufzer ausgeathmet, so öffneten sie selbst die Thür des Kerkers, die Mirowitsch vergeblich zu sprengen gesucht hatte. Er drang ein — sah das blutige Opfer und — bejammerte sein Schicksal. Man fürchtete die Wuth desselben, fürchtete für sein Leben und für das eigne, aber gutwillig gab er seinen Degen ab.

So erzählt die ältere, auf die nachherigen, vom Hofe offiziell mitgetheilten Anzeigen, gegründete Nachricht. Wenigstens ließ Katharina eine weitläuftige Ukase ergehn. Mirowitsch fiel auf dem Schafott als Opfer seines tollen Planes; die Soldaten, die ihm beygestanden hatten, mußten 10 bis 12 mal durch 1000 Mann Gassen laufen, und wurden dann nach Sibirien abgeführt, obschon die Armen nichts, als in der Dummheit Gehorsam geleistet hatten, und von den Gesetzen, die ihnen in solchen verdächtigen Fällen den Gehorsam verboten, nichts wissen konnten. Die Korporale wurden geknutet. — Anders dagegen erscheint der Tollkopf Mirowitsch nach den neuesten Mittheilungen, die man vor einigen Jahren erhielt. Ihnen zufolge war er das Opfer der feinsten Hofkabale. Man sagte ihm, er würde der Kaiserin einen ungemein großen Dienst erzeigen, wenn er einen solchen Scheinversuch begönne. Zwar würde die Folge davon seyn, daß man ihm den Proceß machte, aber er hätte nicht allein im entscheidenden Augenblick Pardon, wie sich schon so verstände, sondern auch die Güter seines Großonkels zurück zu erwarten. Der Unglückliche sah nicht, daß er die Katze seyn sollte, mit deren Pfoten man die Kastanien aus dem Feuer ziehn wollte. Er ging ganz treuherzig darauf ein, freute sich, daß alles so gut ging, gab gelassen seinen Degen hin, lachte laut auf, als man ihm das Todesurtheil publicirte, lachte, als man ihn auf den Richtplatz brachte, lachte, als der Scharfrichter sein Schwerdt entblößte, lachte noch, als der Rothrock schon den Hieb zu führen bereit stand. So gewiß war der arme Getäuschte durch List und Ueberredungen in den Plan eines Schurken eingegangen, oder der Kaiserin ohne Zweifel, ohne ihren ausdrücklichen Befehl, aber doch zufolge eines hingeworfenen Wunsches, damit einen Dienst leisten wollte. Allerdings mußte Mirowitsch, schon des Scheines wegen, der Gerechtigkeit als Opfer fallen. Das Volk nahm an dem Schicksal des unglücklichen Iwans einen Antheil, wie man nie geahndet hatte. Man brachte den Leichnam in einem schlechten Sarg, in demselben Schlafpelze, in welchem er bey der Ermordung geschlafen hatte, in die Schloßkirche. Da drängten sich Tausende, ihre Thränen auf den Sarg fallen zu lassen. Die Straße von Petersburg war mit Menschen bedeckt, die alle die Kaiserin in Verdacht hatten, daß sein Mord veranstaltet gewesen sey. Unter der Petersburger Garde selbst zeigte sich eine Gährung, die gefährliche Folgen zu haben schien, und die Maaßregel nöthig machte, öffentlich den Feldregimentern Pulver und Bley auszutheilen.

Iwans Leiden waren geendet. Der Un-

schuldige, der kein Kind gekränkt hatte, war gerade 24 Jahr, weniger fünf Wochen alt, als er ermordet wurde. Zwey und zwanzig Theile dieser Lebenszeit hatte er im Kerker zugebracht, ohne je die Sonne, und ohne andere Menschen, als seinen Wärter und seine Wächter zu sehn.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Während sich die südlichen und nördlichen Provinzen Spaniens mit mehr Muth als Einheit im Zusammenhange für die Vertheidigung ihrer Freiheit schlugen, übertraf sie Katalonien durch den Eifer seiner Bewohner, die überdieß mehr Uebereinstimmung in ihren Versammlungen und mehr Kraft bey ihren Angriffen zeigten. Vom Anfange des Feldzugs war der General Duhesme eng in Barcelona eingeschlossen. Den 6. Nov. (1808) ließ der General St. Cyr die Festung Rosas umzingeln. Die Besatzung machte mehrere Ausfälle und schlug sich anfänglich mit Glück; allein von der Uebermacht überwältigt, mußte sie in der Festung bleiben und dieser Art von Krieg entsagen, welche die Kräfte der Besatzung schwächte und ihr doch von keinem Nutzen war. In der Nacht vom 17. zum 18. November wurden die Laufgraben geöffnet. Den 23. wurde die Bresche in dem Schloß Trinidad für groß genug gehalten. Den 24. griff der General Alvarez an der Spitze von 6000 Katalonien den Posten der Division Souham an und erhielt anfänglich einige Vortheile. Der General St. Cyr verstärkte diese Division und die Katalonier mußten wieder über den Fluvia gehen, nachdem sie den Sieg hartnäckig streitig gemacht hatten. Den 28. forderte man den Statthalter von Rosas zur Uebergabe dieses Platzes auf; er fand nicht für gut, darauf zu antworten. Lord Cochrane hatte sich mit Abtheilungen von den englischen Schiffen, die auf der Rhede lagen, in diese Festung geworfen, um so lange als möglich Spanien einen durch seine Lage so wichtigen Platz zu erhalten. Die Stadt wurde mit Sturm erobert und die Besatzung zog sich in die Citadelle zurück. Als alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren, kapitulirte diese Feste den 6. December acht Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Nachdem Lord Cochrane alle zur Zerstörung der Vorräthe der Feste Trinidad nöthigen Maßregeln genommen hatte, stieß er mit seinen Abtheilungen wieder zur Flotte. Sobald St. Cyr Meister von Rosas war, schlug er mit seiner Armee den Weg nach Barcelona ein. Die Katalonier, welche diese Stadt eingeschlossen hatten, zerstreuten sich beym Anrücken einer so ansehnlichen Macht und die Verbindung des 7. Korps mit dem General Duhesme wurde wieder hergestellt. Diese Vereinigung wurde den 17. Dec. nach einigem Widerstande von Seiten des Generals Reding bewirkt, der die Einschließung befehligte. Dieser General sammelte seine Truppen in dem verschanzten Lager bey Lobregat, südlich von Barcelona wieder. Hier wurde er von St. Cyr angegriffen und mußte das Lager mit Hinterlassung seines schweren Geschützes räumen. Im ganzen Laufe dieses Feldzuges benahm sich Reding mit vieler Geschicklichkeit; er hatte es mit einem der besten Heerführer Napoleons zu thun, der an der Spitze von 25000 Mann in mehreren Feldzügen geübter Truppen stand, da er nur 15000 Mann Neulinge anführte.

Die Siege in Katalonien machten Bonaparte große Freude, weil er den Muth und die Freiheitsliebe der hochherzigen Einwohner kannte und auf kein so schnelles Glück gerechnet hatte. Zugleich erhielt er Nachricht, daß Victor den

*

13. Januar 1809 die Trümmer der Armee von Castanos angegriffen und geschlagen habe, die Venezas in der Gegend von Cuenca wieder gesammelt hatte. Soult meldete ihm, daß er nach der Schlacht am 16. Jan. Corunna eingenommen und daß ihm den 24. die Land- und Seebehörden des Hafens von Ferrol den Wunsch bezeugt hätten, sich dem König Joseph zu unterwerfen. Den 27. besetzten die Franzosen diesen Platz. Die letzten Depeschen fanden Napoleon nicht mehr in Spanien. Er hatte erfahren, daß Oestreich große Rüstungen mache, um den Krieg in Spanien zu benutzen, um durch Siege die schmähligen Niederlagen bey Ulm und Austerlitz wieder gut zu machen. Die Besetzung von Madrid, die Zerstreuung der spanischen Armeen, die Abfahrt der englischen Expedition, die Einnahme von Rosas, die Versorgung Barcelonas mit Lebensmitteln und viele einzelne Siege brachten Bonaparte auf den Gedanken daß die Milde in kurzem das vollenden werde, was seine Legionen so schnell und so glücklich begonnen hatten. Valencia, Andalusien ihm nach seiner Meinung keinen Widerstand leisten dürften, sondern um ihres eigenen Bestens willen, zur Begründung des neuen Herrscherstammes beytragen. Er glaubte sich die Spanier unterworfen zu haben, weil er sie überwunden hatte. Es blieb ihm bloß noch Saragossa zu erobern übrig. Er übertrug diese Unternehmung dem General Lannes, Herzog von Montebello, welcher Mortier und Junot unter seinen Befehlen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Kartoffeln.

Nach Dunal (Solanorum generumque affinium synopsis, auctore M. F. Dunal Monspelii 1816. 8.) wäre Lecluse der erste europäische Botaniker, welcher der Kartoffeln Erwähnung thut. Er erhielt im Jahre 1588 diese Pflanze in zwey Exemplaren von Philipp von Sivry, Herrn zu Valheim, beschrieb dieselbe und gab in seinem großen, im Jahre 1591 erschienenen Werke eine Abbildung davon. Er erzählt, jenes Gewächs sey, wegen der Leichtigkeit, womit es sich fortpflanzt, in einigen Gärten Deutschlands bald ziemlich gemein geworden, noch weit häufiger aber werde es in einigen Gegenden Italiens gepflanzt, wo man sich desselben als eines Nahrungsmittels, nicht bloß für die Menschen, sondern auch für die Hausthiere bediene. Eine andere, zum Theil, nach Lecluse abgefaßte, Beschreibung und Abbildung der Kartoffelpflanze gab im Jahre 1592 Caspar Bauhin in seinem Prodromus heraus, und ungeachtet dieser bey den aus Lecluse angeführten Stellen seinen Gewährsmann angibt, so haben doch die meisten spätern Schriftsteller behauptet, es sey Bauhin gewesen, der die Leute zuerst mit jenem interessanten Erzeugnisse des Pflanzenreichs bekannt gemacht. Uebrigens stimmen die meisten Schriftsteller, welche von den Kartoffeln gesprochen haben, darin mit einander überein, daß dieselben durch Walther Raleigh aus Virginien nach Europa seyen eingeführt worden. Es ist bekannt, daß dieser berühmte Seefahrer im Jahre 1588 unter Elisabeths Regierung unter Segel ging, um Entdeckungen an der östlichen Küste von Nordamerika zu machen. Er ankerte in der Bay von Ronnoque und gab dem ganzen Lande, dessen England sich zu bemächtigen im Sinne hatte, den Namen Virginien; späterhin aber ward mit diesem Namen nur eine einzelne Provinz der vereinigten Staaten bezeichnet, und die Bay von Roenoque macht gegenwärtig einen Theil von Carolina aus. Wenn demnach die ersten Kartoffeln durch Raleigh nach Europa gebracht worden sind, so wäre Carolina und nicht Virginien das Land, woher die Europäer solche

erhalten haben. Wahrscheinlicher aber ist es, daß ehr Raleigh die Kartoffeln aus Carolina nach Europa gebracht, dieselben bereits durch die Spanier aus Peru eingeführt gewesen und in einigen Theilen von Spanien und Italien gebauet worden seyen; daneben dürfte England, wo sie zuerst im Großen gepflanzt wurden, das Land seyn, aus dem sie sich hauptsächtlich nach dem übrigen Europa verbreitet haben. Was die Einführung der Kartoffeln bey einzeln Nationen betrifft, so hatte dieselbe, und zwar wie es scheint, meist nach dem Grade der Unwissenheit und der durch diese erzeugten und ihrer Dauer nach verlängerten Vorurtheile jener Völker hier einen schnellern, dort einen langsamern Fortgang. In den Jahren 1714 und 1724 verbreiteten sich die Kartoffeln in der Pfalz, dem Elsasse und Schwaben, im Jahre 1767 in Toskana, vor 1730 im Kanton Bern u. s. w. Zu sehr ungleichen Epochen nahm ihr Anbau in verschiedenen Provinzen von Frankreich überhand. So war sie z. B. schon vor gar langer Zeit in Lothringen und dem Lionnais sehr allgemein, während daß man sie in den Cevennen, wo sie gegenwärtig doch ein Hauptnahrungsmittel des Volks ausmachen, erst seit etwa vierzig Jahren kennt.

Guilford und Mathilde.

In dem Oesterreichischen Erbfolgekriege, der nach Ableben Kaisers Karl VI. entstand, ereignete sich ein rührendes Beyspiel von zärtlicher, bis in den Tod getreuer, Gattenliebe — folgendes ist es:

Ein englischer Edelmann, Namens Guilford, hatte sich kurz vorher, ehe er als Hauptmann zur Armee nach den Niederlanden ging, mit Miß Mathilde Douglas, die er schon lange zärtlich geliebt hatte, vermählt. Die junge Gattin, durch die Liebe zur Heldinn gemacht, achtete alle Gefahren und selbst den Tod für gering, in Vergleichung mit der Trennung von ihrem Geliebten. Ungeachtet des Raths und der Bitten ihrer Freunde und ihres Gemahls, bestand sie fest und bestimmt darauf, mit ihm in den Krieg zu ziehen und jedes Schicksal, welches es auch sey, mit ihm zu theilen. Guilford! sprach sie, wenn du verwundet werden solltest, so werde ich deine Genesung bewirken helfen, und durch treue Wartung, wozu Fremde durch kein Geld erkauft werden können, deine Schmerzen stillen und deine Wunden mit Balsam der Liebe beträufeln. Geriethest du in Gefangenschaft, so wird es mir hoffentlich erlaubt seyn, dich zu begleiten, und deinen einsamen Kerker durch meine Gegenwart zu erheitern. Oder solltest du an schweren Wunden — was auszusprechen die Zunge mir den Dienst versagt — so wird es besser seyn für mich, es zur Stunde und mit Gewißheit zu erfahren, als wenn ich weit entfernt von dir, zwischen Angst und Hoffnung, durch zweifelhafte und widersprechende Nachrichten gepeinigt würde; und wenn ich es endlich erführe, mir Vorwürfe machen müßte, daß meine Gegenwart und Sorgfalt dein Leben hätte retten können.

Durch solche Beredsamkeit überwunden, willigte Guilford ein, und reiste mit ihr zur Armee, wo sie einige Tage zuvor, ehe der Herzog von Cumberland die französischen Verschanzungen bey Fontenoi bestürmen ließ, in dessen Hauptquartier angekommen war.

Abends vor dem Angriffe begab sich Mathilde in ein Dorf, das ungefähr in Büchsenschuß Weite von den feindlichen Linien entfernt lag, zu ihrem Gatten, der hier auf den linken Flügel postirt war. Mit dem frühesten Morgen begann der Angriff. Der Abschied, den die beiden Liebenden nahmen war kurz und sprachlos. Ma-

thilde gab ihm das Geleit bis vor das Dorf, und sah dem geliebten Gatten so lange nach, bis sie ihn nicht mehr von den Uebrigen unterscheiden konnte. Sobald das Feuer anfing, kehrte sie zitternd und blaß zurück, setzte sich bald nieder, bald stieg sie auf den Söller des Hauses, wo freyere Aussicht einen Theil der Wahlstatt zeigte, und erwartete in einem Kampfe von Unruhe, Angst und Hoffnung den Ausgang des Treffens.

Nicht lange so kamen Flüchtige zurück, von denen sie hörte, daß das Blutbad schrecklich sey, und man englischer Seits keine Hoffnug zum Siege habe. Dessen ungeachtet verzweifelte sie noch nicht, sondern hoffte, daß der Hauptmann einer von den Wenigen seyn könnte, die glücklich zurückkämen.

Aber gleich nach entschiedener Niederlage wurde ihre Hoffnung zernichtet, da sie die niederschmetternde Nachricht erhielt, daß er in dem ersten Feuer gefallen und unter der Menge Leichen zurückgelassen sey. Die Anwesenden hatten Mühe, sie zurück zu halten, daß sie nicht im ersten Sturme der Verzweiflung zum Schlachtfelde lief, auf welchem der siegende Feind noch stand. Aber nach einer Stunde setzte sich die englische Armee, deren Sturm der Feind abgeschlagen zu haben sich begnügte, wieder in ihre vorige Stellung, und die beyden Heere schlossen einen Vertrag, daß jeder Theil seine Todten begraben dürfe. Jetzt war Mathilde nicht mehr aufzuhalten, sie befahl einem Bedienten, sie zu begleiten; sie eilte aufs Schlachtfeld, um die Ueberreste ihres Geliebten aufzusuchen, damit sie ihm die letzte Ehre erweisen könne, und die Thränen ehelicher Zärtlichkeit ihm in die Gruft nachweinen möge. Sie wandelte selbst, einer Leiche ähnlich, zwischen den Todten umher, blickte jedes verzerrte oder verstümmelte Gesicht an, und forschte auf der ganzen blutigen Schaubühne, ob irgend ein Gesichtszug oder andere Kennzeichen ihr den geliebten Leichnam entdecken würden, auch diesen letzten Trost glaubte sie aufgeben zu müssen, und eben wollte sie diesen gräßlichen Schauplatz verlassen, als das Bellen ihres kleinen Hundes sie zurück hielt, und ihr einen Wink gab, den sie verstand. Sie flog im Nu an diesen Ort; der Bediente schob einige Leichname weg, und — sie fand endlich einen Körper in Officier-Uniform, aber von Wunden so verunstaltet und besudelt, daß seine Gesichtszüge ganz unkenntlich waren. — Neues Leiden, neue Angst, die ihr diese Ungewißheit schuf! — Aber auf einmal entdeckte sie an seiner Hand die Ueberreste einer Manschette, welche sie selbst gestickt hatte! — Dieser Ablick, diese plötzliche Gewißheit überwältigte sie, ihr Geist war dieser Erschütterung nicht gewachsen, sie sank ohnmächtig auf den geliebten Leichnam nieder. Durch ihres Bedienten Beyhülfe bekam sie zwar ihre Empfindung, aber nicht den Verstand wieder. Zuckungen und Wahnwitz überfielen sie jählings, und wenige Stunden, nachdem man sie in das Dorf gebracht hatte — verschied auch sie.

Die umsonst ausgezogenen Zähne.

Ein Bauer kam zu einen Feldscherer, um sich einen Zahn ausziehen zu lassen. Dies geschah durch den Lehrling, der aber drey Zähne für Einen auszog. Als der Bauer schrie und klagte, versetzte der Lehrling: still! still! daß es mein Herr nicht hört, und für alle drey Bezahlung verlangt!

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Hayn Mitternacht ward enthauptet, weil er ohne einigen Wortwechsel den Johann Punsack mit dem Brodmesser erstochen hatte.

Im Jahre 1633 hatte Maria Cordes die Baronesse von Knyphausen mittelst eines in die Suppe geworfenen Pulvers vergiften wollen; inzwischen ward die letztre genesen. Die Cordes hatte, nach ihrem Bekenntnisse, mächtige Erscheinungen des Satans gehabt, welcher in der Gestalt des Barons ihr gerathen habe, die Baronesse aus dem Wege zu schaffen; dann wolle er sich nie wieder verheirathen, sondern sie stets bey sich behalten. Dieß habe sie zu dem Entschlusse bewogen, die Baronesse zu vergiften. Sie ward verurtheilt, daß sie nach empfangenen Staupenschlage, der Stadt verwiesen werden solle. Allein sie entkam aus dem Gefängniß.

Ein Sergeant Joost Tinnemann, welcher im Duell einen Trommelschläger erstochen hatte, wurde relegirt. Er war von dem letzteren, einem streitsüchtigen Menschen herausgefordert und hatte diesen vergebens gebeten, sich mit ihm zu versöhnen. Der Trommelschläger hatte sich selbst den Degen in den Leib gerennt.

Im Jahre 1639 ward Götke Meyer, welcher sich wegen eines ihm angeschuldigten Mordes, einigermaaßen, gereinigt hatte, zwar mit der ordentlichen Strafe des Mordes verschont, wegen des begangenen groben Excesses jedoch zu einer Geldbuße von 200 Rthlr., die für eine fromme Stiftung bestimmt wurde, verurtheilt.

Lür Murken aus Lilienthal war arm und blind. Er mußte betteln. Seine Frau führte ihn durchs Oldenburgische bis an die Holländische Gränze — dort ermüdete sie und weigerte sich, ihn weiter zu begleiten. Der arme blinde Mann wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sich entschloß, eine zweyte Frau zu nehmen. Wegen dieser Bigamie ward er verurtheilt, daß er in dem Gefängnisse sollte mit Ruthen ausgestrichen und dann der Stadt und des Gebietes auf ewige Tage verwiesen werden. Auf Fürbitte seiner Verwandten ward dieß Urtheil indessen dahin gemildert, daß ihm der Scharfrichter das bloße Richtschwerdt und die Ruthe vorlegte und er dann auf dem Schwerdt die Stadt und deren Gebiet zu ewigen Tagen verschwören mußte.

Borchert Buschmann ward wegen eines begangenen Ehebruchs der Stadt verwiesen. Seine Frau Ahlke hatte ihn acht Wochen nach der Hochzeit verlassen und die sämmtlichen Kleider und Linnenzeuge seiner verstorbenen ersten Frau mitgenommen. Er verfolgte sie bis Vegesack; von dort war sie aber bereits zu Schiffe weiter geflüchtet. Wie Jener nun erfuhr, daß sie seines Bruders Kühe ausgemolken habe, daß ihr, wie sie auf dieser That betroffen worden, die Haarflechten abgeschnitten waren und sie aus Rache seines Bruders Haus angezündet habe, daß sie dieserwegen zu Ovelgönne am Pranger mit Ruthen ausgestrichen und die Flechten daran festgenagelt seyen, so hatte er nach Verlauf von zwey Jahren, vorzüglich, weil er die beyden Kinder aus seiner ersten Ehe nicht durchzubringen vermochte, der Hibbel Plumps so zugesetzt, daß er ein Kind mit ihr erzeuget, und zwar unter dem Versprechen, daß er sie ehelichen wolle, sobald er erfahren würde, daß seine Ahlke todt sey.

Johann Talla, ein Knochenhauer, welcher auf dem Hasteder Deiche einen Soldaten, dem er begegnete, freventlicherweise, mit einem Pistol erschossen hatte, ward ausser dem Ansgarithore, bey der Kaufmannsmühle auf dem Berge enthauptet.

Die Drantmannsche ward von dem Herrn

Camerar befragt; wie sie das Nachweisen der Diebe mache? Sie stecke, sagte sie, einen Erbschlüssel ins Evangelium Johannis und lege die Bibel auf zwey Finger, Sie nenne dann die verdächtigen Personen, unter denen diejenige die schuldige sey, bey deren Namen das Buch auf den Fingern herumlaufe und der Schlüssel herausfalle.

Ein Kavalier aus Pommern, Matthias Kopauni, war in Böhmen, bey der Kaiserlichen Armee, wegen gewisser angeschuldigter Verbrechen gefänglich eingezogen und torquirt worden, da er aber nichts bekannt hatte, wieder frey gegeben. Er suchte nun Rache gegen den Obersten Erasmus Plate, den Urheber seiner erlittenen Schmach. Er verfolgte ihn überall, bis er ihn endlich in Bremen antraf. Er forderte ihn zum Duell heraus, wie der Oberst solchen aber ausschlug, so rannte Kapauni ihm, bey Tage, auf dem Markt, mit einem Pistol auf den Leib und schoß auf ihn, verfehlte ihn jedoch und entkam. Der Oberst erkaufte nun drey Soldaten, welche ihn meuchelmörderischerweise umbringen sollten. Wie Kapauni hiernächst einst aus der Katharinen Straße auf dem lieben Frauen Kirchhof kam und in die Kirche gehen wollte, ward er von den drey Soldaten überfallen und mit einem Knüttel auf den Kopf geschlagen. Er flüchtete in das an der Ecke belegene Haus der Frau Zepper — die Soldaten verfolgten ihn und schlugen ihn so, daß sie ihn für todt hielten. Die Thäter wurden gefänglich eingezogen und auf ihre Aussage, daß sie von dem Obersten Plate zu der That gedungen seyen, ward der Marktvogt zu diesem gesandt. Wie der Oberst die Beschuldigung nicht leugnen konnte, ward er Anfangs in seiner Herberge durch Soldaten bewacht, demnächst aber auf den Zwinger gesetzt. Inzwischen ward der verwundete Kapauni wieder hergestellt und nun gedieh diese Sache zwischen ihm und dem Obersten zu einem ordentlichen Proceß, worin der Syndicus Johann Wachmann und der Camerarius Hermann Meyer zu Commissarien ernannt wurden. Von der Entscheidung dieses Processes findet sich keine Nachricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Als einst ihre Rosenfinger
An dem ersten ämsig nähten,
Und ich durfte näher treten
Und die lieben kleinen Dinger
Küssen, ob die Nadel mich,
Auch belehrte durch den Stich,
Daß ich all zu heiß geküsset,
Ach! wie waren da die letzten
Rein der Zustand meiner Seele!
Nicht verlangt, daß ichs erzähle,
Wie die Stunden mich ergötzten,
Nur wer sie durchlebt kann's wissen.

Warum hab' ich da nicht ganz
Ihre schöne Hand genommen?
Und geweiht den Myrthenkranz
Durch das heil'ge Band der Frommen?
Ach! das Ganze trat verderblich
In mein zagendes Gemüth,
Ich bedachte nicht, daß sterblich
Uns der Lenz nur Einmal blüht,
Und weil in des Ganzen Sinne
Ich gehandelt wie ein Thor,
Ist vorbey nun Kuß und Minne.
Drum wer wünscht, daß er gewinne,
Eile kühn und kräftig vor.

Auflösung der Charade in Nro. 13:

Briefstasche.

Bekanntmachung.

Wer den ersten Jahrgang des Bürgerfreundes rein und sauber an die Expedition desselben abliefert, erhält den zweyten dafür unentgeldlich

№ 15.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 18. May 1817.

Die Schwestern von St. Janvier.*)

Herr und Frau von St. Janvier, Amerikaner von Geburt, besaßen ein beträchtliches Vermögen auf St. Domingo. Sie hatten zwey Töchter, von denen die eine im Jahr 1793, die andre im Jahr 1797 geboren war. Jene war acht, diese vier Jahr alt, als eine Geschäftsreise ihre Eltern nach Frankreich rief. Achtzehn Monate hielt die Familie sich in diesem Lande auf, und kehrte dann wieder nach St. Domingo zurück. Drey Tage nach ihrer Ankunft zu Cap Français ward die Insel von den Franzosen unter dem General Rochambeau eingenommen. Während des kurzen Aufenthalts der französischen Truppen zu Cap Français blieb Herr von St. Janvier mit seiner Familie in sein Haus eingeschlossen, und leistete den Negern indeß so viele Dienste, als ihm, ohne sich gegen die französische Armee zu kompromittiren, möglich war. Nicht lange, so gewannen die Schwarzen wieder die Oberhand. Alsobald ließ Dessalines von dem Hafen St. Mar, eine halbe Meile von Cap Français, an Herrn St. Janvier und mehrere andere Weiße einen Befehl ergehen, vor ihm zu erscheinen, damit er ihrer Besitzungen halber mit ihnen unterhandeln könne. So wenig Gutes sich von diesem Befehle erwarten ließ, so schickte man sich gleichwohl zur Abreise an. Noch am Abend vorher ward Herr von St. Janvier aus seinem Hause herunter gerufen, unter dem Vorwande, daß man ihn zu sprechen verlange. Er erschien, und erblickte in seinem Hofe einen Haufen schwarzer Soldaten, die mehrere andre Weiße bereits gefesselt hatten, und nun auch ihn arretirten und ins Gefängniß führten. Hier

*) Diese eben so unglaublich scheinende, als wahre Rettungsgeschichte der zwey einzigen Weißen, weiblichen Geschlechts, die den Blutbädern von St Domingo entgangen sind, ist nach der eigenen Erzählung der Schwestern von St Janvier, von einer Freundinn, Mlle. von P.... abgefaßt, welche sich seit der am 7. May 1810 erfolgten Rückkehr der erstern nach Paris, auf dem Schlosse Courbeton, bey Montereau in Champagne, wo dieselben jetzt ein glückliches, mit den ausgestandenen Drangsalen äußerst kontrastirendes Leben führen, eine Zeitlang bey ihnen und ihrem Vormunde und Oheim, Herrn von St. Aulaire, aufgehalten hat.

erhielt er täglich Besuch von Gattin und Kindern; bald aber wurden die Gefangenen alle des Nachts nach St. Mar gebracht, von wo aus Herr St. Janvier wieder alle Tage an seine Familie schrieb, die nichts anders erwartete, als daß er, sobald seine Unterhandlungen mit dem Haupte der Schwarzen beendigt seyn würden, wieder in ihren Schooß zurückkehren werde. Allein auf einmal blieben die Briefe aus, der Gattin fing an bange zu werden, und mit jedem Tage stieg ihre Unruhe höher, bis ihr zuletzt, nach Verfluß eines Monaths, ein Neger, Jean Baptist, des Herrn von St. Janvier vormaliger Kutscher, die Nachricht brachte, daß ihr Gatte mit den übrigen Weißen ermordet sey, und daß er selbst ihm den tödlichen Streich beygebracht habe. Er hat mir setzte das Ungeheuer zu seinem Berichte hinzu, noch befohlen, Euch und seine Kinder zu grüßen, und zu sehen, ob die kleine Marie Louise Augustine ihm immer noch gleich sehe. Bey den schrecklichsten Vorwürfen, womit die verzweifelnde Gattin den Schwarzen überhäufte, blieb dieser ungerührt. „Ja, ich," sagte er wiederholt, . . „ich habe ihn ermordet."

Gerade zu der Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß die vierte Division der schwarzen Armee, die grausamste von Allen, anrücken und einige Tage zu Cap Frangais kaserniren werde. Nun wohnte in dem Hause der Frau von St. Janvier, wo diese das Erdgeschoß bezogen hatte, im ersten Stocke noch eine andere weiße Dame, Madame Georges, mit drey Töchtern von 16 — 18 Jahren. Um weniger allein zu seyn und sich etwa im Nothfall Hülfe leisten zu können, zogen beyde Damen zusammen. Die vierte Division rückte ein, und wurde in der Stadt kasernirt. Die erste Nacht über verhielten sich die Soldaten ganz ruhig, und man hatte sogar öffentlich bekannt machen lassen; die Truppen wären bloß, um sich einzuschiffen, nach Cap Frangais gekommen, keineswegs aber um die Weißen auszuplündern oder zu ermorden. Auch am folgenden Tage blieb Alles ruhig; in der Nacht aber ertönten mit einem Male alle Straßen von dem Jammer-Geschrey der Unglücklichen, die man ermordete. Frau Georges und Frau von St. Janvier konnten, ungesehen, durch ein Fensterchen von diesem schrecklichen Schauspiel Zeugen seyn.

Im Dienste der Madame von St. Janvier befanden sich zwey Marien, beyde Negerinnen; die eine, eine Tochter des oben erwähnten Jean Baptist, war sehr gutmüthig und von äußerster Anhänglichkeit an ihre Gebieterin; die andere, welche Frau von St. Janvier aus Mitleid in ihre Dienste genommen hatte, ganz das Gegentheil von jener, verbarg unter einem sehr sanften Aeußern eine barbarische Gemüthsart. Die erstere, voll Unruhe über das ihrer Gebieterin drohende Unglück, rieth den beyden Familien, sich auf einen Kornboden oben im Hause zu retten, der, da er mit einer Fallthür verschlossen und nur vermittelst einer Leiter zu ersteigen war, einen sichern Zufluchtsort gegen alle Nachstellungen zu gewähren schien. An diesen Ort begaben sich die Mütter und Töchter, und nahmen, um im Rettungsfalle nicht ganz ohne Hülfe zu seyn, etwas Geld und Kostbarkeiten mit sich. Drey Tage blieben sie hier. Die treue Marie brachte ihnen des Nachts zu essen. Schon hieß es, die Neger morden ausschließlich nur das männliche Geschlecht, und die Damen schickten sich an, aus ihrem Zufluchtsorte hervorzugehen, als Marie mit der Schreckensbotschaft herbeyeilte, daß nun auch Befehl zu der Ermordung der Weißen weiblichen Geschlechts ertheilt sey. Wirklich drangen noch am nämlichen Abend die von der Vierten (so hießen sie ausschließlich) in das Haus ein,

plünderten dasselbe, und fragten nach den Familien Georges und St. Janvier, die Alles, was vorging hörten, ohne sich regen zu dürfen. Marie gab zur Antwort, es sey schon Alles umgebracht. Sie beschwor ihre Aeußerung, und wiederholte den Schwur unter den schrecklichsten Drohungen und gezückten Säbeln ihres Vaters und anderer Mörder, so daß die Soldaten, erstaunt über den Heldenmuth des Mädchens, sich begnügten, selbst das ganze Haus zu durchsuchen, und sodann wieder abzogen.

Unglücklicher Weise hatte die andere Marie ihre Gebieterin auf den Boden steigen sehen, und verrieth, in dem Augenblicke, als den Versteckten wieder ein Hoffnungsschimmer zu leuchten schien, das Geheimniß an die Schwarzen. Ein Neger erschien jetzt unter den Verzweifelnden, bat sie jedoch ganz höflich, herunter zu kommen, indem, wie er sagte, das Morden ein Ende habe, und der General ihnen, um der Geschicklichkeit willen, womit sie sich den Verfolgungen zu entziehen gewußt, das Leben schenken wolle. Etwas beruhigt durch diese Aeußerungen, stiegen sie herab; aber größer als je ward ihre Bestürzung, als sie das Haus mit Soldaten angefüllt antrafen, die von allen Seiten, als eben so viele Henkersknechte auf sie eindrangen. Jetzt trennte man sie, und führte sie auf eine, zum Niedermetzeln der Schlachtopfer bestimmte Promenade, la Fossette genannt. Es war schon dunkle Nacht und alle Einwohner zu Bette. Nun erhob der schändliche Jean Baptist seine Stimme, und rief, es sey besser, die Gefangenen am folgenden Morgen und bey Tageshelle zu ermorden, damit ihnen auch die Schande zu Theil würde, von Jedermann gesehen zu werden. Mit Enthusiasmus wurde dieser Vorschlag angenommen, und dem zufolge die Gefangenen in den Vorhof eines großen und prächtigen Hauses auf dem Hauptplatze der Stadt hineingeführt, wo sie bis zum folgenden Morgen um acht Uhr verblieben, und sodann an den Ort ihrer Hinrichtung abgeführt werden sollten.

Bald nach ihrer Ankunft erschien ein Anführer der Schwarzen, Diakue genannt, ein Mann von sehr gutem Herzen, und vormals ein guter Bekannter des Herrn von St. Janvier, der gern alles mögliche gethan hätte, um wenigstens die Familie dieses Letztern zu retten. Er lud deswegen Wittwe und Töchter zu sich zum Nachtessen ein. Da aber Frau von St. Janvier sich von ihrer Freundin und deren Töchtern durchaus nicht trennen, und ihre eigenen Kinder eben so wenig ihre Mutter im Stiche lassen und allein mit Diakue gehen wollten, dieser aber, ohne Verdacht zu erwecken, seine Einladung nicht auf beyde Familien zusammen ausdehnen konnte, so ward die ganze Schreckensnacht an dem erwähnten Orte zugebracht, und am folgenden Morgen holte man die Schlachtopfer alle, sieben an der Zahl, ab.

Jedes Quartier hatte seinen eigenen General, der die Weißen zum Tode führen und bei der Hinrichtung präsidiren mußte. Diesmal traf es grade den Diakue. Es war üblich, den Schlachtopfern die von Dessalines gefällten Urtheile vorzulesen. Der Anfang wurde mit Madame Georges gemacht. Ihr Urtheil lautete dahin, daß sie bey den Füßen aufgehängt, ihre drey Töchter aber niedergesäbelt werden sollten. Sobald das Strafurtheil an den drey Unglücklichen vollzogen war, so gerieth Diakue, welcher der Frau von St. Janvier und ihren Töchtern ihre Sentenz vorlesen sollte, über die darin bestimmte Todesart in einen solchen Zorn, daß er daß Papier, ohne das Urtheil bekannt zu machen, in Stücke riß, und auf die Frage, was denn für eine Todesart über sie verhängt sey,

keine Antwort gab. Als aber Madame von St. Janvier merkte, daß Diakue, bei allem seinen guten Willen, sie nicht vom Tode würde retten können, so warf sie sich ihm zu Füßen, und bat ihn, da sie doch einmal als eine Weiße sterben müsse, wenigstens ihre Kinder zu retten. Im gleichen Augenblicke hieb ein Schwarzer ihr den Kopf ab. Nun aber stellte sich Diakue, als ob er die Ehre, die zwey letzten Weißen auf Cap Francais zu morden, sich selbst aufbehalten wollte, sagte seinen Soldaten, nachdem sie die Freude gehabt, eine große Anzahl weißer Weiber nieder zusäbeln, so sey es billig, daß sie ihrem General seinen Theil auch lassen; riß dann die beiden Kinder mit einem Anstriche von Grausamkeit mit sich fort, und schrie noch im Weggehen, die wolle er sterben machen, daß sie gewiß nicht wieder lebendig werden. Die Neger, nicht zweifelnd an dem baldigen Tode der Schlachtopfer, waren zufrieden und ließen sie gehen.

Indessen führte der edle Diakue die Mädchen heim in sein Haus, und vertraute dieselben der Pflege seiner ebenfalls sehr gutmüthigen Frau, Judith, an. Diese verbarg sie unter ein Bett, brachte ihnen zu essen, bewies ihnen alle mögliche Sorgfalt, und war dabey immer auf ihrer Hut. Erst nach Verfluß von 14 Tagen, während welcher sie sich kaum hatten rühren dürfen, ward ihnen gestattet, ihre Fußdecke zu lüften, und bey wohl verschlossenen Thüren auf einige Augenblicke aus ihrem Schlupfwinkel hervorzugehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungewöhnliche Gegenwart des Geistes.

Der Mensch vermag Gewaltiges, wenn er den Muth nicht verliert, und die Gegenwart des Geistes retter ihn und Andere aus Gefahren, die alle Augenblicke mit dem Tode drohen. Wir wollen hier ein ganz neues Beyspiel anführen, um zu zeigen, was Entschlossenheit und Geistesgegenwart ausrichten können.

Auf unserer Fahrt von Lissabon nach Virginien in Nordamerika, erzählt der Verfasser, auf dem Schiffe Sally und Kitty Kapitain C. hatten wir beständig schlechtes Wetter. Eines Abends ungefähr um 7 Uhr befand ich mich am Steuerruder und hörte eine Stimme, welche offenbar aus dem Meere kam und mich bey Namen nannte. Voll Erstaunen lief ich auf die Seite des Schiffs und sah Richard Pallant, einen Jungen, im Wasser hinter dem Schiffe. Ich rief sogleich alles herbey und ob der Kapitain schon ein Mann von erprobter Entschlossenheit war, so verlor er doch die Besonnenheit bey dem Anblicke der Gefahr, welche der Knabe lief, den ihm seine Freunde, die Leute von Vermögen zu Ipswich sind, anvertraut hatten. Er lief hin und her und wußte nicht was er thun sollte und schrie, der Knabe sey verloren, da sich das Schiff schnell entferne und das Meer voller Wogen sey. Diese gingen hoch, daß man kein Bot auszusetzen wagte. Da man keine Maaßregeln zur Rettung des Knabens traf, da er schon jetzt nicht hundert Yards vom Schiffe entfernt war, so erwähnte ich der Möglichkeit, zu ihm hinzuschwimmen und zwar mit dem Ende der Lothlinie, welche ihn und den Mann ziehen sollte, der zu ihm hinschwämme.

Der Kapitain, welcher über einen Vorschlag erstaunte, den er für zu gefährlich hielt, als daß man ihn wagen könnte, fluchte auf mich und rief aus: „wer sollte so toll seyn, dahin zu schwimmen?“ Ueber diese Aeußerung aufgebracht und begierig den Knaben zu retten, bot ich mich selbst an, dahin zu schwimmen und ließ mich sogleich am Steuerruder durch einen

Amerikaner ablösen, der ohne Vergleich der beste Schwimmer am Bord. Es war keine Zeit zum Ueberlegen, ich zog mich sogleich aus, band mir die Leine um den Leib und sprang auf der Seite des Schiffs in die See. Die Leine war neu und unbiegsam, so daß sie nicht fest an den Körper anschloß; ich schwamm daher durch, faßte sie aber wieder, als sie über meine Beine wegfuhr und steckte den Kopf und einen Arm durch die Schlinge.

Ehe ich noch eben weit geschwommen war, wurde ich plötzlich von der Leine an Bord angehalten und rückwärts unter das Wasser gezogen; ich kam bald wieder zu mir und suchte weiter zu kommen. Während der Zeit suchte man am Bord vergebens die Leine loszuwickeln und da dieß nicht gehen wollte, so zerschnitt man sie und rief mir zu ich sollte sogleich umkehren; allein vor dem Getöse der Wogen verstand ich nicht, was man wollte und glaubte, man muntere mich auf; ich schwamm daher weiter.

Als ich in die Nähe der Stelle kam, wo meiner Vermuthung nach der Knabe war, sah ich mich um und erschrack, als er untergetaucht war, allein als ich auf die nächste Welle stieg, erblickte ich ihn in der Tiefe, schoß an der abschüssigen Seite hinab, rief ihm zu und fand, daß er noch lebe, aber im Hinabsinken begriffen sey. Ich gab ihm die Hand, bat ihn recht sehr, sich nicht an meinen Leibe anzuklammern und schrie denen an Bord zu, die Leine anzuziehen, da ich nicht wußte, daß sie abgeschnitten war. Als ich mich umkehrte und nach dem Schiffe hinblickte, sank mir der Muth, als ich es schon in weiter Entfernung sah; da das Schiff schnell auf der See hinsegelte, während ich langsam einen andern Weg einschlug, so war es schon eine Viertelmeile von mir weg. Nunmehr sah ich ein, daß die Leine nicht so weit reichen könne. Alle Schrecken meiner Lage fielen auf einmal über mich her und ich hielt meinen Tod für unvermeidlich, ob ich schon noch immer muthig für mein Leben kämpfte. Während ich vorwärts schwamm, und das Seil im Wasser schief gehalten wurde, fühlte ich nicht die Hälfte seiner Schwere, aber es war mir ausserordentlich lästig, wenn ich, von der Last des Knabens zu Boden gedrückt, beynahe still hielt. Ueber die Wellen, welche mir entgegen kamen, stieg ich leicht weg; jetzt rollten sie hinter uns her, brachen sich hoch über unseren Köpfen und begruben uns unter sich mit unwiderstehlicher Gewalt. Ich suchte mich nunmehro von der Leine loszumachen, allein da die Schlinge über meine Schultern ging und ich in der einen Hand den Knaben hielt, so war dieß unmöglich. Als man die Leine zerschnitten hatte, suchte man so schnell als möglich ein Bot auszusetzen, ob dieß schon der Kapitain zu thun anfänglich Bedenken getragen hatte. Ich wandte mich jetzt nach dem Schiffe hin und sah, daß man das Bot herabließ. Endlich fuhr es ab und ich hatte den Trost, es um den Schiffsbauch herumkommen zu sehen.

Die Höhe der See wurde für so ausserordentlich gefährlich gehalten, daß von der ganzen englischen Schiffsmannschaft sich nur drey ins Bot wagten; in der Bestürzung hatten sie nur drey Ruder und zu diesen nur drey Pflöcke mitgenommen. Unter diesen mißlichen Umständen fuhren sie nur sehr langsam auf der See hin, welche Wellen trieb, die so hoch als Berge waren und schwebten immer in Gefahr, von denselben verschlungen zu werden.

Von dem Anblicke der Anstrengungen zu unserer Rettung aufgemuntert, bot ich alle meine Kräfte auf, mich über dem Wasser zu erhalten bis man heran komme, aber da brach

sich das Meer tiefer als gewöhnlich unter uns. Ich suchte mich schnell wieder empor zu heben und zog meine Hand von dem Knaben los, der sich schnell um meine Lenden schlang. Ich bemühte mich, mich frei zu machen, aber vergebens; aus Furcht vor dem Tode hatte er sich so fest an mich angeklammert, daß ich ihn nicht losbringen konnte. In diesem fürchterlichen Augenblicke fiel mit unbeschreiblicher Schnelligkeit ein Lichtstrahl in meine Seele; die Ewigkeit mit allen ihren Freuden und Leiden schwebte vor meiner Einbildungskraft, als ich am Rande des Verderbens war.

Da ich fand, daß meine Anstrengungen vergebens waren, so hatte ich glücklicher Weise so viel Gegenwart des Geistes, selbst unterzutauchen. Mein Untertauchen hatte den gehefften Erfolg. Als der Knabe fand, daß ich untersank, ließ er mich fahren und erhob sich auf die Oberfläche. Als ich frei war, fuhr ich sogleich wieder herauf und schöpfte Athem. Hätten wir noch einen Augenblick gewartet, so wäre es um unser Leben geschehn gewesen. Noch voller Bestürzung über diese gefährliche Rettung, fing ich an, allein nach dem Bote hinzuschwimmen, das jetzt noch 200 Yards von uns entfernt war, als der Knabe, welcher sich verlassen sah, jämmerlich schrie und mich um Gottes Willen bat, ihn nicht zu verlassen. Meine eigene Rettung, die mir unmöglich schien, wenn ich zurückkehrte, machte mich einen Augenblick zweifelhaft und dieser Augenblick war fürchterlich; allem Anscheine nach war gar keine Wahl zwischen dem Tode und dem Leben. Indessen behielt das Mitleid die Oberhand; von dem unvermeidlichen Untergange des Knabens gerührt, kehrte ich zurück, gab ihm meine Hand und strengte alle meine Kräfte an, um uns beyde flott zu erhalten, bis das Bot herankomme, denn jetzt waren wir gänzlich erschöpft und erhoben uns nur noch manchmal, um Athem zu holen.

Großer Gott! wie langsam schien sich das Bot zu nähern und wie unbegreiflich lang kam mir die Zeit von Mühseligkeiten und Schrecken vor, welche wir mit so ängstlichen Erwartungen zubrachten. Jede Welle brach sich jetzt über uns und wir kämpften nur noch mit der äußersten Anstrengung mit unserm Schicksale, bis das Bot näher kam, wo sich eine berghohe Welle mit fürchterlicher Wuth über uns wegwälzte. Unsere Anstrengung, wieder empor zu kommen, trennte unsere Hände, und ich fühlte mich wieder stärker als je von meinem Gefährten umklammert. Ich nahm meine Zuflucht nochmals zum Untertauchen, aber dießmal konnte ich mich nicht so schnell losmachen. Er hielt sich fest, bis ich nicht mehr im Stande war, Athem zu holen, worauf ich mich tief ins Wasser stürzte. Ich fühlte große Schmerzen und es schien, als wenn meine Eingeweide bersten wollten; jetzt verließ er mich und wir hoben uns beyde wieder in die Höhe, allein meine Sinne schwanden, der Himmel tanzte vor meinen Augen und ich war in Gefahr, unterzusinken, als, Gott sey Dank! das Bot herankam, und einer der Seeleute mich anfaßte, gerade als ich auf immer die Augen schließen wollte. Ein Andrer packte den Knaben, der während des langen Kampfs weit weniger gelitten hatte als ich und wir wurden beyde ins Bot gezogen, wo wir ohnmächtig und erschöpft unten auf dem Boden lagen.

Unsere braven Retter boten alle ihre Kräfte und Geschicklichkeit auf, das Schiff wieder zu erreichen; dieß kostete jedoch viel Mühe; denn dasselbe wurde mit solcher Heftigkeit hin und hergeschleudert, daß ein einziger Stoß an dasselbe das Bot in tausend Stücke zersplittert haben würde. Die Matrosen stiegen jedoch hinaus

und sprangen an Bord; allein da wir kaum stehen konnten, so liefen wir Gefahr, zwischen dem Bote und dem Schiffe zerschmettert zu werden, wenn wir es versucht hätten. Wir mußten daher im Bote liegen bleiben und warten, bis irgend ein Zufall uns günstiger sey. Endlich zogen uns die Seeleute an Bord und wir wurden von ihnen mit Entzücken aufgenommen, sie hatten nie geglaubt, uns wieder zu sehen.

Ich nahm jetzt die Leine vom Halse und als ich sie maß, fand ich, daß ich, so lange ich auf der See gewesen war, beständig eine Last von 70 Ellen zu tragen gehabt hatte; sie war ungefähr einen halben englischen Zoll stark. Ich hatte die ganze Nacht sehr viel von dem Seewasser zu leiden, das ich eingeschluckt hatte und bemerkte mit dem größten Erstaunen, als ich in meine Hangmatte kam, daß ich wegen der Unruhe meines Bluts nicht einschlafen konnte, so sehr ich auch ermüdet war. Vier Stunden lang konnte ich kein Auge zuthun. Endlich wurde ich wieder gesund, so wie auch der Knabe, der sich höchlich freute, aus so großen Gefahren gerettet worden zu seyn.

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Im Jahre 1641 hatten Hans und Siegmund Löser ohne Erlaubniß des Präsidenten, eine 20 jährige Jungfer aus Amsterdam, welche nach einer dabey verkauften Abbildung, einen Schweinskopf mit auf die Welt gebracht hatte, öffentlich am Markt und auf den Gassen ausgerufen und vorgegeben, daß diese Holländische Jungfer ein Vermögen von zwey Tonnen Goldes besitze, welches der zur Mitgabe erhalten solle, der sie heirathen wolle. Diesen Betrügern wurde die Abbildung vor die Brust geheftet, ihnen von Meister Hans, dem Scharfrichter, der Staupbesen vorgezeigt und sie wurden dann der Stadt verwiesen.

Im Jahre 1643 ereignete sich ein Streit zwischen Vater und Sohn, welcher die Ermordung des letztern nach sich zog. Johann Huntemann, der Vater, ein Müller im Amte Blumenthal wollte Fische kaufen, welche sein Sohn Harm zu haben begehrte. Wie jener solches Begehren abschlug, lief der Sohn mit einem bloßen Messer auf den Vater zu; dieser zog nun auch sein Messer und wich jenem Trittweise aus indem er warnte: Er sollte von ihm bleiben, sonst würde es nicht gut gehen. Da der Sohn demungeachtet fortwährend auf ihn eindrang und sogar ihm mit einem Stein ein Loch in den Kopf warf, so versetzte ihm der Vater einen Stich in den Leib. Der Sohn starb an der Wunde. Der Vater wurde zwar von der ordentlichen Strafe des Kindermordes freygesprochen, jedoch, wegen des dabey begangenen groben Excesses an den Pranger gestellt, mit Ruthen gehauen und der Stadt verwiesen.

Anna Falkenburg, ein 17 jähriges Mädchen, wie sie hörte, daß eine 95 jährige Frau Gesche Elmers, welche in einem Keller wohnte, viel Geld habe, begab sich von Borgfeld, wo sie wohnte, zu dieser alten Frau, schmeichelte sich bey ihr ein und schlug sie, wie sie ihr des Abends am 17. Dec. 1662 die Strümpfe ausziehen wollte, mit einem Beil dreymal auf den Kopf, so, daß die Alte todt zur Erde fiel. Sie nahm dann das vorhandene Geld, welches in der Summe von 52 Rt. 15 gr. bestand, nebst 2 silbernen Löffeln mit sich fort. Anfangs blieb die Thäterin unentdeckt. — Ueber dem Körper

der Entleibten ward ein Blutgericht gehalten. Erst im folgenden Jahre zog jenes Mädchen durch das Verwechseln des Geldes Verdacht auf sich und, wie solcher bey der Untersuchung ihrer Laden gegründet befunden wurde, so ward sie gefänglich eingezogen. Sie bekannte sogleich die That und ward zum Rade verurtheilt: Indessen wurde in Hinsicht ihrer Jugend, die Strafe dahin gemildert, daß sie zuerst mit dem Schwerdte enthauptet, sodann gerädert — der Kopf auf einen Pfahl gesteckt und der Körper auf das Rad geflochten werden sollte. Am 21. Januar 1563 ward diese Strafe zu Walle auf dem Stakenberg vollzogen. Der standhafte und unerschrockne Muth, den das junge Mädchen bewies, erregte allgemeine Bewunderung.

Im Jahre 1664 verwundete Christoph Pape, ein Mauermann ausser dem Osterthore, seine Frau, mit der er 26 Jahre in einer vergnügten Ehe gelebt hatte, weil sie sich geweigert hatte, ein halb Stübchen Bier für ihn zu holen, mit einem Brodmesser tödlich am Arm und warf sie dann in einen Brunnen, worin sie starb. Der Thäter ward auf dem Markt, auf beyden Armen mit glühenden Zangen gezwickt, demnächst zu Walle enthauptet und der Körper auf das Rad geflochten.

Im Jahre 1668 machte ein Kaufmannsdiener Joost Henrich von Busch, eine Handlungsreise, während seiner Abwesenheit nahm ein Student, dessen zurückgelassene Flinte mit nach Verden und ließ sie, wie er zurückkehrte, in Schwachhausen stehen. Die Magd des von Busch holte die Flinte von dort nach der Stadt und stellte sie zwischen zwey Schränke im Hause. Wie von Busch nach seiner Zurückkunft, von neuem eine Reise machen und die Flinte mit nehmen wollte, so wischte er den Staub von dem Hahn. Unerwartet schlug dieser ab, das Gewehr ging los und die Kugel flog der nahe dabey stehenden Wumeke Hollmanns durch den Kopf, so, daß sie todt zu Boden sank. Von Busch hatte nie einen Streit mit ihr gehabt, sie hatte noch kurz zuvor eine Schale mit warmen Bier für ihn bereitet, auch war es ihm nicht bekannt, daß die Flintt geladen sey, in dem jener Student sie geladen hatte. Von der ordentlichen Strafe des Mordes ward er zwar frei gesprochen; jedoch, wegen seiner Unvorsichtigkeit, zur Bezahlung von 100 Rthlr., die für eine fromme Stiftung bestimmt wurden, verurtheilt.

Hans Fleischhauer ward im Jahre 1669 während vier Stunden ans Halseisen gestellt und demnächst verwiesen. Er hatte für eine abgebrannte Kirche gebettelt, die gar nicht vorhanden war, seine falschen Briefe wurden am Pranger aufgehängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nro. 14:

Saumselig.

Bekanntmachung.

Wer den ersten Jahrgang des Bürgerfreundes rein und sauber an die Expedition desselben abliefert, erhält den zweyten dafür unentgeldlich.

Allgemeiner Wunsch.

(Eingesand.)

Möge doch die unsinnige Mode der seit kurzem hier sichtbar gewordenen großen Stroh-Damen-Hüthe welche sich für Schönheiten durchaus nicht eignen, recht bald durch eine zweckmäßigere Kopfbekleidung verdrängt werden.

№ 16.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 22. May 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Zweyte Belagerung von Saragossa.

Palafoxens heldenmüthige Vertheidigung von Saragossa bey der ersten Belagerung setzte die Offiziere und die Truppen, welche man gegen diese Stadt schickte, im voraus in Schrecken. Sobald Castanos zu Tudela geschlagen war, bekam Moncey Befehl, Saragossa anzugreifen. Die Besatzung nebst den Landleuten, die sich aus allen Theilen von Arragonien hineingeworfen hatten, belief sich beynahe auf 50,000 Streiter. Der französische General, der wußte, mit welchen Leuten er es zuthun haben werde, nahm anfänglich seine Zuflucht zu Versöhnungsmitteln. Die Festung wurde nicht völlig eingeschlossen, damit die Truppen und die Einwohner Nachrichten über die Ereignisse erhalten könnten, welche ihnen einen friedlichen Entschluß einzuflößen geeignet wären. Die Verheerung ganz Spaniens hätte nicht den großherzigen Entschluß so vieler braven Männer zu erschüttern vermocht, sich nur erst dann zu ergeben, wenn sie alle Hülfsmittel erschöpft hätten.

Am 20. December 1808 griff General Suchet die Anhöhen von St. Lambert auf dem rechten Ufer des Ebro an, während der General Gazan die Anhöhen von Gregorio auf dem linken wegnahm. Die Belagerten hatten daselbst Verschanzungen angelegt, um einige Tage lang den Angriff auf den innern Wall der Festung aufzuhalten. Alle diese Posten wurden mit der größten Tapferkeit vertheidigt; die Kanoniere ließen sich bey ihren Stücken niederhauen und die Truppen sich fast sämmtlich morden, nachdem sie ihr Leben den Stürmenden theuer verkauft hatten. An Moncey's Stelle, der im Belagerungskriege wenig geübt war, bekam Jünot, der als kühner General und verwegner Grenadier bekannt war, den Oberbefehl vor Saragossa. Jünot stand Palafox an Talenten nach, allein Napoleon hatte dafür gesorgt, daß die Belagerungsarmee vortreffliche Ingenieurs und Artilleristen habe.

Jünot wollte seine Ankunft durch eine glänzende That auszeichnen: er ließ das Kloster des h. Josephs angreifen und es gelang ihm, sich desselben nach einem sehr blutigen Gefechte zu bemächtigen. Die Besatzung that indeß mehrere Ausfälle, die beynahe alle gelangen. Kaum hatten die Franzosen ein Werk angelegt, so zerstörte es Palafox. Er zog die Aufmerksamkeit der Belagerer durch geschickt entworfene falsche Angriffe auf andere Punkte, um die Ausführung desjenigen zu erleichtern, den er beabsichtigte. Seine Erfahrungen und sein Ueberblick vereitelten oft die geschickten Plane der Generale Dedon und Lacoste, von denen der eine die Artillerie der andere das Ingenieurkorps befehligte.

Die Langsamkeit der Belagerung und der Wunsch, sie bald geendigt zu sehen, veranlaßten Napoleon Lannes dabey anzustellen, der mit der seltensten Unerschrockenheit viel gesunden Verstand und viel Kaltblütigkeit verband. Jünot, der sich gern die Gunst des Kaisers erwerben wollte, hatte schon viele Leute verloren, weil er gegen alle Regeln die oft zwecklosen und immer sehr mörderischen Angriffe mit stürmender Hand vervielfältigte. Er fuhr fort unter Lannes zu dienen, der den Oberbefehl den 20. Januar 1809 übernahm. Mortier wurde mit dem 5. Korps abgeschickt, um sowohl die Angriffe zu unterstützen, als sie auch gegen die Partheyen von außen zu schützen, die dem Platze zu Hülfe zu kommen suchten. Wirklich ließen sich die Spanier vom 20. bis 26. Januar auf mehreren Seiten sehen, um die Belagerungsarmee zu necken, wurden aber nach einer tapfern Gegenwehr allenthalben mit Verlust zurückgeschlagen. Ihre Niederlage war das Werk der Ueberlegenheit der französischen Reiterey, die sie auf der Ebene angriff. Den 25. ließ Lannes Bresche schießen und den 27. stürmen. Das Kloster Santa Engracia wurde von dem General Rostollant mit dem Degen in der Faust weggenommen, der dabey gefährlich verwundet und dessen Adjutant an seiner Seite getödtet wurde. Die Leichtigkeit, mit der man eine gangbare Oeffnung in die Mauer machte, wird das Wunderbare verlieren, wenn man weiß, daß Saragossa keine Festung ist; seine Mauern sind bloß aus Polizeyrücksichten erbauet. Die fest gebaueten Häuser von Ziegelsteinen und die engen krummen Gassen waren die einzigen Vertheidigungsmittel der Belagerten, deren Anzahl von jedem Alter und Geschlechte vor dem Kriege auf 60,000 gerechnet wurde.

Unmöglich kann man eine höhere Vorstellung von der muthigen Vertheidigung der Belagerten geben, als wenn man die eigenen Ausdrücke des 33. Tagesbefehls Napoleons anführt. Hier heißt es: „den 30. Januar wurden die Klöster der h. Monica und der großen Augustiner weggenommen; 60 Häuser wurden durch Einstürzen erobert. Den 1. Februar wurde der General Lacoste getödtet, der ein eben so braver als unterrichteter Offizier war. Der Feind vertheidigte jedes Haus; drey Minenangriffe wurden in der Fronte fortgeführt und alle Tage sprengte man mit drey bis vier Minen mehrere Häuser in die Luft, welche den Truppen gestatteten sich in den Häusern festzusetzen. So kam man bis auf den Corso, eine große Straße fast in der Mitte von Saragossa, wo man sich auf den Kais festsetzte und sich der Schulhäuser und der Universität bemächtigte. Der Feind versuchte Minirer den Minirern entgegen zu stellen; da aber die Seinigen in solcher Art von Arbeiten wenig geübt waren, so wurden sie sogleich entdeckt und erstickt u. s. w.“ Die Züge von Heldenmuth, welche Numanz und Sagunt ver-

herrlichten, hatten schon bey der ersten Belagerung ähnliche gefunden. Palafox, seine Armee, das Volk die Geistlichkeit, die Mönche, die Weiber, ja selbst die Kinder thaten bey dieser zweyten Belagerung Wunder. Jedes Haus wurde als eine Festung vertheidigt, man schlug sich in jedem Stock, auf dem Boden und auf dem Dache, im Keller und im Hofe. Konnten die Spanier ein Haus, das sie vorher mit Theer bestrichen hatten, nicht mehr vertheidigen so steckten sie es in Brand. Nun griffen die Feinde (am 1. Februar) die Mitte der Stadt an. Der Kampf enthrannte heftiger als je unter und über der Erde. Zweymal vergeblich bemüheten sie sich durch Stollen (horizontale Gänge) den Cossо zu durchbrechen. Die Belagerten machten mit Erfolg Gegenminen und in einem dritten Stollen stießen beyde Theile auf einander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bajonnett. Der Feind mußte selbst seinen Bau zerstören. Doch gelang es endlich am 17. Februar durch Minen einen Theil der Universitätsgebäude einzustürzen. Die Franzosen hatten sich endlich der Vorstadt auf dem linken Ebrouser bemächtigt; dreyhundert Spanier schlugen sich durch, dreytausend wurden gefangen. Die Stadt war fast gänzlich in feindlicher Gewalt, mehr als 20,000 Spanier waren im Laufe der Belagerung umgekommen, das Schloß ergab sich am 21. Februar. Seit einigen Tagen war Palafox von täglichen und nächtlichen Anstrengungen erschöpft, gefährlich krank. Es war schwer, ihn wieder zu ersetzen und dieser Unfall hatte weit mehr, als das Feuer der Belagerer, Bestürzung in der Stadt verbreitet. Diesem Tapfern ohne Furcht und Tadel wurde eine Kapitulation verweigert. Indeß wurde mit einigen Abgeordneten eine Uebereinkunft getroffen und am 21. Februar zogen 12,000 Spanier bleich und entstellt, den Tod im Herzen, aus der Stadt und streckten das Gewehr. Der hochherzige Palafox schmachtete nachher lange als Gefangener in Frankreich.

Den 1. März 1809 war der, den 1. November 1808 angefangene, Winter-Feldzug zum Vortheil der Franzosen geendigt, die ihn deßhalb den kaiserlichen Feldzug nennen! Es dauerte lange, ehe sich die Spanier von ihrem Schrecken über die Niederlage ihrer Armeen, die Einnahme von Madrid, die Eroberung Saragossas und die Abfahrt der Engländer von Corunna erholten. Diese Stimmung des Schreckens verbreitete sich bis nach Lissabon; der General Craddock hatte alle nöthige Anstalten getroffen, sich mit den Truppen unter seinen Befehlen einzuschiffen, im Falle Victor, der schon zu Alcantara angelangt war, gegen die Hauptstadt Portugals vorrücken sollte. Victor fand aber auf seinem Marsche Schwierigkeiten, auf welche Napoleon in seinen Berechnungen und Vorhersagungen freilich keine Rücksicht genommen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Beschreibung des Erdbebens, welches man zu Genf und in anderen Schweizer-Kantons verspürt hat.

(Aus dem Märzstücke der Bibliotheque universelle.)

Am 8. März um 9 Uhr 20 Minuten des Abends, da ich mit Schreiben beschäftigt war, empfand ich eine Erschütterung, der sehr ähnlich, welche Sprünge in einem Stockwerke über oder unter dem Zimmer, das man bewohnt, verursachen, indem sie den Fußboden erbeben machen. Kaum hatte ich die Feder niedergelegt, als eine zweyte Erschütterung derselben Art sich spüren

*

ließ, die aber mit einem Krachen in dem Wandgetäfel begleitet war, welches mich nicht zweifeln ließ, daß beyde Stöße die Wirkung von Erdbeben wären. Ich wurde noch mehr davon überzeugt, als bald darauf eine Person, welche den vierten Stock desselben Hauses bewohnt, wovon ich das Erdgeschoß inne habe, ganz erschrocken herein trat und mich fragte, ob ich eben das Erdbeben empfunden, welches sie und ihre Leute so sehr bestürzt gemacht hätte? Aus den Aeußerungen dieser Person konnte ich schließen, daß das Erdbeben in dem obern Stock weit merklicher gewesen war, als in dem meinigen.

Den folgenden Tag machte das Ereigniß des gestrigen Abends den Gegenstand aller Unterhaltung aus und ich folgerte aus den verschiedenen Berichten, daß die Wirkung des Erdbebens in dem höhern Theile der Stadt allgemein stärker gewesen war, als in dem niedrigen. In dem erstern hatten eingeschlafene Vögel ihr Gleichgewicht verloren und waren in ihrem Käfig zu Boden gefallen; die Thüre eines Schrankes hatte sich von selbst geöffnet und ein Notenbuch war beynahe vom Pulte gefallen; übrigens aber hatten diese Stöße keine ernstere Folgen gehabt, außer daß einige zu Uebelkeiten geneigte Personen gerade in dem Augenblick des Erdbebens damit befallen wurden, ohne davon die Ursache zu wissen.

Es scheint, als wenn diese Erschütterung sich über die ganze Schweiz verbreitet hat, daß sie aber gegen Norden am stärksten gewesen ist. Indeß ergibt sich aus dem Auszuge eines Briefes*) von Chamberi, daß der Hauptsitz des Erdbebens in dem Thale Chamouni am Fuße des Montblanc gewesen ist, wo es dann auch verderbliche Wirkungen hervorgebracht hat.

*) Wir haben hier am 11. März Abends halbzehn Uhr eine leichte Erderschütterung gehabt, welche aber im Thale Chamouni sehr stark gewesen zu seyn scheint. Im Dorfe Duches, gegen das westliche Ende des Thals gelegen, hat man 12 Stöße in einem Zwischenraume von 24 Stunden empfunden. Mehrere Schnee- und Eislavinen sind mit großem Gekrache losgebrochen und haben große Verwüstung im Thale angerichtet. Indeß sind in diesem Dorfe nur vier Personen durch eine Lavine, die ein Haus einstürzte, umgekommen. Der Pfarrer dieses Dorfes, welcher bald darauf in Geschäften hierher kam, machte von der Lage, worin er sich während des Erdbebens befunden hat, eine schreckliche Schilderung: es kam ihm vor, sagte er, als wenn während der vervielfältigten Stöße die Berge sich unter einander stießen, so daß die unglücklichen Einwohner glaubten, daß Ende der Welt nahe sich. Hier (zu Chamberi) hat nicht der zwanzigste Theil der Einwohner eine Erschütterung verspürt.

Klagen über schlechte Zeiten.

Die Klagen über schlechte Zeiten sind beynahe so alt als das Menschengeschlecht; denn fast niemand ist mit der Gegenwart zufrieden; ihr Daseyn kündigt sich durch einen Druck an, der keinem gefällt; jeder Tag hat seine Plage und jede Woche ihre Lasten und so vergehen Jahre unter Leiden und Ungemach. Der Mensch schreiet über die gegenwärtige Zeit, rühmt die Vergangenheit und erwartet Hülfe von der Zukunft. So lange Frankreichs Uebermacht auf Deutschlands Gauen lastete, glaubten die Einen noch nie eine so drückende, Andere noch nie eine so schmähliche Zeit erlebt zu haben, murrten über ihre Urheber und verwünschten sie; und kaum ist diese so verhaßte Zeit vorbey, so blickt ein großer Theil der Menschen auf sie mit Sehnsucht zurück und ist der festen Zuversicht, daß die Gegenwart noch viel drückender und elender sey. Woher kommt dieser Glaube? Ist wirklich die Vergangenheit nicht so schlecht gewesen, als

man sie ansah oder ist die Gegenwart so schrecklich, daß sie kaum noch zu ertragen ist?

Während Napoleons Herrschaft war die Erwartung Aller fortdauernd mächtig gespannt. Großes hoffte, Furchtbares fürchtete man und man sah gewaltigen Katastrophen wie alltäglichen Ereignissen entgegen. Es war keine gewöhnliche, es war eine außerordentliche Zeit. Ein Mann mit einer ungeheuern Macht, mit riesenhaften Plänen und einer Geistesstärke und Charakterfestigkeit fast ohne Gleichen, lenkte die Schicksale Europens. Man hörte alle Tage etwas Neues; sah dem Ungewöhnlichsten entgegen und lebte in einer Welt, wo beynahe jede Stunde mit unerwarteten Begebenheiten schwanger ging. Diese gewaltige Zeit setzte alle Kräfte des menschlichen Geistes in Bewegung, erschütterte die Einbildungskraft, reizte die Neugierde, erregte Furcht und Hoffnung ohne Unterbrechung, erhob und schmetterte zu Boden und das Ganze sah mehr einem wunderbaren Schauspiele als Ereignissen der gewöhnlichen Erfahrung ähnlich.

Auf diese gewaltige Zeit sind Tage gefolgt, wo Einer dem Andern ähnlich sieht. Das Gewöhnliche hat die Oberhand; große Umwälzungen und mächtige Erschütterungen haben ein Ende. Viel Kleinliches zeigt sich hier und dort; Vorurtheile spuken wieder; Anmaßungen kommen zum Vorscheine, die man längst vergessen hielt. Alles geht seinen ruhigen Gang; es wird mehr gesprochen als gehandelt; mehr gewünscht als ausgeführt. Vieles ist anders worden, als man erwartete; manche Hoffnung ist getäuscht und manch Versprechen nicht gehalten worden. Von dem Großen nicht mehr aufgeregt und durch die kahle Alltäglichkeit ermattet; hat der Geist vieler Menschen keinen Gegenstand mehr, der ihn unwillkührlich beschäftigte; noch weniger Einen, der ihm gefiele, und so grollt er mit dem Vorhandenen, tadelt das Geschehene und wünscht, daß es bald besser werden möge. Durch die Vergangenheit verwöhnt und in der Gegenwart oft erbärmliches erblickend, verwünscht er die Zeit und will lieber unter Erschütterungen Graus und Trümmern leben, als Tage sehen, wovon der Eine dem Andern gleicht und Ereignisse anschauen an denen der kleinliche Eigennutz und das verächtliche Vorurtheil alle Kräfte des Geistes erschöpfen.

Die Vergangenheit kann nicht wieder zurück gebracht werden; sie hatte ihre Uebel, wie die Gegenwart und diese ist nicht so leer an großen Begebenheiten, wie viele wähnen. Ist es nicht ein Herz erhebendes Schauspiel daß Völker und Fürsten sich so ämsig angelegen seyn lassen, den öffentlichen Rechtszustand zu verbessern und daß kaum ein Volk noch so dumm oder verwildert ist, daß es die Sklaverey der Freiheit vorzöge? Fast alle wollen die Herrschaft der Gesetze und fühlen einen Widerwillen gegen die Willkühr. In Deutschland will keines mehr bloß Werkzeug der Gewalt, sondern als Selbstzweck behandelt und frey seyn. Alle wollen die Trennung der verschiedenen Staatsgewalten und alle verlangen eine solche Einrichtung, daß die Vortheile und Nachtheile für alle gleich seyen. Diese Forderungen und Wünsche haben eine große Bewegung in das Leben der Menschen gebracht, die vom Boden losgerissen, ihren Blick gen Himmel richten, frey und kühn fordern, daß Recht und Gerechtigkeit allenthalben geübt werde. Diese Zeit hat etwas Erhabenes, sie offenbaret moralische Kräfte und eröffnet den Eingang in eine unendliche Welt. Sie erhebt den Geist, stärkt den Muth und bey einer solchen Stimmung, darf erwartet werden, was man kaum zu gestehn hat. Die Ausbildung der Völker wird gedeihen, ihr Wohl wird sich vermehren

und ihre Freiheit wird auf die unerschütterlichen Grundlagen des Gesetzes begründet werden.

Die Schwestern von St. Janvier.

(Fortsetzung.)

Eines Tages ging das eine der Mädchen, vor der zum Hervorkriechen bestimmten Stunde, um zu trinken, in das Zimmer hinaus. Eben befand sich noch ein anderer Neger-General, mit Namen Soudry, in dem Hause, ein Kriegs-Gefährte Diakues, doch ohne sein Freund zu seyn. Dieser trat gerade, als die junge Weiße trinken wollte, in das Zimmer, und hatte schon den Säbel gezogen, um ihr den Kopf zu spalten, als glücklicher Weise Diakue dazu kam, dem betrunkenen Soudry in den Arm fiel, und ihm, nachdem das Mädchen entflohen war, zu bedeuten suchte, daß er sich geirrt habe, und daß es keine Weiße gewesen sey; worauf denn die Schwestern unverzüglich wieder versteckt wurden, in der Hoffnung, Soudry würde, wenn er wieder zur Vernunft käme die Sache vergessen haben. Dieser aber, als er wieder nüchtern geworden, hatte noch gar wohl im Gedächtnisse, daß er bey seinem Waffenbruder eine Weiße gesehen hatte, zog die in der Stadt befindlichen Truppen zusammen, und drang, unter dem Vorwande, daß da Weiße verborgen lägen, mit bewaffneter Hand in Diakues Haus ein, der indeß den Befehl erhalten hatte, sich ungesäumt nach St. Mar zu begeben. Judith versteckte jetzt die Mädchen sogleich wieder in ihren Winkel, schloß die von außen nicht zu bemerkende Thür hinter ihnen zu, stellte einen Sessel vor dieselbe, und setzte sich auf diesen an ihre Arbeit. Die Neger kamen, durchsuchten und plünderten Alles, bis auf die Kasserollen, zogen sich aber am Ende, ohne die Kinder entdeckt zu haben, wieder zurück. Diakue ward bey seiner Nachhausekunft von dem Geschehenen unterrichtet. Die Schwestern blieben noch einen ganzen Monath in der strengsten Verwahrung. Späterhin, als die Mördereyen ihre Endschaft erreicht hatten, und für ihr Leben nichts mehr zu befürchten war, erhielten sie mehr Freiheit, d. h. sie durften sich nicht länger versteckt halten; noch blieb aber immer das Haus ihre Gränze. Als endlich nach Verfluß mehrerer Monate Diakue, um seinen Dienst zu thun, abermal nach St. Mar reisen mußte, so that die wackere Judith die kleinen Weißen, über deren Schicksal sie nun gänzlich beruhigt war, in eine Pension, wo man dieselben in ihrer Religion unterrichtete, und sie schreiben und lesen lehrte. Eines Tages ließ Judith beyden Schwestern sagen, sie möchten unverzüglich und schön angezogen zu ihr kommen. Die Kinder, welche eine Kleinigkeit in Schrecken setzte, glaubten anfänglich, es gehe zum Tode, und erschienen mit Zittern. Wie erstaunten sie, als ihre Pflegemutter sie fragte, ob sie es zufrieden wären, nach Newyork zu reisen, wo man glaube, daß sie Verwandte hätten, und ihnen dabei sagte, daß eine Dame die ihrem Vater Verbindlichkeiten schuldig sey, eine Gelegenheit gefunden habe, sie zu ihren Anverwandten reisen zu lassen, auch alle Reisekosten übernehmen wolle. Mit unaussprechlicher Freude gingen die Schwestern den Vorschlag ein, und eilten hin zu jener Dame, die sie sehr freundlich aufnahm, und sie dem Schiffskapitain vorstellte, der sie nach Newyork übersetzen sollte. Es war Sonnabend, auf den nächsten Montag ward die Abreise festgesetzt, alle Zurüstungen dazu gemacht und am Sonntage Abends die Effekten der beiden Mädchen an Bord gebracht. Am Montage begaben sie sich zur bestimmten Stunde an den Ort der Einschiffung; allein das Schiff war, um gegen die Corsaren zu kreuzen, während der Nacht unter Segel gegangen; und der Rhede-

in der Ungewißheit, wann und wo er würde landen können, hatte sich mit den Mädchen nicht beladen können, und daher ihr Gepäcke am Lande zurückgelassen. Somit sahen die Schwestern sich neuerdings gewaltsam, und ohne Hoffnung, so bald erlöst zu werden, in ihre ungewisse Lage zurückgeworfen. Hierzu kam noch der, in Folge einer langwierigen Krankheit herbeygeführte, Tod der vortrefflichen Judith, wodurch ihnen ihr Daseyn neuerdings sehr verkümmert wurde. Bald ganz ohne Hoffnung, schrieben sie jetzt an Diakue, daß er sie doch nicht verlassen möchte. Dieser edle Neger, um das angefangene schöne Werk nicht unvollendet zu lassen, versorgte sie bey seiner Mutter, die zwar bey weitem nicht so gut war als Judith, bey der indeß die Töchter St. Janvier sicher seyn konnten, daß es ihnen noch mehrere Jahre hindurch nicht an dem nothwendigsten Lebensunterhalt fehlen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Karsten Hoyer gerieth mit seiner Frau darüber in Streit, daß sie ohne sein Wissen auf Kleider Geld ausgeliehen hatte. Durch die anzüglichen Reden der Frau auf's äußerste gereizt, sah er sich nach einem Stock um, ergriff aber, statt dessen, einen Degen und schlug die Frau damit einigemal auf dem Rücken. Wie sie den Degen festhalten wollte, zog sie die Scheide herunter und rannte sich den Degen in den Leib. Aeußerst erschrocken lief der Mann zu dem in der Nähe wohnenden Wundarzt, da dieser die Wunde für tödlich erklärte, so entfloh der Mann und trieb sich während drey Tage und drey Nächte in der Irre umher, bis man ihn ertappte und gefänglich einzog. Er gestand die That und schob die Schuld auf böse Leute, welche ihm dazu die Veranlassung gegeben hätten. Es that ihm herzlich leid, seine Frau, mit welcher er vier Kinder erzeugt und sonst vergnügt gelebt hatte, ermordet zu haben. Obgleich hier kein vorsätzlicher Mord begangen war; obgleich dieser 39 jährige Mann die besten Zeugnisse seines sonst guten Betragens beybrachte, und viele Fürbitten für ihn eingelegt wurden, so ward er dennoch zu der Strafe des Schwerdts verurtheilt und am 20. Januar 1671 auf dem Jodenberge ausser dem Doventhor enthauptet und zwar so unglücklich, daß erst mit dem 5. Hieb der Kopf vom Körper getrennt wurde. Am Tage vor der Hinrichtung hat er mit Erlaubniß des Raths seine letzte Willensmeynung vor dem Aktuar zum Protocoll gebracht.

Ein Münsterscher Lieutenant, Zacharias Müller, ward im Jahre 1676 auf dem Osterthorswalle enthauptet, weil er in trunknem Muthe einen alten Bauer, nahe vor Schwachhausen erstochen hatte, der den Kutscher des Lieutenants, gegen dessen Mishandlungen hatte schützen wollen.

Gustav Adolph Münzbrock aus Osnabrück, welcher auf dem bremischen Gymnasio studirte, erstach im Jahre 1678 auf dem Schütting eines Weinhändlers Sohn, Friedr. Schumacher, mit dem er beym Kartenspiel in Streit gekommen war. Er ward zur Strafe des Schwerdts verurtheilt. Am Tage der Hinrichtung, wie auf dem Osterthorswalle schon alles dazu bereit war und der Thäter vor den Rathsstuhl geführt werden sollte, kamen dessen Aeltern an und überreichten dem Rath eine Bittschrift, worin sie ersuchten, die Hinrichtung ihres 17jährigen Sohnes so lange aufzuschieben, bis ihnen die Zeugenaussagen mitgetheilt wären und sie ihre Eig-

reden dagegen würden eingebracht haben. Die Exekution ward aufgeschoben und der Vater des Thäters wußte die Sache so in die Länge zu ziehen, daß es ihm gelang, inzwischen sich an den kaiserlichen Hof zu wenden, und bey demselben, durch mächtige Fürsprache, Gnade für seinen Sohn zu erflehen. Der Kayser Leopold war grade durch die Geburt des Erzherzoges Joseph erfreut und der Rath zu Bremen erhielt ein kayserliches Rescript vom 28. August 1678, wodurch demselben befohlen wurde, den G. A. Münzbrok frey zu lassen. Der Rath machte Gegenvorstellungen, allein durch ein wiederholtes geschärftes kayserliches Rescript ward das frühere bestätigt und der junge Münzbrock seinen Eltern unbestraft zurückgegeben.

Im Jahre 1678 wurden eines Soldaten Brotmanns Frau und 14jährige Tochter, wegen bedeutender Diebstähle am Pranger ausgestrichen und demnächst verwiesen. Das Mädchen wurde für eine kleine Hexe gehalten, die sich vermittelst einer Rose und zweyer Nelken unsichtbar machen konnte und die, so lange sie diesen Blumenstraus trug, keinen Mangel litt.

Im Jahre 1679 ward ein junger Kerl, Georg Arens, weil er auf dem Markt, einer Junfer den Geldbeutel abgeschnitten hatte, ins Halseisen gestellt und verwiesen.

Arend Harjes war von einer Magd Anna Prahlen, wie er ihre Plauderey mit zwey Milchmädchen gestört hatte, für einen Bärenhäuter geschimpft. Diese Beschimpfung konnte er nicht vergessen. Die Gedanken daran lagen ihm unaufhörlich im Kopfe. Drey Wochen nachher träumte ihn, daß er diese Magd erstochen habe und nicht hätte entfliehen können. Am Morgen war es ihm, als ob er diese That nothwendig vollbringen müsse. Er ging um 7 Uhr nach der Stadt. Die Magd begegnete ihm in der nämlichen Straße und auf die nämliche Art gekleidet wie er es geträumt. Er erstach sie und vermochte nicht zu entfliehen. Er bekannte die That und sagte, er habe sich, wie hingerissen gefühlt, sie zu erstechen. Er ward verwiesen: Der Milderungsgrund lag darin, daß er durch eine Inspiration im Traum zum Morde gereizt sey.

(Der Schluß folgt.)

Sylben-Räthsel.

Die ersten beyden sind, im Leben und Kalender,
Sichtbare hier — dort unsichtbare Bänder,
Woraus gewebt die unsichtbare Hand
Vom Anbeginn ein unsichtbares Band,
Und weben wird, bis einst die Tempelhallen
Des Irdischen in ihre Trümmer fallen.

Die dritte ist fürwahr! ein schlecht Subjekt,
Strafbar all überall — mit Schand' und Schimpf bedeckt —
Doch im Gebiet der Liebe hat es hohen Werth —
Was hier es stiehlt, läßt man recht gern sich stehlen —
Oft pflegt man gar den Stehler zu verhehlen —
Und selten wird der Raub zurückbegehrt.

Das Ganze stiehlt sich selbst die ersten beyden.
Ein Kleinod, das die Weisen aller Zeiten
Wie Gold geschätzt — Kann's andre drum betrügen,
Geschiehts von ihm mit innigem Vergnügen,
Denn dann nur erst behaglich es sich fühlt,
Wenn's viel und so recht con amore stiehlt —
Und doch ist es nicht selten hochgeehrt,
Geht oft gar stolz einher in Samm't und Seide,
Und übersieht stolz andre wackre Leute,
Als hätt' es ganz allein nur Rang und Werth.
Dafür aber sieht's jeder rechtliche Mann
Mit Recht nur über die Achsel an.

Bekanntmachung.

Wer den ersten Jahrgang des Bürgerfreundes rein und sauber an die Expedition desselben abliefert, erhält den zweyten dafür unentgeldlich

№ 17.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 25. May 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Die Portugiesischen Bauern hatten sich mit den Landwehren verbunden und erschwerten Soults und Victors Vorrücken in Portugal. Als Andrade's Bruder, Anführer jener Portugiesischen Vaterlandsvertheidiger, sich weigerte, die Franzosen anzugreifen, beschuldigten ihn seine Untergebenen der Verrätherey und brachten ihn um.

Das nach Moores Abzuge in Portugal zurückgebliebene Heer, betrug nicht über 10,000 Mann, einige entsendete Abtheilungen abgerechnet. Diese Macht hätte der Feind getroffen, wäre er schnell zur Ueberziehung Portugals im Anfange Februar 1809, gleich nach Moores Fall bey Corunna vorgerückt. Ein Angriff wurde allerdings vermuthet und gar so sehr gefürchtet, daß Sir John Craddock, welcher die brittischen Schaaren in Lissabon befehligte, die Vorsicht brauchte, das schwere Gepäck des Heeres einzuschiffen. Früh im Monath März drang das französische Heer unter Marschall Soult in die Landschaft Trazos Montes ein und nahm die Stadt Chaves, welche nahe an der spanischen Gränze, am Fluß Tamega liegt. Hier ließ er eine Besatzung und zog weiter gegen Oporto, vor welchem er am 26. März erschien und die Wehren erkundete. Am 27. und 28. wurden Angriffe unternommen, beydemal aber zurückgeschlagen, am 29. indeß gelang es den Franzosen durch Mißtrauen der Portugiesen in ihre Anführer, die Linien zu sprengen und mit wenig Verlust in die Stadt zu dringen. Die Mord- und Plünderungsauftritte, die nun erfolgten, sind nicht zu beschreiben; die Straßen waren mit den unglücklichen Opfern des unbarmherzigen Eroberers bedeckt

Victor hatte im Anfange des Aprils bey Medellin einen entscheidenden Sieg über Cuesta's Heer errungen, wußte aber seinen Vortheil nicht zu benutzen. Er wünschte Nachrichten von Soult zu haben, ehe er in Portugal einrücke. Soult selbst erwartete erst Kunde von Victor's Vorrücken, ehe er nach Lissabon vordringen wollte.

Während daß so die französischen Heerführer im Andenken an Düponts und seines Heeres Schicksal zauderten, waren an Portugals Küsten ansehnliche brittische Verstärkungen gelandet und Arthur Wellesley kam am 22. April 1809 in Lissabon an, um den Oberbefehl über die brittische Macht zu übernehmen. Das ganze Reich war so freudenvoll bey seiner Wiedererscheinung, daß jede nicht unmittelbar in französischer Gewalt stehende portugiesische Stadt drey Nächte nach einander Erleuchtungen anstellte. Am 2. May kam Wellesley, welcher General-Feldmarschall der portugiesischen Schaaren geworden war, zu Coimbra an; am 6. musterte er die verbündeten Schaaren und ließ sie am 7. ausziehen. Zuvörderst mußte Oporto aus Feindes Hand gerettet werden. Dazu wurde das Fußvolk in drey Abtheilungen gestellt. Am 10. setzte die Reiterey über die Vonga und schlug eine bedeutende feindliche Reiterschaar nebst etwas Fußvolk. Am 11. stieß das Heer auf die Vorhut des Feindes, welche aus 4000 Mann Fußvolk und einiger Reiterey bestand und auf den Höhen bey Grijo an der Spitze von Wäldern und zerschnittenem Boden gedeckt war. Es erfolgte ein Gefecht, worin der Feind mit ansehnlichem Verlust geschlagen wurde und sich auf die Straße nach Oporto zurückzog, wo er in derselben Nacht über den Duero ging und die Kahnbrücken zerstörte. Aber Wellesley besiegte dieses Hinderniß bald und am folgenden Tage ging sein Heer in Kähnen, die er mit unendlicher Mühe und Geschwindigkeit zusammen gebracht, über den Duero. Dieser Uebergang ist mit Recht unter die glänzendsten Thaten des großen Generals gerechnet worden. So klug und geistvoll hatte er alle Verkehrungen getroffen, und so furchtlos, unermüdet, beharrlich und kräftig widerstehend waren die Schaaren. Vier Tage lang hatten sie über 80 englische Meilen in höchst unwegsamem Lande gemacht, manche wichtige Stellung gewonnen und drey verschiedene feindliche Heerhaufen geschlagen. Der Uebergang geschah etwa vier Meilen über Oporto. Die Stellung des Feindes am rechten Ufer des Flusses ward von Kanonen beschützt, die auf der Höhe des Sierrakloſters zu Villa nova standen. Der Feind war stark, nahm aber keine Kund von unsern gesammelten Kähnen oder der Ausschiffung der Truppen, bis das erste Bataillon unter Generallieutenant Paget gelandet war und seine Stellung eingenommen hatte; dann griff Soult dasselbe mit Schaaren von Fußvolk, Reiterey und Geschütz an. Die Britten aber leisteten den harnäckigsten Widerstand, bis ihnen nach und nach mehrere Truppen zu Hülfe kamen. In diesem Augenblicke wurde Paget unglücklicherweise verwundet und Generalmajor Hill trat an seine Stelle. Rührend ist, was Wellesley in seinem Bericht vom General Paget sagt. „In ihm habe ich den Beystand eines Freundes verloren, der mir die paar Tage, seitdem er zum Heere gestoßen, höchst nützlich gewesen war. In Augenblicke seiner Verwundung hatte er einen sehr wichtigen Dienst geleistet, indem er die Stellung nahm, welche die Schaaren nachher behaupteten, und den ersten Anprall des Feindes aufhielt."

Die wiederholten Angriffe der Franzosen schlug das brittische Heer mit unerschütterlicher Tapferkeit zurück. Endlich als mittelst einer meisterhaften Bewegung General Murray auf dem linken Flügel der Franzosen und General Sherbrooke auf dem rechten erschien, zog sich die gesammte feindliche Macht in äußerster Verwirrung zurück, hinterließ 5 Kanonen 8 Munitionswagen und mehrere Gefangene. „Ihr übriger Verlust war auch bedeutend, wozu noch

Kranke und Verwundete in Oporto zu rechnen sind. Auf diese war Wellesley sehr menschlich zuvörderst bedacht und kaum war er seines Sieges gewiß, als er eine Bekanntmachung an die Bewohner von Oporto ergehen ließ, worin er bemerkte, die Gefangenen hätten nach den Kriegsgesetzen nunmehr Ansprüche auf ihren Schutz. Ein solcher Aufruf war bey der Entrüstung gegen die erbarmungslosen Unterdrücker wohl nöthig, um blutige Vergeltung zu verhüten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon Bonaparte auf St. Helena, von William Warden.

St. Helena.

Mein Theurer,

Die Ankunft einer Flotte aus Indien, welche mir Gelegenheit verschafft, Ihnen meinen letzten Brief zu übersenden, hat mich zugleich in den Stand gesetzt, einen neuen zu beginnen. Die kleine Stadt füllte sich mit Reisenden an, welche alle, wie gewöhnlich, begierig waren, Buonaparte zu sehen. Die Gräfinn von London stieg auch ans Land, und wurde im Pflanzungshause, dem Wohnsitze des Statthalters, einlogirt. Dieser Dame zu Ehren gab der Ritter Hudson Lowe am folgenden Tage ein prächtiges Gastmahl, und man sandte Buonaparte durch den General Bertrand eine, was Höflichkeit und Etikette anbelangt, so abgefaßte Einladung, daß man berechtigt war zu glauben, er würde sie annehmen. Indessen war dieß die erste Einladung, die er erhalten hatte, und offenbar schien es eher, daß man der Gräfin ein Vergnügen machen, als dem Eingeladenen eine besondere Höflichkeit erweisen wollte. Ich weiß bestimmt, daß sie in Longwood so angesehen worden. Der Graf Bertrand überbrachte des Statthalters Karte; sie wurde gelesen und zurückgegeben, ohne ein Wort dabey zu sagen. Sire, fragte Bertrand, was für eine Antwort beliebt es Ew. Majestät, daß ich zurückbringen soll? — Sagen Sie, der Kaiser habe keine Antwort gegeben.

Ich brachte einen großen Theil desselbigen Nachmittags in Buonapartes Zimmer zu und mußte wie gewöhnlich, so gut ich konnte, auf die mancherlei Fragen antworten, die er mir vorlegte. Sie betrafen hauptsächlich die Flotte, welche so eben angekommen war, unsern Handel mit Indien, und die große Anzahl Engländer, welche beständig von Europa hin und zurück reisen. Ich gedachte einmal zufällig der Hoffnung, welche die Fremden in der Stadt hatten, ihn auf dem Wege nach dem Pflanzungshause zu sehen, wenn er mit dem Statthalter speiste. Diese Anmerkung schien sehr übel angebracht, da sie den einzigen Ausbruch von Unmuth, während meines vielfältigen Verkehres mit dem Weiland Kaiser, veranlaßt hat; er äußerte ihn durch Ton, Blick und Geberde, indem er mir hastig zur Antwort gab: Wie, speisen, vielleicht mit einer Reihe Soldaten zu meiner Bewachung! Innerhalb weniger Minuten legte sich jedoch seine Hitze, und er nahm den Gegenstand wieder auf: Genau betrachtet, sagte er, konnte man, dünkt mich, nicht erwarten, daß ich die Einladung annehmen würde. Die Entfernung ist beträchtlich und die Zeit unbequem, und ich habe allmählig darauf Verzicht gethan, meine Kette zu überschreiten, da ich von einem Offizier begleitet seyn muß.

Die Gräfin von London verließ die Insel, ohne den Weiland Kaiser zu sehen, und sie soll ihr Leidwesen darüber zu erkennen gegeben haben. Wenn ich aber eine Meynung wagen darf, die freylich nur die meinige ist, so war das Leid gegenseitig.

*

Denn einige Tage nachher fragte er mich, ob ich die Gräfin gesehen hätte? Ich antwortete Ja, und sagte ihm noch, daß sie den Northumberland mit einem Besuch beehrt, und man ihr auch seine Kajüte gezeigt habe. Bey dieser Gelegenheit meldete ich ihm, daß die Fremden gewöhnlich eine Lust daran finden, sich in seinen Sessel zu setzen. — Und hat die Gräfin, sprach er, dem Sessel die nämliche Ehre angethan? Unglücklicherweise konnte ich ihm nichts mit Gewißheit hierüber sagen, da ich gerade damals nicht in der Kajüte war. Doch schien es, als ob die Laune, sich auf seinen Sessel zu setzen, ihm Vergnügen machte, und er fuhr fort: Glauben sie daß man es in England für unanständig gehalten haben würde, wenn die Gräfin von London nach Longwood gekommen wäre? Was konnte man ungeziemendes daran finden, wenn diese Dame, in Gesellschaft der Madame Bertrand, mir hier in diesem Garten einen Besuch abgestattet hätte? Mehrere Damen sind auf ihrer Rückkehr nach England so bey mir eingeführt worden. Hätte die Gräfin erklärt, daß sie von der Reise ermüdet oder sonst unpäßlich sey, so würde ich ihr mit Freuden meine Aufwartung gemacht haben. — Ich konnte blos zur Antwort geben, daß ich ein Landsmann von der Frau Gräfin sey, und sollte ich je das Glück haben, mit ihr zu reden, mir gewiß die Freiheit nehmen würde, sie von seinen höflichen Gesinnungen gegen sie zu unterrichten.

Nun fiel er plötzlich auf einen so fremden, so sonderbaren Gegenstand, daß Sie wohl Ihr ganzes Leben lang vergeblich darnach rathen könnten. Er griff ihn seiner Gewohnheit nach fragweise auf, und Sie sollen sogleich erfahren, wovon die Rede ist.

Haben sie einige Kenntnisse in der Physiognomik? — Nicht wissenschaftlich. — Haben Sie den Lavater gelesen? — Einige Auszüge aus seinen Schriften; dieß ist alles, was ich davon weiß. — Können sie nach den Gesichtszügen urtheilen, ob ein Mensch Fähigkeiten besitzt? — Alles was ich sagen kann, General, besteht darin, daß ich es weiß, ob ein Gesicht mir gefällt oder zuwider ist. — Ha, rief er aus, das ist die Sache. Sie haben es getroffen. Haben sie des Ritters Hudson Lowe Gesicht untersucht? — Ja freilich. — Was verspricht es? — Die Wahrheit zu sagen, so sehe ich der Frau Lowe Gesicht mit weit mehr Vergnügen. Hierüber lachte er, und ich sann darauf, wie ich von diesem Gespräch abkommen könnte, das unpassend zu werden begann, insofern ich Antheil daran nähme. Doch ließ er mir nicht Zeit, und stellte Vergleichungen zwischen seinem vorigen und jetzigen Hüter an, aber im überwallenden Scherze und mit so schneller Gedankenfolge, daß ich seine Ausdrücke und ihren Sinn durchaus nicht verstand.

— Ich war gerade in Longwood, als Herr Raffles, der vormalige Statthalter von Java, und sein Gefolge die Erlaubniß erhielten, die Anlagen von Longwood zu besuchen. Er brannte vor Verlangen Buonaparte zu sehen; seine Neugierde glich einer wahren Wuth und alles wurde angewandt, um sie zu befriedigen. Kurz, obgleich eine Unpäßlichkeit vorgeschützt worden war, der Weiland Kaiser bestimmte zuletzt eine Stunde, wo er den Besuch des Weiland Statthalters annehmen wollte; und dieser hatte nicht Worte genug, um sein Entzücken über die Art, wie er empfangen worden, auszudrücken.

Wenige Zeit nachdem Herr Raffles Abschied genommen, erhielt ich eine Botschaft von Napoleon, um zu ihm in den Garten zu kommen. Bey meiner Ankunft fand ich ihn umringt von seinem ganzen Gefolge, Damen und Herren, die Kutsche angespannt, die Reitpferde gesattelt

und alles zur plötzlichen Abreise bereit. Mein Erscheinen aber verrückte ihr Vorhaben; denn statt in den Wagen zu steigen, drehte sich die Hauptperson um, als ob sie mit mir zu reden hätte. Ich verbeugte mich, zog den Hut ab und setzte ihn sogleich wieder auf, während die Marschälle, die Grafen und die Generale mit ihren Hüten unter dem Arme dastanden. Dieses aber störte mich gar nicht, obgleich meine Galanterie ein wenig verlegen war, wegen der Damen, deren Röcke ein starkes und ziemlich unhöfliches Lüftchen umher blies. — Kennen sie, sagte er, diesen Statthalter von Java? — Ich kenne ihn blos von seinem heutigen Besuche her. — Wissen sie etwas von dieser Insel? — Alles, was ich davon weiß, habe ich von Andern gehört. — Die Holländer haben das Klima für pestilenzialisch ausgegeben; ich glaube aber, daß man jetzt eine vortheilhaftere Meinung darüber hat. — So dünkt mich auch; wir haben es wenigstens nicht so schlimm gefunden, als wir frühern Angaben zufolge fürchten mußten. — Ist ihnen jemals ein Pestzufall vorgekommen? — Niemals. — Kennen sie diese Krankheit? — Meine ganze Kenntniß darüber rührt vom Lesen medizinischer Schriften her. — Die Armee in Egypten hat viel durch sie gelitten, und ich hatte oft einige Muße, den Muth derer, die davon frei blieben, aufrecht zu erhalten; glücklicherweise war meine Armee über das, was ich selber wußte, zwey Jahre lang in Ungewißheit geblieben. Die Krankheit kann nur durch die Werkzeuge des Athems fortgepflanzt werden. — Ich erwiederte, daß ich geglaubt, wirkliche Berührung könne sie mittheilen. Nein, sprach er, ich habe das Lazareth beständig besucht und die Kranken berührt, um ihren Wärtern Vertrauen einzuflößen; weil ich überzeugt war, daß die Krankheit sich einzig durch die Lungen mittheilt.

Zu gleicher Zeit gebrauchte ich die Vorsicht, vorher eine Mahlzeit zu nehmen, einige Gläser Wein zu trinken, und mich bey der angesteckten Person auf die Seite zu stellen, von wo der Wind herwehete. Wir müssen aufs wenigste zwanzig Minuten lang so zusammen gesprochen haben, während sein Gefolge steif dastand, als ich es für schicklich hielt, mich zurückziehen zu wollen; aber er achtete eine geraume Zeit nicht auf den Wink. Endlich machte er eine leichte Verbeugung, und führte Madame Bertrand an den Wagen; er folgte ihr hinein, und ich blieb stehen, um sie abfahren zu sehen; jedoch da er sah, daß ein leerer Platz im Wagen war, so rief er mich herbey, um die Spazierfahrt mitzumachen. Ich nahm, wie sich versteht, die Einladung an, und ich bekenne, daß nicht mehr Frohsinn, Ungezwungenheit und Geplauder hätte herrschen können, wenn es eine Lustpartie zu einer Dorfkirchmeß gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schluß alter Bremischer Kriminalgeschichten.

Der Schreiber an der Consumtionskammer Dirk Suerbick, hatte mittelst eines falschen Stempels und Verfälschung der Bücher, die Consumtionskammer betrogen. Ueberdem hatte er mit zwey verheiratheten Frauen Ehebruch getrieben. Er ward verurtheilt, daß er die durch den Betrug genossenen Gelder aus seinem Vermögen erstatten, daß ihm dann die beyden Vorderfinger der rechten Hand abgehauen und er demnächst enthauptet werden sollte. Wie er indessen nach Eröffnung des Urtheils, um Gnade wegen der Finger bat, so begnadigte ihn der Rath dahin, daß ihm die Finger nicht abgehauen werden sollten. Er ward hingerichtet und die

beyden Weiber, mit denen er Ehebruch getrieben, wurden am Pranger ausgestrichen und verwiesen.

Im Jahre 1695 ward Johann Fischer, wegen des Verbrechens der Bigamie verwiesen und mußte sich mittelst eines Reverses verpflichten, daß er 10 Jahre hindurch gegen den Erb- und gemeinen Feind, die Türken dienen wolle.

Im Jahre 1700 ward Johann Schütte, welcher während anderthalb Jahren funfzig Einbrüche in Kirchen begangen, und darin die Armenkasten bestohlen und noch mehrere mit Einbrüchen verbundene Diebstähle verübt hatte, erhängt und mit Ketten in dem Galgen befestigt.

Im Jahre 1702 wurden Johann Röhling und dessen Frau am Pranger ausgestrichen und dann verwiesen. Sie hatten mittelst Einbruchs in die Seefahrt, aus dem Schrank die sämmtlichen silbernen Becher und bey einer im Schüsselkorbe wohnenden Frau eine Summe Geldes von 615 Rthlr. gestohlen.

Im Jahre 1707 ward ein Kaufmann Johann Fehnemann, welcher einen betrügerischen Bankerot gemacht und sich heimlich von Bremen wegbegeben hatte, nachdem er auf erlassene Edictalladung nicht erschienen war, für infam erklärt.

Im Jahre 1708 ward Johann Schröder, welcher einen dänischen Soldaten Johann Philipp Ellermann des Nachts auf der Straße erstochen hatte, auf dem Koppelberge bey der Lohmühle ausser dem Doventhor enthauptet. Im folgenden Jahre ward eine Kindemörderin, Lucie Wachtschal, auf dem Stakenberge zu Walle hingerichtet.

Weiter reichen die Nachrichten des Aktuar Stöver nicht, und in dem sogenannten Nequams- oder schwarzen Buche, worin auch nach ihm die hiesigen Kriminalfälle gesammelt sind, finde ich keinen, der sich durch eine besondre Merkwürdigkeit ausgezeichnet hätte. Die Todesstrafen, deren vormals oft mehrere in einem Jahre vollzogen wurden, werden immer seltener. Seit 1750 sind nur drey Hinrichtungen gewesen. 1753 ward eine Kindermörderin, Sophie Tockhahn, 1757 Wilhelm Dreyer, welcher den Vogt des Zuchthauses ermordet hatte, und 1787 Nicolaus Junge, welcher die Wittwe Junge tödlich verwundet und beraubt hatte, mit dem Schwerdt hingerichtet.

Ich habe die merkwürdigsten Kriminalgeschichten erzählt, welche sich in Bremen, in früheren Zeiten ereignet haben, und die der Aktuar Friedrich Stöver, welcher im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte, aus den sogenannten schwarzen oder Nequams-Büchern, meistens aber aus den Kriminal-Akten selbst, in zwey starken Foliobänden aufbewahrt hat.

Ueberzeugt, daß in diesen Nachrichten, für jeden philosophischen Kopf ein reichhaltiger Stoff zum weitern Nachdenken über den Zustand der Kultur und des gesellschaftlichen Zusammenlebens unsrer kräftigen Vorfahren liege, und daß wir daraus manche Aufschlüsse über die ehemalige Beschaffenheit der hiesigen Justizpflege und über die hier üblich gewesene Art, die Verbrechen zu bestrafen, erhalten und daß wir bey der Vergleichung der gegenwärtigen vielseitig und fein gebildeten Denk- und Handlungsweise mit der rohen Sitten unsrer Vorfahren eine wohlthätige Nahrung für unsre Vaterlandsliebe finden werden. — Hievon überzeugt, schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß meinen geliebten Mitbürgern, zu denen ich hier in dem Bürgerfreund vorzüglich geredet habe, diese Art von Unterhaltung nicht ganz gleichgültig wird gewesen seyn. Sollte diese Hoffnung mich nicht täuschen, so

werde ich fortwahren, von Zeit zu Zeit, durch das Organ unsers Bürgerfreundes mehrere Aufsätze aus zuverlässigen historischen Nachrichten mitzutheilen, welche dazu beytragen werden, unsre Begriffe von der Geschichte, von den Sitten und von der Verfassung Bremens in früheren Zeiten, zu erweitern und immer mehr aufzuklären; damit wir lernen, unsre Vorfahren aus dem wahren Gesichtspunkte zu betrachten, sie richtig zu würdigen und sie weder zu hoch über uns zu idealisiren, noch zu tief unter uns zu brutalisiren, sondern auch hier die Mittelstraße, welche überall die sicherste ist, zu treffen.

Senator Dr. Deneken.

Bremen, den 16. May 1817.

Ausser dem Steinthore.

Ein sonderbares Schauspiel erhob sich heute Nachmittag um 3 Uhr. Keine, auch nicht die sanfteste Spur von Wind zeigte sich; als plötzlich ein Wirbelwind mit einem dumpfen, starken Knall in den Dobben stieß, das Wasser von einander trieb, dann gleichsam wie in der Oefnung eines Abgrund's im Kreise hinunter trieb und fast in demselben Augenblicke das Wasser gegen 100 Schritte über Bollmanns Bleiche hinweg sprützte. Zugleich führte dieser Kreiselwind in Bollmanns Bleiche sehr viel Leinenzeug, auch ein großes Stück Leinewand mit sich hoch empor, so daß einiges davon dem forschenden Auge in einer solchen Höhe sich ganz entzog.

Mehr als hundert Personen waren von diesem seltenen und majestätischen Naturereignisse Augenzeugen.

W. H. k. n.

Augenzeuge.

An die Direktion des hiesigen Theaters.

Die, im Schauspielhause an den Bänken des Parquets von der Bekleidung mit Tuch, noch übrig gebliebenen, zahlreichen spitzigen Nägel haben schon bey manchem Zuschauer auf eine sehr fühlbare Weise den Wunsch erweckt, diese gefährlichen Feinde unserer Kleider vertilgt zu sehen. — Viele, die darüber klagen, so wie die selbst erlittenen und gesehenen Kleider-Verletzungen, veranlassen den Einsender, das allgemeine Verlangen, wegen Befreyung der Bänke von besagten Nägeln, hiermit zur Kenntniß der Direktion zu bringen.

Rufi und Clara.

Fröhlich geht der Gemsenjäger
Auf gefahrenvolle Jagd,
Wenn noch kaum auf hohen Alpen
Rosenroth der Morgen tagt,
Achtend nicht der breiten Schlünde,
Nicht der tief gesenkten Gründe,
Steiler schroffen Klippen nicht,
Im Gebiet der schweren Pflicht.

Immer höher flog die Gemse,
Schneller stets ihr Rufi nach,
Als die trügerische Decke
Leicht gefrornen Schnees brach.
Weh! er kann sich nicht erhalten!
Und hinab in Felsenspalten
Stürzt der Jüngling mit Gewalt,
In das Grab so öd' und kalt. — —

Auf des Domletsch hoher Alpe
Clara bey der Heerde saß,
Lieblich, wie die Abendröthe
Zart, wie kaum gesproßtes Gras,
Und ein Böklein von den vielen
War entflohn bey frohen Spielen,
Und sie eilte es zu fahn,
Höher schnell die Alp hinan.

Aber bis zum ungebahnten
Pfade, auf des Gletschers Schnee,
Sprang das scheu gewordne Zicklein
Immer schneller in die Höh.
Und sie folgte sonder Zagen,
Ob auch Eises Spitzen ragen!
Da, am tiefen Eisesspalt,
Macht das Thierchen plötzlich Halt.

Sie erreicht es, und entreilen
Will sie schon zur Trift damit,
Als auf einmal leises Wimmern
Hemmt den schon gewandten Schritt.

Woher mag die Stimme kommen?
Hat hier Schaden wer genommen?
Hat ein Jäger sich versteckt?
Ist's der Berggeist der sie neckt?
Aber klagend sind die Töne,
Und sie hört ein Hülfsgeschrey,
Näher zu dem tiefen Schlunde
Eilt sie wiederum herbey.
Horch! aus seinem Abgrund ringen
Diese Laute, ach! sie dringen
Tief in ihr bewegtes Herz
Mit des Mitleids herbem Schmerz.
Und sie ruft hinab: „Wer weilet,
In der grausen Tiefe hier!"
Und die Antwort: „Es ist Rusi!
Ach! der Schnee brach unter mir!
Noch an einer Eises-Spitze
Hang' ich ob des Abgrunds Sitze;
Kommt nicht schnell mir Hülf' hinab,
Stürzt sie mit mir in das Grab!"
Clara ruft! „Sey muthig, Jüngling!
Hat Dich Gott so wunder gleich
Ueber'm Abgrund selbst erhalten,
Ist er noch an Gnade reich."
Und sie löst die bunten Bänder,
Manches Hirtenfestes Pfänder,
Selbst des Busens Fesselband
Emsig mit der zarten Hand.
Reichlich schmücken unsre Mädchen
Sich mit bunter Bänder Zier,
Und es ward der Schmuck zur Hülfe
Einem biedern Jüngling hier.
Denn die Bänder, fest verknüpfet,
Sind schon tief hinab geschlüpfet,
Und, o Heil der Helferinn!
Reichen bis zu Rusi hin.
Mitleid gab dem Mädchen Kräfte,
Gott dem Jüngling seinen Schutz!
Fast verzweifelt sie an Rettung,
Doch sie beut dem Kleinmuth Trutz.
In die schwache Hand kommt Stärke,
Wie bey jedem guten Werke,
Und die Bänder reißen nicht,
Und er kommt empor ans Licht! —
O! welch inniges Empfinden,
Als die Retterin er sah,
O! welch dankbar Niederknieen,
Himmel dort und Himmel nah!
Der nur kann den Jubel wissen,
Den ein Engel hat gerissen
Aus des Todes finsterm Graun
In des Paradieses Au'n.
Und aus Dankbarkeit ward Liebe,
Aus der Wohlthat Zärtlichkeit,
Bald sind hier die stillen Hütten
Für ein liebend Paar geweiht.
Rettend hatte sie ihm Leben,
Liebend er ihr Glück gegeben;
Und es strahlt in beyder Blick:
Nur durch Lieb' ist Leben Glück.

Räthsel.

(Ein Wort von viererley Bedeutung.)

Zuerst erschein ich Dir als Nation,
Bekannt, berühmt vor vielen;
Als zweyte bin ich unbekannter schon
In einer Gattung Mühlen.
Sorg ich, als Drey, für viel und gutes Futter,
Gewinn ich desto mehr an Milch und Butter;
Bey einem Spiel stell ich mich ein
In vierter Art. — Nun rathe fein.

Auflösung des Räthsels in Nro. 16.

Tagebieb.

Aufgabe.

Der Discontant erhebt die Zinsen für sein Kapital im Voraus, indem er sie von dem Betrage der discontirten Wechsel abziehet. Er darf z. B. nur 1000 Rthlr. baar Geld ausgeben, um die Zinsen eines Wechsels von $1008\frac{48}{119}$ Rthlr., der noch 60 Tage zu laufen hat, zu 5 pCt. zu ziehen. Also macht er von Haus aus Zinsen auf Zinsen. Da die meisten Discont-Wechsel 2 Monathe zu laufen haben, so kann man annehmen, daß dieser Umsatz innerhalb eines Jahres 6 mal wieder kehrt. — Der Kapitalist, welcher seine Gelder fest belegt hat, empfängt am Ende des Jahrs einfache Zinsen, welche er also nicht eher als mit Anfang des neuen Jahres als Kapital benutzen kann. Zwischen beyden Arten der Verzinsung bestehet demnach ein Unterschied, der zwar Anfangs unbedeutend ist, durch sein progressives Verhältniß aber immer wichtiger wird. Wenn man nun annimmt, daß der Discontant sowohl als der Kapitalist fortwährend 5 pCt. Zinsen machen, obgleich jener häufig zu viel höhern Procenten Gelegenheit hat; so frägt sich: In wie viel Zeit wird jeder von ihnen sein Kapital verdoppelt haben?

№ 18.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 29. May 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Niederlage zog sich Soult über Braga Salemonde und Montalegre nach Gallizien und ließ ein Viertel seines Heeres mit sämmtlichem Gepäck und Geschütz zurück, welches auf der ganzen Linie des Zuges zerstreut war. Wellesley verfolgte die Franzosen zwar auf den Fersen, allein da sie sich alles dessen entledigt hatten, was den Marsch aufhalten oder verzögern konnte, so war es ihnen möglich, solche Straßen einzuschlagen, auf welchen sie die Britten, wenn sie nicht eben so viel aufopfern wollten, sie nicht ergreifen konnten. Indeß erschlugen die erbitterten Portugiesen viele Feinde auf der Flucht, ehe die anrückende Vorhut der Britten diese so natürlichen, wenn auch schrecklichen, Metzeleyen verhüten konnte.

Merkwürdig ist, daß Marschall Soult der erste und letzte französische General war, den Wellington schlug, nachdem er den Oberbefehl über das brittische Heer auf der Halbinsel übernommen hatte.

Als Wellesley Oporto anzugreifen auszog, stellte er ein Korps von etwa 8000 Mann Engländern und Portugiesen unter dem General Mackenzie zu Abrantes auf, um Marschall Victors Bewegungen zu beobachten, der mit einem Heer von 25,000 Mann an der östlichen Gränze Portugals im spanischen Estremadura zwischen dem Tajo und der Guadiana stand. In General Mackenzie's Vorhut, war Sir Robert Wilsons, damals vom Oberst Mayne befehligtes Korps aus 600 Mann der lusitanischen Legion mit 6 Kanonen, 1100 Mann von der Milizia von Idanha und einem Geschwader Reiterey bestehend. Am 12. May griff eine Abtheilung des Victorschen Heers von 10,000 Mann Fußvolk, 1000 Reitern und 12 Kanonen diese Schaar unter Oberst Mayne in seiner Stellung bey der Stadt Alcantara an, die er 9 Stunden gegen eine so ungeheuer überlegene Macht behauptete. Er bewerkstelligte dann seinen Rückzug nach Lodoeiro, ohne auch nur eine Kanone zu verlieren, ob er gleich an Verwundeten und Todten viel einbüßte. Nach diesem Gefecht rückten die

Franzosen in der Richtung von Castello Branco etwas vor nach Portugal; als sie aber von Soults Niederlage hörten und daß sämmtliche Britten und Portugiesen wieder über den Duero gegangen und auf Abrantes loszögen, da hielten sie den Rückzug für rathsam. Am 10. Juny früh aber rückten die Franzosen wieder vor in vier Heersäulen ungefähr 6000 Mann zu Fuß drey Reitergeschwader und vier Stück Geschütz. Das beyderseitige Kanoniren dauerte nur kurze Zeit; denn Oberst Mayne sprengte auf Marschall Beresford's Befehl den linken Mittelbogen der Alcantarabrücke, worauf die Franzosen auf der Straße nach Brozas sich zurückzogen.

Nachdem Wellesley die Franzosen ganz aus Portugal vertrieben, zog er sein Heer südwärts und nahm sein Quartier in Lissabon, wo er Anstalten traf, in Verbindung mit den Spaniern das Feld dem Feinde abzugewinnen.

Soult war glücklich genug auf seinem Rückzuge gerade in dem Augenblicke in der Gegend von Lugo einzutreffen, wo sich dieser Ort, von 20,000 Spaniern unter dem General Mahi umzingelt, ergeben wollte, da die Besatzung keine Lebensmittel mehr hatte. Man war Willens gewesen in der Nacht die Stadt zu räumen und sich auf Astorga zurück zu ziehen. Die Belagerten geriethen in die größte Freude, als sie statt des Anblicks der Spanier die französischen Uniformen erkannten. Die Klugheit gebot anfänglich Vorsichtsmaßregeln; denn da die Parole nicht dieselbe war, so besorgte man eine Ueberrumpelung. Der Marschall Soult trat vor, wurde sogleich vom Befehlshaber, General Fournier, erkannt und im Triumpf als Befreier aufgenommen. Soult gestand sogleich ein, daß er sich noch nie in einer mißlichern Lage befunden hätte als in Portugal, da er hinter sich her eine Kernarmee gehabt, die der seinigen weit überlegen und auf seiner Fronte und in seinen Flanken unaufhörlich von Schwärmen portugiesischer Bauern beunruhigt worden sey.

Die Soldaten von Soults Armee hatten vierzehn Tage lang keine Lebensmittel gehabt und bloß von dem gelebt, was sie unterwegs aufgesucht hatten. Ohne Kleider ohne Schuhe, ja einige ohne Waffen, fast alle bleich und entstellt, glichen sie nicht sowohl regelmäßigen Truppen, als einer Bande im Aufstande begriffener Landleute.

Inzwischen hatten in Asturien und Biscaya die Feindseligkeiten mit abwechselndem Erfolg begonnen. Manche wichtige Plätze wurden von den Vaterlandsfreunden im Verein mit der englischen Seemacht, die sieghaft längs der Küste vom Vorgebirge Landsend (Finisterre) bis zur Garonne schwamm, genommen und wiedergenommen. Die Spanier siegten endlich ob und trieben den Feind ganz aus Gallizien. Das Korps des Marschall Ney, welcher Corunna und Ferrol geräumt hatte, rückte mit dem Soultschen durch Leon nach Madrid vor, welches durch furchtbare Zurüstungen von Seiten der Spanier und Engländer bedroht ward. Drey Heere sollten in Verbindung mit einander wirken, obwohl nicht oft möglich war, in ihre Unternehmungen Einhelligkeit des Zwecks zu bringen.

Im Nordosten von Spanien mußte nach dem Fall von Saragossa ein spanisches Heer unter General Reding, der die Belagerung aufheben oder Hülfe nach Gerona bringen wollte, der gesammten Macht des Feindes widerstehen. In zwey Kämpfen hielten sich die Spanier brav; da aber die Franzosen mit 8000 verstärkt wurden, wagten sie einen dritten Angriff, wo Reding fünf schwere Wunden bekam und vom Schlachtfelde nach Tarragona geschafft wurde. In sei-

nem Bericht an die Junta gab er glaubwürdig treue Nachricht von dem Vorfall, ohne seiner Leiden auch nur zu erwähnen. Nachher stieß das Heer unter Blake und die vom letztern befehligte vereinte Macht rückte gegen Alcaniz in Arragon an Cataloniens Gränze vor, und vertrieben von da die Franzosen, über welche sie auch noch andere kleine Siege gewannen. Am 15. Juny machte Blake einen Angriff auf Saragossa, ward aber mit Verlust zurückgeschlagen. Zwey Tage nach einander griff ihn Suchet in der Nähe von Behelite an und schlug ihn; am dritten aber begann die Schlacht im Thale Almonazid aufs neue, wo das gesammte spanische Heer, ohne auch nur einen Schuß zu thun, plötzlich, wie wohl ihm nur ein Drittel seiner eigenen Zahl gegenüber stand, floh und seinen Heerführer verließ, bey welchem nur 6 oder 7 Offiziere blieben. Freilich waren es nur rohe Ausgehobene ohne Kriegszucht, aber sie hatten früher Muth gezeigt und man hatte starken Verdacht, daß ihr jetziges feiges Benehmen von Verrätherey herrührte.

Unterdessen sammelten sich die unter Viktor und Sebastiani vereinten, durch Joseph Bonaparte aus Madrid verstärkten Harste (Korps) im Ganzen 40 bis 50,000 Mann in der Gegend von Talavera de la Reyna und an den Ufern des Alberche. Wellesley suchte indeß, sich mit den spanischen Heerführern, besonders mit Cuesta, in Beziehung zu setzen und erhielt nach vielen Schwierigkeiten das Versprechen, daß nichts wichtiges ohne des englischen Heeres Beytritt unternommen werden sollte. Der Erfolg von diesen vereinigten Bewegungen war die Schlacht von Talavera.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die vormals in Bremen üblich gewesenen Noth- und Blutgerichte.

Das Noth- oder Blutgericht, welches man auch das Verschreien nannte, und seit den frühesten Zeiten, wie an vielen Oertern Deutschlands, so auch in Bremen, eingeführt war, wurde bey vorsätzlichen Ermordungen, wenn der Thäter entweder unbekannt oder entflohen war, öffentlich, bey den ermordeten Körpern, unter gewissen bestimmten Feierlichkeiten, nach einem vorgeschriebenen Formular, in der Stadt vom ehemaligen Stadt-Vogt mit den ihm beysitzenden vom Rathe verordneten beyden — sogenannten Blutherren, vormals im Namen des Erzbischofes, nach dem Westphälischen Frieden aber, im Namen des Kaisers und des Königes (zuerst von Schweden und demnächst von Großbrittanien), als Herzoges von Bremen, und des Raths — im Stadtgebiete aber von den Landesrichtern, Drosten und Gohgräfen im Namen des Kaisers und des Raths gehalten.

Der Zweck dieses Gerichts war die öffentliche Vorladung des unbekannten oder entflohenen Thäters, und, wenn er nicht erschien, dessen Friedloslegung, d. h. daß er für vogelfrei erklärt wurde.

Nach alt hergebrachtem deutschen Gebrauch ward das Gericht durch ein erhobenes Geschrey der nächsten Blutsverwandten des Ermordeten dazu aufgefordert; in der Folge aber wurde von dem Rathsdiener, anstatt der Verwandten, das Geschrey erhoben. Dieß war an einigen Oertern ein Zetergeschrey, an andern hingegen und so auch in Bremen, bestand es in dem dreymaligen Rufen des Worts Joduth!

*

Ueber die ursprüngliche Bedeutung dieses Worts sind die Sprachforscher nicht einig. Der gelehrte Haltaus leitet es in seinem Glossario von dem alten Niedersächsischen Jo und duten ab. Jo war der Ausdruck, wenn Einzelne bey dringender Gefahr, die Menge zu Hülfe riefen, und duten hieß durch einen Ton, es sey durch Blasen oder durch Rufen, ein Zeichen geben; und so bedeutet denn Joduth, das Umhülferufen einzelner Menschen. In dem Bremischen Niedersächsischen Wörterbuche wird jedoch diese Auslegung verworfen, und statt deren eine andere angenommen, nach welcher jenes Wort zusammengesetzt seyn soll aus der Exklamation Jo und dem alten Dute oder Dude Volk und so hieße denn Joduth Kommt zu Hülfe ihr Leute!

Die Entscheidung über die Richtigkeit dieser Auslegungen ist indessen gleichgültig, da beyde darin übereinstimmen, daß das Wort Joduth ein Rufen um Hülfe sey. Mir ist es indessen am wahrscheinlichsten, daß dieser Ausruf von der Göttin Joduth herzuleiten sey, in welcher die alten Deutschen die gerechte Rache verehrten. Durch das dreymalige Schreyen Joduth wurde also Rache über das unschuldig vergossene Blut eines Verwändten gerufen. Daher wurde die Anhöhe ausserhalb der Stadt, auf welcher in den frühesten Zeiten die Missethäter hingerichtet wurden, der Joden- (Joduten) Berg und das Thor, welches dahin führte, das heilige, nachher das Doven Thor (*Porta divina*) genannt. Wenn in der Stadt, vom Stadtvogt ein Blutgericht gehalten werden sollte, so wurde er, der Regel nach, innerhalb 24 Stunden nach geschehener Ermordung, von dem Präsidenten, durch den Aktuar darum ersucht. Am folgenden Morgen ließ er durch seinen Gerichtsfrohn die Gerichtsstelle am Markte, unter dem zweyten Bogen des Rathhauses, anordnen und wenn dann die Leiche von acht in Trauermänteln gehüllten Bürgern hergebracht, und der Sarg mit schwarzem Tuch umhangen, vor den Bogen hingestellt war, so begab sich der Stadtvogt, auf Ansuchen des Raths, mit den beyden Blutherren an die unter dem Bogen dazu eingerichteten Plätze. Er setzte sich auf die daselbst befindliche steinerne Bank in die Mitte. Eröffnete dann das Gericht, vormals im Namen des Erzbischofes, nachhin im Namen des Kaisers und des Königs (Anfangs von Schweden und demnächst von Großbrittanien), als Herzoges zu Bremen, und des Raths und forderte den Aktuar auf, die Klage anzubringen. Der Rathsdiener verrichtete anstatt des nächsten Blutsverwandten des Ermordeten mit entblößtem Degen, womit er, während dem dreymaligen Rufen des Worts Joduth, auf den Deckel des Sargs schlug, das Geschreien. Dann lud der Stadtvogt den Thäter vor und erklärte ihn, falls er nicht erschien, für Ehr- und Friedlos, jedoch mit der Einschränkung, daß ihm während drey Tage eine Freystatt im Dohm vergönnt seyn solle. Hiernächst besichtigte der Stadtvogt mit den beyden Blutherren die Wunde des Ermordeten und erinnerte die letzteren, daß sie dieser Wunde eingedenk bleiben und hievon Zeugen seyn möchten. Endlich schloß er das Gericht und erlaubte den Verwandten, oder Freunden des Ermordeten, die Leiche zu beerdigen.

Erschien hingegen der Thäter und suchte um selbst, oder durch seine Verwandte eine Güding, sich zu purgiren, d. h. die Erlaubniß nach, sich vor Gericht vertheidigen zu dürfen, so gab der Stadtvogt diese Erlaubniß und zwey Bürger mußten ihm in die Hand geloben, daß sie solche Güding auf der Rathskanzelley anschreiben lassen und sie in Sächsischer Frist d. i. in dreymal

14 Tagen prosequiren wollten. Diese gerichtliche Vertheidigung geschah hierauf vor dem Rath und dieser sprach das Urtheil.

In der *Asertione Libertatis Reip. Brem. p.* 702 und folgenden findet sich das in Bremisch-Niedersächsischer Sprache abgefaßte Formular, welches bey dem Blutgerichte genau beobachtet werden mußte, und diese Schauderregende Ceremonie in eine geheimnißvolle Feierlichkeit verhüllte, die einen tiefen Eindruck auf den großen Haufen machte, der dort versammelt war und mit stiller Aufmerksamkeit dieß alles betrachtete, was dabey vorging und er nicht zu deuten verstand. Bey dem grausenden Anblick einer blutenden Leiche und bey den unerklärlichen Handlungen, welche damit vorgenommen wurden, überließ Jeder sich den dunklen Gefühlen einer abergläubischen Schwärmerey und Mancher, in dessen Seele vielleicht Gedanken des Mordes schlummerten, mag von solch einem Verbrechen auf immer zurückgeschreckt seyn.

Vom Senator Dr. Deneken.

Die Schwestern von St. Janvier.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit langte Dessalines Gemahlin zu Cap Frangais an. Sie hatte den Herrn St. Janvier gekannt, und seiner Zeit bei ihrem Manne Alles, wiewohl vergeblich, angewandt, um die Begnadigung seiner Person und Familie von ihm zu erhalten. Gleich nach ihrer Ankunft ließ sie die beyden jungen Personen vor sich kommen, überhäufte sie mit Liebkosungen und Geschenken, interessirte sich im höchsten Grade dafür, daß man sie zu ihren Verwandten nach Newyork könne abreisen lassen, und verschaffte ihnen einen Paß von dem General Christoph. Jetzt schien die Abreise der Schwestern gewiß; aber durch ein neues Mißgeschick wurden alle ihre Hoffnungen und Wünsche vereitelt. Es war nämlich dem General Dessalines zu Ohren gekommen, daß die Schwestern von St. Janvier und noch zwey Weiße sich haben retten können; darüber war der General wüthend geworden, und hatte sich von Jamaica aus nach Cap Frangais auf den Weg gemacht, in der Absicht, mit eigener Hand jenen Ueberrest von Weißen zu tödten, und diejenigen, welche sie hatten retten helfen, zu bestrafen. Sobald man von Dessalines Ankunft hörte, so verweigerte Diakues Mutter, aus Furcht vor eigener Gefahr, den Mädchen ihren bisherigen Zufluchtsort, so daß diesen nichts anders übrig blieb, als vor der Thür ihres Hauses ihr Schicksal zu erwarten. Allein durch ein wundersames Verhängniß ward Dessalines in eben dem Augenblicke, da er in einem Kabriolet, ohne Bedeckung, und nur von einem einzigen General-Adjutanten begleitet, in Cap Frangais einziehen wollte, von einem Trupp Mulatten angegriffen, und durch mehrere Flintenschüsse getödtet.

Mit dem Tode dieses Ungeheuers athmeten die Schwestern wieder frei; Diakue's Mutter nahm sie, nun die Gefahr vorüber war, wieder in ihr Haus auf; mehrere Monathe gingen ruhig vorüber, und der neue Neger-Chef, Christoph, ließ ihnen sogar seinen Schutz angedeihen. Eines Tages sagte ihnen die Wittwe Dessalines, zu der sie oft hingingen, daß sie nun endlich Mittel und Wege gefunden habe, um sie wieder zu ihren Verwandten zurückzubringen; weil sie sich, setzte sie hinzu, einer Negerin nicht gern anvertrauen möchten, so wolle sie ihnen eine Putzmacherin, eine Weiße, Namens Benze, die sich seit einiger Zeit zu Cap Frangais aufhielt, als Begleiterin mitgeben. Dieß war eine Frau von sehr gutem Tone, und von bescheidenen und anständigen Manieren, aber von einem Charakter, der einem solchen Aeußern durchaus nicht

entsprach. Für eine beträchtliche Summe Geld und tausend Pfund Kaffee — beydes bezahlte die Wittwe Dessalines, und versprach ihr auch, in der Folge alle nöthige Baarschaft nachzusenden — sollte sie die Töchter von St. Janvier nach Newyork, und falls sich ihre Anverwandte hier nicht fänden, auch noch weiter führen. Der Schiffskapitain erhielt für die Ueberfahrt, für alle drey Personen, tausend Pfund Kaffee, und am 20. August 1809 gingen die Weißen, von denen die ältere damals sechzehn, die jüngere zwölf Jahre alt war, unter Segel. Madame Beuze, die nun auf nichts anders bedacht war, als von dieser ihrer Sendung möglichst großen Vortheil zu ziehen, beredete die Mädchen, daß es am besten, ja durchaus nothwendig sey, daß sie alle drey für Schwestern passirten; sie hießen also von nun an Demoiselles Wichard, Schwestern der Madame Beuze. Die ersten Tage wurden sie von dieser ihrer angeblichen Schwester recht gut, bald aber sehr übel behandelt, und — die jüngere bisweilen mit Schlägen — zu den niedrigsten Verrichtungen angehalten. Ein schrecklicher Sturm brachte auf dieser Ueberfahrt das Schiff seinem Untergange nahe, und nur mit Mühe konnte der Kapitain, ein Anglo-Amerikaner, noch auf der kleinen, den vereinigten Staaten zugehörigen, Insel Beineve landen. Hier überredete er seine Passagiere, mit ihm zu einem seiner Verwandten zwey Meilen weit ins Land hinein zu kommen. Die Frauenzimmer blieben mehrere Tage daselbst, und auf die wiederholte Frage an den Kapitain, wann er sich wieder einschiffen würde, erklärte dieser endlich, daß, da er in anderweitigen Geschäften absegeln müsse, es ihm unmöglich sey, sie vollends nach Newyork zu bringen; daß ihm aber ein anderer Schiffspatron versprochen habe, sie einzunehmen. Auf die dringenden Vorstellungen, welche ihm dieses Benehmens wegen, die Reisenden machten, versprach er zwar, die Sache noch zu ihrer Zufriedenheit einzurichten, ging aber heimlicherweise während der Nacht unter Segel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anweisung, zur Verfertigung einer sehr guten Glanzwichse für Schuhe und Stiefeln.

Die gewöhnlichen Schuh- und Stiefelwichsen sind in den meisten Fällen aus Gummi, Zucker, Kienruß (oder schwarz gebranntem Elfenbein), und Schwefelsäure zusammengesetzt. Sie haben zwar die Eigenschaft dem Leder Glanz zu ertheilen; aber vermöge der Säure greifen sie das Leder an und zerstören dasselbe. Deshalb ist es wichtig, im Besitze einer Wichse zu seyn, welche die Eigenschaft besitzt, dem Leder Glanz zu geben, dabey solches zugleich geschmeidig zu erhalten, und keine zerstörende Wirkung in demselben zu veranlassen. Jenes sind die vereinten Bedingungen, welche von einer guten Stiefelwichse verlangt werden können, sie finden sich in derjenigen mit einander verbunden, deren Zubereitung hier gelehrt werden soll; ihre Verfertigung wird daher zu einem vorzüglichen Nahrungszweige gemacht werden können.

a) Glanz-Firniß.

Kommt es bloß darauf an, dem Leder Glanz zu ertheilen, ohne solches geschmeidig zu erhalten, so kann die Zusammensetzung eines Firnisses dazu, auf folgendem Wege veranstaltet werden.

4 Loth arabisches oder senegalisches Gummi werden gröblich gepülvert und alsdann mit

16 Loth mäßig warmen Wasser übergossen, und so oft damit umgerührt, bis

alles Gummi sich vollkommen aufgelöst hat. Nun wird dieser Gummiauflösung

4 Loth Kienruß,

zugesetzt, und alles wohl untereinander gearbeitet, bis eine völlig gleichförmige Verbindung daraus entstanden ist.

Um den Kienruß zu dieser Wichse zuzubereiten, füllet man einen irdenen Schmelztiegel, oder auch bloß einen Topf, mit gewöhnlichem Kienruß an, drückt ihn darin so fest wie möglich, deckt den Tiegel oder Topf mit einem steinernen Deckel zu, verklebt alle Fugen mit Thon oder Lehm, und unterhält so das Geräthe 15 bis 20 Minuten lang im Rothglühen. Hierdurch werden die öligen Theile, die dem Kienruß ankleben, zerstört, und er selbst in seiner Farbe merklich dunkler gemacht. Man wiegt nun 4 Loth davon ab, reibt ihn erst mit einer geringen Menge von starkem Brantwein ab, und setzt dann die Auflösung des Gummi hinzu.

Man kann diesen Glanzfirniß sowohl im fließenden Zustande, als auch im trockenen, gebrauchen. Zu letzterm Behuf füllet man die flüssige Masse in kleine viereckige Formen von verzinntem Blech, die inwendig mit etwas Oel ausgestrichen sind, und läßt sie darin austrocknen, da dann die Masse in harten Tafeln erscheint, die man, wenn solche gebraucht werden sollen, vorher in Wasser auflöst.

b) Glanz-Creme.

Um einen Crem zu bereiten, der dem Leder nicht allein Glanz ertheilt, sondern solches zugleich geschmeidig erhält, bedient man sich der folgenden Verfahrungsart:

4 Loth der besten Hausenblase

werden mit einem Hammer auf einer harten Unterlage stark abgeklopft, dann mit einer Scheere in kleine Stücken zerschnitten, und hierauf in einem Topfe mit

8 Loth Brantwein, und

8 — Wasser

übergossen, und über gelindem Kohlenfeuer unter öftern Umrühren so lange erhalten, bis die Hausenblase aufgelöst ist, worauf die noch warme Flüssigkeit durch ein Stück Flanell gegossen wird.

Nun werden

16 Loth weiße Talgseife

in kleine Stücke zerschabt, solche hierauf in einem Topfe mit

8 Pfund Regenwasser

übergossen, dann die Auflösung der Hausenblase, nebst

2 Loth Pottasche

hinzugegeben, hierauf alles bis zum Sieden erhitzt, und 15 Minuten lang im Sieden erhalten.

Jetzt werden nun endlich

16 Loth ausgeglüheter Kienruß, und

16 — weiße Stärke,

mit so viel kaltem Wasser abgerieben, daß ein dünner Brey daraus entstehet.

Dieser Brey wird dann in die Brühe aus Hausenblase und Seife gegossen, alles bis zur Auflösung der Stärke gut umgerührt, hierauf die ganze Flüssigkeit bis zur Hälfte abgedunstet, worauf man alles erkalten läßt.

Dieß ist nun der Crem, welcher in diesem Zustande als Stiefelwichse gebraucht werden kann.

c) Stiefelwichse in Tafeln.

Um jenen Crem trocken zu machen, und ihm die Gestalt von Tafeln zu geben, füllet man ihn in blecherne Tafelformen, die inwendig mit Oel ausgestrichen sind, und läßt solchen in gelinder Wärme austrocknen. Sie sind lös-

bar im Wasser und dürfen nur vorher in wenig Wasser aufgelöst werden, um sie als Wichse zu gebrauchen.

d) Stiefelwichse von wohlfeilerer Art.

Um eine noch wohlfeilere Stiefelwichse zu verfertigen, die der theuren jedoch in der Brauchbarkeit nicht viel nachgibt, kann man sich der folgenden Verfahrungsart bedienen:

8 Loth gewöhnlicher Tischlerleim, und
16 — weiße Talgseife,

werden in einer hinreichenden Masse warmen Wasser aufgelöst.

Nun werden

8 Loth Stärke, und
8 — ausgeglüheter Kienruß,

der letztere mit etwas Essig abgerieben, in wenig kaltem Wasser vertheilt, dann in der vorigen Leimauflösung eingerührt, und alles so lange gekocht, bis ein dicker Brey daraus entstanden ist.

Man kann nun diese Stiefelwichse nach Gefallen als Crem gebrauchen oder in Tafeln formen und solche austrocknen lassen.

Dr. Hermbstädt.

Sprachveränderungen.

1) Mit Erlaubniß zu sagen.

Gewisse Redensarten verlieren sich mit der Zeit ganz. Dahin gehört die, welche die Ueberschrift enthält. Noch vor dreißig Jahren hörte man sie in hohen und niedern Gesellschaften viel häufiger als jetzt, und sogar in Verbindungen, worin heut zu Tage kein Mensch etwas Unanständiges findet. So konnte man vordem nicht sagen: als ich mir die Strümpfe kaufte, ohne hinzuzusetzen: mit Erlaubniß zu sagen. Auch das Wort Bein war verpönt, man durfte nur Fuß sagen, und auch hiebey war dem Sprecher immer so zu Muthe, als müßte er noch hinzufügen; mit Erlaubniß zu sagen.

1) Die Liebste.

Die Liebste war ehedem die höchste Stufe nicht bloß der Rede, sondern auch der Liebe. Heut zu Tage trifft es sich nicht selten, daß die Liebe auf zwey, drey, vier Personen vertheilt wird, von denen jede doch immer die Liebste ist und also immer im Superlativ steht. In der alten Zeit hatte man eine Liebste, in der neuern hält man sich eine. Sonst wurde die Liebste geliebt, jetzt wird sie häufig getäuscht und verstoßen. Nur in den niedern Ständen noch herrscht dieser Name, auch mehr als Name denn als Sache; die Höhern schämen sich seiner. So ist auch das Heiligste in der Sprache nicht vor der Entwürdigung böser Sitte geschützt.

3) Frech und frey.

Als noch Muth und Stärke in ihrer Jugendkraft waren, da hatte die Frechheit auch noch sittlichen Adel. Als Weichlichkeit und Schwäche eintraten, war selbst die Freiheit noch zu stark. Daher kommt es, daß jetzt das Wort frey in manchen Staaten eben so verhaßt ist, als das Freche in der Sittenwelt.

Th. H.

Auflösung des Räthsels in Nro. 18.

1) Holländer. 2) Der Holländer in der Papiermühle. 3) Pächter der sogenannten Holländereyen (Kuhpachtungen) im Holsteinischen und Mecklenburgischen. 4) Beym Kegelspiel.

Nachricht.

Der Schluß der Erzählung „der Amtmann von Holzhausen“ ist wegen einer Augenkrankheit des Verfassers so lange ausgesetzt gewesen, wird aber nächstens geliefert werden.

d. R.

№ 19.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 1. Juny. 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Als Victor sich nach Talavera zurück zog, hatte ihn Cuesta mit seiner Armee bis Las Casas del Puerto de Mirabede verfolgt und hier eine Stellung genommen. Das brittische Heer war auch wieder nach Spanien vorgerückt und vereinigte sich am 20. July mit dem Spanischen Heere und zog mit diesem auf Talavera los. Die Nachhut der Franzosen wurde beym Anzuge des verbundenen Heers auf einer Ebene, eine Meile vor der Stadt in Schlachtordnung aufgestellt und fing mit den Spaniern zu scharmützeln an; als aber die Reiterbrigade des Generals Anson, unterstützt von einer Abtheilung Fußvolks unter dem General Major Mackenzie, erschien, zogen sie sich zurück und nahmen ihre Stellung hinter dem Fluß Alberche, eine Stunde von Talavera. Das verbündete Heer rückte vor und lagerte diese Nacht in den Olivenwäldern und Weingärten zwischen der Stadt und der Stellung der Franzosen. Wellesley trug darauf an, den Feind am 23. anzugreifen - da aber der zögernde mißtrauische Cuesta *) seine Mitwirkung versagte, so ward es bis zum nächsten Morgen aufgeschoben. Wäre der Angriff an dem Tage geschehn, so wäre Victors Harst unvermeidlich verloren gewesen. Noch am Abend erkundete Wellesley die Stellung des Feindes und am 24 vor 1 Uhr zogen die Artillerie und der Nachhalt von Schießbedarf aus ihrem Lager und sammelten sich eine Stunde vor Tagesanbruch bey den Trümmern eines alten Klosters, etwa eine Meile von Alberche, wo der letzte blieb, um nöthigen Falls bey der Hand zu seyn. Zwey Abtheilungen Fußvolks und eine Reiterbrigade unter dem Generallieutenant Sherbrooke wateten durch den Fluß

*) Nie war wohl ein günstigerer Zeitpunkt für die Verbündeten eingetreten; aber wie schlecht wurde er benutzt! seit dem 10. Juny hatten die Spanier Nachricht von den Unglücksfällen der Franzosen an der Donau und daß Napoleon außer Stande war, die Armee in Spanien auf irgend eine Art zu verstärken oder zu unterstützen. Dem ungeachtet blieben die Spanier unthätig und lange unentschlossen, ob sie die Hülfe der Engländer annehmen sollten oder nicht.

voran, indeß das spanische Heer über die Brücke auf den rechten brittischen Flügel zog, um den linken Flügel des Feindes zu umgehen; aber Victor hatte sich in der Nacht nach Santa Olalla zurückgezogen. Sherbrookes Abtheilung rückte nach Casalegas, eine Stunde über den Alberche, und Cuesta folgte bis Torrijos auf der Straße von Santa Olalla nach Toledo.

Joseph Bonaparte, von den Spaniern Napoleon der Kleine (*el chico*) genannt, hatte bis zum 26. seine gesammte Macht zwischen Torrijos und Toledo zusammengedrängt. Sie betrug fast 50,000 Mann. Mit diesem Heere unter Marschall Jourdan's Oberbefehl rückte Joseph Bonaparte an demselben Tage nach Torrijos vor und stieß auf Cuesta's Vorhut, welche sich in Unordnung über den Alberche zurückzog. Sherbrooke zog sich um dieselbe Zeit von Casalegas zurück, ließ aber eine Vorhut von einer Fußvolksabtheilung mit 5 Sechspfündern und einer Haubitze und eine Reiterbrigade unter dem Generalmajor Mackenzie in den Wäldern auf dem rechten Ufer des Alberche, zwischen dem Fluß und der Stadt Talavera.

Am 27. rückte das französische Heer von Santa Olalla vor, ging um 2 Uhr über den Alberche und griff die Abtheilung Mackenzie's an, welche Befehl hatte, sich auf ihren Punkt in der vom Kern des Heers eingenommenen Stellung zurück zu ziehen. Diese Bewegung ward aufs Beste ausgeführt. Die Vorhut machte dem an Zahl weit überlegenen Feinde jeden Fußbreit Boden streitig. Die von dem verbundenen Heere genommene Stellung dehnte sich auf drey Meilen aus; die rechte Seite ward vom Tajo gedeckt, die linke blieb auf einer Höhe, welche den größten Theil des Schlachtfeldes beherrschte. Links der Stellung war ein Thal, das zwischen der Höhe und den Bergen hinlief, welche die Richtung von Escalona haben. Das spanische Heer stand rechts in zwey Linien; die Stadt Talavera, zum Theil mit alten Mauern umgeben, war besetzt und der Boden vor ihr durchschnitten von Olivenwäldchen, Weingärten und Schlammgräben. Die rechte Seite der brittischen Linie schloß sich an die linke der spanischen und dehnte sich nach der vorerwähnten Höhe; der Boden vor ihr war frey, nur stellenweise von tiefen Wassergräben durchschnitten, welche durch die Bergströme gebildet und jetzt trocken waren. In der Mitte zwischen den verbundenen Heeren war eine unvollendete Schanze, welche den darauf gestellten Kanonen auch nicht im mindesten Schutz verlieh, da es bloß eine 20 Fuß weite 2 Fuß tiefe Höhlung mit nach innen zu aufgeworfener Erde war.

Sobald sich die Vorhut zurück gezogen, stürzte der Feind hervor und Abends 5 Uhr begann ein allgemeines Gefecht, welches mit einer schweren Kanonade auf der brittischen Linie und einem Versuch anhob, die beherrschende Anhöhe auf unserer Linken zu nehmen. Dieser Versuch ward aber ganz vereitelt, und der Feind von der Abtheilung unter General Hill zurückgeschlagen. In der Nacht wurde ein zweiter Versuch auf die Höhe gemacht; der Feind gewann sie auf einen Augenblick, ward aber bald wieder zurückgeschlagen und mit großem Gemetzel auf seine Linie zurückgeworfen. Unter diesem Lärm verging die Nacht. Bey Tagesanbruch standen die Heere in Schlachtordnung, wie in voriger Nacht ungefähr 800 Schritt von einander. Fast eine Stunde verging, ehe nur eine Kanone gelöst wurde; da begann das Gefecht mit einer schweren Kanonade von beyden Seiten und einem Versuch der Franzosen, mit

zwey Abtheilungen Fußvolks die Höhe zu erstürmen; er ward aber, wie vorher, durch die Bajonnets der Hillischen Abtheilung zurückgetrieben. Von dieser Zeit an bis Mittag unterhielt das Feuer des Geschützes besonders die Schlacht; die Franzosen hatten dessen mehr und von schwererem Gehalt, als die Engländer. Ein Munitionswagen der Letzten wurde in die Luft gesprengt; den Franzosen hingegen wurden mehrere Kanonen von den Lavetten geschlagen und zwey Pulverkarren in die Luft gesprengt. In der Zwischenzeit, wo das Feuern aufhörte, führten die Franzosen frische Schaaren und mehr Kanonen in die Linie und bildeten in der Nachhut etliche schwere Heersäulen Fußvolks.

Gegen zwey Uhr rückten die Franzosen wieder unter schwerer Kanonade vor, um noch einmal zu versuchen, ob sie den linken Flügel der Verbündeten wenden und mit dem Kern ihres Heers in jener Mittelpunkt dringen möchten. Allein auch dießmal wurden alle Angriffe mit der größten Entschlossenheit abgeschlagen. Wegen des Bodens großer Ungleichheit und der Gräbeneinschnitte konnte die verbündete Reiterey nicht die erforderliche Festigkeit behaupten, sie verlor also beträchtlich; trotz dem aber drang sie durch eine entgegengestellte dichte feindliche Heersäule, mußte aber am Ende wieder zurück; rechts waren die Franzosen nicht weit von der Schanze vorgestürmt und durch einen kräftigen Bajonetangriff von General Campbells Brigade unterstützt von 6 Dreypfündern, zwey spanischen Kanonen und zwey spanischen Regimentern Fußvolks zurückgeschlagen worden. Zugleicher Zeit ließen die Engländer 18 Kanonen, welche Oberst Robe von der königlichen Artillerie in schräger Richtung gestellt, auf die Seite der feindlichen Heersäule spielen und richteten mittelst der Shrapnellschen Kugeln *) große Niederlage an, sowohl wenn sie vorrückten, als sich aus der Schußweite zurückzogen.

Da die Franzosen durch diesen Anfall gedrängt, den Rückzug antraten, so that die Sherbrookische Abtheilung einen Angriff mit dem Bajonnet; aber die Gardebrigade war etwas zu weit vorgerückt und wurde dem Feuer einer schweren Batterie und einer Linie Fußvolk bloß gestellt. Aus dieser gefährlichen Lage riß sie das anrückende erste Bataillon des 48. Regiments von General Cottons Reiterey unterstützt. Da sich König Joseph auf allen Punkten geschlagen sah, so zog er sich bald nachher über den Alberche nach Santa Olalla zurück, ließ eine Nachhut von 10,000 Mann auf den Höhen hinter dem Fluße, die er am 31. auch zurückzog. Der Verlust des brittischen Heeres, welches mit 18,300 Mann 30 Kanonen auf das Feld kam betrug in den 2 Tagen des Kampfes 800 an Todten, 4000 an Verwundeten und 643 an Vermißten. Der Verlust der Franzosen ward auf 10,000 Todte, Verwundete und Gefangene und 20 Kanonen berechnet.

Obgleich das spanische Heer, mit Ausnahme der Abtheilung des Generals Bassecourt nichts Erhebliches that; so wäre doch, nach dem Verhalten dieser Abtheilung zu schließen, mehr von diesen Schaaren zu erwarten gewesen, wenn sie nur gehörig angeführt worden wären. Es fehlte nicht an Gelegenheit und ein kräftiges Anrücken in Macht hätte wohl den Sieg für die Verbündeten noch entscheidender gemacht.

Am 29., dem Tage nach der Schlacht, kam die leichte, 3000 Mann starke Brigade

*) Diese von dem Obersten Shropnell erfundenen Kugeln enthalten ungefähr 100 Flintenkugeln und entladen sich in gegebenen Entfernungen, wo sie plötzlich Tod und Verwüstung verbreiten.

mit reitender Artillerie unter General Crawford in Talavera an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon Bonaparte auf St. Helena von William Warden.

(Fortsetzung.)

Der Wagen fuhr rasch fort, und Buonapartes Scherzhaftigkeit schien gleichen Schritt damit zu halten. Er fing an Englisch zu reden, und nachdem er seinen Arm halb um Madame Bertrands Nacken geworfen, rief er, indem er sich zu mir kehrte: dieß ist meine Geliebte. . . Ach nicht Geliebte; ja, ja, es ist meine Geliebte, während die Dame sich loszumachen suchte, und der Graf, ihr Gatte, laut auflachte. Er fragte hierauf, ob er ein Versehen begangen habe, und als er die Bedeutung des gebrauchten Wortes im Englischen vernommen, so rief er aus: Ach nein, nein. Ich sage: meine Freundin, meine Liebe; nein, nicht Liebe; meine Freundin, meine Freundin. Die Sache lief darauf hinaus: Madame Bertrand war einige Tage unpäßlich gewesen, und er wünschte, sowohl sie aufzumuntern, als jeden Zwang aus der Gesellschaft zu verbannen. Mit einem Worte er war die Seele von der Partie.

Der Spaziergang auf Longwood kann durch seine verschiedene Wendungen und Krümmungen fünf bis sechs Englische, oder beynahe anderthalb Deutsche, Meilen ausmachen. Während der Fahrt fragte er mich ganz unerwartet, mit halb komischer halb ernsthafter Miene: Frei gestanden, wie viel Kranken haben sie in Ihrer Praxis wohl getödtet? — Ich sah wahrscheinlich ein wenig verwundert aus, aber ich antwortete ihm gelassen: Mein Gewissen klagt mich nicht an, irgend Jemands Tod verursacht zu haben. Er lachte und fuhr fort: Mich dünkt, daß Aerzte sich in den Krankheiten irren, daß sie manchmal zu viel, und ein andermal zu wenig thun können. Wenn ein Krankheitszufall unter ihrer Behandlung tödlich wurde, haben Sie nicht bey sich selbst nachgedacht und zuweilen gesagt: hätte ich Blut gelassen, oder auch umgekehrt, hätte ich kein Blut abgelassen, so wäre dieser Mensch genesen, oder wenn er überall keinen Arzt gerufen hätte, so wäre er noch am Leben. Ich antwortete nichts, und er fragte weiter:

Welche meinen Sie, sind die bessern Wundärzte, die Franzosen oder die Engländer? — Ganz zuverlässig, die Engländer. — Aber warum? — Weil unsere Schulen besser sind. Unsere Erziehung ist systematischer, und die Prüfungen sind so beschaffen, daß sie die Tauglichkeit eines Kandidaten sicher stellen, bevor man ihm zur Ausübung Erlaubniß gibt. — Geben Sie auch nicht zu, daß die Franzosen in der Praxis den Vorzug verdienen? — Die Franzosen sind Empiriker, ob sie gleich keine Wundarzeneyen, wie unsere Quacksalber in England, verkaufen; und sie lassen sich überhaupt mehr durch die Erfahrung als die Theorie leiten. Doch haben Sie, General, meinen Kollegen in der Englischen Armee Mittel verschafft, auch in der Feldpraxis ziemliche Fortschritte zu machen. Napoleon lächelte zu meiner Antwort, und schritt unmittelbar zu einer Frage, die mir unerwartet kam, ob sie schon mit dem bisherigen Gegenstande in einigem Zusammenhange stand. Sie bestand darin: Wer ist Ihr erster Arzt in London? — Dieß ist eine Frage, worauf ich nicht gefaßt bin, und die ich mir nicht zu beantworten getraue. Es sind dort der vortrefflichen Aerzte so viele, daß es gewagt wäre, einen besonders zu nennen. — Haben Sie denn keinen, der eigentlich den Ton angibt? — Nein, in der That nicht. Freilich gibt es Aerzte, die ein

oder zwey, oder gar drey Jahre in vorzüglichem Rufe stehen; aber ich könnte keinem den ersten Platz einräumen, ohne funfzig andern Unrecht zu thun. Leichter wäre es mir, Wundärzte mit Auszeichnung zu nennen. — Was gibt man ihnen gewöhnlich als Honorar? — Dieses hängt meistens vom Range und Vermögen des Kranken ab. — Welches ist das höchste, wovon Sie wüßten? — Ich kann wahrlich hierüber keine bestimmte Auskunft geben, denn es fällt mir im Augenblicke keine besondere Summe ein. Zuweilen erwirbt man sich in einer Praxis von wenigen Jahren ein artiges Vermögen; aber dieses Loos wird nur wenigen zu Theil, die durch zufällige Umstände und hohe Gönner, oder auch große Geschicklichkeit berühmt geworden sind. — Als Corvisart meiner Gemahlin, der Marie Louise, bey der Geburt meines Sohnes beystand, so erhielt er drey tausend Napoleons. Ich wünschte einmal, daß man der Kaiserin, nach Ihrem Gebrauche, zur Ader ließe; aber Corvisart weigerte sich: sie war sehr vollblütig. Sie sind oft am Lande beschäftigt, nicht wahr, eben so gut als am Bord des Schiffes? — Man ruft mich zuweilen zu den Kranken meiner Freunde. — Bezahlt man sie gut? — Ich habe noch nie ein Honorar angenommen. So lange ich diene genügt mir mein Gehalt. — Was gibt Ihnen Ihr König? — Zwey hundert und zwanzig Pfund des Jahres. — Sie sind Ihr ganzes Leben auf der See gewesen, nicht wahr? — Ja wohl, beynahe zwanzig Jahre lang. — Sorgt Ihr König später für Sie? — Ja General, er sorgt für mich. Nach sechsjährigem Dienste gibt er mir, wenn ich nicht länger angestellt bin, täglich sechs Schillinge: doch wird diese Summe nachher weiter nicht vermehrt, außer wenn ich volle dreißig Jahre im Dienste bleibe. — Diese Belohnung kommt mir nicht gehörig abgewogen vor. — Es scheint mir auch so, General; aber ich habe kein Recht, mich zu beklagen, weil ich die Bedingungen wußte, ehe ich Dienste nahm; und in England sind wir nie gegen unsere Neigung dazu genöthigt. — Ist es nicht sehr kostspielig in St. Helena zu leben? — Ja, gar sehr. Ein Fremder kommt des Tages nicht unter dreißig Schillinge weg. — Wie helfen sie sich denn? — Gegenwärtig durch die Gastfreundschaft eines sehr guten und edelmüthigen Freundes; und mitunter behelfe ich mich mit der Schiffskost am Bord des Northumberlands. — Die Armee muß Ihrer Regierung ungeheure Ausgaben verursachen; nicht wahr? — Keine größere, dessen bin ich gewiß, als sie bestreiten kann. Doch, glaube ich, kostet sie mehr, als die Flotte. — Und warum das? — Die Ausgaben für die Armee steigen öfters nothwendig, wegen örtlicher Verhältnisse. — Und warum nicht bey der Flotte? — Letztere ist blos zu Zeiten in Thätigkeit, und jene mehr oder minder stehend. — Hält England nicht mehr auf seine Flotte, als auf sein Kriegsheer? — Sicherlich wird die Flotte wie seine natürlichste, wesentlichste und stärkste Schutzwehr betrachtet; aber die Armee erhebt manchmal sehr das Haupt, und wird ausnehmend günstig angesehen, wenn sie mit Lorbeern gekrönt ist. Ein Schlachtfeld wie das von Waterloo kann kaum im Herzen eines Engländers dankbar genug anerkannt werden. Napoleon antwortete nichts hierauf, aber sein Blick verrieth kein Mißfallen. Indessen änderte er doch das Gespräch.

Wo sind Sie auferzogen worden? sagte er. — In Edinburgh. — Sie haben dort meines Wissens, sehr vorzügliche Professoren. Des Doktor Browns System stand zur Zeit meines ersten Italienischen Feldzuges in Ansehen. Ich habe auch von Ihren andern ausgezeichneten Männern

gelesen; möchten Sie mir ihre Namen ins Gedächtniß zurückrufen? Ich nannte Black, in der Chemie; Monro, in der Zergliederungs- und Wundarzeneykunde; und Gregory in der Arzneywissenschaft. Doch merkte ich ihm zugleich an, daß ich außer diesen, die meine Lehrer waren, noch andere Männer von gleichem Verdienste an den verschiedenen Schulen des Brittischen Reichs anführen könnte. — Ich habe, sagte Napoleon, nur einen einzigen Arzt gekannt, der in seinen Diagnostiken unfehlbar war: er hieß Dübos. Er erkannte die Natur und den Sitz der Krankheit aufs richtigste; aber, sonderbar, er konnte kein Rezept schreiben, und wollte deswegen niemals die Behandlung oder Kur eines Zufalls übernehmen, den er mit so scharfen Blick beurtheilte. Ich entgegnete, daß er in Aegypten einen sehr geschickten Wundarzt, den Hrn. Larey, bey sich hatte. — Ja, antwortete er, er war in seinen Feldeinrichtungen ganz vortrefflich, aber ich hatte Männer, die ihm an wissenschaftlichen Kenntnissen weit überlegen waren. — Herr Percy, sprach ich, der am Morgen der Schlacht bey Austerlitz zu Ihnen kam, stand in hohem Rufe. — Ey, rief er aus, wie haben Sie das erfahren? — Ich muß es entweder in Lareys Schriften gelesen, oder vom General Bertrand gehört haben. Er fuhr fort:

Ich habe in Frankreich vorgehabt, die Wundärzte in drey Abtheilungen zu sondern. Ich habe jederzeit ihre Kunst hochgeachtet, denn die Chirurgie ist eine Wissenschaft, und mehr noch als eine Wissenschaft, weil sie Kenntnisse in mehreren andern, in der Chemie, Anatomie, Botanik und Medizin erheischt. In die erste Klasse hätte ich die vorzüglichsten Männer gestellt. — Aber wie, General, hätten sie dieselben erkennen können? — An ihrem Rufe, Einkommen, und dem Ansehen, worin sie in der Welt standen. — Sollte aber gegen diesen Plan nichts einzuwenden seyn? Manche verdienstvolle Männer leben im Dunkeln. — Dann mögen sie darin bleiben; wozu sind sie sonst gut? Hätte ich einen Wundarzt aus Ihrer Flotte zu wählen, sollte ich ihn nicht eher vom Northumberland als von einer kleinen Brigg nehmen? — Da, General, könnten Sie sich auch irren. — Nein, nein; ein Mann von Talent macht sich auf jedem Standpunkte und in jeder Lage des Lebens bemerkbar. Verlassen Sie sich darauf; ich ginge bey meinem Plane, im Ganzen genommen, sicher. Die beyden erstern Klassen hätten sich neben der Achtung, die ihre Bildung jederzeit in der Gesellschaft gebietet, noch einiger besondern Auszeichnungen erfreut. Die dritte Klasse wäre äußerst niedrig gestanden, und sie hätte bloß die aller unschuldigsten Arzneymittel verschreiben dürfen. — Vielleicht hätten Sie, nach so getroffener Einrichtung, die künftigen Kandidaten, wie es in England gebräuchlich ist, einer Prüfung unterworfen? — Ja, das wäre nicht übel gewesen.

Ein Arzt, fuhr er fort, hat, meines Dünkens, einige Aehnlichkeit mit einem General. Er muß Beobachtungsgeist und Urtheilskraft mit Scharfblick vereinen: Vermittelst dieser Eigenschaften erspäht er die Stärke der Stellung des Feindes. So weit konnte der Doktor Dübos gehen, aber auch nicht weiter. Ein verständiger Praktiker wendet genau die nöthige Kraft an, um den Feind aus seiner Verschanzung zu treiben: eine übermäßige Kraft könnte den Platz selbst beschädigen. Nun so denke ich, wenn sie zuviel Quecksilber gebrauchen, so müssen Sie Unheil anrichten; ein gleiches sage ich von der Methode des Sangrado. Ich drückte ihm hierauf mein Erstaunen über die beständig gute Gesundheit aus, deren er während der mancherley

Abwechselungen seines ausserordentlichen Lebens genossen hatte. — Ja, sagte er, meine Gesundheit war jederzeit vortrefflich. Als die Italienische Armee nahe bey Morästen gelagert war, wurden viele vom Fieber befallen, während ich mich wohl befand, weil ich Mäßigkeit beobachtete, und bey Befriedigung meines Appetites sorgfältig das Vermögen meiner Verdauungswerkzeuge erwog. Zu gleicher Zeit hatte ich hinlängliche Bewegung und Thätigkeit sowohl des Leibes, als Geistes. — Doch hat man gesagt, daß Sie bey Ihrer Rückkehr aus Aegypten ziemlich übel aufgewesen seyen. — Ich war sehr mager und hatte einen bösen Husten. Meine Genesung verdankte ich dem Doktor Corvisart, welcher mir zweymal auf der Brust Blasen zog. — Man hat auch gesagt, daß Sie damals einem Ausschlage, wenigstens auf der Oberhaut, unterworfen waren. — Ihr Freund Goldsmith sagt es. Wohlan, lassen Sie sich erzählen. Ich werde die komische Art nie vergessen, wie er mir diese Anekdote preis gab.

Bey der Belagerung von Toulon kommandirte ich eine kleine Batterie von zwei Kanonen. Eine Ihrer Schaluppen legte sich nahe ans Ufer, feuerte ab, und tödete zwei Kanoniers mir zur Seite; ich raffte einen Ladstock auf, so wie er der warmen Hand des Getödteten entfiel. Der Mann war, wie sichs ergab, ungesund gewesen, und ich befand mich selbst einige Tage nachher mit einer hartnäckigen Krätze behaftet. Ich gebrauchte Bäder und genaß dabey. Fünf Jahre nachher brach die nämliche Krankheit, die mir im Blut stecken geblieben seyn muß, viel stärker aus; doch wurde ich bald geheilt, und habe seitdem keinen Rückfall mehr gehabt.

(Der Schluß folgt.)

Eine Aufforderung.

Der Bürgerfreund, welcher billig, an allem besondern Antheil nimmt, was Bremen betrifft, und Bremens Theilnahme erwecken kann, glaubt völlig in diesem Sinne zu handeln, wenn er des Publikums Aufmerksamkeit für einen Augenblick auf eine seit kurzem erschienene Zeitschrift leitet, die ganz dazu geeignet scheint, dieselbe zu fesseln, begreiflich ist hier die Rede von den Intelligenzen für Handel, Kunstfleiß und Gewerbe, welche hier seit dem Anfange des Aprils erscheinen und deren Tendenz ganz auf die Beförderung der bürgerlichen Gewerbe gerichtet ist. Der Plan dieser Zeitschrift ist so umfassend, so tief in die Thätigkeit des städtischen Verkehrs eingreifend so ausschließlich dem nächsten wichtigsten Interesse der Bürger gewidmet, daß nichts natürlicher ist, als daß sie die lebhafte Theilnahme eben dieser Bürger und ganz vorzüglich einer alten Hanseestadt erregen muß. So viel wir bisher haben bemerken können, strebt diese Zeitschrift mit einem seltnen Eifer ihrem Ziele entgegen und wenn dieß Ziel groß und entfernt ist so kann doch Keinem entgehen, wie nützlich und folgereich für das ganze deutsche Gewerbe die Erreichung desselben seyn muß. Es würde mehr als kritische Strenge verrathen, wenn Jemand fordern wollte, daß eine Zeitschrift von dem Umfange in wenigen bis jetzt erschienenen Blättern alles sollte geliefert haben was in ihrem Plan liegt; dieß wäre eine gänzliche Unmöglichkeit und die Forderung daher nicht bloß unbillig, sondern ungereimt. Aber daß sie fortschreitet und mit Anstrengung hinstrebt zu ihrem Ziele, daß können wir gewiß nicht verkennen und muß uns nothwendig dazu auffordern, sie durch eine allgemeine und wirksame Theilnahme zu unterstützen und zubefördern. Die Theilnahme des Publikums ist zum Gedei-

hen eines jeden öffentlichen Unternehmens nothwendig, und wenn der Zweck des letztern gemeinnützig ist, so liegt schon darin eine Verpflichtung für uns, zum Gelingen desselben durch thätige Theilnahme beyzutragen. Wer nur einigermaaßen mit den Schwierigkeiten bekannt ist, die mit der Redaktion einer Zeitschrift verbunden sind, wie diejenige, von der wir hier reden, der kann unmöglich begehren, daß sie alle sogleich gehoben seyn sollen und wer nur einigermaaßen billig denkt, der wird nicht anstehen, das Seinige zur Erleichterung eines so schweren Geschäfts beyzutragen. Gewiß steht es in der Macht unsers großen und wohldenkenden Publikums, dieses auf mancherley Weise zuthun, und indem der Bürgerfreund, der Freund jeglichen Bürgerwohls, hierzu einladet, hofft und erwartet er, es mit Erfolg zu thun.

Beantwortung der Aufgabe in Nro. 16. dieses Blattes.

Wenn sowohl der Discontant als der Kapitalist, jener 1000 Rthlr. auf 2 Monath Wechsel, dieser dieselbe Summe auf Grundstücke, beyde zu 5 pCt. jährlich hergeben, und beym Ablauf des Wechsels, und Empfang der jährlichen Zinsen, das Kapital, eingeschlossen das empfangene Disconto und die Zinsen, ein jeder auf seine Art wieder belegt, so hat ersterer in 13 Jahren 9 Monath, letzterer in 14 Jahren 2½ Monath das Kapital verdoppelt, und gewinnt der Discontant durch den Unterschied von 5½ Monath 46 Rthlr. 13 Gr. an Zinsen, wenn er sein Geld bis zu dem Tage nach dem angenommenen Zinsfuße verdiscontirt, wo der Kapitalist seine 1000 Rthlr. auf 2000 Rthlr. gebracht hat.

Carl Heinrich Schlatter.
Privatlehrer im Kaufmännischen Rechnen und doppelt Italienischen Buchhalten.

Charade.

Lustig! lustig! kommt herbey!
Schaut der Ersten Allerley.
Schuh' und Stiefeln, eng' und weite,
Bänder, Spitzen, schmal' und breite;
Hübsche Mädchen, junge Laffen,
Die den bunten Kram begaffen,
Und mit unter Bär und Affen,
Er im Pelz und sie im Frack,
Tanzend nach dem Dudelsack.

Seht! da bringt fürs zweyte Paar
Man ein köstlich Mittel dar;
Kugeln, die es schnell vertreiben,
Dürft nur wacker darauf reiben.
Aber hat die Tugend sie,
O so hilft das Reiben nie.
Und mein Ganzes zeigt Euch an,
Wo man dieses sehen kann.
Ist kein Dorf, ist keine Stadt;
Doch, weil es Erlaubniß hat
Heut' die Erste abzuhalten,
Hat den Namen es erhalten.

Anekdote.

Zu einem angesehenen Manne, von welchem die Vergebung eines Schreiberdienstes abhing, kam ein Brodloser und suchte um den vakanten Posten an. Der Beamte fragte: hat er seine Hand mitgebracht? — Der Dienstsuchende hielt seine beyden Hände als Beweis empor. — Ich meine, fuhr Jener fort, ob er eine gute Handschrift schreibt, und aufzuweisen hat? — Der Brodlose ließ die Hände sinken und sprach: ach nein! ich kann ganz und gar nicht schreiben. — Wie kann er denn Schreiber seyn, war die Antwort, wenn er nicht schreiben kann! — „Ich meinte so," sagte der Nichtschreiber, „unser Schulmeister im Dorfe treibt sich immer auf Wiesen und Feldern herum, und fragt man ihn, was er mache, so sagt er: Verse; indeß hat seine Frau es in der Schule mit den Kindern zuthun. So dächte ich auch, ich wollte meine Frau für mich schreiben lassen." * - * - *

№ 20.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 5. Juny. 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Das brittische Heer zog am 3. August von Talavera auf der Straße nach Oropesa, um Soults Heer anzugreifen, welches, von Neys und Mortiers Harsten verstärkt, über den Puerto de Banos und Placencia auf die brittische Nachhut anrückte. Zu Talavera blieben 1500 Kranke und Verwundete von dem brittischen Heere in den Sieghäusern. Das spanische Heer unter Cuesta war bestimmt, zu ihrem Schutz und zur Deckung der brittischen Nachhut gegen Victors Heer zurück zu bleiben. Wie groß aber war das Erstaunen der Britten, als sie am folgenden Morgen fanden, daß Cuesta seinen Posten verlassen hatte und mit seinem Heere ihnen folgte. In dieser mißlichen Lage beschloß Wellesley, sich nach Portugal zurückzuziehen. Er marschirte durch die Berge am linken Tajoufer nach Jaraiego und von da auf der Straße nach Badajoz und Elvas an die Gränze von Portugal, wo sein Heer etliche Monathe lagerte und nachher eine ausgedehntere Stellung an der östlichen Gränze einnahm. Das portugiesische Heer unter Marschall Beresford, welches über Ciudad Rodrigo vorrückte, kehrte, als es Soults Ankunft in Placencia vernahm, wieder nach Portugal zurück.

Als die Nachricht von der bey Talavera gewonnenen Schlacht nach England kam, wurde nicht nur dem Heere für sein wackeres Verhalten der gewöhnliche Dank abgestattet, sondern die Krone gab auch Wellesley ein besonderes Zeichen ihrer Gunst und ihres Beyfalls dadurch, daß sie ihn am 26. August 1809 zum Baron Douro von Wellesley und Viscount Wellington von Talavera erhob. Er hatte seine Pflicht mit solcher Anstrengung gethan, daß er von einem Fieber niedergeworfen ward, welches ihn einige Zeit nach Lissabon zu gehen zwang, um dort die frische Luft zu genießen. Aber kaum wieder hergestellt, übernahm er schon im Oktober 1809 den Oberbefehl des Heers wieder.

Der Marquis von Wellesley indeß zum außerordentlichen brittischen Gesandten in Spanien ernannt, vermochte endlich die Regierungs-

junta mit mehr Kraft und Einheit mit den Engländern zu Werke zu gehen und den untauglichen General Cuesta zu entlassen.

Im Anfange Augusts nach der Schlacht von Talavera zog General Venegas mit einem auf 30,000 Mann geschätzten Heere aus den Bergen der Sierra Morena herab und nahm am 10. eine streitbare Stellung ungefähr drey Stunden von Toledo. Dieses Heer sollte um die Zeit der Schlacht von Talavera eine mächtige Diversion gemacht haben, aber dieß war nicht mit der Schnelligkeit geschehn, die man erwartet, und da Venegas zu Damiel hinter den Toledogebirgen und dem Guadianastrom blieb, so konnte Sebastiani seinen ganzen Harst, 2000 Mann ausgenommen, die er als Besatzung in Toledo ließ, wegziehen und zu Victors Korps stoßen.

Als nun endlich Venegas von den Bergen der Sierra Morena heranrückte, mußte er allein, unterstützt, den Angriff des von Sebastiani angeführten Feindes bestehen. Diese Schlacht fiel am 21. August vor, und die Spanier warfen ihre Waffen weg, verließen ihr Geschütz, ihren Schießbedarf, ihr Gepäck und flohen schleunigst beym ersten Anprall der feindlichen Reiterey, welche ihre Linie durchbrach. Fast zwey Wegstunden weit wurde ihnen nachgesetzt; aber Furcht und Feigheit sind schnellfüßig und wenige wurden eingeholt. Venegas ward in der Befehligung des Heers von La Mancha vom Marquis von Ariesaga abgelöst, der gehörig verstärkt und mit Geschütz, Mundvorrath u. s. w. versehen war. Das Heer war an 50,000 Mann stark. Ariesaga ersann einen kühnen Kunstgriff, auf Madrid loszugehen, und die Franzosen zu einem allgemeinen Gefecht zu bringen, dessen Ausgang sie zwänge, die Stadt zu verlassen. Die Franzosen stellten ihre Macht in einer wehrbaren Stellung bey Toledo auf; die Spanier aber hielten, statt vorzurücken, für klüger sich zurückzuziehen. Sie gingen demnach wieder über den Tajo, vom Feinde verfolgt, der bey Ocanna, einer Stadt in La Mancha, auf der Seite von Neucastilien, auf einer Höhe am Eingang der großen Ebene von la Mesada Ocanna mit ihnen zusammentraf. Am 18. November fiel eine Schlacht vor. König Joseph befehligte in eigener Person. Der Kampf war kurz, aber entscheidend. Die Franzosen trugen einen vollständigen Sieg davon. Ocanna war Tudela von 1809. Nach französischen Berichten wurden 20,000 gefangen, an 4000 blieben in der Schlacht. Diese Angabe war vielleicht nach der gewöhnlichen Art der französischen Generale übertrieben; aber die Niederlage und Zerstreuung des Heers waren vollständig. Die Feinde selbst gestanden, daß die Spanier kräftigen Widerstand geleistet; diese aber schoben ihre Niederlage auf das feige Verhalten eines starken Reiterharsts, der in einem mißlichen Augenblicke die Flucht ergriff, und Verwirrung und Bestürzung unter die Schaaren brachte.

Auf die Schlacht von Ocanna folgte schnell die Bezwingung von Cordova und Sevilla, und der Weg nach Cadiz ward frey. Der Herzog del Parque, welcher das sogenannte Heer des linken Flügels von ungefähr 30,000 Mann befehligte, fand, zufolge der vom Feinde gewonnenen Vortheile, für nöthig, sich nach den Gränzen von Gallizien über Alba de Tormes zurück zu ziehen. — Mittlerweile mußte sich Gerona, nachdem es eine fast 6 monatliche Belagerung und alle Schrecken der Mühseligkeit und des Hungers erduldet, am 10. Dec. dem Marschall Augereau *) ergeben. Die Unerschrockenheit der

*) Wenn die Nachrichten von dieses Mannes Leben glaubwürdig sind, so übertrifft er an furcht

Besatzung von Gerona wetteiferte mit den Heldenthaten ihrer Landsleute zu Saragossa, dessen Uebergabe schon erwähnt worden ist. Die vaterlandssinnige Aufopferung dieser beyden Plätze ehrt den Namen Bürger, und keine auch noch so kräftige Sprache kann die Bewunderung für sie in der heiligen Sache der Freiheit erhöhen.

So fielen am Schlusse des Jahres 1809 alle spanische Festungen in die Hände des Feindes, und die vorzüglichsten Heere waren geschlagen und zerstreut. Der Hauptgrund dieses Unglücks lag in der Unwissenheit, den beschränkten Ansichten und kleinlichen Ränken, die unter den Mitgliedern der obern Junta statt fanden, welche sämmtlich weit mehr auf Erhaltung ihrer Macht als auf Vertheidigung, Ehre und Freiheit ihres Landes bedacht waren. In vielen Theilen Spaniens herrschte ein Geist des Widerstandes, der unter geschicktern Händen, die wichtigsten Ergebnisse hervorgebracht hätte; aber Selbstsucht, Lässigkeit, Aufschub und Verstandesschwäche zeigten sich durchaus. Selbst der Krieg mit Oesterreich in welchen Buonaparte gezogen war, und der so günstige Gelegenheit bot, alle kriegerische Kraft des Landes mit höchst wahrscheinlichem Erfolg aufzubieten, ward übersehen, und, nachdem Buonaparte den österreichischen Krieg beendigt, überschwemmte er die Halbinsel wieder mit frischen Schaaren und verfolgte seinen alten Plan, Cadiz zu bezwingen, den wichtigsten Punkt in ganz Spanien, und seine Adler auf Lissabons Thürme zu pflanzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

barer Schlechtigkeit alles, was von den verworfensten Menschen erzählt wird. Jede Art von Verbrechen scheint ihm von Kind auf geläufig gewesen zu seyn; aber die Schilderey ist so ungeheuer verzerrt, daß es für das Gemüth ein Trost ist, sie nicht ähnlich zu finden. Er soll der natürliche Sohn einer Obsthändlerin, 1749 zu Paris geboren, und Marschall durch die niederträchtigsten, verworfensten Schandthaten geworden seyn.

Napoleon Bonaparte in Berlin, nach der Schlacht bey Jena.

Eine Reminiscenz vom Freiherrn von S — a.

Das schönste Wetter dauerte ununterbrochen fort, und der Herbsttag, an welchem Napoleon in Berlin einzog, war einem warmen Sommertage zu vergleichen. Er kam unter dem Geläute derselben Glocken, welche so oft die wunderbaren, rettenden Siege Friedrichs des Großen verkündet, so oft den Preußischen Nationalstolz aufgerufen hatten. Er kam mit einem unermeßlichen militärischen Pomp; doch glaubte ich zu bemerken, daß dieser im Ganzen denselben Eindruck, den er uns immer gemacht, auch auf die Berliner machte. In der Französischen militärischen Pracht ist etwas Aufgeblasenes, Grelles, was dem Deutschen nicht zusagen will. Er denkt sich kriegerische Tugend zu sehr mit innerem Ernst und Einfachheit gepaart, als daß ihn nicht verdrießen sollte, wenn tapfere Männer nach Art der Kunstreiter einherziehen.

Ich hatte Buonaparte zum letztenmale gesehen, als er in die Schlacht von Marengo zog. Damals glich er einem Gespenste, man dachte bey seinem Anblick sofort an Egypten und Syrien, an die Drangsale und Sorgen, die er bestanden hatte, und den größten Moment derselben, den er nun bestehen sollte. Verlor er die bevorstehende Schlacht, so litt es keinen Zweifel, daß er die Macht, welche er in Frankreich an sich gerissen, nicht behaupten konnte. Wie ganz anders war sein Anblick, als er zum Brandenburger Thore hereinritt, das mit der

Siegesgöttin nur geschmückt schien, um seinen Einzug zu verherrlichen. Mir mißfiel er gegen ehemals, und mein erster Gedanke war, wie unsägliches Glück dazu gehört habe, diese Seele mit so viel Fleisch zu umkleiden. Die Dicke kleidet ihm nicht, wie ehemals die Magerkeit, und heiterer schien mir sein Gesicht, da er der Gefahr entgegenflog, als jetzt, in der Feier des Sieges. Mich dünkte, er nahm es dem Schicksal übel, daß er so leicht gesiegt hatte.

So lange er in Berlin blieb, durfte ich diesen Ort nicht verlassen. Während seines Aufenthalts daselbst war sein Benehmen gütiger und freundlicher wie gewöhnlich. Mit Vergnügen merkte ich, wie viel dazu die Erinnerung an Friedrich den Großen beytrug. In ihm herrschte gewiß die Vorstellung ob, wie ihn die Hauptstadt mit jenem vergleichen werde. Aber darin täuschte er sich völlig. Die Berliner sind an sich wenig zur Bewunderung geneigt, und wenn der Mensch doch etwas bewundern muß, so entledigen sie sich dieser Pflicht am liebsten gegen Todte und solche, welche sie als ihr Eigenthum ansehen, so daß sie sich selbst an dem Gegenstand der Bewunderung ein wenig mit bewundern können. Sie waren erschöpft durch das Lob ihres Friedrichs, und wandten dagegen ihre ganze Geübtheit zu persifliren wider Napoleon und seine Thaten.

Die meisten Berliner aber haßten ihn mit düsterm Ernst, und bisweilen mußte ich mich verwundern, daß er öfters mit so geringer Begleitung in den Straßen erschien, wo ein Schuß aus einem Hause seinem Leben ein Ende machen könne, ohne daß der Thäter auch nur seine Entdeckung zu fürchten brauche. In dieser Verwunderung ward ich sehr bestärkt, als mir eines Abends ein mit uns vertrauter Cavalier folgendes erzählte: der Jäger eines seiner Freunde war vor einigen Wochen sehr schwermüthig geworden, ohne daß sein Herr die Ursache weder von ihm erfahren noch errathen konnte. Jüngst tritt derselbe vor ihn, und spricht: Meines Lebens bin ich überdrüßig, Niemand verliert etwas an mir; Sie wissen, mein Schuß fehlt niemals, soll ich morgen zu Mittag, wenn der Kaiser, wie gewöhnlich, hier vorbeyreitet, ihn erschießen? Der Herr antwortet, er wolle nichts davon wissen, ihm nicht abrathen, ihm nicht zurathen. Gut, sagte der Jäger, so wisse er, was er zu thun habe; und in der Nacht vorher, da er die That ausüben will — stirbt er plötzlich.

Das Verhängnißvolle, was freylich in jeglichem Leben herrscht, ist allerdings in Napoleon's Leben so stark ausgesprochen, wie wohl in keinem, das die Geschichte aufgezeichnet hat. Wir hatten noch immer bis tief in den November heitere, sommerliche Herbsttage. Wie ich eines Morgens aufgestanden bin, prasselt Regengüsse herab; bald hinterbrachte man mir, in der Frühe sey der Kaiser plötzlich abgereiset. Wollte er nicht vielleicht den Eindruck hinterlassen, als habe bloß seine Gegenwart den Berlinern so lange das schöne Wetter erhalten? — — — —

Rechtfertigung des Pabstes, und richtige Ansicht seines Verbots: das Bibel lesen und die Beförderung dieses Buches betreffend.

(Eingesandt.)

Keinem Pabste, und keinem zu seiner großen Hierarchie Gehörenden sind die Worte: „prüfet Alles, und behaltet das Gute; erbauet euch aus der Schrift; leset; singet; forschet" u. s. w. unbekannt.

In den ersten Jahrhunderten dachte man an kein Verbot, indem man 1) den Sinn der Bibel, nicht der ganzen, wie wir sie jezt haben, sondern geschriebener Sätze, offen und flach in der Vernunft wiederfand, weil 2) die Beyhülfe der Traditionen noch warm war, und warm wirkte und 3) die Lehren der Bibel ihre Aechtheit durch ein christliches Betragen bey Geistlichen und Weltlichen bewiesen.

So blieb's nicht immer. Unruhen, Kriege, Völkerwanderungen hemmten den Reingeist im Denken und Forschen. Wehr und Gegenwehr verhärteten den Zartsinn; selbst die Päbste führten Kriege und wurden bekriegt. Die Aufsicht über Lehren litt, und nachdem sie im 7. Jahrhuntert als weltliche Fürsten das Schwerdt und die Polizey übernahmen; da war es damit gar schlecht bestellt. Das Wenige, was den Weltmenschen an Kenntnissen und moralischem Gefühl übrig geblieben war, gieng durch die angesponnenen Kreuzzüge und deren Nachwehen im 11. und 12. Jahrhunterte fast vollens verloren. Lesen, und Schreiben konnten in den Zeiten fast nur die Päbste, und seine Geistlichen; 2 Schwerdter, das Geistliche und Weltliche, waren in den Händen der Päbste. Sie wusten beyde wohl zu benutzen; und giengen sie mit dem einem und dem andern zu weit, so thaten sie was früher und später Kaiser und Könige auch versucht und dieß zum Beweise ihres Irrthums und ihrer Fehlbarkeit erkannt haben. Nie hat sich ein Pabst selbst, nie seine Vertrauten ihn für Unfehlbar gehalten. Konnte er aus diesem von Märchen eingerührten frommen Glauben seinen Nutzen ziehen; wurden die Texte der Bibel zu seinem Vortheil verstümmelt, und so lange geändert, bis ein oder ander Wort Gelegenheit gab, ihren Sinn daraus hervor zu bringen, so schwiegen sie gerne dazu. Das war — — menschlich war es nicht.

Da kamen bessere Päbste. Sie hätten gern, als im 15. Jahrhunderte die Buchdruckereyen aufkamen, den Laien das fleißige Bibellesen zur Pflicht gemacht; allein sie schloßen: So viele Texte sind schon von den studierten Leuten verhunzt, was werden erst noch die Unstudierten daraus machen! Für jezt ist es also noch besser, ihnen das Bibellesen zu untersagen, bis reiner einfältiger Sinn, richtige Auslegung, fromme Vernunft ohne Spitzfindigkeiten von der einen, und ohne Dummheit und Volks-Aberglauben von der andern Seite die ihnen gebührenden Rechte wieder eingenommen. Das war doch wohl so ganz Unrecht nicht. Und wenn der jetzige Pabst sagt: Ihr Bibelbeförderer; ich achte euren guten Willen, aber ihr kommt 10 Jahre mit eurem Bibellesen zu früh; — durch langwierige Kriege haben Schulen und Sitten gelitten — Sorget erst für Schulen, daß die Jugend richtig lesen und denken lerne; daß sie Liebe für Kenntniße und Achtung für sittlichen Wandel zeige, dann gebt die Bibel aus; dann will ich euch kräftig unterstützen. Früher bleibt die Austheilung nur ein Saame der Zwietracht; die Brüder von Brüdern, Eltern von Kindern trennt; das will ich nicht. Bis dahin mein Veto. Hat er Unrecht?

Die Schwestern von St. Janvier.

(Fortsetzung.)

Mehrere Wochen lang mußten nun die Schwestern von St. Janvier mit ihrer Begleiterin auf dieser ziemlich unbekannten Insel, wo es eigentlich weder Schiffe noch Schiffspatrone gibt, und nur selten fremde Schiffe landen, verbleiben. Endlich fand sich eine Gelegenheit nach Baltimore zu gehen, wo sie glücklich anlangten,

und, da sie, in Betreff einer Tante von mütterlicher Seite, die ehemals da gewohnt haben sollte, nichts erfragen konnten, weiter nach Newyork reisten, wo sie den traurigen Bericht erhielten, daß jene Tante schon vor 8 Jahren verreist sey. In dieser Lage der Sachen glaubte nun Mad. Beuze, die schon lange bey sich selbst den Plan entworfen hatte, die Töchter von St. Janvier zu ihren Sklavinnen zu machen, es sey Zeit, jenes Projekt auszuführen. Zu diesem Ende stellte sie ihnen vor, da sie in Newyork weder Eltern noch Verwandte hätten, die für sie gut stehen könnten, so würde der französische Konsul sie in ein Waisenhaus aufnehmen lassen. Um dem zuvorzukommen, sollten sie eine Akte unterzeichnen, durch die sie sich verpflichteten, so lange bey ihr zu bleiben, bis sie beyde ihren Verwandten wieder würde zugestellt haben; indessen sollen sie sich weiterhin Wichard nennen dabey sey es zu ihrer völligen Sicherheit von äußerster Wichtigkeit, daß sie ihren wahren Namen ja gegen Niemand verrathen; auch müße jene Akte, damit sie gültig sey, im Bureau des Armenhospitals (hier befand sich die Niederlage der verkäuflichen Sklaven), einregistert werden. Die Mädchen, nichts böses ahnend, gaben zu Allem ihre Einwilligung. Eine Akte des erwähnten Inhalts wurde aufgesetzt und ihnen vorgelesen; in dem Augenblicke aber, da es um die Unterschrift zu thun war, wußte Mad. Beuze derselben einen andern Aufsatz hinterlistiger Weise unterzuschieben, kraft dessen die Töchter einwilligten, lebenslänglich Sklavinnen der Frau Beuze zu seyn, und dieser sogar die Vollmacht ertheilten, sie verkaufen zu dürfen; und diese Schrift war es, die von den Schwestern von St. Janvier, und zwey von Mad. Beuze erbetenen, ihr an Schlechtigkeit gleichkommenden, Zeugen unterzeichnet wurde.

Nun hatte Mad. Beuze, was sie wollte. Von jetzt an zeigte sie sich in ihrem wahren Charakter. Die Mädchen wurden mit äußerster Brutalität und Strenge, eigentlich wie Sklavinnen, behandelt. Hortensia, die ältere, hatte den Dienst eines Kammermädchens; die jüngere, Augustine, mußte die Küche besorgen, das Geschirr waschen und Kommissionen ausrichten. Beyde wurden, oft blos um eines Ja oder Nein willen mit Stricken gepeitscht, und in jeder Hinsicht auf das Härteste behandelt. Indessen hatte eine gewisse Frau Collet, eine Gastwirthin zu Newyork, den wahren Familiennamen der Schwestern entdeckt, und es hier und da wieder in der Stadt ruchbar werden lassen, das seyen die zwey, dem Blutbade von St. Domingo entronnenen Weißen. Bald erweckte die rührende Geschichte ihrer Schicksale eine allgemeine Theilnahme. Viele Personen zu Newyork hatten ihre Eltern sehr wohl gekannt, und fanden sie diesen auffallend ähnlich, und bald zweifelte Niemand mehr, sie seyen wirklich die Töchter des Herrn v. St. Janvier.

Auch dem in dem Gasthofe der Madame Collet wohnenden Französischen Konsul, Herrn Felix Beaujour, waren jene Gerüchte zu Ohren gekommen; auch er fing an, sich für die Mädchen zu interessiren, und ließ sie zu sich rufen; und da Mad. Beuze ihnen verbot, auszugehen, so meldete sich der Konsul persönlich, und fragte nach den Demoiselles von St. Janvier. Hortensia, die ihm die Thür aufmachte, wußte nicht was sie antworten sollte, und fürchtete sich, er möchte gekommen seyn, um sie zu arretiren; doch besann sie sich bald und sagte ihm, es wohnen in diesem Hause keine Demoiselles von St. Janvier. Der Konsul erklärte ihr, daß alles Läugnen umsonst sey, daß er um das ganze Geheimniß wisse, und wandte sich hierauf an Mad. Beuze, die, so wie sie den Namen von St. Jan

vier hatte aussprechen hören, schnell herbeygelaufen kam, und erklärte auch ihr, daß er die beyden Personen, auf die ihr durchaus kein Recht zukomme, in seinen Schutz nehme und von ihr fordre, daß sie denselben von nun an eine weit gelindere Behandlung angedeihen lasse. Der feste und entschlossene Ton, in welchem dieß Alles von dem Konsul ausgesprochen wurde, erweckte bey den Schwestern von St. Janvier zwar wieder einige Hoffnung; Mad. Beuze aber, im Vertrauen auf die Förmlichkeit und das Gültigseyn des in ihren Händen liegenden Kontrakts ließ sich nicht irre machen, und schickte, nach wie vor, die Mädchen in der Stadt herum, um Gilets und Weiberröcke, die sie selbst gestrickt hatte, zu verkaufen.

Indessen hatte auch ein gewisser Herr von B**, der sich damals in Newyork aufhielt, und nach Frankreich hinüber zu reisen gedachte, von dieser Sache reden gehört, und da er auch die Tante der Schwestern von St. Janvier gekannt hatte, so vereinigte er sich mit dem Konsul Beaujour zur Ergreifung aller und jeder Maßregeln, wodurch die Befreiung der beyden Personen erzweckt werden könnte. Allein die Mittel, die sie hierzu anwandten, dienten einzig dazu, sie in der Ueberzeugung zu bestärken, wie listig und vorsichtig Frau Beuze zu Werke gegangen sey, damit ihre Beute ihr auch auf keinen Fall wieder entrissen werden könne, und wie jene Schrift betreffend, Alles durchaus förmlich und in der Regel sey.

Glücklicher Weise gerieth endlich Madame Collet, die sich in besonders hohem Grade für die Schwestern interessirte, auf den Gedanken, daß, da die Anstalt des Armenhospitals ausschließlich für Landeskinder und Engländer bestimmt sey, jener Kontrakt vielleicht darum für ungültig erklärt werden könne, weil die Töchter von St. Janvier denselben als Französinnen unterzeichnet hätten. Sie theilte ihre Idee unverzüglich dem Konsul mit, der ihr seinen vollkommensten Beyfall gab, und nun sogleich an den Magistrat und seine Gerechtigkeit recurrirte, und dabey den Mädchen sagen ließ, sie sollen, wenn sie vor dem Tribunale würden verhört werden, bey kaltem Blute bleiben, den Muth nicht verlieren und fest darauf behorren, daß sie Französinnen wären, auch in ihren Antworten recht frisch und bestimmt seyn, indem hiervon ihre Rettung größtentheils abhangen würde.

(Der Schluß folgt.)

Nicht einen Strich mehr.

Ein trauriger Fürst (erzählt man), dem nichts mehr ein Lächeln abgewinnen konnte, machte seinem Arzte Hoffnung, von seiner Schwermuth befreit zu werden, wenn er nur einmal noch recht herzhaft lachen könnte. Man veranstaltete zu diesem Zweck ein Konzert, in welchem der Musikdirektor mit seinen zahlreichen Geigenspielern den Fürsten im Augenblick seines Eintritts durch eine volltönige Harmonie empfangen wollte. Der Arzt aber bewirkte, daß die Musiker sich, kurz vor der Ankunft des Fürsten, auf einige Augenblicke aus dem Orchester entfernen mußten, und benutzte die kurze Zeit, sämmtliche Geigenbogen mit Seife zu bestreichen. Der Fürst erschien; die Musiker flogen auf ihre Sitze, und alles war in Thätigkeit, durch wiederholtes Streichen den Instrumenten Töne zu entlocken. Erstaunt und unwillig, daß alles Streichen versagte, rief endlich ein Musiker: „Nun, Herr Gevatter, auch keinen Strich mehr!“—

Dieß brachte den Fürsten, den man kurz vor seinem Eintritt mit dem Scherze bekannt gemacht hatte, so zum Lachen, daß er von Stund an genesete. — So war der noch üblichen sprichwörtlichen Redensart das Daseyn gegeben.

Trinklied vom Herrn Kostenobel, welches selbiger in Rochus Pumpernickel gesungen.

Melod. Paschamajorien bringt den Gästen ꝛc.

Wasser kann ich gar nicht leiden,
Mögen Andre sich dran weiden;
Wasser kann mich nicht erfreuen,
Mögen Knaben sich und Frauen
Stets am Wassertrank erbauen,
Männer trinken gold'nen Wein.

Wasser stiftet nichts als Uebel,
Wie wir lesen in der Bibel,
Als die Sündfluth brach herein,
Soff sich Jedermann zum Todten,
Der dem Wein sonst Trotz geboten,
Mocht' er noch so durstig seyn.

Doch wenn's Wein geregnet hätte,
Bey der Sündfluth — o ich wette!
So ertrank nicht ein Geschlecht;
Denn von edlen Bachus-Brüdern
Wär bey lauter Freudenliedern,
Schnell die Sündfluth leer gezecht.

Für die Kranken und Gesunden
Hat einst Noah Wein erfunden;
Vater Noah lehrt uns fein:
Armer Mensch, willst Du auf Erden
Ganz vollkommen selig werden,
So trink unverfälschten Wein.

Nur der edle Saft der Reben
Kann uns zu den Sternen heben.
Wer die edle Götterfrucht
Nur aus Unverstand verschmähet,
Und den Bauch mit Wasser blähet,
Der stirbt an der Wassersucht.

Drum so will ich Wein nur trinken,
Bis mir Tod und Sense blinken;
Tauml' ich dann dem Himmel zu,
Kommt mir mit der Traube Segen
Vater Noah gleich entgegen,
Trinkt mit mir auf Du und Du.

Zweysylbige Charade.

Sind die ersten einmal geschehn,
So ist der klügste Rath:
Sich künftig besser vorzusehn,
Eh' man beginnt die That!
Froh darf jetzt der Deutsche sagen:
Ich bin die Letzte wieder;
Und höher muß das Herz ihm schlagen,
Bey'm Schall der Jubellieder.
Das Ganze? es ist es keiner,
Keiner je wird es seyn.
Denn ganz kann auch nicht einer
Sich von den Ersten befrei'n!

Auflösung der Charade in Nro. 19:

Marktflecken.

Auflösung der Aufgabe in Nro. 17.

Der Discontant verdoppelt sein Capital zu 5pCt. in 13 Jahren 10 Monathen und 10 Tagen; der Kapitalist, welcher auf Jahre zu nämlichen Zinsen belegt, in 14 Jahren 1 Monathen 21 Tagen.

Demnach verdient Ersterer in 50 Jahren mit einem Kapital von 100,000 Rthlr. ungefähr 14,300 Rthlr. mehr wie Letzterer. Verliert aber jener im Anfange nur einmal ein paar tausend Thaler, so ist mehr wie sein ganzer Nutzen dahin; daher die Vorsicht ihm wohl zu empfehlen seyn möchte.

Verbesserung in Nro. 19:

Seite 152 Spalte 2 Zeile 37 lies mehrern statt mehrere.

№ 21.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 8. Juny. 1817.

Geschichte des Rathhausgebäudes in Bremen.

Ich hoffe, daß es meinen Mitbürgern, denen zunächst ich diesen Aufsatz widme, nicht gleichgültig seyn wird, zu erfahren, wann und wie unser Rathhaus erbaut sey, dessen gothische Form uns jetzt noch mit hoher Achtung für deutsche Kunst des Mittelalters erfüllt, und bey dessen Anblick wir an sonst längst vergessene Zeiten, wovon wir kaum noch einige dunkle Spuren in der Geschichte entdecken und vorzüglich auch an unsre biedern Vorfahren, die darin wirkten, recht lebhaft erinnert werden. Mit einem gewissen Gefühl von Ehrfurcht müssen wir ein Gebäude betrachten, in welchem durch eine Reihe von mehr als vier Jahrhunderten die wichtigsten Angelegenheiten unsers kleinen Freystaat's — oft von Männern voll der seltensten Geistesgaben und energischer Kraft, deren hohe Verdienste um den Staat in Bremens Annalen stets glänzen werden — berathen und verhandelt und in den Fällen, die dafür sich eigneten, durch den Senat und die Bürgerschaft vereint, darüber entscheidende Beschlüsse genommen — in welchem Gesetze verfaßt und nach diesen vor den dort gehaltenen Gerichte, die Rechtsstreitigkeiten entschieden und die Verbrechen bestraft sind und in welchem so manche merkwürdige Auftritte sich ereignet haben, woran das Andenken in den Chroniken für uns aufbewahrt ist.

Ein solches Gebäude — dünkt mich — verdient es, daß wir mit unsrer Aufmerksamkeit, einige Augenblicke dabey verweilen.

Die Nachrichten, welche wir von einem älteren Rathhause, wie das gegenwärtige, in den Urkunden des 14. Jahrhunderts zuerst finden, sind sehr dürftig. Wir erfahren daraus weder die Zeit, wann es erbaut, noch die Art, wie es eingerichtet war. Wir wissen nur, daß es an der Ecke der Sögestraße beym Lieben Frauen Kirchhofe lag, sich bis an die kleine Queerenstraße erstreckte, daß einige Buden der Krämer und Schuster darunter befindlich waren — daß ein Bogengang neben demselben auf die Obernstraße führte, daß es im Jahr 1598 durch die Schottherren für 1400 Bremermark an

Lübbert Formenoir und Victril Bartels verkauft, und daß es von diesen abgebrochen ward und an dessen Stelle zwey Wohnhäuser gebaut wurden.

Schon lange vorher — im Jahre 1403 hatte man den Anfang gemacht mit dem Bau eines neuen Rathhauses auf dem Platz am Markt, wo das dem im Jahre 1307 aus der Stadt verwiesenen Bürgermeister Götke Frese gehörige, seitdem unbewohnte Haus niedergerissen ward, und, wo das Lohgerberamt seine Zusammenkünfte gehalten hatte, welches nun das Privilegium erhielt, sich auf einer besonders dafür eingerichteten Bank im Weinkeller zu versammeln.

Dieser Platz wurde so weit, wie die alten Mauern sich erstrecken, beschlagen und an der Seite im Norden, die steinerne Treppe angelegt.

Tausend Stücke Mauersteine kosteten damals ein Mark Lübisch, eine Tonne Kalk kostete einen Bremer Groten und ein Viertel Bier kostete sieben Schwaren. Die Arbeitsleute erhielten bey eigener Beköstigung, einen Taglohn von acht Schwaren. Nachdem der Bau im Jahre 1410 vollendet war, schenkte ihnen der Senat zwey Schinken, welche sechs Grote kosteten, und für vier Grote Weitzenbrod.

Die Wapen des Kaisers und der damaligen sieben Churfürsten wurden in die Fenster gemahlt und ein mit künstlichem Schnitzwerk gezierter Rathsstuhl wurde nach dem Muster des für die Hanseatischen Gesandten, in deren Versammlungssal in Lübeck bestimmten Stuhl's, verfertigt.

Dieß zu sehr beschränkte Gebäude wurde im Jahre 1491 nach Norden zu erweitert und dieser Anbau im Jahre 1545 noch mehr ausgeführt. Im Jahre 1614 wurden durch einen vorzüglich geschickten Steinhauer, Lüder von Bentheim, die auf einem Bogengang von 12 Säulen ruhenden beyden Gallerien verfertigt und die in deren Mitte befindliche — sogenannte Goldenkammer gebaut. Bey einer Ausbesserung des Rathhauses, im Jahre 1682, wurde über dem Eingange des Weinkellers, die Sternkammer angelegt. An der Süderseite wurden im Jahre 1735 neue mit den Wapen der damaligen Rathsherren gezierte Fenster eingesetzt und im Jahre 1774 erhielt dieß alte ehrwürdige Gebäude, für eine mit dem hiesigen Mahlergewerk bedungene Summe von 525 Rthlr., ein mit seiner gothischen Form nicht übereinstimmendes modernes Gewand von einer gelblicht weißen Farbe, deren Glanz indessen lange schon von dem Zahn der Zeit weggenagt ist.

Man ließet auf dem Rathhause noch manche Sprüche, durch deren Inschrift an passenden Oertern unsre biederen Vorfahren die Lehren ihrer Lebensweisheit sich und ihren Nachkommen tief einzuprägen gesucht haben.

So lieset man über dem Eingang in den Saal, wo in früheren Zeiten der Senat sich versammelte, an der Thür von Aussen die Worte:

Jngressu affectus omnes ante ostia linque
Et dic judicii libera vota tui.
(Laß, wenn du hineintritt'st, alle deine Leidenschaften vor der Thür zurück und sage deine Meinung frei, nach innerer Ueberzeugung).

Ueber der Thür von innen die Worte:

Egressu expedias Studio commissa fideli
Et quaecunque palam sunt nocitura, tace.
(Wenn du hinausgeh'st, so führe das, was dir aufgetragen ist, mit sorgsamem Fleiß aus und verschweige das, was

wenn es laut werden sollte, Schaden bringen würde).

Unter dem Rathhause und einem Theile der Börse ist der Weinkeller befindlich, wo in einem besondern Gewölbe, welches die Rose genannt wird, der älteste und köstlichste Rheinwein von fast unschätzbarem Werthe aufbewahrt wird.

In der Mitte dieses Gewölbes ist eine Rose abgebildet mit der Umschrift;

Cur rosa, flos Veneris, Bacchi depingitur antro?
Causa, quod absque mero frigeat ipsa Venus.

(Weswegen ist die Rose — die Blume der Venus in der Höhle des Bachus abgebildet? Weil ohne Wein selbst die Venus friert.

Zwölf Fässer, welche die Namen der Apostel tragen, sind ebenfalls mit sehr altem Rheinwein gefüllt und unter diesen soll Judas den Vorzug behaupten.

Ueberhaupt ist dieser Keller bereits von unseren Vorfahren, welche keine Verächter des Weins waren, reichlich mit dem trefflichsten Rhein- und Moselwein ausgestattet, mit welchem, so wie mit Rheinischem Brantewein sonst niemand in Bremen handeln darf.

Vormals hielt die einst so blühende, nachhin völlig aufgelöste Societät der Bergerfahrer ihre Zusammenkünfte unter einem Gewölbe, welches mit der Abbildung des Königs Olaus des Großen und der Stadt Bremen geziert war.

Es sind in diesem Keller viele kleine und auch einige größere Zimmer, unter denen das vornehmste das Priëlken genannt wird. — Ein Verkleinerungswort von Priël, welches in der Niedersächsischen Sprache eine Sommerlaube, ein Lusthaus im Garten und überhaupt ein Zimmer bedeutet, worin eine Gesellschaft bey einander zu seyn pflegt, um sich zu belustigen.

Senator Dr. D-e n e k e n.

Die Seekrabben auf St. Domingo.

Auf dieser Insel gibt es eine große Menge Krabben, welche sich am Tage in die Erde verscharren, und in der Nacht in Schaaren hervorkommen. Als einst die Engländer in der Nacht ein schlecht bewachtes spanisches Lager überfallen wollten, und bereits des Gelingens ihrer Unternehmung gewiß waren, hörten sie im Anmarsche ein großes Getöse, gleich dem von herbeyeilenden Pferden. Ueberzeugt, daß dieses spanische, mit Lanzen bewaffnete Reuter wären, deren Tapferkeit sie am vergangenen Tage erprobt hatten, und da ihre Gefährten noch nicht herbeygekommen waren, schifften sie sich eiligst wieder ein, und verzichteten auf ihre Unternehmung. Man erfuhr in der Folge, daß dieses Getöse von jenen Landkrabben herrührte, die bey Annäherung der Engländer in ihre Höhlen durch dürres Laub flüchteten. Zum Gedächtniß dieses wunderbaren Ereignisses, feierten die Spanier den Jahrestag ihres Sieges durch das Krabbenfest (la fiesta de los cancrejos), an dem sie in Procession eine Krabbe von gediegenem Golde, von der Größe einer Trommel, trugen. Dieses merkwürdige Stück, das vorzüglich den freiwilligen Beyträgen der Frommen seinen Ursprung dankte, und lange Zeit einen ausgezeichneten Platz in der Kathedrale der Stadt einnahm, ward von den Franzosen nach ihrer Ankunft auf eine andere Art verehrt, indem sie es dem Schmelztiegel überlieferten.

Die Fällung des Mahagonyholzes in Honduras.

Das Mahagonyholz wird in allen Theilen Europa's geschätzt, und besonders in England,

*

nächstdem aber in Frankreich und Deutschland häufig verbraucht. Am besten findet man es in Honduras, wo es gefällt, nach der See geflößt, und dann nach England versandt wird. Der englische Kapitain Henderson hat die Fällungsart in einer ohnlängst erschienenen Schrift: (Account of the British settlement of Honduras etc. London 12.) beschrieben.

„In der ganzen Kolonie Honduras (sagt er) sind nur 200 weiße Einwohner, 500 freie Neger und 3000 Sklaven."

Das Mahagonyholz wird in zwey Jahreszeiten geschlagen. Die erste fällt kurz nach Weihnachten, oder am Schlusse der hier so genannten nassen Jahreszeit; die andere mitten im Jahre. In beyden ist alles in Thätigkeit. Die Fällung und die Fortschaffung der gefällten Bäume sind die hauptsächlichsten Arbeiten. Manche werden gleich an Ort und Stelle viereckig behauen. Aber dieser Theil der Arbeit wird allgemeiner verschoben, bis die Stämme in die Mündung der verschiedenen Flüsse geflößt sind. Diese Flöße bestehen oft aus 200 Stämmen, und werden oft mehrere 100 englische Meilen auf dem Wasser fortgebracht. Sind die Ströme ungewöhnlich reißend, so trifft es sich häufig, daß die ganze Arbeit einer Jahreszeit, oder vielleicht auch nur einzelner, mit einem Male dadurch vernichtet wird, daß das Floß in Stücken zerbricht, und das ganze Mahagonyholz schnell der See zugeführt wird."

„Die hierzu gebrauchten Neger sind in Truppe von 10 bis 50 Mann eingetheilt. Wenige nur übersteigen die letztere Zahl. Sie bestehen gewöhnlich aus mehreren Unterabtheilungen, welches die Arbeit sehr erleichtern soll."

„Jede Truppe von Sklaven hat Einen bey sich, der den Namen Jäger (huntsman) führt. Die Verständigsten unter seinen Kamera-den wählen ihn. Sein Hauptgeschäft besteht darin, dieß Holz aufzusuchen; und findet sich nichts mehr in einer gewissen Gegend, einen andern Wald auszufinden, der dem ganzen Trupp Arbeit geben kann. Ein Neger der diese Eigenschaft besitzt, wird oft mehr als 500 Sterl. werth geschätzt."

„Gegen den Anfang des Augusts wird der Jäger von seinem Eigenthümer ausgeschickt. Wenn dieser nun auf seinem eignen Grund und Boden das Holz schlagen lassen will, so hat die Vollziehung des Auftrags, die mit solchem Holze bewachsenen Stellen zu finden, wenig Schwierigkeit. Er haut sich einen Weg durch die dicken Wälder, und klettert auf den höchsten Baum, den er antrifft, von dem er dann genau die Umgegend mustert. In dieser Jahrszeit sind nun die Blätter des Mahagonybaums durchaus von gelbröthlicher Farbe, und Jemand der in dieser Nachforschung geübt ist, kann in großer Entfernung die Orte Entdecken, wo dies Holz in größter Menge wächst. Jetzt steigt er herunter, und geht auf diese Gegenden, ohne Hülfe eines Kompasses oder anderer Hülfsmittel, immer in der geradesten Richtung zu, und verfehlt fast niemals den Punkt, welchen er sucht."

„Es trifft sich oft, daß, wenn der Jäger das besondere Glück hatte, einen weitern, mit Mahagony bewachsenen Ort zu entdecken, er in Verlegenheit kommt, ob er diesen Fund seinem Herrn mittheilen, oder an den nächsten Grundbesitzer verkaufen soll. Im letztern Fall wird ein ansehnliches Geschenk für diesen Bruch der Treue pünktlich entrichtet. Wer übrigens solche Ränke unterstützt, ist auf den wahren Vortheil der Kolonie und seinen eigenen nicht bedacht, da seine eigenen Sklaven es ihm eben so machen können, wenn sich ihnen dazu Gelegenheit bietet."

„Man haut den Mahagonybaum gewöhnlich 12 Fuß über seiner Wurzel ab, und man errichtet ein Gerüste neben dem Baum für die Holzhauer. Man sollte denken, daß dieses Verfahren für letztere sehr gefährlich wäre, allein selten tritt der Fall ein daß einer dabey verunglückt. Der Stamm des Baums wird zwar nach seiner Stärke sehr hoch geschätzt, aber zu Meublen und Fournirungen zieht man die Aeste vor, deren Holz ein dichteres Korn hat, und deren Adern mehr zahlreich und verschieden gewickelt sind."

„Der Mahagonybaum wächst selten busch- oder haufenweise zusammen, sondern einzeln, und oft in ziemlicher Entfernung von einander. Was man daher ein Mahagonyrevier nennt, ist mehrere Meilen groß. Dieser Baum wächst sehr schnell, vorzüglich aber sein Langholz oder seine Aeste, die, wie man sagt, schon in fünf Jahren brauchbares Holz geben.

„Die Mahagonystämme werden gewöhnlich durch Pferde nach der Wasserseite, oder wie man hier spricht, zu dem Barquadier gebracht, wo das Ufer durch den Fuhrmann schon vorher zu ihrem Empfang eingerichtet ist. Bey weiten Entfernungen macht dieß eine ungemeine und höchst verdrießliche Arbeit. Sobald eine hinreichende Anzahl Stämme, um ein Floß zu bilden, auf dem am Wasser liegenden Platze angelegt, und das Wasser hoch genug ist, werden sie einzeln von dem Ufer in den Fluß geworfen, und brauchen keine andere Steuerung als den Lauf desselben, um die Wehre zu erreichen, die aus starken, queer über den Fluß bey Wasserfällen gezogenen, Tauen bestehen. Hier werden sie wieder gesammelt. Jeder, der Anspruch darauf machen kann, gibt die Zahl der ihm zuständigen Stämme an, und verbindet diese nun in einzelne Flöße, um sie an den Ort ihrer endlichen Bestimmung zu führen. Tausend Fuß Mahagonyholz gelten in Honduras zwischen 16 und 30 Pfund Sterl. in der Münze von Jamaica."

„Ein einzelner Mahagonybaum hatte 12,000 Quadrat Fuß Oberfläche und wurde auf 1000 Pf. Sterl. geschätzt. Aber von diesem Gewinn muß man vielerley abrechnen, besonders den Ankauf von Sklaven, und die Theurung jedes Artikels der Kleidung und Nahrung, welche alle eingeführt werden, da die Kolonie selbst keine gewinnt. Uebrigens leben die Kolonisten zerstreut. Nur um Weihnachten machen sie sich durch wechselseitige Besuche einiges Vergnügen."

Die Schwestern von St. Janvier.

(Schluß.)

Mit den Schwestern von St. Janvier ward auch Madame Beuze zu gleicher Stunde nach dem Armen-Hospitale citirt. Sie hatte sich, in der Voraussetzung, daß sie ein strenges Verhör auszustehen habe, und daß beyder Töchter halber Reklamationen gemacht werden würden, einen gewissen Herrn Freisier, einen von denen, die selbst jene Akte als Zeugen unterschrieben hatten, zum Vertheidiger erbeten, und der Saal war mit einer ungeheuren Menge von Zuschauern angefüllt. Der Verhör-Richter hatte nicht sobald die ältere Schwester um ihren Namen und Alter gefragt, und diese die Worte: Hortensia von St. Janvier ausgesprochen, als Madame Beuze ihr ins Wort fiel, und erklärte, es sey nicht wahr, daß die beyden Töchter der Frau von St. Janvier gehören, ihre Familien-Name sey Wichard; und alle beyde seyen junge Diebinnen. Der Richter gebot ihr Stillschweigen, wandte sich dann an die jüngere Schwester, und als diese eben dieselben Fragen auf gleiche Weise beantwortete, so

brach Madame Beuze noch einmal los, und überhäufte die beyden jungen Personen mit Schimpfworten und Drohungen.

Nun ließen die Richter diese Letztern in einem Neben-Zimmer allein verhören, damit sie nicht, durch die Gegenwart der Madame Beuze in Schrecken gesetzt, in ihren Aussagen gehemmt würden. Nachdem sie nun hier die Frage: ob sie mit der Frau Beuze dahin kontrahirt hätten, daß sie ihre Sklavinnen seyn wollten, mit einem unumwundenen Nein, und die zweyte Frage: ob sie als Französinnen oder als Engländerinnen hier seyen, mit einer natürlichen Einfacheit dahin beantworteten, daß sie Französinnen seyen; so wandte sich der Richter an den Advokaten der Frau Beuze, und fragte ihn, ob die Aussage der beyden Töchter der Wahrheit gemäß sey? Und als dieser sich äußerte, daß sie zwar, was ihre Herkunft beträfe, Französinnen seyen; daß sie übrigens die Akte ihrer Sklaverey selbst unterzeichnet hätten, und die Papiere in Ordnung seyen; so erklärte ihm endlich das Gericht, daß er nicht recht berichtet, und jenes Hospital für Eingeborne und Engländer, die Sklaven werden wollen, nicht aber für Französinnen errichtet, und folglich die im Hospital unterzeichnete Akte, in Folge der Französischen Abkunft der Unterzeichnerinnen, null und nichtig sey. Nun ging der Konsul in den Gerichtssaal zurück, zerriß die Akte, warf sie der Madame Beuze vor die Füße, und erklärte ihr, daß sie kraft der so eben erlassenen gerichtlichen Sentenz, auf die Töchter von St. Janvier durchaus keine Ansprüche mehr habe, und daß er diese von nun an in seinen Schutz nehme.

Wirklich vertraute er sie von Stunde an seiner Wirthinn, der Madame Collet, um sie dann mit der ersten günstigen Gelegenheit in ihr Vaterland zurückzusenden. Herr von B***, der ohndieß auf seiner Abreise nach Frankreich begriffen war, wollte das angenehme Geschäft übernehmen, die Verwaiseten wieder in den Schoß ihrer Familie zurückzuführen, und erbot sich, das nöthige Geld zu der Reise vorzuschießen, ihre Verwandten in Frankreich aufzusuchen, und nicht eher abzulassen, als bis er sie ihnen wieder zu Handen gestellt haben würde. Dieser edle Vorschlag ward mit Freuden angenommen; einzig ließ jetzt Herr Beaujour noch den Kapitain des Schiffes, auf welchem sie absegeln sollten, zu sich kommen, und sich von ihm versprechen, daß er sich die Ueberfahrt nur in dem Falle wolle bezahlen lassen, wenn Herr von B*** so glücklich seyn sollte, die Verwandten seiner Begleiterinnen aufzufinden, und diese sich in einer Lage befänden, die ihnen gestattete, die Unkosten zu bestreiten, daß er aber auch dann zumal nicht mehr fordern wolle, als die Regierung für ihre Reisende für solche Ueberfahrten zu bezahlen pflegte.

Im März 1810 schifften die Reisenden unter Gefühlen unaussprechlicher Freude sich ein. Herr von B***, dem es beschieden seyn sollte, zwey so interessante Wesen wieder in den Schooß heimathlicher Glückseligkeit zurückzuführen; gab ihnen des Wohlstandes wegen, während der Ueberfahrt, eine Dame, die sich auf dem Schiffe befand, zur Gesellschaft und Aufsicht. Am 23. April langte das Schiff nach einer glücklichen Fahrt zu Lorient an, und am 7. Mai begaben die Schwestern mit ihrem Begleiter sich nach Paris. Sie ließen sich sogleich zu ihrem Großvater führen, von dem sie seit 10 Jahren nichts mehr gehört hatten, und dessen Wohnung die ältere Schwester noch wußte. Unglücklicherweise war dieser gestorben; aber zwey Tanten, die eine Madame von St. Au-

laire, ihres Vaters Schwester, die andre, Madame Pothenot, Schwester ihrer Mutter, fanden sie noch am Leben, und von diesen wurden sie mit der größten Liebe und Sorgfalt aufgenommen.

Einige Monathe brachten sie nun bey Madame von St. Aulaire im Schlosse Courbeton, unweit Montereau zu, und diese Dame überhäufte die Waisen, in denen sie die liebenswürdigen Eigenschaften der abgeschiedenen Aeltern wieder erblickte, auf alle erdenkliche Art mit Wohlthun und Freundschaft. Ein würdiger Prälat, Herr von Clermont-Tonnere, vormals Bischof zu Chalons sur Marne, der sich gerade damals zu Courbeton aufhielt, beschäftigt sich mit eben so viel Eifer als Güte, die Gefühle der Dankbarkeit und des Vertrauens gegen die Vorsehung, welche sie durch eine Reihe unerhörter Gefahren und Drangsale unversehrt hindurch geführt hatte, in den zarten Gemüthern der Geretteten zu entwickeln. Er unterhielt sich oft mit ihnen über ihre Religion, ertheilte ihn die Konfirmation, und ließ die jüngere Schwester ihre erste Kommunion halten. Der Rede, womit er diese Feierlichkeit begleitete, wurden die passenden Worte zum Grunde gelegt: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Aegypten geführt hat." Ueberhaupt erhalten Beyde zur Stunde noch eine sehr sorgfältige, ihrer Herkunft und ihren ehemaligen Vermögensumständen gemäße, Erziehung, und einzig ihren sie innig liebenden und täglich mit ihrem Glücke sich beschäftigenden Verwandten haben sie es zu danken, daß sie in Frankreich noch eine Existenz gefunden haben, die, wenn sie sich auch mit ihrer ehemaligen, äußerst glänzenden in St. Domingo nicht vergleichen läßt, sie doch wenigstens in den Fall setzt, ihre Erziehung auf eine ihrer Herkunft gemäße Weise vollenden zu können.

Seltene Freundschaft unter Thieren verschiedener Art.

Wenn zwey Thiere, selbst von ganz verschiedener Gattung und Gemüthsart, ganz mit einander aufgezogen werden, so entsteht nicht selten zwischen ihnen eine Zutraulichkeit, Anhänglichkeit und Freundschaft, die Einem oder dem Andern wohl das Leben kostet, wenn sie von einander getrennt werden. Es gibt davon eine Menge Beyspiele und jeder Thierfreund wird gewiß diese Behauptung richtig finden, wenn er sich die Mühe nehmen will, Thiere von verschiedener Art aufzuziehen und auf sie Achtung zu geben. So große Feinde gewöhnlich Hunde und Katzen sind; so findet man doch sehr häufig, daß sich dieselben recht gut vertragen, wenn sie mit einander aufgezogen sind. Ich werde hier einige neuere Beyspiele von solchen Thierfreundschaften erzählen.

Ein Freund im Bärenburgischen hatte eine junge Katze und eine junge Trommeltaube in einem Zimmer, die bald so vertraulich wurden, daß sie mit einander von einem Teller fraßen und gewöhnlich neben einander schliefen; die Taube hatte den Argwohn und die Katze die Raubgier abgelegt. Zuweilen ergriff diese zwar ihre unbesorgte Freundin und trug sie von einem Orte zum andern; aber nicht Mordlust trieb sie zu diesem bedenklichen Ergreifen der Unschuld, sondern vielmehr heftige und feurige Liebe. Auch schien die Taube völlig unbekümmert zu seyn; denn sie sträubte sich nicht im geringsten, wenn sie ergriffen und getragen wurde. Mein Freund machte mich einstmals des Abends auf diese sonderbaren Thiere aufmerksam und erzählte mir

manchen artigen Zug von ihrer Freundschaft; die Taube saß und schlief; die Stubenthür ging auf, die Katze stürzte plötzlich aus einem Hinterhalte auf das schlafende Täubchen los, packte es und trug es zu dem Herrn aufs Sopha. Ich war im Begriff zuzuspringen, und das Thierchen aus den Klauen des falschen Freundes zu befreien, als mir mein Freund einen Wink gab, der mich wieder in etwas beruhigte. Kaum war die erste Scene ohne Blutvergießen vorüber, so begann die zweyte, bey der es gewiß ohne Blutvergießen nicht abgegangen seyn würde. Die Katze sprang nämlich eben so schnell wieder vom Sopha herab und im Nu erhob sich der fürchterlichste Katzenkrieg. Eines Nachbars Katze hatte sich ins Haus und in die Stube geschlichen. Wir hatten dieß nicht gesehen, wohl aber der treue Freund der Taube. Deßhalb ergriff sie gleich beym Anblick des mordlustigen Nachbars die schlafende Freundin und trug sie zu dem Herrn der Stube in Sicherheit. Dann aber brauchte sie ihr Hausrecht, dem lästigen Besucher die Thür zu weisen. Welche Aufmerksamkeit! welche Freundschaft!

Ich wollte voriges Jahr einen Staar aufziehen; kaum hatte ich denselben einige Tage, so brachte mir ein kleiner Knabe ein junges halbflügges Rothschwänzchen, welches er auf der Straße halb todt gefunden hatte, ich versuchte also auch dieses groß zu ziehen, und es gelang wider mein Erwarten. Beide Thierchen gewannen einander gar bald lieb; dennoch beschloß ich, sie zu trennen, weil ich versuchen wollte, ob nicht das Rothschwänzchen etwas von einer schlagenden Nachtigal lernen möchte, welche in einem andern Zimmer hing. Das Rothschwänzchen fing von diesem Augenblick an, überaus wild zu werden, und den ganzen Tag zu flattern, und wollte gar keine Nahrung zu sich nehmen. Der Staar wurde zu gleicher Zeit ebenfalls wild und unruhig, flog beständig gegen das Fenster, kurz, er war nicht mehr der vorige gesellige und zahme Staar, ja, weil ich befürchtete, er möchte sich am Fenster den Kopf einstoßen, so mußte ich ihm die Flügel beschneiden. Er wurde aber immer noch nicht ruhiger. Ich ahndete also, daß er sich wohl nach seinem kleinen Stubenburschen sehnen möchte, so wie dieser nach ihm. Ich trug denselben also auch ins Zimmer, wo das Rothschwänzchen hing und kaum hatte dieß seinen lieben Freund erblickt, als es gleich zu locken anfing und aufhörte zu flattern und der Staar wurde wieder so kirre, wie zuvor. Einige Tage darauf verschluckte er aber etwas, woran er sterben mußte. Gleich fing das Rothschwänzchen wieder zu flattern an, wie vorher, es zehrte ab und starb wenige Wochen darauf.

(Der Schluß folgt.)

Witzige Anwendung einer Stelle aus der Bibel

Pitt studirte in Cambridge, und erwarb sich durch seinen Fleiß und sein Betragen allgemeine Hochachtung.

Er wurde bekanntlich sehr jung, im ein und zwanzigsten Jahre, zum Minister, ernannt.

Als er kurz darauf jene Universität, die ihn zum Repräsentanten im Unterhause gewählt hatte, besuchte, drängten sich die Geistlichen derselben mit großer Beflissenheit zu ihm, in der Hoffnung Pfründen und andere Beförderungen durch ihn zu erhalten.

Einer von ihnen, den diese Zudringlichkeit verdroß, wählte daher zum Text der Wahlpredigt, die man ihm aufgetragen hatte, die Stelle: Joh. 6, 9.

„Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrode und zwey Fische, aber was ist das unter so viele?“

Auflösung der Charade in Nro. 20:

Fehlerfrey.

№ 22.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 12. Juny. 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsezung.)

Diese bedrohliche Lage der Dinge machte die Regierungs-Junta für ihre persönliche Sicherheit besorgt und entweder Furcht, daß der Volksunwille gegen sie einmal schrecklich ausbrechen möchte, oder auch Vorsorge, eine Verantwortlichkeit, die jeden Tag schwerer wurde, auf andere zu wälzen, machte, daß sie am 28. Oktober 1809 eine Bekanntmachung erließ, die Cortes zu versammeln. Zugleich wurde von derselben Junta ein neuer Plan zur Aufbringung von nöthigen Geldern entworfen, wozu auch alles beym Gottesdienste entbehrliche Kirchengeräthe in die Münze nach Sevilla geschickt werden sollte. Die ganze Sierra Morena von Santa Olalla bis zum Königreiche Granada sollte von geschickten Ingenieurs besichtigt, und Befestigungen zur Vertheidigung der Durchgänge jener Gebirge angeordnet werden. Ehe aber diese Besichtigung der Sierra Morena vorgenommen wurde, erschien Soult an der Spitze von 50,000 Mann vor derselben, in der die Macht der Spanier sich nicht über 20,000 belief, die noch von ihrer Niederlage bey Ocana bestürzt waren. Zur Verminderung des Widerstandes ließ der französische Heerführer, um den Feind zu vertheilen, gegen den 15. Januar 1810 mehrere Bewegungen in der Richtung der Hauptausgänge der Sierra, besonders nach den beyden Enden hin machen, um ihn zur Entblößung seines Mittelpunkts zu zwingen, wo die Hauptstraße von Madrid nach Cadix hinläuft. Am 20. machte Soult einen allgemeinen Angriff. Seinen rechten Flügel befehligte Victor, seinen Mittelpunkt Mortier und seinen linken Flügel Sebastiani. Mortier rückte auf der Heerstraße vor, so wie die Abtheilung Gazan den Spaniern in ihren Verschanzungen in den Rücken kam und sie warf. Die Minen, welche zur Zerstörung der Straße angelegt waren, verfehlten beynahe ganz ihre Absicht.

Sebastiani und Victor waren bey ihren Angriffen ebenfalls Sieger, ob sie schon mehr Widerstand fanden. Der spanische Heerführer Arrizaga hatte den Kern seiner Truppen auf

seine beyden Flanken geworfen, um nicht im Rücken genommen zu werden. Auch glaubte er, sein Mittelpunkt wäre gegen jede Gefahr gesichert, weil er durch die Natur und Kunst befestigt sey. In seinen Berechnungen getäuscht, zog sich Arrizaga auf Granada zurück, um zu Gunsten Sevillas und Cadix eine Diversion zu machen und diesen beyden wichtigen Plätzen Zeit zu lassen, einige Anstalten zu treffen und nicht überrumpelt zu werden. Soult schickte wirklich das vierte Korps zur Verfolgung der Spanier nach Granada ab; Sebastiani erreichte den spanischen Harst in der Gegend von Alcala-Lareal und schlug sie mit der Mehrzahl. Arrizaga nahm nun die Straße nach Murcia, Sebastiani rückte den 28. in Granada ein.

Am 31. erschien Victors Vorhut vor Sevilla. Die Schanzwerke waren so ausgedehnt, daß eine Besatzung von wenigstens 60,000 Mann dazu gehört hätte, um sie zu behaupten und doch waren nur 7000 Mann darin. Widerstand war also ganz unmöglich. Man versuchte leidliche Bedingungen für die Stadt zu erhalten. König Joseph aber forderte unbedingte Uebergabe. Die Franzosen zogen am 1. Februar früh um 10 Uhr ein und um 3 Uhr Joseph unter dem Zuruf des Pöbels.

Der Schluß einer Anrede Josephs an die Soldaten gibt das treffendste Bild von der lächerlichen Prahlsucht der siegtrunkenen Franzmänner: „Der Kaiser soll euer Verhalten erfahren; es ist der Wille des Königs von Spanien, daß zwischen den beyden Herkulessäulen eine dritte errichtet werde, welche die Kunde von den Heerführern und den französischen Korps, die Spanien erobert, auf die späteste Nachwelt und die Umsegler beyder Welt bringen soll." In diesem Vorhaben war gewiß etwas Kaiserliches. Wäre diese Säule errichtet worden, sie müßte zwischen Calpe und Abila oder den Herkulessäulen, wie ein hehres Denkmal mitten im Weltmeer gestanden und ihre Grundtiefe in die mächtigen Gewässer gereicht haben. Indeß wurde es bis zur vollendeten Eroberung von Spanien verschoben.

Diesen Zweck zu erreichen zog Victor mit seinem Corps auf Cadix. Die oberste Junta floh, als die Franzosen den Guadalquivir nahten, nach der Insel Leon. Viele Mitglieder derselben waren emsig bemüht gewesen, ihr Geld und Sachen von Werth nach Cadix zu schaffen, ehe die Franzosen über die Morena kamen, andern blieben und unterwarfen sich Joseph. Ein Mitglied derselben, Graf Tilly, flüchtete mit einem Vermögen von 3,000,000 Piaster nach Philadelphia. Die sämmtliche Junta von 36 Mitgliedern betrug sich nicht so, daß sie das Vertrauen des Volks hätte gewinnen können.

Der Herzog von Albuquerque, unter dessen Befehl 12,000 Spanier in Estramadura zurückgelassen waren, hatten kaum erfahren, daß die Franzosen über die Sierra Morena vorgedrungen waren, als er auf Castannos schriftlichen Rath, aber gegen die von der Junta erhaltenen Befehle schnell nach Cadix marschirte und daselbst am 3. Febr. ankam. Vor seiner Ankunft waren in dieser großen und wichtigen Stadt nicht viel über 1000 Mann Linientruppen zur Besatzung. Man erholte sich nun von dem allgemeinen Schrecken und ergriff die kräftigsten Maaßregeln zur Vertheidigung der reichen Handelsstadt und aller vom Feinde noch nicht genommenen Landschaften. In Cadix, diesem volkreichen und von den Franzosen unmittelbar bedrohten Hauptorte, zeigten sich überall Vaterlandsliebe, Einheit und Kraft. Die hohe Geistlichkeit, an ihrer Spitze kriegerische Anführer, Reich und Arm, Alt und Jung arbeiteten an den Batterien. Der Statthalter von Cadix ließ von einem General alle

Wehrhafte ohne Ausnahme des Standes und der Lage aufzeichnen und trug Sorge, Magazine und Sieghäuser anzulegen, um auf einen hartnäckigen Widerstand in jeder Hinsicht gefaßt zu seyn. Die spanische Flotte, welche mit der französischen nach der Schlacht von Trafalgar in den Hafen von Cadix geflüchtet war, wurde in den äußern Hafen gelegt, um nöthigen Falls ihre Segel aufzuziehen. Monathe lang war zu Ferrol ein englisches Kriegsschiff gebraucht worden, die dortigen spanischen Schiffe in Stand zu setzen und gegen Ende des Oktobers 1809 waren sie nach Cadix abgegangen. Die Zahl der nach der Schlacht von Trafalgar nach Cadix entkommenen französischen wie spanischen Schiffe war 7; acht wurden in Ferrol aufbewahrt und 5 französische Kriegsschiffe welche beym Anfange der Feindseligkeiten den Spaniern anheim gefallen waren, in allem also 20 Linienschiffe. Diese Macht ward dem englischen Admiral Purvis anvertraut, dessen Geschwader im Hafen von Cadix lag. Auf der Insel Leon wurden aus Gibraltar und Lissabon auch englische Schaaren aufgenommen. Das Volk zwang die unthätige Junta zur Errichtung einer kräftigen Regentschaft von fünf angesehenen Männern, unter welchen sich Castannos, Feldhauptmann von Andalusien befand.

Am 6. Febr. wurde die Stadt von der Landseite durch die Franzosen eingeschlossen. König Joseph, der selbst befehligte, hatte sein Hauptquartier zu Santa Maria, einer kleinen Stadt Cadix gegenüber, woher diese Stadt ihr Trinkwasser bezog. Nachher ward in oder bey Cadix ein Quell entdeckt. Die französische Macht ward auf 50,000 Mann geschätzt in Verbindung mit denen, welche vor Cadix lag. Spanier und Engländer dagegen waren damals nur 15 bis 18,000 Mann, kurz darauf 21,000, wovon 16,500 Spanier, 4,000 Engländer und 1700 Portugiesen waren. Der erste Angriff auf Cadix geschah von der Landseite aus über der Insel Leon, welche von dem festen Lande durch eine sehr schmahle, etwa eine englische Viertelmeile breite Landzunge geschieden ist. Die Form der Insel ist unregelmäßig, sie ist auf 10 englische Meilen lang und überall nur 3 breit. Die Stadt Cadix liegt am nordwestlichen Ende. Isla de Leon ist mit Marschboden umgeben und mit Salzteichen durchschnitten. Der Eingang der Insel ist ein Fuhrweg, wo kaum 4 Männer neben einander gehen können; von beyden Seiten war er mit Zwölfpfündern besetzt. Der Weg selbst war mit Gräben durchschnitten, die mit Wasser aus den kleinen Flüssen angefüllt waren. Weiter aufwärts befand sich ein 200 Fuß tiefer Graben, über welchen ehemals eine nun zerstörte Brücke führte. Auch der mehr nach innen hinein über die Brücke, die Puente de Suaza hieß, führende Paß war jetzt zerstört. Er war mit einer Reihe Batterien besetzt, jede von 20 Zwey- unddreißigpfündern. Diese Hindernisse mußten die Franzosen erst überwinden, wenn sie sich Cadix nähern wollten. Die Engländer unter dem General Graham, die Portugiesen und das Heer unter dem Herzog von Albuquerque waren alle auf der Insel Leon gelagert. Cadix war mit Neuausgehobenen und Freiwilligen besetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seltene Freundschaft unter Thieren verschiedener Art.

(Schluß.)

Ein Freund bekam im Sommer 1806 einen jungen Fuchs, der ohngefähr 6 — 8 Wochen alt seyn mochte. Er hatte schon einen jungen Hirtenhund von gleichem Alter und beschloß, beyde zusammen aufzuziehen. Er machte dem jungen

*

Hunde also ein Lager bey dem des Fuchses, und setzte beyden nur einen Napf mit Milch vor, woraus sie auch beyde verträglich tranken und ruhig neben einander schliefen. Gar bald wurde man zwischen diesen beyden Thieren eine gar große Vertraulichkeit gewahr, denn sobald sie allein mit einander waren und unbemerkt zu seyn glaubten, so fingen sie an, mit einander zu spielen, sich wechselseitig zu lausen und lecken. Sobald aber Jemand dazu kam, begab sich der Fuchs in seine Höhle und der Hund folgte ihm dahin. Kam ein anderer Hund herein und näherte sich dem Fuchse, so knurrte er und wies demselben die Zähne; eben dieß that er, wenn ihn Jemand angreifen wollte, nur von seiner Freundin ließ er sich herumzausen nach Herzenslust. Je älter derselbe wurde, desto böser und beißiger wurde er auch, nur gegen die Hündin nahm die Freundschaft nicht ab, sondern schien sich vielmehr nach und nach in eine noch nähere Vereinigung verwandeln zu wollen, und Letztere würde gewiß ihren Freund mit einigen Kleinen beschenkt haben, wenn er nicht so bald von ihr gerissen worden wäre. Die im Okt. d. J. durchziehenden Franzosen neckten nämlich den armen Fuchs so viel und so oft, daß er endlich auf alles biß, was ihm vorkam, seine Freundin ausgenommen. Der Herr des Hauses mußte ihn also todt schießen lassen.

Es hatte Jemand schon einige Zeit ein paar Pfauenhühner auf dem Hofe und nach langem vergeblichem Bemühen bekam er auch einen recht schönen feurigen Hahn dazu. Mit Verwunderung sahe man aber, daß sich der Hahn gar nicht um die Hühner bekümmerte, sondern immer für sich allein ging, so sehr ihn auch die Hühner nachzogen und seine Liebe zu erhalten wünschten. Vielleicht würden sie auch darin glücklicher gewesen seyn, vielleicht würden sie den alten Hagestolz noch gerührt haben, wenn nicht eine kleine unansehnliche Ente, die sich auf demselben Hofe befand, ihnen die Liebe desselben entzogen hätte. Kaum hatte nämlich der Pfau dieß unansehnliche verkrüppelte Entchen gesehen, als er sich sogleich in dasselbe verliebte und auch gar bald demselben seine Liebkosungen thätig bewies, gewöhnlich sehr vielmals an einem Tage und allemal in Beyseyn der Pfauenhühner. Das kleine Entchen folgte nun nach den erstm erhaltenen Gunstbezeugungen dem Hahne immer auf dem Fuße nach, war immer um ihn, und er hatte nur Augen für dasselbe. Die armen Hühner hatten einen traurigen Frühling und einen eben so traurigen genußleeren Sommer; sie sahen ihre Liebe verschmäht, mußten selbst Zeugen von dem Glücke eines Geschöpfes seyn, das dieses Glück so wenig verdiente.

Eine ähnliche ungewöhnliche Zuneigung hatte ein Haushahn zu einer Ente. Obgleich auf demselben Hofe sehr viel Hühner waren, so bekümmerte er sich doch gar nicht um sie und begleitete überall nur seine Ente. Selbst des Abends, wenn sich die übrigen Hühner des Hofes auf ihr Hühnerhaus zur Ruhe begaben, folgte er ihnen nicht dahin, sondern blieb bey der Ente und schlief neben ihr auf der Erde, welches sonst ganz wider die Gewohnheit der Haushähne ist. Das Entchen machte sich mitten auf dem Miste des Hofes ein Nest, legte ein Ey und wollte es auch bebrüten. Da man aber einen benachbarten Stall ausmistete, so warf man den Mist gerade auf die Stelle, wo die brütende Ente saß, weil man sie in der Vertiefung nicht sahe. Sie wurde nach und nach ganz mit Mist bedeckt und würde wahrscheinlich auf ihrem Neste auch ihr Grab gefunden haben, wenn sie nicht ihr treuer Freund gerettet hätte. Dieser hatte es nämlich

gesehen, wie die Ente vergraben wurde und fing sogleich an, lauf dem Hofe ängstlich hin und her zu laufen, und so zu schreien, als wenn ihm das größte Leid wiederführe. Da man nicht errathen konnte, was ihm wohl fehlen möchte, so fuhr man in der Arbeit fort, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Allein der Hahn wurde immer ängstlicher und brachte durch seine Aengstlichkeit die sämmtlichen Hühner des Hofes in Alarm. Zum Glücke kam der Herr auf den Hof und fragte gleich, was mag dem Hahne fehlen? Niemand konnte ihm Auskunft geben. Endlich fiel ihm die Ente ein, und da er sie nirgends sahe, so glaubte er sicher, daß sie gestohlen wäre. Allein der Hahn wurde nicht ruhiger und lief besonders immer um die Stelle herum, wo die Leute den frischen Mist hingeworfen hatten. Sicher sagte der Herr, steckt das arme Thier hier unter dem Miste, und sogleich ließ er denselben wegräumen und da fand sich denn auch wirklich die arme schon halbtodte Ente. So groß vorher die Aengstlichkeit des Hahns gewesen war, so groß war nun seine Freude, da er seine liebe Freundin gerettet sah. Von dieser Zeit fing er an, sie noch emsiger zu begleiten und verließ sie fast nie, vermuthlich, um sie nun gegen alle üble Zufälle zu schützen.

Das treue Kanarienweibchen.

Ich ließ vor einigen Jahren einen jung aufgezogenen Hänflingshahn in meiner Wohnstube herumfliegen und gab demselben ein Kanarienweibchen zu seiner Gesellschaft. An die Wohnstube stieß eine kleine Kammer, worinnen eine Kanarienhecke befindlich war. Durch ein kleines Fenster, das aus der Stube in die Kammer ging, konnten die Hähne, wenn ich dasselbe öffnete, in die Stube kommen, und durch dasselbe auch wieder zurückkehren. Gewöhnlich öffnete ich dieß Fenster des Sonntags, weil ich an diesem Tage nur Zeit hatte, auf die Vögel Achtung zu geben. Die Hähne kamen auch jedesmal nach Eröffnung des Fensters herein, aber nie folgte ihnen das Weibchen, es blieb dem Hänflinge, mit dem es sich gepaart hatte, treu. Es legte, brütete vier Eier aus und füttert die Jungen ganz allein groß. Der Hänfling fütterte weder das Weibchen noch die Jungen. Da ihn aber doch die Natur lehrte, daß er füttern müsse, so setzte er sich hinter den Vorhang, bohrte mit dem Schnabel ein Loch durch denselben und fütterte so fast unaufhörlich durch diese Oeffnung. Das Weibchen legte zum zweytenmal vier Eyer, brütete sie glücklich aus und fütterte emsig und unverdrossen die Jungen Da ich aber sahe, daß es von dem vielen Füttern ganz matt wurde, so versuchte ich, ob ich nicht den Hahn dazu bringen könnte, daß er sich seiner Jungen annähme. Noch nie war er, weder bey der ersten noch bey der zweiten Brut, an das Nest gekommen. Ich trieb ihn also so lange und ließ ihn nicht eher zum Sitzen kommen, als bis er auf das freistehende Nest fiel. Die Jungen waren gerade halbflügge und sperrten gleich den Schnabel auf, da der Hahn aufs Nest kam. Dieser sah erst ein Weilchen die Jungen mit Verwunderung und Erstaunen an; dann aber fing er zu füttern an und war damit so emsig, als ob er nun auf einmal das Versäumte wieder nachholen wollte. Wirklich brachte er in gar kurzer Zeit alle vier Junge auf. Das folgende Jahr that ich sie wieder zu einander. In dem Nebenkämmerchen war wieder die Kanarienhecke und alle acht Tage machten die darinnen befindlichen Hähne dem in der Stube befindlichen Weibchen ihre Aufwartung. Dasselbe fing wieder an zu legen. Kaum hatte es aber ein Ey so setzte sich der Hänfling, der sich gebadet hatte,

auf das Nest und besprützte das Ey. Ich wollte ihn fortscheuchen, nahm ein Tuch und schlug nach ihm, traf ihn aber so unglücklich, daß er herabgeschleudert wurde und kurz darauf starb. Ich machte nun gleich das erwähnte Fensterchen auf, um das nun verwittwete Weibchen zu vermögen, sich zu der übrigen Gesellschaft in die Kammer zu verfügen. Allein es fing an, sein einziges Ey zu bebrüten, brachte es aus und widmete sich ganz allein der Auferziehung dieses Waischens. Die Hähne versuchten alles mögliche, das Weibchen mit sich in die Kammer zu locken; allein es widerstand allen Lockungen und fütterte sein Junges groß. Als es aber ausgeflogen war, nahm es dasselbe mit sich in die Kammer und nun erst paarte es sich mit einem der Hähne, legte zwey Eyer, brütete sie aus und zog die Jungen groß. Aber auch diese glichen in Farbe denjenigen ihres ersten Mannes.

Eine Katze säugt einen Haasen und ein Eichhörnchen.

Zu Klinge, bey einem gewissen Herrn von Unruh, hat vor einigen Jahren eine Katze einen jungen Haasen saugen lassen und mit ihren Jungen aufgezogen. Dieß Jahr hat die nämliche Katze ein ganz junges, noch kahles Eichhörnchen angenommen und miaut so lange, bis es sich zum Saugen einfindet. Das Eichhörnchen stößt die jungen Katzen von den Zitzen weg, und wenn es sich satt gesogen hat, nimmt es seine Zuflucht zu Menschen, kriecht überall an denselben herum sucht sich einen warmen Fleck aus, schläft aus, kommt dann wieder hervor und ist überaus lustig. Die alte Katze kommt bisweilen und sucht so lange, bis sie ihren Säugling findet. Ich habe es selbst gesehen, daß die Katze ihre Jungen nicht eher wollte saugen lassen, als bis sich das Eichhörnchen eingefunden hatte.

Die Fakire locken die Schlangen durch Musik aus ihren Löchern heraus.

Die Reisenden Fakire sind in Ostindien eine Art von abergläubischen Büßenden, die auf große Frömmigkeit Anspruch machen; in der That aber die verworfensten und lasterhaftesten Menschen sind. Sie ziehen im Lande umher und da sie etwas weniges von der Physik, Musik oder andern Künsten verstehen, so wissen sie sich allenthalben, wo sie hinkommen, einzuschleichen. Eines Tages sprach ein solcher Fakir bey meinem Hause vor, der in einem Korbe eine schöne große Schlange hatte; diese nahm er heraus und ließ sie nach dem Tone einer Flöte, worauf er bließ, tanzen. Zufällig war mein Vorderhaus und Pachthof seit einiger Zeit von Schlangen beunruhigt worden, die mir mehrere Puter, Gänse, Enten und anderes Geflügel ja selbst eine Kuh und einen Stier getödtet hatten.

Meine Leute fragten diesen Mann, ob er die Schlangen aus ihren Höhlen durch die Musik herauslocken und fangen könne? Er sagte: ja. Sogleich führten sie ihn nach der Stelle, wo man eine von den Schlangen gesehn hatte. Er fing an zu pfeifen und in kurzer Zeit kam die Schlange tanzend auf ihn los gegangen. Der Fakir faßte sie beym Genik und brachte sie mir. Da ich ziemlich ungläubig war, so hatte ich diesen ersten Fang nicht mit ansehen wollen, da er aber das Thier so schnell gefangen und ich immer noch eine Betrügerey vermuthete, so ersuchte ich ihn, noch Eine zu fangen. Ich begleitete ihn aber dießmal, um alles mit anzusehen. Er fing damit an, daß er die Schlange herausforderte und ihr gebot, sogleich ohne weitere Umstände zu kommen, sonst würde er ihr den Hals abschneiden und ihr Blut aussaugen. Ich will nicht beschwören, daß die Schlange

dieß gehört und seine Herausforderung verstanden habe. Hierauf fing er mit aller Gewalt zu pfeifen an; dieß hatte er noch nicht über Minuten lang gethan, als eine ungeheuer große Schlange ihren Kopf aus einem Loche auf dem Platze steckte. Als der Mann ihre Nähe sah, näherte er sich ihr und pfiff immer heftiger, bis die Schlange über die Hälfte heraus war und auf ihn los schießen wollte. Jetzt pfiff er bloß mit der einen Hand und fuhr mit der andern unter der Schlange hin, als ob er sie in die Höhe heben und sie springen lassen wolle. Als die Schlange auf ihn los schoß, faßte er sie sehr geschickt beym Schwanze und hielt das Thier sehr fest, ohne die geringste Gefahr gebissen zu werden, bis ihn meine Leute davon befreiten.

Schon oft hatte ich gehört, daß sich die Schlangen durch Musik aus ihren Höhlen locken ließen, aber nie hatte ich dieß geglaubt, bis ich selbst Augenzeuge von der Sache war. In Zeit von einer Stunde fing der Fakir in der Nähe meiner Wohnung fünf sehr giftige Schlangen.

Proben aus dem neuen, von dem Bischofe von Badajoz verfaßten Katechismus, welcher am letzten Geburtstage Sr. Majestät des Königs von Spanien unter die Treuen vertheilt wurde.

Capitel 2. Von den verschiedenen Namen, welche den Königen in der heiligen Schrift beygelegt werden. — Frage: Welche Namen werden den Königen in der heiligen Schrift gegeben? — Antwort: Mehrere eben so geheimnißvolle als prächtige. Frage: Welche und wie viele? Antwort: Sie heißen Götter, Herrliche, Mächtige, Fürsten und Väter. Frage: Warum Mächtige? Antwort: Weil sie mächtig sind und in ihrem Reiche Macht über alle zeitliche Dinge haben.

Capitel 4. Ueber die gesetzgebende Macht der Könige. Frage: Müssen die Gesetze in allen Städten des Reiches publicirt werden? Antwort: Das ist nicht nöthig, es ist genug, wenn es in der Hauptstadt geschieht. Frage: Ist es nöthig, daß das Volk die Königlichen Gesetze genehmige, damit sie verbindende Kraft erhalten? Antwort: Nein, dieß würde heißen, daß die Regierung auf dem Willen des Volks beruht, statt daß alles auf dem Willen des Königs beruhen soll. Frage: Was sollen die Unterthanen thun, wenn die Gesetze drükkend und unzweckmäßig sind? Antwort: Gehorchen und unterthänigst suppliciren.

Capitel 5. Von der strafenden Macht des Königs. Frage: Wenn die Gesetze verbieten, keine Waffen und kein Korn aus dem Reiche zu führen, können die Unterthanen dieß rechtmäßig thun? Antwort: Nein, sonst würde das Reich ohne Waffen und Lebensmittel bleiben.

Capitel 6. Von dem Schutze, den der König der Kirche verleiht. Frage: Kann der König seine Hand an das legen, was dem Heiligthum gehört? Antwort: Nein, er muß vor allem dafür sorgen, daß sich nichs Unheiliges in das Heilige eindränge.

Capitel 7. Von auserlesenen und nicht auserlesenen Unterthanen. Frage: Wer sind die auserlesenen Unterthanen? Antwort: Die Priester. Frage: Worin besteht die Auserlesenheit in Rücksicht ihrer Personen? Antwort: Darin, daß sie von keinen weltlichen Richtern verurtheilt und bestraft werden können. Frage: Worin besteht die Auserlesenheit in Rücksicht ihres Eigenthums. Antwort: Darin, daß

sie keine Abgaben von demselben bezahlen. Frage: Worin besteht ihre Auserlesenheit in Rücksicht ihrer Processe? Antwort: Darin, daß sie vor keinen weltlichen Richterstuhl gezogen werden können. Frage: Wie stimmt dieß mit den Göttlichen Gesetzen überein? Antwort: Insofern Gott im alten Testamente den Priestern und Leviten die Vorrechte verliehen hat ꝛc.

Bestrafter Witz.

Als Solymann der Zweyte, mit einem Heer von 200,000 Mann, unter dem Befehl des Großveziers Mustapha, gegen Rhodus anrückte, befanden sich die Maltheser-Ritter in der größten Bestürzung, und mehrere von ihnen hielten eine Zusammenkunft, worin sie sich wegen der herannahenden Gefahr berathschlagten. Unter der Gesellschaft befand sich auch ein kleiner sehr häßlicher Ritter, mit Namen Simson, der nicht nur wegen seiner Figur, sondern auch wegen seiner ausnehmenden Häßlichkeit im Geheim zum Kerbstock der andern diente, und auch hier, bey diesem ernsten Gespräche, die lächerliche Kehrseite abgab; dann, nach mehreren Vor- und Gegenvorschlägen, sagte einer von der Gesellschaft, mit einer hämischen Miene, ganz laut: „Meine Herren, warum brauchen wir uns zu fürchten? Simson ist ja bey uns! Er wird gewiß das ganze türkische Heer mit seinem siegreichen Arm überwinden." — Die Gesellschaft brach über den witzigen Einfall in ein lautes Gelächter aus, als solches plötzlich, durch die treffende Antwort des kleinen, geneckten Mannes, unterbrochen wurde; „Mein Herr," fing dieser an, sich zu dem Redner wendend, „Sie haben vollkommen Recht, aber vor allen Dingen müssen Sie mir zu diesem Unternehmen Ihren Kinnbacken leihen; denn Sie werden wohl wissen, womit mein Namensvetter, Simson, diese Wunder that." Der erste Redner schwieg beschämt und die Gesellschaft lächelte nun.

Der Jesu-Lehren göttlichstes Bild.

„Wie oft soll ich dem Nächsten wohl vergeben,
„Der Böses stets nur von mir denkt?
„Der mir vergällt mein beßres Streben,
„Stets meine schönsten Rechte kränkt?
„Sprich Meister! wär' wohl sieben Mal genug?
„Und ist's nicht groß, wenn ich's so lang ertrug!"
„Nicht sieben Mal, Nein! siebenzig Mal sieben
„Ihm zu verzeihn, ist Deine Pflicht.
„Im Feinde doch den Menschen noch zu lieben,
„Davon enthinden seine Fehler nicht.
„Und welchen Standes, welcher Lehr' er sey,
„Der Jesulehre bleibe jeder treu!"
Wen hebt nicht, bey der Leidenschaften Stürmen,
Die Antwort jener Frage hoch empor!
Ob sich der Kränkung Gräuel auch zu Bergen thürmen,
Verschließt der Bessere dem Sünder nie sein Ohr.
Wer in der Brust trägt seinen stillen Frieden,
Den kann des Reuevollen Bitte nie ermüden.
Und welch ein Bild vom himmlischen Erbarmen,
Stellt hier der ew'ge Gottessohn uns dar!
Nahm er doch jeden auf mit offnen Gnadenarmen,
Dem's Ernst mit seines Lebens Beßrung war.
Ja, nie versiegend ist der höchsten Liebe Quell,
Vergebung sprudelt er, stets neu und rein und hell!
O Menschen! wärmt Euch an der Gottheit Strahlen,
Wie sie, übt heil'ge Langmuth und Geduld!
Verzeiht der Christ dem Christ zu Millionen Malen,
Ist's doch ein Pfündchen nur von seines Gottes Huld.
O hocherhabnes Bild! selbst bey des Leumunds Schmerzen,
Bewahrt der Reine Dich in seinem reinen Herzen.

v. e. Br******n.

Charade.

Eins und zwey blühn auf der Flur,
Drey hüpft und singt im Tanze
Gar lieblich von Bergen. — Das Ganze
Nennt einen Forscher der Erd' und Natur.

Verbesserung in Nro. 20:

Seite 160 Sp. 2, Zeile 7 lies dreysilbig statt zweysilbige.

№ 23.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 15. Juny. 1817.

Schwertfegerlied.*)

Mit fröhlichem Sinn
Bereite, erschaffe
Die eiserne Waffe
Zum reichen Gewinn.
Es wälzt der Grobian mit keckem Muth
Den Krieg in friedliche Auen,
Den Völkern zu rauben der Freiheit Gut,
Sich fremde Throne zu bauen;
Mit ehrner Waffe der Wüthrich ficht,
Doch ihm, bey Gott! ihm schmied' ich sie nicht;
Eh' wollt ich den Hammer ins Meer ja werfen,
Ihm mag seine Waffen ein Anderer schärfen.

Auf! bringet geschwind
Die eisernen Stäbe!
Noch stärker belebe
Die Gluten der Wind!
Auch Manchen das Schwert zum Ueberfluß ziert,
Gar unnütz hängts an der Seite,
Er es nimmermehr aus der Scheide führt
Als höchstens im albernen Streite,
Um Narrheit und Hochmuth und eitlen Tand.
Er soll es nicht haben von meiner Hand;
Zu theuer sind mir die heiligen Waffen,
Er mag zum Tand sie selber erschaffen.

Die Hämmer jetzt her!
Das Feuer es sprühet,
Das Eisen es glühet,
Jetzt schmiedet die Wehr!
Nun so sprich, wem schmiedest die Waffen Du?
Ihr Männer, ich will es Euch künden:
Die Waffen bereit' ich dem Volke zu,
Der Knechtschaft sich kühn zu entwinden,
Daß sie falle, des wälschen Tyrannen Macht.
Die Waffen bereit' ich zur Hermannsschlacht,
Daß des Wüthrichs ehernes Zepter vergehe,
Daß auf deutschem Boden die Freiheit erstehe.

Zuvörderst ein Schwert
Uns lasset bereiten!
In stürmischen Zeiten,
Hat's goldenen Werth.
Das Schwert ist des Mannes eiserne Braut,
Vermählt ihn mit heiligen Banden.
Wer Gott, seiner Sach' und dem Schwerte vertraut,
Wird nimmer, das glaubt mir, zu Schanden.
Wie die Sichel durch wankende Halme geht,
So das Schwert die Haufen hernieder mäht.
Mag mit Blitz und Donner der Wüthrich fechten,
Ich führe das Schwert in der nervigen Rechten!

Die mächtigste Wehr
Lasst dann uns erschaffen,
Den König der Waffen,
Den schrecklichen Speer!
Wohl nenn' ich der Waffen König den Speer,
Ihm jede andre muß weichen;
Er bricht durch Reihen und Glieder daher,
Thürmt blutige Berge von Leichen,

*) Dieses Lied cirkulirte, besonders im Sommer 1813, viel im Lützowschen Korps und der Vers: „Das Schwert ist des Mannes eiserne Braut" gab Th. Körner die Veranlassung zur Dichtung seines herrlichen Schwertliedes, das leider sein Schwanengesang wurde.

Hemmt trotzend Rosses und Reiters Macht,
Trifft sicher in regniger Sturmes-Nacht,
Wo zu Schanden werden des Wüthrichs Blitze,
Da ruht nur der Sieg auf der eisernen Spitze.

Zum Schlusse dann folg'
Die letzte der Wehren!
Nicht soll man entbehren
Den blinkenden Dolch.

Der Dolch ist dem Manne ein treuer Hort
In mancherley Nöthen und Engen,
Auf blutigem Felde, wenn hier und dort
Wilddringend die Haufen sich drängen,
Ein Löser aus schimpflicher Knechtschaft Noth,
Ein Retter vom schmählichen Henkertod,
Der ewigen Treue Siegel und Wache,
Ein Schreck des Verräthers an heiliger Sache,

Mit fröhlichem Sinn
Ich hab' sie erschaffen,
Die eisernen Waffen
Zum Freiheitsgewinn.

Geschmiedet sind sie mit fröhlichem Muth
Für die deutsche, die heilige Sache,
Geschmiedet, daß von des Feindes Blut
Sie triefen zu heiliger Rache.
Drum schuf ich sie stark, drum schuf ich sie blank,
Und glaub' deß zu haben reichlichen Dank,
Und wer ihm mag andere Waffen schmieden,
Ha! dem sey ewige Knechtschaft beschieden!

Alexander von Blomberg.

Alexander von Blomberg wurde am 21. Februar vom General Tettenborn, der durch das Schönhäuserthor in Berlin eingedrungen war, zum General, damaligen Obristen, von Benekendorf geschickt, der vor dem Bernauer Thore sich befand, um diesem die Ordre zu bringen, gedachtes Thor anzugreifen. Er bat den General, bey diesem Angriff bleiben zu dürfen, welches bewilligt ward. Als er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, setzte er sich an die Spitze der Kosaken, die zum Angriff auf das Bernauer Thor bestimmt waren. Das Thor ward von innen aufgethan, Blomberg stürzte sich hinein, hinter demselben stand französische Infanterie aufgestellt, die Kosaken folgten ihm nicht mit derselben stürmischen Wuth, die feindliche Salve wurde fast auf ihn allein gerichtet, er und sein Pferd fielen von mehreren Kugeln durchbohrt. Er war der erste Preussische und überhaupt deutsche Offizier, der im Jahr 1813, oder seitdem der Krieg auf und um den deutschen Boden geführt wurde, fiel; daher sich auf seinem Grabe zu Berlin die Inschrift befindet: „Alexander von Blomberg, erstes Opfer im deutschen Freyheits-Kriege."

Londoner Leben, auf der Westseite der Stadt.

(Aus Voyage d'un françois en Angleterre, Paris, 1816.)

Früh vor 10 Uhr ist Alles still, die Kaufläden fangen nur eben an sich zu öffnen. Die Milchmädchen mit ihren glänzend reinlichen Eimern, an deren Rande rings umher kleine Rahmäpfchen hängen, die sie an einem, über die Schultern gelegten, Joch tragen, gehen von Haus zu Haus, und klopfen die zögernden Mägde auf, die noch schlaftrunken herauskommen, um ihnen ein eigroßes Mäßchen voll, das zum Gebrauch der ganzen Familie hinreicht, abzunehmen — denn die Milch ist hier weder Trank noch Nahrung, sondern nur Färbestoff, nur ein Elixir, von dem man früh und Abends behutsam sechs oder sieben Tropfen in seinen Thee träufelt. Es wäre wohl schwer zu sagen, welchen Geschmack diese Tropfen mittheilen, allein es ist ein Gebrauch, dessen Nutzen Niemand zu untersuchen wagt. — Während dieser Zeit fährt kein Wagen, kein Karren durch die Straße; der erste Lärm besteht in dem Trommeln und der Kriegsmusik der Garden, welchen drey oder vier Negerriesen mit ihrem schallenden Glockenspiel vorangehen, und die nach Hydepark gehen, ihre Uebungen zu halten. Erst um drey oder vier Uhr sieht man Lebenszeichen der ver-

nehmen Welt. Sie macht Besuche, oder sie gibt vielmehr Karten an den Thüren ihrer Freunde ab, die sie nie anderswo als in dem Gedränge der Gesellschaft sieht, sie läuft in den Kaufläden herum, besieht Modeneuigkeiten, was im Englischen lounges heißt, und mit dem plattdeutschen „Lungern“ sehr gut übersetzt ist, fährt auf einer ziemlich häßlichen Straße, Bond Street, auf und ab, und endlich um 5 Uhr zum Ankleiden nach Hause. Damit ist ein Londoner Morgen beschlossen.

Nun fangen (im Januar) die Straßen an beleuchtet zu werden, und von 6 bis 8 Uhr nimmt das Geräusch immer mehr zu. Die Zeit des Mittagessens ist gekommen. Die Wagen mit zwey großen flammenden Laternen erleuchtet, folgen sich gedrängt, und kreuzen sich in beflügelter Eile; plötzlich halten sie, ein Diener springt herab, hebt den schweren Hammer an der Thür, thut einen harten Schlag, dann eine Zahl schnell wiederholter kleiner, und beschließt endlich mit einem Donner ähnlichen Lärm, so künstlich, so abgemessen, daß dieses Getös den Rang, das Ansehn, den Reichthum seines Herrn bezeichnet. Zwey Stunden lang findet nun ein kleiner Nachlaß statt. Zwischen neun und zehn verdoppelt sich der Anfall. Jetzt findet die große Krisis des Lärms, des Putzes, der Schnelligkeit statt. Man unterscheidet keinen besondern Ton mehr in einem Getöse, das funfzig Mühlrädern mit ihren Wasserstürzen gleicht, und wenn es nicht übertrieben klänge, so würde ich es mit dem Geräusch des Niagara-Falles vergleichen, wenn man ihn auf zwey Stunden Entfernung hört. Diese große Krisis dauert bis zwölf, ein Uhr; dann nimmt sie nach und nach ab, bis man bey Tagesanbruch nur noch hier und da einen Wagen hört.

Die großen Gesellschaften heißen routs — in der ursprünglichen und an ihrem Platze noch üblichen Bedeutung; eine Rotte, Aufrührerhaufen, Volksgedräng, — so nennt es aber die einladende Person nicht selbst, sondern man sagt von ihr: die Gräfin N. N. hat ein rout gegeben, die Einladung selbst lautet: die Gräfin N. N. wird den zwanzigsten Januar, oder jeden andern Tag, zu Haus seyn; und diese hat wohl drey Wochen vorher statt. Das Haus, in welchem ein rout gehalten werden soll, wird, um Platz zu machen, von oben bis unten umgekehrt; Betten, Schränke, überflüssiges Geräth wird alles in einem Winkel aufgeschichtet, und ihre Stelle mit einem Haufen wohlgeputzter Leute ersetzt, welche die Hausherrin an der Thür, stehend, wie alle Gäste ebenfalls stehen, mit einem Bekanntschafts-Lächeln empfängt. Man schwatzt nicht, man spielt nicht Karte, man macht keine Musik; man stößt sich, drängt sich, dreht sich umher, schiebt sich von Zimmer zu Zimmer mühselig durch, und macht sich nach einer Viertelstunde aus dem Staube, um seinen Wagen an der Thür, unter dem Bedientenvolk, oft längere Zeit zu erwarten, als man in den Gesellschaftszimmern zugebracht hat. Nun eilt man eifrig zu einem andern rout, wo man, wegen des Wagengedrängs eine halbe Stunde und länger warten muß, ehe man aussteigt, um denselben Kreis zu beginnen. Das Haus wo ein rout gehalten wird, erkennt man an zwey Zeichen; einmal an dem Wagengedränge vor der Thür, und dann an den offenen Fensterläden und Vorhängen, durch die man in den hellerleuchteten Zimmern zahllos gepuderte und ungepuderte Köpfe umherkreisen sieht. Dieser Gebrauch ist so allgemein, daß mein Diener, wie vor einigen Tagen sechs oder sieben Personen den Abend bey mir zubrachten, die Vorhänge offen lassen wollte, weil er denken mochte, daß so eine Ge-

sellschaft nach unsrer Landessitte auch ein rout wäre.

Die Stadt Odessa am schwarzen Meere.

(Aus Mai Gill's Travels in Turkey, Italy and Russia.)

Odessa, die Lieblingsstadt ihres vormaligen Beschützers, des Herzogs von Richelieu, liegt sehr angenehm, nahe an der Spitze einer Bay zwischen den Flüssen Dniester und Dnepr. Die Regierung hat nichts gespart, es zu einem sichern und bequemen Hafen zu machen, und so einen Ort gebildet, in welchem Schiffe von nicht unbedeutender Tonnenlast sicher vor jedem Sturm liegen können. Im Jahre 1805 baute man mit unglaublichen Kosten einen Hafendamm, der sich beinahe ½ Werst lang in das Meer hineinerstreckte, damit die Schiffe nicht durch Lichter auszuladen genöthigt sind. Außer diesem großen Damm, hat man noch mehrere kleine gebaut und zu andern, die man auch schon zu bauen angefangen hat, Entwürfe gemacht. Es ist ein schönes Lazareth hier, das in einer sehr luftigen Gegend liegt, und eine Niederlage, wo Güter 18 Monate lang bleiben können, ohne Zoll zu bezahlen und, wenn man sie nicht abzusetzen im Stande ist, gegen ein Unbedeutendes wieder eingeschiffe werden können. Die Rheden außerhalb des Hafens sind im Sommer sicher und der Ankergrund gut; es liegen jetzt mehrere hundert Schiffe darin, welche auf Ladung warten.

Die Stadt Odessa besteht erst seit mehrern Jahren; die Bevölkerung beträgt schon über 10,000 Seelen und ist täglich im Zunehmen. Die Häuser und Magazine sind wohl gebaut; man hat sich dazu einer Art von Quadersteine bedient, und da die Stadt nach einem Plane gebaut ist, so sieht man jetzt schon schöne Straßen, welche in wenigen Jahren vollendet seyn werden. Die Buden sind bequem und mit jedem Nothwendigen, sowohl den Erzeugnissen dieses Landes, als entfernter Gegenden reichlich versehen. Der Markt ist groß und im Sommer mit allen Arten von Vegetabilien angefüllt. Die Straßen sind breit, aber wegen der kürzlichen Entstehung der Stadt noch ungepflastert, was sie wegen des Staubes bey trockenem, und des Kothes bey feuchtem Wetter, sehr unangenehm für den Fußgänger macht. Bäume sind auf viele Meilen nicht zu sehen, was von den Winden herrühren soll, welche zuweilen wehen, und jede Pflanze, jeden Baum zerstören, den man nicht gegen ihre Einwirkung schützt. Man fängt jetzt an kleine Gärten, welche man mit Mauern umgiebt, anzulegen, und schon sieht man Sträucher blühen, die früherhin in dieser Gegend ganz unbekannt waren.

Odessa ist der Sommeraufenthalt des polnischen Adels geworden, der sich häufig hierher begibt, um das Seebad zu gebrauchen. Die öffentlichen Vergnügungsorte sind ganz artig; es ist hier ein kleines Theater vorhanden und an einem größeren wird gebaut, Bälle giebt es zwey oder drey Mal in der Woche, und alle diese Vergnügungen finden zahlreiche Theilnehmer. Die polnischen Edelleute sind sehr munter, und die Frauen im Ganzen angenehm und schön.

Der Herzog, (jetzt in Paris beym Könige von Frankreich angestellt,) der mit Recht der Liebling eines jeden, vom Kaiser bis zum Bettler hinab ist, kam erst einen Tag vor meiner Abreise an, so daß ich keine Gelegenheit finden konnte, mich ihm vorstellen zu lassen. Ich sah ihn indeß im Theater und auf dem Balle an selbigem Abend, er ist groß und schlank, aber von gutem Verhältniß, sein Gesicht hat den Ausdruck des Scharfsinns und sein Benehmen

ist einnehmend. Er scheint ungefähr 45 Jahr alt zu seyn. Der Pallast, den er bewohnt, ist nur sehr klein, und wird an Umfang und Verzierungen von manchen Häusern übertroffen, welche von Kaufleuten bewohnt werden. Der Vicegouverneur der Stadt ist ein Engländer, ein gewisser General Cably, der früherhin Kaufmann zu Neapel war, und für den schönsten Mann in den beyden Sicilien gehalten wurde.

Die Kaufleute, welche in Odessa wohnen, stehen in besserem Ruf als die von Taganrock; es finden sich Leute aus allen Gegenden unter ihnen. Es sind hier auch zwey englische Häuser; der größere Theil der Kaufleute sind indessen Deutsche und Italiener, deren Häuser sehr geachtet sind und in gutem Kredit stehen. Diese Kaufleute sind sehr gastfrei, ihr Handel ist ausgedehnt, denn man rechnet, daß im Jahre 1000 Schiffe zu Odessa verladen werden. Weizen scheint der einzige Ausfuhrgegenstand zu seyn, er ist indeß bey weitem schlechter als der von Taganrock, da er wegen seiner Weichheit sich leicht erhitzt. Einige wenige andere Waaren, welche eigentlich Erzeugnisse von Taganrock sind, werden hierher geschickt und von hieraus versandt. Die Einfuhr ist unbedeutend; einige von den Schiffen aus Italien bringen Stücke von verarbeitetem Marmor und die meisten maltheſischen Schiffe Steine von Maltha als Ballast mit, welche sehr dem harten Kalk ähneln, und mit denen man niedrige Häuser und Magazine baut.

Die Einwohner sind sehr gastfrey und erweisen Fremden alle mögliche Aufmerksamkeit. Da der Verfasser einigen der ersten Häuser empfohlen war, so behandelte man ihn mit aller möglichen Zuvorkommenheit, und theilte ihm ohne Rückhalt, alle Nachrichten über kaufmännische Gegenstände mit, deren er bedurfte und um derentwillen er diese Reise unternommen hatte

Rhinocerus-Jagd.

So viel ich weiß, gibt es bis jetzt wenige Beschreibungen der Rhinocerus-Jagd, obgleich viele Jagdliebhaber in Ostindien einen großen Werth darauf legen; deßhalb theile ich Ihnen eine kurze Nachricht von unserm so eben bestandenen Jagdabenteuer dieser Art mit. Am 25. May brachten uns Schekarries (oder Triber) welche wir auf Kundschaft ausgesandt hatten, die Nachricht, daß sich eine Herde von 7 oder 8 Rhinocerus in einem Sumpf, nahe bey einem Dorfe bey Barapur, in dem Lande Nepaul gelagert hätte. Wir setzten also unverzüglich unsere Elephanten in Bewegung, und erreichten mit 7 Elphanten, und unserm ganzen Jagdapparat gegen Morgen den beschriebenen Ort; wir fanden den Sumpf zu beyden Seiten mit dichtem Strauchwerk, dem liebsten Aufenthalt aller Art wilder Thiere, bewachsen; das Gebüsch war an 10 Fuß hoch und so dicht, daß man kaum sich durcharbeiten konnte; unsere Leute hatten 7 Doppelflinten und einige 8 löthige Büchsen. Ehe wir noch tief in das Dickicht eingedrungen waren, so verrieth die Unruhe unserer Elephanten, und die Spur von Rhinocerus-Fährte auf dem Grunde, die Nähe unseres Feindes, und in weniger als 5 Minuten jagten wir 2 junge Rhinocerusse, von der Größe ausgewachsener Hirsche, und von einer dunkelgrauen Farbe, auf. Auf die ersten Schüsse fiel sogleich das eine, und das andere wurde hart verwundet, lief aber dennoch in einem ziemlich schnellen Trott fort, indem es auf eine höchst widerliche und durchdringende Weise schrie. Durch dieses Geschrey wurden die Alten in unsere Nähe gezogen, und drey männliche Rhinocerusse von ausserordentlicher Größe und furchtbarem Aussehen griffen mit Ungestüm unsere Linie an; zwey unserer Elephanten wichen, empfingen den Angriff ihrer Feinde mit

ihrem Hintertheile und wurden augenblicklich niedergeworfen; die übrigen, welche Stand hielten; wurden zwar nicht niedergerissen, allein taumelten mehrere Schritte zurück durch den Stoß; mein Elephant war einer von denen, welche wichen, und ich befand mich in einer nichts weniger als angenehmen Lage. Der Elephant versuchte mehreremale aufzustehen, ward aber immer von seinem Gegner wieder niedergeworfen und endlich mit solcher Gewalt, daß ich mehrere Ellen weit von ihm mitten in den Sumpf hinein geschleudert wurde; glücklicherweise fiel ich auf einige Weiden, an welche ich mich hielt und so dem Ertrinken entging. Als ich wieder zur Besinnung kam, war ich sehr erfreut zu bemerken, daß ich fern von dem fürchterlichen Horn meines Feindes und gegen die Kugeln meiner Freunde gedeckt war, welche, an meiner Rettung verzweifelnd, ohne Umstände nach der Gegend feuerten, wo ich gefallen war. Ihre Kugeln trafen das Rhinocerus an mehrern Stellen, ohne es nur im geringsten zu verwunden, obgleich unsere Büchsenkugeln achtlöthig waren. Endlich zerschmetterte ein glücklicher Schuß die Spitze des Horns, und gleich darauf floh das Unthier mit erstaunender Schnelligkeit in die unwegsamen Theile des Dickichts. Wir verfolgten es mehrere Meilen weit, ohne im Stande zu seyn, es erreichen zu können; wir kehrten also zu den andern zurück, und fanden das andere junge Thier, welches wir am Morgen verwundet hatten, todt in einem Dickicht; beyde mußten sehr jung gewesen seyn, denn ihre Hörner waren noch kaum sichtbar. Es war jetzt schon Nachmittag, und wir gaben die Hoffnung auf, die andern wieder zu finden, als wir gegen alles Erwarten auf einmal wieder auf die Herde stießen, und von Neuem einen harten Kampf zu bestehen hatten. Dießmal waren wir jedoch glücklicher, und nach einer Jagd von mehr als drey Stunden, hatten wir ein ausgewachsenes männliches und weibliches Rhinocerus erlegt. Sie schienen bey dem zweyten Angriff ihren Muth größtentheils verloren zu haben, da sie von ihrem fürchterlichen Anführer, welcher größer und stärker als alle die übrigen war, sich getrennt sahen: wir waren demungeachtet nicht wenig über ihre Größe erstaunt. Das Größte der Erlegten war etwas über sechs Fuß hoch, und im Verhältniß stärker als irgend ein Elephant, den ich je sah. Da die Nacht schon hereinbrach, so war es uns nicht möglich eine Zeichnung davon zu machen, welches mir um so mehr Leid that, da ich bemerkte, daß man bey uns noch sehr unvollkommene und unrichtige Darstellungen von diesem merkwürdigen Thiere hat. Nur männliche und vorzüglich muthige Elephanten können zu dieser gefährlichen Jagd gebraucht werden. — In dieser Gegend gibt es noch ein anderes wildes Thier, welches eben so wenig als das Rhinocerus gekannt ist. Die Eingebornen rechnen es zum Büffel-Geschlecht; allein es hat wenig Aehnlichkeit mit diesem oder irgend einem andern mir bekannten Thiergeschlecht; die Hörner des Männchens sind sehr dick und kurz, im Uebrigen gleichen sie mehr den englischen Zuchtstieren; sie sind sehr scheu und leben sehr einsam, und man sieht sie selten anders, als auf unzugänglichen und kahlen Felsen.

Im Feldlager an der nordöstlichen Gränze von Nepaul. May 1816.

Reichmuth von Adocht.

Eine Erzählung von Adam Oehlenschläger.

Zu Kölln lebte im Jahre 1571 ein reicher Bürgermeister Namens von Adocht, dessen Gat-

tin Reichmuth nach einigen Jahren ihrer glücklichen Ehe erkrankte und starb. Sie war jung und schön gewesen, und ihr Gemal hatte ihr Bette nicht verlassen in der ganzen Zeit, da sie auf den Tod lag. Doch war ihr letzter Kampf nicht sowohl ein schmerzhaftes Zucken, als vielmehr eine Ohnmacht gewesen, welche so oft wiederkam, bis sie gar nicht mehr aufhörte und die Leidende sanft entschlummerte. Bekanntlich ist nun Kölln eine Stadt, welche in andächtiger Gottesverehrung selbst Rom nicht weicht, weßhalb man sie denn auch im Mittelalter Roma germanica und civitas sancta, d. i. das deutsche Rom oder die heilige Stadt genannt hat. Es schien, als wenn sie in den folgenden Zeiten durch Frömmigkeit das Misgeschick sühnen wollte, das sie verdammt hatte, die Geburtsstadt einer Agrippina zu seyn. So sah man denn dort lange nichts anders, als Mönche, Priester und Studenten, von denen Viele vor Jedermanns Thür für Almosen sangen. Auch hört man da beständig Glocken läuten, und zählet so viele Kirchen und Kapellen, als Tage im Jahr.

Die vornehmste Kirche daselbst ist der Sankt Petersdom, eins der herrlichsten Gebäude in Deutschland, aber doch nicht so vollendet, als vermuthlich die Absicht des Erbauers war. Nur der Chor ist gewölbt. Die innere Kirche besteht aus vier mächtigen Schwibbogen und ist noch länger, als der Straßburger Münster. Der Hauptaltar ist ein einziges Marmorstück, welches von Namur auf der Maas und dem Rhein nach Kölln gebracht ist. In der Sakristey zeigt man einen Stab von Elfenbein, der dem Apostel Petrus zugehört haben soll. In einem Gewölbe steht ein silberner vergoldeter Sarg mit den Leichen der heiligen drey Könige. Man sieht ihre Schädel durch eine Oeffnung im Deckel, die zwey weißen sind Kaspar und Balthasar, der mittelste schwarze Melchior. Die Kiste ist mit Edelgestein besetzt. Es läßt sich denken, daß diese merkwürdigen Seltenheiten, durch das ehrwürdige Alter geheiligt, auf das Gemüth der Katholiken einen tiefen Eindruck machen müssen, und daß die drey Schädel, von Silber und Juwelen umblitzt, sie eben so sehr von der Aechtheit dieser Reliquien überzeugen mögen, wie ein historischer Blick ihre Unächtheit erkennen muß.

In dieser Kirche ward Reichmuth von Adocht bestattet mit großer Pracht, und in einem Zeitalter, welches mehr Sinn für das Solide als Geschmack, mehr religiösen Glauben an Unsterblichkeit als ungläubige Furcht besaß, kann man sich nicht darüber wundern, daß sie bräutlich geschmückt ward, gehüllt in Seide, mit einem Myrtenkranz auf dem Haupt und kostbaren Ringen an den bleichen Händen.

Also wurde sie in einem Gewölbe unter dem Chor beygesetzt in einem Sarge mit Glasfenstern. Mehrere Vorfahren ruhten hier schon; sie hatte diese, als sie noch lebte, oft selbst mit frommem Schauder während des Gottesdienstes besucht, und durch die Glasscheiben die braunen Mumien angestarrt, deren Todtenköpfe sonderbar gegen das Gold und Geschmeide abstachen und auf eine seltsame Art den Unterschied zeigten zwischen dem Vergänglichen und dem Beständigen. Das Einbalsamiren war nicht mehr üblich, und als Reichmuth beygesetzt wurde, hatte man beschlossen, daß Niemand mehr dahingesetzt werden sollte. Sie aber lag da, wie sie vom Krankenbette war genommen, nur angethan mit gar wunderbarer Pracht.

Der wackere Adocht, ihr Ehgemal, war mit schwerem Schritt seiner Gattin zu ihrer Ruhestädte gefolgt. Die große Thurmglocke, zwey hundert und zwanzig Centner schwer, hatte

ihren erhabenen Trauerton durch die Stadt gesendet. Die frommen Mönche hatten bey Sang und Klang, bey Kerzen und Weihrauch aus dem großen Pergamentfolianten, welcher im Chor auf dem Notenpult lag, Seelenmessen hergebetet. Alle ihre Freunde waren mitgefolgt und hatten sie unter Singen und Beten mit Weihwasser besprengt. Nun lag sie da, erblaßt und ausgestreckt in der Todtenhalle. Die ungeheure Uhr, welche nur einmal im Jahr aufgezogen wird, welche die Tageszeiten und den Lauf der Gestirne anzeigt, war das einzige Bewegliche in dem stummen Gewölbe. Ihr einförmiges Tiktak summte hin über die stillen Gräber, über die alten Bildnisse der Heiligen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Uebersetzung einer Portion Kaffee.

Ein Freund strenger Sprachreinheit forderte jüngst in einem Kaffeehause ein Mundtheil braunes Bohnenwasser. Der Aufwärter (gewöhnlich Marqueur genannt) begriff nicht, was der Herr wollte, und ging. Der Gast forderte bald darauf noch einmal, und erhielt nichts. Durch den Verzug endlich unwillig gemacht, fragte er mit Hastigkeit, warum er sein Mundtheil braunes Bohnenwasser nicht bekäme? „Ey, antwortete der Aufwärter, wenn der Herr was haben will, so spreche er deutsch.“

Aus dem Stegereif sprechen.

In dieser bekannten Redensart vereinigt sich das Mittelalter mit der neuern Zeit. Der Stegereif gehört der Ritterzeit an, in der alle Abenteuer, wie sie dem Ritter auf seinem Wege begegneten, vom Pferde aus abgemacht wurden, denn nur vom Stegereif aus wurde gehandelt, wie man sich von dem Stegereif nährte. Die Sitte verlor sich, der Reif ward ein Bügel, aber die Redensart: aus dem Stegereif verblieb der Sprache. Die nun eintretende Zeit der höheren Bildung setzte Wort und Rede an die Stelle der That und Handlung, und so knüpfte sich, wie von selbst, an den Stegereif des Ritters das Sprechen des Gelehrten.

Die ehrenvolle Gnade.

Eines Tages hielt Jemand eine sehr lange Rede an die Königin Christina von Schweden. Als er fertig war, bat sich Vossius eine Gnade für ihn aus. Das ist billig, sagte Christina, und wär' es auch deßhalb, daß er aufgehört hat.

Grabschrift auf einen Geitzigen.

Der niemals in seinem ganzen Leben
Den Armen einen Bissen Brod gegeben,
Gibt nun, (so ändert sich der Menschen Sinn)
Den Würmern seinen Leib zur Speise hin.

Goldschmidt.

Charade.

Frühling hat mit seiner ersten
Rings die zweyte schon geschmückt,
Und die Blüthenknospen bersten,
Und des Ganzen Pracht entzückt,
Und es dringt ein Meer von Tönen
Schon aus seinem Reich hervor:
Tiefbewegt vom Hohen, Schönen,
Huldigt jubelnd Aug' und Ohr.

Doch welch Wunder will sich zeigen,
Doppelt ist das Ganze da;
Blüht' auf Wangen, Blüht' auf Zweigen,
Ueberall Harmonika.
Doch wenn in dem Einen Sinne
Es verstummt im Herbste schon,
Lebt zu herrlichem Gewinne
Hell uns fort des andern Ton.

Auflösung der Charade in Nro. 22:

Blumenbach.

Verbesserung in Nro. 22:

Seite 176 Sp. 2, Zeile 12 von unten, lies Pfändchen statt Pfündchen.

№ 24.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Mittwochen den 18. Juny. 1817.

Schärflein

niedergelegt auf dem Hochaltare

Deutschlands

am Gedächtnißtage der endlichen Erlösung.

am 18. Juny 1817.

Leuchtend strahlt im goldenenen Gewande
Aurora an des Firmamentes Thor;
Bellona zündete die Fackel, doch der Bande
Entnommen, trat nun frei Germania hervor:
„Laß ab, o Schreckliche! erkämpfe Dir nicht Schande,
„Lichthell glänzt der Erlösung Tag empor;
„Es gilt das Höchste, flammend glüht die Rache,
„Am Thron' des Ewigen entschied die reine Sache. —
„Lenkt nicht Europa's Schutzgeist schon den Siegeswagen?
„Lenkt er nicht im Triumph ihn hin zum blut'gen Ziel?
„Im Chor der Sel'gen selbst ertönten Klagen,
„Als Braunschweig's Held, mein hoher Rächer fiel!
„Nie sollen meine Kinder wieder Fesseln tragen,
„Cäsar! nicht länger sey Dein Nam' ein Spiel!
„Ein himmlisch Zeichen flimmert durch die Nacht;
„O Stern der Freiheit! — schau ich Deine Pracht! —"
Dort ging er auf! das einz'ge Volk der Brüder,
Eint sich am heil'gen Vaterlands - Altar;
Reißt von dem Haupt der raubbegier'gen Hyder
Den Schmuck, der königliches Erbtheil war.
Es reißt den Sitz des Despotismus nieder,
Reicht sich zum schönen Bund „die treuen Hände dar.
Stand Felsenfest vereint, für Gott und eig'nen Heerd,
Chamäleon! wo blieb des Farbenwechsels Werth? -
Hinauf, Hinauf den Blick mit freudigem Vertrauen!
Öffnet den Mund, Ihr Völker! nun zum Jubelton;
Nicht Sklaven seyd Ihr mehr in Euern eignen Gauen,

Ein Wille herrscht, ein Sinn für fremden Trug und Hohn.
Bey Euch wird kein Tyrann sich mehr Altäre bauen,
Und jeder Deutsche bleibt ein ächter Hermannssohn;
Nein Brüder, nimmer siegt mehr Feindesmacht und Spott
Denkt Luthers hoher Lehr': „Die feste Burg ist Gott!"

Und ew'gen heißen Zoll den Meteoren Allen,
Die in des Jammers Nächten himmlisch uns geglänzt!
Ja jedem Retter müssen Jubelhymnen schallen,
Ihm, Englands Heros, selbst Minerva heut' kredenzt! —
O deutscher Jubelgreis! kann unser Dank verhallen,
Bis Deinen Silberscheitel Edens Lorbeer kränzt? —
Schmückt gleich die Heldenbrust des heilgen Kreuzes Zeichen,
Kann doch den wahren Lohn Urania erst reichen!
Schaut' um Euch! schaut' am wichtigsten Erinnerungstage
Auf Euer Werck, neu glüht der Hoffnung Lust.
Sinkt gleich an der Gefallnen, ernstem Sarkophage
Der Deutsche schmerzerneuernd an des Deutschen Brust.
Versiegen muß die Thräne, schweigen wird die Klage,
Eins nur war noth; und deß war Jeder sich bewußt.
Nur über Millionen blutbefleckter Leichen,
Konnt' uns die Himmelskönigin den heil'gen Oelzweig reichen.
Euch Allen, die Ihr blutet noch an jenen Wunden,
Die Euch der Knechtschaft harte Geissel schlug;
Euch, die vielleicht noch nichts vom Göttlichen empfunden,
Was zu den Sterblichen der Friedensengel trug;
Euch ruf ich tröstend zu: Noch wenig bange Stunden,
Und liebend spricht die Gottheit: „Nun ist es genug!"
Noch viel bewahrt die Zeit in ihrem dunklen Schooß,
Einst fällt der Schleier, — Gott bleibt wahr und groß!

O Himmlische Verklärte! Opfer deutscher Treue!
Die ein Vasallenknecht einst schmählich morden ließ;
Schwer wurdet Ihr gerächt am Tag der blutigen Weihe,
Gerächt schon vor den Mauern von Paris!
Ob Euern Mördern menschliches Gericht verzeihe,
Einst trifft sie des Gewissens gift'ger Schlangenbiß!
So bricht man ächte Perlen aus der Menschheit Ring? —
Mit Rührung nennt der Deutsche stets die Namen:
Berger, Fink! —
Heil Euch, ihr Tapferen! Teutoniens edle Söhne!
Euch, die ein Gott erhielt als grauer Eltern Stab. —
Euch, die fürs Recht Ihr sankt; Euch fließe nun die Thräne,
Einst weinten Engel selbst auf Euer frühes Grab! —
Wir sehn uns wieder! — wechseln wird die Scene,
Wir Alle streifen ja die arme Hülle ab;
Ja heil'ge Streiter! ob euch eine fremde Erde deckt,

Es kömmt ein Augenblick, der Euch zur Erndte weckt!
Tag unsers Heils! begrüßt Dich keine laute Feier,
Strahlt Deine Glorie doch auf der Menschheit Angesicht;
Besang Dich glücklicher wohl manchen Dichters Leyer,
Doch mehr begeistern kann Dein hoher Werth ihn nicht.
O Deutsche! ewig nährt des Dankes heilig Feuer,
Bis Euer Auge einst im Todeskampfe bricht. —
Frei wird der freye Geist, zum hellen Licht sich schwingen,
Dort reinen Lobgesang dem Weltengott zu singen!

v. e. Br*****n.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Ehe die Franzosen mit Feindseligkeiten gegen das belagerte Cadix begannen, sandte Soult eine Aufforderung zur Uebergabe an den Herzog von Albuquerque. Statt der Antwort gab der Herzog die Wehrhaftigkeit der Festung an, die sich vor 100,000 Mann nicht zu fürchten brauchte, ihre Verbindung mit den Engländern und den spanischen und portugiesischen Seeküsten, wodurch sie mit allem Nothwendigen unterstützt würden und schloß mit Ablehnung der angebotenen Unterhandlung, bis er durch Wiedereinsetzung Ferdinands VII. und Entfernung aller fremden Schaaren im Stande seyn würde, seiner verbindlichen Einladung, wie er selbst wünsche, zu folgen.

Am 16. Februar erließ König Joseph vermittelst einer Friedensfahne eine schriftliche Botschaft an die Junta, wie er gnädig alles zu vergeben und zu vergessen bereit sey, entbot Abgeordnete aus Cadix, um über die Sicherheit der spanischen Flotte zu unterhandeln. Die lakonische Antwort darauf war: Die Stadt Cadix erkennt, ihren Grundsätzen getreu, keinen andern König als Ferdinand VII.

Der Herzog von Albuquerque, welcher von der engherzigen Junta *) Kleidung, Waffen, Schießbedarf, Löhnung und andere Bedürfnisse dringend forderte, ward endlich genöthigt, den Heersbefehl an General Blake abzugeben und als ehrenvolle Verbannung den Gesandtschaftsposten in London anzunehmen **). Bis aber Blake, welcher die Trümmer des Ariezagaschen Heers sammeln sollte, in Cadix einträfe, wurde das Heer dem General Castannos anvertraut.

Während die Franzosen sich auf allen Punkten um die Bucht von Cadix, die sie inne hatten, verschanzten, erhielten die Spanier, welche ebenfalls Schanzen und Batterien errichteten, und auf andere Weise Zurüstungen machten, Geld, Mundvorräthe und Schaarenverstärkung. Aus

*) Die Mitglieder dieser Behörde waren meistens Kaufleute, welche die vorräthigen Staatsgelder, statt sie für das Heer und zu anderen Zwecken zu verwenden, zu Handelsspekulationen brauchten.

**) Der großherzige Mann machte später in einer Schrift von London aus das eigennützige Verfahren der Junta bekannt; erhielt aber darauf von derselben Behörde ein so kränkendes Schreiben, daß er am 18. Februar 1811 wahnsinnig wurde und 13 Tage nachher starb. So starb im 37. Jahre seines Alters der Stolz, die Hoffnung Spaniens ein Opfer des gerechtesten Unwillens. Sein Leichenbegängniß wurde mit einer großen Pracht gefeiert und sein Körper in König Heinrichs VII. Kapelle in der Westminsterabtey beygesetzt. Im Oberparlamente hielt der Marquis Wellesley seine Lobrede. Beynahe zugleich mit jenem berüchtigten Schreiben der Junta war auf den Beschluß der Cortes auch ein Staatsbrief von der Regentschaft an den Herzog abgegangen, der ihn zum Feldhouptmann im Norden von Spanien berief.

den spanischen Pflanzstädten kamen die freigebigsten Beyträge an Geld und Mehl in Menge von den Handelsschiffen der amerikanischen vereinten Staaten. Im Monath May betrug die brittische Macht auf der Insel Leon 7000, die Portugiesen 1500, die Spanier 15,000, zusammen 23,000 Mann. Zwischen Cadix und der Umgegend wurde eigens durch Schiffe der Verkehr unterhalten, so daß man nicht bloß Kunde haben, sondern auch Mundvorrath für die Besatzung und Einwohner beziehen konnte.

Um die Mitte des März wurden vier spanische Linienschiffe, eins von 100 Kanonen, und ein portugiesisches Linienschiff in der Bucht von Cadix an die Küste getrieben, und gingen im Sturm unter. Das Takelwerk und 6 bis 700 von der Bemannung, meistens Engländer, wurden durch die menschenfreundliche Bemühung französischer Seeleute gerettet. Die Wracks wurden größtentheils verbrannt. Auch 30 Handelsschiffe wurden an die Küste getrieben und gingen zu Grunde.

In der Nacht vom 15. zum 16. May entsprangen 2000 französische Gefangene am Bord alter Schiffsgebäude, auf welchen sie eingesperrt waren, indem sie Fluth und günstigen Wind wahrnahmen, die Kabeltaue abschnitten, und die Schiffe ans Ufer treiben ließen. Sie wurden aus ihren schwimmenden Gefängnissen durch Kähne, die ihnen ihre Landsleute an der Küste zu Hülfe sendeten, gelandet.

Die Belagerung von Cadix ging nur langsam von statten. Die Belagerer waren schlecht mit Mundvorrath und Schießbedarf versehen, und unaufhörlich den streifenden Banden von Landleuten, den Guerillas, ausgesetzt. Sie mußten von Zeit zu Zeit starke Haufen absenden, um ihre Zufuhr zu geleiten, oft an 150 bis 200 Reiter, um nur einen Eilboten zu decken. So schwächten die Guerillas einigermaßen die Belagerungslinie und wirkten als Ableiter für die Cadixer Besatzung.

Das Belagerungsheer bildete einen Halbkreis von Santa Maria nach St. Pedro, so nahe als möglich an den spanischen Vorposten. Am 20. April langte auch Belagerungsgeschütz und ein Verstärkungsheer auf den französischen Linien an. Am 22. wurde die Festung Matagorda, ein auf dem festen Lande der Festung Puntales gelegenes Außenwerk, genommen, welches gewissermaßen den Eingang in die Puntalstraße, etwa zwey Meilen von Cadix, bestreicht. Hier wurden neue Werke errichtet, und Flöße auf dem Kanal Trocadero erbaut. Von diesem Punkte aus ergriffen die Belagerer jede Gelegenheit, unsere Schiffe beym Abgang und bey der Rückkehr zu beschädigen. Zwischen Matagorda und der Festung Puntales gegenüber wurde ein beständiges Feuern unterhalten. Das Feuer der französischen Batterien war hauptsächtlich auf die brittischen Kanonenböte, das brittische gegen jene Werke gerichtet. Die Entfernung zwischen Matagorda nördlich, und Puntales südlich dem Kanal, beträgt nur zwey englische Meilen. Die französischen Verschanzungen an der Bucht von Cadix wurden von den englischen Kanonenböten ebenfalls geschädigt. Die von Bonaparte im Sommer 1809 auf der Donau gebrauchten Seeleute wurden nach Spanien gesendet, um dort bey den Unternehmungen gegen Cadix zu helfen.

Am Schlusse des Jahres warfen die Franzosen, nachdem sie auf allen Seiten Batterien errichtet, Kugeln nach Cadix; wiewohl sie aber die Stadt erreichten, thaten sie doch wenig Wirkung. Auch sammelten sie viele Kanonenböte zu einer Landung auf Isla de Leon. Doch die Spanier und ihre Verbündeten suchten nicht bloß Cadix gegen diese Gefahr zu schützen, sie

fingen an mehrern Stellen selbst thätliche Feindseligkeiten an. Da nämlich die Franzosen die Halbinsel durch eine von Bayonne bis zur Bucht von Malaga gezogene Linie in zwey Abtheilungen scheiden wollten, und deßhalb zwischen General Sebastiani's und General Victor's Harst einen Verbindungsposten behaupteten, so wurde die Berggegend zwischen Marbella und den nächsten Umgebungen von Cadix der Kampfplatz zwischen beyden Theilen. Zu Ronda, einer Stadt zwischen Algesiras und St. Roche, ergriff eine französische Macht von 6000 Mann, auf das Gerücht von einem starken, unter General D. Louis Lacey heranziehenden spanischen Harst, die Flucht. Die dort gefundenen Waffen wurden unter die Bergbewohner vertheilt. Sebastiani entsendete einen Haufen, diese Aufrührer, wie sie höhnisch genannt wurden, zu unterwerfen, und nach einem mörderischen Gefecht von beyden Seiten gewannen die Franzosen den Sieg durch überlegene Zahl und Kriegskunst.

In Valencia wurde Wichtiges unternommen. Zwölftausend Feinde machten im Anfang des Februars einen vergeblichen Versuch auf die Stadt dieses Namens, wurden aber mit Verlust zurückgetrieben. Hierauf belagerten sie die Burg Hostalrich in Catalonien, deren Bezwingung zu einem Angriff auf die wichtige Stadt Tarragona nöthig war. General O'Donnel sammelte eine Macht von 12,000 Mann Fußvolk und 1200 Reitern, um Hostalrich zu entsetzen. Zu diesem Heer stießen etliche tausend Miquelets (Freibeuter in den Pyrenäen) und Schleichhändler. Am 20. Febr. rückten sie in drey Heersäulen in die Ebene von Vich. Die Miquelete und Schleichhändler wurden von Rovira, einem Arzt, angeführt. Es entstand ein verzweifelter blutiger Kampf. Die Franzosen führte Souham, der eine Wunde am Schlaf bekam, die ihm ein Auge kostete. Auch die feindlichen Berichte gestehen, daß die Spanier in dieser Schlacht ausgezeichnet tapfer fochten; endlich wurden sie aber doch mit großem Verlust geschlagen. Der Feind umzingelte sofort Hostalrich aufs Engste, nahm es aber erst am 12. May in Besitz. Diese Eroberung erleichterte sehr die Zufuhr zu Lande nach Barcelona, und deckte das Verkehr zwischen diesem Ort und Gerona. Am 13. ergab sich Lerida an Suchet, 15 Tage nach Eröffnung der Laufgräben und dreytägigem Feuern. Hier fand man viele Kriegsvorräthe. Am 3. Juny ward die Festung Mequinenza in Catalonien, am Zusammenfluß des Segre und Ebro, mitten in einer Wüste, mit Recht der Schlüssel des Ebro genannt, von einem französischen Heerhaufen genommen.

Dem zu Paris von Bonaparte selbst entworfenen und seinen Generalen durch Berthier übersendeten Plane gemäß, umzog General Suchet, gegen Anfang Aprils, die Stadt Valencia mit 12,000 Mann und 36 Stück Kanonen. Aber auch hier fand er Verräther. Man kam überein, daß in der Stadt ein Aufstand erfolgen sollte, während dessen man den Statthalter henken und den Feind einlassen wollte. Das Verständniß ward aber am Tage vor der Ausführung von Caro, dem Ohm des Marquis von Romana, entdeckt, der in dem Platze befehligte. Sogar einige Glieder der Junta von Valencia hatten Theil an der Verschwörung. Diese wurden nebst etlichen Hundert der vornehmsten Einwohner sofort verhaftet; hierauf musterte Caro seine besten Schaaren, zog aus, überfiel und schlug die Franzosen. Nach seiner Rückkehr wurden etliche der Hauptverschwornen vor Gericht gezogen, verurtheilt und hingerichtet.

Mittlerweile rückte der dritte Harst des französischen Heers, nach dem Fall von Lerida und Mequinenza, auf Tortosa vor. Während aber

die Franzosen mit dem, was sie die Vorarbeiten zur Belagerung nannten, beschäftigt waren, that die Besatzung von Tortosa mehrere kräftige Ausfälle auf sie. Endlich am 3. August that sie einen allgemeinen Ausfall. Die Vorhut der Franzosen konnte den Angriff nicht bestehen; als aber der Kern des Heers in Thätigkeit kam, wurden die Spanier mit bedeutendem Verlust in die Festung zurückgetrieben. Die Besatzung hielt jedoch eine lange Belagerung mit ausgezeichneter Tapferkeit gegen eine so überlegene Macht aus. Erst am 1. Januar 1811 ergab sie sich dem Feinde, nachdem sie gefochten, bis fast alles, was Verschanzung heißen konnte, in Trümmern lag. Auch kapitulirte sie erst, nachdem sie aufs Aeußerste getrieben war. Ihr erster Antrag war Tortosa zu verlassen, unter der Bedingung nach Tarragona geschafft zu werden, oder sich binnen 15 Tagen zu ergeben, wenn der Platz in dieser Zeit nicht Hülfe bekäme. Diese Vorschläge wurden verworfen und unbedingte Unterwerfung gefordert. Diesem widersetzte sie sich, und die Batterien der Belagerer feuerten von neuem. Endlich, als sie allen Widerstand vergeblich fand, ergab sie sich und wurde kriegsgefangen nach Saragossa abgeführt. Es waren an 8000 Mann. Der Statthalter von Tortosa ward von einem zu Tarragona niedergesetzten Kriegsgericht zur Enthauptung verurtheilt, weil er die ihm anvertraute Festung verrätherisch übergeben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reichmuth von Adocht,

Eine Erzählung von Adam Oehlenschläger.

(Fortsetzung.)

Es war ein stürmischer Novemberabend, da Peter Boit, Todtengräber der Sankt Peterskirche, nach dem prächtigen Leichenbegängniß heimging in seine Wohnung. Der arme Mann war seit drey Jahren verheirathet; sein Weib hatte ihm ein Jahr nach der Hochzeit eine Tochter geschenkt, jetzt ging sie wieder hochschwanger. Mit schwerem Herzen ging er von der Kirche zurück in seine stille Hütte, welche kalt und feucht am Ufer lag und im Spätjahr den Wind aus der ersten Hand hatte. Er war schon im Begriff, zu seiner Frau hineinzutreten; aber die kleine Marie, welche allein in dem Vorkämmerlein auf einem Schemel saß und mit ihrer Puppe spielte, kam ihm entgegen: Vater, sagte sie, geh nicht hinein. Der Storch ist gekommen und hat Marien ein Brüderchen gebracht. Mutter ist krank und liegt im Bette! — Kurz darauf kam seine Schwiegerin heraus und brachte ihm ein neugebornes, wohlgestaltetes Knäblein. Seine Frau befand sich sehr schlimm und machte einige Ausgaben nothwendig, welche seine Kräfte überstiegen. In dieser Noth lief er hin zum Juden Isaak, der ihm in früheren Zeiten oft mit einer kleinen Summe geholfen hatte, natürlich gegen gehöriges Unterpfand. — Aber da war nichts mehr zu versetzen, und Boit mußte jetzt auf Isaaks Barmherzigkeit seine Hoffnung gründen. Das war denn freilich ein mißlicher Ankerplatz. Mit zagendem Schritt ging er hin und klopfte an des Wucherers Thür. Isaak hörte sein dringendes, mit Schluchsen unterbrochenes Begehren ganz gelassen an; da er zu Ende war, bedeutete derselbe ihm mit Kaltblütigkeit, daß er ihm auf sein neugebornes Kind nichts leihen könne, und daß Schluchsen und Thränen ein schlechtes Unterpfand wären, an welches kein ordentlicher Mann sich halten könne. In dumpfem Hinstarren, ohne Rath und Trost taumelte Boit jetzt heim. Bey dem reichen Prälaten war er verschiedene Male gewesen, dieser hatte ihn mit einem unbedeuten-

den Almosen abgespeist, und nun durfte er sich dort nicht wieder blicken lassen. Es war Nacht geworden, der erste Schnee fiel grade in großen kalten Flocken schräg über den Domplatz. In diesem Getümmel, versunken in sein Herzeleid, verfehlte er den Weg über den Markt, welchen er doch so oft gegangen war, und stand, ohne daß er es selbst wußte, auf der Kirchtreppe, grade vor dem Haupteingang zur Domkirche. Die Glocke schlug drey Schläge: es war dreyviertel auf zwölf. Plötzlich fuhr Bolten wie ein Blitz ein Gedanke durch den Kopf. — Er sah seine kleine Marie mit der Puppe spielen, seine Frau mit dem neugebornen Kinde an ihrer abgezehrten Brust krank darnieder liegen; darauf sah er die todte Reichmuth in der Glasladе mit Brillianten an den Leichenfingern liegen. — Was soll sie mit denen? dachte er. Welch ein herrliches Pfand für Isaak! Ist es denn eine Sünde, zu nehmen von den Todten, um es zu geben den Lebendigen? Mit diesen Gedanken eilte er heim und nachdem er hundert Mal auf dem Wege hin- und hergeschwankt hatte, brachte seines armen Weibes verzweifelndes Lächeln bey seinem Eintritt ihn endlich zu einem festen Entschlusse. Er zündete seine Blendleuchte an, nahm heimlich das große Bund Schlüssel vom Nagel und eilte von dannen.

Beyspiel kindlicher Liebe.

In einer der furchtbaren Schlachten, welche Napoleon im Anfange des Jahres 1807 in Pohlen lieferte, erstieg ein junger französischer Offizier, Lieutenant Wilhelm von Bourgoing, mit einer kleinen Anzahl von Kriegern eine feindliche Verschanzung, welche entscheidend zum Gewinn der Schlacht beytrug. Man forderte ihn nach beendigtem Kampfe vor den Befehlshaber, welcher ihm eigenhändig das Kreuz der Ehrenlegion und die Ernennung zu einem erhöhten Grade darreichte.

Muth und Begier sich auszuzeichnen hatten den Jüngling in jenem Augenblick der That hingerissen; jetzt als er ihren Lohn erhalten sollte, sprach ein weit höheres Gefühl in ihm; erröthend trat er einen Schritt zurück, und sprach mit Ehrerbietung aber fest: Standeserhöhung und Ehrenzeichen anzunehmen, geziemt dem Sohne eines Mannes nicht, der unschuldig verbannt vom Dienste seines Vaterlandes lebt. Wenn anders das, was nichts als meine Pflicht war, noch einen Lohn erwarten darf, so bitte ich um die einzige Gunst, daß man das vermeintliche Unrecht meines Vaters genau untersuche, und ihm Gerechtigkeit widerfahren lasse!

Und standhaft wies er Ordenskreuz und Erhöhung zurück, die seiner jugendlichen Eitelkeit wohl sonst sehr wünschenswerth geschienen hätten; man konnte seine edle Bitte nicht verweigern. Sein Vater, der verdienstvolle Bourgoing, gleich achtungswerth als Schriftsteller und Mensch, hatte das Schicksal gehabt, sich das Mißtrauen des Welttyrannen zuzuziehen, und war seit mehreren Jahren von allen Geschäften des Staats ausgeschlossen, in eine kränkende Dunkelheit verwiesen worden. Man fand, bey näherer Untersuchung, daß aller Verdacht gegen ihn ungegründet sey, und er ward als Gesandter an den Hof des Königs von Sachsen ernannt. Er lebte dort mehrere Jahre bis an seinen Tod in dem heitersten, geachtesten Wirkungskreise. Sein edler Sohn ist dem theilnehmenden Blicke in dem unausgesetzten Kriegsgetümmel verschwunden; er hat zwar bald ein neues Ehrenkreuz, allein, nach einer unverbürgten Sage, auch später, wie tausende seines Volks, einen martervollen Tod unter den Händen der Spanier gefunden. — Nie hat indessen wohl der Empfang ei-

nes Ordenszeichens mehr Achtung bey den Edleren erregt, als hier das Ausschlagen desselben.

Anekdote.

Der verstorbene Ober-Konsistorialrath Zöllner in Berlin war als ein trefflicher Kanzelredner beliebt. Sein Lob erscholl auch bald bey Hofe, und er mußte daher auf dem Schlosse vor der verwittweten Königin mehrmals Predigten halten. Einst hatte er auf ihren Befehl vor ihr und ihrem Hofstaate gepredigt; am Abende war eine kleine Gesellschaft in seinem Hause. Unter den Gästen befand sich auch Engel.

Dieser sprach über die Auszeichnung, die Zöllnern zu Theil geworden, daß er vor der Königin habe predigen müssen, und meinte, er werde gewiß dafür auch noch einmal eine besondere Belohnung erhalten.

Zöllner erwiederte: daran zweifle ich, denn außer daß mir eine Predigt bey Hofe eine gute Mahlzeit an der Tafel der Königin einbringt, ist mir noch nicht das Geringste weiter zu Gute gekommen.

„Geduld," sagte Engel scherzend: „kommt Zeit, kommt Rath; wissen sie nicht in der Bibel steht, alle gute Gaben kommen von oben herab, und der Hof ist doch gewiß oben."

In diesem Augenblicke klopfte Jemand an die Thür, und auf das Wort: herein! öffnete solche ein königlicher Kammerlakey und überbrachte Zöllnern von der Königin ein Paar sehr sauber und geschmackvoll gearbeitete silberne Armleuchter.

Alles wünschte dem Beschenkten Glück.

„Ich finde darin nichts Besonderes," sagte Engel endlich: „ist es nicht höchst billig, daß der Mann, der bey Hofe sein Licht leuchten läßt, auch einmal dafür ein Paar Leuchter erhält, worauf er es setzen kann?"

Anweisung zur Verfertigung des Zündpapiers, als eines Stellvertreters des Zunders.

Die große Masse Leinwand, welche jährlich zu Zunder verbrannt wird, geht auf einem sehr nachtheiligen Wege für die Papiermanufakturen verloren. Es ist daher sehr wünschenswerth, ein anderes Mittel zu erhalten, was die Stelle des Zunders ersetzen kann. Man erreicht diesen Zweck auf folgende Weise.

Man verfertigt sich einen schwachen Bleyessig, indem man 16 Loth zartgepülverte Bleyglätte in einem irdenen Topfe mit 4 Quart Weinessig oder Getraideessig übergießt, das Ganze eine Stunde lang im Sieden erhält, dann das Klare von dem Bodensatze abgießt, und so viel Wasser hinzusetzt, als solches an Umfang verloren hat.

Mit diesem Bleyessig tränkt man nun ungeleimtes altes schon bedrucktes Papier, in einem flachen Gefäße, drückt die überflüssige Flüssigkeit sanft aus, und hängt das so getränkte Papier auf einem luftigen Boden zum Trocknen auf.

Man kann mit der obigen Menge Bleyessig ein volles Ries Papier hinreichend tränken.

Das so bereitete Papier zündet eben so schnell als Zunder und Feuerschwamm; es kann also als Stellvertreter von beyden benutzt werden.

Auflösung der Charade in Nro. 23:

Grünbaum als Werk des Lenzes und als Name der trefflichen Sängerin.

Frage.

Was verdient eine Stiefmutter, die ihren Kindern das Brod zu stehlen sucht?

M . . .

№ 25.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 22. Juny. 1817.

Vorschriften, welche den Bremern im 16. Jahrhunderte bey den Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen gegeben waren.

Einen interessanten Beytrag zum Sittengemählde Bremens im 16. Jahrhundert liefert eine Obrigkeitliche Verordnung vom Jahre 1577, wodurch dem damaligen verschwenderischen Luxus bey den Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen einigermaaßen gesteuert wurde. Der wesentliche Inhalt dieser in Niedersächsischer Sprache verfaßten Verordnung besteht in folgenden Vorschriften.

Bey der Hochzeitsfeier wurde eine Rangordnung nach vier Ständen festgesetzt. Zu dem ersten Stande gehörten die Bürgermeister und Rathsherren mit ihren Frauen und Kindern; zum zweyten die Aelterleute, die angesehensten Kaufleute, die Brauer und die vermögendsten Bürger aus den vornehmsten Aemtern; zum dritten die gemeineren Amtsgenossen, die Schiffer und dergleichen ehrbare und fromme Bürger; zum vierten die Bootsleute, Eichenschiffer, Kahnenführer, Dienstboten und dergleichen Personen der niedrigsten Volksklasse.

Einem jedem ward empfohlen, sich nach seinem Stande, der Ehrbarkeit gemäß, zu kleiden und zu betragen.

Die Hochzeitsfeier, welche vorher drey Tage hindurch gedauert hatte, wurde auf einen Tag beschränkt und bey einer Strafe von 10 Bremermark war es den Brautleuten verboten, am folgenden Tage jemanden, ausser ihren Aeltern, Geschwistern, Vormündern, und denen, welche von fremden Oertern eingeladen waren, zu Gaste zu laden.

Bey dem Herkommen, nach welchem Personen aus den beyden ersteren Ständen, die Hochzeit am Dienstage feierten, sollte es bleiben; aber das unnöthige Gepränge am Markte unter den Lauben, wodurch der Kirchgang und die Mahlzeit verspätet zu werden pflegten, wurden verboten.

Die eingeladenen Verwandten des Bräutigams sollten sich in dessen Hause versammeln und pünktlich auf den Glockenschlag Eilf sollte der Bräutigam sich mit ihnen in die Kirche be-

geben. Ebenso sollten die Brautjungfern mit der Braut um Eilf Uhr in der Kirche seyn, wo das Brautpaar nach Christlichem Gebrauche vom Prediger kopulirt ward. Bey den Versammlungen in den Häusern des Bräutigams und der Braut durften bey Strafe von 5 Bremermark keine Getränke noch Gewürze präsentirt werden.

Einer Braut aus dem ersten Stande war es verstattet, von den Raths-Musikanten nach der Kirche und von dort wieder zurück begleitet zu werden; einer Braut aus dem zweyten Stande durfte nur vor ihrem Hause und nachhin vor dem sogenannten Kosthause (worin der Hochzeitsschmaus gehalten wurde) von den Raths-Musikanten vorgespielt werden.

Sobald das Brautpaar aus der Kirche ins Kosthaus gekommen war, sollten ungesäumt die Gerichte, die nicht aus mehr, als vier Schüsseln bestehen durften, aufgetragen und vor drey Uhr sollte die Tafel aufgehoben werden. Bey den Tänzen sollte jeder sich der Ehrbarkeit befleißigen, das leichtfertige Herumspringen mäßigen und sich fein sittsam betragen; später, wie neun Uhr durfte der Tanz nicht dauern, dann sollte ungesäumt der Bräutigam mit der Braut in die Kammer gehen und bey 5 Bremermark Strafe durfte dann kein Spielwerk mehr gerührt werden.

Zu der Hochzeit des ersten Standes sollten nicht über 200 und zu der Hochzeit des zweyten Standes nicht über 160 Personen geladen und für jede Person über diese Anzahl eine Bremermark erlegt werden. Deswegen wurden die Aeltern und Vormünder des Brautpaars verpflichtet, ein Verzeichniß von den eingeladenen Gästen einzureichen und eidlich zu versichern, daß ausser diesen, keiner eingeladen sey.

In Ansehung der beyden letzteren Stände sollte es bey dem Gebrauche bleiben, daß das Brautpaar nach geschehener Abkündigung, entweder des Morgens um 6 Uhr nach geendigter Frühpredigt, oder um 10 Uhr bey einer Christlichen Versammlung kopulirt würden. Am Abend um 6 Uhr sollte sich der Bräutigam nebst den dazu eingeladenen Männern, vom Markt in einem ordentlichen Zuge, nach dem Kosthause verfügen. — Dann sollte man sich sogleich zu Tische setzen; jedoch durften nicht mehr, als drey Gerichte, die aus Grapenbraten, Fischen und Reiß bestünden, aufgetragen werden. Der Tanz mußte um eilf Uhr geendigt seyn, dann sollte der Bräutigam seine Braut in die Kammer führen und kein Spiel durfte weiter gerührt werden. Die Personen des dritten Standes durften nicht über 80 und die des vierten Standes nicht über 60 Gäste einladen. Nur die Aeltern und die Geschwistern, sonst keiner, durfte dem Brautpaar mehr, als einen halben Rthlr. werth an Geld oder Geräthen schenken; auch war es verboten, Speise aus dem Kosthause an die Verwandten und Freunde zu schicken.

Der Bräutigam pflegte der Braut zur Morgengabe einen Gürtel zu geben; ein solcher vergoldeter Gürtel sollte beym ersten Stande nicht über 50 Loth und beym zweyten Stande nicht über 40 Loth wiegen; die beyden letzteren Stände durften nur silberne Gürtel, die nicht über 25 Loth wogen, tragen.

Ein ehrbares Frauenzimmer (so heißt es in der Verordnung) ziert nichts besser, als ein feines Tuch. Da nun die Barretken (steife, breite, mit vielen Falten versehene Halskragen) kostbar, beschwerlich und geschmacklos sind und die weibliche Gestalt nicht schmücken, sondern sie vielmehr verunzieren, so soll eine Jungfer, sobald sie in die Ehe tritt, die Barretken abschaffen und ein feines wohlgesticktes Tuch tragen. Bey einer Strafe von 5 Bremermark soll sie sich

rem Stande gemäß, sittsam, bescheiden und ordentlich kleiden.

Die Rathsmusikanten sollen von den beyden ersteren Ständen 4 Gulden und von den beyden andern Ständen 2 Gulden erhalten. Wollten sie dafür nicht musiciren, so blieb es dem Brautpaar unbenommen, andere Musikanten zu nehmen.

Der sogenannte Schafferabend und die Mahlzeiten in dem Hause der Braut bey der Einsendung des Brautwagens wurden abgeschafft.

In Ansehung des sonst üblichen Schmauses bey den Kindtaufen, welcher das Kindelbeer genannt wurde, ward verordnet, daß diese, so wie die großen Gastmale bey den Kirchgängen abgeschafft und daß nur die Frauen, welche der Kindbetterin bey ihrer Niederkunft Hülfe geleistet hätten und die mit dem Kinde zur Kirche gegangen wären, und zwar die aus dem ersten Stande mit Klaret und süßen Getränken, die aus den übrigen Ständen aber mit gewöhnlichen Wein und mit Bier sollten bewirthet werden.

Endlich wurde es bey 10 Brmark Strafe verbothen, bey den Begräbnissen Confekt, Gewürze und Getränke vorzusetzen.

Zur Ausführung dieser Verordnung wurden vier Rathsherren kommittirt, welche ermächtigt waren, einen jeden, der einer Uebertretung derselben verdächtig war, vorladen zu lassen und ihn, falls er sich nicht eidlich reinigen konnte, ohne Ansehn der Person zu bestrafen.

Auch für die Landleute im Stadtgebiete, ward verordnet, daß bey den Hochzeiten, wenn eine Braut von einer ganzen Baustelle auf eine andere ganze Baustelle gebracht würde, nicht mehr als 10 Tonnen Bier, und bey den Hochzeiten halber Bauleute, nur 6 Tonnen und bey den Köthern nur 2 Tonnen Bier, den Gästen zum Besten gegeben und nach solchem Verhältnisse auch die Mahlzeiten sollten eingerichtet werden. Kein Gesindel von Bettlern und Landstreichern wurde dabey geduldet; jedoch durfte den Armen, die dessen bedurften, ein Almosen gereicht werden. Ebenso wurden auch auf dem Lande die verschwenderischen Schmausereien bey den Kindtaufen verboten und nur verstattet, daß den Frauen, welche der Kindbetterin bey der Niederkunft Hülfe geleistet hatten, und die mit dem Kinde in die Kirche gegangen, oder die von fremden Orten zu Gevattern gebeten waren, etwas gütlich gethan, jedoch dabey nicht mehr als 2 Tonnen Bier getrunken werden durften.

Dieser Verordnung, welche im Jahre 1587 erneuert wurde, sind mehrere, über den nämlichen Gegenstand, von Zeit zu Zeit, gefolgt: Die letztere, welche sich jedoch lediglich auf die Landleute beschränkte, erschien am 24. April 1744. Die ausführlichste von allen ist aber die vom Jahre 1656, welche einen Quartanten von 36 Seiten ausmacht und nach einer systematischen Ordnung, bestimmte Vorschriften gibt, wie es mit den Kleidern, Verlöbnissen, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen gehalten werden soll.

Diese Verordnungen sind Schritte, wodurch die Bremer an der Hand der sie leitenden Vernunft immer mehr sich der wahren Humanität zu nähern versucht haben.

Senator Dr. Deneken.

Reichmuth von Adocht,

Eine Erzählung von Adam Oehlenschläger.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege kam es ihm vor, als bebte die Erde unter ihm: nur die Vorstellung, daß

*

es zu Hause ärger war als hier, trieb ihn fort. Er tröstete sich mit dem schlechten Wetter, welches die Straßen verödete, so daß Niemand ihn auf seiner That ertappen konnte. Auf der Treppe stand er einen Augenblick still; darauf faßte er Muth, steckte den Schlüssel in das alte Schloß drehte ihn um mit dem gewohnten Griff, und nun befand er sich in der Kirche, nachdem er die Thür mit Gewalt an sich gezogen hatte.

Mit welchem Herzklopfen ging er über die lange Kirchflur! Er zitterte so heftig mit der Leuchte in den Händen, daß er jeden Augenblick fürchtete, das Licht möchte ausgehen. Es kam ihm vor, als wenn die beyden eichnen Cherube auf dem Fußgestelle ihn am Rock zurückhalten wollten mit ihren Fittigen. Er hatte einmal von einem Menschen gehört, welcher in die Kirche hineingegangen war, um dadurch seinen Muth zu zeigen, daß er sein Messer in einen Sargdeckel heftete; unglücklicher Weise hatte dieser zugleich den Zipfel seines Rocks mit eingebohrt, und da dieß ihn zurückgehalten, war er umgefallen und vor Schrecken gestorben. — Du mußt deine Furcht zähmen; das ist alles Einbildung; es ist nur das erhitzte Blut, das dich ängstigt und täuscht; Hundertmal bist du hier zur Nachtzeit gegangen und nichts ist dir begegnet! — Alles dieß sagte er zu sich selbst; doch machte es ihn nicht muthiger. Es kam ihm im Herzen vor, als sey es ein leerer Laut auf den Lippen, und doch konnte er es kaum denken, und hütete sich wohl, laut zu reden.

Jedesmal, wenn er einem Altarblatte mit der Leuchte vorbeykam und die Bilder beleuchtete, kam es ihm vor, als machten die ernsten Gesichter drohende Mienen. Ein Stück stellte des Apostels Petrus Hinrichtung vor. Mit dem Haupte zur Erden und die Füße gestreckt gen Himmel hing dort der Heilige am Kreuze. Das Blut floß ihm nieder in das ausdrucksvolle Angesicht und die silbergrauen Locken berührten den Staub. In diesem Augenblicke kam es Bolt vor, als wenn der Sekundenschlag der Uhr stärker ginge. — Er fuhr mehrere Schritte zurück. Gott, dachte er, was bist du für ein Sünder! Der heilige Petrus starb selbst so demüthig seinen peinlichen Tod für Jesus, und du verräthst ihn! — In demselben Moment krähte der Hahn Mitternacht, — und nun fiel es Bolten in den Sinn, wie Petrus seinen Erlöser dreymal verläugnet hatte, ehe der Hahn krähete. — Er war doch auch ein Mensch, dachte Bolt, und hatte doch keine Johanna, keine kleine Maria, kein neugebornes Kindlein zu versorgen! — Dieser Gedanke gab ihm mehr Muth. Er ging kühn vor dem Hochaltar vorbey, öffnete den Chor, stieg die Treppe hinab, ging durch den langen schmalen Kellergang mit Begräbnissen zu beyden Seiten, schloß Reichmuths Kapelle auf — und nun stand er dicht vor ihrem Sarge. — Da lag sie bleich und todt. Er glaubte schon einen unbehaglichen Leichengeruch in dem Gewölbe zu verspüren. Die Flitter in ihrem Haar und die Ringe an ihren Fingern schimmerten seltsam bey dem schwachen Schein der Leuchte.

Er wollte den Deckel öffnen — fuhr aber zurück. Es kam ihm vor, als veränderte die Todte ihre Mienen. — Hätte ich nur Zeit, dachte er, so wollte ich doch lieber etwas aus den andern Särgen abbrechen. Die Zeit hat an diesen Mumien schon das Menschliche vertilgt. Man bringt ja, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, Mumien aus Aegypten. Das lange Alter hat die Rechte des Todes verjährt und ausgelöscht der Leiche Ehrwürdigkeit. — Aber dieß sind Christen, dachte er wieder, meine Freunde und Brüder! Selbst die Aegyptier sollen deren Begräbnisse in großen Ehren halten,

und es sind doch nur ihre Feinde, welche sie plündern. — Die Angst, zu lange auf dieser schauerlichen Stäte zu verweilen, gab ihm endlich Kraft. Reichmuths Sarg schien ihm am leichtesten zu erbrechen. Er wollte die Kiste mit einem Brecheisen öffnen; doch ging das nicht so leicht. Die Glasscheiben in der Lade waren zu klein und mit Stahldrath versehen; er mußte den Baum von Aussen in Stücke zersplittern. Während es in der Sargkiste heftig krachte, floß der kalte Schweiß ihm nieder vom Angesichte. Dieser Laut überzeugte ihn sinnlicher, als alles übrige, daß er ein Kirchenräuber sey. Bisher war er nur vor dem, was um ihn war, bange gewesen; nun fing er an für sich selbst besorgt zu werden, und er hätte ohne Zweifel seinen Vorsatz auf halbem Wege fahren lassen, wenn das Schloß nicht plötzlich aufgesprungen wäre, als er auf eine Feder drückte. Hurtig sah er sich um, als hörte er Jemand, der hinter ihm stand und ihn belauschte. Da er niemand sah, fiel er auf seine Knie, hob seine Hände in die Höhe und seufzte: Heilige Todte, vergib mir! Du bedarfst dieser Pracht nicht, und ein einziger Stein davon kann eine arme lebende Familie so glücklich machen! — Es kam ihm vor, als wenn die Todte bey diesen Worten freundlicher aussah. Beherzt ergriff er ihre Hand, und wollte den Ring abziehen. Was mahlt sein Entsetzen, als die Leiche auf einmal seine Hand mit langen feuchten Fingern umklammerte und sich fest an das Handgelenk andrückte? Mit einem Schritt riß er sich los. Er hatte nicht so viel Besinnung, die Leuchte mitzunehmen. Angst findet auch im Dunkeln den Weg. Wie der Blitz fuhr er durch das Grabgewölbe, durch den Chor, und wäre gewiß glücklich hinausgekommen, wenn er nicht in der Eile den großen sogenannten Teufelsstein vergessen hätte, welcher mitten in der Kirche liegt, und von dem Mancher glaubt, daß er von dem Bösen durch das Gewölbe geworfen sey. Gewiß ist so viel, daß er aus der Luft herabgefallen und man noch jetzt ein Loch darüber zeigt, wo er hindurch gekommen.

An diesen Stein stieß sich der unglückliche Bolt, grade als die Glocke ihre zwölf dumpfen Schläge vom hohen Thurm herabsummte, und seiner unbewußt stürzte er wie todt zu Boden. Als er von seiner Ohnmacht erwachte und sah, daß ihn Niemand verfolgte, gab die Angst ihm abermals Flügel. Nun eilte er aus der Kirche über den Markt grade Wegs zu des Bürgermeisters Wohnung. Er fühlte nichts als seine Sünde, und sah keine andere Möglichkeit, der Rache des Todes zu entgehen, als sein Verbrechen zu bekennen.

(Der Schluß folgt.)

Schilderung der Zigeuner.

1.

Etwas über die Lebensart, die Sitten und den Charakter eines, theils unbekannten, theils wegen seiner politischen Unbedeutsamkeit übersehenen, nichts desto weniger merkwürdigen Volkes, der Zigeuner, dürfte manchem Leser kein uninteressanter Beytrag zur Völkerkunde scheinen. Der Verfasser ist weit entfernt, auf Vollständigkeit Anspruch zu machen; denn auch dem aufmerksamsten Forscherblicke können so leicht minder hervorstechende Züge in dem Charakter eines so vielgestaltigen Volkes schlüpfen, daß es mehr als gewagt wäre, ein Gemählde, wie dieses, für erschöpfend auszugeben. Was er aber gibt, ist das Resultat eigner Beobachtung und soll in Umriß und Farbengebung das Gepräge der Wahrheit tragen. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß wo, auch ohne ausdrückliche Hinweisung, seine Schilderung mit so on vorhandenen mehr oder minder gelungenen nicht

übereinstimmt, die Individualität des Schilderns den und gewiß auch hier und da die genauere Kenntniß des behandelten Gegenstandes Schuld ist. Was schon geschrieben und gedruckt, zu wiederholen, ist dem Verfasser fremd, noch fremder aber, denen, die diesen Gegenstand vor ihm beleuchteten, ihre etwaigen Verstöße namentlich vorzuzählen.

Ob hier schon keineswegs der Ort zu historischen Erörterungen ist, so kann ich doch eine kurze Bemerkung, die sich auf den Ursprung der Zigeuner bezieht, unmöglich unterdrücken. Es war ehedessen die höchst unkritische Weise, in allem Ernst aus dem Namen eines Volkes auf seine Abstammung und seinen Ursprung zu schließen. Bey keinem Volke vielleicht hat diese Weise länger, als bey den Zigeunern, obgewaltet. Hasse (in seiner Schrift: die Zigeuner im Herodot, oder neue Aufschlüsse über die alte Zigeuner-Geschichte aus griechischen Schriftstellern; Königsberg, 1803. 8.) will die Zigeuner schon in den Sigynnen des Herodot gefunden haben. — Wollte man auch darauf gar keine Rücksicht nehmen, daß Herodot (Herod. V. p. 351 ed. Steph.), wie er offenherzig genug gesteht, von dem Lande, nördlich am Ister, das er nach bloßem Hörensagen den Sigynnen anweist, als von einer unbekannten Gegend spricht, und diese Sigynnen vom Pontus bis zum adriatischen Meere hin wohnen läßt, und daß er in der Provence wieder Sigynnen findet; daß man mithin aus seinen unbestimmten Angaben keinen Schluß zu ziehen berechtigt ist; so müßte es doch befremden, wie ein Volk, welches in einer so ungeheuren Ausdehnung wohnte, ganz aus der Geschichte verschwinden und erst nach zweytausend Jahren (in den zwey ersten Decennien des funfzehnten Jahrhunderts) wieder und dazu in mehrern Welttheilen zugleich zum Vorschein kommen könnte? — Immer bleibt aber der Hauptgrund gegen Hasse, daß ein so lange in Europa eingebürgertes Volk nicht so unverkennbar in Gestalt, Sitten und Farbe seine orientalische Heimath noch immer verrathen würde.

Es kann in der historischen Kritik gar nicht mehr zweifelhaft seyn, daß die bloße Namens-Aehnlichkeit eine sehr schwache Stütze solcher Behauptungen ist. So könnte es ja einem Franzosen einfallen, mit demselben Rechte, die Zigeuner aus Böhmen abzuleiten. Haltbarer ist Grellmanns Hypothese, wenn er, (in seinem historischen Versuch über die Zigeuner. Zweyte Ausgabe. Göttingen 1787) mit weit triftigern, einzig auf feste Resultat führenden Gründen, aus der Analogie der Sprachen die Abstammung der Zigeuner von den Hindu's darzuthun sucht. Im Allgemeinen scheint mir der Beweis bündig geführt; aber spezieller die indischen Pareiar's oder Sudders, welche doch nicht dieselben sind, zu den Stammvätern unserer Zigeuner machen zu wollen, ist wohl weiter gegangen, als sich im Halbdunkel der historischen Leuchte gehen ließ, und vielleicht bloß als Versuch anzusehen, wie der Verfasser sich selbst das Phänomen erklärte. Auch Adelung (Mithridates. 1ster Theil S. 237 f.) konnte der Versuchung kaum widerstehen, den Stammort der Zigeuner in den weiten Indien bestimmter anzugeben; am Ausflusse des Indus (Sind), wo noch jetzt ein räuberisches Volk, die Zingonen oder Tschinganen, wohnet; oder wenigstens an den Ufern des Indus; und — — — wider aus keinem andern Grunde, als — weil die Namen sich ähneln.

Doch alles dieß bedarf keiner Widerlegung, wenn ich sage, daß die Zigeuner sich in ihrer Sprache Pharaón nennen. Da möchte es doch schwer halten, Herodots Sigynnen aus

Adelungs Zinganen zu finden! Lächeln muß man, wenn man hört, daß die Zigeuner selbst gar schön die Pharaón von dem Ueberrest des im rothen Meere ertrunkenen ägyptischen Meeres ableiten. Fast käme da Mosis Zuverlässigkeit in Gefahr, der doch ausdrücklich sagt, daß Pharao mit seinem ganzen Heere, bis auf den letzten Mann, umkam. Dieß sey beyläufig ein Pröbchen von der neologischen Exegese der Zigeuner; und wirklich gefallen sie sich noch in dieser biblischen Ableitung, gerade als ob auch sie in der Bibel stehen müßten. Tiefer in diese Untersuchung einzudringen, wäre hier unzweckmäßig. Der Leser wird diese kleine Abschweifung zu Gut halten, zumal da sie nicht ganz außerhalb der Sphäre gegenwärtiger Bemerkungen liegt, und wenigstens den zigeunerischen Namen der Zigeuner, nämlich Pharaón, angibt.

Wenn ich eine Schilderung der Zigeuner verspreche, so rede ich bloß von den Zigeunern, die in Ungarn und besonders zahlreich in Siebenbürgen wohnen. Ausgeschlossen sind diejenigen, welche durch ganz Europa herumirren und in so widerlichen Gestalten erscheinen, daß wohl Niemanden nach einem Gemählde derselben gelüsten dürfte. Die ungrischen und siebenbürgischen Zigeuner sind ein schon kultivirterer Zweig und pflegen, wenn auch jene nicht, wie seit mehreren Jahren, des Landes verwiesen sind, ob sie schon im Grunde dieselbe Sprache reden, keine Gemeinschaft mit ihnen, zum deutlichen Beweis, daß sie sich für etwas Besseres, als jene ihre Stammsgenossen, hatten.

Um meine Schilderung nicht zu verwirren, muß ich noch unter den siebenbürgisch-ungrischen Zigeunern selbst einen Unterschied machen. Sie sind theils Nomaden, theils wirklich Ansäßige. Von jeder Klasse mag zuerst das Eigenthümliche besonders, und darauf das beyden Gemeinschaftliche verzeichnet werden, woraus sich am Ende der Charakter des Volks selbst aussprechen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Niagara und seine Wirkung auf den Zuschauer bey Gelegenheit des Wasserfalls von Tan-y-Bwlch im Walliserland.

Ehe wir heute früh abreisten, machten wir 5 bis 6 Meilen zu Fuß, um einen Wasserfall zu sehen, der sich über 200 Fuß hoch aus einem ganz nackten Felsen herabstürzt. Die Wirkung ist eben dadurch geschwächt und vermindert, man muß dem Falle ganz nahe seyn, um sich von seiner Größe zu überzeugen, und selbst dann ist sie uns mehr bewiesen, als gezeigt. Dieses erfährt man sogar bey dem Niagara; es sind keine Gegenstände, die bestimmte und hinlänglich bekannte andere Gegenstände haben, um zum Maßstabe zu dienen; man muß sich dergleichen vorstellen, und das ist nicht dasselbe. Beym Niagara muß man sich zum Beyspiel vorstellen, daß ein Linienschiff, wenn es unten am Fall stände, mit der Spitze seines Hauptmastes nicht bis an seine Höhe, die gegen 160 Fuß beträgt, reichen würde; daß, weiter, dieses große Schiff hinter den Sturz dieser Wasserfluth gestellt werden könnte, hinter dieses flüssige Gewölbe, welches sich über den Abgrund herüber streckt, und einen Raum von 40 bis 50 Fuß zwischen sich und den Felsen läßt. Darauf muß man sich irgend einen recht bekannten Fluß denken, um sich von der Masse des Wassers eine Vorstellung machen zu können, z. B. die Themse bey London, die 150 Klafter breit ist, oder die Seine bey Paris, etwas schmäler, indeß der Niagara deren 450 hat, die

Insel welche ihn in der Mitte in zwey ungleiche breite Arme theilt, mit einbegriffen. Auf diese Weise gelingt es uns, über das Ungeheure dieses Anblicks zu erstaunen, aber erst vermöge einer Thätigkeit der Vernunft. Was man sieht, gleicht einem großen Mühlwehre; was man ausrechnet, ist ein Wunder der Schöpfung.

Die Annäherung zum Niagara ist auffallender als er selbst.

Nachdem man über die Mündung des See Erie gegangen, erreicht man ihn von hinterwärts; dieser große See oder Süßwassermeer bildet einen schnellen Strom, den man 17 Meilen ohne Gefahr herabschiffen kann; tiefer unten würde man nicht mehr anhalten können; man geht am nördlichen Ufer, was ganz die Wasserhöhe hat, sich aber doch weiter hin zu erheben scheint; das Flußbett gräbt sich nämlich je weiter je tiefer ein; es bildet sich einen Abhang, auf dem es sein Gewässer mit immer zunehmender Schnelle dahin rollt. Es begegnet vielen Felsen, gegen welche seine schwarzen Wellen mit Wuth anprallen, sich bäumen, sie umschlingend zernagen, sich mit Schaum bedecken, und hoch hinauf Ströme von Dunst empor werfen. Die Wellen kämpfen um den Durchgang, man sieht, wie sie sich kreuzen, übereinander stürzen, und wie Blitzstrahlen vor dem erschrocknen Auge entfliehen. Plötzlich scheint dieses gepeitschte Meer zu verschwinden, statt seiner steigt eine unermeßliche Dunstsäule langsam gen Himmel; das Getöse ist nicht gleichförmig, man hört große, dumpfe, ungleiche Schläge, wie unterirdische Ausbrüche eines Vulkans. Je näher, je schrecklicher ist der Anblick; ein großer Strom stürzt in einen Abgrund, sinkt in einen unsichtbaren Raum, ründet sich sanft ab, am Rande des Abgrundes, ohne Widerstand, ohne Gewalt. Oft berechnet ein herabgetriebener Baum die ungeheure Schnelligkeit der Strömung. Er fliegt weit über diesen Wasserrand hinaus. Steigt man nun 80 oder 100 Fuß von dieser Höhe nieder, so befindet man sich auf einer Felsplatte in gleicher Höhe mit der Spitze des Falles; man berührt das Ufer, man kann seine Hände darin netzen, und mit dem Bleywurf dessen Höhe messen; — allein der Zauber ist verschwunden, und wie groß auch die Erhabenheit und Größe dieses Schauspiels sey, so reicht es nicht an das, was es seyn sollte und was man erwartet hat.

Ein anderes ist des Schulzen Kuh.

Dieß ist eine von den sprichwörtlichen Redensarten, welche die Handlungsweise ungerechter Gerichtshöfe bespötteln, die in Streitsachen zwischen der Obrigkeit und dem Unterthanen nach dem Ansehen der Person richten. Erasmus erzählt ihren Ursprung auf folgende Art: In einem Seeländischen Dorfe verwundete einmal der Stier des Schulzen die Kuh eines Bauers dergestalt, daß sie starb. Der Bauer ging darauf zum Schulzen, berichtete ihm aber in seiner Herzensangst die Sache umgekehrt, und fragte, was er thun solle? „Die Kuh bezahlen“ antwortete der Schulze. — „Nein, versetzte der Bauer, ihr habt Unrecht vernommen, der Stier war euer, und die getödtete Kuh die meinige.“ — „Nun, erwiederte der Schulze betroffen, so hat es nichts zu sagen, ein anderes ist des Schulzen Kuh, Schaden wird nicht ersetzt, denn des Schulzen Kuh und eines Andern Kuh sind zweyerley Kühe.“ — Diese Erzählung liegt der bekannten Fabel von Rich[illegible] zum Grunde: der Junker und der Bauer.

№ 26.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 26. Juny. 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Während das portugiesisch-brittische Heer unter Wellington an der Gränze Portugals zwischen dem Tajo und dem Duero stand, da die Festung Almeida vorzüglich mit Portugiesen unter dem General Cox besetzt war, streiften die leichten Schaaren mit einiger Reiterey unter General Crawfurd bis Ciudad Rodrigo in Spanien vor. Zu Salamanka und an den Gränzen Portugals versammelte sich indeß das sogenannte französische Heer von Portugal, welches aus drey Harsten unter Ney, Junot und Regnier bestand und vom Marschall Massena befehligt wurde. Dieß Heer sollte nach der französischen Prahlerey das Land vollends erobern und die Engländer in die See jagen. Es war nach den Aufrufen des Obergenerals 110,000 Mann stark, aber nach amtlichen Berichten niemals über 80,000 Mann. Das verbündete Heer betrug zusammengedrängt um dieselbe Zeit nicht mehr als 60,000 Mann. Der Feldzug von 1810 ward von zwey Harsten des französischen Heers mit der Belagerung von Ciudad Rodrigo eröffnet und dieser Platz am 11. Juny umzogen. Die Besatzung vertheidigte sich einen ganzen Monath lang aufs muthigste, bis sie endlich, nach vergeblich erwarteten Entsatz, die Stadt am 10. July zu übergeben sich genöthigt sah.

Nach dem Fall dieser Feste wurde die brittische Vorhut unter Crawfurd zwischen der letzten Stadt und Almeida von einer überlegenen französischen Macht angegriffen und trotz der tapfersten Gegenwehr zum Rückzuge genöthigt und die Festung Almeida einer Belagerung preis gegeben. Die Franzosen eröffneten die Laufgräben am 15. August und beschossen am 26. früh den Platz aus 11 mit 65 Kanonen besetzten Batterien, welches mit vielem Erfolge von der Festung beantwortet wurde; bis um 7 Uhr Abends eine Bombe auf einen Pulverwagen fiel, den man vor dem Hauptmagazine belud. Der Wagen flog in die Höhe und die Explosion ergriff über hundert Zentner Pulver, wodurch eine Erschütterung wie beym Ausbruche eines Vulkans erfolgte, und viele Häuser mit der

Hauptkirche einstürzten. Den 27. ließ Massena mit Feuern einhalten und den General Cox zur Uebergabe auffordern. Allein dieser tapfere Befehlshaber wollte die ihm vorgelegten Bedingungen nicht annehmen. Massena ließ von neuem alle Batterien spielen. Jetzt glaubte der General, die Umstände erlaubten Wellington nicht, ihm beyzustehen, und da er sah, daß er so schlecht von der Besatzung unterstützt wurde, deren Treue durch die Versprechungen eines Verräthers erschüttert worden war, so willigte er in die Uebergabe der Feste. Die Besatzung von 5000 wurde nach Hause entlassen.

Nach der Uebergabe von Almeida stellte sich die verbündete Armee in dem Thale des Mondego auf der Straße nach Lissabon auf. Regnier und Hill hatten sich jeder seiner Armee genähert. Lord Wellington hatte sich so zu sagen auf die Lauer gelegt, um die Bewegung seines Gegners auszukundschaften, und die Fehler zu benutzen, welche sich bey Massenas aufbrausender Gemüthsart erwarten ließen. Den 16. September setzte sich dieser General in Marsch, und that als ob er der verbündeten Armee auf dem linken Ufer des Mondego folgen wolle. Bey seiner Ankunft zu Fornos zog er mit seinem rechten Flügel auf Vizeu. Den 21. drang sein Vortrab bis an St. Cambado vor. Den 25. setzten Ney und Regnier über die Criz und schlugen die Straße nach Coimbra ein, welche über die Sierra von Buzaco, eine Kette senkrechter Gebirge auf das linke Mondegoufer führt. Lord Wellington, der eine große Landeskenntniß besaß, beschloß die Vortheile zu benutzen, welche ihm die starke Stellung von Buzaco gewährte, wo den Franzosen ihre Reiterey und ihre Artillerie von keinem Nutzen seyn konnten. Daher marschirte er schnell links mit der ganzen Armee, die er auf den Anhöhen aufstellte; den rechten Flügel lehnte er an den Mondego und den linken an das äußerste nördliche Ende der Sierra bey Mealhada. Diese Bewegung wurde eben so schnell ausgeführt, als sie geschickt entworfen worden war. Den 26. um 2 Uhr Morgens fing man an und zu Mittage stand die ganze verbündete Armee in Schlachtordnung. Auf dem linken Mondegoufer war bloß ein Corps portugiesischer Truppen geblieben, um die Straße nach Lissabon zu bewachen und den rechten Flügel der Armee zu decken.

Lord Wellington hatte kaum seine Stellung vollends eingenommen, als Massena mit seiner ganzen Armee erschien. Auf der ganzen Linie hin begann zwischen den Plänklern ein sehr lebhaftes Kleingewehrfeuer. Der französische General benutzte den Ueberrest des Tages zur Untersuchung der Stellung der Verbündeten. Er schloß unstreitig, der Anblick seiner drey Korps werde Lord Wellington in Schrecken setzen, die Buzaco würde geräumt werden, ohne daß es zu einer allgemeinen Schlacht komme, allein er täuschte sich in seiner Erwartung. Den 27 befahl er Regnier, den rechten Flügel der Verbündeten anzugreifen und ließ Ney gegen ihren linken marschiren. Junot war mit seinem Korps und der ganzen Reiterey in Reserve geblieben, welche die so geschickt von Wellington gewählte Beschaffenheit des Bodens ganz unnütz machte. Die Franzosen wurden bey allen ihren Versuchen zurückgeworfen. Der General Picton ließ eine Kolonne mit dem Bayonette angreifen, welche auf die platte Erhöhung gekommen war, und zwang sie, sich in der größten Unordnung zurückzuziehen. Während die verbündete Armee auf ihrem rechten Flügel einen vollständigen Sieg erhielt, focht der linke unter dem General Cranfurd mit den nämlichen Vortheilen gegen Neys Korps. Bey diesem Angriffe wurde der General

Simon mit ungefähr drey hundert Mann von der Heersäule, die er mit der größten Kühnheit bis auf die Sierra geführt hatte, zum Gefangenen gemacht. Der Verlust der Franzosen an Todten und Verwundeten betrug vier bis fünf tausend, und jener der Verbündeten belief sich nicht über 1000, welche außer Stand zu fechten gesetzt waren.

Dieser muthige Widerstand mußte die Franzosen um so mehr in Erstaunen setzen, da die Hälfte des verbündeten Heeres aus neuen portugiesischen Truppen bestand, welche wenig ans Feuer gewöhnt waren, allein sie thaten nach dem Beyspiel der Engländer gegen die berühmten Sieger von Austerlitz und Wagram Wunder der Tapferkeit. Massena, der nach dem Vorgefallenen alle Hoffnung aufgab, die Stellung der Engländer mit Sturm wegnehmen zu können, entschloß sich, ihnen auf der linken Flanke in den Rücken zu fallen. Daher setzte er sich in der Nacht vom 27. zum 28. in Marsch, um über Sardao die Straße von Porto nach Coimbra zu gewinnen. Dieser Posten, dessen ganze Wichtigkeit der englische Heerführer kannte, sollte von dem Obersten Trant besetzt seyn, und dann wäre die Stellung der Franzosen sehr mißlich gewesen. Der Oberste konnte aber erst den 28. Abends eintreffen, und fand die Franzosen schon im Besitze des Passes. Lord Wellington war von allen diesen Umständen unterrichtet und hielt seine Stellung nicht mehr für haltbar; er ging über den Mondego zurück, um entweder fechten oder sich zurückziehen zu können, ohne seine Operationslinie in Gefahr zu setzen. Gegen den Lord Liverpool führt er folgende Gründe seines Verfahrens an; „Ob ich schon wegen der unglücklichen Verspätung der Ankunft des Obersten Trant zu Sardao besorgte, meine vorgehabten Zwecke durch den Uebergang über den Mondego und die Besetzung der Sierra von Buzaco nicht erreichen zu können, so bedaure ich doch nicht, es gethan zu haben. Diese Bewegung hat mir eine günstige Gelegenheit verschaft, dem Feinde die Art von Truppen zu zeigen, aus denen sie besteht. Sie hat die neuen portugiesischen Aushebungen zum erstenmale mit dem Feinde in einer vortheilhaften Lage zusammengebracht, und sie haben bewiesen, daß die mit ihnen gehabte Mühe nicht umsonst gewesen, und daß sie mit den englischen Truppen in Reihe und Glied für jene erhabene Sache zu kämpfen verdienten, zu deren Rettung sie selbst die schönste Hoffnung geben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Reichmuth von Adocht,

Eine Erzählung von Adam Oehlenschläger.

(Schluß.)

Er mußte lange an der Thür pochen, ehe man ihm aufmachte. Alle Hausgenossen lagen im ersten Schlaf; nur der betrübte Adocht saß noch auf in seinem Kanapee, wo er so oft mit Reichmuth gesessen. Nun saß er allein. Ihr Bild hing im Schatten an der Wand. Mit stummen Thränen starrte er auf dasselbe, die Hand unter dem Kinn. Bolt's wiederholtes Klopfen weckte ihn endlich aus seinem wehmüthigen Traume; er ging hin, öffnete das Fenster und rief: Wer ist da? — Ach, gestrenger Herr Bürgermeister, kam von unten die Antwort, ich bin es. — Welcher Ich? — Peter Bolt, Todtengräber an Sankt Peterskirche; ich habe Euch eine Sache von der äußersten Wichtigkeit zu entdecken, Herr Bürgermeister!

Eine natürliche Gedankenverbindung von Reichmuth, Grab, der Kirche, wo sie lag, und das wichtige Geheimniß reizten Adocht aufzuste-

hen, um sobald als möglich mehr zu hören. Er zündete seinen Wachsstock an, eilte die Treppe herab, und riegelte Bolten selbst die Thür auf. Was habt ihr mir zu sagen? rief er. Kaum war die Thür geöffnet, als Bolt sich Adocht zu Füßen warf und seine Sünde mit Allem bekannte, was sich dabey zugetragen. Adocht hörte ihm mit der größten Verwunderung zu; sein Zorn mischte sich mit Mitleiden. Er befahl Bolt, die Sache zu verschweigen, da er sonst sich selbst in das größte Unglück stürzen würde. Selbst beschoß er sofort mit Bolt in die Kirche zurückzukehren, um den wahren Zusammenhang zu untersuchen. Aber der weigerte sich dessen hartnäckig. Ich will mich lieber Augenblicklich zur Gerichtsstätte schleppen lassen, sagte er, als das ich mich noch einmal versündigen und den Frieden der Todten stören sollte. Adocht brannte vor Begierde, hinzugehen, ein Strahl von Hoffnung stieg in seinem Herzen auf. Auf der andern Seite rührte ihn Bolt's Zustand. Dieser zitterte und bebte und erzählte dem Bürgermeister seines Weibes Niederkunft und seine drükkende Armuth, mit so bleichem Gesichte und so verzweiflungsvollem Blick, als wäre er selbst ein Gespenst vom Kirchhofe gewesen. Der Bürgermeister gebot Bolten, sich zu fassen und gegen Niemanden davon zu reden. Mit einigen blanken Thalern half er seiner dringendsten Verlegenheit ab, und ermahnte ihn heimzugehen und für sein Weib zu sorgen.

Jetzt rief Adocht nach seinem alten Diener. Bist du vor den Todten bange, Hans? fragte er. Nein, gestrenger Herr Bürgermeister, war die Antwort; mit denen ist nicht so schwer zurecht zukommen, wie mit den Lebendigen. — Würdest du zum Beyspiel bey Nacht in die Domkirche gehen können? — Wenn ich aus einem rechtmäßigen Grunde hineinginge, warum nicht? Nur nicht aus Neugier: man muß das Ehrwürdige nicht verspotten. — Glaubst du an Gespenster, Hans? — Ja das thue ich, Herr Bürgermeister. — Bist du davor bange? — Nein, das bin ich nicht. Ich halte es mit unserm Herrn; so aber, weiß ich, hält er wieder mit mir, und er ist der Stärkste. — Willst du mich in die Domkirche begleiten, Hans? Ich habe einen wunderbaren Traum von meiner seligen Frau gehabt. Es war mir, als wenn sie nach mir riefe über den Markt von der Glockenstube herab im Kirchthurm. — Nun ist gewiß Peter Bolt hier gewesen und hat euch einen Floh ins Ohr gesetzt. Die Todtengräber haben alle Augenblick Gesichter. — Zünde deine Hornleuchte an, Hans; schweig und folge mir, ich befehle es dir. — Wenn ihr es befehlt, gestrenger Herr Bürgermeister, so muß ich wohl gehorchen; denn Ihr seyd ja allzumal meine Herrschaft und meine Obrigkeit. — Nun zündete Hans ohne weitere Widerrede seine Hornleuchte an und folgte seinem Herrn.

Adocht trat mit muthigem Schritt in die Kirche; doch Hans, welcher vorangehen und leuchten sollte, hielt ihn mit seinen Bedenklichkeiten jetzt so auf, daß es nur langsam ging. Dicht bey dem Eingange betrachtete Hans die goldenen Stäbe über der Thür, von denen alljährlich bey Lebzeiten des regierenden Churfürsten einer angehängt ward, um zu sehen, wie lange er regiert hatte. Das ist eine gute Einrichtung, gestrenger Herr Bürgermeister, sprach Hans; man braucht nur schnell diese Stäbe zu zählen, so kann man sogleich sehen, wie lange der fromme Herr Churfürst geherrscht hat über uns sündige Menschen. — Die schönen Grabsteine von Kupfer und Alabaster mußte er auch erst beleuchten; er bat seinen Herrn, ihm die Inschriften zu erklären: kurz, er benahm

sich wie ein fremder Reisender, der die Gelegenheit benutzt, um die Merkwürdigkeiten der Kirche zu sehen, obgleich er alle seine vier und sechszig Jahr da in Kölln gelebt, und in der Zeit jede Woche mehrmals in der Kirche gewesen war.

Adocht, welcher wußte, daß es nichts half, ihn anzutreiben, schickte sich in seines alten Hausfreundes Laune, und begnügte sich, so kurz als möglich auf Alles, was er fragte, zu antworten. Auf diese Art kamen sie nun zum Hochaltar. Aber da stand Hans plötzlich still und war nicht weiter zu bringen. — So fördere dich doch, rief nun Adocht stärker, dem seine Geduld anfing zu brechen, und dessen Herz vor banger Erwartung klopfte. — Alle guten Geister stehen uns bey! murmelte Hans zwischen den klappernden Zähnen, indem er im Gürtel nach seinem Rosenkranze suchte. — Was ist dir? fragte Adocht. — Sehen Sie nicht dort Jemand sitzen, gestrenger Herr Bürgermeister? — Wo? — Gott verzeih mir, da sitzt die selige Frau in einem langen schwarzen Kleide an dem Altar und trinkt aus dem Silberkelch! — Nun kehrte Hans die Leuchte gegen das Gesicht: und dem war wirklich so. Bleich saß sie da in dem langen schwarzen Gewande, und hielt mit einem magern Todtenarm die silberne Schaale an ihre Lippen. Auch Adochts Muth fing nun an zu wanken. Reichmuth, rief er, in Jesu Namen antworte mir, bist Du es selbst oder Dein Schatten? — Ach, antwortete eine schwache Stimme, ich bin es. Ihr habt mich lebendig begraben. Ich war dem Verschmachten nahe. Aber dieser Tropfen Wein hat mich wieder gestärkt. Komm herauf zu mir, theurer Adocht! Ich bin nicht todt, aber ich bin matt, und wenn nicht bald für mich gesorgt wird, so verscheide ich. Nun eilte Adocht auf den Altar und schloß die geliebte wiedergefundene Reichmuth in seine Arme.

Nachdem Bolt geflohen war, hatte Reichmuth, welche wirklich im Sarge von ihrem Schlafe erwachte, einige schreckliche Augenblicke gehabt. Als sie wieder recht zu sich gekommen war, hatte sie durch die Bewegung ihres Arms das Licht, welches Bolt auf dem Sarge hatte stehen lassen, umgeworfen, so daß es ausging. Sie schlug die Augen auf, und wußte nicht, wo sie war. Sie fühlte um sich herum, aber statt des warmen Bettes fand sie sich in dünnes Seidenzeug gehüllt. Sie griff nach ihrem Kopfe und bekam mehrere Goldzierrathen zu fassen. Nun wußte sie nicht, was sie denken sollte. Es war stockfinster. Als sie etwas weiter fühlte, überzeugte sie sich, daß sie in einem engen Gehäuse lag. In demselben Augenblicke zertheilten sich die Wolken am Himmel und der klare Mond stand grade vor dem einzigen kleinen Fenster, daß sich am Gewölbe befand. Nun sah Reichmuth zu ihrem Schrecken, wo sie war. Sie sprang auf und erfüllte das Grab mit ihrem Geschrey. Die entsetzlichsten Vorstellungen, lebendig begraben zu werden, vor Hunger und Durst zu sterben, ihre letzten gräßlichen Stunden zwischen Leichen zuzubringen: alles das stand jetzt klar vor ihrer Seele. Die Thür war verschlossen. Der erschrockene Bolt hatte sie hinter sich zugeriegelt. Sie wußte, daß man ihr Schreyen vom Chor nicht hören könne. Das Fenster war sehr hoch und ging nach einem abgelegenen Platze hinaus, wohin Niemand kam. Es war zu erwarten, daß man in mehreren Tagen nicht hereinkommen würde. In der Zeit mußte sie verschmachten. Reichmuth rang die Hände. Sie betrachtete die weißen zinnernen Särge, die schwarzen räuchrigen Wände mit Grausen. Es war auf diesen Blättern, wo ihre langen Nägel ihre Leidensgeschichte eingraben sollten: die einzigste Linderung

und Zerstreuung für ihren fürchterlichen Tod. Verzweiflung mahlte sich in ihrem bleichen Antlitz. Sie fing an vor Kälte und Entsetzen zu frieren. In dieser Verlegenheit sah sie sich nach etwas um, sich darin zu hüllen, und fand das schwarze Leichentuch, in welchem man sie auf der Todtenbahre hergebracht hatte. Hierin wikkelte sie sich, und es war, als wenn der wärmere Zustand ihr ihre Kräfte wiedergab. Der Mond schien so hell. In ihrem schwarzen Gewande kniete sie vor dem Fenster nieder und rief: Heilige Mutter Maria, die Du da oben in der Kirche über dem Altare schwebst, ich kann jetzt nicht knien vor diesem heiligen Bilde; aber sein Antlitz ist mild und strahlend wie der Mond. Ich denke mir, du seyest es, welche auf mich herabschaut vom Himmel. Heilige Mutter, rette mich, erlöse mich! — Nach diesem Gebet ging sie hin zur Thür und wandte ihre letzten Kräfte an, den großen russigen Griff umzudrehen. Was schildert ihre Freude, als sie entdeckte, daß die Thür aufging und nicht verschlossen war? Nun eilte sie hastig vorwärts. Aber sie gelangte nicht weiter, als bis zum Hochaltare. Hier fühlte sie in ihren Beinen eine gänzliche Ermattung und besorgte eine abermalige Ohnmacht. Zum Glück erinnerte sie sich, daß der Priester gewöhnlich die Flasche, worin man den Wein ins Allerheiligste brachte, hinter dem Altar stehen ließ. Sie wand sich hin, öffnete die Flasche und fand gerade so viel, als sie bedurfte, um sich zu stärken. Mit mehr Andacht und Gläubigkeit hatte gewiß lange nicht Jemand das heilige Sakrament genossen, wie sie es nun genoß. Sie fühlte Leben in alle Adern zurückkehren. In dieser Lage sah sie ihren Gemahl. Konnte er auch einen Augenblick schaudern vor diesem sonderbaren Aufzug; schnell sammelte er sich, und erwärmte die geliebte Frau in seinen Armen.

Adocht traf nun die besten Vorkehrungen, sie vorsichtig nach Hause zu bringen. Es war ihm ein Leichtes, von der Rettung seiner Gattin die wahre Ursache zu verschweigen. Wie groß war seine Freude, als der Arzt am nächsten Tage versicherte, daß die gefährliche Krisis überstanden sey, und daß er nichts mehr für seine Reichmuth zu befürchten habe. Es war ihm nicht möglich, auf den einfältigen Volk zu zürnen, den eine so traurige Veranlassung zu seinem Vergehen getrieben hatte. Aber Volk war sich selber ein strengerer Richter, als der Bürgermeister. Er legte seinen kleinen Dienst nieder und wollte nie als Beamter die Kirche wieder sehen, vielweniger konnte er dort am Abend verweilen. Reichmuth sorgte für seine Frau, Adocht für ihn. Beyde standen Gevatter bey seinem Kinde. Welche Gefühle durchwallten ihre Brust, als Reichmuth vierzehn Tage darnach an einem schönen sonnenhellen Vormittage das lächelnde Knäblein auf ihren Armen zur Taufe hielt, unter dem Orgelspiel, der Estrich aber geschmückt war mit grünen Fichtenzweigen, Blättergold und Blättersilber, und alle Gestühle gefüllt waren von den Einwohnern der Stadt! Sie dankte der Vorsehung in ihrem Herzen, und beschloß niemals ihre Hand von dem kleinen Jungen abzuziehen, durch dessen nothleidende Geburt allein Reichmuths schrecklicher Tod war verhindert worden. Also wurde das betrübte Leichenbegängniß plötzlich verwandelt in eine fröhliche Kindtaufe mit Pauken und Trompeten, und der reiche Adocht sparte den Tag seinen alten Rheinwein nicht, sondern ließ ihn auf dem Markte in einem großen Fasse springen zum Besten für Jedermann, der seine und seiner Frau Gesundheit unter wiederholtem Lebehoch trank.

Die Nacht vor der Schlacht bey Austerlitz.

Es war nach einem der kleinern Gefechte die der Dreykaiserschlacht vorangingen, als ich mich erschöpft bey dem Wachtfeuer meiner Jäger niederwarf. Dunkel und trübe dämmerten die bleichen Sterne vom umwölkten Himmel. Nur die lodernden, den ganzen Horizont einnehmenden Feuer der Posten, das Rufen des einsamen Feldgeschrey's, und das Wechseln der Außenlinien unterbrach hie und da die gewitterschwangere Stille.

Mit Noth und Gefahr hatten sich meine wenigen Jäger, als Ulm überging, durchgeschlagen, ich in den vordern Reihen; ich hatte geblutet bey Günzburg und Altstetten, voll Muth war ich durchgedrungen bis zur Hauptarmee — und sah jetzt die Sümpfe von Ollmütz zu meiner Todtenbahre gewählt, über die der starre Frost sein weißes Laken gebreitet hatte. Mein Herz trauerte um manchen gefallenen Freund; aber es sehnte sich hinaus aus dem tobenden Wirrwarr. — Da zog die blinkende Milchstraße mein nasses Auge an sich — betend, unwillkührlich betend blickte ich hinauf, wo am Sternenringe der Vater thront, wo herab sich naht, was nahen soll — Tod und Leben. Unwillkührlich lispelte mein Mund:

Eine heitre Abschiedsstunde,
Süßen Schlaf im Leichentuch,
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

Fern hin verklangen die Töne, aber rauschende Winde trugen sie zurück zu meinem lauschenden Ohre — und erschütternd klang das kalte „Tod"! —

Ich wendete das Auge ab — und suchte Zerstreuung bey den muntern Jägern. Indem ich mich ihrem fröhlichen Kreise näherte, war ich nicht wenig erstaunt, unter ihnen meinen Freund Novak, den biedern Husarenobersten, zu finden. Mit Freude flog ich an seine Brust; aber seine war kalt, obgleich sein Herz in gewaltigen, angstvollen Schlägen die Hülle zu sprengen drohte. Verstöhrt sah er mich an und dann auf seinen Nachbar, einen andern Offizier, den ich jetzt erst gewahrte. Das Haupt war verbunden, perlend stand der Todesschweiß auf dem vom Blut entstellten und doch schönen Gesichte. Ich blieb erstaunt stehen und vermochte kaum zu fragen: was ist, Novak? Ach! und ewig werde ich gedenken, wie verzweifelt sich aus seinem Innern es hervordrängte: Sie stirbt. Verklärter Geist meines edeln Freundes, noch jetzt denke ich mit Entsetzen zurück, als Du mit Wuth die Thränen zurückdrücktest, die deinem buschigten Auge entquollen. O! ich hätte sie aufküssen mögen, denn sie waren dem trauernden, tödlich verwundeten Herzen eines Guten entquollen. Novak ruht, wo seine Minna ruht, aber die schlichte Erzählung seiner Leiden, so wie er mir sie selbst erzählte, mag als ein Denkmal des Edlen hier stehen.

Du weißt, fing er mit gesenkten Augen an, vor dem Anfange des Krieges ward das drohende Lager in Böhmen zusammengezogen. Ich lag damals in Eger mit meinen Husaren, voll Feuer, bald als tapferer Krieger meinen Muth zu erproben. Lustig und guter Dinge kehre ich eines Abends von dem Manoeuvre zurück, als mich in der Vorstadt eine Stimme fesselt, wie ich noch nie vernommen hatte. Ich hörte Thekla's: „Wo ich sey und wo mich hingewendet," zu den Tönen einer Guitarre gesungen, die schmelzend sich mit hinaufzuschwingen suchten in das Unermeßliche, Unbekannte. Nach mancherley Versuchen gelang es mir endlich, die schöne

Sängerin ausfindig zu machen; es war Minna von Thurn. Wenn Du bedenkst, daß ungarisches Feuerblut in meinen Adern rollt, so wirst Du ermessen, wie feurig, wie glühend die Liebe war, die mich magisch an das gute schöne Wesen fesselte. Bald gelang es mir, mich der Geliebten zu nähern, und meine höchsten Wünsche waren gekrönt, als ich ihr werth, und sie endlich, vom edeln Vater erfleht, mein Weib ward. — Ich habe glückliche, selige Tage gelebt; doch laß mich die Erinnerung an sie unterdrücken. Ich hätte noch glücklicher gelebt, hätte nicht meine Pflicht mit der Zerstörung meines Glücks gedroht. — Der Krieg war ausgebrochen und meine Husaren mit zur Avantgarde bestimmt, ich mußte fort zur Armee, und meine Minna, die den Geliebten nicht ziehen lassen wollte, um ihn fern von sich zu verlieren, bat so lange, bat so eindringend, bis ich sie mitnahm, das zarte gute Weib mitnahm in das wilde Getümmel des Krieges.

(Der Schluß folgt.)

Die bessere Ordnung.

Der Pater d'Harrouis erzählt: als Pater Bourdaloue in Rouen predigte, verließen die Künstler ihre Werkstätten, die Kaufleute ihre Läden, die Advokaten die Gerichtshöfe, die Aerzte ihre Kranken. Als ich nach ihm dort predigte, brachte ich Alles wieder in Ordnung; kein Mensch verließ mehr seine Geschäfte.

Die zu große Deutschheit.

In einer Theegesellschaft sagte ein adeliches Fräulein zum andern: Die zu große Deutschheit bringt nichts als Unheil hervor; schon haben uns die bürgerlichen Demoiells das Fräulein entwendet. „Seyen Sie ja ruhig," erwiederte eine etwas bejahrte Majorin, die daneben saß, „damit die aufgeklärten Zeiten uns nicht auch das Von rauben."

Sylben-Räthsel.

Euch, die Ihr das Vertrauen an die beyden Ersten abgeschworen,
Euch, die den Glauben an die beyden Letzten ganz verloren,
Euch eifersücht'ge Männer! gilt dieß Sylbenspiel.
Geht! laßt es Euch von Schiller und von Bürgen sagen;
Das Ganze findet man noch stets in unsern Tagen,
Und beyde Letzten sind der Ersten schönstes Ziel,
Doch würden nicht so oft die Ersten einsam weinen,
Wenn mit den Letzten könnte „Männer" man vereinen!

v. e. Br******n.

An die Leser des Bürgerfreundes für das nächste Quartal.

Mehrere der talentvollsten und sachkundigsten Männer dieser Stadt haben der Redaktion dieses Blattes für die Zukunft interessante Originalbeyträge versprochen und einige sehr unterhaltende und belehrende Aufsätze, wozu Abbildungen vermittelst des Steindruckes geliefert werden sollen, liegen bereit. Daß bis jetzt noch keine solche Steindrücke im Blatte mitgetheilt wurden, rührt von den Schwierigkeiten her, welche die Einrichtung der Presse fand, die aber jetzt glücklich gehoben sind. Uebrigens ist auch, wie vorher, jede gemeinnützige, wenn auch nicht ganz sprachrichtig geschriebene Mittheilung der Redaktion willkommen.

d. R.

№ 27.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 29. Juny. 1817.

Die Rolandssäule in Bremen.

Die räthselhafte Bildsäule, welche geheimnißvoll, wie der Geist eines Verstorbenen vor uns steht, ist freilich nicht mit der leichten gefälligen Grazie, womit der frohe Kunstsinn der Griechen einen Apoll von Belvedere hinzauberte, sondern steif und schwerfällig, wie die Gedanken aus den finstern Köpfen in dem Mittelalter Deutschlands hervorgingen; aber dennoch nach den Regeln des Ebenmaßes, in dem abenteuerlichen Geschmacke der gothischen Sculptur am Markt in Bremen errichtet.

Der stattliche 18 Fuß 6 Zoll hohe Riese hat sein ehrenfestes, ernstes Gesicht nach Osten gekehrt. Geharnischt, mit einem bis auf die Fußsolen herabgehenden Talar bekleidet, steht er auf einem durch drey Stufen erhöheten, mit Quadersteinen belegten und mit eisernem Gitterwerk umfaßten, sechseckigen Platz an einer mit drey thurmähnlichen Spitzen gezierten Säule. Ueber seinem unbedeckten Haupte schwebt ein kleines Dach mit gothischen Schnirkeleyen. In der rechten Hand hält er ein bloßes Schwerdt an der Brust in die Höhe, und am linken Arm trägt er einen daran befestigten halb ovalen Schild mit dem gekrönten zweyköpfigen Reichs-Adler welcher die Umschrift hat:

Vryheid do ick ju openbahr.
De Carl un mannig Vorst verwahr
Deser Stadt gegeven hat
Des danket Gode, is min Rad.

(Ich verkünde Euch die Freiheit, welche Karl und führwahr mancher Fürst dieser Stadt ertheilt hat. Daß Ihr Gott dafür danken möget, ist mein Rath.)

Zwischen seinen Füßen liegt eine kleine Figur, an welcher man mit Deutlichkeit nur den Kopf und die hervorgestreckten beyden Hände erkennen kann. Sonst befand sich auf der linken Seite der Säule ein nachher übermaltes Bild eines Löwen und Hundes, die sich um einen Knochen stritten, mit der Umschrift; Eenem jeden dat Syne (Jedem das Seinige.)

Höchstwahrscheinlich ist diese Säule erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts, zur Zeit des Interregnums, kurz vor, oder während der Regierung Karls des 4. errichtet. Dieser Kay-

ser hob vorzüglich die wachsende Macht der Städte, sicherte sie durch manche Privilegien gegen die Eingriffe der Vehmgerichte und setzte durch das Reichsgrundgesetz, die goldne Bulle, dem Faustrecht einen mächtigen Damm entgegen.

Damals wird in den Schriften zuerst der Rolands-Säule erwähnt, die ohnehin so ganz in dem Geiste der damaligen Zeit aufgeführt ist, daß sie hiedurch allein schon dem Kunstkenner und Alterthumsforscher verräth, daß sie nicht ältern Ursprungs seyn kann.

Dies Bild war ursprünglich von starkem Eichenholz, ohne irgend eine Inschrift. In dem Schilde war das Stadtwapen, der Bremer Schlüssel, an dessen Stelle nachher der doppelte Reichs-Adler gesetzt ward.

In jener schrecklichen Nacht des Jahres 1366, wie der Erzbischof Adelbert mit einem feindlichen Heer, durch die Verrätherey des Johann von der Tiefer und dessen Mitverschwornen heimlich in die Stadt gelassen ward und es auf dem Markte zu einem blutigen Treffen kam ward das hölzerne Bild von den Verräthern verbrannt.

Vermuthlich hat Bremen seit der letzten Hälfte des 14ten bis zum Anfange des 16ten Jahrhunderts keine Rolands-Säule gehabt; wenigstens melden die Chroniken nicht, daß in die Stelle des verbrannten Bildes, ein anderes wieder errichtet sey.

Erst im Jahre 1512, wie der Erzbischof Christopher die Privilegien der Stadt Bremen bestätigte, wurde der jetzt noch stehende, aus Grauwerksteinen errichtet und mit Gold und bunten Farben schön geziert. In der neuesten Zeit hat er diesen bunten Glanz mit der einfachen Farbe der Unschuld vertauscht, worin er zwar bescheiden, jedoch charakterloser, wie vormals, dasteht.

Wahrscheinlich hat diese Statue von ihrer Riesengröße den Namen Roland erhalten. Roland und Riese waren gleichbedeutende Wörter. Dazu kann freilich der Feldherr Roland, von dessen übermenschlicher Größe damals so viel gefabelt wurde, Gelegenheit, so, wie mittelbar Veranlassung zu diesem Namen der Säule gegeben haben, ohne daß man die Absicht hatte, ihn durch diese Statue abzubilden.

Die schwierige Frage, was dieser Koloß bedeute? läßt sich am besten aus der Geschichte beantworten.

Im Jahre 966 erhielt der ehemalige Kanzler und Günstling Otto's des Großen, der Erzbischof Adelgard, durch ein Diplom vom Kayser die Erlaubniß, in Bremen einen Markt anzulegen, d. h. dieser Stadt eine freye Ausübung der Handlung zu verschaffen. Dem Markt, oder der freyen Ausübung der Handlung mußte der Marktfriede, d. h ungestöhrte Ruhe und Sicherheit durch die Gewalt eines Richters, der die Streitigkeiten entschied und die Verbrecher bestrafte, verschafft werden. Diese vormals durch einen Grafen in weltlichen, und durch einen Vogt in geistlichen Sachen mit den Beysitzern, in des Kayfers Namen ausgeübte Gerichtsbarkeit, welche der Königsbann hieß, ward in der Folge der Stadt durch mehrere, seit dem 12ten Jahrhundert ihr ertheilten Privilegien, unter mannigfaltigen Titeln, nach und nach von den Kaysern abgetreten, und die nachfolgenden Reichsgrundgesetze bestätigten ihr den vollen Genuß und den Besitz dieser Erwerbungen und sie erhielt sie auch, gleich mehreren der angesehensten Städte Deutschlands, die Freiheit, selbst die Gesetze zu verfassen, die als Stadtrechs in ihren Mauern gelten sollten. Marktgerechtigkeit, Marktfrieden, Marktgerichtsbarkeit und Marktrecht sind also, wie Mittel und Zweck, wie Ur

sachen und Folgen, unzertrennbar verbunden. Den Inbegriff dieser Rechte haben unsre Vorfahren durch den Roland personificirt dargestellt.

Er soll eine symbolische Vorstellung von der mit der Marktgerechtigkeit, zur Erhaltung des Marktfriedens verbundenen, von den Kayserm, der Stadt übertragenen, in Gemäßheit des ihr verliehenen Markt- oder Stadtrechts auszuübenden obersten Gerichtsbarkeit seyn, und, da die oberrichterliche Gewalt des Staats einen wesentlichen Theil der Landeshoheit ausmacht, welche vorher bereits vollständig ausgebildet, aber erst durch den westphälischen Frieden den Reichsstädten, reichsgrundgesetzlich anerkannt wurde, so kann man den Roland in dieser Hinsicht zugleich als ein Zeichen der Reichsunmittelbarkeit und der hiemit verbundenen Freiheit und Unabhängigkeit von irgend einem Landesherrn betrachten.

In diesem Sinn läßt dies Symbol sich auf die ungezwungenste Weise erklären. Die Handschuhe deuten auf die Marktgerechtigkeit und auf den Marktfrieden. Die Kayser sandten nämlich der Stadt, welche sie mit der Marktgerechtigkeit privilegiren wollten, ihren rechten Handschuh. Das Schwerdt ist ein Zeichen des Gerichts über Hals und Hand. Der Richter, welcher die Kriminalgerichtsbarkeit hatte, hielt, wenn er an der Gerichtsstätte saß, ein bloßes Schwerdt in der Hand. Der Roland hält also das Schwerdt, als ein Zeichen des ihm vom Kayser anvertrauten Bannes oder der Kriminalgerichtsbarkeit. Auch der Schild, den sonst nur die adligen Richter, welche vier Ahnen aufweisen konnten und mit dem Blutbanne belehnt waren, tragen durften, hat die nämliche Bedeutung. Mit entblößtem Haupte steht er da, aus Achtung für die heilige Justiz und für den Kayser, der ihm die Gerichtsbarkeit anvertraut hatte, so, wie es in dem sächsischen Landrechte dem Richter befohlen wird, das Urtheil mit entblößtem Haupt abzusprechen. Nach Sitte der sächsischen Vornehmen ist sein Bart abgeschoren. Das dicke, krause ungeschorne Haar, der Wapenrock mit weiten Aermeln, der lange, bis über die Füße herabhangende Talar, der Gürtel und die spitzigen Knielinge, welche zum Heergewette gehörten, sind Merkmale der obrigkeitlichen Würde und kündigen die ehemalige Tracht der Richter an. Die Figur, welche zwischen seinen Füßen liegt, soll einen enthaupteten Missethäter, oder den der richterlichen Gewalt unterworfenen Verbrecher, nicht aber einen Krüppel vorstellen, von dem folgendes Mährchen ersonnen ist. Ein reiches Frauenzimmer, Emma, dem die Bürgerweide nebst mehreren Ländereien zugehöret, habe den Bremern versprochen, ihnen so viel Land zum Gebrauche ihrer Gemeinheit zu schenken, als ein Krüppel in einem Tage umkriechen könne. Der Krüppel habe hierauf dieß große Stück Land an einem Tage umkrochen, welches Emma zur gemeinen Stadtweide geschenkt habe.

Das übermahlte, sonst an der linken Seite der Säule befindliche Bild eines Löwen und Hundes, die sich wegen eines Knochen zanken, deutete auf das richterliche Urtheil, wodurch jedem das zuerkannt wird, was ihm von Rechtswegen gebührt. Dieß war also ein Symbol der Civil-Gerichtsbarkeit, so wie der zwischen den Füßen liegende Missethäter, ein Zeichen der Kriminal-Gerichtsbarkeit ist.

Verschiedene Gelehrte haben das Räthsel der Rolands Säule auf eine andere Weise zu lösen versucht.

Einige meinen, Karl der Große habe diese Säule zur Ehre seines auf dem Rückzuge über die Pyrenäen gebliebenen Feldherrn und Schwestersohns Rolands im Jahre 803 in Bremen

errichten lassen. Wie wenig Glauben verdienen indessen die Romane, welche von dem unglücklichen Feldzuge Karls des Großen wider die Saracenen und von der Schlacht in den ronzevallischen Gebirgen erzählt werden, in denen Roland die Rolle des Achilles spielt? Wie kann aus solchem Gewebe von Wahrheit und Erdichtung, der Geschichtforscher, der ohne den überzeugendsten Beweis keine Thatsache, als wirklich geschehen annehmen darf, dieß räthselhafte Monument entziffern? zumal, da keiner der fränkischen und deutschen Geschichtschreiber, die doch so umständlich die Thaten Karls erzählen, und kein anderer Schriftsteller der damaligen Zeit, eines so merkwürdigen Monuments, als die Rolandssäule ihnen gewesen seyn würde, erwähnt haben. Im Jahr 803 war Bremen nur ein kürzlich von Karl gestiftetes Bisthum und ein kleiner Fischerort, aber noch keine bedeutende Stadt, die es erst in der letztern Hälfte des eilften Jahrhunderts, unter dem Erzbischof Adelbert ward. Jener Kayser würde sie also wohl schwerlich gewählt haben, um das Andenken seines geliebten und tapfern Rolands, der ohnehin schon im Jahre 778 in Spanien geblieben war, hier durch ein Monument zu verewigen.

Mit der Politik Karls würde es sich nicht reimen lassen, daß er den nach so oft vergeblichen Anstrengungen endlich besiegten Sachsen, in ihren Städten das Bild eines seiner Feldherren, nicht als ein Monument ihrer Freiheit, sondern ihrer Unterjochung hätte vor Augen stellen und durch solchen Mangel an Schonung, ihren ohnehin so schwer zu beugenden Empörungssinn von neuem hätte aufreitzen sollen.

Andere Gelehrte leiten den Ursprung der in den Städten Magdeburg, Brandenburg, Zerbst, Nordhausen, Halberstadt und Bremen befindlichen Rolandssäulen von den Zeiten des Kaysers Otto des 2ten ab, welcher zuerst der Stadt Magdeburg im Jahre 978 wichtige Privilegien ertheilte, die demselben nebst den Churfürsten eine Statue auf dem Markt errichtete. Diesem Beyspiele sollen die andern sächsischen Städte gefolgt seyn und gleich, oder bald nacher ähnliche kolossalische Statuen zum Beweise der ihnen verliehenen kayserlichen Privilegien haben aufführen lassen.

Allein diese Meynung sinkt zu einer ganz unbegründeten Vermuthung herab, weil man keine Beweise von der Errichtung der Rolandssäulen zur Zeit Otto's des 2ten in den übrigen Städten findet und zugleich bemerkt, daß diese Säulen Zeichen einer gebildeteren Gerichtsbarkeit sind, wie diese vor der Mitte des 14ten Jahrhunderts es war.

Auch die Benennung dieses Bildes hat einen gelehrten Streit veranlaßt. Einige Forscher deutscher Alterthümer behaupten, man hätte diese Statue ursprünglich das Weichbild und erst späterhin, nach dem Jahre 1200 den Roland genannt. Allein diese Behauptung beruht auf einer bloßen Vermuthung, die sich auf keine Beweise stützt; weswegen ich lieber dem sehr belesenen, auch mit den natürlich bekannt gewordenen Urkunden und Gesetzen vertrauten, geübten und vorsichtigen Forscher Haltaus folge, welcher behauptet, daß das Weichbild ursprünglich ein hölzernes oder steinernes Kreutz, welches die Gränze eines Landes oder Stadtgebiets bezeichnet habe, nie aber ein mit der Rolandssäule gleichbedeutendes Symbol gewesen und das Wort Weichbild nachhin erst auf verschiedene Begriffe angewandt sey; indem es bald eine Stadt und Stadtgebiet, bald die Gerichtsbarkeit einer Stadt, bald deren Rechte und Privilegien, bald darin liegende Gründe, bald die hieraus zu erhebenden

Gefälle, bald endlich die Statuten und Observanzen einer Stadt bedeutet habe.

Daß der Feldherr Roland wenigsten nicht unmittelbar zur Benennung dieser Säule seinen Namen hergegeben habe, daß sie nicht ihm zu Ehren errichtet seyn könne, habe ich oben zu beweisen gesucht.

Auch ist Roland wohl nicht, wie einige meinen, so viel, als Rugeland, weil das Wort rugen oder wrugen nur heißt, vor Gericht anzeigen und daher Ruge oder Wrögeland ein Landfiskal seyn würde, welcher sich nicht in einer Person mit dem Richter vereinigen läßt, folglich nicht zu dem Begriffe der Gerichtsbarkeit paßt, wovon dieses Bild doch ein Symbol seyn soll.

Eben so wenig stammt dieser Name von rouven oder ruhen ab; denn obgleich durch die Ausübung der Gerichtsbarkeit Ruhe im Staate bewirkt werden soll, so würde es doch sehr ungereimt seyn, wenn man von dieser Wirkung das Bild der personifizirten Gerichtsbarkeit hätte hernehmen wollen und, wenn gleich der Roland mit der kalten ruhigen Miene eines Richters dasteht, so ist er dennoch kein Ideal der Ruhe, welches wohl schwerlich in der Gestalt eines gepanzerten, mit aufgehobenem Schwerdte und Schilde gerüsteten Riesen hätte abgebildet werden können.

Endlich kann Roland auch nicht in Rothland verwandelt und dann von dem durch das Blut der hingerichteten Missethäter geröthetem Lande hergeleitet werden, weil er nicht bloß die Kriminal, sondern auch die Civil-Gerichtsbarkeit bezeichnet, welche kein Blut vergießt und ein solcher Name schicklicher für einen blutriefenden Scharfrichter, als für einen Kriminalrichter gewesen seyn würde.

Mir bleibt doch kein Zweifel übrig, daß nicht diese Säule deswegen Roland genannt sey, weil dieser Name bey unsern Vorfahren mit dem eines Riesen gleichbedeutend war und also ein riesenmäßiges Bild bezeichnen sollte, welches als ein Symbol der von den Kayfern der Stadt mit der Marktgerechtigkeit verliehenen Gerichtsbarkeit und Freiheiten, als ein Zeichen der Reichsunmittelbarkeit aufgestellt wurde.

Senator Dr. Deneken.

Gründliche Anleitung zur Brodzubereitung aus Holz.

(Vom Professor J. H. Ferd. von Autenrieth.)

I.

Ueber die Anwendung des Holzes zur Nahrung des Menschen.

Versuche, welche sogleich werden angegeben werden, zeigen, daß das reine Holz aus einem Stoffe besteht, welcher dem Stärkmehl des Getraides, mit geringer Abweichung von ihm, ähnlich, aber erhärter ist; daß dieser Stoff, obschon er als Holzfasser noch unverdaulich ist, Nahrung gewähre, sobald er in einen Zustand gebracht wird, daß er im Magen aufgelöst werden kann. Hierin ist also das Holz den Knochen einigermaßen gleich, aus welchen man, obschon sie unzubereitet für Menschen ganz unverdaulich sind, doch so viele und so nahrhafte Gallerte durch Kunst ziehen kann.

Um Holz zuzubereiten, daß es zur Nahrung dienen kann, bedarf es eines so feinen Zermahlens, daß seine Fasern ganz pulvericht und nicht blos in feinere Fäserchen zertheilt werden. Aber es bedarf außerdem noch der wiederholten Anwendung von Ofenhitze, wodurch die Holzfaser nicht blos geschickter zum Vermahlen gemacht wird, sondern auch wahrscheinlich eine innere Veränderung erleidet, die sie nun verdaulicher macht. Holz auf diese Art behandelt, erhält dann alle äußere Eigenschaften von Getraidemehl,

den Geruch, den mehligen Geschmack und das mehlige Anfühlen; nur die Farbe ist nie weiß, sondern gelblich. Je feiner das Beuteltuch in der Mühle ist, auf welcher das Holzmehl zum letztenmal gemahlen wird, desto besser werden die Speisen und das Brod, was aus solchem Mehl bereitet wird; doch ist das Holzmehl schon genießbar, wenn es, sonst gehörig zubereitet, nur durch den nämlichen Beutel geht, durch welchen gewöhnliches, nicht weißes, Getraidemehl läuft. Holzmehl allein gibt schon eine Nahrung, die, wenn sie gleich geringe seyn dürfte, doch allen Versuchen nach, eine sehr schätzbare Aushülfe in Zeiten großer Noth seyn wird, und die nicht als bloße Ausfüllung des Magens anzusehen ist. Wird aber das Holzmehl zum Brodbacken angewendet, so kommt es mit dem reinen Stärkmehl des Getraides auch darin überein, daß es für sich allein in keine Brodgährung übergeht, sondern daß dazu ein anderes Gährungsmittel zugesetzt werden muß, am besten Sauerteig von Getraidemehl.

Mit diesem Sauerteig gibt es ein vollkommenes gleichförmiges und löcheriges Brod, als gewöhnliches braunes Hausbrod ist. Dieses Brod hat, wenn es gehörig ausgebacken ist, und viele Rinde hat, und wenn das Holzmehl fein genug war, einen ohne Vergleich bessern Brodgeschmack, als das, was in der Noth aus Kleie, oder aus bloßem sogenannten Nachmehl mit Kleie gebacken wird. Obgleich es immer noch einigen harten Geschmack behält, so ist es doch im Magen wohl verdaubar.

Um das Brod aus Holzmehl eigentlich genießbar zu erhalten, ist nothwendig, daß das verkleinerte Holz, ehe es das erstemal gemahlen wird, durch Ausspühlen oder Auskochen mit Wasser vorher wohl von allem darin enthaltenen Holzsafte befreit werde. Sonst wird das Brod, außer dem, daß es immer etwas Rauhes behält, auch noch bitter und sehr herbe; und ein solches herbes Brod dürfte in die Länge dem Menschen nicht gesund seyn, wenn er nicht einen außerordentlich starken Magen hat. Diese bittere Herbigkeit ist weniger merklich im bloßen Holzmehl, wenn dieses zu verschiedenen Speisen gekocht wird; aber im Brode, das aus solchem Mehl gebacken wird, zu welchem das Holz vorher nicht wohl ausgewaschen wurde, wird die herbe Bitterkeit wieder viel stärker. Eben so wird Holzbrod auch bitter, wenn ein zu alter Sauerteig von Getraide zu seinem Backen genommen wird, ob schon das Holz zu dem Mehle vorher gehörig von dem Holzsafte gereinigt worden war.

Dadurch, daß bey der Bereitung des Holzes zur Nahrung vorher aller Holzsaft durch Auslaugen mit Wasser entfernt, und nur der, erhärtetem Stärkmehl ähnliche Stoff des reinen Holzes zum Brode benutzt wird, unterscheidet sich ein solches Holzbrod wesentlich von dem Holzrindenbrode, welches mehrere Völker im Norden bey Getraidetheuerung essen. Beym Rindenbrod wird vorzüglich auf den auflöslichen süßlichschleimigen Stoff als Nahrung gerechnet, der in manchen Baumrinden ist. Da aber mit diesem Stoff zugleich der bittere zusammenziehende Stoff verbunden ist, so wird das Rindenbrod kaum genießbar. Daher fand noch ein neuerer Reisender in Norwegen (v. Buch Reise durch Norwegen und Lappland 1 Thl. S. 182) das Rindenbrod so bitter und zusammenziehend und der menschlichen Natur so widerstehend, daß er glaubt solche Gegenden, wo dieses Brod zur Kost dienen müsse, sollten gar nicht bewohnt werden. Beym ohne alle Rinde bereiteten Holzbrode ist im Gegentheil auf einen Stoff zur Nahrung gezählt, der für sich nicht mehr Geschmack hat, als reines Stärkemehl aus Getraide, und also

Herbe und Bittere ist vorher aus ihm entfernt worden, so gut es sich thun läßt.

Da Stroh ebenfalls aus Holzfasern besteht, und einen schleimigsüßlichen, aber keinen herben oder bittern Saft hat, so würde dieses, wie Holzmehl bereitet, zum Brodbacken wahrscheinlich einen Vorzug haben, wenn nicht die Glanzrinde des Strohes, die sich nicht davon entfernen läßt, aus einem ganz unverdaubaren Stoffe, nämlich aus Kieselerde, größtentheils bestände; weßwegen das Brod daraus noch rauher und unverdaulicher werden muß, als Holzbrod. Ueberdieß fehlt häufig, wenn das Getraide fehlt, auch das Stroh, oder ist sehr theuer.

Wenn in dem Holzmehle noch etwas Herbes und Bitteres ist, so wird der Geschmack desselben vollkommen verbessert durch den Zusatz von irgend etwas Fettem, so daß selbst aus gar nicht ausgewaschenem Holz, sonst aber gehörig bereitetes Mehl sehr genießbaren Brey und Klöße gibt, wenn es gefettet wird, oder wenn das Mehl zum Theil wenigstens mit etwas Fettem vorher geröstet werden kann. Aus dem gleichen Grund wird Holzbrod, wozu der Teig, statt mit bloßem Wasser, mit ganz frischer Milch angeknetet wird, vorzüglich gut.

Zusatz von Salz, von Gewürzen, wie Kümmel ist, oder etwas Pfeffer, verbessert lange nicht in dem Grade den rauhen Geschmack des Holzbrodes oder der Speisen aus Holzmehl, als dieses der Zusatz von Milch zum Brode, oder von etwas Fettem bey den Mehlspeisen thut. Da in den meisten Gegenden, auch wenn das Getraide fehlt auf dem Lande doch immer Milch anzutreffen ist, so ist dieß ein höchst wichtiger Vortheil bey dem Holzmehl.

Wo es also immer taugliches Holz gibt, da wäre, selbst wenn jede andere Nahrung fehlte, doch noch die Hoffnung, daß die Menschen durch öfteren Genuß von lauem Brey aus Holzmehl mit Wasser und etwas Salz ihr Leben fristen könnten bis auf bessere Zeiten.

Wo es möglich ist, noch außer Holzmehl etwas von anderer Nahrung anzuschaffen, sollte vorzüglich auf Anschaffung jeder Art von Fett, und wäre es auch ein sonst zur Nahrung nicht gewöhnliches, wie Unschlitt ist, gesehen werden, um die Speisen aus Holzmehl damit besser und verdaubarer zu machen.

Eben so wichtig ist Milch, obschon eigentliche Milchsuppen von Holzmehl, weil dieses auch gut zubereitet die Milch im Sieden ganz gerinnen macht, nicht wohl bereitet werden können. Aber nicht blos gibt Zusatz von Milch beym Brodbacken aus Holzmehl ein sehr gutes Brod, sondern auch mit bloßem Wasser bereitetes Holzbrod läßt sich mit Milch weit besser verspeisen. Wo aber, wie zum Glücke noch überall, blos Theurung des Korns und anderer Nahrungsmittel, aber nicht völliger Mangel derselben statt findet, da dient der Nahrungsstoff in dem Holzmehl sehr zweckmäßig, um weiter mit den Lebensmitteln zu reichen, und also auch ihre Theurung zu vermindern.

Wo Sauerteig aus Getraidemehl und zugleich Milch zu haben ist, ist der Vortheil augenscheinlich, wenn man aus einem Pfunde Sauerteig und 6 Schoppen Milch durch gehörigen Zusatz von Holzmehl 7 Pfunde eines guten, wohl genießbaren ausgebackenen Brodes erhält.

Weitere Versuche mögen zeigen, ob Thiere, auch in Zeiten, wo das Getraide weniger theuer ist, noch mit Vortheil durch zubereitetes Holzmehl erhalten werden könnten, oder nicht, und welche Arten von Thieren am besten sich dabey befinden möchten. *) Eben so können bloß Versuche dar-

*) Der Verfasser hat inzwischen zwey Schweine mit Holzmehl gemästet, von welchen wichtigen

thun, ob anderem Stärkmehle gleich das zubereitete Holzmehl fähig sey, durch die bekannte Behandlung mit Schwefelsäure einen Stärkezucker zu geben, der einer weingeistigen Gährung fähig ist. Bey der Möglichkeit noch an vielen unbenützten Orten in unsern Gegenden schnellwachsende Hölzer anzupflanzen, dürfte aber wohl die Entdeckung der Aehnlichkeit des Holzstoffes mit dem Stärkemehl der Getraidearten zu wichtigen dauernden Vortheilen in der Landwirthschaft führen.

Zur Verwandlung in Nahrung für den Menschen wählte der Verfasser das Holz der gemeinen Buche und der gewöhnlichen weißen Birke; weil diese Baumarten bey uns überall in einer Menge vorkommen, wie sie erforderlich wird, wenn von Hülfe für die leidende große Klasse des Volks die Rede ist. Wahrscheinlich würde Ahorn und Pappel Holz, am besten aber das Holz der Linde, zu diesem Zweck eben so tauglich seyn, doch ist die Menge dieser Bäume nicht so groß, als die erst genannten Gattungen. Bey dem Eichenholze nnd vielleicht auch bey dem Holze der Weidenarten dürfte der zusammenziehende Loh- oder Gerbe-Stoff ein Hinderniß gegen ihre Verwandlung in genießbares Mehl seyn. Das Holz von Tannen und Fichten aber möchte wegen seines Harzes, das sich schwerlich vollständig daraus entfernen läßt, ganz untauglich und zu diesem Zwecke ganz verwerflich seyn.

Das Holz von der gemeinen Buche gibt ein zwar gut eßbares Brod, das aber doch rauher ist, als das vom Holze der Birke, welche schon ein viel zärteres Mehl liefert. Man mag aber eine taugliche Holzart wählen, welche man will, so ist nie zu vergessen, daß nur eine sorgfältige Bereitung sie genießbar machen kann; daß man es mit einem Stoffe zu thun hat, welcher auch bey genauer Behandlung weniger verdaulich ist als Getraide, und der in eben dem Verhältniß unverdaulicher wird, je weniger sorgfältig man ihn zubereitet. Nicht nur aber wird alsdann der Zweck verfehlt, und der Mensch nicht ernährt, sondern die Kräfte des Menschen, welche ohnehin beym Mangel an gewohnter guter Kost sich verringern, müssen noch mehr Schaden leiden, wenn sein Magen mit einer Menge von unverdaulichem Essen angefüllt wird. Bey schlechter Bereitung des Holzmehls könnte es daher wirklich schädlich werden, ohne daß es für sich eine schädliche Eigenschaft hat, bloß durch seine Belästigung des Magens.

Wo man also glaubt, daß der Gebrauch des Holzmehls nothwendig sey, sollte seine Bereitung nie dem einzelnen gemeinen Manne überlassen werden, der gewohnt ist alles ohne Pünktlichkeit und nur grob zu verrichten. Das Holzmehl bereiten, selbst das Brodbacken daraus, sollte immer nur unter genauer Aufsicht verständiger Ortsvorsteher vorgenommen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erfahrung die Fortsetzung dieser Schrift Nachricht gegeben wird.

Dürftigkeit zur Erhöhung des Kunsttalents.

Ein vornehmer Mann, der sich zu seinem Vergnügen mit der Malerey beschäftigte und wirkliches Talent besaß, zeigte einst ein Gemälde seiner Arbeit dem berühmten Poussin. Nachdem der Künstler es eine Weile betrachtet hatte, sagte er: „Mein Herr, Ihnen fehlt, um ganz in der Kunst geschickt zu werden, nichts, als ein wenig Dürftigkeit.“

Auflösung der Charade in Nro. 25:

Weiber-Treue.

№ 28.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 3. July. 1817.

Geschichte des in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Bremen unschuldig hingerichteten Bürgermeisters Johann Vaßmer.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Das bekannte, auch in Bremen mehrmals aufgeführte und starkbesuchte Trauerspiel: Johann Vaßmer von Smidt — hat die alte Geschichte dieses vor beynahe 400 Jahren hier unschuldig hingerichteten Bürgermeisters von neuem zur Sprache gebracht, und die Frage veranlaßt: ob denn auch wirklich diese Geschichte sich hier ereignet habe, und ob sie, wenn dieß seyn möchte, auch in jenem Trauerspiel historisch richtig dargestellt sey? Das Erstere hat keinen Zweifel. Allerdings ist ein Bürgermeister Johann Vaßmer im Jahre 1430 unschuldig hier hingerichtet; allein die Umstände, unter denen dieß geschah, verhielten sich ganz anders, wie sie verschönert in jenem Trauerspiel vorgestellt sind.

Da wir die Wahrheit lieber in ihrer nackten Gestalt erblicken, als durch ein Zauberwerk der Phantasie uns angenehm täuschen lassen wollen, so werde ich diese immer noch sehr anziehende Begebenheit so erzählen, wie sie sich wirklich zugetragen hat. Zwar habe ich sie schon einmal zum Gegenstande einer Vorlesung im Musäo gemacht, und sie auch vor einigen Jahren ins hannöverische Magazin einrücken lassen; allein da sie auf diese Weise und in diesem Gewande nur wenigen meiner Mitbürger zur Kunde gekommen seyn kann, für die sie doch das nächste und größte Interesse hat, so hoffe ich keinen Vorwurf besorgen zu dürfen, wenn ich diese Geschichte von neuem auftische, und sie durch das Organ des Bürgerfreundes in unsrem Bremen lauter, wie es bisher geschah, verkünde.

Schöne, ein Zeitgenosse Vaßmers, hat dessen Geschichte in seiner durchaus glaubwürdigen Chronik genau und ausführlich erzählt, und aus dieser hat Renner sie in seine Chronik aufgenommen. Außer diesen Nachrichten, welche ganz das Gepräge der Wahrheit tragen, wissen wir von jenem alten Patrioten weiter nichts, als daß er in den Urkunden seiner Zeit von den Jahren 1418

an als Rathsherr, und seit 1422 als Bürgermeister vorkommt. Erst durch ihn wurde sein Geschlecht berühmt, und wir finden unter seinen männlichen Nachkommen verdienstvolle Männer.

Alles übrige, was nicht aus diesen ächten Quellen kommt, ist Dichtung. Wo alle Denkmähler schweigen, darf man sich nicht in das Gebiet leerer Vermuthungen, unter der Leitung einer täuschenden Phantasie, verirren. Einfach und schlicht wird daher meine Erzählung seyn, die unverfälscht aus jener lauteren Quelle fließt. Inzwischen darf sie sich nicht ausschließend auf die Geschichte Vaßmers beschränken, dessen Schicksal ist zu tief in die Begebenheiten der damaligen Zeit verwebt; diese müssen deßwegen auch, in so weit sie mit jener Geschichte in Verbindung stehen, in einem leichten Umrisse dargestellt werden.

Im Anfange und in der Mitte des 14. Jahrhunderts, wie der mächtige Bund der Hanse kräftig aufblühete, zeigte sich dessen einseitig gebildete rohe Kraft oft in wilden zügellosen Ausbrüchen, und wurde nicht nur furchtbar in Kriegen und in Fehden mit Auswärtigen, sondern oft auch zerstörend durch wüthende Partheyen im Innern des Staats. — Wir erblicken in der Geschichte der damaligen Zeit dergleichen Phänomene häufig — sie theilten sich von einer Hansestadt der andern mit, und es war nicht selten, daß die angesehensten Städte des Bundes selbst in Insurrektion gegen ihren Rath sich erklärten. — Solch ein schreckliches Feuer der Zwietracht brach unter andern gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts bey Gelegenheit einer streitigen Erzbischofswahl in einen förmlichen Aufruhr hier aus. Die Anführer derselben gaben durch das Verbrennen der Rolandssäule das Signal zu den zügellosesten Ausschweifungen ihrer rasenden Wuth. — So tobten sie länger wie einen Monath, bis sie selbst in dem Gemetzel fielen. Die Köpfe der Erschlagenen wurden vor ihren Häusern zur Schau gestellt, und die Leichen des Bürgermeisters von der Tiefer und des gewaltigen, auch durch körperliche Größe furchtbaren, Seeräubers Johann Hollmann wurden an Hacken vor ihren Thüren aufgehangen. Unter solchen Schauder erregenden Scenen, durch die Hinrichtung der Rädelsführer und dann durch einen vom verirrten Volke dem Rathe geleisteten Eid der Treue, so wie durch Verträge mit dem Erzbischofe und mit den in diesem Streite verwickelt gewesenen Fürsten, ward zwar dieß furchtbare Feuer gedämpft, aber ein neues, nicht weniger furchtbares Feuer entwickelte sich bald aus diesem. Die benachbarten Rustringer, Friesen und die Budjadinger hatten nämlich die in Bremen herrschende Zwietracht benutzt und die Kaufleute in ihrem Handel beunruhigt. Um sich von diesen unleidlichen Plackereyen zu befreien, begannen die Bremer im Jahr 1368 unter Anführung der Grafen von Oldenburg und Delmenhorst einen Feldzug gegen die Rustringer — allein diese, angeführt von ihrem tapfern Häuptling Ike Behling, erfochten zu Bloxen über jene einen vollkommenen Sieg. Die Bremer ermannten sich von neuem, — verbanden sich mit den tapfern und klugen Häuptling Ede Wienken zu Jever, der sie kräftig in ihren Unternehmungen gegen die Rustringer unterstützte. So entspann sich eine Reihe von Fehden oder Kriegen, die mit abwechselndem Glücke bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts fortdauerten. Endlich gelang es den Bremern, die Rustringer zu besiegen, und in ihrer zu Atens erbauten festen Burg — Friedeburg — gaben sie durch ihren Drosten Johann Frese dem eroberten Lande Gesetze. Die wachsende Macht der Bremer wurde den Bewohnern der dortigen Gegend im

mer drückender und lästiger. Da stand der tapfere Häuptling Sibeth Papinga wider sie auf, vereinigte sich mit allen Häuptlingen zwischen der Weser und der Ems und ward der Befreier der Rustringer. Er trieb den Drosten Johann Frese aus der stolzen Friedeburg, schleifte diese und nöthigte die Bremer, daß sie die Rustringer für freie Friesen erklären mußten. Nun zerfielen diese aber in zwey Partheyen, wovon die eine den Häuptling von Aurich Ocko tho Brook, die andere den Häuptling von Leer, Focke von Ukena an der Spitze hatte. Der Erzbischof Nicolaus von Bremen hatte mit jenem (Ocko) sich verbunden und brach als Anführer eines furchtbaren Heeres im September 1426 in das dem Focke unterworfene Moormerland ein. Im Oktober kam es bey Detern zu einer entscheidenden Schlacht. Focke Ukena siegte — die Niederlage des feindlichen Heeres war schrecklich — 5000 Leichen wurden gezählt und 3000 wurden gefangen. Unter den Verwundeten und Gefangenen befand sich selbst der Anführer —. der Erzbischof Nicolaus. Die über die Gefangenschaft ihres Bischofs bekümmerten Bremer stellten öffentliche Buß- und Bettage an — 20000 Gulden forderte Foke für dessen Ranzion, wofür das ganze Bisthum Vorstand leisten sollte. Hier war es nun, wo wir den Bürgermeister Johann Vaßmer zuerst in der Geschichte auftreten sehen. Er wurde von dem bedrängten Senat zu Bremen an Focke Ukena abgeordnet, und seiner Beredsamkeit gelang es, diesen stolzen Sieger zu bewegen, daß er den Erzbischof bloß auf sein Ehrenwort entließ. — Froh und dankbar empfingen ihn bey seiner Rückkehr die Bremer, welche er von der bedroheten unerschwinglichen Loskaufungssumme befreit hatte — aber bald wurden diese seine großen Verdienste vergessen über die Gährungen, welche im Innern unsers Staats sich entwickelten. Wir werden jetzt sehen, wie er das unschuldige Opfer derselben werden mußte.

Der Stoff zu diesen Gährungen lag schon in früheren Ereignissen. Der im Jahr 1405 begonnene und nach 4 Jahren vollendete Bau des neuen Rathhauses — die vielen Kriege, welche mit den Grafen von Oldenburg — mit dem Stadtlande — mit der Provinz Groningen und mit den Friesischen Häuptlingen geführt wurden — dann die vielfachen Reisen und Diäten zu den Land- Reichs- Hanse- und anderen Conföderations-Tagen — die Söldner, die Niederlagen und dergl. mehr hatten ungeheure Kosten verursacht, wodurch die Stadt mit einer so großen Schuldenlast beschwert wurde, daß zu deren Abtrag ungewöhnlich hohe öffentliche Auflagen verordnet werden mußten. Dieß erregte Mißvergnügen, und es fehlte nun nicht an Unruhestiftern, welche hieraus Veranlassung nahmen, den Saamen der Zwietracht zwischen Rath und Bürgerschaft zu streuen. Gern hörte der Haufe auf die Stimme irgend eines verwegenen Schusters, Schneiders und Fischers, oder irgend eines andern Gildegenossen. Solche Unruhestifter erregten Verdacht gegen den Rath. Sie beschuldigten ihn, daß er das gemeine Gut nicht redlich verwalte — daß er es zur Privatbereicherung seiner Mitglieder misbrauche. Diese Beschuldigungen, obgleich sie durchaus ungegründet waren, breiteten sich immer weiter aus und wurden immer lauter und dreister, so daß sogar im Jahre 1425 der Bürgermeister Herbert Dukel dieserhalb öffentlich angeklagt wurde und sich gezwungen sah, eine Summe von 200 Mark Geldes zu bezahlen und seine Stelle im Rath aufzugeben; über welche ungerechte Behandlung dann sein Schwiegersohn Doneldei — ein Comthur, Herr — sich bey dem Corpore Hanseatico be-

klagte und es dahin brachte, daß im Jahre 1427 die Bremer gänzlich von der Hanse ausgeschlossen wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung der Zigeuner.

(Fortsetzung.)

1. Von den Nomaden.

Die nomadischen Zigeuner haben eine doppelte, eine Sommer- und Winter-Wohnung. Im Sommer wohnen sie unter Zelten aus grobem härenem Zeuge, meist von Natur oder vom Rauche dunkelbrauner Farbe. In einem solchen Zelte, welches aus einem über zwey Queerbalken gespannten Tuche besteht, mithin von sehr mäßiger Größe ist, wohnt oft eine ganze Familie, der Vater mit seiner Frau und seinen oft auch verheiratheten Kindern und Enkeln; oder schlagen sie, wenn die Familie gar zu stark ist, zwey bis drey solcher Zelten auf. Meistens wählt sich eine Familie ihren Wohnplatz in der Nähe eines Dorfes oder einer Stadt auf einer Heide, wo sie Holz und Wasser nahe haben. Nicht selten sah ich aber auch Horden von 30 — 40 Zelten, wie in einem kleinen Lager, beysammen. Die Bevölkerung eines solchen Lagers ist erstaunlich; denn mit Kindern sind die Ehen der Zigeuner, vielleicht mehr als nöthig, gesegnet. Es gewährt ein wahrhaft patriarchalisches Schauspiel an einem bestirnten Sommerabend durch ein solches Lager zu wandern. In jedem Zelte lodert ein Feuer, rings um dasselbe liegen Vater, Mutter, Kinder und Enkel und verplaudern in lebhaften Accenten die Langeweile. Freude und Gesang herrscht an diesen Stätten scheinbaren Jammers, und seines Daseyns froh schmaucht der Zeltbewohner sein Pfeifchen, das ihm wohl Niemand mißgönnt. Erlöscht nun die Flamme, so lagert sich Alt und Jung, kümmerlich oder gar auf die bloße Mutter Erde gebettet, und Morpheus versagt den Sorglosen gewiß seine köstliche Gabe nicht. Werden aber die Sommernächte schon kühler, so lagern sich alle wie Radien um das Central-Feuer, welches dann auch die Nacht durch unterhalten wird, um wenigstens die Füße warm zu halten, da der übrige Körper ohnehin dürftig genug geschützt ist. — Schon beklagt der verzärtelte Sohn der Kultur diese kräftigern Kinder der Natur! Freilich dünkt uns eine solche Lebensart unbehaglich; aber der Nomade fühlt sich in ihr einen König, er ist frey, nicht an seine Scholle gebannt, und kann, wo es ihm in Gottes schöner Schöpfung gefällt, sagen: „Hier will ich bleiben," und, ist er das Einerley müde, seinen Stab weiter setzen. Es ist eine nicht unbelegte Anekdote, daß Mehrern solcher Nomaden zu der Zeit, als Kaiser Joseph II. seine Conformations-Plane in den ungrischen und siebenbürgischen Erblanden selbst bis auf die Zigeuner, die er fortan Neubauern genannt wissen wollte, ausdehnte und: „Jeder Nomade solle sich in einer ordentlichen Hütte zu einem stäten Aufenthalte an einer Stadt oder um ein Dorf ansiedeln", befahl, sie gezwungen Hütten mit Wänden und Dächern bauten, und in den eingeschlossenen Raum — ihre lieben rauchigen Zelten aufschlugen, und so das Gesetz umgingen. Nach Kaiser Josephs betrauernswerthem Tode kehrte man auch in diesem Punkte zur hergebrachten Weise zurück, und obschon Viele eine festre Wohnung liebgewonnen hatten, fanden sich doch noch deren genug, die der väterlichen Lebensart getreu in die Freyheit zurückwanderten, und nach wie vor ihre Zelten bewohnten. So wohnen sie also zur Erntezeit außerhalb der Dörfern, wo sie sich das Nothdürftigste erwerben. Aber diese Freude wird ihnen nur im Som-

mer gegönnt; der Winter ist für sie ein feindlicher Dämon. Doch wissen sie auch dagegen Rath.

Ohne es gerade den Murmelthieren abgelernt zu haben, scharren sie sich in die Erde ein, sie können ihr Plätzchen selbst wählen. Meistens höhlen sie sich in sonnigen Hügeln einen mäßigen Raum aus, der aus zwey Rücksichten ziemlich sparsam ist; um sich nicht bey dem Graben über Gebühr anstrengen zu dürfen, und um die natürliche oder künstliche Hitze in demselben eher zusammen halten zu können. Ferne sey es von mir, meine zärtlichen Leser in das Innere einer solchen Wohnuug führen zu wollen! Denn — ich selbst habe noch keine in nähern Augenschein nehmen mögen. Schon die Atmosphäre ließ mich genug ahnen, um in meiner Phantasie nach Bequemlichkeit mir die ganze Behausung ausmahlen zu können. Dieß Geschäft also dem Leser auch überlassend, will ich bloß bey den äußern Umgebungen mich begnügen. Baukunst war von jeher nie meine Sache; wer aber in jüngern Jahren Campe's Robinson durchblätterte, dürfte nicht allzulange Zeit zum Plan und zur Ausführung eines solchen halb ober- ganz unterirdischen Palastes brauchen. Die hintere Wand bildet der senkrecht abgegrabene Hügel selbst; zum Frontespice wird ein Pfahl aufgepflanzt, auf diesem und in der Hinterwand ruht ein Queerbalken, welcher das Dach hält und bildet. Nun wird alles rings mit Holz, Rasen und Erde gehörig verstopft, daß kein Regen eindringen kann. Offen bleibt nur die eine Hälfte der Vorderseite in der Figur eines rechtwinklichten Dreyecks zum Eingang, und im Dache ein Loch, welches den Rauch abführt. An Fenster ist gar nicht zu denken; denn das erforderliche Licht fällt durch den Eingang hinein. Dieser wird Nachts und sonst bey stürmischem Wetter mit einem Tuche, oft dem nun überflüßigen Zelttuch geschlossen; das Feuer behauptet seinen Stammbaum rings um dasselbe; — — genug, um im Kleinen, ziemlich getroffen, das Konterfey des Tartarus, wie er leibt und lebt, darzustellen.

Wie vor Dantes Hölle graußt dem Empfindler vor einem solchen Pallaste! aber er kann ja vorbeygehen, denn zum Zeichen, daß menschliche Maulwürfe die Ställe bewohnen, dient der Rauch der aus dem Rauchfang und dem Eingang der Höhle hervorwirbelt. Ist überdieß der Pluto dieser kleinen Unterwelt auch, in seiner Art, kein Stiefsohn des Plutus, so steht doch dicht neben der Wohnung des Dynasten eine Hütte aus Holz, Reisig, Stroh und Rasen, worin sein Bucephalus, freylich in absteigender Progression, dem kommenden Frühling und seinem Grase sehnsuchtsvoll entgegenseufzt.

Kaum verirrt sich die erste Schwalbe aus wärmern Erdgürteln in die nördlichen Gegenden, kaum quackt der erste Sumpfbewohner seiner künftigen Brut einsame Serenaden, so steht auch mein Nomade wieder auf der Erdoberfläche. Wäre Pluto und Proserpine halbjährig zur Oberwelt heraufgestiegen, so paßte das Gleichniß aufs Haar, da dieß aber nicht geschah — spreche ich ohne Bild: Er reißt jubelnd seine Höhle ein, schlägt sein Zelt wohlgemuth auf dem keimenden Grase auf, wärmt sich an den Strahlen der Frühlingssonne, und hätte er sonst in seinem ganzen Leben keine Freude, ich glaube diese einzige wöge tausend Altags-Freuden gewöhnlicher Menschen auf. Nun wandert er wieder, wie die Schnecke, mit seiner Wohnung umher, schlägt sie, wo es ihm und den respectiven Dorfvorstehern beliebt, auf, und fängt, nur erst wenn der Reif fällt, wieder den Winter zu fürchten an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nacht vor der Schlacht bey Austerlitz.

(Schluß.)

Da wir, vorzüglich nach dem Eintritt in Baiern, nur kleine Märsche machten, so pflegte mein Weib aus Scherz in einer Husarenuniform mich zu Pferde zu begleiten. Du hättest sie sehen sollen. Reizend schlang sich das knappe Kollet um die schlanke Taille, und unwillig wogte der volle Busen gegen die engenden, goldenen Schnüre; leicht flatterte der rothe Dolman; nur Liebe, nicht Wuth blickte das große Auge unter dem prangenden Tschako. Ich war entzückt und beneidet. Auch als wir uns von Günzburg zurückzogen, begleitete sie mich zu Pferde, da ihre Equipage dem nachfolgenden Feinde in die Hände gefallen war. Ulm kapitulirte, jeder streckte das Gewehr, — nur deine Jäger, meine Escadron und die des braven Szasz nicht; wir schlugen uns durch (doch das weißt du ja selbst) und konnten kaum erst gegen den zweyten Morgen etwas Ruhe erhaschen. Auch meine Minna war überrascht worden. Wollte sie mich nicht verlassen, so mußte sie aus Scherz Ernst machen. Sie unternahm es, zu Pferde mit uns zu entfliehen. Was das zarte Weib gelitten haben mag, kannst Du Dir vorstellen. Kaum hatten eines Morgens, nachdem wir die ganze Nacht durchgeritten waren, meine Husaren abgezäumt, so bläst man Lärm. Wir sitzen auf — wir sind umringt. Szasz, ich und meine Braven, alle brechen auch hier durch; aber, als wir in Sicherheit waren, starb Szasz an den erhaltenen Wunden in meinen Freundesarmen — und Minna war verschwunden.

Wüthend kehrte ich mich zu meinen Braven. Ha! Brüder, jetzt gilt es, mein Weib oder Tod! — Minna war erschöpft vom Pferde herabgesunken und sollte eben eine Beute der Marodeurs werden, als meine Kugel den Nichtswürdigen niederstreckte, der es gewagt hatte, Hand an mein Weib zu legen. Mein Entzücken über ihre Rettung kannte keine Gränzen, und nur der Kugelregen des nacheilenden Feindes konnte mich zu mir selbst bringen. Ich schwang die Halbohnmächtige auf mein Pferd, und hatte das Glück, mich und uns alle auch dieses Mal noch zu retten.

Nach mancherley Umwegen zog ich mich endlich zur Hauptarmee zurück, und ich war glücklich in den Armen meines Weibes. Wir bauten uns ein festes Reich der Liebe mitten im Getümmel des Krieges, — gestern gestand Minna mir die süße Hoffnung, Mutter zu werden, — und heute liegt sie tödlich verwundet in meinen Armen.

Verzweifelt drückte er die Halb-Verklärte an seinen Busen und warf sich weinend in den Staub.

Novak ward auf Vorposten, wohin ihn sein edles Weib begleitet hatte, überrascht, — mit Muth schlägt er den Angriff zurück, allein zwey Kugeln erreichten die Unglückliche — sie sank todt vom Pferde herab. In krampfhafter Anstrengung hatte er sie bis zum Wachtfeuer meiner Jäger gebracht. Die rauhe Decembernacht, die zarte, nicht an das Ungemach des wilden Männerkrieges gewöhnte Konstitution, und der Mangel an Hülfe — endeten das schöne, reine Leben dieses holden Weibes. Eine Kugel hatte den Kopf gestreift und die zweyte die linke Brust durchbohrt. Quellend strömte bey jedem Athemzuge das Blut über die blendende Haut; mit seinen Küssen suchte Novak die Wunde zu schließen, und mit Bitten den Muth der Unglücklichen zu heben. Ich sank unwillkührlich nieder. Frost erschütterte mein Inneres, und Fieberhitze trieb mir den Angstschweiß auf die Stirne.

Umsonst sank ich betend auf die Knie, umsonst flehte der zitternde Gatte Barmherzigkeit vom hohen Himmel, umsonst eilten meine Leute nach Hülfe, und fluchten Dissonanzen des Mitgefühls dazwischen — Minna verschied in den Armen ihres Gatten.

Weinend trug ich sie mit Novak vom Wege abwärts, weinend überhäuften wir die schöne Leiche mit Zweigen und Reisholz; nachdenkend warf ich mich neben ihr nieder und schluchzte und weinte, und wand die Hände zum Vater über den Sternen. Novak, mein unglückseliger verzweifelnder Freund, preßte mich dankend an seine wogende Brust; er konnte nicht weinen, der Unglückliche; der Schmerz hatte seine Thränen vertrocknet; dann warf er sich auf sein Pferd und verschwand. Der folgende Tag zählte ihn unter die Todten. Er ruht nun an jener Stelle wo seine Minna ruht, unter der alten, trauernden Ulme nach Ollmütz zu. Ich häufte und grub ihnen mit meinen Händen das Grab, und nur meine Thränen, meine heißen Thränen waren ihr Leichentuch. Ruhet sanft!

Gründliche Anleitung zur Brodzubereitung aus Holz.

(Vom Professor J. H. Ferd. von Autenrieth.)

(Fortsetzung.)

2.

Die wichtigsten Vorsichtsregeln bey der Bereitung des Holzmehls sind:

1) Daß die Stampfmühlen, auf welchem das klein gesägte oder gespaltene Holz zum Vermahlen vorbereitet wird, mögen es nun Gyps- oder Oel- oder Loh-Mühlen seyn, vorher wohl gereinigt werden. Käme Gypsstaub oder Lohe unter das Holz, so müßte das daraus bereitete Mehl schädlich werden. Von nicht sorgfältig gereinigten Oelmühlen bekommt das gestampfte Holz einen noch dem Mehle bleibenden eckelhaften Geschmack, um so mehr, als besonders das Birkenholz schon von selbst einigen öhligten Geschmack bey seiner Verkleinerung zu Mehl erhält.

2) Das zerkleinerte Holz muß hinlänglich lange, ehe es, wieder getrocknet, das erstemal gemahlen wird, mit Wasser ausgewaschen oder ausgesotten werden.

3) Dieß ist beynahe das allerwichtigste. Das zum zweytenmal zu mahlende stark getrocknete Holzmehl muß mehreremale immer wieder auf den Mahlstein geschüttet werden, und zuletzt durch einen möglichst feinen Beutel laufen.

Ist es gleich schon genießbar, wenn es auf der Mühle nur wie das Rockenmehl durchgebeutelt worden, so ist bey einer Nahrung, wo Unverdaulichkeit zuletzt Schaden für die Gesundheit bringen könnte, immer das sicherste, einen Beutel, wie zum weißen oder Auszug-Getraidemehl, überhaupt einen möglichst feinen, zu wählen.

Beym Brodbacken aus Holzmehle ist vorzüglich darauf zu sehen, daß wenigstens die hinreichende Menge von Getraide-Sauerteig dazu genommen wird; und zweitens, daß das Brod nie in großen dicken Laiben, sondern bloß in flachen Kuchen und lange gebacken wird, am besten bis es ganz Zwieback oder Brodrinde würde. Denn es ist auch ganz hart weit besser und schmackhafter, als wenn es zu weich und nicht gehörig ausgebacken ist. Und selbst dem, welcher dieses hart gebackene Brod für sich wegen Mangel an Zähnen nicht wohl beißen könnte, ist eher zu rathen, es vorher wieder einzuweichen, als es gleich von Anfang an nicht genug auszubacken.

Da der Verfasser schon vor geraumer Zeit von Versuchen gelesen hatte, aus Holz Brod zu backen, welche Versuche, wenn er nicht irrt, von einem Arzte in Salzburg angestellt wurden, und

eben so, wie die folgenden, gelangen; so glaubte er, bey dem gegenwärtigen drückenden Mangel sey Wiederholung der früher gelesenen Versuche und genauere Bestimmung derselben von größter Wichtigkeit. Er kann für die Richtigkeit so wie der obigen Bemerkungen, so auch aller folgenden Versuche einstehen, weil sie entweder unter seinen Augen und seiner Anleitung oder von ihm unmittelbar und theils, was die Brod- und Speiseproben aus Holzmehl betrifft, an ihm und seiner Familie selbst angestellt worden sind.

3.

Bereitung des Holzmehls.

Bis etwa eigene geschickte Mühleneinrichtungen, das Holz zu zerkleinern, vorhanden sind, ist die folgende Art die bequemste, sich in Menge reines Holzmehl zu verschaffen.

Das Buchen- oder Birkenholz, gleichviel ob es mehr oder weniger trocken ist, wird mit einem Schneidemesser sorgfältig von aller Rinde befreit, und nun in die Queere in ungefähr Daumens dicke Scheiben zersägt. Der Sägebock wird dabey auf ein reines Tuch gestellt, um auch die Sägespäne nicht zu verlieren.

Die Scheiben werden alsdann auf eine wohlgereinigte Stampfmühle gebracht, bis alles Holz daselbst zu Spreu verkleinert ist. Diese Holzspreu nebst den vorher aufgehobenen und nun damit vermischten Sägespänen muß nun gut ausgewässert werden. Wo man auf Feuerung weniger genau zu sehen hat, geschieht dieß am besten durch Auskochen in einem reinen großen Kessel mit reichlichem Wasser. Aber auch längere Behandlung des zerkleinerten Holzes mit kaltem Wasser erfüllt denselben Zweck. Im Großen würde am besten wohl das Auswässern so vorgenommen, wenn man einen starken reinen Sack halb voll mit Holz füllte, und ihn in einem Brunnentroge, in den immer frisches Wasser zuliefe, oder solches darauf gegossen würde, eine geraume Zeit mit stumpfen Holzstücken stampfte; oder einen solchen mit zerkleinertem Holz halbgefüllten Sack in einem Bache fließenden Wassers, der reinen Kiesgrund hätte, mit Füßen treten ließe.

Nur wo man sicher ist, daß das Holzmehl, wenn es zu Speisen angewandt wird, zureichend mit einem Fette angemischt werden kann, ist das vorläufige Auswaschen und Wiedertrocknen des auf der Stampfmühle verkleinerten Holzes entbehrlich. Nie aber sollte man dieses sorgfältige Auswaschen des Holzes unterlassen, wo das daraus zubereitende Mehl in Brod verbacken werden soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Grüßen auf den Spaziergängen durch Hutabnehmen.

Es ist schon vor mehreren Jahren mannigfaltig der Wunsch geäußert, auf den Promenaden das Hutabnehmen abzuschaffen und bloß durch eine Verbeugung sich zu begrüßen. Leider ist dieser Wunsch aber noch nicht allgemein in Ausführung gekommen, hauptsächlich wohl, weil viele Menschen glauben, für unhöflich gehalten zu werden, wenn sie nicht bey jeder Gelegenheit diesen Beweiß der Unterwürfigkeit ablegen.

Wie äußerst lästig diese Begrüßungsart für Männer von einiger Bekanntschaft ist, welche kaum fünf Schritte thun können, ohne ihr Haupt entblößen zu müssen, an Gegenden wo man zur Erholung wandelt und gerne die gewöhnlichen Unbequemlichkeiten des Lebens vergessen möchte, ist leicht zu begreifen.

Es wird demnach den Männern nochmals der Vorschlag gemacht, mit dem 4. July d. J. das Hutabnehmen auf den Spaziergängen abzuschaffen, und bloß durch eine kleine Verbeugung zu grüßen dem übrigen Publico aber die Sache vorgelegt, die Begrüßungsart Niemanden zu verüblen.

Von einem Freunde des Spazierengehens.

Verbesserung in Nro. 27:

Seite 212 Spalte 2, Zeile 13 von unten ist neuerlich für natürlich.

№ 29.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 6. July. 1817.

Geschichte des in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Bremen unschuldig hingerichteten Bürgermeisters Johann Vaßmer.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Fortsetzung.)

Einen neuen Zunder zu dieser innern Zwietracht gab jener bereits von mir bemerkte Vorfall, der sich mit dem Erzbischof Nicolaus ereignete. Von allen Seiten wurden dieserhalb Ansprüche auf Schadenersatz gegen die Stadt gemacht. Die Uebelgesinnten benutzten diese Gelegenheit, das Mißtrauen der Bürgerschaft gegen den Rath stärker anzufachen und die Einigkeit zwischen beyden endlich völlig zu zerstören. — Die Demagogen verbreiteten den Wahn, die Sicherheit und das Wohl des Staats könne nur durch eine verbesserte Regimentsverfassung wieder hergestellt und dauerhaft befestigt werden. Sie verhießen die Einsicht in die Verwendung der öffentlichen Gelder, in die Leitung der Geschäfte, und so gelang es diesen Unruhestiftern, daß im Jahre 1426 auf eine vollkommen tumultuarische Weise, ohne vorgängige gesetzliche Wahl, dem Rath, ohne daß er hierüber befragt und ohne daß er seine Einwilligung hiezu gegeben hatte, 4 Männer zur Seite gesetzt wurden, daß folglich die bisherige Anzahl von 24 Rathsherrn bis zu 28 vermehrt ward. Nun entwickelte sich im Rathe selbst der Partheygeist mit allen seinen verderblichen Folgen. Die dem Rath gewaltsam aufgedrungenen Mitglieder erlaubten sich jedes Mittel, ihren Anhang zu verstärken, und erschlichen sich so allmählig eine Macht, die keine Gränzen weiter achtete. — Sie schwächten immer mehr den Einfluß des alten Raths — schlossen ihn nach und nach von jeder Theilnahme an den öffentlichen Geschäften aus, und begnügten sich nicht nur damit, daß sie dessen Mitglieder von der Würde verdrängten, sondern sie erfrechten sich sogar, einige derselben thätlich anzugreifen, sie zu beschimpfen und sie in Gefängnisse zu schleppen. Zwar fanden diese Gelegenheit, durch Hülfe ihrer Verwandten und Freunde zu entweichen und ihr Leben zu sichern; allein sie vermochten dennoch nicht, es zu hindern, daß vom neuen Rath ihre Häuser und Güter ange-

griffen und konfiscirt wurden. Wie nun aber der Graf von Oldenburg den entwichenen alten Rathsherren mit deren zahlreichem Gefolge in seinem ganzen Lande Schutz ertheilte, so sann der neue Rath auf Mittel, sich derer, welche aus dem alten Rathe geblieben waren, besser zu versichern und seine usurpirte Gewalt dabey zu behaupten. Er legte diesen einen Entwurf zu einem Statut einer neuen Regimentsverfassung vor, welchen sie sich wohl gefallen lassen mußten, und so ward ein solches Statut im Jahre 1428 erschlichen, wodurch beschlossen wurde, daß forthin bey den gewöhnlichen Abwechselungen zu einer neuen Wahl geschritten und 1 Bürgermeister und 6 Rathsherren durch gewisse dazu durchs Loos erkohrne Männer, nemlich 3 Herren des Raths und 6 Bürger, halbjährig aus dem Rath und der ganzen Bürgerschaft, jedoch mit Ausschließung derer, die in dem verwichenen Jahre die Regierung geführt hatten, erwählt werden sollten.

Diese Neuerung war dem bisherigen Herkommen, nach welchem die Wahl einzig und allein vom Rathe verfügt war, geradezu entgegen, und unter ihr lag die gefährliche Absicht der neuen Gewalthaber versteckt, um auf solche Weise nach und nach diejenigen, welche ihren eigennützigen und ehrsüchtigen Plänen widerstreben und diesen sich nicht fügen möchten, vom Ruder des Staats zu entfernen. Sie nöthigten sogar die zurückgebliebenen Herren des alten Raths zu einem Vergleich, der zwischen ihnen und mit der Bürgerschaft am Donnerstag nach Oculi im Jahre 1428 dahin förmlich abgeschlossen wurde, daß keiner dem andern die Ursache ihres vorigen Streits vorwerfen, noch von der Sache des alten und neuen Raths reden, auch bey Verlust Leibes und Lebens die Stadt mit Rath und That aus der Hanse — in geist- oder weltliche Acht, oder in solche Lage bringen solle, woraus Aufruhr und Zwietracht entstehen möchte, und daß sie auch, wenn Herren oder Städte, die Stadt wegen des alten Raths antasten, einträchtig beysammen halten wollten.

Dieß war ein fein ersonnenes Werk der neuen Gewalthaber, um den alten Rath völlig zu unterdrücken, und war keinesweges dazu geeignet, um zwischen den verschiedenen Partheyen Einigkeit und im Allgemeinen eine dauerhafte Ruhe zu bewirken. — Die Herren des alten Raths bemerkten dieß bald. Mehrere von ihnen faßten daher den Entschluß, ihren Verdrängern zu entweichen, auswärts Hülfe nachzusuchen, weder Kosten noch Mühe zu scheuen, und auf solche Weise den Rath von den unwissenden und schlechtdenkenden Mitgliedern zu reinigen, und so den Staat von seinem Untergange zu retten. Am Abend Joh. des Täufers im Jahre 1429 verließen Bürgermeister Hermann Gröpeling und die Rathsherren Johann Mund, Hinrich Blom und Hinrich Buseke die Stadt, und gleich folgten ihnen nach Bürgermeister Diedrich Schaenhaer und die Rathsherren Gerd von Varle und Johann Balleer. — Vergebens versuchten die Herren des neuen Raths sie durch Abgeordnete und einladende Briefe zur Rückkehr zu bewegen. Sie versammelten sich bey dem zuvor bereits ausgewanderten Bürgermeister Dukel in Stade, und faßten dort den Schluß, allen Fürsten und Ständen des Reichs die der Stadt drohende Gefahr zu entdecken, sich laut über das unerträgliche Unrecht, welches sie erfuhren, zu beschweren und überall Rettung und Hülfe nachzusuchen. Sie fanden Gehör bey dem Könige von Dänemark — den Grafen von Oldenburg und den Hansestädten. — Diese erklärten sich für ihre Freunde und versprachen ihnen ihren Beystand. Aber auch ihre Gegner suchten mächtige Bündnisse, und diesen gelang es, einige Prälaten —

vorzüglich den Bremischen Erzbischof für sich zu gewinnen, welcher Letztre sogar durch eine von ihm am Tage der heil. Elisabeth desselben Jahrs ausgestellte versiegelte Versicherung förmlich auf ihre Seite trat und versprach, die Entwichenen weder aufzunehmen, noch ihnen seinen Schutz und Schirm widerfahren zu lassen.

Immer heller loderte nun die Flamme der Zwietracht zwischen den gegeneinander erbitterten Partheyen auf. — Sie wo möglich noch zu löschen, ehe sie mit ihrer alles verheerenden Kraft weiter um sich griff, war das edle Bestreben des Bürgermeisters Johann Vaßmer. Er war ein Herr des alten Raths, und nach dem Zeugnisse seines Zeitgenossen, des Chronikenschreibers Schöne war er ein ehrwürdiger Greis, der die Gabe der Beredsamkeit in hohem Grade besaß und dem Staate schon manche wichtige Dienste geleistet hatte. Die Vernunft dieses ächten Staatsmannes rieth zu sanften Mitteln. Er legte ein großes Gewicht auf die Kraft der Rede, die er so oft erprobt hatte. Deswegen harrte er, nach der Ausweichung seiner Collegen, noch ein ganzes Jahr hier aus, und suchte im Stillen die Vereinigung der Partheyen zu bewirken. Alle diese seine redlichen Bemühungen waren inzwischen vergebens, und wie er nun hievon sich überzeugt hatte und keine weitere Hoffnung vor sich sah, hier seinen edlen Zweck zu erreichen, so verließ auch er die Stadt und begab sich nach Stade, um den dort befindlichen übrigen Herren des alten Raths Vorstellungen zu thun, wodurch sie bewogen werden möchten, sich mit der Gegenparthey zu vergleichen. Er hoffte, der Graf Dietrich von Oldenburg würde der beste Vermittler seyn. Er entschloß sich daher zu einer Reise nach Oldenburg. Der neue Rath, welcher hievon einen Wink bekam, scheute eine solche Vermittelung des Oldenburger Grafen, und ließ, um diese zu verhindern, dem Vaßmer auf seiner Reise nachstellen. Am 6. Juny 1430 auf dem Wege nach Oldenburg zwischen der Mühle und Neckum ward er von einem hiesigen Schlächter angehalten, gefangen nach Bremen und hier ins Gefängniß — den sogenannten Hurrelberg, geführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Als Lord Wellington nach der Schlacht von Busaco, vom Feinde mit großer Heeresmacht verfolgt, sich zurückzog, entwarf er einen Plan, sein Heer zu sichern und das feindliche zu necken, welches, wiewohl auf Kosten der Menschheit zu beklagen, doch als Kriegsplan vom Kriegsgebrauch vollkommen gerechtfertigt wird, und vom Kriegsunglück unzertrennlich ist. Der größte Theil der Einwohner in den Oertern, wo die Bundesmacht durchzog, folgte dem Rückzuge, und nahm soviel Privatvermögen, als möglich, mit. Alles was zurückblieb und dem nachdringenden Feinde nur im mindesten nutzen konnte, ward zerstört, und das ganze Land zur Wüste gemacht. Massena und sein Heer fühlten dieß gar bald, und in einem aufgefangenen Briefe an Berthier sagte er: „Der Feind verbrennt und verheert alles, so weit er das Land räumt. Er zwingt die Einwohner, ihre Heimath bey Todesstrafe zu verlassen. Coimbra, eine Stadt von 20,000 Einwohnern, steht wüste. Wir finden keinen Mundvorrath. Das Heer lebt von indischem Korn und Pflanzen, die wir noch in der Erde finden. Diese Schilderung war nicht übertrieben. Jede lebende Seele in Coimbra floh, und es ward buchstablich zur Wüste. Die Regentschaft befahl wirklich ganz streng allen, ihre Häuser zu verlassen, ihre Habe mitzunehmen, zu verheeren

und dem Feinde nichts übrig zu lassen. Zufolge dieses Gebots war die Lissaboner Straße mit Wagen, Karren, Maulthieren, Pferden und Stieren vollgepfropft. Weinende Mütter stürzten mit ihren schreienden Kindern fort. Junge und schöne Frauen, ebenfalls in Thränen, machten einen Theil des Trauerzugs; die Männer, Alt und Jung, schworen den unbarmherzigen Eindringlingen ewige Rache, oder mischten ihre Verwünschungen mit den Thränen und Wehklagen der Weiber und Kinder. Ein solcher Auftritt gränzenlosen Elends war vielleicht noch nie erlebt worden, und doch kann, wer die Nothwendigkeit des Krieges zugibt, auch diese Leiden und Unglücksfälle nicht verdammen, die offenbar seine Schrecken zu kürzen abzwecken.

Aber weder die Regierung von Portugal, noch die einzelnen Familien in Lissabon waren fühllos gegen das Elend. Im Namen des Prinzregenten erschien zu Lissabon am 8. Okt. 1810 ein Aufruf zur Hülfe für die Unglücklichen, und im brittischen Volke regte sich ein mächtiges Mitleid. Eine öffentliche Unterschreibung ging rasch von Statten, und das Haus der Gemeinen bewilligte 100,000 Pfund zu ihrer Unterstützung.

Buonaparte, voll Grimm über eine Maaßregel, die seines Heeres Unternehmungen so gewaltigen Abbruch that, erklärte sich dagegen heftig im Moniteur vom 29. und 30. Nov. 1810. Indem er die Schwierigkeiten aufsucht, welche Massena's rasche Fortschritte in Portugal hinderten, sagt er; „Die Hindernisse, welche das Heer in Portugal getroffen hat, entstehen aus einem tief angelegten bloß leidenden Vertheidigungssystem, welches auch mit einer Barbarey, die zur Ehre der Menschheit und der Völker in unsern europäischen Kriegen unbekannt war, durchgeführt worden ist.“ Als ob er sich selbst, auch nur von fern, durch ein wie Barmherzigkeit und Menschlichkeit aussehendes Gefühl nur einen Augenblick in seinem Laufe hätte aufhalten lassen! In der That aber waren seine Generale, oder vielmehr er selbst, der den Feldzug im ganzen leitete, in der Kriegskunst überboten. Dieß wollte er nicht eingestehn, und darum schrieb er es seinem getäuschten Vertrauen auf Wellington's Menschlichkeit zu.

Buonaparte betrog sich in der Beurtheilung dieses Mannes gar sehr. Nach Wellington's Benehmen in den Schlachten von Vimiera und Talavera glaubte er in ihm einen feurigen Heerführer am Tage der Schlacht zu sehen, der nicht immer seine Mittel und Kräfte berechnete. Buonaparte schloß also, er möchte leicht durch überlegene Macht, wofern er sich nur auf ein Gefecht einließ, überwältigt werden. Daher rückte Massena mit der äußersten Schnelligkeit und ohne Vorräthe an Lebensmitteln durch die Landschaft Beira nach den Ufern des Tajo in Estremadura vor. Er erwartete nicht im mindesten, daß Wellington schon gerüstet seyn würde, entweder mit Cäsars Schnelligkeit zu erobern, wenn sich die Gelegenheit zeigte, oder mit der Klugheit eines Fabius zu widerstehen, um eine günstige Gelegenheit zu erlauern. Offenbar dachte Massena, das Bundesheer vor Ciudad Rodrigo oder Almeida zu einem allgemeinen Gefecht zu bringen; aber es lag gar nicht in seinem Plan, sein Heer durch solche Versuche zu wagen, die, wenn sie gelangen, den Feldzug nicht entschieden, und wenn sie fehlschlugen, nur um so gefährlicher, ja wohl verderblich wurden. Wellingtons Zweck in diesem Feldzuge war, Portugal zu vertheidigen, und zugleich eine bedeutende französische Macht zu beschäftigen, die ohnedieß in andern Theilen Spaniens vielleicht zur Unterjochung der ganzen Halbinsel gebraucht worden wäre. Wenn man erwägt, daß seine Schaaren nicht nur an Zahl geringer, sondern

dern gewissermaßen roh und ungeübt waren, so ergibt sich sogleich sein Vertheidigungssystem. Aber man darf auch nur auf den Erfolg sehen. Als Massena nach der Schlacht von Buzaco das Bundesheer verfolgte, setzte er zuversichtlich voraus, die Engländer würden auf ihre Schiffe bey Lissabon fliehen; als er aber am 14. Okt. vor den Linien von Torres Vedras ankam, und persönlich die verschanzten Stellungen besah, fand er zu spät, zu welcher gefährlichen Voraussetzung ihn Wellingtons überlegene Kriegskunst verleitet hatte.

Diese große Stellung des Bundesheers, bey deren Wahl und Befestigung Wellington so viel Scharfsinn gezeigt hatte, als bey seinen glänzendsten Siegen, bildete eine starkbefestigte Linie von Höhen, die von Alhandra über den Tajo bis Torres Vedras, etwa 30 Meilen von Lissabon, und von da bis zur Mündung des Sissandro reichte. Hinter dieser waren zwey andere Linien von Laufgräben und Schanzen, die von Ericeyra und Mafra über die See nach dem Tajo gingen. Eine von diesen, zunächst der befestigten Linie von Torres Vedras, konnte mit 20,000 Mann, die andere, Lissabon näher, mit halb so viel vertheidigt werden. Darauf war nun eine unermeßliche Macht schweren Geschützes gepflanzt, und außer der dreyfachen Linie waren auch noch zu Peniche, Obedos und anderwärts Schanzen aufgeworfen. Viele von den Bergen waren befestigt. Links der Stellung war die ganze Küste, von Vimiera bis zur Mündung des Tajo, mit Schanzen angefüllt, und mit schwerem Geschütz besetzt. Rechts waren die Ufer des Tajo von unsern bewehrten Böten besetzt. An mehreren Orten waren auch Minen, die aufspringen konnten. Kurz die ganze Gegend von Lissabon bis fast an den Mondego sah wie eine Festung in Form eines halben Mondes aus. Innerhalb der Linien von Torres Vedras, Ericeyra und Mafra, die von 70 bis 80,000 Fechtenden vertheidigt wurden, hatten die Verbündeten alle Erzeugnisse des Landes, durch welches sie zurückgezogen waren, zusammengebracht. Von Lissabon im Rücken wurden sie hinlänglich mit allen Bedürfnissen versehen.

Die französischen Schaaren hatten sich theils der Nahrung wegen, theils sich vor der Witterung zu schützen, in eine ausgedehnte Kantonnementslinie, Angesichts des Bundesheers gestellt. Ihr Hauptquartier war in Alanguer. Wo die Dörfer von einander fern lagen, wurde die Kette durch einstweilige Hütten für die Soldaten ergänzt. Diese Linie, welche die feste Stellung von Montejunto einfaßte, dehnte sich in schräger Richtung von der See nach dem Tajo, und die gesammte Macht darauf war so gestellt, daß sie in vier Stunden zusammengezogen werden konnte. Der Mittelharst stand zu Sobral, der rechte Flügel zu Otta und Villa Nova, der linke in Villa Franca. Eine Dragonerabtheilung besetzte Alcoentre, um den rechten Flügel vor den Angriffen eines am Sissandro stehenden brittischen Reiterhaufens zu decken. Aber aus der Stellung bey Villa Franka wurden sie durch die kleine Flotte von Kanonenböten mit einer Brigade von Seeleuten, und einer andern von Matrosen, jede 500 Mann stark, unter Lieutenant Berkley's Befehl, vertrieben. Admiral Williams hatte Befehl, mit allen Böten und Schiffbrücken stromauf zu gehen, um den Uebergang unsers Heers über den Tajo, falls er frommte, zu bewachen. Er hatte fliegende Brücken und sonst Erforderliches.

Als Massena die Stellung der Verbündeten erkundet, beschränkte er sich auf Befestigung der Seinigen, nahm Montejunto, sammelte Vieh, Getraide und Trauben zur Verpflegung seines

Heers. Keine seiner Bewegungen, oder Stellungswechsel, oder Entsendungen hatte einen andern Zweck. Dieß allein war aber schon schwierig genug. Sein Standort, der einerseits schon vom Tajo begränzt war, wurde nordwestwärts durch die portugiesische Landwehr mehr und mehr verengt. Die nach Mundvorrath entsendeten Haufen wurden von dieser und der brittischen Reiterey von Obedos und Ramalhal her so genau bewacht, daß Massena eigentlich im ganzen Lande kein Stück Gebiets inne hatte, als das, worauf sein Heer stand. Nicht weniger als 6000 Mann mußten unabläßig kleine Karren mit Schießbedarf, Mundvorrath und Offiziersgepäck zuführen. Anfangs fanden sie Weizen und Hirse; den Weizen hülseten sie aus und kochten ihn, die Hirse rösteten sie. Aber dieser Getraidevorrath war bald erschöpft, oder wurde so selten, daß keiner von den Gemeinen etwas hatte; diese lebten von Hornvieh, getrockneten Weintrauben und andern Früchten. Fleisch aßen sie, weil es ihnen an aller Mehlspeise fehlte, unmäßig; und, was ein sehr empfindlicher Mangel war, es fehlte an Salz. Gegen Ende Oktobers war noch wenig Vieh übrig, so daß sie im November Pferde- und Mauleselfleisch zu essen anfingen. Wiewol im Hauptquartier noch etwas Weizen vorhanden war, fehlte er doch in Alentqueer, wo die Gefangenen aufbewahrt wurden. Die Soldaten trieben Kuhe, Pferde und Maulesel unter einander auf grüne Hirsefelder. Außer dem Mundvorrath fehlte es auch an Schuhen; viele gingen baarfuß. Ein französischer Soldat schlug an einem sehr besuchten Orte Folgendes an: „Ein französischer Soldat sollte ein Löwenherz, einen Bäusemagen, und eines wilden Thieres Menschlichkeit haben." Dieser Bericht über die Mühsale der Franzosen in Portugal weicht im Ganzen nicht von den Bemerkungen des Moniteurs vom 29. und 30. Nov. über die Berichte Lord Wellingtons vom 14. Nov. ab. „Von Almeida bis Alentqueer traf das Heer nicht 2000 Portugiesen. Städte und Dörfer waren öde. Wellington hatte bey Todesstrafe allen Einwohnern der Oerter, bey welchen unser Heer vorbeyzog, befohlen, was sie könnten, fortzuschaffen, oder zu verbrennen, oder in Flüsse und Teiche zu werfen. Die Mühlen fanden wir zerstört, der Wein floß auf den Straßen, das Getraide war verbrannt, das Hausgeräth in Stücken zerschlagen; nicht ein Pferd, Maulthier, Esel, Kuh oder Ziege war zu sehen. Das Heer lebte von Zwieback und den Zugviehheerden, die wir mit hatten. Die Soldaten versahen sich mit Mais, Kraut, Bohnen, und Oel mit Fischen, welches die Hauptnahrung der Portugiesen ist, und sich überall fand. Vieh ward aus den Ebenen von Thomar und von den Inseln des Tajo gebracht. Gegen den 30. Okt. wurden Handmühlen unter die Regimenter vertheilt, und die Soldaten erhielten ihre täglichen Rationen Brod. Kornspeicher wurden errichtet und Zwieback gebacken in Santarem." Aber wie lange dieß dauerte, wird nicht gemeldet. Nach dem Bericht portugiesischer Gefangener, welchen französische Gefangene und Ausreißer, die fast täglich zu den Verbündeten kamen, bestätigten, nicht vierzehn Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung der Zigeuner.

(Fortsetzung.)

2.

Man muß gewiß kein Oedippus seyn, um den Grund dieser Furcht zu errathen. Betrachtet nur seine Kleidung! Der arme Nomade ist nicht schuld, daß in Sibirien Zobel gefangen werden. Kaum vermag er nothdürftig seine

Blöße zu decken; geschweige sich gegen Frost und Kälte zu schützen. Wäre Nacktheit der wahre Charakter des Standes der Unschuld; so müßten die meisten jungen Nomaden beyderley Geschlechts vom 3. bis zum 10. Jahre diesem glückseligen Stande angehören. Wie sie Mutter Natur erschaffen, hüpfen sie im Sommer um ihr Zelt, und kauern im Winter, mit allerley Lumpen kärglich behängt, um das dampfende Feuer. Sind sie älter, so gehen sie zwar bekleidet einher, aber ihre Garderobe läßt sich mit wenig Mühe inventiren. Ein Hemde, doch kein neues (um nicht zu reiben), und eine Hose, sind die gewöhnliche Kleidung des Mannes; statt der Hose erhält das Weib einen Rock und eine Schürze. An die Baufälligkeit dieses ganzen Anzugs zu erinnern, ist überflüssig, wenn man weiß, daß er meistens geschenkt, oder um wenig Geld erhandelt ist. Bey Vielen ist an Beschuhung und Kopfbedeckung nicht einmal zu denken. Aeltere oder Wohlhabendere thun sich in diesem Punkt etwas zu gut, und vermehren auch übrigens ihre Bekleidung mit einem oder mehreren Stücken. Bey allen fällt aber ein sonderbarer Geschmack in der Wahl der Kleider, wenn sie möglich ist, auf. Schreyende Farben, besonders die rothe und hellblaue, sind ihre Lieblinge. Mit einer abgetragenen rothen, villeicht dazu noch gestickten Hose geschmückt; halb ohne Schuhe und im halben Hemde, schreitet er stolz einher, und sieht vor der schönen Hose das übrige gar nicht. Eben so ziehen auch die Weiber helle Farben den übrigen vor, und putzen sich, wenn es sich anders thun läßt, mit allerley Zeugen recht drollig aus. Genauer und bestimmter die Kleidung der Nomaden schildern zu wollen, wäre fürwahr das Faß der Danaiden; denn indem ich dieses schreibe hat vielleicht schon einer ein abgelegtes Stück von irgend einer alten oder neuen Mode erhascht, und an den Leib gezogen. Ungrischer und deutscher Schnitt befreunden sich an seinem Körper; doch giebt er dem erstern, als den glänzendern oder passendern, bey weitem den Vorzug.

Wenn ich hinter alles gesagte noch die Rubrik: Reichthum der Nomaden stellte; fürwahr, mancher Leser könnte mich mit Fug und Recht einer grellen Gruppirung zeihen. Es kommt nur auf den Namen an. Statt Reichthum setze ich: Habseligkeit der Zigeuner, und spreche, um dessen ungeachtet etwas Unerwartetes zu bringen, zuerst von dem Silber, das die Nomaden besitzen. Die meisten nomadischen Familien von altem Schrot und Korn haben einen, oft mehrere silberne Pokäle von verschiedenem Umfange. Jedermann und mir selbst scheint diese Verschwendung auf einen höchst überflüssigen Hausrath thöricht. Aber es ist nun einmal so. Um dieses Kleinod vor den lüsternen Augen und Fingern anderer Dilettanten zu sichern, pflegen sie es, und zwar unter die Feuerstellen zu vergraben. Bey besondern Festlichkeiten, Kindtaufen, Hochzeiten, trinken Vater und Mutter und die verheiratheten Kinder aus ihrem Pokal; den unverheiratheten ist er versagt. Dieß ist der einzige direkte Gebrauch, den der Nomade von seinem Schatz macht; aber wichtiger ist ein anderer indirekter. Will ein Nomade Geld borgen, so verpfändet er seinen Pokal; denn etwas anders kann er nicht verschreiben, da er keinen Fuß breit Landes besitzt. Dieß mag, meines Erachtens, einer der Hauptbeweagründe seyn, warum der arme Nomade sich manches vom Leibe und vom Munde abkargt, um sich wenigstens einen Pokal anzuschaffen; welchen er dann, hat er ihn verpfändet, gewiß auslöst, und auf Kind und Kindeskind zu vererben sucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gründliche Anleitung zur Brodzubereitung aus Holz.

(Vom Professor J. H. Ferd. von Autenrieth.)

(Fortsetzung.)

In jedem Fall aber ist nun das zerkleinerte Holz wohl zu trocknen, daß es ganz dürr ist, sey es an der Sonne, oder, wenn diese nicht scheint, auf Stubenöfen, oder in Backöfen, nachdem das Brod aus ihnen genommen ist; oder bey größern Mengen auf Malz- oder Obst-Dörren.

So getrocknet wird das kleingemachte Holz auf die Mühle gebracht, und hier wie Getraide gemahlen, mehreremale aber wieder auf den Stein geschüttet. Da das Holz eigentlich keine Kleie gibt, so darf das, was jetzt durch den gewöhnlichen gröbern Beutel nicht durchfällt, immer nur wieder auf den Mahlstein gebracht werden, bis sich alles endlich durchbeutelt.

Dieses nun das erstemal gemahlene Holz gibt aber noch kein genießbares Mehl. Dazu ist es nothwendig, daß es vorher gelinde gebacken und dann noch einmal gemahlen werde.

Das noch rohe Mehl wird also mit Wasser, zu dem man etwas schleimgebendes zugesetzt hat, zu kleinen Broden von der Größe einer Mannsfaust oder vielmehr zu flachen Kuchen von diesen Umfang geknetet; und diese Brödchen werden im Backofen, nachdem das gewöhnliche Brod aus ihm herausgenommen ist, oder wenn kein solches zu backen ist, oder größere Mengen von Holzmehl verfertigt werden sollen, in eigens dazu mäßig geheizten Backofen so lange gebacken, bis sie ganz dürr und außen bräunlich gelb sind.

Eine Abkochung von Leinsaamen oder von Malvenkraut, den sogenannten Käspappeln, ohne Zweifel auch von den zarten Zweigen und der Rinde des Lindenbaums kann dazu dienen, um das Wasser schleimigt zu machen, womit jene kleine Brödchen zusammengeknetet werden. Am besten läßt man das Wasser dazu mit der Eibisch- oder Althäa-Wurzel abkochen. Von dieser wohlfeilen Wurzel braucht man nur 2 Loth geschnitten, um 18 Schoppen Wasser zu jenem Zwecke hinlänglich schleimig zu machen; und diese 18 Schoppen Wasser reichen zu, um 4 und ½ Pfund einmal gemahlenes Birkenholz zu jenen Brödchen zu kneten.

Sind nun jene Brödchen wirklich hinlänglich gebacken, so werden sie grob zerstoßen, und wieder auf die Mühle gebracht; hier wird das Mehl mehreremale von neuem auf den Stein geschüttet, und zuletzt durch einen feinern Beutel laufen gelassen; die Güte des Mehls hängt vorzüglich von diesem sorgfältigen Mahlen und von der Art des Beutels ab; je feiner dieser, desto besser wird jenes.

Bey dem härtern Mehl aus Buchenholz, obschon es auch nur einmal in Brödchen gebacken, und dann wieder gemahlen, ein eßbares Brod mit gehörigem Zusatz von Sauerteig gibt, ist es doch besser, sobald man noch zärteres Mehl haben will, das Backen des bloßen Mehls in Brödchen und das darauf folgende Mahlen zu wiederholen. Bey dem Mehl aus Birkenholz ist diese Wiederholung nicht nöthig. Das nun auf obige Art gewonnene Mehl ist jetzt zum Verspeisen oder zum Brodbacken fertig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Apotheken Segen.

In England ist kürzlich ein Mr. Jesse im 63. Jahre seines Alters gestorben, nachdem er zur Erhaltung seines Lebens in den letzten 22 Jahren 226,934 Pillen und 40,000 Flaschen Latwergen verschluckt hatte.

№ 30.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 10. July. 1817.

Geschichte des in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Bremen unschuldig hingerichteten Bürgermeisters Johann Vaßmer.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Fortsetzung.)

Des Erzbischofes Nicolaus Mutter Rika, eine gebohrne Gräfin von Tecklenburg, hatte nicht vergessen, daß ihr Sohn durch Vaßmers Vermittelung aus Focke Uckenas Gefangenschaft erlöst war. Erkenntlichkeit trieb sie persönlich vor die Richter. — Sie trat vor den Rath und bat denselben herzlich, Vaßmern frey zu lassen. Aber umsonst war der Gräfin dringende Fürsprache.

Am nächstfolgenden Dienstage ward er, ohne vorgängige Untersuchung, vor das öffentlich am Markt unter dem zweyten Bogen des Rathhauses von dem Erzbischöflichen Vogt nebst zwey Beysitzern des Raths, den sogenannten Bluthherren, gehegte Blut- und Rothgericht gebunden geführt. Der zum öffentlichen Ankläger bestellte Gerichtsdiener Nicolaus trat hervor, und klagte im Namen des Raths ihn an, daß er die vorerwähnte im J. 1428 Donnerstag nach Oculi geschlossene und beschworene Eintracht gebrochen, und somit als ein Meineidiger den Tod verwirkt habe. Vaßmer antwortete: Dieß verhält sich so nicht, ich bin unschuldig. Dann wandte er sich zu dem öffentlichen Ankläger und fragte diesen, ob er ihn wirklich im Namen des Raths und der ganzen Gemeinheit anklage? Dieser erwiederte: So sey es ihm von seinen Herren aufgetragen. Vaßmer sprach nun zum Vogt: Herr Vogt ich fordre Euch bey Christo dem gekreuzigten auf, daß Ihr über mich ein gerechtes Gericht halten möget, denn ich bin unschuldig dessen, worüber ich angeklagt werde. — Neben dem Vogt saßen die beyden Rathsherren, Johann von Minden, welcher des Vaßmers Tochter in der Ehe hatte, und Martin Gliesing. Diese lasen aus dem Stadtbuche eine Stelle vor, welche so lautete: Der Rath und die ganze Gemeinheit hätten aus freyem Willen eine Eintracht beschworen, und nun habe der Rath und die ganze Gemeinheit erfahren, daß Herr Johann Vaßmer und sein Sohn dagegen gehan-

delt hätten, somit meineidig geworden wären — folglich solle der Rath — laut dieses Buches, sie, wo er sie betreffe, am Leben bestrafen. Darauf sprach Vaßmer: Sie beschuldigen mich dessen mit Unrecht — deßwegen erbitt ich mir einen Mann, der ein Urtheil über mich finde. Der Ankläger Christianus erklärte nun gegen den Vogt, daß seine Herren die Gichting darin gegeben hätten. (Dieß hat die Bedeutung, daß der Rath sich darauf berufe, daß der Missethäter bereits bey der Inquisition sein Verbrechen bekannt habe — der Rath nimmt dieß auf sein Gewissen, und dann wird er ohne weiteres dem Scharfrichter, welcher das vom Rath ihm aufgetragene Todesurtheil ausspricht, überliefert.) Obgleich nun der öffentliche Ankläger dieses erklärte, so drang Vaßmer dennoch darauf, daß der Vogt ihm einen Mann zur Findung eines Urtheils stellen möge, indem er hoffe, daß der Rath die Gichting nicht mit Recht darin würde geben können. Jetzt forderte der Vogt den unter der Volksmenge dort anwesenden Tonnenmacher Bartold auf, daß er ein Urtheil finden solle. Ich verlange von Dir, sagte Vaßmer zu Bartold, ein Urtheil, welches Recht ist, denn wenn der Rath und die ganze Gemeinheit behaupten, daß ich meineidig sey, so thun sie dieß mit Unrecht — Auch hoff' ich, daß sie in einer Sache, worin sie als Kläger gegen mich auftreten, nicht zugleich als Zeugen und Richter werden zugelassen werden, nach der Vorschrift des Gesetzbuches, welches alle beschworen haben. Er bat, daß er dieses Gesetzbuch sorgfältig lesen und danach ein Urtheil finden möge. — Dann wandte er sich zu den umstehenden Bürgern. Schützet mich, Ihr Bürger! sprach er — bey meinem Rechte nach diesem Gesetzbuch, was ihr sämmtlich beschworen habt. Erinnert Euch der Wohlthat, daß durch meine Bemühungen der Erzbischof Nicolaus aus der Gefangenschaft des Focke Ukena ohne irgend einige Ranzion einst befreyet wurde. — Erfüllet jetzt Euer Versprechen der Dankbarkeit — Strebet dahin, daß mir Gerechtigkeit widerfahre! — Nach solcher Anrede an die anwesenden Bürger ersuchte er den Vogt, daß er dem Bartold gebieten möge, daß er ein gerechtes Urtheil fände. Der Vogt fragte die beyden Rathsherren ob sie dawider noch etwas einzuwenden hätten? Diese standen auf und begaben sich nach dem oben auf dem Rathhause versammelten Rath, um von diesem zu erfahren, wie sie sich zu verhalten hätten? Wie sie zurückkamen, so erklärten sie, der Rath habe ihnen aufgetragen, zu sagen, daß, wenn ein mal der Rath die Gichting in einer Sache gegeben habe, so dürfe außer ihm kein anderer ein Urtheil weiter darin finden. Würde Jemand vor des Vogts Gericht — vor den vier Bänken angeklagt, so müsse die Klage ganz schlicht vorgebracht und Zeugen vorgeführt, und dann gleich ausgesprochen werden, was Recht sey. Vaßmer bezeugte sich damit zufrieden. Da standen die Rathsherren auf und gingen wieder aufs Rathhaus, indem sie zu Vaßmern sprachen: Bleib Du hier so lange stehen! Vaßmer sagte: Ich empfehle es Euch, daß Ihr meine Rechte so, wie Ihr diese beschworen habt, vertreten möget. Ich habe hier keinen, den ich mit Euch senden könnte — Mit Gottes Hülfe sollt Ihr in dem Wege Rechtens mir kein Leid zufügen — wollt Ihr mich aber tödten, so geschieht dieß mit Gewalt und mit Unrecht, wodurch Ihr selbst werdet meineidig werden.

Während der Abwesenheit der Rathsherren entstand ein Gemurmel unter der anwesenden Menge, welches dem Vaßmer wenig Trost einsprach. Wie nun die Rathsherren zurückkehrten, so sprach Johann von Minden zum Vogt: Der

Rath wird Euch darüber seine Unzufriedenheit noch fühlen lassen, daß Ihr euch erdreisten wollt in einer Sache, worin der Rath einmal die Gichting gegeben hat, noch ein Urtheil finden zu lassen und hiedurch den Rath meineidig zu machen.

Da fragte der Vogt: Soll ich Eurem Rechte vorstehen? Johann von Minden erwiederte: Der Rath verlangt von Euch, daß Ihr über seine Gichting kein anderes Urtheil mehr sprechen lassen sollt. — Nur der Scharfrichter soll jetzt das Urtheil aussprechen. Darauf sprach Vaßmer: Johann von Minden, bist du derjenige, der es wagen darf, über dem Päbstlichen und Kaiserlichen Rechte Machtsprüche zu thun. Ach Gott! — seufzte er — wie ungnädig ist mir mein Richter! — Ich will Euch kein Unrecht zufügen, sagte der Vogt. — Euch mein' ich auch nicht, sondern die ungerechten Gerichtsherren, antwortete Vaßmer. — Jetzt trat der öffentliche Ankläger wieder hervor, und forderte vom Vogte, daß er einen Mann stellen solle, der ein Urtheil finde. — Dieß soll denn der Scharfrichter thun! befahl der Vogt. — Soll dieser für mich ein Urtheil finden? seufzte Vaßmer. — Ich hoffe — fuhr er fort — Ihr werdet noch dasjenige Urtheil voran gehen lassen, was Ihr vorhin ausgesprochen habt. — Der öffentliche Ankläger wandte sich aber zum Scharfrichter mit den Worten: Was ist jetzt Rechtens, da Herr Johann Vaßmer gefangen und gebunden da steht, und da der Rath die Gichting gegeben hat? Vaßmer flehete noch einmal: Herr Vogt, stellt mir einen andern Mann, der für mich ein Urtheil finde! Der Vogt sagte zu den Rathsherren: Ihr möcht dagegen protestiren. Nun sprach der Scharfrichter: Meine Herren haben mir befohlen, zu sagen, sie wollen ihm Gnade widerfahren lassen. — Ihm soll der Kopf abgehauen werden! Der Vogt mahnte ihn, daß er sich wohl vorsehen möchte, was er thäte — Er gebiete ihm, Recht zu sprechen. — Hiernächst forderte Vaßmer einen Notar auf, der nach seinem geleisteten Eid den ganzen Vorgang niederschreiben und von seinen Verwandten sich für seine Bemühungen bezahlen lassen solle. Er appellirte sodann, wohin ihm eine Appellation offen stände. Er wollte noch weiter reden — Allein man ließ ihn nicht mehr zu Worte kommen, sondern in dem Gedränge des Pöbels ward re fortgeschleppt aus dem Osterthore nach dem Paulsberg, auf dem eine Mühle stand — dort ward er enthauptet. Seine Verwandte steckten den Leichnam in einen Sack und trugen ihn in die St. Paulskirche wo er vor den Taufstein begraben wurde. Der Tag ist in dem Memorienbuche der Ansgariikirche auf den 21. Jun. 1429 mit den Worten bemerkt: Obitus Johannis Vasmer, Proconsulis Civitat. Brem. quem populus seditiosus decollavit apud Sanctum Paulum.

(Der Schluß folgt.)

Gründliche Anleitung zur Brodzubereitung aus Holz.

(Vom Professor J. H. Ferd. von Autenrieth.)

(Fortsetzung.)

4.

Ueber den Nahrungsstoff im zubereiteten Holzmehl.

Nimmt man eine Partie auf die vorhin beschriebene Art zubereiteten Birken-Holzmehls, und bindet sie in einen Beutel von feiner Leinwand, so wird darauf gegossenes kaltes Wasser milchig, wie Wasser, womit man in Leinwand gebundenes Getraidemehl auswäscht. Es bedarf eines langen Knetens, um auf diese Art aus dem

*

Holzmehl allen Stärkemehl ähnlichen Stoff auszuwaschen. Dieser Stoff setzt sich wie Getraide-Stärkemehl in der Ruhe, doch sehr langsam im kalten Wasser zu Boden. Seine Farbe ist aber nur zum Theil weißlich, wie die des Holzmehls etwas bräunlich.

Kocht man diesen im Wasser zu Boden gesunkenen Stärkemehl ähnlichen Stoff, nachdem das überflüssige Wasser wieder abgegossen worden, so gibt es gleich beym Sieden gerade wie Getraidemehl einen zitternden dicken zähen Kleister. Als zwey dicke Kartenpapiere mit diesem Kleister zusammengeleimt, und vollkommen auf einem geheizten Ofen ausgetrocknet worden waren, so zerrissen eher die einzelnen Lagen des Kartenpapiers, als daß man die beiden Papiere wieder hätte von einander bringen können. Es bedarf nur der Ansicht dieses Kleisters aus Holzmehl, um von der Uebereinstimmung desselben mit Getraide-Stärkemehl überzeugt zu seyn, so wie davon, daß ein solches Mehl auflösbar, also auch verdaubar sey.

Da die Eibisch-Wurzel, welche angewendet wurde, um das, zum Backen der erst in Mehl zu verwandelnden Brödchen nöthige Wasser schleimig zu machen, noch die Hälfte ihres Gewichtes behalten hatte, so kann der Kleinigkeit von Pflanzenschleim, welche dadurch zu dem Holzmehl kam, der Kleister nicht zugeschrieben werden, in welchen sich der Stärkemehl ähnliche Stoff durch Kochen mit Wasser verwandelt hatte. Das Birkenholzmehl, zu dessen Bereitung in dem oben schon angegebenen Verhältnisse schleimiges Wasser genommen worden war, konnte nur den 145sten Theil seines Gewichts an hinzugekommenem Pflanzenschleim enthalten; und noch mußte der allergrößte Theil dieses Wurzelschleims mit dem vielen Wasser wieder entfernt worden seyn, in welchem der ausgewaschene Stärkemehl ähnliche Stoff zu Boden gefallen war, und das nun als überflüssig weggegossen worden. Der ganze stärkmehlartige Stoff schien sich aber in den dicken zitternden Kleister, doch mit Beybehaltung seiner bräunlichen Farbe zu verwandeln.

Diesen stärkemehlartigen Stoff gab sowohl Holzmehl, das aus zuvor wohl ausgekochtem Birkenholze bereitet worden war, als solches, zu welchem das Birkenholz bey der anfänglichen Bereitung nicht war ausgekocht worden. Es ist also entschieden die der Hitze ausgesetzt gewesene und fein gemahlene Holzfaser selbst, welche sich in diesen stärkemehlähnlichen Stoff verwandelt hatte.

Durch Auswaschen verlor Mehl aus vorher ausgekochtem Birkenholz von 100 Theilen 46; Mehl aus vorher unausgewässertem Birkenholz aber von 100 Theilen 68. Allein wenn bey dem ausgewaschenen Holze es größtentheils nur Stärkemehl ähnlicher Stoff war, welchen das kalte Wasser aus dem Mehle wegnahm; so ist wahrscheinlich der im Mehle aus ungewässertem Holze noch vorhandene bittere und herbe Stoff es, der Schuld war, daß kaltes Wasser mehr aus solchem Mehle wegnahm. Deßwegen gab auch der reinere Stärkemehl ähnliche Stoff aus vorher ausgekochtem Holze einen sichtbar noch bessern Kleister, als der von vorher nicht ausgewässertem Holze.

Was bey diesen Versuchen in dem Beutel von Leinwand zurückblieb, war kleienartige, unzerriebene und unverändert erscheinende Holzfaser, die sehr leicht war, und deßwegen einen zu ihrem Gewichte unverhältnißmäßig großen Raum einnahm, eine Holzfaser, welche durch eine noch genauere Behandlung wohl ebenfalls in Stärkemehl ähnlichen Stoff sich würde haben verwandeln lassen. Da nun aber ohne allen Zweifel nur dieser letztere Stoff das ist, was im Holz

mehle Nahrung gewährt, und schon der folgende Versuch zeigt, daß unveränderte Holzfaser nicht verdaut wird; so erhellt von selbst daraus, daß aller von Holzmehl für Nahrung des Menschen zu hoffende Nutzen allein auf seiner sorgfältigen Bereitung beruht. Ob nun aber das Holzmehl nicht, jener Veränderung in Stärkmehl ähnlichen Stoff ungeachtet, schädlich auf den thierischen Körper wirkte, versuchte der Verfasser zuerst an einem jungen vierteljährigen Hunde. Er sperrte diesen bey bloßem Wasser in eine wohl zu verschließende Kammer ein, und nachdem er ihm einen Tag lang keine Speise gegeben hatte, setzte er ihm einen dünnen lauen Brey vor, welcher aus nichts anderm als aus doppelt gemahlenem Holzmehl, etwas Salz und Wasser gekocht worden war. Da Holzmehl aus vorher ungewässertem Holze, das noch bittern und herben Stoff enthält, wahrscheinlich weniger tauglich für den Magen ist, als Holzmehl, das diese Bestandtheile nicht mehr hat, und da zur alleinigen Speise des Hundes blos jenes untauglichere Mehl gewählt wurde, so mußte der Versuch um so entscheidender werden. Der Hund fraß anfangs nur wenig von dem Brey, und war nun Abends, da er 24 Stunden nichts als dieses wenige genossen hatte, sehr matt. Aber schon den andern Morgen, nachdem er die Nacht durch viel mehr von dem Brey gefressen hatte, war er wieder munter. Regelmäßig erhielt er nun viermal von dem Brey, so viel er fressen mochte. Von nun an verlor er nie mehr seine Munterkeit, sie nahm im Gegentheile eher zu, ungeachtet einem so jungen Thiere das beständige Eingeschlossenseyn in einer einsamen kalten Kammer empfindlich fallen mußte. Nach einigen Tagen schien sein Magen sich an die neue Speise gewöhnt zu haben; denn da der Hund vorher nur kleine Mengen des Breys auf einmal genießen konnte, so nahm er jetzt unausgesetzt viel größere davon zu sich. In jeder Hinsicht befand sich der Hund vollkommen wohl. Sein Auswurf bestand aus ziemlich trockenen Partien unveränderter Holzkleie, nur wenig von Galle gefärbt, und mit etwas Schleim vermischt.

Nachdem dieses Thier, das selbst etwas gewachsen zu seyn schien, auf diese Art 7 Tage im besten Wohlseyn, obschon beständig genau verwahrt, zugebracht hatte, wurde ihm sein Brey einen halben Tag lang entzogen, damit es, was auch wirklich geschah, auf einmal eine desto größere Menge desselben zu sich nehmen möchte. Anderthalb Stunden nach dieser Mahlzeit wurde der Hund, um sein Inneres zu untersuchen, durch Erdrosseln getödtet. Noch war aber die Zeit zur völligen Verdauung zu kurz. Der allergrößte Theil der Speise war noch im Magen, und deswegen zeigten sich nur wenige, aber deutlich sichtbare weiße Milchgefäße im Gekröse. Der Magen war sehr groß, aber völlig gesund; die Speise in demselben in einen dünnen, theils etwas schaumigen, theils etwas schleimigen, heller gefärbten Brey verwandelt, indem jedoch die feine Holzspreu, die das Mehl noch enthalten hatte, ganz unverändert war. Tiefer unten in den Gedärmen fand man diese Holzspreu fast allein ausgesogen und trockener. Die Galle in der Gallenblase war dünn, hellbräunlich. Alle Eingeweide, der Darmkanal, die Bauchspeicheldrüse, die Leber, die Milz, die Niere waren völlig gesund; die Drüsen des Gekröses ganz natürlich. Eben so gesund waren Herz und Lungen. In dem Brustgange befand sich viele, etwas schleimige, aber klare durchsichtige Lymphe. Die größern Blutadern des Unterleibes waren ganz strotzend voll von sehr substantiösem Blute, auf dem beym Ausfließen etwas Graulichtes, nicht ganz zu Blute gewordenem Milchsafte oder gerinnbarer graulichter Lymphe

Aehnliches schwamm. Ueberhaupt erschien das Thier blutreich. Fett war zwar unter der Haut keines, aber einiges an den Nieren, und ziemlich vieles noch am großen Netze. Das Muskelfleisch des Hundes sah nicht blaß, sondern roth aus.

Diese Untersuchungen lassen keinen Zweifel übrig, daß nicht das Thier, das schon vor Entziehung der Speise, 24 Stunden hindurch, ganz matt geworden war, und nachher beym Genusse des Holzmehls allein wieder sich so ermunterte und munter blieb, von dem Holzmehle ernährt worden sey, und zwar selbst unter seinem Wohlbefinden sonst sehr ungünstigen Umständen. Da ein Hund von Natur ein fleischfressendes Thier ist, und doch von zubereitetem Holzmehle sich ernähren konnte, so ließ sich zum Voraus erwarten, daß der Mensch, der mehr zur Pflanzen-Nahrung bestimmt ist, zubereitetes Holzmehl wohl in seinem Magen ertragen werde.

Der Verfasser ließ von gebackenem und zweymal gemahlenem Mehl aus Birkenholz, das vorher ausgekocht worden war, zweyerley Suppen bereiten, zu deren einer das Mehl nur mit Salz und Wasser gekocht, und dann mit Butter fett gemacht wurde; zu der andern wurde das Mehl vor dem Kochen vorher in etwas Butter geröstet. Er aß von beiden Suppen, und fühlte nicht nur keine Beschwerlichkeit darauf, sondern er fand ihren Geschmack so gut, daß er völlig überzeugt ist, auch ein viel verzärtelterer Gaumen als der seinige, würde nicht einen Augenblick zwischen dem Genuß solcher Suppen und Hungerleiden wählen.

Aber er genoß auch mit seiner Familie von einem dünnen Brey, der aus vorher unausgewaschenem Holzmehl allein mit etwas Salz und Wasser gekocht worden war; eine Person in seinem Hause aß selbst ziemlich viel davon, niemand fühlte eine Unbequemlichkeit darauf.

So widrig der im Holzmehl gelassene bittere, herbe Stoff das daraus gebackene Brod macht, so verbessert ihn doch Fett, wenn das Mehl bloß als solches verkocht wird, so sehr, daß er dann kaum merklich ist. Aus solchem Mehle auf die gewöhnliche Art mit Milch, einem Ey und etwas Salz bereitete und mit Butter gefettete Klöße hatten zwar weit weniger Zusammenhang, als die aus Getraidemehl bereiteten, aber sie hatten einen so guten und milden Geschmack, daß nicht blos gesunde Personen sie ohne Bedenken genießen würden. Der Verfasser aß eine reichliche Partie davon, ohne etwas mehr, als Sättigung, darauf zu fühlen.

Von dem gleichen Mehle ein auf die gewöhnliche Art mit Speck und etwas Zwiebeln gebackener Pfannkuchen hatte zwar ebenfalls wenig Zusammenhang, allein sein Geschmack war so vorzüglich, daß die Frage ernstlich aufgeworfen wurde, ob er überhaupt nicht besser sey, als aus Getraidemehl gebackene Pfannkuchen. Größere Partien davon auch von den kleinern Mitgliedern der Familie des Verfassers verzehrt, brachten auch nicht die entfernteste Ungelegenheit hervor. Bey allen diesen Versuchen würde durchaus kein Getraidemehl angewendet.

Menschen mit einem nicht starken Magen, die genöthigt sind, Holzmehl zu verspeisen, ist sehr anzurathen, es eher unter der Form von Brey oder auf andere Art gut gekocht, und wo möglich mit irgend einem Fett geschmolzen zu genießen, als Brod daraus zu backen, wenn sie dieses nicht ebenfalls wieder als Suppe genießen wollen.

(Der Schluß folgt.)

Treville's furchtbares Verhängniß.

Französische Anekdote.

Der Freiherr von Olban hatte sich auf seine Güter zurückgezogen. Er hörte sehr oft und

mit großem Lobe von einem benachbarten Edelmanne sprechen, und gewann vermöge der gewöhnlichen Sympathie gefühlvoller edler Seelen den Unbekannten lieb. Er säumte nicht länger, ihn aufzusuchen, und fand ihn verstimmt, ja traurig. Alban wähnte, dem Biedermanne sey vielleicht ein großes Unglück wiederfahren, interessirte sich nur um so inniger für ihn, und schloß in Kurzem den engsten Freundschaftsbund mit Alindor. Eines Tages befragte er ihn um die Uhrsache seiner Melancholie. Lieber, antwortete dieser, waren Sie noch nie ein Spielball einer blinden Leidenschaft? Hat Liebe ihr Herz niemals überwältigt? Nur Liebe gründet mein Unglück. Sie nehmen Theil an meinem Schicksale. So hören Sie. Möge nur meine Erzählung Ihrer Freundschaft für mich keinen Eintrag thun! — Aber verzeihen Sie! Im Augenblicke, da ich reden will, kann ich meine Thränen nicht zurückhalten. Ach, mein Bester! Daß ich ob der Erinnerung der lasterhaften Uebereilungen, die nun mein Leben verbittern, mich auszuweinen vermöchte! Treville ist mein wahrer Nahme. Der Ritter von Lauret und ich waren Busenfreunde, wie Castor und Pollux. Glückliche Zeit! Wie plötzlich entflohst du! Eifersucht übermannte und trennte uns. Wir liebten beyde das Fräulein von Longeau. Sie nahm unsere Liebeserklärung übel auf, und Jeder glaubte in seinem Freunde einen begünstigten Nebenbuhler zu sehen. Von eifersüchtiger Wuth gestachelt flog ich, als Dämmerung und Nacht um die Herrschaft stritten, gegen das Haus der Geliebten, unabwendbaren Entschlusses, den Nebenbuhler, wenn er herausträte, zu durchbohren; schon einige Zeit schlich ich um die Wohnung des Fräuleins von Longeau, als ich wenige Schritte von mir ein hitziges Degengeklirr vernahm. Ich nahe mich, und sehe einen Cavalier, der seinen im Staube liegenden Feinde eben tödten wollte. „Genug, rief ich. Ihr Feind ist überwunden. Nicht weiter!“ — Feind? riefs mir entgegen; nein, Meuchelmörder! Der Schändliche muß sterben! — „Nein! Er soll nicht sterben! Wahre dein eigenes Leben!“ Mit diesen Worten griff ich den Tobenden an, und strecke ihn zu meinen Füßen nieder. Ich laße einen Wagen herbeyholen. Die beiden Verwundeten werden hineingebracht, und in meine Wohnung geführt. Ein Wundarzt wird gerufen. Mein erstes Geschäft war, zu meinem Schützlinge zu eilen. Wie ward mir, als ich im Geretteten meinen Nebenbuhler wahrnahm, ihn, den ich einige Augenblicke zuvor morden wollte. „Wie? rief Lauret, ists möglich? Sie, Treville? O! Wie schuldig bin ich! Warum lassen sie mich nicht sterben! Vor Liebe wahnsinnig, trachtete ich Ihnen nach dem Leben.“ — Er belehrte mich nun, daß er, vom nämlichen Wahne bethört, der mich wider ihn empörte, auch den Entschluß, mich zu tödten gefaßt hatte. Sobald mir im Ritter von Lauret der gefürchtete Nebenbuhler verschwand, wurde mir der Freund neu geboren. Wir benahmen uns den gegenseitigen Irrthum, wir versprachen uns feierlich Vergebung und Vergessenheit, und entsagten beyde der Liebe für das Fräulein von Longeau. Warum starb ich nicht in diesem Augenblicke? —

Mein Freund genas; der Arzt versicherte mir, seine Wunden seyen nicht mehr gefährlich. Ich hatte den Gipfel meines Glücks erreicht. Schlimmer stand es um den andern Verwundeten. Man fürchtete für sein Leben. Um der Verfolgung der Gerichte zu entrinnen, floh ich auf einige Zeit nach England. Ich konnte es nur fünf Monate aushalten. Mein verhängnißvolles widriges Schicksal gebot ohne Zweifel meine Rückkehr nach Paris. Kaum bin ich an

gelangt — — Oh! lieber Olban! Ich komme auf den fürchterlichsten Moment meines Lebens! Meine Thränen fließen wieder! — so vernehme ich, daß Lauret morgen seine Vermählung mit dem Fräulein Lougeau vollziehen werde. Trunken von Eifersucht und Ingrimm renn ich zu meinem Freunde, donnre ihm die Worte: Treuloser! Bösewicht! zu, greif ihn wie ein Verzweifelter an, nöthige ihn zur Gegenwehr, und seh ihn unter meinen Stichen sein Leben aushauchen. Nun flieg ich zu einem Verwandten, um mir zur zweyten schleunigen Flucht nach London behülflich zu seyn. Warum so geschwind? fragte Nericourt lachend; seufzet ein Liebchen in England? — Warten Sie wenigstens die Vermählung Ihres Freundes ab; der Ritter heirathet morgen die Schwestern Ihrer weiland Hochgeliebten. — „Die Schwester vom wem?“ rief ich bebend, und hoffte, ihn falsch verstanden zu haben. — Je nun! die Schwester des Fräuleins von Lougeau, die unlängst gestorben ist. — „Gestorben! O barherziger Gott! — Gest . . . .“ Ich konnte nicht vollenden. Wie vom Blitze getroffen, sank ich leblos zu Boden.

Als ich von meiner langen Ohnmacht erstand — O warum erweckten sie mich wieder! — verständigte ich Nericourt über meinen unseligen Irrthum, über mein Verbrechen, und wollte mich der Strenge der Gesetze ausliefern, um die ungeheure That abzubüßen. Man hielt mich gewaltsam zurück. Man hütete mich vor Selbstmord in einer langen Krankheit; endlich scheinbar genesen, fiel ich in einen Zustand von Schwermuth und Stumpfsinn, der für meine Vernunft besorgen ließ.

Jetzt wieder nach England! sagte Nericourt eines Tages zu mir. Hier ist Geld. Suchen Sie unter einem andern Himmelsstriche, wo möglich, die Tröstungen, welche sie hier nicht finden können. Ich begrub mich in die unbewohnteste Gegend, und konnte weder meiner Gewissensbisse, noch meiner Reue Herr werden. Vaterlandsliebe überwog allmählig. Ich kehrte, jedoch unter fremden Namen, nach Frankreich zurück, und erkaufte mir dieß kleine Landgut, wo ich kein höheres Vergnügen kenne, als meine Mitbrüder in Widerwärtigkeit zu trösten, und nach meinen besten Kräften Glückliche zu machen.

Zwey Krankenbetten zu verspielen.

Ein hiesiger Bürger, der als Tischlergesell auf seiner Wanderschaft im fernen Auslande eine lange schwere Krankheit leiden mußte, fühlte sich seitdem innerlich aufgefordert, ein Bette für Kranke zu erfinden. Die leidende Menschheit lag ihm so am Herzen, daß er stets darauf sann, Versuche machte und mehr Zeit und Kosten dar auf verwandte, als ihm sein anderweitiger häuslicher und bürgerlicher Beruf erlaubt hätte. Vor mehreren Jahren hörte er die Aufforderung der Engländer, welche dem Erfinder eines Krankenbettes eine bedeutende Belohnung versprach. Diese Idee brachte ihn auf ein Modell, welches den Beyfall mehrerer hiesigen Aerzte erhielt. Er arbeitete im Geheim eine solche Maschine im Großen von Tannenholz und zuletzt eine von Mahagony Holz aus, welche nicht bloß den beabsichtigten Zweck erreicht, sondern auch ein angenehmes Aeußere zeigt. Da er sich aber am Ende nicht unterstützt und seinen Haushalt in Mangel sah, drückte ihn die langgehegte fixe Idee, daß er melancholisch vor einem Jahre sich den Seinigen entzog. Endlich hat man seinen Körper vor kurzem in der Weser gefunden. Die trauernde Wittwe, welcher 6 Waisen geblieben sind, hat die Erlaubniß von hoher Obrigkeit erhalten, beyde Bettgestelle, worin der Kranke, ohne aus dem Bett genommen werden zu dürfen, verbettet, zu Stuhl gebracht, gehoben und leicht in alle Lagen gewendet werden kann, welches der Kranke mit geringer Kraft auch selbst zu bewirken vermag — zu verspielen. Eine nähere ausführliche Beschreibung kann man bey der Witwe Hartjen Grasenstraße Nr. 31. erhalten. Diese nützliche Erfindung verdient eben so wohl als die verkümmerte Familie die Unterstützung patriotischer und menschenfreundlicher Mitbürger. Das Loos soll nur auf 1 Rthlr. gesetzt werden, in der Hoffnung daß mitleidige Wohlthäter desto mehr Antheil nehmen.

№ 31.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 13. July. 1817.

Geschichte des in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Bremen unschuldig hingerichteten Bürgermeisters Johann Vaßmer.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Schluß.)

Der Chronikenschreiber Renner bemerkt nach der ihm gewöhnlichen Weise: Also war der Rath, Kläger, Richter und Zeuge in Einer Sache, und nahm den angeklagten Vaßmer auf seine Seele. — Wie dieses aber dem Rath bekam, das wird uns die weitere Geschichte lehren.

Nach dem Begräbniß wollte Vaßmers Frau für ihn einen Umgang halten und Vigilien und Seelenmessen für ihn haben, allein der Rath ließ ihr dieß verbieten, und konfiscirte überdem ihr sämmtliches Vermögen, so daß sie nebst ihren Töchtern, wovon ein Paar schon Bräute waren, aus Gram in dem nämlichen Jahre starben.

Vaßmer hinterließ zwey Söhne — der eine — Johannes starb zu Rom — der andere, Henrich, ward der Rächer des Vaters. Auch hatte Vaßmer noch einen Bruder in Nienburg, welcher ebenfalls aus Gram in dem nämlichen Jahre starb. Dieser hatte befohlen, daß man aus seinen Gütern seines Bruders Söhne unterhalten und sie unterstützen solle. Hiedurch wurde dessen Sohne Diedrich, der damals erst 3 Jahr alt war, ein beträchtlicher Theil seines Vermögens entzogen.

Henrich Vaßmer begab sich nun zum Kaiser Siegesmund — dem klagte er es: daß die Bremer seinen Vater auf solch' eine ungerechte Weise jämmerlich ermordet hätten. Er bat dieserhalb um Genugthuung. — Allein dieß ward in die Länge gezogen. Endlich gelang es zwar dem Henrich Vaßmer, daß er diesen Prozeß in Nürnberg gewann — daß die Stadt Bremen in die Acht und Oberacht erklärt und den benachbarten Fürsten und Städten kaiserliche Mandate zur Execution ertheilt wurden; dennoch kam Henrich Vaßmer hiedurch nichts weiter, denn vorzüglich hielten die Hansestädte zurück und hinderten den Vaßmer, daß er den Bremern nichts anhaben konnte. Ungeduldig über dieß Zögern begab er sich von neuem zum Kaiser, und wandte sich in dessen Abwesenheit an dessen Räthe; allein diese

waren von seinen Gegnern bestochen — bey diesen fand er kein Gehör. Sie gaben vor, der Kaiser sey über ihn ungehalten. Er zog jedoch dem Kaiser sofort nach durch Deutschland bis nach Wien, und wie nun auch der Kaiser von dort schon aufgebrochen war und sich nach Ungarn begeben wollte, so folgte ihm Henrich Vaßmer, traf ihn in einem Walde, ritt auf ihn zu, sprang von seinem Pferde, griff des Kaisers Pferde in den Zaum und flehete, daß er einem Elenden Recht widerfahren lassen möge. Der Kaiser Siegesmund, welcher ein sehr gnädiger Herr war, versicherte ihn seiner Hülfe in der nächsten Stadt, wohin er kommen würde. Dieß geschah zu Preßburg; sobald der Kaiser dort ankam, fertigte er am Donnerstage nach Reminiscere 1435 geschärfte Mandate auf die Bischöfe zu Bremen, Osnabrück und Verden, auf die Herzoge Wilhelm Otto und Friedrich zu Braunschweig und Lüneburg, auf den Grafen Diedrich von Oldenburg, auf die Grafen Otto und Johann von der Hoya auf die sämmtlichen Hauptleute in Friesland, wie auch auf die Städte Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar, Stade, Buxtehude, Hildesheim, Hannover, Celle, Minden und Verden, dahin aus, daß sie dem Henrich Vaßmer helfen sollten, daß ihm sein Recht gegen die Bremer verschafft werde. — Mit diesen Mandaten ritt er wieder nach Nürnberg, und sandte viele vidimirte Abschriften davon überall an die Fürsten und Stände umher. Darauf begab er sich nach Hamburg, wo er eine Menge Bremer antraf, weil ihnen dort ein sicherer Aufenthalt versprochen war. Sobald aber Vaßmer das neue kaiserliche Mandat vorzeigte, so durfte der Rath nichts dagegen unternehmen und kein Hinderniß ihm in den Weg legen. Er ließ die Bremer, deren er habhaft werden konnte, sämmtlich ins Gefängniß werfen — er ließ sie in Stock und Block legen, und manche darin so lange schmachten, bis sie zu Krüppel wurden. — Endlich im Jahr 1437 schloß Vaßmer mit der Stadt Bremen, nachdem er sie genug geängstet und vielen Schaden ihr zugefügt hatte, dahin einen Vergleich, daß ihm sein konfiscirtes väterliches Vermögen zurückgegeben — ihm alle aufgewandte Kosten und erlittene Schäden erstattet und, da das Stadtvermögen hiezu nicht hinreichte, ihm bis zu deren völligem Abtrag der Weinkeller und die Ziegelbrennereyen zur Sicherheit verschrieben — daß die Begehung des Bürgermeisters, seines Vaters, zum Andenken mit einer ewigen Seelenmesse gestiftet — das Altare Corporis Christi in Ansgarii Kirche dazu gewidmet, und die Belehnung dieser Vikarie dem Vaßmerschen Geschlechte auf 100 Jahre zugeeignet — daß in der Abtey St. Pauli ein Epitaphium und auf der Gerichtsstätte ein steinernes Kreuz zum beständigen Andenken an den unschuldig hingerichteten Bürgermeister errichtet wurden.

Das Epitaphium in Pauli Kirche lautete so:

Do men schreef Veertien hundert und dertig Jahr
Schach düsse Schichte — dat is wahr,
Do würd vorrichtet an dem Docht
Johann Vaßmer dem gnade Gott
De Bremen in Ehren lange vorbatt
Een Burgermeester dersulven Stadt
Als düsse sulve Jammer geschach
Was negest St. Protosius Tag'
De unschuldige Mann hier begraven is
De Seele in Gott rouwet wys.

Die Umschrift des an der Gerichtsstätte ihm errichteten steinernen Kreuzes lautet so: In dem Jahre unsres Herrn 1430 des Dingstages nach Johannis Baptisten wurde Herr Johann Vaßmer Burgermeister hier enthövet. Bidded Gott vor seine Sehle. — Für die Erhaltung und

für die nöthige Ausbesserung dieses jetzt daselbst noch vorhandenen steinernen Kreuzes muß der Organist bey U. L. Frauen Kirche sorgen, welcher jährlich einen bestimmten Gehalt dafür bekommt.

Vaßmers Leichenstein erhielt die Inschrift: Hier ligt de unschuldige Vaßmer.

Dieß war also das Siegel, wodurch die Unschuld dieses redlichen Patrioten, der als ein Opfer der Partheywuth fiel, vor der Nachwelt beurkundet wurde.

Berichtigung zu dem Aufsatze über die Rolandssäule in Bremen.

(Siehe Nr. 27. d. B.)

Aus den Büchern, in welchen die Rechnung über den Bau des im Anfange des 15. Jahrhunderts aufgeführten Rathhauses sich findet, erhellet, daß der Rath im Jahre 1404 die (jetzt noch vorhandene) steinerne Rolandssäule habe errichten lassen und daß von Claus Zeelfleger und Jacob Olde die Kosten dafür mit 170 Bremer Mark berechnet seyen. Diese betragen nach dem innern Werth 591 Rthlr. 43 Gr. in 2 Drittelstücken nach dem Leipziger Fuß. — Eine gewiß sehr bedeutende Summe zu der damaligen Zeit, wie das Silber einen weit größern Werth hatte, als in der Folge, nachdem Amerika entdeckt war.

Durch diese Berichtigung wird meine Vermuthung, daß Bremen vom Jahre 1366 bis zum Jahre 1512 keine Rolandssäule gehabt habe, auf einen kürzeren Zeitraum beschränkt und dieß Bild gewinnt durch sein höheres Alter ein desto ehrwürdigeres Ansehn, womit es selbst der französischen Tyranney getrotzt und dagegen sich geschützt hat, wie diese es zu zerstören drohete. Der geheime Auftrag zum Abbruche dieser Säule war schon ertheilt, als auf den Bericht, daß ein Volksaufstand hierüber zu besorgen sey, die Regierung es räthlich fand, jenen Auftrag zurückzunehmen, und so blieb die Säule stehen, an dessen Stufen gleich bey der Wiederbefreiung Bremens, die abgerissenen Schilde mit den vergoldeten französischen Adlern von der frohlockenden Jugend, unter lautem Jubelgeschrey zertrümmert wurden. Ich selbst war Augenzeuge von dieser mir unvergeßlichen Scene des jugendlichen Freiheits Sinns, während dem das schwer drückende Joch der Sklaverey von unserer Stadt abgewälzt wurde, und diese mit erneuter Kraft sich zu ihrer alten Würde einer freien Hansestadt wieder emporhob.

Senator Dr. Deneken.

Gründliche Anleitung zur Brodzubereitung aus Holz.

(Vom Professor J. H. Ferd. von Autenrieth.)

(Schluß.)

5.

Bereitung des Holzbrodes.

Mehl aus nicht ausgewaschenem Birkenholz auf die oben angegebene Art bereitet, gibt zwar mit dem sechsten Theile von Sauerteig aus Getraidemehl vermischt, selbst an einem kühlen Orte aber erst innerhalb sechs Tagen einen durch Gährung sich auftreibenden, sauer schmeckenden Sauerteig; unter gleichen Umständen wird aber eine gleiche Vermischung von früher ausgewaschenem Holzmehl kaum etwas aufgetrieben und sauer. Wenn sich also gleich hoffen läßt, daß Mehl aus vorher unausgewaschenem Holze bereitet, zur Brodgährung tauglichen Sauerteig fortwährend liefern werde, so steht doch der Benutzung desselben der herbe bittere Geschmack des Brodes entgegen, das solches Holzmehl liefert, und das für die Gesundheit, anhaltend genossen, nicht unschädlich seyn dürfte. Es sollte also wohl nie

*

Holzbrod gebacken werden, wenn nicht immer die gehörige Menge von reinem Getraidesauerteig dazu genommen werden könnte.

Ohne Sauerteig geht Holzmehl in gar keine Brodgährung über, so wenig als Getraidemehl; es gibt also dann auch gar kein Brod. Das beste und wohl genießbare Brod wird verfertigt, wenn von Holzmehl aus vorher ausgewaschenem Birkenholz 15 Pfunde mit 3 Pfunden Getraidesauerteig und 2 Pfunden Getraidemehl vermischt werden, und zwar so, daß die 5 Pfunde des Sauerteigs und Getraidemehls mit einer verhältnißmäßigen Menge von Holzmehl und der nöthigen Menge von süßer, nicht abgerahmter Milch zu einem sogenannten Vorteig zusammengeknetet werden, und dieser an einem mäßig warmen Orte einige Stunden lang sich überlassen wird; worauf nun das übrige Holzmehl mit hinreichender Milchmenge nach und nach eingeknetet und der gesammte Teig gut durchgearbeitet wird. Er wird alsdann nicht in große dicke Laibe, sondern mehr in flach gedrückte dünne Kuchen geformt; dieser etwas länger als gewöhnlicher Getraide-Brodteig an einem mäßig warmen Orte der Brodgährung überlassen, und dann erst werden die flachen Laibe oder Kuchen in den Ofen gebracht und recht wohl ausgebacken. Je mehr das Brod Rinde bekommt, desto besser ist sein Geschmack.

Statt Milch schleimig gemachtes Wasser, z. B. mit Eibischwurzel abgekochtes, nützt nicht viel; das Brod wird zwar etwas besser dadurch, als wenn statt Milch bloßes Wasser zum Teigkneten genommen wird, steht aber weit dem mit Milch bereiteten nach.

Zu jenen 15 Pfunden Holzmehl mit 5 Pfunden Sauerteig und Getraidemehl bedarf es 8 Maaß Milch, worauf man aus dem Ganzen 36 Pfund gut ausgebacknes Brod erhält.

Dieses Brod sollte allein aus der Hand gegessen werden. Hat man aber keine Milch, so erhält man noch ein genießbares Brod, wenn statt des vierten Theils von Getraide-Sauerteig und Getraidemehl, in den obigen Verhältnissen gemischt, der dritte Theil von Sauerteig und Getraidemehl genommen wird, und nur zwey Drittheile statt der drey Viertheile, wie beym vorigen Brode, Holzmehl von Birken zugesetzt werden, das Ganze aber blos mit Wasser zu Teig geknetet wird.

Auch Holzmehl von Buchen gibt in diesem Verhältnisse ein genießbares Brod, vorzüglich was seine Rinde betrifft; doch ist es rauher, als das von Birkenmehl.

Buchenmehl mit nur dem vierten Theile Getraide-Sauerteig und Getraidemehl und mit Wasser verfertigt, gibt kein genießbares Brod mehr. Ein solcher Teig geht sogar nicht in eigentliche Brodgährung über. Nur die Rinde ist noch einigermaßen zu essen. Aber selbst diese nicht mehr, wenn das Buchenholz vor seiner Verarbeitung zu Mehl nicht vorher ausgekocht worden ist. Hingegen läßt sich Brod aus drey Theilen Holzmehl von ausgekochtem Birkenholz mit einem Theile zusammengenommen von Getraide-Sauerteig und Getraidemehl nebst Wasser verfertigt, noch einigermaßen genießen. Man erhält in diesem Falle den dritten Theil Brod am Gewichte weiter, als das Holz- und Getraidemehl sammt dem Sauerteig zusammengenommen gewogen haben.

Dieses letztere Brod, obschon es in die Länge schwerlich ertragen werden dürfte, gibt aber sehr gute Wassersuppen, wenn diese gefettet werden, und etwas von dem Brode in dem Fette geröstet werden kann. Eine zwar bitterliche, aber doch ebenfalls gute Wassersuppe, so zubereitet, gibt selbst das Brod, das in diesem Verhältnisse

zum Getraide-Sauerteig aus Holzmehl gebacken wurde, zu welchem aber vorher das Birkenholz nicht ausgewässert worden war. Suppen mit Fleischbrühe aus Birkenbrod gekocht, zu dem nur ein Viertheil Sauerteig und Getraidemehl genommen war, haben im Gegentheil einen ganz widrigen Geschmack. Milch mit solchem Brod gekocht, gerinnt unter dem Sieden ganz, und eine solche Suppe ist weniger genießbar, als eine gesettete Wassersuppe aus diesem Brod. Wird selbst zu gehörig bereitetem Birkenmehl nur der sechste Theil von Sauerteig und Getraidemehl zusammengenommen gesetzt, und der Teig mit Wasser geknetet, so erhält man gar kein genießbares Brod mehr.

Folgender Versuch, den der Verfasser selbst machte, wird den Eindruck, welchen die verschiedene Arten von Brod auf einen menschlichen Magen haben, deutlich machen. Er aß nüchtern ein Viertel Pfund Brod aus gut zubereitetem Birkenholzmehl und dem vierten Theil von Getraide-Sauerteig gebacken, und trank dazu einen schwachen Milchkaffee. Je mehr er von dem Brod aß, desto rauher und noch etwas den Hals zusammenziehend, ungeachtet das Holz vorher ausgewaschen worden war, jedoch nicht bitter kam es ihm vor. Das Essen der letzten Bissen, die er deswegen auch nicht viel kaute, war ihm unangenehm, auch machte das Brod ihm späterhin eine drückende Empfindung im Magen, und er ist überzeugt, daß fortgesetzter alleiniger Genuß dieser Art von Holzbrod ihm den Magen bedeutend würde verdorben haben.

Doch er hatte um Mittag seine gewöhnliche Eßlust. Er aß nun von vielerley Suppen aus eben diesem Brode bereitet nebst anderer Speise. Von diesen Suppen spürte er gar nichts im Magen. Abends aß er wieder beynahe ein Viertelpfund von dem zuerst beschriebenen mit Milch bereiteten Brode und trank etwas Milch dazu, und zwar das Brod ohne alle Unlust, auch ohne das mindeste im Magen zu empfinden. Er schlief gut, und befand sich den andern Morgen so wohl, wie sonst.

Wohl ist also der Genuß des zur Nahrung zubereiteten Holzes für sich unschädlich, aber fehlerhafte Bereitung könnte ihn allerdings ungesund machen.

6.

Weitere etwa anzustellende Versuche.

Ausgedehntere Versuche, welche Holzart, die bey uns wächst, überhaupt die beste zur Mehl- und Brodbereitung sey, würde eben so schätzbar seyn, als Versuche, ins Große getrieben, wie weit der reine Stärkemehl ähnliche Stoff aus gut zubereitetem Holzmehl durch kaltes Wasser ausgewaschen, tauglicher zu verschiedenen Arten von Speisen für Menschen und Thiere sich zeige. Da auch in neuern Zeiten der Engländer Davy gefunden hat, daß das Mehl aus verdorbenen Getreidearten, wahrscheinlich also aus schon in saure Gährung übergegangenem Getraide, doch ein gutes Brod gebe, wenn ihm etwas Magnesia beygemischt wird; so dürfte der Versuch nicht unwichtig seyn, ob Holzmehl durch den Zusatz von Magnesia ebenfalls verbessert werde; was vielleicht um so wahrscheinlicher ist, als daraus verfertigtes Brod immer einige Säure zeigt, die sich auch im Gerinnen der damit gekochten Milch ausspricht.

Doch glaubt der Verfasser, daß die oben angeführten Versuche schon zureichend sind, um zu zeigen, welch ein schätzbares Hülfsmittel jetzt schon zur Zeit der Noth das Holz darbiete und wenigstens zur Ernährung der Hausthiere ohne Bedenken in Anwendung kommen sollte, weil bereits Versuche gemacht sind, wornach jung-

Schweine bey einer Fütterung mit Holzmehl und Holzbrod neben etwas Kleien und Spühlwasser sehr gut gedeihen.

Alte und mittlere Zeit.

Bettstellen, worin nicht nur Eine, sondern mehrere Familien in süßer Eintracht zusammen schliefen, waren bis ins sechzehnte Jahrhundert hinaus sehr gewöhnliche Erbstücke in allen großen Ritterschlössern. Es waren ungeheure Maschienen in ihrer Art. Selbst die besten Jagdhunde fanden oft hier noch Raum. Der König Franz I. schlief oft mit dem Admiral Bonnivet in Einem Bette zusammen.

Die Gobelinstapeten stammen von Heinrich IV. her. Er kaufte einem Färber, Gobelin, den Grund und Boden ab, auf welchem das Fabrikgebäude der Art hingebaut wurde, das indessen erst seit Ludwig XIV. ausgezeichnete Arbeit liefert. Ehemals bediente man sich stroherner Tapeten, welche in Frankreich sehr häufig und gut zu Pontoise gefertigt wurden. Aus Wolle und Seide verfertigte man gleichfalls sehr gute Tapeten bereits im zwölften Jahrhunderte. Allein sie waren ungemein theuer. Spanien lieferte sehr geschätzte, kostbare, gemahlte und vergoldete lederne Tapeten, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte sehr beliebt waren — ohne Zweifel in Folge der mit den Spaniern durch Karl V. gemachten genauern Bekanntschaft. — Ich erinnere mich noch, im Zerbster Schlosse dergleichen gesehen zu haben. Auch das Colditzer Schloß hat noch vielleicht jetzt von der Art.

Die gläsernen Spiegel stammen aus dem Morgenlande. Sie wurden durch die Kreuzzüge bekannt; und namentlich gelang es den Venetianern, hinter das Geheimniß zu kommen. Ihre Fabriken versorgten ganz Europa zu ungeheuren Preisen damit. Ganz sind sie noch nicht verloschen. Spiegel von Metall dagegen sind dem frühesten Alterthume bekannt. Schon Moses erwähnt ihrer. Cicero nennt den Aeskulap als ihren Erfinder. Man verfertigte sie aus polirtem Zinn, Eisen, Silber. Die silbernen waren die wohlfeilsten, weil sie am leichtesten Politur annahmen. Die Römer zu Plinius Zeiten bedienten sich auch glänzender afrikanischer Steine, die auf einen metallenen Grund befestigt wurden.

Die ersten Kleider der Deutschen und Gallier waren Thierhäute. Die Kinder gingen ganz nackend, die Erwachsenen waren dadurch gegen die Kälte nur unvollkommen geschützt, da sie nur mit einem Haken am Körper befestigt wurden Die Haare standen auswärts. Als Cäsar nach Gallien kam, war man schon so weit, diese Thierfelle mit Pferdehaaren, Sehnenfäden, zusammenzu nähen: indem sie sich, wie bey den australischen Wilden, der Fischgräten statt der Nadeln bedienten. Die vornehmen Gallier, d. i. Druiden, trugen eine Art grobes, wollenes, von den Weibern gefertigtes Zeug. Die Deutschen dagegen blieben, höhere Stände ausgenommen, bey ihren steifen Thierfellen, weil sie die Hitze gut abhielten, bis unter Karl dem Großen. Es schien das wollene Zeug weibisch, unzureichend, um im Felde zu erscheinen.

Die Kleidung der Bettlerorden der Franziskaner, Kapuziner, ist ganz die des Bauers vor 1000 und mehr Jahren. Die Kapuze dient gegen Sonne, Wind, Regen, Schnee; die Kutte war ihm sein alles, und in der Hütte warf er sie ab. Die ersten Mönche waren zum Ackerbau verpflichtet; dieser und das Gelübde der Armuth mußte eine Kleidung einführen, welche die des ärmsten Standes war. Dasselbe gilt sogar von den Sandalen dieser Mönche. Der arme Bauer konnte sich kein ordentliches Schuhwerk oder Strümpfe kaufen; und schützte sich auf diese

Art nothdürftig gegen Steine, Dornen, Kälte. Der zu Armuth und Ackerbau verpflichtete Mönch mußte ihm also auch darin gleichen. Was jetzt Ceremonie, Gelübde ohne Zweck ist, war es damals nicht. Der Mönch, der sich in Armuth und Beschwerden dem niedrigsten seiner Brüder gleich stellte, und durch Beyspiel, selbstgewählte Pflicht sein Loos, seine Beschwerden theilte, mußte diesem nur doppelt ehrwürdig erscheinen, und sein Zutrauen in um so größerem Maße gewinnen.

Die alten mächtigen Franken hatten in ihrer Art, die Haare zu tragen, zu färben, Vieles mit den Huronen und den Wilden Australiens gemein. Sie hatten eine erdige, rothe Seife, um sie steifer, dicker zu machen; auf dem Wirbel banden sie sie dann erst in Gestalt eines dicken Knotens zusammen, oder bildeten sie zu einem ausgebreiteten Federbusche. Haare und Bart durfte sich keiner abschneiden lassen, bis er einen Feind in der Schlacht erlegt hatte. Die Leibeigenen mußten immer geschoren gehen, bis die Zeit allmählig diese Strenge dort und hier minderte. Auch bey den Römern war der Bart die Zierde und das Bild des freien Mannes. Was die spätern Zeiten anbelangt, so sind die Schicksale des Bartes bey den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiten zu mannigfaltig gewesen: um nicht, was auch geschehen ist eine Menge Aufsätze und ein eigenes Buch darüber schreiben zu können. Aus dem Civilstande am Hofe verschwand der Bart durch Ludwig XIV., der seinen Schnurbart am Ende des Lebens ablegte, um die grauen Haare zu verbergen.

Der Gebrauch der Hüte scheint nicht über das vierzehnte Jahrhundert hinaus zu reichen. Vorher behalf sich der Bauer mit der Kapuze seines Filzmantels, den wir kurz beschrieben, oder er trug eine flache Mütze; der Bürger und Edle dagegen trug die letztere allgemein von Seide, Wolle und andern Stoffen, bald so, bald so geformt. Anfangs war dann der Hut den Edlen allein erlaubt; und nur nachdem die Städte in dem Besitze von Reichthum und Ansehn mit dem Adel wetteiferten, trugen ihre Bürger auch, gleich diesem, den Hut. Daß bey den Römern der Hut mehr auf dem Lande als Schutz gegen die Sonne, und übrigens mehr als Symbol der Freiheit, denn als Kleidungsstück galt; daß er auch mit den unsrigen nicht den Stoff gemein hatte, bemerken wir nur für diejenigen, welche die obige Angabe der Zeit, wo er gewöhnlich wurde, bezweifeln möchten.

So weit hiervon! Wie viel ließe sich noch über diese und andere Dinge sagen! wie weit das, was man sagte, ausspinnen, wenn man jedes Wort mit weitläuftigen Citaten, Parallelen, belegen, die scheinbaren oder wirklichen Widersprüche lösen wollte!

Schnelle Fassungskraft.

Der Fürst Alexander von Besborodko — der sich durch seine ausgezeichneten Talente, seine Leichtigkeit in Arbeiten, zumal im Entwerfen von Aufsätzen, so wie durch gründliche Kenntniß der russischen Sprache zur Stelle eines Kabinet-Sekretairs der Kaiserin Katharina emporgeschwungen hatte — erhielt einst von seiner Gebieterin den Befehl, eine Ukase abzufassen. Er vergaß den Auftrag gänzlich, und erschien wieder vor der Kaiserin, ohne den verlangten Aufsatz. Katharina fragte nach der Ukase. Der Fürst, ohne aus der Fassung zu gerathen, zog ein weißes Papier aus seiner Brieftasche, und fing an, dieselbe als wäre sie wirklich in Schrift verfaßt, abzulesen. Die Kaiserin mit dem Entwurf zufrieden, fordert ihm das Blatt ab, um es zu unterzeich-

nen. Aber wie erstaunte sie nicht, als sie bloß ein unbeschriebenes Papier erblickte! Weit entfernt jedoch, einen so gewandten Sekretair des Betruges oder der Nachlässigkeit zu beschuldigen, ernannte sie ihn vielmehr zum Staatsrathe, und bald darauf zum Minister der innern Angelegenheiten.

Doktor Chladni in Hamburg.

(Aus einem Briefe.)

Herr Doktor Chladni hat hier mit vielem Beyfall gelesen. Uebrigens ging es seinem Lehrstuhle wie jedem Andern. Gar manche Personen lobten den herrlichen Vortrag, von dem sie — keine Sylbe verstanden hatten. Herr Chladni hat einen von ihm erfundenen Clavicylinder hören lassen und einige Versuche über die Sichtbarmachung des Klanges vorgezeigt. Bey dieser Gelegenheit kann ich Ihnen ein recht artiges Bonmot nicht vorenthalten.

Ein Jude der weniger unterrichteten Klasse, dem es aber weder an Geld noch an gesundem Verstand fehlte, wurde überredet, den Vorlesungen des Herrn Chladni bey zu wohnen, lehnte es aber immer mit den Worten ab: „Warum soll ich hören und nicht verstehn?“ Nun sagte einer seiner Freunde, so müssen sie wenigstens die Sichtbarmachung des Klanges sehen. „Seyn Sie närrisch,“ fiel der Jude seinem Freunde ins Wort, „was seht mer an en Kelang?“

Freundschaft unter Thieren.

Bey Gelegenheit der in einer früheren Nr. der B. F. mitgetheilten Beyspiele von seltsamer Zuneigung unter Thieren sehr verschiedener Art, erinnere ich mich in einer Reisebeschreibung durch N. Amerika die Bemerkung gefunden zu haben, daß man in den Wohnungen der Wiesen-Eichhörnchen (wish-ton-wish), welche in den westlichen Einöden in ungeheuren Gesellschaften beysammen leben, nicht bloß eine unglaubliche Menge von Klapperschlangen antreffe, sondern auch häufig in einer und derselben Höhle ein wish-ton-wish, eine Klapperschlange, ein Kamäleon und eine Landschildkröte finde. Dieses führt, meine ich, auf die Bemerkung, daß in der Natur nicht alles so scharf getrennt, noch weniger feindlich entgegengesetzt ist, als es uns erscheint. Genaue Beobachtung der natürlichen Haushaltung der Thiere, würde oft unsre oberflächlichen Urtheile berichtigen, und uns als sehr natürlich zeigen, was wir thörigterweise anstaunen.

Anfrage.

Der unbekannte gelehrte Verfasser der Conzert-Anzeige vom 2. July in der Bremer Zeitung Nr. 185., wird recht sehr gebeten, über die wahrscheinlich tief durchdachten, aber etwas dunklen Worte der zweyten Abtheilung seines Aufsatzes:

„Haben denn diese Blätter das Schicksal, uns oft zu gemeinschaftlichen Befürchtungen veranlassen zu müssen,“ einige Aufklärung zu geben, und zugleich anzuzeigen, zu welchem Zwecke der Ertrag des gedachten Conzerts verwandt werden wird.

Räthsel.

Ich bin, o Leser, ohne Schmeicheley
Dir von der Wiege bis zum Grabe treu,
War immer gleich und dennoch immer neu.
Willst du mich näher kennen, nimm ein Licht!
Doch löschest du's, so findest du mich nicht.

№ 32.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 17. July. 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Je länger der französische General unthätig vor den brittischen Linien lag, desto mehr Mühseligkeiten hatte er zu bestehen. Die starken Regengüsse um diese Jahreszeit machten es ihm unmöglich, sein schweres Geschütz herbeyzuschaffen Der Mondego war aus derselben Ursache über seine Ufer getreten. Auf allen Seiten sah sich der Heerführer gehemmt. Die Verbündeten, wie sie eben standen, anzugreifen, wäre Tollheit, nordwärts sich zurückzuziehen, höchst gewagt, wenn nicht ganz unmöglich gewesen. Er hatte mithin nur zwischen Mühsalen zu wählen: durch Ausdehnung seines Standgebiets sich auf dem rechten Tajoufer zu halten, bis er Verstärkung und Zufuhr an Lebensmitteln und Vorräthen erhielt, oder einen verzweifelten Versuch zu machen, über den Tajo zu gehen und sich in Alentejo zu halten, wozu er jedoch lange Zeit gebraucht hätte, da diese Landschaft nur sehr arm ist. Indeß suchte er der Verbündeten Aufmerksamkeit durch Böte, Schiffs- und fliegende Brücken, die er bauen ließ, zu beschäftigen, gleichsam als hätte er diese Absicht, rückte aber zur selben Zeit weiter am Ufer hinauf, vertauschte Alanguer mit Santarem, welches, wiewohl es schon von Natur fest war, er noch durch Kunst befestigte, sogar durch Unterwassersetzen der Gegend. Die französische Stellung bildete einen Triangel, dessen Basis Santarem und der Tajo waren; der Zezare ein Schenkel, eine Bergkette der andere. Brücken wurden über den Zezare geschlagen und eine Schaarenharst nach Punhete verlegt, welches befestigt ward. Im November und December wurde die Reiterey, 9 bis 10,000 Mann stark, längs dem rechten Tajoufer bis an die Gränzen von Niederbeira in Kantonirung gelegt. Schanzen wurden an mehreren Punkten auf derselben Flußseite aufgeworfen. So wurde der Kreis, den Massena zu seinem Unterhalt brauchte, etwas erweitert, und er harrte auf die Verstärkung und Zufuhr, die von Drouet und Gardanne einerseits, andrerseits von Mortier kommen sollten. Drouets 12,000 Mann starker Harst kam auch mit einem großen Geleit früh im Decem-

ber an, und einige Wochen darauf der fast eben so starke unter Gardanne. Gegen Ende dieses Monats hatten aus Mortiers und Soults Heere entsendete Haufen, zu 12 bis 14,000 Mann, Andalusien verlassen und waren auf dem Zuge nach dem linken Tajoufer durch Estremadura begriffen. Als Drouet durch das Mondegothal vorrückte, verließ Obrist Wilson, ungleichen Kampf zu meiden, Coimbra und zog sich auf Espinhel zurück.

Nun schien manches zu Gunsten der Franzosen sich zu wenden. Aber Lord Wellington beharrte fest auf seinem Plan, und zweifelte keinen Augenblick an dem endlich glücklichen Erfolg. Er erwog, wenn die gesendeten, oder noch zu sendenden Verstärkungen seine Convoys nicht vor den Angriffen der zahlreichen Schaaren, die ihn in den Seiten und Rücken ermüdeten, zu schützen und die Errichtung von Speichern zu decken vermöchten, so müßten sie das aus Mangel des Nothdürftigen entstehende Unglück, statt zu erleichtern, nur vermehren. Wellingtons Thätigkeit war ganz der Wichtigkeit dieser Krisis angemessen. Er war äußerst mäßig bey Tische, schlief angekleidet, war jeden Morgen um 4 Uhr auf, ritt um 5 Uhr umher und musterte seine Vorhut. Die edle Begeisterung, die ihn erfüllte, theilte sich allen mit. Das ganze Land stand unter den Waffen. Alles in Lissabon war kriegerisch. Die Stadt war von englischen Matrosen besetzt. Die Lissaboner Besatzung war zur Verstärkung des Heeres entsendet, welches, wie schon angeführt wurde, auch durch 10 bis 12,000 Mann unter dem Marquis Romana wuchs. Der größere Theil der englischen Schaaren war auch von Cadiz gekommen, und andere Regimenter trafen von Zeit zu Zeit aus dem mittelländischen Meere in Lissabon und Gibraltar ein. Die Seeleute und Matrosen wurden von der Flotte gelandet, um bey den Kanonen und Batterien mit zu arbeiten. Die Tajoufer befuhren rechts unsere bewehrten Böte, und sieben Schaluppen wurden den Fluß hinauf gesendet. Südlich vom Tajo wurden große Festungswerke errichtet, den Fluß zu decken und das Schiffen zu schützen. Die Halbinsel, die von einer Rhede oder kleinen Bucht zu Motta, bey Aldea Gallega, auf dem Tajo und der Bucht von St. Ubes zu Setuval gebildet wurde, ward durch eine doppelte, mit schwerem Geschütz besetzte, und zum Theil mit einem Harst von 3000 Matrosen bemannte Festungslinie den Franzosen abgeschnitten, so daß sie nicht von Almeida nach Lissabon vorrücken konnten, wie man von ihnen befürchtet hatte. General Hills und Berefords Harste standen auf dem südlichen Ufer des Flusses und vor der großen Linie von Torres Vedras lag Wellington mit dem Hauptharst des brittischen Heeres zu Cartaxo.

Wir haben das Guerillasystem erwähnt, welches um diese Zeit sich in mehreren Theilen Spaniens auszubilden begann, und im Verlauf des Krieges oft mit ausgezeichnetem Erfolg wirkte. Der Ursprung dieser wilden und kriegerischen Rotten kann zum Theil der Junta von Badajoz zugeschrieben werden, welche einen kräftigen und lebhaften Aufruf an das spanische Volk ergehen ließ. Aber es darf nicht vergessen werden, daß, auch ohne den Aufruf der Regierung in vielen andern Theilen Spaniens ein gleichzeitiges Gefühl herrschte, und ähnliche Harste gebildet wurden. Dieß war der Fall selbst in Landschaften, welche noch zum Theil von den Franzosen besetzt waren, wie Altcastilien, Leon, Navarra, Arragon, Catalonien, Valencia, Murcia und Granada, wo Guerillashaufen errichtet wurden, die sehr thätig waren, Geleitschaften zu überfal-

len, Vorposten und Streifzügler ꝛc. wegzunehmen. Durch ihre Kenntniß aller Straßen und Hohlwege im Lande gewannen sie durch plötzliche Ueberfälle, und eben so plötzliches Verschwinden, wenn sie von einer überlegenern Macht verfolgt wurden, dem Feinde viele Vortheile ab. Zu den berühmtesten Anführern dieser Haufen gehörten: Longa in Gallizien und Asturien; Mina *) im nördlichen Castilien; Santochildes in Leon; Don Juan Sanchez bey Salamanca; Baron Deroles in Arragon, und l'Empecinado in der Nähe von Madrid. **) Nach dem Befehl der Junta von Badajoz führten sie nur Flinten und den Cuchillo, eine Art langen Dolchs, den sie an der Seite trugen, erstere, um feindliche Geleitschaften oder Sendhaufen aus dem Hinterhalt oder durch Ueberfall anzugreifen, letztern zum Angriff in der Nacht und auf den Straßen. Aehnliche Befehle ergingen auch von der Junta von Gallizien und Asturien. So wie die Guerillas an Zahl und kecker Entschlossenheit wuchsen, mußten die Franzosen stärkere und immer stärkere Geleite senden, um ihre Eilboten und Zufuhr gegen diese Haufen zu schützen, welche unaufhörlich den Feind im Rücken angriffen, seine Verbindungen abschnitten und durch die Beute, die in ihre Hände fiel, die von den Eindringlingen begangenen Plünderungen ziemlich vergalten. Das gewöhnliche Geleit für einen Eilboten auf die kleinste Entfernung waren 200 Dragoner, nach Frankreich 1400. Gegen Ende des Jahrs 1810 waren sie an Kühnheit und Zahl wunderbar gewachsen. Wiewol aber die Guerillas dem Feinde viel Ungemach zufügten, hemmten sie doch im Ganzen seine Fortschritte auf der Halbinsel nur wenig. Dazu bedurfte es mehrerer zusammenhängenden und ausgedehnten Bewegungen eines gut ausgerüsteten, eingeübten und gut angeführten Heers. Zu diesem fanden sich zwar die Bestandtheile in Spanien vor, aber die verworrene Masse müßte von einem Geiste belebt werden, der sie gestaltete. Diese nothwendigkeit fühlten die Spanier selbst, und so richteten sie ihr Augenmerk auf die Versammlung der Cortes, als das Einzige was ihrer Nationalkraft die erforderliche allgemeine Wirksamkeit verleihen könnte.

In den Sitzungen der Cortes, die nach vielen Schwierigkeiten endlich am 24. Sept. 1810 eröffnet wurden, ward bestimmt, daß 150,000 Mann ausgehoben, und alle vaterländische Heere ausgerüstet und verpflegt werden sollten. Die Cortes legten sich den Titel von Majestät, der Regentschaft und vollstreckenden Behörden den von Hoheit bis zur Ankunft von Ferdinand VII. bey. Eine Gesandtschaft von der Junta von Cadix trat auf und entsagte ihrer Macht, den Cortes huldigend. Die alte Regentschaft wurde zur größten Zufriedenheit des Volks aufgelöst und ein vollstreckender Rath aus drey Gliedern niedergesetzt.

Der Feldzug vom Jahr 1810 endete mit Marschall Massenas Rückzug aus Stellungen, die er Angesichts der brittischen Linie genommen, nach Santarem, und mit Wellingtons Besitz-

*

*) Die beiden Minas, Ohm und Neffe, waren gleich berühmt. Ihrer jetzigen Lage gedenkt man ungern. Unzufrieden, wie es scheint, mit Ferdinands und seines Hofs Benehmen, strebten sie, in Navarra einen Aufstand zu erregen, wurden aber geschlagen und flohen nach Frankreich.

**) So hieß ein gewisser Martin, dessen ganze Familie von den Franzosen ausgerottet war, und der nun sein Leben ganz der Rache weihte. Als er zu Aranda Douro seine ganze Familie von französischen Soldaten kaltblütig hinmorden sah, entfloh er und schwur, sein Schwert nicht in der Scheide ruhen zu lassen, so lange ein Franzos in Spanien wäre. Schnell sammelte er eine Schaar von 1200 Mann, die nach und nach zu vielen Tausenden anwuchsen.

nahme von Cartaro, einer kleinen Stadt anderthalb Wegstunden davon, als Hauptquartier, und mit seinem Vorrücken etwas über diesen Platz hinaus. Marschall Beresford wurde zu derselben Zeit mit einer beträchtlichen Brittischen und portugiesischen Macht entsendet, welche Chamusca, Almerin und das südliche Ufer dieses Flusses besetzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus Sadis Leben.

Ruhm und sieggekrönt zog der Kalif an der Spitze seiner Leibwache durch Iras; vor ihm der gefesselte Schach des eroberten Königreichs, in seinem Gefolge eine zahllose Reihe trophäen- und beutegeschmückter Wagen. Hier in dieser zweyten Stadt seines Reiches beschloß er einige Tage von seinem Triumphzuge zu rasten. Des andern Tages belustigte er sich mit der Jagd. Zu hitzig im Nachsetzen eines Tiegers hatte er sich von seinem Gefolge verloren; das keuchende Roß war gestürzt, die Mittagsglut brannte, seine starre Zunge lechzte, ungehört verhallte sein heiserer Ruf. Endlich nach drey peinvollen Stunden, hatte er den Saum des Waldes erreicht. Blutrünstig, mit Schweiß und Staub bedeckt, durchstrich er die dürre Ebene und sank entkräftet unter einem reich belaubten Dattelbaume nieder. Ein Mann in tiefe Betrachtung versenkt saß in dessen Schatten. Vergönne dem ermatteten Jäger ein Ruheplätzchen, sagte der Monarch. Sadi wandte sich und erkannte den Kalifen. Mächtiger Beherrscher der Gläubigen, versetzte er, Dir gehört was dein Knecht besitzt. Er stand auf, ergriff seinen Stab und schlug einige der reifesten Datteln ab; dann ging er zur nahen Quelle und reichte dem Kalifen von dem erfreischenden Krystall. Gesegnet sey, rief der Monarch, dreymal gesegnet der Mann, der diese Quelle grub und den Dattelkern dem Schooß der Erde übergab. — Es war mein Vater, versetzte Sadi, unter diesem Rasensitz ruht seine Asche. — So reiche ihm Allah, was ich ihm nicht mehr lohnen kann. Möge der Segen manches erquickten Pilgers, so wie der meinige ihm genügen. — Sadi hatte noch einmal von dem Labequell geschöpft; er trat damit vor den Kalifen. Und du, Sultan sprach er, wird auch dir Segen zu Theil werden von den Tausenden, deren Quellen du verschüttet, deren Hütten du verbrannt, deren Früchte du zertreten hast? Schauert dir nicht vor den Verwüstungen, die selbst von diesen Blättern herabzuwehen scheinen? So laß uns von hinnen eilen, fiel der Kalife lächelnd ein: auf einem Throne, guter Sadi, mißt man die Thaten der Könige anders, als von deinem niedern Standpunkte. Mit nichten, versetzte der Greis: der Segen einer dankenden Lippe schwebt zum Throne wie zur Hütte; der Hauch, der den Fluch auf seinem Fittich trägt, geht auch dem goldenen Pallaste der Könige nicht vorüber. Dort oben in Allahs Richterwage wiegt eine Thräne alle Perlen deines Diadems auf.

(Der Schluß folgt.)

Die Gesandten.

Als der persische König Gesandte an die Hellenen schickte, mit dem Auftrage, nach Sitte Wasser und Land von ihnen zu fordern, was thaten die Athenienser? Ohne Umstände ergriffen sie die Gesandten, warfen einige in die nahe See, andere Stürzten sie in eine aufgegrabene tiefe Grube und schütteten Erde über ihre Häupter. „Da habt ihr, was ihr begehrt! Wasser und Land! und so müsse es allen denen ergehen, die frech genug sind, zu fordern, was zu fordern ihnen von freien Männern nun und nimmermehr gebührt."

Diese sehr starke Erklärung gegen eine unverschämte Aufforderung, auf seine natürlichen Rechte und Freiheiten zu verzichten an den nächsten den besten Anmaßenden, mag Verletzung des Völkerrechts heißen nach herkömmlichen Begriffen; in dem dringenden Falle, worin sich die Aufgeforderten und durch die Aufforderung verhöhnten befanden, war sie gerechte Nothwehr nicht nur und Freiheitsgebrauch nach Naturrecht, sie war auch wenigstens entschuldbare Rückgabe eines in stolzen Zeichen sich äußernden Uebermuths, mit ähnlichen, obwohl sinnlich stärkeren. Wie die Frage so die Antwort!

Im Mittelalter, wo die symbolische Sprache noch nicht ausgestorben war, und ein kräftiger Geist kräftige Zeichen genug zur Hand hatte, hatte ein übermüthiger Pabst (Urban V.) einen Fürsten Italiens, Bernabas, weil er, unternehmend und wagekühn, wie er war, seinen Absichten öfters entgegen handelte, in Acht und Bann gethan.

Als die Gesandten, welche dem Fürsten den Bann ankündigen sollten, Kardinal von Belfort und der Abt von Farfa, in Mailand waren angekommen, führte Bernabas sie auf die Navigliobrücke. Plötzlich sehen sie sich von seinen Gewapneten umzingelt. „Wählt, rief der wilde Fürst, unter fürchterlichen Flüchen den Betroffenen zu, wählt zum Gedächtniß an eure feine Sendung und mich, den von eurem Pabste Geächteten, zwischen Essen und Trinken. Eines von beyden sollt ihr thun, eher werdet ihr von dieser Brücke nicht wegkommen." Was essen aber und was trinken, war nicht bestimmt; die Bestimmung hatte sich bey der seltsamen Aufforderung Bernabas selbst vorbehalten. In der Verlegenheit der Wahl, eingeängstigt durch das ungestüme Dringen des rauhen Mannes, die Brücke vor sich und das tiefe Wasser des Stroms unten schauend besorgten die durch die Angst selbst zur Ueberlegung gestachelten: würden sie Trinken wählen, so könnte dem Unholde, der vor ihnen stand, der Einfall kommen, sie in das Wasser stürzen zu lassen; und weil alle Bitten und Berufungen auf die doppelte Heiligkeit ihrer Sendung und Person in den Wind geredet waren vor diesem barschen Manne, so entschieden sie in der Klemme der Wahl für — Essen.

Jetzt trat er selbst heran und gebot ihnen, augenblicks ohne Widerrede das Bley zu verschlingen und die seidenen Schnüre obenein, die an der mitgebrachten Bannbulle befestiget waren. Was sie gegenredeten, und was es sie würgte, es mußte geschehen in Kraft ausgesprochenen Worts und eigener Wahl, indeß die Kriegsknechte dastanden und zusprachen mit Lanzen und gezückten Schwertern. So zogen die Legate bedutzt und unverrichteter Sache nach Haus, und der Pabst? — fügte sich in die Umstände, und machte zum bösen Spiel ein Gesicht, als ob nichts geschehen wäre.

Treue bis in den Tod.

Von Boges erzählt uns der Altvater der Geschichte, Herodot im 7. B., wo er umständlich die denkwürdige Begebenheit des Einfalls der Perser in Griechenland unter Xerxes beschreibt. „Keinen der von den Griechen abgesetzten Statthaltern ehrte und achtete Xerxes mehr als Boges, den Befehlshaber von Eion. Diesen Mann rühmte er ohne Aufhören, und erwies denen von seinen Kindern, die noch in Persien lebten, große Ehre. Auch war Boges großen Lobes vollkommen würdig. Als er nämlich von den Athenern und Cimon, Miltiades Sohn, eingeschlossen ward, ob ihm schon angeboten wurde, frei und ohne Gefährde abzuziehen und nach Asien zurückzugehen, so wollte er dieses doch nicht, um bey

seinem Könige nicht den Schein zu erwecken, als hätte er aus Feigheit nur für sein Leben und seine Sicherheit sorgen wollen, sondern er hielt aus bis aufs äußerste. Als endlich alle Nahrungsmittel aufgezehrt waren in der Burg, so ließ er einen großen Scheiterhaufen errichten, ermordete seine Kinder, sein Weib und seine Kebsweiber und alle seine Sklaven und warf sie sofort in die Flamme. Alles Gold und alles Silber in der Stadt schüttete er von der Mauer in den Fluß Strymon hinab. Nachdem er dieß vollzogen, warf er sich zuletzt selber in die Flamme. Darum preisen und feiern die Perser noch heutiges Tages seine Treue."

So weit Herodot. Die rauhe Größe dieses Mannes, die an Züge neuerer Geschichte mahnen dürfte, verdient allerdings die Bewunderung, die der Geschichtschreiber ihr zollt.

Was dieser einzelne Mann gegenüber den Griechen aus Anhänglichkeit an seinen König und seine Dienstpflicht that, that zu einer andern Zeit gegenüber den Persern, eine ganze Stadt. Als die Sidonier durch den Verrath des Tennes den aber seine Untreue selbst schlug, sich schon von den Feinden umzingelt und keinen Weg der Rettung mehr sahen, verschlossen sie sich mit ihren Weibern und Kindern und Sklaven in ihre Häuser, zündeten sie an, und verbrannten sich mit allen ihren Schätzen (Diodor von Sicil. XVI. B. 45. K.) In gleichem Geiste, was bekannter ist, handelten die zu Sagunt, (S. Livius) zu großem Beweise, daß der Mensch frei ist und keinen Feind scheuen darf, wenn er den Tod nicht scheut.

Schilderung der Kaiserin Marie Louise und ihrer Verhältnisse.

Marie Louise lebt noch in Parma mit vielem Glanz, obwohl ohne nach dem Schimmer äußerer Pracht zu streben; mit dem Landesadel hat sie wenig Umgang, denn der größte Theil desselben ist in der Revolution verarmt, und steht gleich dem übrigen italienischen Adel auf einer sehr niedrigen Stufe der Sittlichkeit und Bildung. Ihr Hofstaat besteht meistens aus Deutschen, die Unter-Bedienten sind fast alle Franzosen, welche ihr schon in Frankreich gedient haben. Der Graf Neipperg, welcher den Vertrag, durch den Ferdinand wieder auf den Thron von Neapel gelangte, unterhandelte, ist ihr Ober-Kammerherr; ihre Hofdamen sind Deutsche, ihr Privat-Secretair ist ein Piemonteser und ihr Staats-Minister und Großkanzler ein junger Mann, Graf M'Auley, ein Irrländer. Die Anzahl ihrer Unterthanen beläuft sich auf 500,000, ihre Einnahme auf 2¼ Millionen Thaler. Der Boden ist meistens fruchtbar und die Volkszahl im Verhältniß des Gebiets, überaus groß; doch sind alle Lebensmittel dort noch theurer und seltener, als in jedem andern Theile von Nord-Italien. Vor der Revolution besaß Parma die kostbarsten Kunstwerke, viele treffliche Gemälde sind zurückgegeben, aber noch mehrere fehlen und sollen sich meistens in den Privatzimmern des Königs von Frankreich befinden. Die Kaiserin liebte Napoleon nie. Es hieß, sie habe mehr Neigung für den Kronprinzen von Baiern gefühlt, aber der Wille ihres Vaters und das vorausgesetzte Interesse ihre Familie hätten allen Zweifel beseitigt, und der Glanz des Französischen Throns sey in den ersten Monaten nicht ohne Einfluß auf sie gewesen. Aber Buonapartes Wortkargheit, sein bekannter Umgang mit andern Frauenzimmern und sein fortdauerndes System, ihre Familie zu demüthigen, entfernten sie ganz von ihm. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß die Kaiserin selbst ihrem Vater den Plan zur Entführung des jungen Napoleons

während der 100 Tage entdeckte. Es ist merkwürdig, daß Neapel der einzige europäische Hof ist, welcher nicht Marie Louise als Beherrscherin von Parma anerkannt hat. Obgleich Ferdinand der schwächste unter allen wieder hergestellten Regenten ist, und noch von einer östreichischen Armee geschützt wird, so will er doch nicht einige entfernte Ansprüche aufgeben, welche sich auf seine Abkunft vom Hause Farnese, das einst Parma beherrschte, gründen. Auf das Cirkulair des Kaisers an alle Höfe, in welchem er seine Tochter zur Beherrscherin von Parma erklärte, erfolgte von Neapel keine Antwort. Die Kaiserin ist in ihrem Benehmen sehr huldreich und herablassend, und ihre Zurückgezogenheit ist von den Franzosen fälschlich als Stolz ausgelegt worden. Die wenigen Personen, welche in ihre Gesellschaft zugelassen werden, befinden sich bey ihr so ungezwungen, daß sie fast vergessen, sie befänden sich an einem Hofe. Sie besitzt in hohem Grade die Talente ihres Geschlechts, spielt Fortepiano und singt sehr schön. Sie lieset viel Englisch und spricht es fließender und mit besserem Accent, als man erwarten sollte. Ihre Bibliothek besteht meistens aus englischen Werken, und sie hat in Parma diese Sprache in die Mode gebracht. Ihren Sohn liebt sie innig; auf ihre Kosten ist seine Einrichtung in Schönbrunn viel glänzender geworden, als Kaiser Franz dieß bestimmt hatte. Wenn man mit ihr spricht, nennt man sie Ihre Majestät, aber sonst heißt sie nicht l'Imperatrice, sondern la Souveraine. Sie besitzt noch die Toilette, welche die Stadt Paris ihr bey ihrer Vermählung schenkte, die Wiege des Königs von Rom, und Juwelen, welche kostbarer als diejenigen irgend eines andern Monarchen in Europa sind. Obwohl die Abwesenheit von Buonoparte und selbst der Verlust ihres glänzenden Throns sie nicht unglücklich machen, ist sie doch sehr mager geworden, und sieht daher den Portraits, welche noch von ihr verkauft werden, nicht ähnlich.

Mittel wider die Hühneraugen.

Man bade die Füße täglich mit lauwarmem Wasser, worin man etwas Seife aufgelöst hat, schabe mit einem scharfen Messer die hornartige Haut der Hühneraugen behutsam ab, und bedecke sie dann mit dem Seifenpflaster (Emplastrum saponatum Barbette, oder auch Emplastrum miraculosum.) Binnen 14 Tagen wird man von seinem Uebel befreiet seyn.

Mittel, die grünen Erbsen und Bohnen gut und lange aufzubewahren.

Man nehme auf zwey Schüsseln Erbsen einen Löffel voll gestoßenen Zucker, vermische damit die Erbsen, und setze dieselben in einer Casserolle auf ein stark angeblasenes Kohlenfeuer. So wie die Erbsen von der Hitze angegriffen werden und etwas Wasser von sich geben, schwenke man sie zwey bis dreymal herum und nehme sie geschwind vom Feuer weg. Hierauf schütte man sie in einen Durchschlag, damit das Wasser, welches sie von sich gegeben haben, völlig abtröpfle, und wenn dieß geschehen ist, so breite man sie ganz dünn auf Papierblätter aus, und lege sie in ein luftiges Zimmer, in welches keine Sonne scheint. Damit sie aber geschwinder und völlig trocknen, muß man dafür sorgen, daß sie von Zeit zu Zeit umgewendet werden, weil sonst ein geringer Grad von Feuchtigkeit, wenn er darin bliebe, ihr Verderben nach sich ziehen würde.

Hat man sie nun auf vorgeschriebene Art getrocknet, so halten sie sich so lange, bis es wieder frische grüne Erbsen gibt, und bleiben auch

die ganze Zeit über so wohlschmeckend, wie ganz frische.

Eben dieses Verfahren kann man auch beym Einmachen der grünen Bohnen beobachten.

Beyspiele grausiger Entmenschung.

Der berüchtigte Seeräuber, Spiro Franco Polo, der nächstens zu Toulon gerichtet werden wird, unternahm einst mit seiner Bande eine Landung zu Argentiere (eine Insel in der europäischen Türkey) und plünderte das Haus des Agenten vom französischen Konsulat, der sich um der Gefahr zu entrinnen, geflüchtet hatte. Spiro Franco Polo, dieses Ungeheuer, ließ der Frau des Agenten siedendes Oel auf die Brust schütten, um sie zu zwingen, ihm ihren Mann zu entdecken, der, nachdem man ihn gefunden, genöthigt wurde, 8000 Piaster zu bezahlen, um so dem Tode zu entgehen.

In dem Tagebuche für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde, Sylvan betitelt, wird folgende furchtbare, die Menschheit schändende Anekdote erzählt. Ein Wolf in Polen hatte sich, während des Revolutionskrieges, durch die Leichname der Soldaten so an Menschenfleisch gewöhnt, daß er nicht mehr die Schaafe, sondern die Hirten anfiel. Ein Preis von 500 Thlr. wurde auf Erlegung des Wolfes gesetzt. Um den Preis zu verdienen, band ein polnischer Unterförster sein zweyjähriges Kind vor seiner Schießhütte fest, um den Wolf dadurch zu locken. Er kam auch, und der Förster hatte das Glück, ihn zu erschießen, bevor er das Kind zerreißen konnte. Wie aber, wenn er fehl geschossen hätte? — Wir schaudern beym Anblick eines Unmenschen, der die grausenvolle, doch erzwungene, That Wilhelm Tells für 500 Thlr. wiederholen konnte.

Disticha.

1.

Ergrübelung.

Grübler! grüble nimmer mit grübelndem Scharfsinn,
In den unergründlichen Geheimnissen der nicht zu ergründelnden Welt. —
— Sonst vergrübelst Du Dich! — —
Immer, Grübler! grüble mit nicht grübelndem Ernst,
In den Grübeleien des eigenen, nicht leicht zu ergründelnden Herzens.
— Du ergrübelst Dein Ich! — —

2.

Zweifelhaftigkeit.

Zweifler! zweifle nimmer mit zweifelndem Kleinmuth
An der unbezweifelten Leitung einer nicht zu bezweifelnden Allmacht.
— Sonst wird Verzweiflung dein Loos! — —
Immer, Zweifler! zweifle mit zweifelndem Sinne,
An den Zweifeln des nicht zu bezweifelnden eigenen leicht zweifelnden Herzens. —
— Dann bist Du zweifelsohn' groß! — —

. . pk . .

Charade.

Das Ganze sucht im Ernst die Zweyte,
Und was das Leben und die Welt bedeute,
Den Gläubigen zu zeigen.
Doch wenn es nicht mit Salzen würzt,
Und fröhlich kommt, leicht aufgeschürzt,
Pflegt bald die erste still zu schweigen,
Das Ganze sich zum Fall zu neigen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 31.

Schatten.

№ 33.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 20. July. 1817.

Ein Tag in Hude.

Wer nie im Oberlande gewesen ist, also die majestätischen Ueberreste der alten Burgen von Salzderhelden, Plesse, Hardenberg, Hannstein, Gleichen oder andere nicht gesehen hat; der kennt auch die Gefühle nicht, welche sich unsrer beym Anblick solcher Denkmähler der Vorzeit bemächtigen.

Gewährt irgend etwas in unseren flachen Gegenden eine romantische Ansicht der Art, so sind es die schönen Ruinen vom Kloster Hude im Oldenburgischen, die in dieser Hinsicht hier viel zu wenig gekannt und besucht sind, so wie wir oft das nur in der Ferne suchen, was uns ganz nahe liegt.

Der Weg dahin führt über Delmenhorst, man legt ihn in 4 bis 5 Stunden zurück. Das Kloster wurde im Jahre 1236 erbaut und 1534 von Franz, Bischof zu Münster zerstöhrt. Das Ausführliche darüber findet sich in Halems Geschichte von Oldenburg.

Da Hude auf dem halben Wege zwischen Bremen und Oldenburg liegt, so ist es zugleich ein passender Zusammenkunfts-Ort für die, welche sich in diesen Städten befreundet sind. Hiervon machte Einsender dieses im vorigen Sommer Gebrauch. Nach brieflicher Rücksprache mit einigen Oldenburger Bekannten, fuhren wir, eine kleine Anzahl guter Freunde, dahin und trafen mit jenen daselbst zusammen. Das Neue und Wilde der Gegend, das herrliche Wetter, die Freude des Wiedersehens — alles öffnete unsere Herzen und das Getöse und Getreibe der Städte verhallte fern hinter uns.

In dem Wirthshause wurde ein Frühstück eingenommen, (wozu der verwöhnte Städter den Vorrath am besten mitnimmt), welches Scherz und Fröhligkeit würzten. Dann traten wir nach vorgängiger Anfrage bey der Besitzerin, welche den Fremden dieses gern erlaubt, in den herrlichen und weitläuftigen Garten, an dessem Ende die Ruinen liegen. Teiche, Wasserfälle, Rasenstücke, Baumgruppen, Gehölze, Blumen und Gewächse wechselten in schönster Mannigfaltigkeit darin ab. Wir durchstrichen ihn nach allen Richtungen und kamen dann auf Umwegen nach dem Theil, welcher die alten hohen

Mauern des ehemaligen Klosters enthält. Wir untersuchten sie in allen ihren Theilen, bestiegen die Windeltreppen und bewunderten die kühnen Bogen und die herabgestürzten Massen des Gewölbes, welche, mit großen Tannen und Lerchenbäumen bewachsen, Felsstücken gleich, daliegen.

Der moosige Boden lud zur Ruhe ein, wir ließen uns unter einem Baume nieder. Es war ein schöner Maytag, die Sonne sendete milde Strahlen herab, eine heilige Stille herrschte um uns her. — Ich lauschte und glaubte den Athemzug der Natur zu hören; nichts ließ sich vernehmen, als das Gesumse der Insekten, in den prächtigen Linden, die süßen Töne einer Nachtigall welche in dem Gebüsch unter den Ruinen schlug und das Rauschen des Mühlbachs. — Mein ganzes Wesen war Gebet. Tiefes Schweigen herrschte in dem kleinen Kreise der Gesellschaft.

Ich staunte die Riesenwerke unserer Väter an, Jahrhunderte zogen in Gedanken meiner Seele vorüber. Der fromme Wahn des Klosterlebens, der nagende Zahn der Zeit im Kampfe mit der Natur, die das Gemäuer durch hochverschlungenes Epheu zu halten scheint, und Vergleichungen mit der Jetztwelt — das alles waren Bilder, die zu den mannigfaltigsten Betrachtungen Stoff gaben. Mit Vergnügen werde ich mich noch nach Jahren dieses Tags erinnern.

Ich will den Leser nicht durch eine weitere Ausmahlung davon aufhalten, sondern meine Absicht geht nur dahin, ihn auf diesen Punkt unserer Nähe aufmerksam zu machen, und wenn nur Einige, die noch nicht dort waren, Hude besuchen und mirs im Geiste danken, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht. —

Den Wanderer nach Hude mache ich auch noch auf die am Wege dahin befindlichen Hügel aufmerksam, wo man große Feldsteine zusammengewälzt findet, bey denen die alten Deutschen ihre Todten begruben, oder ihren Götzen opferten. In der Nähe derselben sieht man auch Häufer, die von solchen Steinen seltsam zusammengethürmt sind.

Schilderung der Zigeuner.

(Fortsetzung.)

Ob gerade ein jeder einen solchen Mammon besitzet, kann Niemand untersuchen; daß aber beynahe jeder ein Pferd sein nennt, lehrt der Augenschein. Man sollte meinen, die gefeierte Rosinante, des edlen Ritters von La Mancha, habe sich an Zahl und Schlechtigkeit ins unendliche vervielfältigt, um jeden Nomaden zu einem Gaule zu helfen. Ist Jemanden ein altes, dienstunfähiges Pferd feil, es sey auch noch so schlecht, unter den Nomaden findet es gewiß einen Käufer. — Bey den Nomaden fristet das Thier noch sein Leben, denn gewöhnlich ist es unbeschäftigt und Futter — wächst vor der Thür. Will er nun in eine andere Gegend hinziehen, so packt er sein Zelt und seine übrige Habe zusammen, legt sie auf das Pferd, hängt noch einen Queersack mit zwey kleinen Kindern, woran es selten fehlt, darüber hin, und führt es am Zaume neben sich her; das Weib und die mündigen Kinder folgen nach. Dieß ist indessen nicht der einzige Fall, wo er seinen Gaul braucht. Auf Jahrmärkten, die von Niemanden fleißiger besucht werden, sucht jeder mit seiner Mähre zu handeln, eine andere, bessere, einzutauschen, oder bey einem geringern Tausche ein Aufgeld zu erlegen. Bedauern muß man das geplagte Thier, wenn der unbarmherzige Nomade es reitet. Schlau und grausam weiß er, seinen lebensmüden Gaul springen und bäumen zu machen. An einem abgelegenen Orte, gibt er ihm eine derbe Tracht Schläge, daß der Gaul zittert und bebt. Setzt der Reiter zur Probe sich nun auf und

droht nur zu schlagen, so läuft und springt das geängstigte Thier, so lange der Athem dauert. Hinkt es mit einem Vorderfuß, so schafft der erfinderische Verkäufer bald Rath; er schlägt es auch vor den zweyten, dann schont das arme Thier beyde Vorderfüße, so viel möglich, und — springt. So wurde schon mancher getäuscht, glaubte ein muthiges, wenn auch schlecht genährtes Pferd zu kaufen, sah aber am folgenden Tage den Betrug, und mußte, statt aufzusitzen, ihm vielleicht das Geleit auf den Anger geben. Eine solche List hält der Nomade für erlaubt. Der Käufer soll die Augen aufthun, seine Waare prüfen, und dazu verkauft der Zigeuner auch nie theuer.

Ein besonders wohlhabender Nomade hält sich zwey Pferde, wozu er sich einen Wagen von höchster Wohlfeilheit anschafft. Ein solcher hat denn auch so viel Habe, um bey seinen Wanderungen den Wagen damit belasten zu können. So glücklich sind indessen wenige.

Nach den Pferden ist den Nomaden, unter allen lebendigen Wesen, das Geächtete der mosaischen Gesetzgebung am liebsten. Wenn er zur Erndtezeit dem Landmann arbeiten hilft, so bedingt er sich, außer einigen Lebensmitteln gewöhnlich ein junges Ferkel zum Lohn aus. Dieß zieht er von dem Abfall seines Tisches, oder von erbettelitem oder sonst erworbenem Futter groß; ein beträchtlicher Theil der Erziehungsunkosten fällt auch dem Erdboden rings um sein Zelt anheim. Wie ein Glied der Familie lebt der grunzende Genosse mit ihm, wächst groß und gedeiht, und wird dann im Winter verkauft. Der Hausrath der Nomaden macht seine übrige Habe aus. Diese namentlich herzuzählen, erfordert keine Weitläuftigkeit. Ein Topf, eine Schüssel, ein Kessel, eine Pfanne und ähnliche Unentbehrlichkeiten, meistens nur in einfacher Zahl. Wer an Betten, Bettstellen, Stühle und der gleichen Erfordernisse, eines höhern Luxus denken wollte, müßte die patriarchalische Einfalt, deren der Nomade, ein geborner Cyniker, sich befleißigt vergessen haben. Einige Werkzeuge werden unten genannt werden.

Unwillkührlich dringt sich endlich dem Leser die Frage auf: wie fristen diese Kinder der Natur denn ihr Leben? Das goldene Zeitalter ist auch aus Dacien längst entflohn, selbst die Nomaden sind nicht mehr unkultivirt genug, um mit der Hamadryaden oder mit der Mutter Erde freywilligen Gaben zufrieden zu seyn. Sie wollen, und können essen, wie jeder andere, aber im Schweiß des Angesichtes ihren Unterhalt der Erde abzugewinnen, dünkt ihnen zu mühsam. Schon ihre unstätte Lebensart führt deutlich darauf, daß sie für sich selbst keinen Acker bauen, wozu sie auch in der Wurzel ihres Temperaments wenig oder gar nicht geeignet sind. Denn Ruhe und Gemächlichkeit sind ihre Götzen. Bloß der große Despot der thierischen Natur kann sie aus ihrer gemüthlichen Indolenz aufregen. Schweigt er, so rastet auch sein Träger. Gebt dem genügsamen Nomaden zu essen und trinken, so könnt ihr euch die Freude machen, ihn in süßem Nichtsthun lange, lange Tage zubringen zu sehen. Luxus und andere Vergänglichkeiten reitzen ihn nicht; und es grünt noch immer am Fuße der Karpathen (nicht nur in andern Welttheilen) ein Loorbeer dem Menschenfreunde, der dem Nomaden entbehrliche Bedürfnisse unentbehrlich zu machen wüßte! — Diese einfache Bedingung seines Lebens und Fortdauerns kann er sich auf mehrere Arten erwerben. Obenan steht der fast allgemeine Sinn für Feuerarbeiten. Wie Tubal Kain's ächte Söhne, wissen schon Knaben den Hammer zu führen. Vom Vater erbt die Kunst auf seine Nachkommen, freilich eine unvollkom-

mene Kunst; aber doch mehr, als man von ihren Werkzeugen zu erwarten berechtigt wäre. Ein Paar Blasebälge, etwas größer als gewöhnliche Handbälge, eine Zange, ein Hammer, eine Feile ist alles, was der größte Theil dieser Naturschmiede bedarf, um Arbeiten zu machen, wozu zunftmäßige Schmiede eines weitläuftigen Apparats bedürfen. Auch in dem russigen Reiche des hinkenden Vulkans behauptet die reiche Naturanlage — wer sollte es meinen? — vor der Abrichtung den Vorzug. Kohlen brennen sie sich zum eigenen Verbrauche, und oft zugleich zum Verkaufe, selber. Mitten im Zelte oder in der Winterhöhle wird auf der Stelle des gewöhnlichen Feuers das Kohlenfeuer angemacht, ein kleines Mäuerchen von Thon erhoben, in welches die Blasebälge eingerichtet werden. Den Ambos vertritt oft nur ein harter Feldstein. Das Weib, oder ein Kind, bewegt die wechselnden Bälge, die Kohlen glühen, der Hausvater, der den Oberleib nicht selten entblößt, faßt mit nervigem Arm Zange und Hammer, und schmiedet das Kunstwerk. Wie doch Grellmann in der Zwergheit der zigeunerischen Blasebälge eine Art von Beweis für die Verwandtschaft der Zigeuner mit den indischen Pareiars oder Ludders (welche er immer verwechselt), finden konnte, weil letztere auch bey ihren Schmiedearbeiten auch zwey Blasebälge brauchen. Als ob es nicht ein so ganz natürlicher Einfall sey, daß mehrere zugleich darauf kommen konnten; da Ein Blasebalg zu klein wäre um anhaltende Luft zu machen, deren zwey zu nehmen, indem der Eine wegen des Transports nicht zu groß gemacht werden darf. Schon aus diesen sparsamen Werkzeugen, die auch bey den wenigen bessern nicht übermäßig gehäuft werden, läßt sich schließen daß der nomadische Schmidt sich nur mit kleinern Arbeiten beschäftigt. Maultrommeln, Feuerstähle, Ketten, Nägel, Feuerschaufeln, und dergleichen Geräthschaften machen sie neu. Kessel und Pfannen wissen sie zu flicken und dann und wann recht schlau sich zu Arbeit zu verhelfen. Sieht der nomadische Schmidt in irgend einem Hause einen schadhaften Kessel, den man ihm nicht zum ausbessern geben mag, so betastet er den Bruch so lange, bis er ein großes Loch hineindrückt; wird er nun ausgescholten, so erbietet er sich zur Wiederherstellung des unbrauchbaren Gefäßes. Dauerhaftigkeit und besondere Schönheit von seinen Arbeiten zu verlangen wäre zu viel; genug, daß er seine Sache leidlich macht und bey der Bezahlung mit sich handeln läßt. Hat er ein Stückchen eigene Arbeit fertig, so trägt er es auf den nächsten Markt, oder bietet es von Hause zu Hause feil. Von Oekonomie mit seinem Erlösten weiß er dann freilich selten etwas. Ich sah Manchen, der, wenn er seine Waare verkauft hatte, sich zuerst nur wieder einiges Eisen einkaufte, um fernerhin arbeiten zu können; mit dem Rest ging er dann in eine Schenke, die er nicht eher verließ, als bis die Last seines Beutels, und damit auch sein bischen Verstand, rein auf war. Jetzt erst ging er wohlgemuth, mit leere Tasche nach Hause.

Mehrere, welche nicht schmieden, arbeiten in Holz, sie machen Tröge, Löffel, Schindeln und ähnlichen Hausrath, den sie auf den Dörfern am liebsten gegen Lebensmittel vertauschen. Andere helfen im Sommer den Landmann in seinen Feldgeschäften, ob sie schon Arbeiten, die im Schatten verrichtet werden können, bey weitem denen vorziehen, wo sie die Hitze des Tages zu ertragen haben; denn der Schweiß des Angesichts dünkt ihnen gar keine Würze des Lebens. Diese Abneigung gegen die Sonnenhitze haben sie mit allen Orientalen gemein; sie zeigt sich schon bey den Thieren, die, im Morgenlande einheimisch,

in den kalten Occident verpflanzt wurden; was sich vielleicht eher aus dem größern Abstande der Sommer- und Winter-Temperatur, als aus dem absolut höhern Sommer-Wärme-Grade in unsern abendlichen Ländern erklären ließe. Ein großer Theil der Nomaden stellt, besonders im Winter, seine Ernährung der Vorsorge des Himmels und dem Mitleiden der Nebenmenschen, welches sie auf manche Art rege zu machen wissen, anheim. Betteln ist ihnen keine Schande. Trägt dieß nicht genug, wer wollte es verargen, wenn der Hungrige oder Nakte nimmt, was ihm der Angesprochene entweder zu bieten vergißt, oder absichtlich nicht gibt? Fremdes Gut sich zuzueignen ist ihm keineswegs Grundsatz; sondern bloß dringendes Bedürfniß, oder augenblickliches Behagen am Gegenstand, oder endlich all zu große Anhänglichkeit an Nichtthun kann ihm nicht selten zu diesem Eingriffe in das Eigenthumsrecht verleiten.

Züge aus Sadis Leben.

(Schluß.)

Der Pfad führte sie einem kleinen umzäumten Rasenplatze vorüber, auf dem ein munterer Knabe sein weidendes Lamm tummelte. Sadi rief den Kleinen zu sich. „Meines Enkels Sohn Kalif;“ sagte er und legte die Hand auf das Haupt des schüchternen Kindes: „laß ihn einst deiner Huld empfohlen seyn.“ — Das ist er jetzt schon; „versetzte der Sultan:“ mag er einst meinem Sohne die Wahrheit sagen, wie sein ernster Großvater mir sie nie verhehlte. — „Dann führe er ihn vor Allem zu diesem kleinen Grasplatze,“ erwiederte der Greis. — Wofern er nicht längst jedes Spiel seiner Kindheit vergessen hat, „fiel der Kalif lächelnd ein. — Daß er dieses nie vergesse, sey meine Sorge.“ — Du scherzest, Sadi. — „Nein ich sprach nie ein ernsteres Wort, großer Sultan. Du stehst hier auf der glorreichsten Stätte deines ganzen weiten Reiches.“ — Der Kalif blickte dem Greise mit einer Mischung von Staunen und Unwillen ins Auge. — „Dein Großvater gründete, wie du weißt, ein neues Herrschergeschlecht. Die Zwietracht war lang und blutig. Unter dem Auf- und Niederwogen der Partheyen ward das prächtige Grabmahl der Könige ein Opfer der Volkswuth; ein wahnsinniger Frevel wühlte die Gräber um, und streute diese heilige Asche spottend in die Lüfte. Da sammelte ich heimlich die Gebeine der Entschlafenen und vertraute sie in einer stillen Nacht dieser gemeinschaftlichen Gruft.“ — Sadi hatte bey diesen Worten die kleine Thür des Geheges geöffnet: er faßte die Hand des Kalifen und trat mit ihm zu der Grabstätte. Stumm und ernst stand der Monarch während Sadi sich niederbeugte und die hohen Grashalme von einer kleinen bemoosten Marmorplatte hinwegbog.“ Hier Sultan „fuhr der Greis fort:“ hier fand die Hoheit und der Ehrgeiz von mehr als zwanzig Königen des Raumes satt. Was ein halbes Jahrtausend hindurch den Erdkreis aus seinen Angeln zu heben drohete und vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange nicht Königreiche genug antraf, die Eroberungsgier daran zu sättigen, dem hat die Nachwelt ein kleines Plätzchen vergönnt, eben groß genug für diesen Knaben, sein junges Lamm darauf zu tummeln. Hierher führe er einst deinen Sohn, so oft der Glanz des Thrones den Blick des Herrschers zu umnebeln droht, und wenn dieses Denkmahl der Nichtigkeit aller irdischen Größe dem verstockten Herzen keine Belehrung gewährt, so gibt es keine.

Charakter der Russen.

Der sittliche Charakter und die Kultur eines Volks sind mit dessen physischer Beschaffenheit

nahe verwandt. Hiervon gibt der Russe das befriedigendste Beyspiel. Auf seiner Miene schon steht sein Ernst, mit Gutmüthigkeit untermengt, deutlich geschrieben, und aus seinen düstern Zügen blickt Verschlagenheit hervor. Er ist eben so reich, ja reicher an Tugenden als jede andere Völkerschaft. Die Unarten — und welche Nation hat keine aufzuweisen? erscheinen bey ihm in einem grellern Lichte, weil sie den Charakter der Roheit und Natürlichkeit tragen und nicht in der Hülle der Verfeinerung versteckt liegen. Der Russe hat leicht erregbare Reizbarkeit und Empfänglichkeit für das Gute aber nicht minder für das Böse. Schnelles Aufgreifen und Auffassen ist ihm eigen, und feuervoller Eifer zum Beginnen, aber ermatteter Eifer zum Vollenden. Vom äußern Glanze geblendet, übersieht er leicht den innern Gehalt einer Sache, und strebt auch mehr nach jenem als nach diesem. Stets heiter, froh, singend und lachend, geht er dem härtesten Loos und den drückendsten Verhältnissen entgegen. Eine an Leichtsinn gränzende Sorglosigkeit macht ihm bald die Unglücksfälle vergessen, welche ihn treffen, aber nie ganz zu Boden schlagen. Gleichgültig gegen jede Gefahr, der alles lenkenden Vorsicht sich überlassend, sieht er dem Tode bey jeder Gelegenheit ins Gesicht, und wirft sich ihm auch mit beyspielloser Ergebung in die Arme. Er ist standhaft, in den heftigsten Seelen- und Körperleiden, und beweist eine eiserne Ausdauer in den Widerwärtigkeiten des Lebens. Die Religion ist ihm die heilsamste, stärkendste und einzige Arzeney. Obschon sein Körper hart, ist dennoch sein Gemüth sehr weich. Die schöne Tugend der Wohlthätigkeit ist der russischen Nation ganz vorzüglich eigen. Mitleiden, nicht bloß empfindendes, sondern thätiges, gegen den ärmsten Mitsterblichen und die in den aufgeklärten Süden beynahe ganz verschwundene Gastfreundschaft ist hier noch allgemein zu finden. Der Gehorsam gegen ihre Obern und die Pünktlichkeit in Erfüllung ihrer anbefohlenen, auch der schwersten Pflichten, aber mehr noch als Alles, ihre unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit an ihren Monarchen, erhebt diese Nation zu den edlern. Die neuere Zeitgeschichte gibt hiervon das schönste Beyspiel. Die tiefste aber auch herzlichste Verehrung für ihren unsterblichen Beherrscher, den von Gott gekrönten hochherzigen Weltbefreier, erfüllt aller Herzen. Auch ist noch eine schöne Eigenschaft des Russen, und ein Beweis seines edlen Herzens, seine Toleranz gegen die übrigen Glaubensgenossen und gegen andere Nationen. Er verträgt sich mit jedem Fremden, welchen Landes und Glaubens derselbe auch sey, und er wird sein Wohlthäter und Freund. Der Russe ist also der treueste Unterthan, einer der tapfersten Krieger, ein mitleidiger und duldsamer Menschenfreund. Man hat den Russen als hart, bis zur Unempfindlichkeit dargestellt. Indessen haben die neuern Begebenheiten gezeigt, daß der Russe doch wohl nicht der Unempfindlichste sey. Bey rohen Naturen ist Härte eine wesentliche und unmittelbare Folge der Lebensart. Ein andres ist es, wenn diese Eigenschaft bey ausgebildeten Nationen wahrgenommen wird, bey diesen mag sie immer Laster oder Unart heißen. Die Verschlagenheit des Russen ist weniger Heimtücke oder Schadenfreude, als Mittel zum Gewinn und Reichthum, wonach auch nicht bloß der Russe allein strebt. Die große Neigung dieser Völkerschaft zum unmäßigen Trunke dient ihr allerdings zum Vorwurf; allein auch diese mag Klima und Lebensart entschuldigen. Der Nationalstolz aber ist wahrlich vielmehr eine Tugend als ein Laster, und das Reich müßte sich sehr schwach fühlen und aller Energie beraub

seyn, welches ihn vermißte. Ueber dieses frage ich noch, welches hat wohl in den neuesten Zeiten sich einen vollkommnern Anspruch und ein wirkliches Recht auch hierauf erworben? Was noch die Verringerungs- und Verkleinerungssucht in Ansehung anderer Staaten betrifft, deren man sich hier schuldig machen soll, so rührt dieselbe allein aus der politischen und geographischen Unkunde Einzelner her. Abergiauben und Vorurtheile endlich sind ja selbst noch nicht einmal ganz aus den Ländern vertilgt, die schon lange als die Geburtsstätte und der Mittelpunkt der Aufklärung bekannt sind. Was kann man daher von einer Gegend erwarten, welche diese wohlthätige, aber auf ihrem Boden leicht giftige Pflanze, nur behutsam pflegen, doch ja nicht wuchern lassen kann. Dieses ist das moralische Bild des eigentlichen Russen überhaupt; natürlich leidet es in der Hauptstadt zahlreiche Abweichungen und verliert sich so wie auch der physische Charakter in tausenderley Schattirungen; doch überwiegt der Russe, der wohl sieben Achtheile ihrer Bevölkerung ausmacht, mit seinem Nationalcharakter allerdings.

Alte schottische Sitte.

Brantoma erzählt in seinen Vies des hommes illustres, daß der Vicomte von Chartres, wie er unter Eduard dem dritten in England Kriegsgefangener war, die Erlaubniß erhielt, in die schottischen Hychländer zu reisen. Nach einer großen Jagd, in welcher sehr viel Wildprett erlegt ward, sah er diese schottischen Wilden, einen Theil ihrer Jagdbeute roh ohne alle andere Zubereitung genießen, als daß sie das Fleisch zwischen ein paar Holzstücke legten, die sie so heftig zusammendrückten, daß alles Blut herauslief und das Fleisch ganz hart zurückblieb. Sie hielten dieß für einen großen Leckerbissen, und der Vicomte gewann ihre Gunst in einem hohen Grade, weil er daran Theil nahm. In dem alten Roman, la très élégante Histoire du très noble Roi Perceforest, Paris 1531, wird dieses ganze Verfahren sehr naiv in folgender Episode erzählt: wo Estonne, ein schottischer Edelmann, der einen Damhirsch erlegte, zu seinem Gefährten Claudius sagt: Nun Herr, esset so wie auch ich. — Das könnte schon geschehen, wenn wir Feuer hätten. — Bey meines Vaters Seele, sprach Estonne, ich will es euch zurichten und kochen nach meines Landes Sitte, wie es einem irrenden Ritter gebührt. Darauf zog er sein Schwerd, trat zu einem Baume, haute einen Zweig ab und spaltete ihn sehr tief, wohl bis zwey Fuß hinein, dann legte er die Hirschkeule dazwischen, nahm seines Pferdes Zaum und band die beyden Enden des Zweiges so fest zusammen, daß alles Blut und aller Saft aus dem Fleische herausprützte und es weich und trocken zurückblieb. Dann nahm er es heraus, zog die Haut herab und das Fleisch erschien so weiß, wie von einem Kapaun. Darauf sagte er zu Claudius: Herr, ich habe das Fleisch nach meiner Landesart gekocht, ihr könnt kecklich davon speisen, ich speise dessen zuerst. Da reichte er mit der Hand an einen Ort neben seinen Sattel und langte Salz hervor, gestoßenen Pfeffer und Ingwer, mischte es, wirft es auf das Fleisch, reibt es und schneidet es in zwey Theile, reicht Claudius den einen und beißt so heerzhaft in den andern hinein, daß der Pfeffer davon stibt. Wie Claudius wahrnahm, mit welcher Lust er davon aß, kam sie ihm auch an und er speiste mit großem Behagen und sagte zu Estonne: Bey meiner Seele! nie aß ich Fleisch auf diese Weise bereitet; aber fortan werde ich mich nicht mehr von meinem Wege abwenden, eine andere Küche zu suchen. Herr, sprach Estonne, wenn ich in

den schottischen Einöden bin, die zu meiner Herrschaft gehören, reite ich wohl acht Tage, auch vierzehn umher, ohne ein Schloß oder Herberge zu sehen, auch kein Feuer noch lebendes Wesen außer den Thieren des Waldes, dann genügt mir diese Speise auf solche Weise bereitet, und besser könnte mir eines Kaisers Fleischspeise nicht schmecken. So ritten diese Beyden schwatzend und essend fort, bis sie in einem Thal an einen schönen Brunnen kamen. Wie Estonne solchen erblickte, sagte er zu Claudius: lasset uns daselbst trinken von diesem Trank, den der große Gott allen Menschen bescheret, und der mir lieber ist als alle Gastmäler von England u. s. w.

Das gelohnte Almosen.

Krieg hatte das Land verarmt, ein eiserner Winter hatte mit verlängerter Dauer den Schooß der Erde verschlossen, daß es endlich den Menschen an Nahrung gebrach, und ihm nichts blieb als der Glaube an Gottes väterliche Güte. Und diese trog ihn nicht — denn endlich lichtete seine Sonne die Nebel, die Fluren tranken ihren belebenden Strahl und die Erde bekleidete sich wieder mit der Farbe der Hoffnung und der Menschen Herzen hoben sich bey der Aussicht einer freundlichern Zukunft. Da verließ Amanda die Stadt und leitete ihre Mutter in ein stilles Thal, wo in der Mitte rebenumkränzter Hügel ein einsames Dorf lag. Nun der Landmann wieder hoffte, wagte Amanda sich wieder zu freuen. Unter Früchte verheißenden Bäumen, an einem murmelnden Quell saß sie entzückt und sagte zur still genießenden Mutter: O siehe! der alte Gott lebt noch! — Da trat ein Kind daher, dessen blasses Gesicht die Spuren der drückenden Zeit trug; noch immer versagte das Feld seines Vaters die labende Nahrung, und spärlich hatte es bisher das Brod der Armuth genährt; aber Rosen hatte die Frühlingssonne als Pfand größerer Gaben, die allen Jammer zu enden heran reifen, an der Umzäunung der Hütte entblühen lassen, und ein Rosenstrauch ward jetzt der Dolmetscher seines Mangels. Amanda nahm ihn gerührt. Kind des Frühlings, rief sie, Blume der Liebe, führst du jetzt das Wort für den Jammer? Du sollst mir nicht verstummen, ich will in jenen Quell schöpfen, dich zu erfrischen. — Und sie gab dem Kinde, und gab ihm wieder und dankte mit freundlicher tröstender Rede. Da eilte das Kind fort mit erfreutem Herzen, und brachte der Mutter die reichliche Gabe, und ehe wenige Augenblicke vergingen, kehrte es zurück, behutsam daher schreitend; den blanken Schöpfer des Milchkübels mit reinem Wasser gefüllt, trug es in beyden, das Gleichgewicht suchenden Händchen, schüchtern reichte es ihm Amanden, und deutete stumm auf die Rosen. —

Und so dankte sein Herz für die freundlichen Worte, welche die Gabe verschönerten, mit der Erfüllung des Wunsches, den die Wohlthäterin aussprach.

Logogryph von d. W.

Wie die Lüfte linder säuseln,
Sich um ihre Locken kräuseln,
Athmen Liebende im Hain,
Und das Ganze sanfter rinnet
Durch den bunten Blüthenrain,
Wo ein Flügelknabe sinnet.
Auch die Echo will sich gern
Liebenden gefällig zeigen;
In den Bergen nah und fern
Stöhret sie des Abends Schweigen.
Was sie rief in später Stunde,
Sah sie Liebende beglückt,
Des gibt Dir das Ganze Kunde,
Nur ein Zeichen ihm entrückt.

Auflösung der Charade in Nro. 32:

Lustspiel.

№ 34.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 24. July. 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Während das französische Heer immer Verstärkungen erhielt, suchte auch das brittische Ministerium Lord Wellington den verlangten Nachhalt zu senden und am 4. März 1811 traf unter Sir Joseph Yorke eine Kriegsflotte mit 5000 Mann an Bord in Lissabon ein; auch so gingen mehrere Ergänzungen für Regimenter nach Portugal ab.

Unterdessen schlossen sich Soults und Mortiers Harste aus Sevilla und dem südlichen Spanien aneinander und zogen nordwärts nach der Gränze von Portugal um mit Massena ihre Unternehmungen zu verbinden. Victor blieb mit etwa 10,000 Mann zur Einschließung von der Insel Leon und Cadix zurück.

Den 23. Januar 1811 starb der Marquis von la Romana sehr plötzlich. Als er aus seinem Hause trat, um Lord Wellington seine Ehrfurcht zu bezeugen, überfiel ihn eine Betäubung, eine Art von Schlagfluß, der seinem Leben in weniger als einer halben Stunde ein Ende machte. Der Marquis war in Frankreich erzogen worden, und sprach die französische Sprache mit großer Feinheit. Ob er schon in diesem Lande viele Freunde hatte, so opferte er doch nicht die allgemeine Sache besondern Neignngen auf. Er blieb immer ein rechtlicher Spanier. So lange er am Hofe zu Madrid Zutritt hatte, vernachlässigte er nichts, um die Ränke des Cabinets der Tuillerien zu vereiteln. Da er nicht unter den Schlag von Leuten gehörte, die sich durch Schmeicheley oder Geld bestechen lassen, so brauchte Bonaparte die Ruhmliebe. Der Marquis ließ sich in dieser Schlinge fangen und wurde mit einer Abtheilung spanischer Truppen nach dem nördlichen Europa geschickt. Sobald er vernahm, sein Vaterland mache Ansprüche auf seine Dienste, faßte er den edlen Entschluß, ihm zu Hülfe zu eilen. Mit Hülfe der englischen Regierung gelang es ihm, Dänemark mit seinen Truppen zu verlassen, und im Jahr 1808 zu Santander ans Land zu steigen. Er hatte mit der größten Auszeichnung gedient, als er in dem Augenblicke starb, wo sich Lord Wellington Glück wünschte,

ihn zum Mitgehülfen zu haben, und durch seine weisen Rathschläge belehrt zu werden. Bey Gelegenheit seines Todes drückt sich Lord Wellington in einem Briefe an den Grafen von Liverpool den 26. Januar folgendergestalt aus: „Es thut mir sehr leid, Ew. Herrlichkeit melden zu müssen, daß der Marquis von la Romana den 23. dieses Monats nach einer kurzen Krankheit gestorben ist. Seine Tugenden, seine Talente und seine Vaterlandsliebe sind der englischen Regierung bekannt. Die spanische Armee hat ihre schönste Zierde, sein Vaterland den reinsten Patrioten, und die Welt den muthigsten und eifrigsten Vertheidiger der Sache verlohren, für die wir kämpfen; immer werde ich mit Dankbarkeit den Beystand anerkennen, den er mir sowohl durch seine Unternehmungen, als durch seine Rathschläge geleistet hat, seitdem er bey dieser Armee ist."

Als der Marquis einige Tage vor seinem Tode erfahren hatte, die Franzosen ständen unter dem Marschall Mortier mit Macht an der Guadiana, beschloß er den General Mendizabal dahin zu schicken, um die Fortschritte des Feindes aufzuhalten. Soult fühlte die Nothwendigkeit, ehe er bis an den Tajo vordränge, einige feste Plätze in seine Gewalt zu bekommen, um seine Verbindungen mit den Truppen in Estremadura und Andalusien zu sichern. Er gab Mortier Befehl, Olivenza wegzunehmen, das bloß einen schwachen Widerstand leistete, ob es schon eine Besatzung von 3000 Mann hatte. Mendizabal konnte nicht zeitig genug zu seiner Unterstützung eintreffen; er hatte ungefähr 12,000 Mann unter seinen Befehlen, und schlug sein Lager auf dem rechten Guadianaufer bey Badajoz auf. Der Marschall Soult hatte Sevilla verlassen, um selbst die Unternehmungen in Estremadura zu leiten; bey seiner Ankunft hatte er Badajoz angegriffen. Um diese Festung völlig einzuschließen, mußte er die Spanier aus ihrer gegenwärtigen Stellung vertreiben, welche mit der Feste San-Christoval in ungehinderter Verbindung stand. Den 19. Februar ging Soults Reiterey über die Guadiana, um sich mit dem Fußvolk zu vereinigen, das gestern mit der Artillerie übergesetzt war, ohne daß Mendizabal den geringsten Widerstand geleistet hätte. Dieser General rechnete auf einige Redouten, womit er sein Lager umgeben hatte.

Mit Tagesanbruch stürzte sich die französische Reiterey auf den linken Flügel der Spanier und warf ihn. Den Rechten griff der General Girard mit einer so überlegenen Macht an, daß er trotz dem lebhaften Widerstande, den der Kern der spanischen Armee auf diesem Punkte machte die Stellung bald weggenommen hatte. Während dieser beyden Hauptangriffe hatte ein Corps Plänkler den Mittelpunkt der Spanier verhindert, seinen Flügeln zu Hülfe zu kommen, weil er jeden Augenblick einen wirklichen Angriff zu besorgen hatte. Als Soult Nachricht von den Siegen erhielt, die sein rechter und linker Flügel erfochten hatten, vereinigte er alle seine Truppen gegen Mendizabals Mittelpunkt, und durch die Geschicklichkeit dieses Manövers zwang er ein ganzes Corps von 6000 Mann, die Waffen zu strecken. Der Ueberrest der Armee wurde getödtet, oder zerstreut. Um zehn Uhr Vormittags war der Kampf geendigt. Die Flüchtlinge eilten theils nach Badajoz, theils nach Elvas; der General Mendizabal zog sich mit der Reiterey unter die Kanonen dieser Festung zurück. Dieser vollständige Sieg kam den Franzosen nicht über 400 Mann zu stehen, die außer Stand zu fechten gesetzt waren. Er öffnete ihnen so zu sagen die Thore von Badajoz, weil sie nunmehro die Festung leicht auf dem rechten Ufer der Guadiana

einschließen konnten, und weil die Belagerten durch die Vernichtung der einzigen Trupen, die zu ihrem Schutze bestimmt waren, den Muth verlieren mußten.

Den 11. Februar hatte Soult die Feste Pardalleyras von Badajoz angreifen lassen, das mit dem Bayonette weggenommen worden war. Die Belagerten vertheidigten sich mit eben so viel Muth als Einsicht; sie machten mehrere Ausfälle, welche die Fortschritte der Belagerer aufhielten und ihnen viele Leute tödteten. Beym letzten Ausfalle der Besatzung wurde der Befehlshaber Menacho getödtet, indem er wegen der Wichtigkeit seines Zwecks die Truppen in Person anführte. Er wollte die Franzosen hindern den bedeckten Weg zu besetzen. Sein Nachfolger, der General Imas, zeigte den nämlichen Muth und dieselbe Aufopferung. Den 10. März war die Bresche gangbar. Soult traf alle Anstalten zum Sturme. Ehe er jedoch zu diesem äußersten Mittel schritt, das immer für beyde Theile nachtheilig ist, ließ er den Gouverneur auffordern, der wegen der Unmöglichkeit einer längern Vertheidigung den 11. den Platz übergab. Die Besatzung war 9000 Mann stark und wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Einer der Capitulations-Artikel lautete folgendermaßen: „daß die Besatzung durch die Bresche ausziehen sollte." Dieß widerlegt auf die entscheidendste Weise die Vorwürfe, die man den Vertheidigern von Badajoz ganz ohne Grund gemacht hat. In den Batterien und im Zeughause fand man 170 Kanonen, Mörser oder Haubitzen, 30,000 Pfund Pulver, viele Infanterie Patronen, und was für die Franzosen von noch größerem Werthe war, zwey Pontonsgeräthschaften, die in sehr gutem Zustande waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Gelübde an der Wirthstafel.

An einer Wirthstafel zu Insbruck, die größtentheils aus jungen Offizieren bestand, speiste auch ein Engländer von ernstem stillen Wesen. Er öffnete den Mund selten anders, als zur Stillung der Begierde des Tranks und der Speise. Auffallen mußte der Tischgenossenschaft indeß die Sonderbarkeit, daß er, Tag für Tag, nach aufgesteckter Serviette, einen Louisd'or neben seinem Gedeck niederlegte, und beym Nachtisch immer wieder sorgsam in die Börse schob. Ein Spiel, welches er unausgesetzt wiederholte. Endlich fing es den Herren an, vor der Stirn warm zu werden, und man beschloß einmüthig, in der festen Meinung, der Fremde führe nichts mehr und nichts weniger im Schilde, als durch das räthselhafte Goldstück sie sammt und sonders zum Besten zu haben, ihn deshalb um Erklärung anzusprechen. Ein jovialer Lieutnant erbot sich auf der Stelle, als Repräsentant der verunglimpften Gesellschaft aufzutreten, und den wunderlichen Heiligen, wie er sich ausdrückte, dermaßen ins Gebet zu nehmen, daß ihm die Straßensteine zu Insbruck zu glühenden Kohlen werden sollten.

Als am folgenden Mittage der verfängliche Louisd'or wieder auf den Tisch gelegt wurde, erhob sich der Lieutenant von seinem Sitze, und sprach mit der feierlichen Würde des Stuhlherrn in einem Vehmgerichte: „Mein Herr, wir sind des einfältigen Spaßes überdrüßig, daß sie den Louisd'or da täglich zur Schau legen, und wieder in den Sack stecken. Wir dringen auf Erklärung, dahinter lauert eine Schalkheit. Sie haben es mit uns Allen zu thun, das bedenken sie wohl. Also nur hurtig zur Sache!"

„Augenblicklich, meine Herren! erwiederte der Britte mit ruhiger, beynahe phlegmatischer Gleichmüthigkeit, bin ich bereit, ihren Wunsch

zu befriedigen. Das Ding, welches ihnen so wichtig scheint, ist im Grunde nur ein ganz unschuldiger Scherz, und verhält sich kürzlich also: In den fünf Jahren, die ich nun bereits in der Welt umherziehe, nahm ich meine Mahlzeiten immer am liebsten an der Wirthstafel ein. Daher wurde mir sehr häufig die Ehre zu Theil, mit jungen Herren vom Militair zusammen zu treffen. Wenn da diese braven Gäste auch nur ein einziges mal von etwas anderm gesprochen hätten, als von Liebschaften und vom Dienste! Da lief mir der Einfall durch den Kopf, der Armuth einen Louisd'or zu geloben, wenn die Rede sich zur Abwechselung einmal auf andere Gegenstände lenken würde. Doch hat es mir bis auf den heutigen Tag noch immer nicht gelingen sollen, mein Goldstück an den Mann zu bringen."

Er sprach diese kleine Tischrede mit so naiver Unbefangenheit, daß die jungen Herren das Ding wirklich für das nahmen, wofür der freymüthige Sprecher es ausgab: für einen unschuldigen Scherz.

Polizey in London.

In einem Lande, wie in England, das in vieler Hinsicht als Muster für andere Staaten aufgestellt zu werden verdient, ist auch die Polizey im Allgemeinen, bis auf einige Ausnahmen, die ich unten näher bezeichnet habe, lobenswerth. Man wird es kaum glauben, daß, ohne daß man es bemerkt, dennoch in London bey Tag und Nacht eine sehr strenge Polizeyordnung herrscht; wie wäre es auch anders möglich, Ordnung in einer Stadt von 1,050,000 Einwohnern zu erhalten, die Nationen aller Art, aus den entferntesten Ländern der bekannten Erde, täglich besuchen, und wo so eine große Anzahl Matrosen und Schiffsvolk sich aufhält.

Ohne die äußern Kennzeichen der Polizeybehörden, die in den Ländern des Festenlandes oft den Zweck verfehlen, da man sie schon von weitem kennt, erhält London die musterhafteste Ordnung. — Bey den geringsten tumultuarischen Auftritten sind eine Menge Constabler da, die die Schuldigen ergreifen und zur Verantwortung ziehen. Diese Constabler sind keinesweges Menschen aus der niedrigen Klasse des Volks, wie die Polizeydiener in manchen Staaten, sondern es sind eingeschworne Bürger des Staats, die für ihre eigene Sicherheit wachen. Wenn nicht ein förmlicher Tumult ausbricht, so darf kein Soldat in die eigentliche Stadt (City genannt); eben so hat London, ungeachtet seiner ungeheuren Größe, außer einigen Regimentern Leibgarde, die zur Sicherheit der Person des Regenten und zur Bewachung des Towers und der königlichen Paläste dienen, und in dem Westende liegen, keine Garnison.

12000 Nachtwächter und bürgerliche Patrouillen wachen während der Nacht für die Sicherheit der Einwohner; und doch werden trotz allen diesen rühmlichen Anstalten Verbrechen genug begangen, deren Ursache man aber wohl meistens in der Anzahl des vielen Bettelvolks suchen muß, das man ungehindert auf den Straßen den Einheimischen und Fremden zur Last fallen läßt.

Da London so viele Arbeits- und Versorgungsanstalten hat, und da so viel jährlich zur Erhaltung derselben entrichtet wird, so muß es sehr auffallen, so viel zerlumpte und halbverhungerte Menschen, besonders Weiber mit vielen kleinen Kindern, auf den Straßen ohne Obdach und ohne Bekleidung zu finden. — Man wird mir antworten, daß die meisten von ihnen fau-

les und dem Trunk ergebenes Volk ist, dieses bezweifle ich nicht allein keinesweges, sondern ich habe mich sogar davon überzeugt; allein warum leidet man dieses bey so vielen Versorgungshäusern? Macht es nicht einen unangenehmen Eindruck auf den Ausländer, der mit der Idee Albions Hauptstadt besucht, daselbst Ueberfluß und so viel, als die Umstände erlauben, keinen Mangel zu finden? Warum entzieht man nicht dem gesitteten Mann dergleichen oft schaudererweckende Anblicke, da man das Vermögen und die Gewalt dazu hat, es zu heben. — Viele kleine Staaten des Continents gehen mit einem musterhaften Beyspiele voran, in vielen findet man, trotz der kümmerlichen Zeit, keinen Bettler auf der Straße. Auch darauf wird man vielleicht erwiedern, daß in einem kleinen Staate oder in einer kleinen Stadt man eher Ordnung halten könnte; allein da alle Unternehmungen Englands den Stempel der Größe und des Riesenhaften an sich tragen, so sollte ich glauben, daß auch dieses bey den vielen Mitteln, die demselben zu Gebote stehen, leicht zu beseitigen wäre. Noch ein Gegenstand, den ich berühren muß, ist das Betragen der öffentlichen Mädchen, des Abends in den Schauspielhäusern und auf den Straßen. Da die strengste Sittlichkeit ein Hauptzug der Engländer ist, so muß man sich wirklich wundern, wie man so leicht das Verfahren dieser Geschöpfe öffentlich dulden kann. Es würde wider den Anstand seyn, ihr Benehmen zu schildern; allein wer nur einmal das Coventgarden und Drurylane-Theater besuchte, wen nur einmal sein Weg des Abends vom Theater bis in die City führte, wird sich zur Genüge davon überzeugt haben. Ich berufe mich auf das Zeugniß eines jeden gesitteten Ausländers selbst auf die Zeugnisse sehr vieler Londoner, die gereist waren, und meine Meynung völlig theilten, daß selbst in dem luxurieusen Paris so etwas nicht zu finden sey.

Mehreres muß ich berühren, was unausbleiblich die Polizeyordnung einer Stadt angeht; London hat 1200 Miethkutschen oder Hackney-Coaches, deren man sich zu jeder Stunde, bey Tag und Nacht bedienen kann. Diese Einrichtung ist nicht allein löblich, sondern trägt viel zur Bequemlichkeit bey; allein warum sieht man nicht darauf, daß in der reichsten und reinlichsten Stadt der Erde, die Kutscher reinlicher und besser gekleidet sind? Es ist doch Abscheu und Ekel erweckend, wenn man einen Menschen, entweder mit ganz zerrissenen oder mit bunt geflickten Mantel oder Ueberrock auf dem Kutschersitz vor sich hat. Dazu kommt noch, das die meisten von ihnen, da sie Tag und Nacht auf der Straße zubringen müssen, und in der rauhesten Jahreszeit, um sich zu erwärmen, dem Branntwein tüchtig zusprechen, meistens betrunken sind. Oft sind auch die Wagen, ohngeachtet ihres äußern eleganten Ansehns im schlechten Stande, und die meisten Pferde sehen erbärmlich aus.

Schilderung der Zigeuner.

(Fortsetzung.)

Aus der vorhergegangenen Beschreibung ergibt sich von selbst, daß mein nomadischer Zigeuner weder im Essen noch Trinken, noch in den sonstigen Bedürfnissen seiner thierischen Hälfte sehr lecker seyn kann. Was nur je eßbar ist, sey es auch ein Apocryphon in dem Canon der Pariser Gastronomie, lezt seinen Gaumen mäßig, wie des edlen Cincinatus Tafel, ist seine Mahlzeit. Fleisch liebt er, weiß es aber nach den Umständen zu entbehren, wenn auch nicht gerade die Satzungen der griechischen Kirche, zu der sich die meisten dem Namen nach bekennen, Fasttage gebieten. Bey demselben Feuer, wo der

Familienvater sein Eisen glühet, kann die Hausmutter auch ihre Küche bestellen. Ist das Mahl bereitet so lagert sich alles in die Runde; jeder bringt den Appetit mit, ohne sich ihm erst anwünschen lassen zu müssen, Löffel sind gewöhnlich das einzige Eßinstrument; was sich nicht in den Löffel fügt, wird, wie es der Instinkt lehrt, mit den Fingern verkleinert, höchst selten mögen Ueberladungen vorfallen; daß aber je ein Nomade an Unverdaulichkeit und ihrem zahlreichen Gefolge gelitten habe, glaube ich in die Seele aller siebenbürgischen und ungrischen Aerzte verneinen zu können. Vom Trinken wird unten die Rede seyn; hier muß ich nur noch Eines eigenen Gelustes der Nomaden erwähnen. Toback zu schmauchen ist bey den Meisten Bedürfniß; auch kann in einem Lande, wo dieser Artikel in so wohlfeilen Preise steht, dieser Genuß ihnen nicht als Verschwendung ausgelegt werden, da sie ohnehin mit allem, was nur dem Tabak ähnlich sieht, oder ähnlich riecht, fürlieb nehmen. Um von dem köstlichen Gewächs so wenig, als möglich, ungenossen verloren gehen zu lassen, haben sie nur fingerlange Pfeifenröhren, damit der aus der Pfeife emporsteigende Rauch ihnen noch die Nase kitzle. Auch das zweyte Geschlecht theilt diesen Luxus mit den Männern, und das kochende Weib schmaucht mit dem schmiedenden Manne in die Wette, welches uns andern Männern gar nicht grazienhaft vorkommt. Aber sie rauchen den Tabak nicht blos, sondern kauen ihn auch, wie dieß bey Seeleuten gewöhnlich ist. Vom Schnupfen weiß ich kein Beyspiel. Weil nun in einer alten, langgebrauchten Tabaksröhre sich der Saft stark anhäuft, so sind auch solche Röhren zum Kauen willkommen. Ueberhaupt kann ein Reisender dem Nomaden kein wertheres Geschenk machen, als wenn er ihm eine Hand voll Tabak, oder auch nur eine abgenutzte Röhre schenkt. Diesem häufigen Tabaksgenuß schreibe ich, neben der selten heißen Kost, die gesunden elfenbeinernen Zähne der Nomaden zu.

2.

Die wirklich Ansässigen.

Bey weitem der größte Theil der ungrischen und siebenbenbürgischen Zigeuner hat sich schon seit längerer Zeit an eine stäte Lebensart gewöhnt, und sich in Vorstädten oder an Dörfern förmlich angesiedelt. Von ihrer Wohnung gilt also im Durchschnitt, was von andern; nur daß die Meisten ein viel beschränkteres, ärmlicheres Aussehn haben, als gewöhnliche Bauerhäuser. Bisweilen findet man aber auch Zigeuner in recht guten, innen und außen wohlgeputzten, anständigen Häusern, Sie haben in den Vorstädten und Dörfern ihre eigenen Bezirke, wo sie sich anfänglich aus Zwang, ausschließlich anbauen durften, jetzt aber, um sich nicht von einander zu trennen, freywillig zusammendrängen. In einem solchen meistens mit dem Prädikate seiner Inhaber ausgestatteten Quartier, wohnen sie ganz dicht und nachbarlich beyeinander, weil sie ihre Häuser, oder Hütten, gewöhnlich nur klein machen, und dann keiner weitläuftigen Umgebung bedürfen, wie ein Landbauer, um Vieh oder Feldfrüchte aufzuheben. Ein Wohnzimmer, eine Kammer, eine Werkstatt, oft zugleich auch Hausflur, ist Raumes genug, um ihn, seine Habe und seine Wirthschaft bequem zu beherbergen.

— In der Kleidung findet bey ihnen, wie bey andern Menschenkindern, eine große Verschiedenheit statt. Wer es vermag, kleidet sich schön und reich; wer nicht, geht wie er kann. Uebrigens ist Kleidersucht unter ihnen gar nicht selten. Besonders haben sie die Vorliebe für schreiende Farben mit ihren nomadischen Brüdern gemein. Rothe oder Blaue, dann und wann sogar zweyfarbige, mit Gold oder Silber

verschwenderisch gestickte Hosen, gelbe ungarische Stiefel mit Sporen findet mancher nach seinem Geschmacke vortrefflich. Gern kleiden sie sich hauptsächlich in den ungrischen, an einem wohlgebauten Körper gewiß nicht unangenehmen, Nationalschnitt. Wie ein adlicher Ungar schreitet mancher Zigeuner daher, und wiegt sich in der stolzen Selbsttäuschung, von Fremden vielleicht für einen solchen angesehen zu werden; aber gewöhnlich verräth ihn dem geübteren Auge seine Farbe, oder der Ausdruck des innerlichen Behagens an seiner Person, oder endlich das Bestreben, sich und seine Kleider geltend zu machen.

Um besser wohnen und sich besser kleiden zu können, als die Nomaden, sind auch ihre Erwerbsquellen ergiebiger. Der schon bey jenen erwähnte Hang zu Feuerarbeiten macht einen Hauptnahrungszweig der Zigeuner aus. So wie in allem übrigen, sind sie auch in dieser Kunst weiter vorgerückt, als jene. Es giebt wirklich nicht selten zigeunerische Hufschmiede, Schlosser, Nagel- und Messerschmiede, deren Fabrikate wenig zu wünschen übrig lassen. Der Knabe kann schon im zwölften Jahre durch Nägelmachen seine Eltern zu seiner Ernährung unterstützen, während der Vater schwerere Arbeiten verrichtet. Mancher darf ein Stück nur einmal gesehen haben, um es ohne Verlegenheit nachzumachen. Diese Zigeuner sind größtentheils die Schmiede und Schlosser auf den Dörfern. Was, und wie es der Landmann bedarf, machen sie ohne Tadel, ja selbst in Städten sieht man bisweilen in gewiß nicht uneleganten Häusern, Fensterbeschläge und ähnliche Eisenarbeiten aus zigeunerischen Werkstätten. Damit will ich keineswegs läugnen, daß auch unter ihnen, wie überall, der Halbmeister und der Pfuscher die Mehrzahl ist. Indessen bleibt es war: würde diese natürliche Anlage schulgerecht ausgebildet, so dürfte man zigeunerische Feuerarbeiter aufstehen sehen, die den besten Feuerarbeitern in ihrem Fache zuverlässig die Wage halten könnten. Aus der Angabe ihrer Fabrikate erwartet man mit Recht, daß auch ihre Werkzeuge mehr oder minder vollkommen sind. Manche Esse ist so ausgestattet, wie man sie bey gelehrten Meistern findet. Andere arbeiten in Holz. Auch in den Ziegelhütten sind viele Zigeuner; theils besitzen sie dieselben eigen, größtentheils aber stehen sie unter der Aufsicht eines andern Eigenthümers. Mehrere nähren sich mit Schuhflicken, oder von Taglohn. Ueberdieß sind an vielen Orten, die sogenannten unehrlichen Professionen, ein Monopol zigeunerischer Individuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bonapartes Würdigung.

(Nach der englischen Zeitung the Courier.)

Bonaparte mit den Beschränkungen oder mit der Tyranney des Statthalters auf St. Helena nicht zufrieden, appellirt mit beyspielloser Frechheit an die Beherrscher Oestreichs, Rußlands und Preußens und glaubt ein Recht nicht nur auf ihren Schutz, sondern auch auf ihre Gerechtigkeit und Dankbarkeit zu haben. Und warum? Weil er den Kaiser von Oestreich nicht ganz seines Thrones beraubte; weil er den Kaiser von Rußland nach der Schlacht von Austerlitz mit seiner Armee zurückziehen ließ, was er nicht hindern konnte; weil er keinen andern Fürsten auf den Thron von Berlin setzte. Er hat also ein Recht auf ihre Dankbarkeit, weil er sich begnügte zu plündern, wo er hätte morden können! Doch er konnte sich an die Spitze der Loire- und Garonnearmee stellen. Warum that er es denn nicht? — Weil er seine persönliche Sicherheit vorzog. Warum verließ er seine, bey

Waterloo geschlagene Armee? — Weil ihm seine persönliche Sicherheit am Herzen lag.

Daß ihm der Aufenthalt und die Entbehrungen auf St. Helena nicht eben gefallen mögen, glauben wir gern. Aber wie kann der Tyrann, der von keinem Tyrannen an Grausamkeit, Treulosigkeit, Bundbrüchigkeit, Verachtung alles Heiligen je übertroffen worden ist, sich beschweren, auf eine Insel, fern von dem alten Schauplatze seiner Tyranney verbannt zu seyn und nicht alle mögliche Vergnügungen des Lebens genießen zu können! — Was soll man dazu sagen? Ist etwa diese Züchtigung nicht verdient? Ist diese Entwickelung seines Lebens nicht der Gerechtigkeit — obwohl eben nicht der strengsten — vollkommen angemessen? —

Die Geschichte, deren Urtheil er sogern vorgreift, wird von ihm sagen: daß er einige glänzende Eigenschaften der berühmten Männer des Alterthums besaß; allein daß er sie mit, die Menschheit entehrenden, Lastern befleckte. Er hatte wie Alexander, den Durst nach Eroberungen: wie Karl der zwölfte, die Sucht nach Unternehmungen, allein ihm fehlte die Großmuth des erstern und die Kaltblütigkeit des Letztern. Grausam wie Gingischan, abergläubisch wie Attila, vereinigte er in seinem kriegerischen Leben das herablassende Wesen des Marius mit der prunkvollen Verschwendung Sylla's und oft die Wildheit beyder. Er hatte die ungeheure Thätigkeit Cäsars; allein dessen edle Einfachheit, Edelmuth und Seelengröße kannte er nicht. Und an Verkehrtheit der Grundsätze, an Raubsucht und Treulosigkeit übertraf er sie alle. Wo er mit den Waffen nicht ausreichte, nahm er keinen Anstand, die größten Betrügereyen zu üben. List und Gewalt waren seine beständigen Begleiter. Der Ruhm dieses Mannes wurde mehr durch die Kühnheit seiner Unternehmungen, den Umfang seiner Hülfsmittel und durch die Tapferkeit seiner Truppen begünstigt, als durch seine Geschicklichkeit und seinen Scharfblick. Der Glanz seiner ersten Siege ist durch seine Niederlagen verlöscht; und er hat kein dauerndes Denkmal, keine nützliche Anstalt hinterlassen, durch welche der wirkliche Verlust und das namenlose Elend, das er über die Menschheit gebracht, vergütet werden konnte.

Anekdote.

Ein B . . . . . aus N. war vor einiger Zeit Geschäfte halber in Bremen, und besuchte alda mehrere seiner Freunde, bey denen er aber mehr trank, wie er vertragen konnte. Ganz betrunken hatte er beynahe den halben Weg wieder nach N. zurückgelegt, als ein Wagen mit Schweinen beladen, ihn einholte. Der Fuhrman sah, in welchem Zustande dieser Mann sich befand, und setzte ihn aus Mitleiden auf seinen Wagen. Nahe vor N., wo der B . . . . . vielleicht wieder halb nüchtern geworden war, umfaßte er, vielleicht noch im Taumel des süßen Wonnegefühls, sich noch unter seinen Freunden zu befinden, die beyden zunächst liegenden Schweine und fing mit lauter Stimme an zu singen:

Wir sitzen so fröhlich beysammen, ꝛc.

bis er denn schon eine Strecke in der Stadt gefahren, durch das Geräusch, und die unsanften Steinwürfe, der ihm nachlaufenden Stadtjugend, wie durch das Grunzen seiner noch umhalseten Freunde aufgeschreckt, zum Gelächter der vielen Zuschauer, aus seiner entzückenvollen Schwärmerey gerissen wurde.

V. e. D.

Räthsel von d. W.

Mit vier Füßen schwimm' ich,
Ich gehe mit drey.
Sieh nur auf meinen Sinn und nimm mich
Als meines Namens Konterfey:
So schwimm ich mit fünf Füßen:
Doch lieg' ich dann mit drey,
Und hat mir so einmal die Welt gehorchen müssen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 33.

Bach — Ach.

№ 35.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 27. July. 1817.

Schilderung der Zigeuner.

(Fortsetzung.)

Besonders wichtig ist ihre fast allgemeine Anlage zur Musik und die Ausübung derselben, welche einem großen Theile den Unterhalt verschafft. Es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, daß der musikalische Sinn den Zigeunern vorzugsweise vor allen mir bekannten Nationen eigen ist. Schon der siebenjährige Knabe versucht ohne die geringste theoretische Anleitung irgend ein Instrument, und bringt es durch das bloße Gehör und durch Uebung oft zu unglaublicher Fertigkeit und Richtigkeit. Auf allen musikalischen Instrumenten, das Klavier ausgenommen, gibt es zigeunerische Virtuosen, vorzüglich auf der Violine, welche mehrere mit einer Reinheit und einer Fülle des Ausdrucks spielen, deren kaum die berühmtesten Künstler fähig sind. Schon daraus, daß sie bloß nach dem Gehör ein Stück lernen, ergibt sich, daß sie nie große Kompositionen aufführen, aber in kleinern, besonders in Tänzen, sind sie nach allem was zu dieser Art gehört, unübertrefflich. Es weht in ihrer Tanzmusik ein lebendiger Geist, der dem Hörer unwillkührlich zur Freude hinreißt; starke und schwächere Akorde fließen in bedeutungsvoller Harmonie in einander über, und in ihrem ganzen Vortrag herrscht das tiefste Gefühl. Dieß bestätigt ein für den Wonnegenuß der Töne nicht unempfindliches Publikum in Clausenburg. Die Bälle werden dort von einer besondern Bande Zigeuner bestellt, weil befugte Richter behaupten: es lasse sich nach der Tanzmusik der Zigeuner viel besser tanzen, als wenn schulgerechte Virtuosen spielen. Ohne es ausdrücklich zu sagen, gilt freilich das bisherige nicht von allen zigeunerischen Musikanten, welches auch nicht möglich wäre, da ihre Zahl so groß ist. In der erwähnten Stadt Clausenburg allein, kann man beyläufig 100 zählen, unter denen zuverlässig die Hälfte bloß Stümper oder manierirende Nachahmer genialischer Meister sind; aber es gibt auch unter ihnen nicht Wenige, die auf der Violine, dem Waldhorn, auf der Flöte, dem Klarinet, Hautbois, Brummbaß — große Fertigkeit mit seelenvollem Vortrage vereinigen. Die Vorzüglicheren, ausschließlich mit Musik be-

schäftigend, sind in Chören von 12 Mann zusammengetreten, zeichnen sich durch geschmackvolle gleiche Kleidung aus und können in jeder eleganten Gesellschaft mit äußerlichem Anstand erscheinen. Ueberall, wo man Tanzmusik braucht, oder ein Fest oder einen Schmaus nicht ohne die Würze der Tonkunst begehen oder einer Dame ein Ständchen bringen will, stehen sie mit ihrer Kunst zu Diensten. Schaarenweise stellen sie sich auf die Straßen und bieten dem Vorübergehenden mit einem: „gnädiger Herr, sollen wir aufwarten?“ Musik an. In jeder nur einiger maßen besuchten Schenke muntert den Genießer das Gewirbel fröhlicher Töne zum Trinken und Tanzen auf; und an jeder Ecke der Stadt und zu jeder Zeit, die der lauten Freude von der Kirche verwehrten Tage ausgenommen, schallen heitere Akkorde. Die Tänze, welche sie spielen, komponiren sie zum Theil selbst; andere lauschen sie den notenkundigen Musikern ab oder lassen sich dann und wann von einem solchen gegen Bezahlung etwas Neues vorspielen. Einmal gehört ist das Stück des Zigeuners; er versucht es vor sich selbst, theilt es, wenn er es kann, seinen Genossen mit und das Chor macht ohne Schwierigkeit die Musik vollstimmig. Viel trägt gewiß zum Zauber dieser Tänze, wenn sie aufgeführt werden, bey, daß der zigeunerische Chor auf Bällen wohl auch im Dunkeln oder bey schwacher Beleuchtung seine Töne, wie aus einer Wolke ausströmt; und Jeder, statt seine Aufmerksamkeit unter die Töne und seine Zeichen zu theilen, mit seinem ganzen Gefühl auch auf jenen ruht und sie so lebendig, wie er sie empfing und sie in ihm weben, aus seinem Instrumente hervorruft. Der Triumph zigeunerischer Musik ist der ungrische Nationaltanz, meistens von eigener Erfindung, ganz in dem kraftvollen feurigen Geiste der edlen Nation, mit seinem eigenthümlichen, männlich stolzen, bedeutsamen Akzente ausgeführt, daß ein schulgerechter Virtuose willig den Wettkampf aufgibt und der Natur den Sieg einräumt.

Es ist keine Zigeuneransiedelung so klein, wo nicht Einer oder Mehrere neben andern Geschäften, bisweilen Musik treiben sollten. Auf Bauern-Hochzeiten und Pikeniks finden sie ohne vielen Kraftaufwand ihre Ernte. Der fettohrige Landmann ist vergnügt und zufrieden, wenn auch nur zwey Violinen, ein Baß, oder ein Hackbrett ihm Töne, seyen es oft schneidende Dissonanzen, zuschnarren. Beladen mit dem materiellen Gewinn seiner Kunst, der bey den durch Frohsinn zur Freigebigkeit gestimmten Landleuten nicht anders als reichlich ausfallen kann, kehrt nach geendigten Tagen der Lust, der Zigeuner in die Hütte der Seinigen zurück und spendet die Früchte des Festes in den harrenden Kreis seiner Familie. Einen solchen zurückkehrenden Tonkünstler traf ein Zufall, der für die Seelenlehre der Thiere nicht zu übersehen ist.

Er kehrte ganz allein mit seiner Violine in einem strengen Winter von einer Hochzeit nach Hause. In einem Walde, durch den sein Weg führte, stößt ein hungriger Wolf, deren es in jenen Gegenden nicht wenige gibt, auf ihn, mein Zigeuner weiß in der Bestürzung nichts anzufangen, sieht in der Nähe eine Grube springt hinein; der Wolf ihm nach. Wie ein römischer entlaufener Sklave soll er von diesem wilden Thiere zerissen werden. Um es zu besänftigen wirft er ihm die Lebensmittel, die Reste der Hochzeit hin. Der Wolf verschlingt sie gierig; der Brodsack ist geleert; jeder Augenblick wird bedenklicher und drohet dem Angsterfüllten gräßliche Vernichtung. Um wenigstens nicht ohne Schwanengesang zu den Vätern hinab zu steigen, ergreift er zum letzten Male seine Violine, die

treue heitere Gefährtin seines Lebens, und fängt inbrünstig sein Lieblingsstückchen an. Kaum hat er angestimmt, so faßt den blutdürstigen Wolf der Schrecken des drohenden Apolls; er fliehet, und mein Virtuose wandelt, ein zweyter Orpheus, von den von Cerberus (Höllenhunde) bewachten Pforten der Unterwelt heil und ungekränkt, zwar mit leerem Schnappsack und bedauernd, daß er nicht gleich Anfangs geigte, seine Straße heim.

Der Viehhandel ist auch ein gewöhnlicher Erwerbzweig ansässiger Zigeuner. Obschon auch die Nomaden, wie oben gesagt wurde, sich im Kleinen damit befassen, so kommt dieses doch in keinen Betracht dagegen, wie mehrere Ansässige ihn ins Große treiben. Ich kenne Zigeuner, die in ihrem Handel oft einige hundert, nicht selten einige tausend Pferde oder Schweine haben, und kaum glaublich, ohne eine Ziffer oder einen Buchstaben schreiben zu können, ihre Berechnungen des Ein- und Verkaufs jedes einzelnen Stückes pünktlich machen und im Gedächtniß behalten können. Da zeigt sich die Kraft des unverdorbenen, nicht in den Geheimnissen der Mnemonik (Gedächtnißkunst) zum bloßen Mechanismus versteinerten, Gedächtnisses in einem glänzenden Beyspiel!

Eine eigene, nicht sehr große Familie ansässiger Zigeuner machen die sogenannten Goldwäscher aus. Ihre Zahl ist meistens bestimmt und in den Registern königlicher Aufseher verzeichnet. Den Sommer durch wohnen sie in Baracken an den Flüssen, welche Goldsand führen, worunter in Siebenbürgen der Aranyos (deutscher Goldfluß) der berühmteste ist. Auch der Maros und andere Flüsse des Königreichs Ungarn geben eine größere oder geringere Ausbeute. Von einem gewissen Gewichte eingelieferter Goldkörner erhalten die Wäscher eine angemessene Belohnung, welche indessen gegen ihre Zeit und Mühe Aufwand nicht sehr beträchtlich ist. Ueberdieß dauert dieser Erwerb nur den Sommer über, so lange das Wasser nicht allzu kalt ist; weil sie während der Arbeit im Wasser stehen müssen, auf ein eigens zubereitetes Bret den Sand vom Grunde herauf schöpfen, mit Wasseraufgüssen den gehaltlosen Theil wegschwemmen und im Reste mit bewunderungswürdigem Scharfblicke die kleinen Goldkörner auffinden. Nicht selten findet sich alles Durchsuchens ungeachtet kein Körnchen und die darauf gewandte Mühe und Zeit ist verloren. Sobald der Winter herannaht, hört diese Beschäftigung auf; die Goldwäscher ziehen in ihre Wohnungen zurück und suchen gewöhnlich durch Holzarbeiten ihren Unterhalt. Sonderbar ist die Eitelkeit dieser im Durchschnitt armen Leute; sie tragen den Werth des edeln Metalles auch auf sich über und meinen, einige Stufen über den andern Zigeunern zu stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Warum sterben Kranke an heilbaren Krankheiten?

(Vom Professor Dr. Rush in Philadelphia.)

Die Todtenlisten aller Länder zeigen, daß nur wenige Menschen an unheilbaren Krankheiten, z. B. Aneurysmen, Epilepsie, innerlichem Krebs, durch unglückliche Zufälle, sterben, vergliechen mit der Zahl derer, die in Fibern und in andern Krankheiten, die unter der Gewalt der Kunst stehen, ihren Tod finden. Es mögen sich die letzten zu den ersten leicht wie Hundert zu Eins verhalten.

Es ist zu untersuchen, in wiefern theils die Aerzte, theils die Kranken selbst, theils die, welche sie umgeben und warten, an dem Tode dieser Kranken Schuld sind.

1) Die Unwissenheit der Aerzte hat ihren

Grund theils in einem Mangel des Talents, theils in einem Mangel des Studiums. Nur wenige setzen es fort, wenn sie zur Praxis gekommen sind; wenige fahren fort zu lesen, und noch wenigere benutzen ihre eigenen Beobachtungen. Daher geben sie so viele Fälle für neu aus, die hundert Jahre zuvor schon bekannt waren; daher verordnen sie dieselben Mittel in allen Ländern und zu allen Zeiten, wenn nur die Krankheiten gleichen Namen tragen. Keine Epidemie hat dieselben Symptome, und verträgt dieselbe Behandlung in einem warmen und kalten Klima. Und in demselben Klima hat oft die Epidemie in verschiedenen Jahren einen so verschiedenen Karakter, daß sie nothwendig eine verschiedene Behandlung erfordert. Die gelben Fieber von 1793, 1794 und 1797, wie sie in Philadelphia wütheten, gaben in den meisten Fällen häufigen Aderlässen nach, und wurden jederzeit verschlimmert durch Fieberrinde und Laudanum. Das letzte Jahr wurde der Aderlaß sparsamer gebraucht, und in manchen Fällen half Rinde und Laudanum. — Endlich dieselbe Epidemie zeigt sich verschieden in einerley Jahreszeit bey verschiedener Witterung. So durfte man beym letzten gelben Fieber fast niemals Blut lassen im Monat August, und Brechmittel leisteten zu dieser Zeit treffliche Dienste. Nach dem 20. September und während des ganzen Oktobers mußten sehr oft, statt Brechmittel, reichliche Aderlässe verordnet werden, und die Krankheit endete glücklich und schnell, wenn sie mit Verstand angewendet wurden.

2) Wenn die Aerzte aus Nachlässigkeit nicht sogleich den ersten Ruf der Kranken folgen, wenn sie nicht auf alle Symptome der Krankheit, auf alle Umstände im Krankenzimmer Acht haben, die Zeit ihrer Besuche nicht nach den Veränderungen der Krankheiten bestimmen, bey welchen sie ihre Mittel mit Erfolg anwenden können, so werden sie eine Ursache des Todes, wo Hülfe möglich gewesen wäre.

3) Der Eigennutz der Aerzte ist mit Schuld, daß mehr Arme als Reiche sterben.

4) Wenn der Arzt nichts wagen will, um seinen Kredit nicht zu schwächen, so sterben die Kranken die einer wirksamen Medicin bedürfen.

Nachlässig und unleserlich geschriebene Rezepte haben schon manchen Patienten, der sonst hätte leben können, in's Grab gebracht, und jeder Arzt sollte sich aufgefordert fühlen, der Deutlichkeit in seinem Wissen und Handeln nachzustreben.

6) Der Betrug und die Fehler, die bey der Bereitung der Arzeneyen vorgehen, die Vergessenheit der Aerzte, ihre eigene Kränklichkeit die leicht entsteht, wenn sie mit Patienten überhäuft sind, gehören edenfalls hieher.

Die Kranken selbst sind an ihrem Unglück Schuld, gleichfalls aus Unwissenheit. Unglücklicherweise ist die Heilkunst ein solches Mysterium, daß nur wenige Kranke das Talent und die Fähigkeiten der Aerzte beurtheilen können, daher wird der dreiste und ränkevolle, oft dem bescheidenen und erfahrnen Arzt vorgezogen. Selbst die bessere Erziehung, welche sonst die Menschen fähig macht, über viele Gegenstände richtig zu urtheilen, frommt hierzu nichts, und die Reichen und Armen, die Gelehrten und Ungelehrten, haben gemeiniglich über medizinische Dinge dieselben Vorurtheile.

So machen auch die politischen und religiösen Vorurtheile die Mode, daß oft nicht der geschicktere und verständigere Arzt vorgezogen, sondern derjenige gewählt wird, der es mit der Sekte oder Parthey hält, der von den Reichen, oder wie in Europa, vom Adel und von den

Vornehmen gebraucht wird. — Viele Kranke sterben, weil sie nicht bey Zeiten die Hülfe der Aerzte verlangen; die letzte Epidemie war nur tödtlich nach dem ersten Tage, und doch nannte das Volk sie unheilbar. Oft befolgen sie auch nicht die Vorschriften des Arztes, und manchmal finden wir nach ihrem Tode die Medizin, die sie vielleicht gerettet hätte, hinter ihrem Bette oder in den Schubladen eines Nachttisches, und wenn sie demungeachtet gesund werden, so verspotten sie uns wohl gar deswegen, wie man vom Herrn Richard Nash weiß, der seinen Arzt, da er ihn fragte, ob er seine Vorschrift befolgt habe, antwortete: „Wenn ich das gethan hätte, so würde ich gewiß den Hals gebrochen haben, denn ich habe sie aus dem Fenster geworfen." Und doch beruht oft die Rettung bloß allein auf der genauesten Befolgung unserer Vorschriften; so starben in der letzten Epidemie wenig Personen denen gleich am ersten Tage des Fiebers Blut gelassen wurde, wenige genasen, bey denen es erst am zweyten Tag oder noch später geschah. Während der Paroxismen, nützte das Aderlassen am meisten; unter den Remissionen leistete es weniger und wurde zuweilen schädlich.

Die Unenthaltsamkeit der Patienten, ist gleichfalls eine häufige Ursache ihres Todes. Es würden wenige am Podagra streben, wenn sie sich außer den Paroxismen, des Weins und anderer geistiger Getränke enthalten könnten. Im Jahr 1797 starb ein Kranker, der vom gelben Fieber schon wieder zu genesen anfing, in wenig Stunden an einem Rückfall, nachdem er ein Mittagessen von Rinderbraten und Porter gehalten; und ein anderer, der gleichfalls schon gerettet war, starb am andern Morgen, nachdem er am Abend vorher eine Flasche Wein getrunken hatte. Diese schädliche Wirkung des Weins, hat Possonier ebensfalls in Westindien beobachtet.

Die Furcht des Kranken hat sich, besonders in der Pest und andern bösartigen Epidemien, als schädlich erwiesen. Die Armuth, der Geiz, unzeitiges Arbeiten und Studiren, gehören ebenfalls hieher. Ein besonders reizbares Temperament bringt manchen Kranken zum Tode; so starb ein englischer Offizier in einem plötzlichen Anfall von Zorn, weil ihm die Krankenwärterin Wein und Bier nicht in dem Uebermaaß reichte, in dem er sie verlangte.

Sehr schädlich sind die Konsultationen von Aerzten, die entgegengesetzte Grundsätze haben; sie erlassen die Verantwortlichkeit, und durch die entstehende Verwirrung wird die Kurmethode unwirksam oder schädlich, wenn sie, von einem Arzte allein fortgeführt, den besten Erfolg gehabt haben würde; denn es ist gewiß, daß man nicht nur auf verschiedene Weise einerley Krankheit heilen kann, sondern auch, daß dieselbe Krankheit durch entgegengesetzte Mittel gehoben werden kann.

Eine häufige Ursache des Todes sind die Krankenwärter. Ich verlor einst einen Patienten weil die Wärterin die Hälfte des Brechmittels ins Feuer warf, in der Meinung, das Ganze, mit dem ich ihn kuriren wollte, würde ihn tödten. Daher wird man selten mit Erfolg kuriren, wenn man nicht die genaueste Aufmerksamkeit auf das Betragen dieser Personen beobachtet.

Auch die Besuchenden können dem Kranken Schaden thun. So geschieht es zuweilen, daß Aerzte, die nicht als solche gerufen sind, als Freunde ihren Besuch machen. Die Patienten werden sich nicht enthalten können, ihnen Fragen vorzulegen, und sie werden schwerlich so antworten, daß sie nicht den Kurplan des heilenden Arztes stören oder hintertreiben.

Zeitungsnachrichten können auf ähnliche

Weise schädlich werden; wie die Geschichte des gelben Fiebers vom Jahr 1793, 1797 und 1798 gezeigt. Im ersten Jahr empfahlen die Zeitungen den Gebrauch des Weins, der Rinde und des kalten Bades; in den andern Quecksilber und Aderlaß, und der dadurch veranlaßte Mißbrauch hatte hauptsächlich die große Sterblichkeit zur Folge.

Oeffentlich vor dem großen Publikum geführter Streit der Aerzte, ist eben so unbesonnen und schädlich, wenn es auch in ganz guter Art geschieht. Unsere Epidemien haben auch dieses bewiesen: die Aerzte wurden oft mit Mißtrauen zu Rathe gezogen, und es gab mehrere Beyspiele, daß Leute an einem leichten Anfall der Krankheit starben, die sich lieber nach ihrem eigenen Sinn behandeln wollten, als Männern sich anvertrauen, die durch ihre Nichtübereinstimmung die Ungewißheit ihrer Kunst verrathen haben.

Dieß mögen die hauptsächlichsten Ursachen seyn, die heilbare Krankheiten tödlich machen. Jede einzelne derselben kann für sich schon viel schaden; was müssen sie nicht zusammengenommen thun, wie sehr müssen sie nicht das Geschäft des Arztes erschweren! Er muß sie alle bekämpfen durch tapfern Widerstand, wie ein General seine Truppen ordnet und eine Schlacht liefert. Der Tod dringt auf ihn ein von allen Seiten, und nur die gesammelte Kraft jeden Sinnes, die Anwendung seiner Fähigkeiten mit einer, jede Zerstreuung ausschließenden, keinen Augenblick von Unthätigkeit zulassenden Wachsamkeit kann ihm den glücklichen Ausgang dieses schweren Kampfes versichern. Daher ist es unmöglich, dem eifrigen Arzt seine Dienste wirklich zu vergelten. Daher ist es unbillig, die Kunst zu schelten, wenn ihre Bemühungen oft nicht mit dem besten Erfolg belohnt sind. Eben so mag man einen Boden die Fruchtbarkeit absprechen, weil der Besitzer die Zeit und die Mittel versäumte, ihn anzubauen, wie sich gehört.

Aber weil die Kunst doch oft versagt, wo sie nicht sollte, so wollen wir selbst mit frischem Muth die Hindernisse aus dem Wege zu räumen suchen, die ihr Emporkommen zurückhalten. „Keine gute Bemühung ist verloren," pflegte oft und gut der selige Dr. Jebb zu sagen. Und gewiß wird der Saame, der jetzt gesäet wird zur Beförderung der Heilkunde, und umzukommen scheint, künftig aufgehen zur Gesundheit und zum Besten unserer Nebenmenschen.

Bevölkerung von St. Petersburg.

Nach den neusten Berechnungen beträgt die dermalige Bevölkerung St. Petersburgs 285500 menschliche Individuen, das Militär mitgerechnet. Petersburg behauptet daher an Einwohnerzahl, oder intensiver Größe, unter den zu Europa gezählten Residenzen den fünften Rang.

Im Jahr 1764 bestand Petersburgs Bevölkerung bereits schon aus 112,000 Russen und 16000 Ausländern. Im Jahr 1792 zählte man hier 193,000 Russen und 32,000 Fremde; davon sind vier- oder fünftausend jetzt nicht mehr zu den Fremden, sonder zu den Unterthanen des russischen Scepters zu zählen. Unter der dermaligen Einwohnerzahl von 285,500 Köpfen mögen 249,813 Inländer und 35,687 Ausländer begriffen seyn. Man zählte sonst auf sieben eingeborne einen Ausländer: seitdem aber in den neuesten Zeiten die russischen Gränzen sich bedeutend erweiterten, und Finnland, Grusinien und Moldavien diesem Reiche einverleibt worden, so besteht nun der achte Theil der Stadtbevölkerung aus Fremden. Beynahe die Hälfte dieser Letztern sind Deutsche, oder unter zwey

Ausländern ist immer ein Deutscher; sie waren gleich nach der Erbauung der Stadt und schon während derselben, die ersten Fremden, die sich hier niederließen. Viele derselben haben sich nationalisirt, theils durch Verheirathung mit Eingebornen, theils indem sie ihrem vorigen Vaterlande entsagten. Man trifft sogar unter den ersten Klassen einige, unter den Gelehrten viele und unter den Künstlern und Handwerkern die meisten Deutschen an; so wie ein großer Theil der ansässigen Franzosen, — Hofmeister, Hausaufseher, Kammerdiener, Modehändler und Haarkräusler sind.

Anekdote.

Bekanntlich ließ Friedrich der Große jährlich in Berlin eine beträchtliche Anzahl Häuser bauen, theils in der Absicht, diese Stadt durch geschmackvolle Gebäude zu verschönen, theils dadurch einer Menge von Handwerkern eine sichere Erwerbsquelle zu eröffnen.

Er selbst wählte die Straßen oder Plätze aus, die neu gebaut werden sollten, und die Häuserbesitzer einer solchen Gegend der Stadt wurden von ihm, ohne alle Rücksicht auf ihre Vermögensumstände oder andere Verhältnisse, mit neuen Häusern beschenkt, auch bestimmte er jederzeit selbst, nach den ihm von der Baubehörde vorgelegten Rissen, die Façaden dieser neu zu errichtenden Gebäude und ihre äußere Verzierung.

Als auf diese Art ein Theil des Gensd'armen-Marktes auf des Königs Kosten neu erbaut wurde, kam auch die Reihe an das Haus eines Schlächtermeisters. Der König hatte, wie gewöhnlich, zu diesem sowohl, als auch zu dem seines Nachbars die Façaden bestimmt, und die des letztern erhielt eine Verzierung von Bildsäulen.

Dieser vermeintliche Vorzug verdroß den Schlächter sehr, und er kam bey der Baubehörde mit der Bitte ein, auch sein Haus mit ähnlichen Bildsäulen verzieren zu lassen.

Man schlug ihm sein Gesuch ab, weil der König den Bau seines Hauses ausdrücklich so befohlen habe, wie es errichtet worden sey, und man davon nicht abweichen dürfe.

Der Schlächter, in dem Wahne, daß die Baubehörde ihm hierunter Unrecht thue und vielleicht gar einen Unterschleif mache, beschwerte sich deßhalb unmittelbar bey Friedrich dem Großen, und verhehlte auch nicht seinen Argwohn gegen die Baubedienten.

Der König verlangte darauf sogleich eine nähere Auskunft von der Baubehörde, und als diese ihm das wahre Verhältniß auseinander gesetzt hatte, schrieb er auf ihren Bericht eigenhändig.

„Bildsäulen kann der Schlächter nicht erhalten, aber neun und neunzig Schafsköpfe."

Diese wurden nun auch wirklich zum Andenken dieses Vorfalls an dem Gesimse des Hauses angebracht und hat man sie dort so lange sehen können, bis die Königl. General-Lotterie Administration dieß Haus zu ihren Arbeiten an sich brachte. Nun wurden sie herunter geschlagen.

Die Rolandssäule in Bremen.

Ein Sinnbild der strafenden Gerechtigkeit, — geehrt von dem bremischen Volke als Zeichen und Hüter seiner Freiheit, welche, der Sage nach, mit ihm steht und fällt. Diesen hoffenden Glauben befeindend, wollten französische Behörden die Säule abbrechen, es kam anders! — Napoleons Adler wurden zu Rolands Füßen zerbrochen und verbrannt.

Den 6. November 1814.

Am Rathhaus steht zu Bremen
Des Rolands hohes Bild,
Des Unbills Macht zu lähmen
Erhob er Schwerdt und Schild.

Er hat seit Karols Zeiten
Der Freiheit ernste Wacht,
Ihr Odem hat zum streiten
Das Herz ihm stark gemacht.

Der wüßte viel zu sagen
Von wack'rer Ahnherrn Thun.
Von gut und bösen Tagen,
Und träger Enkel Ruhm!

So kam nach bösen Tagen
Die allerschlimmste Zeit,
Woll't alles schier verzagen
In weiter Christenheit.

Nur heimlich sprach ein Bürger:
„Der Herr Gott waltet doch, —
Er fällt den großen Würger,
Denn Roland steht ja noch."

Und was der Alte lehrte,
Traf freudig jedes Herz;
Den Welschen es bethörte,
Der hielt's für Wahn und Scherz.

Auch Scherz will er nicht leiden,
Still hoffen darf nicht seyn,
Ja, schnöden Fall erleiden
Soll nun der Riesenstein.

Da fuhr ihm durch die Sinne
Vom mächt'gen Schild ein Klang,
Der Schreck trieb ihm von hinnen,
Doch Rolands Schwerdt ist lang!

Wie da zu seinen Füßen
Der Affenadler fiel!
Mit Spott ihn zu begrüßen,
Ward Knaben rächend Spiel. —

Was welsche List ersonnen,
Des Korsen Tück vollbracht,
Ist eitel nun zerronnen,
Der Hüter steht und wacht!

Es blickt auf deutsche Sieger
Der Recke stark und mild,
Doch jedes Zwingherrn Krieger
Schreckt Rolands Schwerdt und Schild!

Friedrich Horn.

Kunst-Anzeige.

Die hiesige Theater-Direktion beeilt sich den hochverehrten Kunstfreunden eine Anzeige von einem bevorstehenden seltenen Kunstgenusse zu geben:

Madame Therese Ginetti, Solo-Tänzerin aus Italien, wird (dem vielfach geäußerten Wunsche verehrter Theaterfreunde gemäß) bey ihrer Durchreise von St. Petersburg nach London im Laufe dieser Woche auf dem hiesigen Theater an drey Abenden in verschiedenen Divertissements Einem geehrten Publikum sich empfehlen.

Plattdeutsche Charade v. d. W.

De erste Twe mag ik
Bi minen Dalern liden;
Doch was ik noch so rik,
So hart wat to bedüden,
Glöb mi up mine Ehr,
Wo mine Tasch so wöhr.
Geist du de andern nah,
Kannst du di nams verbistern;
Speelst du mi drup, so gah
Ik, wat di uptolüstern,
Denn Bröderken, dat wöhr
To röhrsam för min Ehr.
Dat heele ganze Wort,
Wat ik di hef im Kiker,
Dat is en schönen Ort,
Hehl rar, hal mi de Düker.
Ik wull bi mine Ehr,
Dat ik da jümmers wöhr.

Auflösung des Räthsels in Nro. 34.

Fluß. Fuß. Strom. Rom.

№ 36.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 31. July. 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Nachdem Badajoz gefallen war, wurde am 14. Febr. Campo Mayor zur Uebergabe aufgefordert, und nach Eröffnung der Laufgräben kapitulirte es am 21. März. Campo Mayor ist eine Festung von alter Bauart, und, erwägt man den Mangel an hinlänglichem Geschütz, indem mehrere Kanonen weggeschafft worden, und die Besatzung nur aus 250 Landwehrmännern bestand, so gereicht die Vertheidigung einer solchen Festung dem Statthalter und den portugiesischen Waffen sehr zur Ehre.

Doch wir kehren zu den Unternehmungen auf den Tajousern zurück. Marschall Massena, der einige Monate in Santarem und dessen Nähe gestanden, ohne in der Hauptstellung seines Heers etwas Bedeutendes zu ändern, fand, daß seine Speicher fast erschöpft waren, seine Fütterer kein Glück hatten, wiewol er sie zuweilen 20 Wegstunden weit sendete; dazu hatte er wahrscheinlich gehört, daß Lord Wellington Verstärkung bekommen. Er brach also am 5. März von seiner Stellung auf, ließ einen Theil seines schweren Geschützes, dessen Laffetten er zerschlug, zurück, und nahm den Weg über Anciao und Espinhel, während die vom Marschall Ney befehligte Nachhut von Leirta nach Muliano, fünf Wegstunden davon, vorrückte, und so die brittische Stellung zu Cartaxo im Rücken bedrohte. Am 6. früh setzte sich das brittische Herr in Bewegung, ihm zu folgen, und ein Theil von William Beresford's Harst, unter Generalmajor William Stewart, der über den Tago bey Abrantes, und dann über den Zezare gegangen war, nebst dem 4. und 6. Regiment, und einem Theil der ersten Fußvolksabtheilung mit zwey Brigaden brittischer Reiterey, wurden befehligt auf Thomar zu ziehen, indem der Feind geneigt schien, dort eine Macht zusammenzubringen. Er zog aber immer nach dem Mondego hin. Der Hauptharst des Feindes nahm den Weg nach Pombal, und ihm folgte die leichte Abtheilung des ersten Husaren- und königlichen Dragonerregiments, die ihm ungefähr 200 Ge-

fangene abnahm. Am 9. sammelte der Feind vor Pombal den 6. Harst, mit Ausnahme von General Loison's Abtheilung, dem 8. und 9. Harst, und General Montbrüns Reiterabtheilung. An diesem Tage fielen zwischen der brittischen Vorhut und dem feindlichen Heer einige Scharmützel vor, worin letzteres einige Gefangene verlor. Das erste Husarenregiment und ein Sendhaufen vom 26. Dragonerregiment griffen den Feind mit guter Wirkung an, obwohl Massena seinen Verlust auf nicht mehr, als 6 Todte und 18 Verwundete angibt, während der der Engländer und Portugiesen sich auf 4 bis 500 belief. Am 11. vereinten sich mehrere Abtheilungen von Fußvolk und Reiterey auf dem Platze unmittelbar dem Feinde gegenüber, der während der Nacht sich aus seiner Stellung zurückzuziehen begonnen hatte. Ihnen folgten die leichte Abtheilung, die Husaren und Königlichen, und General Packs Brigade unter dem Befehl des Sir William Erskine und Generalmajors Slade, und machten einen Versuch, das alte Schloß von Pombal zu behaupten, aus welchem sie vertrieben worden; aber der 6. Harst und Montbrüns Reiterey, welche die Nachhut bildeten, behaupteten, vom 8. Harst unterstützt, das Feld auf der andern Seite der Stadt, da die Schaaren nicht zeitig genug eintrafen, um die Verfügungen zum Angriff noch vor Abends zu treffen. Der Feind zog sich in der Nacht zurück, und am 12. nahm der 8. Harst mit Montbrüns Reiterey eine starke Stellung am Ende eines Hohlwegs, Ridinha gegenüber. An demselben Tage griff Wellington mit 3 Abtheilungen Fußvolk, Packs Brigade, und der Reyterey an, indem die übrigen Schaaren im Nachhalt waren, und trieb den Feind über den Hohlweg hinaus. Die brittischen Schaaren, die auf der Ebene sich vorgezogen hatten, und die vom Generallieutenant B. Spencer angeführte Linie trieben den Feind sogleich aus einer auf den Höhen genommenen Stellung auf seinen Hauptharst nach Condeixa zurück. Er verlor dabey bedeutend an Todten, Verwundeten und Gefangenen.

Am folgenden Tage stellte sich das ganze französische Heer, mit Ausnahme des zweyten Harstes, der immer in Espinhel war, in eine feste Stellung zu Condeixa; sein linker Flügel wurde von den drey Abtheilungen unter Generalmajor Picton umgangen, und zog sich nach Cazal Nova in die Gebirge, wo er am folgenden Tage Platz faßte, und ebenfalls wieder vertrieben ward, dadurch daß seine Flügel rechts und links umgangen wurden, während die 6. Abtheilung und leichte Schaaren ihn von vorn angriffen. Diese Bewegungen nöthigten ihn, alle Stellungen zu verlassen, die er nach und nach in den Gebirgen eingenommen, und die beyden Heerharste, welche die Nachhut bildeten, wurden mit bedeutendem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf den Hauptharst zu Miranda de Corvo über den Fluß Esa zurückgeworfen. Coimbra wurde durch diese Unternehmungen von den Plünderungen des Feindes gerettet, mit dem Norden ein Verkehr eröffnet und der Feind gezwungen, den Weg über Ponte de Murcella zu nehmen. Der Rückzug der Franzosen, von dem Hauptharst in Masse geführt, von zwey Heerharsten gedeckt, war durchaus mit den Spuren unerhörter, wilder, unmenschlicher Rohheit bezeichnet; kaum ein Dorf auf ihrem ganzen Heerwege, das nicht von Grund aus niedergebrannt worden wäre; die Klöster, Kirchen, Palläste des Adels und die niedern Bauerhütten hatten gleiches Schicksal. Batalha und Alcobaga, die Prachtgrabmäler der Könige von Portugal, wurden Schutthaufen; die Asche jener Herrscher, die von den Einheimischen ganze Ge

schlechter hindurch in hohen Ehren gehalten worden war, wurde um Plünderns willen ausgegraben, und in die Lüfte gestreut.

Am 15. nahm der Feind mit einem Harste als Vorhut an dem Fluß Ceira zu Foz de Arouce eine feste Stellung. General Packs Brigade wurde durch die Gebirge entsendet, den linken Flügel zu wenden. Die leichte Abtheilung unter Generalmajor Erskine nahm einige Höhen oberhalb Foz de Arouce in Besitz, und Pictons Abtheilung bewegte sich der Heerstraße entlang, um den linken Flügel der feindlichen Stellung, um das Dorf anzugreifen. Die 6. Abtheilung unter Campbell mit den Husaren und den 16. leichten Dragonerregiment unterstützte die leichten Abtheilungen. Die 1. Abtheilung, das 14. und königliche Dragonerregiment unterstützten die dritte Abtheilung; die leichten Schaaren von Pictons Abtheilung unter Obristlieutenant Williams, und die von Generalmajor Nightingales Brigade waren besonders auf dem rechten Flügel in Arbeit, und das 95. oder Scharfschützenregiment wurde Angesichts der leichten Abtheilungen vertrieben. Zwey Schaaren reitender Artillerie unter den Hauptmännern Roß und Bull zeichneten sich damals besonders aus, und in Foz de Arouce wurde viel Gepäck und mehrere Schießbedarfswagen genommen. Ein Nebel, der am Morgen einfiel, hinderte die Schaaren bis spät in den Abend hinein sich zu bewegen, und es war schon dunkel, ehe die letzte Stellung der feindlichen Vorhut genommen war. Der Verlust des Bundesheers war in Verhältniß zu dem des Feindes unbedeutend; von letzterm ertranken mehrere beym Uebergang über die Ceira; es wurden ihm mehrere Gefangene abgenommen, viele Kanonen, Wagen, Schießbedarf und Gepäck zerstört. Am 16. zog der Feind seine Nachhut von Ceira weg und nahm eine Stellung an der Alva, welche von den linken Flügel umgangen wurde; er mußte sich zurückziehen und vernichtete alle Wagen, die ihm nur im Wege waren. Am 19. wurden einige Gefangene gemacht, die nach dem Mondego hin auf Fütterung ausgezogen waren.

Das französische Heer zog sich immerfort über Celorico und Guarda zurück, welche letztere Stellung es mit Gewalt nahm und zu vertheidigen geneigt schien; die leichten Schaaren allein und die Reiterey verfolgten sie bis dahin, die Landwehr und Freiwilligen drängten sich auf den Seiten. Der Hauptharst des Bundesheers, der die leichten Schaaren unterstützt hatte, hielt einige Tage an, um einige den Tajo herauf gesendete Mundvorrathszufuhr in Empfang zu nehmen.

Am 29. früh wurde Anstalt gemacht, den Feind aus der festen Stellung zu Guarda zu treiben; aber als das Bundesheer anrückte, zog er, ohne einen Schuß zu thun, in der Richtung von Sabugal am Coa sich zurück, und nahm eine neue Stellung. Am 30. kam Erskine mit Reiterey und reitender Artillerie mit der Nachhut, tödtete und verwundete mehrere und nahm einige gefangen. Die Stellung des Feindes am Coa war äußerst fest, und nur vom linken Flügel her konnte man ihr beykommen; der rechte Flügel seines Heers besetzte Rovina und bewachte die Furt von Rapoula de Coa mit einem Sendhaufen an der Brücke von Ferreiras, und der linke war zu Sabugal; der 8. Harst war zu Alfajates. Der rechte Flügel des brittischen Heers stand Sabugal gegenüber, der linke an der Brücke von Ferreiras. Der Coafluß ist in seinem ganzen Lauf wegen seines felsigen Bettes und Ufers schwer zugänglich. Am 2. April früh setzte Wellington sein Heer in Bewegung, des Feindes linken Flügel oberhalb Sabugal zu umgehen, und den Uebergang über die Brücke bey

dieser Stadt zu erzwingen. Die 6. Abtheilung blieb dem 6. Heerharst gegenüber zu Rovina, und ein Bataillon der 7. Abtheilung beobachtete den feindlichen Sendhaufen an der Brücke von Ferreiras. General Trant und Obrist Wilson mit der Landwehr setzten über den Coa unterhalb Almeida, um den Verkehr dieses Platzes mit Ciudad Rodrigo und das feindliche Heer zu bedrohen. Das Gefecht begann mit einer Brigade der leichten Abtheilung unter Obrist Beckwith, zwei Geschwadern Reiterey, 4 Kompagnien vom 95 Regiment, und 3 Kompagnien von Obrist Elders Scharfschützen, welche das 33. Regiment unterstützte. — Die feindlichen Piquets wurden hineingetrieben und verfolgt; da aber ein Regensturm eintrat, so trafen die Schaaren auf den linken Flügel des feindlichen Hauptharstes, den sie umgehen wollten. Sobald sich der Himmel aufhellte griff der Feind, welcher merkte, daß der anrückende Harst nicht stark war, sie in einer geschlossenen Heersäule an, die von Reiterey und Geschütz unterstützt ward. Diese Schaaren schlugen den Angriff ab und rückten auf des Feindes Stellung an, wo sie von einer frischen Heersäule in der linken angegriffen und vom 1. Husarenregiment in der rechten Seite angerannt wurden. Sie zogen sich zurück und faßten Platz hinter einer Mauer, von wo aus sie den Angriff abschlugen, zum zweytenmal anrückten und eine Haubitze nahmen. Aber sie wurden von einer neuen Heersäule mit Reiterey auf ihren Posten zurückgetrieben, wo sie sich an die andere Brigade der leichten Abtheilung anschlossen, die aus 2 Bataillons des 52. Regiments, und dem 1. Scharfschützen Regiment bestand. Aber hier wurde der Feind zurückgeschlagen, und von Obrist Beckwith Brigade und dem 1. Bataillon vom 52. Regiment verfolgt. Indeß rückte eine frische Heersäule des Feindes, von Reiterey unterstützt, gegen ihre rechte Seite vor; sie faßte Platz in einer Umhägung auf der Höhe, von wo aus sie die vom 43. Regiment genommene Haubitze schützen konnte; der Feind ward jedoch wieder zurückgedrückt, ordnete sich aber zu einem frischen Angriff, und hatte eine Heersäule links anrücken lassen, als das leichte Fußvolk von Pictons Brigade, unter Obristlieutnant Williams, von Colvilles Brigade unterstützt, auf ihn zu feuern begann. In demselben Augenblick ging Generalmajor Dunlops Heersäule über die Coabrücke, erstieg die Höhen auf des Feindes rechter Seite, und die Reiterey zeigte sich auf dem hohen Felde in der Nachhut des feindlichen linken Flügels. Der Feind zog sich über die Hügel gen Ronde, ließ die Haubitze im Besitz derer, die sie so wacker genommen und behauptet hatten. Sein Verlust war 200 Todte, 9 Officiers und 300 Gefangene. Wiewol die Unternehmungen dieses Tages durch unvermeidliche Vorfälle nicht so ausschlugen, wie der Feldhauptmann des Bundesheeres beabsichtigt hatte, so kann doch das Gefecht, welches die leichte Abtheilung, besonders Oberst Beckwith's Brigade, gegen den ganzen zweyten Harst bestand, als eines der rühmlichsten, welches die brittischen Schaaren gefochten, angesehen werden. Von großem Nutzen waren zwey Kanonen von Hauptmann Bull's reitender Artillerie, welche mit der leichten Abtheilung durch die Furth setzte und ihnen zu Hülfe kam. Am 4. zog sich der Feind über die spanische Gränze und ließ eine kleine Besatzung in Almeida, und eine Abtheilung des 9. Harstes in Junca, die aber am 7. von 6 Reitergeschwadern und einer reitenden Artillerie Schaar unter Erskine über die Gränzen getrieben wurden, so daß nun der Verkehr zwischen Almeida und dem französischen Heere abgeschnitten war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung der Zigeuner.

(Fortsetzung.)

Die Zigeuner leben, wirken und genießen bloß in der Gegenwart. Zukunft und Vergangenheit schweben ihnen selten vor. Darum sind sie auch in ihrer Freude wie in ihrem Leide ausgelassen und für beydes höchst empfänglich. Ist besonders dem Nomaden etwas angenehmes widerfahren, ein Plan geglückt oder ein Wunsch gewährt worden, so sieht man den Ausdruck seiner innerlichen Zufriedenheit nicht nur am glänzenden Auge, in der lächelnden Miene; nein, er weiß sich kaum zu fassen; Bocksprünge und die lächerlichsten Stellungen bezeugen die Wahrheit seines Gefühls. Dagegen ist aber auch sein Leid ohne Gränzen. Wir kältern von Kindesbein zur Geduld und zum Gleichmuth angeleiteten Europäer finden es nicht nur nicht Theilnahme erregend, sondern oft lustig, wenn der Zigeuner in seinem Schmerze nichts sieht, nichts hört, nichts fühlt. Er rauft sich die Haare aus, schlägt sich mit Fäusten auf die Brust, faßt mit beyden Händen seinen Kopf und stößt ihn an Wänden und Steinen blutig, wälzt sich, wie ein Wahnsinniger, auf dem Boden. Der körperliche Schmerz bringt ihn kaum zum Bewußtseyn, bis allmählig die Spannung nachläßt und die große Trösterin Zeit heilenden Balsam auf seine Seelenwunde gießt.

Der Nationaltanz der Zigeuner hat keine feste Regel und besteht in raschern und langsamern Bewegungen je nach dem Eindruck und Forderungen der Musik. Der Mann und das Mädchen machen dieselben Figuren vorwärts und rückwärts, im Kreise; fassen sich wohl auch dann und wann und drehen sich einigemal in die Runde auf demselben Flecke; hupfen wieder auseinander und suchen auch in Schwenkungen des Körpers, in Gestikulationen und auch in Geberdenspielen ihre Empfindungen darzustellen.

Die Religion ist wahrlich ein dürres Feld, wenn man unter dem Worte Religion mehr als bloß formelle Bekennung zu irgend einer Gottesverehrung versteht. Die Mehrheit der Zigeuner bekennt sich zur griechischen Religion, einige zur römisch-katholischen; noch wenigere zur reformirten; aber selten kann Einer sich mehr von dem Grunde seines Bekenntnisses Rechenschaft geben, als daß er weiß: Vater und Mutter haben sich zu dieser oder jener Kirche gehalten. Darum findet unter ihnen kein wahrer Ernst für Gottheit und Religion statt, und sie machen sich kein Gewissen daraus, hier und da die Schranken der Kirche zu überspringen, deren Satzungen in Festtagen und ähnlichen Gebräuchen ihnen nur so lange ehrwürdig und heilig sind, als sie mit ihren übrigen Neigungen und Umständen nicht ins Gedränge kommen. In einer siebenbürgischen Stadt wurde vor mehreren Jahren ein Zigeuner über einem Diebstahl an zwey Militärpferde ergriffen, unter offene Bewachung gebracht und den folgenden Tag Standrecht über ihn gehalten. Man verurtheilte ihn zum Strange Als der Stab über ihm gebrochen war, wurde er um seine Religion gefragt. Er sey römisch-katholisch, war seine Antwort. Ein römischer Geistlicher erschien und bereitete ihn, so gut es sich thun ließ, zum nahen Tode. Als der Delinquent hinausgeführt, nun dem Richtplatze nahe, sah, daß wirklich aus der Hinrichtung Ernst werden sollte, welches er vorhin nicht ganz glaubte, so bat Er, man solle ihm den griechischen Geistlichen rufen, denn er sey griechischer Religion und habe nur in der Hoffnung, Begnadigung oder wenigstens Aufschub zu erlangen, sich zur römisch-katholischen bekannt. Man hielt, ganz natürlich, dieß für einen Pfiff, die Vollziehung

des Urtheils aufzuhalten, gab ihm kein Gehör und der Neubekehrte wurde — gehängt. Kurz von den Zigeunern hat das Christenthum wohl keine Märtyrer zu erwarten. Die Religion ist ihnen keine Angelegenheit des Herzens und der Seele, sondern höchstens ein ganz gleichgültiges Aeußerliches, dessen Sinn und Bedeutung sie nicht verstehen. Es ist Schade, daß so vorzügliche Anlagen, wie sie unläugbar der Nation zu Theil wurden nicht ausgebildet werden. Witz Scharfsinn, Gefühl, Gedächtniß, leichte Auffassungs- und Urtheilskraft hat die Natur ihnen nicht stiefmütterlich verliehen, wenn auch, wie nicht zu bergen ist, Ausdauer und Fleiß selten gefunden werden, und diese Anlagen, in denen der Keim tausend köstlicher Früchte liegt, schlummern oder werden oft zu Zwecken verwandt, die weder ihrem Besitzer noch dem Nebenmenschen Vortheil bringen.

(Der Schluß folgt.)

Die Wunderkur.

In England, wo es dem Betrüger unendlich leicht fällt, wenn er es nur versteht, die Gesetze, die dort wörtlich Anwendung finden, zu zumgehen, sein Publikum zu täuschen und sich auf Kosten der Einfalt zu bereichern, die nicht gerade in den niedrigen Ständen zu Hause gehört, sondern ihre treusten Verehrer in der sogenannten reichen großen Welt findet und hat, lebte zu Kingland, einem kleinen Städtchen, eine Person, welche Wunderkuren verrichtete. Es war gerade kein altes Weib, denn diese sind in allen Ländern geborne Doktoren, nur daß man ihnen gewaltig auf die Finger sieht, und daß ein solches Kollegium für das Gesundheitswohl der Staatsbürger in unsern Ländern ihre unbefugten Aeußerungen von Menschenliebe mit dem Zuchthause und einigen wohl angebrachten Streichen bezahlt. Es war eine Frau in den Mittelsjahren.

Das Gerücht, das die Mücke zum Elephanten macht, hatte einige glückliche Kuren dieser Frau so ungemein vergrößert, daß das Haus derselben beständig von hülfesuchenden Kranken umlagert war. Man konnte auch nicht zu jeder Zeit einen Zutritt zu der Wunderthäterin erhalten. Sie machte sich selten, denn sie hatte schlau berechnet, daß eine Verweigerung die Leidenschaft noch höher spanne. Ueberdem gab sie vor, sie müsse im Gebet die nöthige Stärke sammeln, um ihre seegenvollen Hände dem Kranken mit Wirksamkeit auflegen zu können. Dabey heilte sie alles umsonst; nur mußte man sich mit dem Ehemann, dem jungen, raschen und schönen Gefährten derselben, abfinden, und ihm zur Erhaltung des Hauswesens, um das sich die Wunderthäterinn nicht bekümmern könne, ein Geschenk reichen. Wer an den Wundergaben dieser Prophetin gezweifelt hätte, würde von dem gemeinen Manne gewiß als ein Gotteslängner angesehen und übel behandelt worden seyn.

Einst erschien eine Postchaise vor der von Kranken aller Art umlagerten Thür ihres Hauses. Nur mit der äußersten Mühe und mit Hülfe eines glänzenden Bedienten stieg ein von der Gicht gelähmter Mann höchst beschwerlich, und jeden Tritt schmerzlich fühlend, und dieß durch seine Mienen äußernd, aus derselben. Der Ehemann der Wunderthäterinn eilte schnell herbey, um dem ansehnlichen Fremden aus dem Wagen zu helfen, und dieser, sehr erkenntlich für diese Hülfe, drückte dem Helfenden sofort ein Goldstück in die Hand. Diese reiche Gabe machte den Mann so regsam und so freundlich, daß er den Kranken durch den dichten Haufen der Hülfesuchenden hindurchführte, und obgleich die Stunde des Helfens und Wirkens seiner Gattin noch nicht geschlagen, ihn dennoch sogleich zu derselben führte. Ihre erste Frage, nachdem sie wahr-

scheinlich durch ein Zeichen benachrichtigt worden, war: ob er auch Glauben habe, denn ohne diesen wäre ihre Hülfe vergeblich, nur in ihm könne er Hülfe erwarten, sonst möchte er nur immer zu seinen gelehrten Doktoren zurückkehren, die würden ihm freilich nicht helfen, allein bald sein Ende beschleunigen und ihn so von seinen Schmerzen befreien.

Der Leidende versicherte, daß er vollen Glauben an die unfehlbare Hülfe, die ihm durch ihre gesegnete Hand werden würde, mitbrächte, daß er sie als einen Engel des Himmels ansehe, daß er so viel von ihren Wunderkuren gehört, daß er seiner Heilung schon ganz gewiß wäre, sobald sie nur gütig genug seyn wolle, ihn an der Segnung, die sie so reichlich um sich verbreite, Theil nehmen zu lassen, daß ihm wohl bekannt sey, sie heile umsonst, sie gäbe die Gabe, die sie empfange, unentgeldlich von sich, daß er aber den Mann nicht genug dafür belohnen zu können glauben würde, der ihm so willig und freundlich das Glück verschafft habe, zu ihr zu gelangen.

Nun, Dir soll Hülfe werden! sagte die Prophetin in einem festen, beinah männlichen Tone. Dein Glaube wird Dir helfen! Und sogleich fing sie an einige Worte herzumurmeln. Dann mußte der Ehemann dem reichen Manne die Füße entblößen, und sie bestrich sie mit einer starken, riechenden, flüchtigen Salbe. Es dauerte nicht lange, so fingen die Schmerzen an, nachzulassen. Bald fing er an, einige willkührliche Bewegungen mit den Füßen zu machen, und siehe da, auch die wurden ohne große Schmerzen vollzogen.

Da die Kur so über alles glücklich von Statten ging, so hatte der Vorsichtige Ehemann der Wunderthäterin unterdessen die ganze Schaar der unglücklichen Gläubigen in dem Zimmer seiner Gattin versammelt, damit sie selbst, die den Mann im Wagen erscheinen sahen, nun urtheilen möchten, was die kurze Hülfe seiner Gattin schon vermochte, und wie also höchst gewiß die schleunigste und glücklichste Kur vollendet seyn werde.

Die gläubigen Verehrer der Wunderthäterin waren auch so überzeugt, denn das Wunder ging ja unter ihren Augen vor, und ließ sich ja nicht läugnen, daß sie wie aus einem Munde riefen: „Ach wir glauben: hilf nur, du fromme Frau!“ Nun versuchte der Kranke aufzustehen, es ging anfangs schwer, aber die Prophetin sprach ihm Muth ein, er solle nur Glauben haben, und siehe da, der Kranke stand, stand ohne Krücke.

Jetzt strömte aber auch seine Dankbarkeit über, er umarmte die Helfende, er wollte sich zu ihren Füßen werfen, sie nahm es nicht an. Nun zog er sein Taschenbuch aus der Busentasche, und blätterte unter immerwährendem Danken. Er nahm verschiedene kleine Banknoten aus demselben, aber sie schienen ihm alle nicht wichtig genug. Nein, sagte er endlich zu dem neben ihm stehenden Ehemann der klugen Frau, nein, eine solche Hülfe, wie ich sie nie erwarten konnte, erfordert einen ausgezeichneten Dankbeweis. Was ist das lumpige Geld in Vergleich mit der Gesundheit, nur sie erst gibt ihm Werth. Hier haben sie 10 Pfund Sterling (60 Thlr.), und er überreichte ihm eine Note von 50 Pfund, und bat ihn, ihm 40 Pfund wieder herauszugeben, weil er nicht so viel kleine Noten in der Brieftasche habe. Morgen werde er wieder kommen, und wenn ihm noch nicht ganz geholfen sey, so denke er es gewiß morgen zu werden. Der Mann der Heiligen, entzückt über den erkenntlichen Fremden, und kaum selbst dem Wunder glaubend, eilte sogleich die größere Note mit kleinen zu vertauschen, und dankte ihm ebenfalls,

zur Erhaltung des Hauswesens so reichlich beygetragen zu haben. Die Zauberin sprach noch ihre kräftige Segensformel über den Kranken, und er stieg, zwar nicht ohne alle Hülfe, doch weit schmerzenloser, in die vor der Thür halten, de Postchaise.

Er kam nicht wieder, denn ihm war geholfen, die Banknote war falsch. Die Betrügerin war um 40 Pfund (240 Thlr.) betrogen, und bereute mit ihrem Ehemann so sehr, noch mehr getäuscht worden zu seyn, als sie selbst die Unglücklichen täuschte. Sie hatte indessen nicht das Herz zu klagen, um so mehr, da sie den Betrüger nicht kannte, und da sie wenigstens von dem Vorfall einigen Nutzen zu ziehen im Stande war. Wenn ich doch alle diese unberufenen alten und jungen Weiber, welche im dunkeln Wunderkuren verrichten, auf diese Art betrogen würden, damit dieß Geschmeiß nicht länger im Dunkeln schliche.

Erklärung.

In den letzten Blättern des Hamburger Wächters stehen zwey Aufsätze über das hiesige Theater. — Der im letzten Stücke ist von mir. — Daß ich gefehlt, bekenne ich, denn als Mitglied des Theaters durfte ich, weder Gutes noch Böses, über dasselbe sagen. Zu meiner Entschuldigung will ich jedoch das anführen, daß ich, wie ich jenen Aufsatz „Kritik nennen ihn viele, ich kann ihn nur Ansicht nennen“ niederschrieb, nicht ahndete, ihn fast mit denselben Worten „Einzelnheiten ausgenommen“ gedruckt wieder zu finden, indem ich nicht an den Herrn Redakteur, sondern an einen guten Bekannten schrieb, und jenen Theil meines Briefes, der das Bremer Theater anging, hier und da zur Ergänzung anderer Nachrichten, die er, wie ich glaubte schon gesammelt hätte, bestimmte. — Wer Bosheit in diesem Aufsatze zu finden, und meinen Worten eine falsche Deutung zu geben sich zwingt, den kann ich blos des unnützen Zeitverlustes wegen bedauern. Wer aber auszusprengen sich bemüht: ich habe auf ein geehrtes hiesiges Publikum, das mir so manchen Beweis von Nachsicht mit meinen Anfänger-Versuchen gegeben, geschmäht, dem kann ich nicht anders begegnen, als wenn ich ihn hiemit auffordre, mir solches öffentlich zu beweisen. Daß Personen, denen Wahrheit verhaßt und deren Eitelkeit beleidigt ist, mich auf keiner andern Seite weiter anzugreifen wissen, als daß sie mich thätlich mißhandeln lassen wollen, finde ich, und ich frage jeden Unpartheiischen nach seiner Meinung darüber, finde ich — mit dem gelindesten Ausdruck — klein, übrigens als die beste Rechtfertigung über meine sogenannte Kritik — denn das wahre Verdienst ist über Kleinigkeiten erhoben. Wer da glaubt und verbreitet: jener Aufsatz entehre mich, irrt sehr; — Wahrheit sprechen oder schreiben hat nie entehrt, und gegen hämische Deutungen schützt mich — Bewußtsein.

W. Finke.

Auflösung der Charade in Nro. 35:

Du magst de blanken Daler liden?
Et geiht mi so as di;
Doch is bi düssen düren Tiden
De blanke Tasch bi mi.

Du warst di seker nich verbistern,
Geist du de Nese nah,
Doch sull di mine Nes' ens lüstern,
Is glik min Tagel da.

Du wullt so geern bi uns wohnen?
Mien Huus hangt noch kor Hu'r;
Du must man nich din Daler schonen
Bi'n Blankeneser Bu'r.

№ 37.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 3. August. 1817.

Winke über ein wichtiges Stück der weiblichen Kleidung.

Die unbeschränkt gebietende Göttin der Mode hat von den ältesten Zeiten her, ihre Herrschaft über die Menschen ausgeübt und ihre Sitten und Gebräuche ihrem despotischen Zepter unterworfen. Kein Alter, kein Geschlecht hat sich ihrer mächtigen Gewalt entreißen können, und selbst die wildesten, keinen andern als den Naturgesetzen huldigenden Völker gehorchen ihren Befehlen.

Die unsinnigsten und albernsten Gebräuche erhalten in der menschlichen Gesellschaft das Bürgerrecht und werden ohne Widerrede angenommen, sobald die gebietrischen Worte erschallen: es ist die Mode so! Das Alte und Gute wird verworfen und mit Neuem und Schlechtem vertauscht, wenn eine tonangebende Nation oder ein Individuum, welches sich ein gewisses Ansehn zu erwerben gewußt hat, zu einer solchen Vertauschung das Zeichen gibt.

Je verfeinerter eine Nation ist, desto mehr liebt sie solche Abwechselungen, und es spricht sich oft der Karakter derselben und der Stand ihrer sittlichen Kultur in dieser Veränderlichkeit aus. Die Zeit hat manche Gebräuche und Sitten geheiligt und ihnen das Auffallende und Tadelhafte genommen, und wir müssen auch hierin die Festigkeit und den unwandelbaren Sinn unsrer Vorväter ehren, die sich nicht von jedem Winde drehen ließen, der lockenden Stimme aus ländischer Moden kein Gehör gaben, sondern bey ihren guten und hergebrachten Gebräuchen blieben, dabey ihren Nationalcharakter behielten, und sich im Ganzen wohlbefanden.

In den neuern Zeiten hat sich dieses sehr geändert, und das Reich der Mode beruht nicht mehr auf festen Gesetzen. Täglich werden von ihr neue Verordnungen gegeben; das was heute gut und schön ist, ist morgen schlecht und häßlich, und in einem Zeitraum weniger Jahre ändert sich manches so sehr, daß man glauben sollte es stamme von einer ganz fremden Nation her.

Eitelkeit und Nachahmungssucht sind hiezu die vorzüglichsten Triebfedern, sie üben streng ihre Gewalt aus, was auch die Gesetze der Vernunft dagegen sagen mögen.

Am despotischsten herrscht die Mode in den Kleidertrachten; und leider gehorchen wir Deutschen noch immer hierin dem Auslande. Zwar zeigte sich zur Zeit der Wiederauflebung des deutschen Nationalgeistes einige Hoffnung, daß wir wieder zum Alten und Beständigen zurückkehren würden; allein sie ist leider verschwunden, und wir sind nach wie vor, mit wenigen Ausnahmen, in diesem Punkte die Sklaven und Nachahmer unserer Nachbarn.

In wiefern dieses auf den Karakter und den Nationalgeist Einfluß habe, ist hier der Zweck nicht, zu untersuchen; eben so wenig kann man sich in eine Prüfung der Schicklichkeit, der Zweckmäßigkeit noch des Geschmacks, der in den jetzigen Kleidungen herrscht, einlassen, da dieses in ein zu weit ausgedehntes Feld führen würde.

Nur auf einen Theil der Bekleidung des Frauenzimmers wünschet man die Aufmerksamkeit zu leiten, da dieser einen bedeutenden Nachtheil für ihre Gesundheit hat.

Zwar werden manche meiner schönen Landsmänninnen hiebey mitleidig die Achseln zucken und über den unberufenen Beurtheiler eines der Lieblingsstücke ihres Putztisches umbarmherzig den Stab brechen.

Aber ich übergebe mich ihnen auf Gnade und Ungnade, und kenne ihre gütige Nachsicht und Gerechtigkeitsliebe zu sehr, als daß ich nicht überzeugt seyn sollte, sie werden meine gute Absicht nicht verkennen und es mir gewiß mit der Zeit danken, daß ich sie vor etwas gewarnt habe, welches ihre Gesundheit allmählig untergräbt, und sie den traurigsten und unheilbarsten Leiden preis gibt.

Daß hier nichts anders gemeint sey, als die seit einiger Zeit unter der vornehmern und geringern Klasse allgemein in Gebrauch gekommenen fischbeinernen, hölzernen und eisernen Stangen (planchets genannt), welche vorne in der Kleidung der Frauenzimmer getragen werden, wird man vielleicht schon ahnden.

Aeltere und neuere Aerzte haben gegen das tragen der sonst Mode gewesenen Schnürbrüste laut ihre Stimme erhoben, und es dadurch endlich dahin gebracht, daß dieses sehr schädliche Kleidungsstück größtentheils abgeschafft ist. Aber die dagegen jetzt eingeführte Mode ist nicht minder Nachtheilig, ja vielleicht noch in mancher Rücksicht für die Gesundheit nachtheiliger.

Die Naturhat die größern Höhlen des Körpers, in welchen die edlern zur Erhaltung des Lebens wirksamen Organe ihren Sitz haben, ganz oder nur zum Theil mit einer knöchernen Wand versehen, wodurch die darin enthaltenen Theile, vor allem Druck oder äußrer Gewalt geschützt werden; theils aber auch ihrer Ausdehnung durch keine Knochen eine Gränze gesetzet. Das erste findet sich beym Kopfe, das andre bey der Brust. Bey letztrer aber ist die aus den Rippen und Brustknochen gebildete feste Wand eines gewissen Grades von Beweglichkeit fähig, so daß dadurch diese Höhle bald erweitert, bald verengert werden kann. Und dieser Beweglichkeit kann nicht ohne Schaden der Gesundheit durch feste oder zu eng anliegende Kleidungsstücke Einhalt gethan werden.

Die Höhle des Unterleibes ist aber ganz aus weichen und nachgebenden Theilen gebildet, und nur der Rückgrat und ein Theil der untern sehr beweglichen Rippen sind die einzigen festen Punkte, die zur Stütze derselben hinten und an den Seiten angebracht sind; der ganze vordere und ein großer Theil der Seitentheile ist weich und von keinen Knochen beschränkt. Sollte diese Einrichtung wohl ohne Zweck seyn? Gewiß nicht, denn die Natur handelt nur nach weisen Absichten.

Was mag aber von dieser Bildung wohl

der Grund seyn, und warum ist diese Höhle nicht eben so gut in Knochen eingeschlossen, wie die Gehirn und Brusthöhle?

In dieser Höhle befinden sich vorzüglich die Werkzeuge der Verdauung, Magen, Darmkanal, Leber, Milz und Magendrüsen eingeschlossen. Soll die Verdauung ordentlich von Statten gehen, so müssen diese Theile sich frei ausdehnen und bewegen können. Alles was dieses störet, verhindert ihre gesetzmäßige Verrichtung.

Der Magen zieht dabey am mehrsten unsere Aufmerksamkeit auf sich, indem er nicht allein durch die Speisen ausgedehnt wird, und sich nach Entleerung derselben wieder zusammenziehet, sondern noch eine eigene Art von Bewegung hat, die sich auf zweyerley Weise äußert, einmal indem in seinen Wänden eine kleine, immer fortgehende wurmförmige Bewegung statt findet, die alles in ihm Enthaltene von seinem Eingange bis zum Ausgange führt; zweitens verändert er bey der Verdauung seinen Stand und seine Lage gänzlich. Ist er leer, so liegt seine größere untere Krümmung nach unten und seine obere kleinere nach oben, seine vordre Fläche vorne hinter den Bauchdecken, seine hintre nach hinten dem Rücken zugekehrt. Füllet er sich mit Speisen, so wird diese ganze Lage geändert. Die untere Krümmung kömmt nach vorne, die obere nach hinten, die vordere Fläche nach oben, die hintere nach unten zu stehen, und er raget nicht viel weiter als im leeren Zustande vorne hervor. Alles was von Außen auf ihn drückt, und diese Veränderung seines Standes verhindert, stört seine Thätigkeit und das ganze wichtige Geschäft der Verdauung.

Doch nicht diese allein ist der Zweck der erwähnten Veränderung und Beweglichkeit. Noch andre eben so wichtige hat die Natur damit beyzuger.

Die Milz ist das Organ, welches vorzüglich zur Vorbereitung des Blutes, das nach der Leber, um daraus die Galle abzusondern, geführt wird, bestimmt ist, und hat außerdem für die Verdauung noch wichtige Nebenzwecke. Auch dieses Gebilde verändert während der Verdauung, durch die Bewegung des Magens dazu veranlaßt, seine Stellung. Bey leerem Magen hat es eine senkrechte Lage, bey vollem wandelt sich diese in eine mehr wagerechte um, welches zur freien Bewegung des Bluts durch seine Gefäße nothwendig ist.

Hinter dem Magen liegen ferner die Magendrüsen, große Nervengeflechte und Gefäße, von welchen die Natur jeden Druck, so viel wie möglich, zu entfernen gesucht hat.

Würde der Magen bey seiner Anfüllung seine Lage nicht verändern, so müßte seine Ausdehnung nothwendig als ein Druck auf diese Theile wirken, die Absonderung in der Magendrüse stören, die Nerven feindselig berühren, und die freie Bewegung des Bluts in den Gefäßen aufhalten. Dieses alles wird aber dadurch gehindert, daß er sich bey der Anfüllung mit Speisen von seiner Stelle erhebt, sich nach vorne begibt, von den unter ihm liegenden Theilen entfernt und sie frei läßt. Auch die Gedärme haben, außer der Ausdehnung, die sie mechanisch von dem aus dem Magen in sie gelangenden Speisebrey und Ueberresten von Speisen erleiden, und der nach Entleerung derselben erfolgenden Zusammenziehung, eine wurmförmige Bewegung von oben nach unten, die zur vollkommenen Verdauung nothwendig ist, und woran sie nicht durch äußern Druck gehindert werden dürfen.

Ueberdem ist eine freie Ausdehnung und Erweiterung der Unterleibshöhle zum ordentlichen Athemholen nothwendig, indem bey jedem Einathmen das Zwergfell, eine Haut, welche die

Brusthöhle von der Unterleibshöhle trennt, in einem Bogen herabsteigt, die Theile in der letztern herabdrückt und diese Höhle verengert. Kann sie sich nun nicht nach vorne frei ausdehnen, so ist die vollständige Herabsenkung des Zwergfells gehemmet, das Athemholen wird gestört, das Blut im Herzen und in den größern Adern zurückgehalten, und dadurch eine große Unordnung in dem Zirkulationsherde veranlaßt werden.

Auch die Eingeweide des Unterleibes, welche nirgends ausweichen können, leiden nun als wären sie in einer Presse zusammengedrückt, drükken wieder auf die größern Blutgefäße und hemmen in ihnen die freie Zirkulation.

Nimmt man nun hiezu noch die hohe und edle Bestimmung des schönen Geschlechts, den künftigen Menschen in seinem Schoße zu beherbergen, so kann der Zweck der Natur die Unterleibshöhle aus lauter weichen und nachgiebigen Theilen zu bilden, dem auch sonst mit der thierischen Organisation Unbekannten kein Räthsel mehr bleiben.

Die Natur will hier keine Beschränkung, und der, welcher sich ihrer Anordnung entgegensetzt, wird über kurz oder lang seine Nichtachtung ihrer Gesetze durch Leiden mancherley Art büßen.

Leider zeigen sich schon jetzt Kränklichkeiten beym schönen Geschlechte, die sonst nie so häufig gewesen sind, und ihren Ursprung gewiß allein in dem Drucke und Zwange haben, der dem Unterleibe durch die jetzige Kleidertracht vorzüglich den Stangen in den Kleidern angethan wird.

Schlechte Verdauung, Beängstigung, Blutwallungen, Schmerzen in den Seiten, Klopfen und Pulsiren in der Gegend der Leber und der Milz und im Magen, Herzklopfen, Ohnmachten, Krämpfe und ein Heer andrer ähnlicher Uebel verkümmern ihr Leben, und machen dem Arzte, der gerne helfen will, aber mit seiner Stimme kein Gehör findet, vielen Kummer, und es ist voraus zu sehen, daß diese Uebel noch immer zu nehmen und an Ausdehnung und Hartnäckigkeit gewinnen werden.

(Der Schluß folgt.)

Abenteuer und wunderbare Rettung der Mannschaft des an der westlichen Küste von Afrika gescheiterten Schiffes Commerce.

Hr. Roley war Herr und Kapitain des Kauffarthey-Schiffes Commerce, welches von der Mündung des Connecticut am 6. May auf eine Reise nach Neu-Orleans aussegelte. Das Schiff war ganz neu, vortrefflich ausgerüstet, hielt zweyhundert und zwanzig Tonnen, und war mit ungefähr vierzehn Mann bemannet. Nachdem es eine Ladung von Tabak und Mehl eingenommen hatte, segelte es am 24. Jun. wieder von New-Orleans ab, und kam am 9. August zu Gibraltar an, wo es Branntwein, Wein und gegen zweytausend Dollars baar Geld lud, einen neuen Passagier Antonio Michel, von New Orleans einnahm, und am 23. nach dem grünen Vorgebirge in See ging. Am 24. passirte es Cap Spartel, und am 28., wo ein ungemein dickes Wetter einfiel, fand der Capitain, daß er sich im 27 Grad 30 Min. der Breite befand, daß der Strom das Fahrzeug hundert und zwanzig Meilen weggeführt habe, und daß sie die Canarischen Inseln, ohne sie zu sehen, passirt hatten. Das dicke nebliche Wetter nahm täglich zu, die See ging sehr hoch, und bey hereinbrechender Nacht befanden sie sich umgeben von Klippen, aus welchen sie sich vergeblich loszumachen suchten; bald rannte das Schiff mit solcher Gewalt an eine derselben, daß alle auf dem Verdeck niederfielen. Gleich darauf wurde es total leck; und nur mit der äußersten Anstrengung gelang

es der Mannschaft fünf oder sechs Fässer Wasser, eben so viel Fässer Wein, drey Fässer mit Brod, und einige mit gesalzenem Fleisch in das Boot zu retten. Die Kleider, Kästen und Koffer wurden ebenfalls gerettet, und die Bücher, Karten und See-Instrumente in ein Faß gepackt, um sie späterhin wieder brauchen zu können. Da man in nicht großer Entfernung Land erblickte, so wagte sich Roley und Porter, einer der Mannschaft, in ein kleines Bot, in welchem sie ein Schiffstau ans Land zu bringen versuchten; die Wellen schlugen unaufhörlich über sie weg, demungeachtet erreichten sie nach unendlicher Anstrengung die sandige Bay, befestigten daselbst das Tau an einigen Stücken Holz und trieben das Wrack so auf den Sand. Mit Hülfe eben dieses Taues, gelangte die übrige Mannschaft mit dem großen Boot an das Ufer, und mit der äußersten Lebensgefahr landeten sie die geretteten Vorräthe. Ihr erstes Bemühen war nun, da das Land ganz öde und wüst schien, die Vorräthe in Sicherheit zu bringen, und zu diesem Endzweck errichteten sie etwa funfzig Schritt vom Ufer ein Zelt von ihren Rudern und Segeln. Ihre nächste Sorge war, die Böte auszubessern, um bey besserm Wetter wieder in See gehen zu können und mit Hülfe des Kompasses ein freundliches Schiff oder irgend eine europäische Kolonie an der Küste, wo nicht gar das grüne Vorgebirge selbst erreichen zu können. Allein während sie noch damit beschäftigt waren, gewahrte man in der Nähe ein menschenähnliches Wesen, welches ämsig beschäftigt schien, alles zu plündern, was es habhaft werden konnte. Hr. Roley näherte sich ihm mit Zeichen der Freundschaft und des Friedens, welche aber mit sehr unfreundlichen und abstoßenden erwiedert wurden; da jenes Wesen jedoch unbewaffnet schien so näherte sich Herr Roley demselben. Die Beschreibung, die er von ihm gibt, ist jedoch so pittoresk, daß ich mich nicht enthalten kann seine eigenen Worte anzuführen: Es schien etwas über fünf Fuß groß zu seyn, und die Farbe seiner Haut war eine Mischung von der eines amerikanischen Wilden und eines Negers; seine Blöße war mit einem Stück groben Tuches bedeckt, welches von der Brust bis auf die Knie reichte, sein Haar war lang und struppig, und stand in allen Richtungen sechs bis 8 Zoll von seinem Haupte ab, sein Gesicht glich dem eines Orangutangs mehr, als einem menschlichen, seine Augen waren roth und wild, sein Mund welcher sich beynah von einem Ohr bis zum andern erstreckte, war mit starken weißen Zähnen wohl versehen, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß diese wohl oft Menschenfleisch geschmeckt haben müßten; ein langer krauser Bart, welcher von seinem Kinn bis tief auf die Brust herabhing, vollendete sein grausenerregendes Ansehn, und ich konnte mich nicht entsinnen, unter den Wilden in irgend einem Welttheile eine furchtbarere und scheußlichere menschliche Gestalt gesehen zu haben. Er schien sehr alt zu seyn, aber dennoch äußerst kräftig und wild. Bald gesellten sich zwey alte Weiber von nicht weniger furchtbarem Ansehn zu ihm, welche ich für seine Frauen hielt. Diese sahen zwar etwas weniger gräßlich aus, obgleich ihre Augenzähne, gleich Hauern eines Ebers hervorragten, und ihre welke Haut in trockenen Falten auf ihrem Gesicht und Brüsten hing; ihr Haar aber war lang und schlicht. Ein Mädchen von achtzehn oder zwanzig Jahren und fünf oder sechs Kinder verschiedenen Alters und Geschlechtes sammelten sich nach und nach um sie, sämmtlich waren sie gänzlich nackt.

Die Waffen dieser grotesken Gruppe bestanden in einem Hammer, einer Axt und langen Messern, die an ihren Hälsen hingen; sie ließen

sich in der Beschäftigung des Plünderns keineswegs stören, sprengten Koffer, Kasten und Kisten auf, und nahmen unsere Kleider und Betten ohne weiteres weg, da sich die Mannschaft entschlossen hatte keine Feindseligkeiten mit diesem obwol schwachen Häuflein anzufangen, indem Flucht zu Wasser oder zu Lande gänzlich unmöglich war; die Vorräthe waren sie jedoch entschlossen bis auf das äußerste zu vertheidigen. Gegen Abend endlich entfernten sich die Räuber, nachdem es ihnen vorher jedoch noch gelungen war eines von den Segeln unseres Zeltes zu entwenden; beym Weggehen machten sie uns jedoch Zeichen, daß sie am andern Morgen wiederkommen würden. Schon bey Tagesanbruch fand sich der alte Araber wieder ein, in Begleitung seiner zwey Weiber und zweyer junger Männer, er schwang einen Speer, als wolle er ihn gegen die Mannschaft werfen, deutete nach dem Wrack hin, und zeigte mit der andern Hand nach einen Zug von Kameelen, welcher in einiger Entfernung den Hügel herabkam, nach welchem zu die Weiber mit einem durchdringenden schrecklichen Geheule liefen, Sand in die Luft warfen und den Treibern winkten schnell herzukommen. Die Mannschaft gerieth dabey in Furcht, retirirte sich nach dem Boote zu und Roley vertheidigte sich gegen des Alten Speer mit einem Span Holz, der einzigen Waffe deren er habhaft werden konnte; das kleine Boot sank jedoch sogleich und füllte sich mit Wasser, man versuchte nun das große Boot flott zu machen, und in diesem gelang es der sämmtlichen Mannschaft das Wrack zu erreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung der Zigeuner.

(Schluß.)

Die ungrischen Lande sind mit einem Worte, ein wahres Babel verschiedener Sprachen und Völker ohne gemeinschaftliches Interesse, ohne Band, ohne Einheit. Unter diesen mancherley Nationen haben nur Einige politische Existenz im Staate; viele, und hier und da die zahlreicheren, werden bloß als Schutzbürger betrachtet unter welche auch die Zigeuner gehören. Man kann die Zahl derselben in Siebenbürgen auf 40 bis 60,000 Seelen anschlagen. Diese wohnen im ganzen Lande zerstreut; bey jeder Stadt und fast bey jedem Dorfe haben sie größere oder kleinere Ansiedelungen. Nun sprechen sie eine eigene Sprache, die nicht geschrieben noch weniger aber gedruckt wird; wie soll da ihre Bildung befördert werden? Eigene Schulen haben sie nicht und die andern Schulen können sie nicht benutzen, da sie in der Jugend weder Ungrisch noch Deutsch verstehen.

Ein zweytes eben so wichtiges Hinderniß der zigeunerischen Aufklärung liegt in ihren politischen Verhältnissen gegen die übrigen Bewohner des Landes und gegen den Staat. Allenthalben wird der Zigeuner verachtet; ihm fehlt also das Selbstgefühl, die erste, eigentliche Quelle alles Bestrebens sich emporzuarbeiten und auszuzeichnen. Bey weitem die meisten sind auch zu arm um nothdürftig gekleidet oder zu unreinlich, um mit erforderlichen Anstand in gewöhnlichen Schulversammlungen erscheinen zu können. Könnte endlich einer unter tausenden alle diese Schwierigkeiten glücklich besiegen, sich kräftig über sein Volk emporschwingen, wo findet er Aufmunterung? wo einen Preis seiner gewaltigen Anstrengung? Er ist eine Null; ist und bleibt ein Zigeuner, hat weder an Staatsämter noch an andere Bedienungen einigen Anspruch und müßte zuletzt doch in sein voriges Nichts zurück sinken.

Die zigeunerische Sprache hat, wie Grellmann gezeigt, mit der hindostanischen auffallende

Aehnlichkeit, so daß ihre nahe Verwandtschaft mit der letztern keinen Zweifel mehr unterworfen seyn kann. An sich ist sie arm an Namen und Begriffen, weßwegen die Zigeuner manchen Wörtern von den Völkern unter denen sie wohnen, das Bürgerrecht gegeben haben. Die Aussprache der Zigeuner ist nicht unangenehm nur gurgeln sie viele Wörter aus der Kehle hervor oder lassen sie merklich durch die Nase klingen; darum ist es keine leichte Sache, sie mit unsern Schriftzügen auszudrücken.

Zur Vollendung meines Gemähldes sind nur noch wenige Züge übrig, welche die Moral der Zigeuner in etwas darstellt. Die Liebe, zwar nicht zur platonischen verflüchtigt, ist den Zigeunern eine bekannte gemeine Empfindung. Besonders schrankenlos ist die Liebe der Eltern für ihre Kinder. Die Theilnahme des Vaters der Mutter an den Schicksalen des Sohnes und der Tochter ist unbeschreiblich; darum hat auch die zigeunerische Erziehung so viele Mängel. Die Kinder wachsen den allzunachgibigen Eltern über den Kopf, weil es diesen unmöglich ist, mit der Ruthe die Kinder an ihre Abhängigkeit zu erinnern und sich in Ansehn zu erhalten. Die Liebe beyder Geschlechter ist feurig und herzlich, nicht selten beständig.

Die allgemeinste böse Neigung der Zigeuner ist das Stehlen. Es gibt manchen, der, wie ein bekannter sardinischer König, stehlen muß, nur mit dem Unterschied, daß jener König das Gestohlne den folgenden Tag dem Eigenthümer wieder heimstellte, der Zigeuner hingegen es zu eigenem Gebrauche verwendet. Diese Neigung äußert sich jedoch nicht mit offenbarer Gewalt, sondern nur mit List und Schlauheit. Der Zigeuner ist höchst selten ein Straßenräuber oder Mörder; Menschenblut vergießen, sich kecklich in eigene Gefahr begeben, mag er nicht; aber wo er irgend durch einen schlauen Handgriff, durch Gewandheit oder von Niemand gesehen, sich etwas zueignen kann, da geschieht es. Man hat gerechte Ursache, die Zigeuner genau zu beobachten, überall, wo etwas leicht fortzubringendes liegt; desto sicherer darf man dagegen auf der Straße vor ihnen wandeln oder im verschlossenen Hause schlafen. Wie wenig sie zum Morde geneigt sind, mag dieses einzige Beyspiel lehren: Ein trunkener Handelsmann kommt in der Nacht bey einer Horde Nomaden an; sich selbst nicht bewußt, hält er die Zelte mit ihren Feuern für ein Dörfchen und bittet um Nachtquartier, welches ihm sogleich gestattet wird. Er legt sich zur Ruhe und schläft im tiefsten Rausche fort. Endlich wacht er auf, schon steht die Sonne hoch am Himmel nnd rings um ihn, keine Spur von Menschen. Die Zelte waren in der Nacht mit ihren Bewohnern verschwunden und der Reisende ungekränkt, nur um sein Gepäck leichter, auf dem Platze geblieben. An dieser Scheu vor Gewalt und Blut ist aber keinesweges eigentliche Tugend, sondern eine den Zigeunern durchaus eigne Feigheit Schuld. Das Leben ist auf dem weiten Erdboden Niemand lieber als ihm, und diesen Schatz irgend einer Gefahr auszusetzen, ist er zu furchtsam. Mit einem einzigen Feuergewehre kann man eine Menge, auch wenn sie in vollster Wuth sind, in tiefem Respekt halten. Soldat seyn ist dem Weichherzigen das Schrecklichste, was seine Einbildung ihm mahlen kann; indessen wird er bey einem solchen Falle nicht um sein Gutachten befragt, welches gewiß verneinend ausfiele, sondern ohne Umstände mit Gewalt, von seinem väterlichen Heerde aufgehoben, visitirt, eingekleidet, in Eid genommen und zum Vaterlandsvertheidiger abgerichtet. Ueber alle Beschreibung geht der Jammer und der Schmerz den er empfindet, in Gebehrden und Wehklagen äu-

sert, bis er diese Grade zur Meisterschaft durchläuft. Mancher brach sich schon die gesunden Vorderzähne aus; andere hieben sich den rechten Zeigefinger ab, um sich zum Dienst untauglich zu machen. So kamen mehrere mit einer bald vergessenen Züchtigung glücklich durch, bis man endlich, um dem Unwesen zu steuern, solche Selbstverstümmler doch wenigstens zum Kriegsfuhrwesen brauchte; jetzt erst unterblieb es.

Rath für den Landmann bey der Erndte.

Um das abgemähete Getreide bey ungünstiger Witterung vor Nässe zu schützen, stelle man eine Garbe aufrecht, lehne acht andere Garben leicht daran, so daß sämmtliche Aehren oben zusammen kommen und bedecke diese mit einer neunten größeren und vorzüglich fest gebundenen oder auch mit Stroh; dann kann der Regen bloß diese Decke treffen, und läuft ohne sie zu durchdringen, an derselben wie von einem Strohdache hinab. Die Vorzüge solcher in der Wetterau üblichen Getraidekasten, vor den gewöhnlichen Mandel, fallen in die Augen. Man braucht das Getraide, nach Regenwetter nicht erst auseinander zu legen, um es auszutrocknen, sondern die Garben, die in dem unten weitern Kasten dem Luftzug ausgesetzt sind, trocknen nach und nach von selbst aus, besonders die Aehren, denen überdem das langsamere Trocknen gedeihlicher ist, als das schnelle; auch gehen weniger Körner verloren und selbst das Stroh ist weniger dem Verderben ausgesetzt. Zu gehöriger Aufstellung solcher Getraidekasten ist freilich eine gewisse Fertigkeit erforderlich, die aber durch Zusammensetzung von Strohgarben leicht erworben werden kann.

Vermehrung der Kartoffeln.

In einem englischen Blatte wird empfohlen, die Blüthen der Kartoffeln gleich bey ihrem Aufkeimen abzubrechen, was, nach einer bewährten Erfahrung, die Ergiebigkeit dieser kostbaren Pflanze um das Sechsfache erhöhen soll. In Frankreich hat man schon von dieser gemeinnützigen Mittheilung Nutzen gezogen.

Das hiesige Theater betreffend.

Veranlaßt durch die Erklärung des Schauspielers Finke in der vorigen Nummer dieses Blatts, so wie durch fälschlich von ihm gegebene Ansichten seiner Misverhältnisse mit dem hiesigen Theater, endlich um den Schein einer Animosität gegen ihn zu vermeiden, sahen Unterzeichnete sich genöthigt, sämmtliche Verhandlungen in dieser Sache, Einer hochlöblichen Theater-Comite zu übergeben, deren richterlicher Ausspruch für sie zeugen, und das Verfahren der hiesigen Theater-Direktion und der Mitglieder der Bühne vor den Augen des Publikums rechtfertigen wird.

Wir ersuchen deshalb Ein geehrtes Publikum, bis zur Erledigung dieser ganzen Angelegenheit, jedes Urtheil gütigst zurückzuhalten, bis wir im Stande sind, den Verlauf der Verhandlung in den nächsten Blättern des Bürgerfreundes mitzutheilen.

Die Mitglieder des Bremer Stadttheaters.

Charade.

In Nummer Eins, da ist das rechte Leben;
Dann will ich mich auf Numro Zwey begeben,
O! schönes Numro Zwey, in dem mein Ganzes liegt
Wo Numro Eins schon herrscht, wann hier Geister fliegt.

Anzeige.

Dem Wunsche der Theaterfreunde gemäß, wird die Kritik über das Bremer Theater in Hamburgs Wächter im nächsten Stück des Bürgerfreundes erfolgen. D. R.

№ 38.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 7. August. 1817.

Winke über ein wichtiges Stück der weiblichen Kleidung.

(Schluß.)

Ist diese leidige Mode im Allgemeinen eine der verderblichsten für die Gesundheit sowohl bey Frauenzimmern der höhern als der niedern Stände, so ist sie bey letztern noch viel schädlicher, theils weil dabey nicht die geringste Rücksicht auf ihren Nachtheil genommen wird, theils weil die Folgen derselben bey körperlicher Arbeit und Anstrengung noch stärker hervortreten. In den höhern Ständen wählt man doch noch zum Materiale der Planchets dünne biegsame Stahlfedern, die nachgebend sind und nicht so stark drücken, obgleich das mehr oder weniger keinen großen Unterschied macht; allein in den niedern besonders der dienenden Klasse, werden diese Geschöpfe der Mode, die vielleicht von ihrer Erfinderin aus guten Gründen gebraucht sind, aus dickem, harten, ganz unbiegsamen Holze gemacht, die dem Unterleibe nicht die mindeste Ausdehnung erlauben, und überdem noch durch ihre Härte und Unnachgiebigkeit auf die unmittelbar darunter liegenden Theile schädlich wirken, zu Stockungen in ihren Gefäßen, zu langsamen Entzündungen und daraus entstehenden Verhärtungen und Desorganisationen die Veranlassung geben.

In diesen halben Panzer eingeschnüret, soll nun ein solches armes Wesen die häuslichen, mit Anstrengung, Biegen, Bücken und andern Bewegungen verbundenen Arbeiten verrichten, da es doch dadurch so eingeengt ist, daß es kaum seinen Körper so viel krümmen kann, um etwas von der Erde aufzunehmen. Indessen müssen die Arbeiten doch gethan werden. Was wird die Folge seyn? Die Theile im Unterleibe werden noch mehr und noch heftiger zusammengedrückt werden; sie können nirgends ausweichen als nach der Brusthöhle und den untern mehr nachgebenden Bauchdecken, im erstern Falle wird dadurch das Athemholen und der Kreislauf des Bluts durch das Herz und dessen Gefäße erschwert werden, im andern aber werden sie sich an denen Stellen, die am nachgibigsten sind, durch zu drängen suchen, und über kurz oder lang wirklich hervortreten und einen Bruch bilden.

Doch ich glaube genug gesagt zu haben, um

diejenigen, welche der Wahrheit Gehör geben wollen, zu überzeugen, daß sie das Edelste, was der Mensch auf Erden besitzt, die Gesundheit aufopfern, um einer Mode zu fröhnen, die weder die Grazie des Körpers erhöht, noch sonst einen wesentlichen Nutzen hat, wohl aber tausende von Gebrechen und Krankheitsanlagen mit sich führet.

Es gibt der feindseligen Einflüsse unsrer Umgebungen so viele auf unsern Körper, denen wir nicht zu entgehen vermögen; warum wollen wir uns aber muthwilliger Weise neue schaffen und uns unter ihrer Geißel schmiegen?

Die Stimme der unpartheiischen und theilnehmend warnenden Wahrheit findet doch noch oft Gehör; sollte sie denn jetzt in einer öden Wüste erschallen, und ungenützt verhallen?

Dieses ist nicht zu erwarten; und glücklich würde ich mich schätzen, wenn es mir gelungen wäre, auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht, und zur Vorbeugung selbstgemachter Leiden etwas beygetragen zu haben.

Das zarte schöne Geschlecht, bestimmt, das Leben zu verschönern, im häuslichen Kreise Glück und Segen zu verbreiten, und dem Manne seine heimische Hütte in ein Paradies zu verwandeln, ist von der Natur zu so manchen körperlichen Leiden bestimmt, und bedarf der größten Sorgfalt für das Gesundheitswohl, um nicht unter dem Drucke der Nothwendigkeit zu erliegen.

Kommen zu den natürlichen Anlagen, die eine zartre Konstitution, eine größre Reizbarkeit und Empfindlichkeit, ein lebhaftres Gefühl, eine stärkre Empfänglichkeit für Geistes und Körperreitze, ein regsameres Gemüth hervorbringen, die mit der Bestimmung desselben im genausten Bunde stehenden Veranlassungen zu Störungen in dem ordnungsmäßigen Gange der Gesundheit, so wird dadurch schon bey demselben der Grund zu einer zarten Konstitution und der größern Geneigtheit zu mannigfaltigen Krankheiten gelegt. Hieraus entstehet schon von selbst eine Trübung des Lebens, die ihren düstern Nebel feindselig auf die Umgebungen ausbreitet, und dem häuslichen Glücke die Flügel verkürzet.

Sollte es aber wohl recht seyn, muthwillig und aus bloßer Nachahmungssucht zu dieser von der Natur aufgelegten Bürde noch eine neue Last hinzuzufügen, und neue Leiden zu schaffen, die das Leben noch mehr verbittern?

Mehrentheils wird aus Unkunde gefehlt, aber oft widerstrebt man gegen beßres Wissen allen Gründen der Ueberzeugung, und kann es nicht über sich vermögen, der Mode ungehorsam zu werden.

Gewöhnlich gebraucht man zur Vertheidigung der erwähnten heillosen Stangen den Grund, daß man ohne dieselben den Körper nicht gerade halten könne.

Aber meine verehrten Schönen! glauben Sie, daß die Natur dergleichen Reitzmittel von Nöthen habe? Mit nichten. Sie hat den Körper gerade gebildet und mit den nöthigen Kräften und Werkzeugen, sich aufrecht zu erhalten und mit emporgehobener Stirne den Himmel anzuschauen, versehen. Wenn wir sie nur nicht meistern, und in frühzeitige Bande einengen wollten. Man lasse dem Kinde von Jugend auf den freien Gebrauch seiner Glieder, und achte nur darauf, sie gehörig und naturgemäß zu gebrauchen, so wird es nie ein Krüppel werden.

Die Knochen der Rückensäule, und die Muskeln und Bänder, welche dem Körper eine feste Unterstützung geben und ihn gerade erhalten, sind kräftig genug, auch ohne unser Zuthun ihr Geschäft vollkommen zu verrichten. Durch jede hiebey angewandte Künsteley schaden wir nur,

denn wir hindern diese Werkzeuge in der freien Ausübung ihrer Thätigkeit, und bringen das hervor, was wir verhindern wollten, Krüppel.

Trauen Sie sich denn selbst so wenig Kräfte zu, ohne Unterstützung sich nicht mit Grazie halten und bewegen zu können? O gewiß, Sie thun sich hierin Unrecht, und trauen sich zu wenig Kraft zu. Eine kleine Anstrengung und Aufmerksamkeit werden Sie bald überzeugen, daß Sie keiner von außen angebrachten Hülfe bedürfen, um sich in der schönen, von der Natur ihnen verliehenen Form zu erhalten.

Und ist denn die Gestalt, welche diese wohlthätige Mutter Ihnen gegeben hat, nicht die schönste? Können wir dieses Meisterwerk wohl durch unsre Künsteleien verschönern? Gewiß nicht.

Betrachten Sie einmal die schönen Bildsäulen der Alten, oder die Kopien der wilden Naturmenschen. Hier sehen Sie die natürlich schöne Form; und wie weit erhebet diese sich über die verkünstelte durch Schnürbrüste und andre Einengungsmaschienen des Körpers verdorbene und den Gesetzen der Mode unterworfene?

Lassen sie uns doch dem Wege der Natur nachfolgen, wir fahren dabey gewiß am besten und sichersten.

Eine der natürlichen schönen Form des Körpers angemessene Kleidung ist nicht allein die gesündeste, sondern fällt auch dem Auge durch ihre Schönheit am angenehmsten auf.

Das Gewand der schönen Griechinnen und Römerinnen zeichnete sich durch seine Einfachheit und Natürlichkeit aus, erlaubte dem Körper eine seine ungezwungene Bewegung, und verscheuchte keine der Grazien, die ein schöner Wuchs in seinem Gefolge hat.

Lassen Sie uns doch lieber wieder zu diesen alten Mustern zurückkehren, als uns einer der Schönheit und der Gesundheit nachtheiligen Mode unterwerfen.

Ob die Befestigung der Kleider oder des Gewandes einer eigenen Einrichtung bedürfe, damit sie nicht drücke, vermag ich nicht zu entscheiden. Oft habe ich diese Einwendung gehört, ob sie mir gleich nicht einleuchten wollte. Allein sollte dieses wirklich der Fall seyn, so würde ja wohl etwas in Gebrauch gezogen werden können, was diese Unbequemlichkeit verhütete, etwa ein Gürtel mit elastischen Riemen, oder etwas dergleichen.

Doch ich mag es nicht wagen, ferner in das Heiligthum der Toilette einzudringen, und muß es den Schönen selbst überlassen, das was meine Unkunde unvollständig ließ, zu vervollkommnen.

Ich glaube durch das Gesagte meiner Pflicht ein Genüge geleistet zu haben, und schließe mit dem Wunsche, daß meine Bemerkungen nicht unnütz und überflüssig gefunden werden mögen.

Abenteuer und wunderbare Rettung der Mannschaft des an der westlichen Küste von Afrika gescheiterten Schiffes Commerce.

(Fortsetzung.)

Die Kamele waren unterdessen angekommen, wurden mit Vorräthen beladen, und als dieß geschehen war, zerschlug der alte Bösewicht die Boden der Wein- und Wasserfässer und ließ alles auf den Boden auslaufen; darauf trug er alle Koffer, Instrumente, Bücher und Karten auf einen Haufen, und verbrannte sie alle zusammen. Jetzt war den Unglücklichen kein Ausweg mehr gelassen, als sich in ihren leckem Bot nochmals in die See zu wagen; sie versuchten es, allein bald stieß es auf ein Riff, füllte sich

schnell bis zum Rande mit Wasser, und mit genauer Noth erreichten sie das Wrack wieder. — Jetzt schienen selbst die Araber die furchtbare Lage der Unglücklichen zu bemitleiden, machten ihnen Zeichen des Friedens und der Freundschaft, und luden den Kapitain Roley ein, wieder ans Ufer zu kommen. Nach einigem Zaudern entschloß er sich auch endlich dazu; die Kinder und Weiber näherten sich ihm bey seiner Ankunft sogleich mit allen ihnen möglichen Zeichen der Freundschaft, drückten ihm die Hände, und streichelten seine Arme. Dieß dauerte jedoch nur so lange, bis die beyden jungen Männer herbeykommen konnten, welche seine Arme sogleich mit Löwenstärke faßten; jetzt änderten auch die Weiber auf einmal ihr Betragen, zogen ihre Dolche und Messer und zuckten sie nach seinem Kopf und Brust; ihre Gesichter nahmen einen wahrhaft teuflischen Ausdruck an, sie knirschten mit den Zähnen, und weisser Schaum bedeckte ihre Lippen. Der alte Araber packte ihn bey den Haaren, zog sein Schwert, hielt es nahe an die Gurgel des Unglücklichen und gab ihm zu verstehen: daß auf dem Schiffe noch Geld sey und daß er es ohne Verzug sogleich haben müsse. Kapitain Roley rief jetzt seiner Mannschaft zu, was die Wilden begehrten, und man sandte ihm sogleich einen Beutel mit tausend Dollars. Der Alte nahm ihn mit Gierigkeit in Empfang, und zwang Roley ihn zu begleiten, sie zogen sich hinter einen Sandhügel zurück und theilten ihren Raub. Hier fühlte sich Kapitain Roley nicht sehr sicher, und um sich von den Unmenschen loszumachen, sagte er ihnen, es sey auf dem Schiff noch mehr Geld: sie erlaubten ihm demnach, seinen Leuten noch einmal zuzurufen, welches er auch that; allein anstatt Geld zu schicken, sandten sie den alten Passagier Antonio Michel ans Ufer. Als die Araber bey seiner Ankunft fanden, daß er kein Geld gebracht habe, fielen sie alle über ihn her, rissen ihm seine Kleider vom Leibe und stachen ihn mit ihren Messern; diesen Moment benutzte Roley, riß sich los, stürzte sich in die See und erreichte glücklich das Wrack wieder. Die fühllosen Unmenschen aber ließen um ihre ganze Wuth an dem armen Antonio aus, rannten einen Speer mitten durch seinen Leib und streckten ihn todt zu Boden.

Das Wrack näherte sich unterdessen schnell seiner gänzlichen Auflösung; selbst das große Bot war nicht mehr wasserdicht; sie hatten weder Mundvorrath noch Wasser, weder Ruder, Steuer, noch Compaß noch Quadranten, um ihre Fahrt darnach zu richten. Porter wagte sich aber mit äußerster Lebensgefahr noch einmal schwimmend ans Ufer, und war glücklich genug, die zwey Ruder und einen kleinen Sack Geld, den sie bey ihrer ersten Landung vergraben hatten, zurückzubringen; eben so gelang es ihnen, eine kleine Quantität gesalzenes Schweinefleisch, ein lebendiges junges Schwein von 20 Pfund, und gegen 4 Pfund in Salzwasser eingeweichter Feigen, eine Stange zum Mast des Botes, ein Segel und Steuer mit unsäglicher Mühe zusammen zu bringen.

Nachdem sie alles auf diese Weise angeordnet hatten, und jeder Mann den Entschluß reiflich überlegt hatte, daß es besser sey, alle zusammen von dem Meere verschlungen, als einzeln von jenen blutdürstigen Barbaren niedergemacht zu werden, schickten sie sich dazu an, das Bot durch die umgebenden Klippen durchzuarbeiten, nicht ohne heftiges Zittern, und mit der festen Ueberzeugung, daß der Augenblick, wo sie an dem Hintertheil des Schiffes sich drehen würden, der letzte ihres Lebens seyn müßte. „Da rief ich meinen Kameraden und Unglücksgefähr-

ten zu, so fährt Roley in seiner Beschreibung fort, laßt uns unsre Häupter entblößen, und unsre Seelen zu Gott wenden. Dieß geschah im Augenblick, wir alle richteteten unsre Blicke gen Himmel, und mit fester Stimme sprach ich: großer Schöpfer und Erhalter des Weltalls, du siehst unsre Noth, unser Elend; wir flehen dich an, erhalte unser Leben, und gib, daß wir durch dieses Riff von Klippen die offne See wieder erreichen; doch wenn es dein Wille ist, daß wir sterben sollen, so geschehe er. Deiner Barmherzigkeit empfehlen wir unsre Seelen, du gabst sie uns; unserer armen Wittwen und Kinder aber, o großer Vater, erbarme dich und sey du hinfort ihr Vater und Tröster!" In diesem Moment legte sich, wie auf göttlichen Befehl, der grausame Orkan; wir bewegten unser Bot langsam vorwärts, plötzlich hörten auch die Klippen auf, wir ruderten ruhig fort und jenseits der Klippen schlugen die Wellen noch mehr als zwanzig Fuß hoch. So legten wir ungefähr eine Meile zurück, unsre Rettung war nun entschieden, und wir alle, überzeugt, daß wir sie der unmittelbaren Vermittlung der göttlichen Vorsehung zu danken hatten, sanken auf unsre Knie und dankten dem Allgütigen." In der Einleitung bemerkt Hr. Roley, daß ihm seine Freunde gerathen hätten, diesen Umstand nicht zu erwähnen, um der Glaubwürdigkeit seiner Erzählung durch den Glauben einer direkten Einwirkung des höchsten Wesens nicht zu schaden; allein nichts, setzt er hinzu, hätte ihn dazu bewegen können.

In jenem elenden lecken Bote waren jetzt die eilf Unglücksbrüder entschlossen, sich in den weiten Ocean zu wagen; sechs Tage und sechs Nächte lang ruderten sie in verschiedenen Richtungen umher, und endlich am Ende des sechsten Tages entdeckten sie zu ihrer großen Freude wieder Land. Als sie näher kamen, gewahrten sie eine sandige Bay, ruderten darauf los und wurden von einer großen Welle ans Land geworfen. Bey diesem letzten Stoß ging das elende Bot ganz auseinander; ihre Vorräthe waren nun alle verzehrt, ihre Glieder steif und taub, aus Mangel an Ruhe und Bewegung ihre Kräfte erschöpft, und ihre Zungen so trocken und dürre, daß sie nur mit dem größten Schmerz zusammen sprechen konnten. —

Der Ort, an welchem sie gelandet hatten, war, wie sie nachmals erfuhren, Cap Barbas, nicht weit vom Cap Blanco, und wo ihr Schiff zu Grunde gegangen war, Cap Bojador, etwas weiter nördlich. Sie wendeten sich nun nach Osten zu, mußten zuweilen über Felsenrücken klettern, die sich bis in die See erstreckten, deßungeachtet hielten sie sich immer längs des Seeufers. Bald fielen ihnen die Schuhe von den Füßen, welche von den scharfen Felsen wund und blutend waren, ihre Körper waren von den brennenden Sonnenstrahlen gänzlich ausgetrocknet, und dabey fehlte es ihnen an Wasser, an Lebensmitteln, und kein frisches Lüftchen kühlte ihre Qual. Den ganzen Tag legten sie nur vier Meilen zurück, ohne die geringste Aussicht, die das Ufer einfassenden Klippen ersteigen zu können, und am Abend legten sie sich auf einen Sandhügel zur Ruhe nieder. Beym Erwachen am andern Morgen (9. Sept.) entdeckte Roley nach langem Ruhen eine Art Fußpfad, welcher sie auf eine Anhöhe leitete; wie groß war aber ihre Täuschung und ihr Entsetzen, als sie von hier aus nichts als eine nach jeder Richtung ins Unendliche sich ausdehnende Sandwüste, so weit ihre Augen nur reichen konnten, vor sich sahen. Roley sank bey diesem Anblick zu Boden, seine Sinne schwanden, und für eine Zeit lang wußte er nicht mehr, wo er war; Verzweiflung bemäch-

tigte sich seiner, als er wieder zu sich kam, war er entschlossen, sobald er nur die See erreichen könnte, sich in dieselbe zu werfen, und seinem Leben und Elend mit einem Mal ein Ende zu machen. In diesem schauderhaften Moment war es allein der Gedanke, daß seine Gefährten von ihm ein Beyspiel von Standhaftigkeit und Ergebung erwarteten, und die Erinnerung an seine Frau und Kinder, welche ihn wieder aufrichtete und stärkte; er stieg zum Gestade hinab, badete sich eine halbe Stunde lang in der See, und kehrte neugestärkt zu den Seinigen zurück. Mit schwerem Herzen und zitternden Knien verließen sie nun die Bay; als sie aber die rings sie umgebende unermeßliche öde und trockne Sandwüste betrachteten, legten sich die meisten von ihnen nieder, entschlossen ihr Ende abzuwarten, und nur durch das Zureden ihrer muthigern Gefährten ließen sie sich bewegen, sich weiter fortzuschleppen. —

Beym Einbruch der Nacht schien der letzte Strahl der Hoffnung zu verlöschen, und düstere Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seelen; auf einmal rief Clark aus: Ein Licht! ich sehe in der Ferne ein Licht oder Feuer. Dieß belebte von Neuem ihren Muth. Nach einer trost- und schlaflosen Nacht schleppten sie sich der Gegend, woher das Licht zu kommen schien, zu, und entdeckten bald eine Reihe Kamele und Araber, die eben beschäftigt waren sie zu tränken; ein Mann und zwey Weiber liefen sogleich auf sie zu; die armen Schiffbrüchigen warfen sich mit den Zeichen der tiefsten Unterwerfung zu Boden, und flehten sie um Schutz und Hülfe an; allein der Räuber schwang sein gezogenes Schwerdt, als wolle er sie niedermachen und riß ihnen, mit Hülfe der beyden Weiber alle noch übrigen Kleidungsstücke vom Leibe. Andre Araber rannten jetzt noch herbey, fürchterlich schreiend und Sand in die Luft werfend, und in wenig Momenten standen die armen Unglücklichen nackt bis auf die Haut da.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Krokodill.

Der Krokodill unterscheidet sich durch seine ungeheure Größe, durch vier Zehen an den Hinterfüßen, die, wie etwas weniger die fünf Zehen an den Vorderfüßen mit Schwimmhäuten verbunden sind, durch zwey Reihen hoher Schilder, die in der Mitte des Schwanzes in eine Reihe zusammenlaufen und endlich durch seine im Unterkiefer gänzlich festgewachsene Zunge von den übrigen Eidechsen, wozu sie jedoch ihrer übrigen Bildung und Lebensart nach gehören.

Man zählt jetzt fünf Arten von Krokodillen. Die erste Art ist der schon bey den Alten bekannte und auf ägyptischen und andern Denkmählern häufig abgebildete grüne Nilkrokodill, welcher ausgewachsen 25 bis 30 Fuß lang und verhältnißmäßig dick ist. Er lebt in und an den afrikanischen Flüssen und Seen und legt seine Eyer von der Größe unserer Gänseeyer und wie diese mit einer harten, kalkartigen Schaale umgeben, in Löcher, die er in den Sand am Ufer gräbt und sie wieder mit Sand zudeckt, wo sie dann von der Sonnenwärme ausgebrütet werden. Menschen und Thiere sind in der Nähe dieses Ungeheuers in Gefahr, von ihm ergriffen und verschlungen zu werden. Das Ichneumon scharrt die Eyer des Krokodills aus und frißt sie; auch soll das Nil- oder Flußpferd dem Krokodill nachstellen und ihn zu seiner Nahrung tödten.

Eine zweite Art ist der schwarze Krokodill am Senegal, der sich nach Adanson in diesem afrikanischen Flusse unter den grünen Krokodillen befinden, längere Kinnbacken haben und begieriger nach Fleisch seyn soll, als der erstere.

Die dritte Art ist der Schnabelkrokodill oder Gavial, der sich am Ganges in Indien aufhält und dessen Schnauze einem Vogelschnabel gleicht, welcher aber übrigens in Bildung und Lebensart mit den vorhergehenden übereinkommt.

Die vierte Art hat man vor noch nicht langer Zeit auf St. Domingo entdeckt, dessen Bildung der des Nilkrokodills ähnlicher als der des amerikanischen ist, doch unterscheidet er sich von dem erstern durch eine schmalere Schnauze, einen um drey Glieder längern Schwanz und dadurch, daß die beyden ersten unteren Vorderzähne ganz durch den Oberkiefer dringen, während die des Nilkrokodills kürzer, nur in Höhlungen des Oberkiefers, wie in Scheiden aufgenommen werden.

Die fünfte Art, der amerikanische Krokodill oder Kaiman, welcher im südlichen und nördlichen Amerika sehr häufig die großen Ströme bewohnt, ist kleiner und weniger schrecklich als der Nilkrokodill, dem er übrigens an Bildung und Lebensart gleicht. Doch flieht er den Menschen und größere Thiere eher, als daß er sie angreift.

Die Freunde der Naturgeschichte werden es gewiß mit großem Dank erkennen, daß einer unserer geehrten Mitbürger einen lebendigen kleinen Krokodill (Kaiman) von Neu-Orleans (am Mississipi in Louisiana) mitgebracht und in der Seefahrt zum Besten der Armen zur Schau ausgestellt hat.

Außerordentliche Pünktlichkeit.

Der kürzlich gestorbene Herr Scott aus Exeter ist bis zum 80sten Jahre in Handelsgeschäften beständig umhergereist. Er gehörte zu den bekanntesten und ausgezeichnetsten Characteren in diesem Lande, wegen seiner Pünktlichkeit und durch sein methodisches Verhalten und unermüdeten Fleiß brachte er ein großes Vermögen zusammen. Die Eigenthümer der Wirthshäuser in Devonshire und Cornwallis, in welche er einzukehren pflegte, wußten seit vielen Jahren den Tag und die Stunde seiner Wiederkunft. Vor einiger Zeit kehrte ein Reisender in einem kleinen Wirthshause in Cornwallis zu Port Isaac ein, um zu Mittag zu essen. Der Küchenzettel gefiel ihm nicht; da er indessen eine Ente am Feuer braten sah, so verlangte er dieselbe. Der Hauswirth antwortete: diese ist für Herrn Scott von Exeter bestimmt. — Ich kenne Herrn Scott recht gut, erwiederte der Reisende, er ist aber nicht hier, gebt mir also die Ente. — Sehr wahr, entgegnete der Wirth, Herr Scott ist nicht hier aber vor sechs Monaten, als er hier war, hat er diese Ente auf heute um zwey Uhr bestellt. Zum Erstaunen des Reisenden ritt Herr Scott grade in den Hof; es fehlten nur noch fünf Minuten an 2 Uhr.

Anekdote.

Ein junger Mann der wegen hundert Gulden in Verlegenheit war, schickte nach einem Juden — es ist unentschieden, ob es ein beschnittener oder ein getaufter gewesen — der Geld auslieh. Er erschien und willigte endlich, nach vielen Klagen über die geldarmen Zeiten, in das Verlangen, jedoch nicht anders, als gegen fünf und zwanzig von Hundert Zinsen, wobey er noch den ersten Jahreszins sogleich von der Summe abziehen wollte.

Da ich das Geld ungefähr vier Jahr behalten werde, sagte der Empfänger freundlich lächelnd, und der beschwerlichen Zinszahlung überhoben seyn möchte, so zieh Er nur die übrigen drey Jahrzinse auch sogleich ab.

Der Darleiher schüttelte den Kopf, und

strich endlich das Geld ein. Der Tisch war leer — Jetzt habe er einen Augenblick Geduld, Freund! — fuhr jener fort, bis ich die Handschrift hole. — Er ging in sein Kabinet. Der Geldmäkler hatte sich aber schon entfernt, als der andere mit der Hetzpeitsche aus dem Kabinet kam.

Ein Bauer fragte einen im Theater seinen Nebenmann, wie viel der erste Sänger Jahresgehalt bekäme? „Zwey tausend Thaler" war die Antwort. Dem Bauer stand der Verstand still vor Verwunderung. „Guter Freund, fuhr jener fort, der Tenorist singt das obere A und B noch, das macht die Seltenheit."

„Das ist was rechtes, um so ein paar lumpige Buchstaben," rief der Bauer. "Ich singe das ganze A B C und es gibt mir Niemand einen Groschen dafür."

Der verewigte Schiller war unbekannt an einem fremden Orte im Theater, wo Kabale und Liebe gegeben wurde. Die Rolle der Lady Milford, dieser stolzen Brittin, wurde höchst gemein gespielt, und unwillig fragte er seinen Nachbar: „Können sie mir nicht sagen wo diese Lady dient?"

General Conflans.

Von dem im vorletzterem Kriege in Deutschland bekannt gewordenen französischen General Conflans verdient folgende wahre Anekdote noch jetzt bemerkt zu werden: Conflans war im Nachsetzen, und mit einem Blick ward er gewahr, daß einer seiner Husaren einem Deutschen, der mit aufgehobenen und gefalteten Händen Pardon! rief, diese Hände im Vorbeyjagen mit einem Streich abhieb. Das Treffen war vorbey, Conflans ließ Fronte machen, und dankte allen seinen Leuten für ihre bezeigte Bravour. Aber das was ich von dir sahe mein Sohn! sprach er zu obgedachtem Husaren, übersteigt alle Glaubwürdigkeit, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte: so mit einem Hiebe beyde gefaltete Hände. — O Herr General! wo ich hinhaue — — Ja! das sah ich, und zum Beweis, daß ich Herzhaftigkeit und Stärke belohne, hast du hier meine Börse. Er gab dem Husaren die Börse und schwieg. Aber — fing er auf einmal mit fürchterlicher Stimme an — zum Beweis, daß ich Menschlichkeit schätze, will ich dich Canaille auf den Tod hauen lassen. Einem Mann der vor mir kniet, und um Pardon bittet, die Hände abzuhauen — — Steigriemen herab, und haut den Kerl, daß er krepirt. — Herr General Gnade! — Gnade? dir? der du selbst keine Barmherzigkeit gegen deinen Nebenmenschen ausübst? — Gott müßte keine Gnade für mich haben, wenn ich sie für dich hätte. Er ließ den Husaren bis beynahe auf den Tod hauen, und dann sagte er! Bringt das Scheusal weg, und Kerl! wo ich dich je zu Gesicht kriege, so schieße ich dir eine Kugel vorn Kopf, wie einem tollen Hunde.

Räthsel.

An allen Brücken meist kannst Du mich sehn;
Auch hast du mich jetzt vor Dir liegen;
Du kannst nach meinem Takte Dich im Tanze drehn;
Vorzeiten diente ich zu Jagden und zu Kriegen.

Auflösung der Charade in Nro. 37:

Mayland.

Verbesserung in Nro. 37:

Seite 289. Sp. 1. in der Ueberschrift: st. Kleinung l. Kleidung. S. 290 Sp 2. Zeile 10 st. Nachtheilig l. nachtheilig Ebend. Z. 12 st. Naturhat l. Natur hat. S. 291. Sp. 1. Z. 3 st. Gehirn l. Gehirn-. S. 292. Sp. 1. Z. 8. u. st. den Stangen l. die Stangen.

№ 39.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 10. August. 1817.

Der Taucher

Es ist höchst anziehend, die erste Veranlassung treflicher Gedichte zu kennen. Gewöhnlich hat man den Genuß zu sehen, wie überraschend des Dichters Geist durch Unbedeutendes berührt, das köstliche Gebilde seiner Phantasie uns entfalte. So wird es auch gewiß keinem Leser unangenehm seyn, hier die Geschichte zu lesen, der wir Schillers herrliche Ballade: den Taucher zu verdanken haben.

Es befand sich unter der Regierung Friedrichs (vielleicht Kaiser Friedrich II.), in Sicilien ein sehr berühmter Schwimmer, Nikolaus genannt, doch mehr gekannt unter dem Volke durch die Benennung Pesce Cola oder Nikolaus der Fisch. Die große Fertigkeit im Schwimmen, verbunden mit einer vorzüglichen Stärke im Untertauchen, waren die Mittel, durch welche er sich einen dürftigen Unterhalt mit Verkaufen von Muscheln, Korallen und andern aus der Tiefe gezogenen Produkten verschaffte. Er fand so viel Vergnügen an dem Wasser, daß er oft vier bis fünf Tage in der See blieb, ohne andere Nahrung als die von rohen Fischen, die er erhaschen konnte. Er pflegte gewöhnlich Botschaft von Sicilien nach Kalabrien zu bringen, und man erzählt, daß er mehr als einmal bis an die Liparischen Inseln vorgedrungen sey. Mehreremale trafen ihn nach Kalabrien segelnde Fahrzeuge in der Mitte der stürmenden See, zur Verwunderung der Matrosen, die ihn für ein Seeungeheuer hielten, bis er von einigen gekannt, an Bord ihres Schiffs genommen wurde. Als man ihn fragte, wo er bey so stürmischen Wetter hinwolle? antwortete er gewöhnlich, daß er Briefe nach irgend einer Stadt zu bringen habe. Diese Briefe pflegte er in einem ledernen, mit vieler Kunst verschlossenen Beutel zu verwahren, damit nicht die umgebende Nässe sie vernichte. Nach einer frohen Mahlzeit, und nachdem er von den Matrosen Abschied genommen, stürzte er sich wieder in die Tiefe. Es wird ebenfalls gesagt, daß er von dem beständigen Aufenthalte im Wasser eine amphibienähnliche Natur bekommen habe, daß Schwimmhäute, wie die der Gänse, an seinen Händen und Füßen gewachsen wären; mit einer solchen Ausdeh-

nung der Lunge, daß sie so viel Luft hätte enthalten können, als erforderlich wäre, einen ganzen Tag unter dem Wasser zu leben. Als der König von Neapel in Messina war, und von den Wundern dieses Tauchers hörte, befahl er in einer Anwandlung von Neugierde, ihm denselben vorzuführen; was auch, nachdem man ihn lange in der See und auf dem Lande gesucht hatte, geschah. Da der König viel von der Eigenthümlichkeit des benachbarten Strudels, der Charibdis, gehört hatte, glaubte er eine bessere Gelegenheit, die innere Beschaffenheit desselben zu erforschen, könne sich nicht wieder darbieten. Er befahl Nikolaus, auf den Grund hinabzusteigen, und da er bemerkte, daß dieser nicht sehr bereitwillig war, seine Befehle zu vollziehen, unter dem Vorwande der großen Gefahr, die er allein vollkommen kennen wollte, befahl er, um ihm mehr Muth zur Ausführung dieses Unternehmens zu machen, einen goldenen Becher an dieser Stelle hinunter zu werfen, der ihm gehören sollte, wenn er so glücklich wäre, ihn zu erhaschen. Nikolaus ging die Bedingung ein, und stürzte in die wirbelnden Wellen. Er blieb drey Viertelstunden unter Wasser, während welcher Zeit der König und sein Gefolge in ängstlicher Erwartung am Ufer standen. Endlich wurde er mit großer Heftigkeit von den Wogen emporgetragen, den goldenen Becher mit einer Art von Triumph in der Hand haltend. Er wurde von der Anstrengung sehr ermüdet, in den Pallast gebracht, erschien aber durch ein gutes Mittagsmahl und einen kurzen Schlaf gestärkt, bald wieder vor dem Könige, dem er auf die vorgelegte Frage: was er auf dem Grunde der See gefunden habe? Folgendes erwiederte:

Mächtiger Fürst! ich habe Ihre Befehle ausgeführt; doch nimmermehr würde ich sie erfüllt haben, selbst wenn Sie mir ihr ganzes Königreich versprochen hätten, wenn ich vorher gewußt hätte, was ich in dem Abgrunde finden würde. Ich beging dadurch eine größere Unbesonnenheit, als durch die Nichtbefolgung der Befehle meines Fürsten. Als ihm der König um die Ursache fragte, antwortete er: Ihro Majestät müssen wissen, daß diesen schrecklichen Schlund vier Ursachen, nicht nur Tauchern wie ich, sondern selbst den meisten Fischen ganz unzugänglich machen. Erstlich die aus dem tiefsten Abgrunde mit einer solchen Gewalt heraufbrausenden Wellen, daß selbst der stärkste Mann sie nicht durchbrechen kann. Auch konnte ich mich nicht widersetzen, und wurde genöthigt, in schiefen Kreisen hinab zu steigen. Zweytens, die große Menge von Felsen, die ich überall antraf, und denen ich mich nicht nahen konnte, ohne die augenscheinlichste Gefahr für mein Leben, oder doch wenigstens nicht ohne zu fürchten, sehr gequetscht zu werden, wenn ich gegen sie gestoßen würde. Drittens, die Strudel der unterirdischen Gewässer, die mit erstaunlicher Gewalt aus den innersten Höhlen der Felsen hervorströmen, welches einen fürchterlichen Zusammenfluß von entgegen wirkenden Wellen verursacht, sind fähig, einen Menschen bloß durch den Anblick dieser gewaltigen Wirbel seiner Sinne zu berauben. Viertens, die Menge der ungeheuren Polypen, welche an den Seiten der Felsen mit ihren weit ausgestreckten Armen kleben, und mich mit den größten Schrecken erfüllten. Einen sah ich, dessen Körper stärker war, als der eines Mannes Seine Arme waren zehn Fuß lang, und wenn er mich zwischen diese gepreßt hätte, wäre ich aus bloßer Furcht vor seinem Zugreifen, schon gestorben. Fische von der grimmigsten Art, Seehunde genannt, haben ihren Aufenthalt in den angränzenden Felsenhöhlen. Ihre Rachen sind mit einer dreyfachen Reihe von Zähnen bewaff-

und ungefähr so groß wie Delphine. Ihre Wuth ist so groß, daß alles, was sie zwischen ihren Zähnen erwischen, verloren ist, da keine Säge, sie mag auch noch so scharf seyn, der schneidenden Kraft solcher ungeheuern Fangzähne gleich kommt.

Nachdem er diese Dinge berichtigt hatte, wurde er gefragt, wie er so schnell den goldenen Becher habe finden können? Er antwortete: daß derselbe wegen des starken Ab- und Zuströmens des Wassers nicht bis auf dem Grund gekommen sey, sondern durch die Kraft der Wellen hin und her geworfen, habe er ihn in der Höhlung einer Klippe gefunden. Wäre der Becher bis auf den Grund gefallen, so erklärte er es ganz für unmöglich, ihn in einer so brausenden See zu finden. Er fügte noch hinzu, daß überdem die Tiefe der See eine gänzliche Dunkelheit verursache, und nachdem man ihn in Betreff der Beschaffenheit des Bodens befragte, antwortete er: daß er mit unzähligen Felsen durchschnitten sey, und die Wellen durch das Herein- und Herausströmen zwischen den Spalten und Klippen des Bodens, auf der Oberfläche die Strudel bildeten, welche die Matrosen für ihre Fahrzeuge so gefährlich gefunden haben. Er wurde hierauf gefragt: Ob er Muth genug habe, zum zweytenmal auf den Boden der Charibdis hinab zu steigen. Erst weigerte er sich, dann aber, durch einen zweyten Becher von größerem Werthe, den man mit Gold angefüllt, und an derselben Stelle hinunter gelassen hatte, überwunden, stürzte er sich zum zweytenmal in die wirbelnden Strudel; aber nie kam er wieder zum Vorschein, wahrscheinlich von der Gewalt der Ströme zwischen den Labyrinthen dieser verborgenen Klippen weggeführt, oder von den Fischen, die er so sehr fürchtete, verschlungen.

Bericht über die Wunderärztin Johanna Dorothea Humizsch in Schönborn.

Von Johann Friedrich Sillig,
Ober-Prediger in Frankenberg und Sachsenburg mit Schönborn.

Nicht leicht wird ein Gaukelspiel in dem Bauerhause eines unbekannten Dorfes so viel Licht über den Zeitgeist verbreiten, als das Ereigniß mit der Wunderärztin Humizsch; und je mehr Aufsehen diese Frau gemacht hat, je mehr die Erscheinungen des Aberglaubens die Aufmerksamkeit des Predigers verdienen, je mehr Abergläubische und Ungläubige gewagt haben, das Geschehene mit den Begebenheiten der heiligen Geschichte zusammen zu stellen, desto nöthiger scheint es, den ganzen Verlauf der Sache zur öffentlichen Kunde zu bringen, und den Beobachter seiner Zeit dadurch in den Stand zu setzen, ein richtiges Urtheil zu fällen, und die Frage zu lösen, wie in unsern Tagen unter einem aufgeklärten Volke diese Begebenheit möglich wurde. Kein unbefangener Zuschauer aber stand vom allerersten Anfange an der Begebenheit näher, als ich.

Schönborn gehört zu meiner Tochterkirche Sachsenburg, welche herkömmlich jetzt fast allein von dem zweyten Prediger in Frankenberg bedient wird. Als solcher ward ich seit dem Jahre 1808 mit der Humizsch um so näher bekannt, je mehr ihr Mann als Richter der Gemeinde Schönborn, in amtlicher Beziehung mit mir stand. Im Sommer 1810 fand ich zum ersten Male die Humizsch an entzündeten Augen leiden. (Daß sie schon früher oder von Jugend an, vierzig Jahre lang, wie es in dem über sie erschienenen Flugblatte heißt, stets an den Augen gelitten habe, vermag ich nicht geschichtlich zu

*

widerlegen, habe aber Gründe, es nicht zu glauben.) Da sie mir nun sagte, daß sie schon seit einiger Zeit vergeblich Hülfe bey nahen Aerzten gesucht habe, so empfahl ich sie an einen berühmten Augenarzt, meinen für seinen Kreis und für mich zu früh verstorbenen Freund Dr. Meuder in Freyberg, und als mich derselbe im August genannten Jahres besuchte, ließ ich die Humizsch zu mir hereinholen. Seine Kunst half der Leidenden in wenigen Tagen von ihrem Uebel, aber er erklärte ihr auch, daß dasselbe leicht wiederkehren und hartnäckig werden könne, wenn sie sich nicht vor blendendem Sonnen- und Feuerlichte, vor Staub und Rauch, und vor starken Gemüthsbewegungen in Acht nehme. Aber eben dieß war der Frau bey ihrer großen Haus- und Schenkwirthschaft und manchen andern häuslichen Verhältnissen gar nicht möglich. Sie bekam ihre bösen Augen bald wieder, und behielt sie unter mancherley Abwechselungen bis zum Jahre 1814. Da die von Dr. Meuder zuerst gegebenen Mittel bey veränderten Umständen nicht mehr wirkten, und sie ihn persönlich nicht wieder aufsuchte, so brauchte sie unter andern auch einige Zeit lang die Hülfe einer Frau in Dietenhain bey Waldheim, welche mit einer messingenen Nadel unter einem geheimnißvollen Spruche vor den Augen herumfuhr. Hier sah die Humizsch unstreitig das zuerst, was sie nachher selbst trieb, erfuhr aber auch den fruchtlosen Gebrauch dieses Mittels; denn sie behielt ihre bösen Augen so lange, als sie in vielen häuslichen Geschäften sich nicht schonen konnte. Doch nachdem ihr Mann das Gut übergeben, und das Richteramt niedergelegt hatte, nachdem die Humizsch in eine kleinere Wohnung gezogen, zu einem ruhigen Leben kam, nachdem vielleicht auch mit der Nähe des funfzigsten Lebensjahres die letzte Hauptveränderung des weiblichen Körpers erfolgte, wurde ihr Uebel immer schwächer, und verlor sich endlich ganz, etwa seit Johannis 1814.

Ich war inzwischen zu der obersten Predigerstelle heraufgerückt, und kam nun regelmäßig des Jahres nur einmal nach Schönborn in ihr Haus. Seit dem Sommer 1814 verbreitete sich allmählig das Gerücht, die Humizsch fange an mittelst einer Nadel Heilungen an den Augen bewirken zu wollen. Als ich nun gewöhnlicher Weise im November dieses Jahres einige Stunden bey ihr zubrachte, erzählte sie mir Folgendes.

Ein bey uns im Frühjahre 1813 übernachtender Fremde, ein wohlgekleideter Mann, nahm herzlichen Antheil an meinem Schicksale, und mittels einer Nadel, die er unter geheimnißvollem Spruche vor meinen Augen bewegte, hat dieser mir geholfen, und hat mir auch Anweisung gegeben, andern auf gleiche Weise zu helfen. Nun übe ich, was er mir gelehrt hat; ich fordere nichts für meine Mühe, und bin zufrieden mit der kleinsten Gabe. Zugleich zeigte sie mir eine messingene Einziehnadel ganz gemeiner Art.

Dieser Erzählung konnte ich damals nicht sogleich widersprechen, weil ich die Bekanntschaft der Humizsch mit der Frau in Dietenhain noch nicht wußte. So unwahrscheinlich sie auch ist, so lügenhaft verändert sie von dem abergläubischen Haufen nacherzählt wird; so ist es doch schwer zu entscheiden, ob sie völlig ersonnene Lüge, oder halbe Wahrheit mit lügenhafter Ausschmückung, oder etwa Traumgesicht gewesen sey. Der April des Jahres 1813 war der Anfang der Schreckenszeit für Sachsen, in welcher es auch zu Schönborn, und besonders in dem Hause des Richters, nicht an kriegerischen Auftritten fehlte. Bedenkt man nun, daß die Humizsch erst nach funfzehn Monaten ihre bösen Augen völlig verlor, und also bis dahin die mögliche Gaukelei eines Fremden keinen großen Werth

für sie gehabt haben kann; kennt man die Kraft der Einbildung, und insbesondere den in der reizbaren Humizsch herrschenden Seelenzustand; weiß man, daß auch ihr Stiefsohn und dessen Frau, in der Zeit als die Wunderheilungen noch nicht sehr im Gange waren, und diese Kinder das Treiben der Mutter noch mißbilligten, behaupten, den Fremden gesehen zu haben; so ist man geneigt, sich folgenden Verlauf der Sache vorzustellen: Irgend ein Reisender hat einmal Mitleiden gegen die angenkranke Frau geäußert, sie darüber getröstet, und vielleicht eine Zeit der Genesung zugesagt. Die Kranke hat sich darüber dem Spiele ihrer Einbildungskraft überlassen, hat mit den Ihrigen davon gesprochen, und im Laufe der Zeit halb träumend, halb wachend die erzählte Begebenheit so in ihrem Kopfe ausgebildet, daß sie jetzt eine wahre Geschichte zu erzählen glaubt. Denn sie und ihre Schwiegertochter möchte ich am wenigsten für Erfinderinnen der Lüge ansehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und wunderbare Rettung der Mannschaft des an der westlichen Küste von Afrika gescheiterten Schiffes Commerce.

(Fortsetzung.)

Die Araber hatten eben so wenig zu essen, als ihre armen Gefangenen, und bestanden aus etwa tausend Seelen, Männer, Weiber und Kinder; die Anzahl ihrer Kamele belief sich auf vier bis fünf tausend. Sie wurden nun in zwey Partheyen abgetheilt, und mußten auf den bloßen Rücken der Kamele hinter dem Höcker sich setzen. Ihre Schläuche waren mit faulem Wasser gefüllt; die Weiber und Kinder saßen in Körben, die auf beyden Seiten der Kamele hingen, und so bewegte sich die Karavane längs der Dünen am Ufer. Die armen Gefangenen mußten bald von den Kamelen absteigen und sie leiten und zu Fuß begleiten; dabey brannte die Sonne glühend heiß und bey jedem Schritt sanken sie bis an die Knie in den brennenden Sand; wenn sie aber von Mattigkeit überwältigt zu Boden fielen, so trieben die Barbaren mit fürchterlichen Hieben und Stichen sie weiter und lachten ihrer Qual. Hier war es, beschreibt Roley, wo mein Muth und meine Ergebung mich von neuem verließen, wir mußten, nackt und barfuß wie wir waren, mit den Kamelen gleichen Schritt halten; die unter den Sand gemischten Kieselsteine waren so scharf, daß sie bey jedem Schritt durch die Haut bis auf die Knochen schnitten. Ich verwünschte mein Schicksal und bereute, mich nicht vorher in die See gestürzt zu haben, ehe ich mich diesen grausamen Tiegern in Menschengestalt übergeben hätte — es war nun zu spät. Ich würde augenblicklich meinem elenden Daseyn ein Ende gemacht haben, aber ich hatte weder ein Messer noch irgend ein anderes Werkzeug dazu. Ich suchte in meiner Verzweiflung nach einem Steine, um wo möglich meinen Schädel damit zu zerschmettern, aber auch dieß war umsonst. Diese Wuth hielt jedoch nicht lange an, ich kam zu mir selbst und erinnerte mich, daß mein Leben in der Macht des großen Wesens stände, und daß der Richter des großen Weltalls auch mir Recht widerfahren lassen würde. Von nun an bis zum Ende seiner Drangsale murrte er nicht einmal mehr, fest entschlossen, sein Leiden in ruhiger Fassung bis ans Ende zu ertragen, und durch sein muthiges Beyspiel hielt er auch seine Unglücksgefährten aufrecht. Nach Mitternacht machten sie in einer kleinen Vertiefung oder Schlucht in der Wüste Halt. Hier bekamen sie nach einem Marsch von funfzig

Meilen, zum ersten Mal jeder ein halbes Maaß Kamelmilch, welches ihren Magen erwärmte, den brennenden Durst etwas stillte, und den Hunger einigermaßen befriedigte.

Der Wind war jetzt frostig kalt, sie lagen gänzlich nackt auf scharfen Steinen, ihre ganze Haut war wund und blutig; so lagen sie die lange und kalte Nacht, eine noch fürchterlichere Zukunft etwartend, ohne ein Auge zu schließen. Am Morgen (11. Sept.) ward ein halbes Maaß Kamelmilch unter alle viere vertheilt, welches kaum hinreichte, ihren Mund anzufeuchten. Bald gelangten sie zu einem andern kleinen Thal, wo Zelte errichtet waren und ungefähr hundert und funfzig Seelen, von allen Altern und Geschlechtern versammelt waren. Hier sollten sie noch einmal getheilt werden, eine Abtheilung derselben nahm Clark zu sich, eine andere Horace, Roley und der Koch blieben bey ihrem ersten Herrn.

Am 20. Sept. wandten sie sich nach Nordwest, nach dem Seeufer zu, und als sie Halt machten, kamen zwey Fremde zu ihnen, jeder mit einer Doppelflinte bewaffnet; durch eine Frau erfuhr Roley, es sey Sidi Hamet und sein Bruder, von des Sultans Staaten, welche kämen, um wollene Decken und blaues Tuch zu verkaufen.

Sidi Hamet war ein arabischer Handelsmann, in welchem Habsucht nicht alle Gefühle der Menschlichkeit unterdrückt hatte. Er fragte Roleyn sehr sorgfältig aus, was für Aussichten er habe zu Suara oder Mogadore losgekauft zu werden, und ein wie hohes Lösegeld er versprechen könne, falls er ihn dahin schaffen würde. Nach langem Zögern und Handeln schloß er endlich einen Kauf mit dem alten Araber ab, dessen Sklave er war, und nach langem Bitten und Versprechungen einer hohen Summe, kaufte er auch Horace. Clark und Savage, aber mit Hagan wollte er nichts zu schaffen haben. Sidi Hamet befahl darauf, ein altes mageres Kamel zu schlachten, welches er für eine Decke einhandelte. Man öffnete demselben zu diesem Zweck eine Ader nahe am Halse, sammelte das herausströmende Blut in einen Kessel, setzte diesen auf das Feuer und kochte es so lange, bis es so dick wie Ochsenleber wurde. Diese für uns so köstliche Speise, bemerkt Roley, verschlangen wir mit Heißhunger. Roley erhielt jetzt ein wollenes Hemde, von welchem Sidi sagte, daß er es für ihn gestohlen habe; Clark war eines Stücks von einem alten Segel habhaft geworden, womit er seine Blöße einigermaßen bedeckte, Burns hatte ein altes Wams erschnappt, und Horace und Savage paradirten in Ziegenhäuten. Am 27. Sept. legten sie etwa drey und sechzig Meilen zurück, obgleich die Kamele seit achtzehn Tagen keinen Tropfen Wasser bekommen hatten; am Abend des 1. Okt. begegneten sie einer andern Karavane, welche nordwärts Wasser eingenommen hatte; diese zeigte ihnen den Weg zu einem schmalen und engen Thale, wo ungefähr funfzig Zelte standen; der Boden war hier streckweise mit kurzer Heide bedeckt und zuweilen ließen sich kleine Gesträuche sehen. Am nächsten Tage wandte sich die ganze Karavane gegen Norden. In der Nacht des 5. hörten sie das Brüllen der See, welches auch Sidi Hamet bestätigte. Am 11. endlich, nach einem Marsch von siebenzig Meilen, erreichten sie ein kleines Wäldchen von niedrigem Gesträuch, welches sie schon von großer Ferne gesehen hatten und das einer Insel in einem See glich; hier fanden sie etwas faules Wasser. Kurz darauf erreichten sie eine Anhöhe und sahen von da zu ihrer größten Freude zum ersten Male das Meer wieder; von nun an ging der Marsch immer längs dem Seeufer hin. Am 17.

erblickten sie, immer am Gestade hinreisend, östlich am Horizont die Gipfel hoher Berge. Bald darauf nahmen sie die ersten Spuren von Kultur wahr und am Abend fühlten sie die Wonne auf einer Streu zu schlafen. Am 19. gelangten sie zu einem klaren Wasserstrom, der sich über ein Kieselbett ergoß und dessen Ufer mit grünen Gesträuchen und blühenden Stauden bedeckt war; jenseits desselben weideten Kühe, Esel und Schafe, und hier und da standen zerstreute Dattelbäume — eine so plötzliche und unerwartete Scene versetzte die Unglücklichen in das lebhafteste Entzücken.

(Der Schluß folgt.)

Der See Palio.

Zu den merkwürdigsten Seen gehört der Palio (Palicorum lacus) in dem Val di Noto in Sicilien, von dem Dolomieu folgendes erzählt: er ist von vulkanischen Bergen umgeben, und verbreitet sich über eine gegen die Mitte zu etwas abgesenkte kleine Ebene. Diese Ebne ist zur Hälfte von steilen Felsen umschlossen, wodurch sie genau das Ansehn eines zerfallenen ungeheuern Kraters bekommt. In ihrem Mittelpunkt und gleichsam in der Mitte eines Trichters steht der See, der seine Tiefe, wie seinen Umfang öfters verändert. Im Winter mag er 60 bis 70 Toisen im Durchmesser halten und 10 Toisen tief seyn; im Sommer hingegen, wenn große Dürre eintritt, trocknet er öfters ganz aus. Im Mai, als Dolomieu ihn sah, bildete er ein Oval, das das ohngefähr 30 Toisen lang und 20 Toisen breit war, und eine Tiefe von 5 — 6 Toisen hatte. Er roch stark nach Asphalt, und zwar schon in einer beträchtlichen Entfernung. Die Farbe seines Wassers fällt ins Grüne, der Geschmack ist widrig. Oefters ist das Wasser lau, lich, doch hat es wenigstens die Temperatur der Atmosphäre. An verschiedenen Stellen bemerkt man ein heftiges Aufsprudeln und dies besonders gegen die Mitte hin. Das Sprudeln wird nach ungleichen Zwischenräumen stärker, das Wasser springt 2 bis 3 Fuß hoch auf, setzt sich wieder, um nach einer Zwischenzeit von 5 bis 6 Minuten wieder aufzuspritzen. Das Auffahren ist bald mehr bald weniger stark, nie aber von einem andern Geräusch, als dem des bewegten Wassers begleitet. Wenn der See ausgetrocknet ist, so sieht man gegen die Mitte verschiedene tiefe Oeffnungen, aus denen unaufhörlich eine etwas erwärmte Luft auffährt, die den Sand und andere Körper, womit man die Oeffnung verstopft, sogleich wieder wegstößt. Eben diese luftartigen Dünste sind es, die das Wasser, wenn das Becken angefüllt ist, auf die vorhin beschriebene Art erheben und schäumen machen. Es wäre allerdings wichtig, die Natur dieser ausfahrenden Dünste genau zu kennen, Dolomieu konnte sie nicht untersuchen. Der Schaum am Boden und an den Ufern hat eine schwarze Farbe, ist klebrich und riecht nach Pech. Der ganze Boden ist eine zähe, harzige, brennbare Erde. Man muß sich sehr hüten, in dieser Gegend Feuer zu machen, weil der Boden sich leicht entzündet und dann nicht leicht zu löschen ist. Sollte also nicht die herausfahrende Luft brennbarer Natur seyn? Die Fruchtbarkeit der Erde ist außerordentlich, so daß man alle Jahre reiche Erndten ohne Mühe erhält. Wenn man über die Ebene hinreitet, so hört man einen dumpfen Schall, als den deutlichsten Beweis von einer unterirdischen Höhle. Es läßt sich fast nicht zweifeln, daß der See der Rest eines eingestürzten Kraters ist, und das in den Bergen noch Bruchstücke seines Kranzes übrig sind. Man gibt die Dünste aus diesem See für tödlich aus,

und behauptet, daß kein Vogel oder anderes Thier sich ihnen ohne Verlust des Lebens aussetzen dürfe. Auch will man die Dünste aus dem dortigen Erdreich für erstickend halten, so daß, wenn man sich hinlegt oder auch nur bückt, Lebensgefahr vorhanden sey, ob man gleich ohne Gefahr darüber gehen kann. An den Ufern findet man mehrere kleine Kegel von Asche und Schlacken, so wie bisweilen in den Kratern des Aetna und Vesuv. Die Berge und Laven umher tragen untrügliche Merkmale ihres hohen Alters, da sie an unzähligen Stellen mit Kalkstein bedeckt und überbaut sind, woraus sich die sichere Folge ziehen läßt, daß sie zu einer Zeit entstanden seyn müssen, wo an eine Bewohnung des jetzigen Landes noch nicht zu denken war.

Furchtbare Polypen.

An den Küsten von Frankreich, besonders aber der Normandie, trifft man Polypen an, deren ausgestreckte Arme zehn Fuß Weite haben. Der Körper pflegt dann anderthalb Fuß Länge und überhaupt die Größe eines Kürbis zu haben. Nichts ist so wellenartig biegsam, als die Bewegung dieser Arme, die sich nach allen Seiten aufrollen und falten können, und nichts schrecklicher, als ihr Angriff. Sie sind mit zwey Reihen Saugnäpfchen, wie natürlichen Schröpfköpfen, besetzt, deren Anzahl mit dem Alter der Thiere wächst, und bey manchen Gattungen über 1000 steigt. Das bloße Berühren, sagt Diquemarre im Journal de physique, anne 1788. Zweiter Theil. S. 372, reicht hin, um alles fest zu halten. Die gleiche Wirkung findet auch statt, wenn gleich das Thier todt ist. Ein völlig vom Körper getrenntes Glied umwand mir den Arm so fest, daß rothe und weiße Flecke darauf entstanden. Ein anderer Polyp, der schon verwundet war, entschlüpfte mir unter einem Felsen, und hielt sich dort so fest an, daß ich lange daran verzweifelte, ihn abreißen zu können, und daß ich es wirklich auch nur nach vieler Mühe dahin brachte. Nie läßt das Thier los, so lange noch ein Lebenshauch in seiner Beute ist, auf die es unermüdet ausgeht. Man kann es, seiner Raubsucht wegen, den Tieger des Wassers nennen. Wie dieser, mordet es mehr, als es verzehrt; saugt das Blut und die Feuchtigkeit aus und verachtet das Fleisch. Der Polyp scheint die Seeküsten und Ufer vorzüglich zu lieben, und wählt sich statt hier- und dorthin zu schwimmen, einen bestimmten Ort zur Wohnung, wozu er sich meistens die tiefern Höhlungen der Felsen aussucht; das Weibchen verläßt diese fast nie. Das Männchen, das kühner und lebhafter ist, streift um die Wohnung herum, und ergreift alles, was ihm begegnet. Es schwimmt, die Augen oberhalb und die Arme divergirend ausgestreckt. Es stürzt vorwärts und richtet seinen Lauf durch die Häute, welche die Arme an der Basis vereinigen. Sein Anblick im Wasser ist schrecklich, und seine Nähe für jeden Schwimmenden furchtbar. Es mordet nicht blos im Meer, es geht auch bisweilen aus demselben auf die Küsten (wenn sie schlammigt sind, die sandigen besucht es nie) und in die Felsen, welche bey der Ebbe trocken bleiben; besonders des Nachts. Trifft es keine Thiere an, die es verzehren könnte, so windet es sich, durch Hülfe seiner biegsamen Arme, auf Bäume und bricht sich die Früchte ab. Auf dem Lande flieht es jedoch den Menschen.

Räthsel.

Ich bin ein Mann in keinem Staat entbehrlich,
Ich glänze nicht, schlicht bin ich nur, doch ehrlich,
Und deßhalb werd' ich öfters übersehn.
Was in mir hauf't, dem bin ich sehr beschwerlich,
Und ich mach es nach Freiheit sehr begehrlich.
Auch auf dem Schachbrett muß ich stehn.

№ 40.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 14. August. 1817.

Bericht über die Wunderärztin Johanna Dorothea Humitzsch in Schönborn.

Von Johann Friedrich Sillig,
Ober-Prediger in Frankenberg und Sachsenburg mit Schönborn.

(Fortsetzung.)

Nicht ahnend, bis zu welcher Höhe die Frau innerhalb zweyer Jahre ihr Heilwesen getrieben haben würde, warnte ich also bey dieser ersten Zusammenkunft nur vor dem Mißbrauche des Namen Gottes und heiliger Worte und setzte hinzu: Im Falle, daß wirklich in dem kranken Auge eine wohlthätige Veränderung vorgehe, könne ich mir dieß einiger Maßen aus den nicht zu bestreitenden Metall- und thiertischen Nervenreitzen erklären, und von dieser Seite betrachtet, wolle ich wenigstens nicht alles für Aberglauben und Betrug ansehen. Ungefähr dasselbe wiederhohlte ich das Jahr darauf, weil auch da die Sache noch nicht weiter gegangen war, als ähnlicher Unfug bey vielen Schäfern, Jägern, Scharfrichtern und andern alten Weibern. Auch beschränkte sich die Humitzsch Anfangs bloß auf Augenübel, und bey weitem der größre Theil aller Stände sah die Sache als ein unschädliches Narrenspiel an.

Aber seit dem Sommer 1816 wurde der Zulauf größer, und erreichte bald eine Aufsehen erweckende Höhe. Aus allen Gegenden strömten in den Tagen des abnehmenden Mondes Kranke nach Schönborn, nicht etwa bloß zu Fuße; durch Frankenberg allein gingen in manchen Tagen zehn und mehr Kutschen und Wagen, auf noch befahrnern Straßen ungleich mehr. Im Monat September wollte man über 1200 Kranke berechnen können, die in Schönborn übernachtet hatten; und nicht etwa bloß Augenkranke, sondern auch Lahme, Buckelige, Gichtische, Wahnsinnige, Fallsüchtige, mit Krämpfen, Gliederreißen, Zahnschmerzen, Brüchen, mit Lustseuche und Ausschlag Behaftete, wanderten zur Humitzsch; aus weiter Ferne herkommend, in einem Umkreise von Zittau, Prag, Würzburg, Eisenach, Eisleben, Berlin, Schlesien. Die nahe Gegend ertönte von Tadel weit mehr, als von ihrem Lobe. Doch entstanden allenthalben Partheyen, und die Gegner vermochten nichts gegen den Schwin-

bei der Bethörung fremder Wanderer. Das Wort des sonntäglichen Predigers in Sachsenburg, meines Amtsgenossen, Herrn Archidiakonus Geyder, fand keinen Eingang bey den verschiedentlich gereitzten Gliedern der Gemeinde Schönborn. Das Dorf besteht aus 13 Feldbegüterten und etwa 30 Häuslern. Die meisten klagten über die aus diesem Unfug entstehenden Lasten und Gefahren. In den Tagen der Wallfahrt waren alle Bande der Ordnung gelöset; die Schule wurde dann unordentlich besucht, die Kirche war von vielen Gliedern der Gemeinde Schönborn verlassen. Denn einige Mal hatten die kleinsten Häuser 20, die größern gegen 100 Wallfahrer zu beherbergen. Wer viel zu verkaufen hatte, gewann; wer wenig oder nichts hatte, litt durch die entstehende Theurung. So erzeugten sich auch Partheyen in dem Dorfe selbst. Die öffentliche Sicherheit und Gesundheitpflege litt bey dem engen Zusammenseyn der verschiedenartigsten Kranken, und die unreinen Werke der Finsterniß hatten den freysten Raum.

Denn angenommen wurden von der Frau Alle, sie mochten haben ein Uebel oder Gebrechen, welches sie wollten. In den Tagen des zahlreichsten Besuches, vorzüglich an Freytagen, sammelte sich vom frühen Morgen bis zum Abend der Kreis ihrer Verehrer. Sie trat in ihre Mitte und ermunterte zum Glauben an die Hülfe Gottes. Denn ihre Kraft sey nichts; sie wisse nicht, ob sie ihnen helfen könne; sie thue, wie und was sie gelehrt worden sey. Wenn Gott sie segne, so preise sie ihn dafür; Sie fodere nichts für ihre Mühe; was man freiwillig gebe, das nehme sie mit Dank; sie freue sich, Kranken helfen zu können, wie ihr geholfen worden sey. Dann ging sie im Kreise herum, murmelte vor Jedem ihre wenigen Worte, die linke Hand legend auf der Kranken linke Schulter, mit der rechten die Nadel vor den Augen in Kreutzen und Ringen bewegend, mochte auch das Uebel des Kranken in ganz andern Theilen sitzen; am Ende die rechte Wange desselben mit der Hand sanft streichend.

Inzwischen hatten die Gräflich Bünauischen Gerichte zu Neusorge und die Amtshauptmannschaft Kenntniß von der Sache genommen, und die Frau wurde zu einer gerichtlichen Aussage veranlaßt. Hier versicherte sie ungefähr dasselbe, was bisher erzählt worden ist. Die Obrigkeit verlangte, daß sie Zeugnisse beybringen solle von Wirkungen ihrer Heilart. Sie suchten deren einige herbey zu schaffen, zum Theil sogar durch Mittel der Ueberredung; sie erhielt einige ächte, welche aussagten: daß die Augenkranken bey ihr gewesen wären; außer ihr weiter keine ärztliche Hülfe gebraucht, und sich nachher besser befunden hätten.

Da man nun dem Ende des Spieles bald entgegen sah, so ging es wieder einige Zeit ungehindert fort, bis der Humitzsch von der höhern Behörde angedeutet wurde, im Dorfe Schönborn könne und dürfe sie ihre Heilungen nicht mehr fortsetzen, weil dieß die öffentliche Wohlfahrt nicht gestatte; sie möge sich in eine große Stadt wenden, wo die Kranken ohne Gefahr Unterkommen finden könnten. Diesem Befehl zu gehorchen, weigerte sie sich mit dem Vorgeben, außerhalb ihres Hauses helfe ihre Kunst nicht. Früher hatte sie auch Anträge reicher Kranken, die sie viele Meilen weit zu sich holen lassen wollten, abgelehnt.

Noch war der Umstand, daß die Humitzsch ihr Werk wahrscheinlich bey der Frau in Dietenhain gesehen habe, zu keines wissenschaftlichen Zuschauers Kunde gelangt. Erst den 18. November vorigen Jahres erfuhr ich ihn unbezweifelt gewiß aus dem Munde ihres Fuhrmanns

dahin, und konnte davon sogleich an demselben Tage, an welchem ich wieder amtlich in dem Kreise der Schönborner Bauern war, nachdrücklichen Gebrauch machen; auch seitdem glücklicher dem ganzen Trugwesen nachforschen, und in öffentlichen Blättern bestimmter dagegen reden.

Um dieselbe Zeit wurde das Verbot der Gerichtsherrschaft, daß ferner keine Kranke in Schönborn aufgenommen werden sollten, allen denen bekannt gemacht, welche eben ankamen; und sie ließ auch eine dahin zweckende Nachricht in die Zeitung einrücken. Allein man sagte bald nachher, die Humizsch habe an einigen sie verehrenden Frauen in der Hauptstadt Beschützerinnen gefunden. Wenigstens mußte jene Bekanntmachung auf allerhöchsten Befehl zurückgenommen werden, und dieß gab zu den ausschweifendsten Hoffnungen des Aberglaubens Veranlassung, und im Vollmonde des Märzes strömten wieder die Bethörten von allen Seiten heran. Da erschien unter ihnen der Königl. Abgeordnete, Herr Dr. Schmalz, und beobachtete das unerfreuliche Gaukelspiel, und die Menge der Verblendeten aus allen Ständen und Gegenden in der Nähe. Es ergab sich daraus, warum jene Bekanntmachung der untern Behörde hatte zurückgenommen werden müssen: Denn bald darauf erfolgte das allerhöchste Verbot, wodurch dem Unwesen Gränzen gesetzt wurden. Ob dadurch auch die Finsterniß in den Köpfen der Abergläubischen aufgehellt worden ist, wird erst die Zeit lehren.

Hier kann das Licht der Wahrheit nur allmählig wirken, und vielleicht erst spät einige Beschämung in den Vertheidigern der Sache erzeugen. Um dieß zu befördern, wenden wir zuerst einen Blick auf die Hauptpersonen. Die Humizsch hat in Ton und Geberde den Anstrich sanfter Menschenfreundlichkeit, und einer nicht heuchlerischen, sondern natürlichen, gefühlvollen Frömmigkeit, daher ich sie nicht gern einer absichtlichen Betrügerei beschuldigen möchte. Sie erscheint mir vielmehr noch jetzt als eine zum Betruge allmählig überredete Bethörte, die durch einen natürlichen Hang zur Schwärmerei bis auf diese Höhe der Selbsttäuschung getrieben, durch den Gedanken, auf diese Art wohlthätig seyn zu können, in Wahnsinn versenkt und durch die Annehmlichkeit des sich mehrenden Gewinnes endlich darin befestigt worden ist. Dagegen ist ihr Mann ein alter, seinen Vortheil stets fein berechnender und seine eigennützigen Absichten unter einem Scheine von Freundlichkeit und treuherziger Ehrlichkeit geschickt versteckender Bauer, welcher, obgleich nicht arm, auf einen Nebenerwerb für seine Frau in seinem unbeschäftigten Auszüglerleben gesonnen, und ihr zuerst den Vorschlag gemacht zu haben scheint, eben so, wie die Frau in Dietenhain Heilungen vorzunehmen, und im Anfange selbst nicht gehofft hat, daß die Sache bis zu dieser wundervollen Höhe steigen könne. Ich sehe ihn gleichsam in seinem Lehnstuhle sitzen, und höre ihn die fein ausgesonnene Sache seiner Frau vortragen: Auf die Worte, welche die Frau in Dietenhain bey dir gesagt hat, kommt es nicht an. Du nimmst einen guten Spruch. Wir sagen, daß jener Fremde, welcher im vorigen Jahre bey uns zwey Mal einsprach, dich gelehrt habe. Du forderst nichts, sondern überläßt es dem eignen Belieben der Kranken. Fange nur an, und mache einen Versuch bey dem Kinde Hillers. Dieß war das Kind eines Häuslers in Schönborn, das nicht etwa blind war, sondern an gewöhnlichen entzündeten Augen litt. Da nun durch glücklichen Zufall bey dem ersten Versuche die Genesung bald erfolgte, so war die Bahn gebrochen, und der kleine Anfang ward mit vieler Klugheit be-

nutzt, und von persönlichen und zeitlichen Umständen begünstigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und wunderbare Rettung der Mannschaft des an der westlichen Küste von Afrika gescheiterten Schiffes Commerce.

(Schluß.)

Sidi Hamet sagte ihnen, daß er jetzt nach Mogadore reisen müsse und sie unter der Aufsicht seines Bruders Seid und eines andern Arabers Bo Mahomed lassen würde; Roley sollte also einen Brief an seinen Freund in Suara schreiben, und ihn anweisen, das Lösegeld für sich und seine Gefährten zu zahlen, worauf sie alsdann sogleich frei gelassen werden sollten; wo nicht setzte er hinzu, so müßt ihr alle zusammen sterben, weil ihr mich schändlich getäuscht habt; ich habe euch erlöst, habe Hunger, Durst und Mühseligkeit eurentwegen erduldet, und all mein Geld auf euer bloßes Wort allein hingegeben. Roley erhielt jetzt einen Fetzen altes Papier, ein Rohr und etwas schwarze Farbe, er stellte so kurz als möglich seine Lage, den Verlust seines Schiffes, seine Gefangenschaft u. s. w. dar, und schloß mit den Worten: bis auf die Knochen von den schrecklichsten Qualen abgezehrt, nackt und ein Sklave, flehe ich Eure Barmherzigkeit an, und vertraue zu Gott, daß mein Flehen nicht unerhört bleiben wird. Der Brief war gerichtet an den englischen, französischen, amerikanischen oder portugiesischen Konsul, oder an irgend einen christlichen Kaufmann zu Mogadore. Man kann sich leicht einen Begriff von der ängstlichen Erwartung der armen Gefangenen machen. Sieben Tage nach der Abreise Sidi Hamets wurden sie während des Tages in einen Stall mit Kühen, Eseln und Schafen eingesperrt, des Nachts aber in einen dumpfen Keller. Am Abend des achten Tages endlich kam ein Mann in ihren Stall und brachte einen Brief. Mir war, sagte Roley, als dränge sich mein Herz nach dem Halse herauf, mein Athem stockte mir, ich erbrach das Siegel; aber ich war zu bewegt, ich konnte den Inhalt nicht lesen, sondern reichte ihn an Savage; ich zitterte so sehr, daß ich mich nicht länger aufhalten konnte, sondern zur Erde sank. Der Brief war von William Willshire, dem englischen Konsul; er benachrichtigte sie, daß er die Forderungen Sidi Hamets befriedigt, ihn aber als Geißel bis zu ihrer sichern Auslieferung behalten habe; daß der Ueberbringer Rais Bell Cosim sie nach Mogadore führen würde. Zu gleicher Zeit sandte er ihnen Vorräthe verschiedener Art, Kleider und Schuhe. So von neuem gestärkt und gelabt, machten sie sich ohne Zögern mit ihrem neuen Führer auf den Weg.

Am 30. Okt. setzten sie über den Wad Schelem oder Fluß Schelem und erreichten die Stadt Schelemah. Bey ihrer Ankunft in einer Stadt mit Mauren, genannt Stuka, wirkte Schiek Ali von dem Kommandanten Roley Ihrethim einen Arrestbefehl gegen sie aus, als Sklaven Sidi Hamet, seines Verwandten, der ihm eine große Summe Geldes schuldig sey, und es war erst am 4. Nov., daß sie Erlaubniß erhielten weiter zu gehen. Nach einer langen und mühsamen Reise bekamen sie endlich Mogadore zu Gesicht, wo die englische Flagge im Hafen, und die amerikanische in der Stadt wehte. Bey diesem gesegneten und hinreißenden Anblick stürzte das wenige Blut, das ich noch übrig hatte, so beschreibt Roley, mit wildem Entzücken nach meinem Herzen und neues Leben verbreitete sich über meine schon halb abgestorbenen Glieder. Herr Willshire kam ihnen freundlich entgegen,

sein Beyleid und die Art seines Empfangs machte die armen Dulder ihrer Leiden vergessen. Er reichte jedem die Hand, hieß sie willkommen zu Freiheit und Leben, und Thränen benetzten seine männlichen Wangen im Uebermaaß der edlen und menschlichen Gefühle und Regungen, die sein Inneres beym Anblick solcher Leiden erfüllten. Der Empfang und das Wiedersehn war so rührend, daß selbst der rauhe Rais Bell Cosim sich der Thränen nicht erwehren konnte, aber er verbarg sich schnell hinter einer Mauer, damit ja Niemand diese weibliche Schwäche eines Mauren gewahr werden möchte.

Herr Willshire führte die armen Dulder in sein eigenes Haus, wo er sie reinigen, kleiden und pflegen ließ, und weder Sorgfalt noch Aufwand sparte, ihnen alle nur mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen, und mit seinen eigenen Händen reichte er ihnen täglich alle Stärkungen und Erfrischungen, die ihr schwacher und hülfloser Zustand erlaubte. Roley erwähnt dabey eines Umstandes, der besser als alle Worte den elenden Zustand der Unglücklichen darstellt und ausspricht. Auf Herrn Willshires Bitten ließ ich mich wägen, und man fand daß ich weniger als neunzig Pfund wog, obgleich mein gewöhnliches Gewicht während der letzten zehn Jahre nie weniger als zwey hundert und funfzig Pfund gewesen war; meine Gefährten wogen ungleich weniger, allein ich fürchte, daß, selbst wenn ich es erwähnen wollte, Niemand mir glauben beymessen wird, denn wer sollte wohl denken, daß ein männlicher Körper, in dem der Lebensfunke noch nicht ganz erloschen ist, weniger als 40 Pfund wiegen könnte. Die fürchterlichen Erinnerungen an seine ausgestandenen unendlichen Leiden hatten sein Nervensystem so erschüttert, daß er einen Monat lang fast unaufhörlich weinen mußte. Hören wir zum Schluß seine eigenen Worte: Sobald ich mich niederlegte und einschlummerte, waren die Eindrücke meiner vergangenen Leiden stets der Gegenstand meiner Träume; dann pflegte ich im Schlafe aufzustehen, wähnend ich triebe noch die Kamele auf dem brennenden Sande der Wüste, ich hörte die gefürchtete Stimme meines Tyrannen und fühlte seine grausamen Schläge von neuem auf meinem wunden Rücken. Während der furchtbaren Angst, die ich dabey fühlte, pflegte ich dann wohl an etwas im Zimmer anzustoßen, erwachte, dankte meinem Gott, daß es nur ein Traum war und legte mich getröstet auf mein Bette nieder, um nach kurzer Frist von neuen Träumen ähnlicher Scenen aufgeschreckt zu werden.

Was bedeutet Wissen, was Nichtwissen?

Adelung (Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart Th. 5. V. Wissen) und Campe (Wörterbuch der deutschen Sprache Th. 5. V. Wissen) sind darüber einverstanden, daß Wissen so viel bedeute, als, eine deutliche mit Bewußtseyn verbundene Vorstellung von dem Daseyn eines Dinges und der Art und Weise desselben (nehmlich des Daseyns) haben. Diese deutliche Vorstellung von dem Daseyn eines Dinges, kann man nun durch eigene Wahrnehmung oder durch Ueberlieferung erworben haben. Derjenige, gegen welchen im Gericht eine Thatsache behauptet wird, von deren Daseyn er nach der Darstellung seines Gegners, aus eigener Wahrnehmung eine deutliche Vorstellung haben kann, muß, wenn ihm der Eyd über eine solche Thatsache zugeschoben wird, schwören, daß die von seinem Gegner behauptete Thatsache nicht wahr sey, (juramentum de veritate). Derjenige hingegen, gegen den eine Thatsache behauptet wird, von deren

Daseyn er, nach der Darstellung seines Gegners nur eine deutliche Vorstellung durch Ueberlieferung haben kann, muß, wenn ihm der Eyd darüber zugeschoben wird, den Eyd des Nichtwissens schwören, d. h. er muß schwören, daß die ihm bekannten Merkmale der Wirklichkeit jener Thatsache, ihn nicht von deren Daseyn überzeugen.

Wenn ich z. B. dem Paulus den Auftrag gegeben, eine Parthey Waaren irgend einer Art für mich anzukaufen, und ich auf des Paulus Anzeige, daß er meinen Auftrag ausgerichtet, ihm den größten Theil des Ankaufpreises remittire, so habe ich eine deutliche mit Bewußtseyn verbundene Vorstellung des geschehenen Ankaufs, oder mit andern Worten, ich bin von der Wirklichkeit des geschehenen Ankaufs überzeugt, denn sonst würde ich ja nicht einen Theil des Ankaufspreises bezahlen. Will ich hernach den geschehenen Ankauf läugnen, und Paulus schiebt mir über diese Thatsache den Eyd zu, so muß ich den Eyd des Nichtwissens schwören, d. h. ich muß schwören, daß ich nicht von der Wirklichkeit des geschehenen Ankaufs überzeugt bin. Nun muß aber einem Jeden einleuchten, daß ich, bey jenen faktischen Voraussetzungen, dieß nicht thun kann; es sey denn, daß hernachmals ein Umstand hinzugekommen wäre, der mir die Wahrheit des von Paulus behaupteten Ankaufs verdächtig machte; z. B. er schickt mir die Waare nicht, weil sie, wie er sagt, durch einen Zufall verlohren gegangen. Wenn Paulus auch über diese Thatsache den Eyd zuschiebt, so muß ich den Eyd des Nichtwissens schwören, d. h. ich muß schwören, daß ich durch die mir bekannten Merkmale der Würklichkeit jenes Zufalls, nicht von dessen Daseyn überzeugt bin. Ehe ich mich zu Leistung dieses Eydes entschließe, liegt mir ob, sorgfältig zu prüfen, ob Paulus durch seine bisherige Handlungsweise, sich mir oder andern als einen redlichen Mann bewiesen hat, und ob der von ihm behauptete Zufall, durch die mir bekannten ihn begleitenden Umstände Wahrscheinlichkeit hat oder nicht. Im ersteren Fall, werde ich gewiß großes Bedenken tragen, den Eyd zu schwören, sondern ihn lieber dem Paulus zurückschieben; der denn die Wahrheit des von ihm behaupteten Zufalls beschwören muß. Nicht so im letzteren Fall.

Es wäre zu wünschen, daß in einem Anhang zur Gerichtsordnung, die Natur der verschiedenen Gattungen der gerichtlichen Eyde, auf eine dem gemeinen Menschenverstand faßliche Weise sorgfältig entwickelt, und die Partheyen, ehe man sie zu Ablegung derselben zuließe, darauf aufmerksam gemacht würden.

Schwarzer Undank.

Die Tugend der Dankbarkeit ist tief in des Menschen Brust gewurzelt und kaum wird jemand mehr verabscheut als der Undankbare; indessen ist das Laster der Undankbarkeit so gemein und im Menschenleben ist selten auf eine gerechte Widervergeltung des Guten zu rechnen. Harte und grausame Strafen waren sonst noch gewöhnlicher als jetzt und despotische Staaten zeigten ordentlich eine Lust, einander hierin zu übertreffen, so empörend ein solches Schauspiel für den Menschenfreund auch seyn mag.

In dem alten Frankreich, das man jetzt so gern zurück zu haben wünscht und das doch ein Greuel vor Gott und Menschen war, zerschmetterte man denen, welche zum Rädern verurtheilt waren, Arme und Beine mit einer eisernen Keule; dann flocht man sie aufs Rad, wo sie eines langsamen und martervollen Todes sterben mußten. Auf diese Art richtete man auch vor der Revolution in der Provinz Champagne, einen Missе-

thäter hin. Den Tag darauf reitet ein junger geschickter Wundarzt in der Abenddämmerung vor dem Hochgerichte vorbey und hört ein dumpfes klägliches Menschengewimmer. Voll Neugierde und Mitleid hält er still und bemerkt bald, daß es von dem einen Rade herkommt. Er steigt vom Pferde und geht zu dem Rade hin. Der Unglückliche, den man gestern hinauf geflochten hatte, lebt noch und bittet ihn flehentlich um einen Trunk Wasser und zugleich um die Gnade, ihn vollends zu tödten, um ihn von seinen Qualen zu befreien.

Der Wundarzt, der ein Herz voll Menschenliebe in seinem Busen trägt, tröster ihn, läuft nach dem nicht weit entfernten Hause des Scharfrichters und nimmt dort mit Gefahr eine lange Leiter weg. Mit dieser eilt er zum Hochgerichte zurück, klettert auf das Rad, macht den Unglücklichen los und läßt ihn hinunter. Bey seinem Anblicke geräth er auf den Entschluß, ihn zu heilen; er nimmt ihn mit und bringt ihn glücklich, ohne daß es jemand bemerkt, durch das Thor an seinen Wohnort und verbindet sogleich mit Hülfe seines eben so edel denkenden Bruders die zerschmetterten Gliedmaßen des Unglücklichen. Beide Brüder geben sich alle Mühe und bey ihrer Sorgfalt gelingt es ihnen, den Zerschmetterten beynahe gänzlich wieder herzustellen, so daß er ziemlich gehen und seine Arme beynahe wie vorher brauchen konnte.

Während dieser Zeit versprach die Obrigkeit demjenigen, welcher den angebe, der den Missethäter vom Rade genommen, dreyhundert Thaler zur Belohnung; es fand sich niemand, der dieß that; indessen glaubte der Wundarzt, sein Gast sey nicht mehr sicher und begleitete ihn zum Thore hinaus. Vorher schenkte er ihm etwas Geld, gab ihm einige kräftige Ermahnungen und rieth ihm, entweder nach Deutschland oder nach der Schweitz zu entfliehen.

Allein dieser nichtswürdige Mensch, der das Versprechen der Obrigkeit durch seinen eigenen Wohlthäter erfahren hatte, kehrte um und zeigte den Wundarzt an, um die Belohnung zu erhalten. Die edeldenkende Obrigkeit erstaunte, hielt den Schurken fest und machte sein schändliches Verbrechen allgemein bekannt. Der hochherzige Wundarzt wurde, so sehr man ihn auch bedauerte und so hoch man seine Geschicklichkeit schätzte, nach den französischen Gesetzen des Landes verwiesen; an dem Bösewichte aber wurde die vorige Strafe noch einmal vollzogen, ohne daß jemand für ihn das geringste Mitleid empfand.

Der Herzog von Marlborough.

Der Herzog von Marlborough war ein eben so großer Feldherr als Sonderling. Er war außerordentlich geitzig und verrichtete aus Kargheit die sonderbarsten Dinge selbst. Als man eines Abends im Kriegsrath eine Schlacht auf den folgenden Tag beschlossen hatte, erinnerte sich der Prinz Eugen bey der Rückkunft in seinem Zelte eines Umstandes, den er noch dem Herzoge von Marlborough mittheilen zu müssen glaubte. Er ging daher zu ihm zurück, ohne sich anmelden zu lassen und fand ihn jetzt damit beschäftigt, Papierschnitzchen zu machen, um die Lichte damit auszulöschen.

So marschierte Marlborough auch oft an der Spitze seines Regiments und flickte sich dabey sorgfältig ein Paar alte Pelzhandschuhe aus.

Der Sekretär und der Schneider.

Der Pabst Martin befahl seinem Sekretär, Anton, einen Brief zu schreiben und als er ihn durchgelesen, schickte er ihn einem Andern, auf dessen Beurtheilungskraft er sehr viel hielt, zum

Durchlesen. Dieser saß gerade bey Tische und der Wein hatte seinen Kopf erhitzt. Er las den Brief durch, der aber so wenig seinen Beyfall erhielt, daß er sagte es müsse ein anderer geschrieben werden. Der Pabst erhielt den Brief mit der Nachricht wieder und gab seinem Sekretär Befehl, einen andern zu schreiben. Dieser erwiederte dem Pabste, er werde es mit seinem Briefe machen, wie der Schneider mit dem Kleide des Visconti Johann Galeazzo. Morgen, ehe er sich zu Tische setzt, will ich den Brief wieder bringen und er wird gut seyn. Aber, wie ist dies zugegangen? fragte ihn der Pabst. Johann Galeazzo, der Vater des Herzogs von Mayland, gab der Sekretär zur Antwort, war ein großer, fetter und starker Mann; er aß und trank oft zu viel, ließ einst seinen Schneider nach Tische zu sich rufen und gab ihm tüchtige Verweise, daß er sein Kleid zu enge gemacht hätte und befahl ihm, er solle es weiter machen, damit es ihn nicht presse. Der Schneider machte eine tiefe Verbeugung und sagte, es solle geschehen. Morgen wird es völlig bequem seyn. Er ging damit nach Hause und warf es auf den Tisch, ohne etwas daran zu ändern. Als man ihn fragte, warum er das Kleid nicht weiter mache? erwiederte er, Morgen, wenn der Herzog verdaut hat, wird es weit genug seyn. Der Schneider brachte den andern Morgen das Kleid; der Herzog zog es an und sagte: Meister Schneider! jetzt paßt das Kleid recht gut, nirgends drückt es mich.

Browns Methode alle Arten von Unkraut schnell in guten Dünger zu verwandeln.

Aus allen unnützen oder schädlichen Pflanzen, auch Baumblättern, läßt sich auf folgende Art schnell ein guter Dünger bereiten. Man macht eine Schicht von frisch ausgejähtetem Unkraut, etwa 1 Fuß dick und streuet eine dünne von frisch gebranntem und klein gepülverten Kalk darüber. So wechselt man mit Kraut und Kalk ab, bis es ein großer Haufen wird. Im Sommer fängt nach wenigen Stunden an eine Gährung und Zersetzung des Krauts zu entstehen, die sich durch eine ziemlich starke Hitze ankündigt. Man hat bloß darauf zu sehen, daß keine Entzündung erfolge, welches dadurch verhindert wird, daß man einige Schaufeln voll Erde oder etwas Gras auf die Masse wirft. In 24 Stunden ist die ganze Zersetzung vollendet, und das Unkraut in Asche verwandelt, die einen vortrefflichen Dünger abgiebt. Je frischer die Kräuter, und je vollkommner der gebrannte Kalk sind, desto besser geräth die Operation. Bey dem jetzt so ins große getriebenen Kartoffelbau, wovon das Kraut so wenig benutzt wird, ließe sich dieses Verfahren mit großem Nutzen zur Düngervermehrung anwenden. Versuche, welche damit angestellt sind, haben würklich der Mühe gelohnt.

Räthsel.

Die Sonne ist's, es ist die Erde;
Es nützt zu Spiel und Tand;
Es hat gemacht frei von Beschwerde
Schon Manchen, der die Ruhe nicht gekannt;
Ihr seht es hoch an Thürmen sitzen;
Es muß auch oft zu Wahlen nützen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 38.

Bogen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 39.

Bauer.

№ 41.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 17. August. 1817.

Kurze Geschichte des spanischen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung.)

Nach der Schlacht bey Sabugal ließ Wellington, immer auf seiner Hut und begierig da zu seyn, wo seine Dienste aller Wahrscheinlichkeit nach am nöthigsten waren, das Heer an den Gränzen von Castilien, und ging nach Estremadura, um sich mit dem Marschall Beresford über die südlich vom Tajo zu machenden Unternehmungen zu berathen. Der Feind hatte sich über die Agueda gezogen, und sammelte seine Macht in Ciudad Rodrigo, und Generallieutenant B. Spencer, der den von Wellington neuerdings abgegebenen Heertheil zu befehligen hatte, und die Festung Almeida umzog, verkundschaftete dem Lord des Feindes Bewegung und muthmaßliche Absicht, zum Entsatz vorzudringen. Da kehrte Wellington am 28. nach Villa Fermosa zurück.

Mittlerzeit sammelte Marschall Massena seine ganze aufstellbare Macht in Castilien und Leon, sowohl Reiterei als Fußvolk, nebst einem Theil der kaiserlichen Leibwacht, ging am 2. Mai ohne Widerstand über die Agueda nach Ciudad Rodrigo und setzte am 3. früh seinen Zug nach dem Fluß Duas Casas in drey Heersäulen fort; zwey davon bestanden aus dem 2. und 8. Harst, die dritte aus der ganzen Reiterey, dem 6. Harst, und dem Theil des 9., der nicht zu den andern drey geschlagen war. Das Bundesheer lagerte am Duas Casas und an den Quellen der Azava, mit der leichten Abtheilung zu Gallegos und Espeja. Letztere zog sich mit der brittischen Reiterey, so wie der Feind vorrückte, auf das Dorf Fuentes d'Onora am Duas Casas zurück, und die 1., 3. und 7. Abtheilung wurde dort gesammelt. Die 6. Abtheilung bewachte die Brücke bey Alameda, und die 5. die Uebergänge über den Duas Casas zu Fort Conception und Aldea del Obispo. Packs Brigade mit der Königin Regiment von der 6. Abtheilung umzingelte Almeida, und ein spanischer Reiter- und Fußvolk-Harst unter Don Juan Sanchez besetzte Nava de Avel. Abends schloß sich die leichte Abtheilung an die sechste.

Kurz nachher, als der Feind sich rechts vom

Duas Casas aufgestellt, griff er am 3. Nachmittags mit starker Macht das Dorf Fuentes d'Onora an, welches von den leichten Fußvolkbataillons aus Pictons Abtheilung unter Obristlieutenant Williams vom 5. Bataillon des 60. Regiments Befehlen wacker vertheidigt ward. Diese wurden von dem leichten Fußvolkbattaillon aus Nightingales Brigade, dem leichten Fußvolkbataillon aus Howards Brigade, dem leichten Fußvolkbataillon aus des Königs deutscher Legion und dem 2. Bataillon des 83. Regiments unterstützt. Diese Schaaren behaupteten ihre Stellung; aber da Wellington des Feindes mehrmalige Anstrengung, das Dorf wegzunehmen, bemerkte und die Wichtigkeit dieses Postens für künftige Unternehmungen gar wohl kannte, so verstärkte er ihn allgemach mit den 71., 79. und 24. Regiment. Das 71. rannte den Feind an und trieb ihn aus dem Theile des Dorfs, den er eine Weile in Besitz genommen hatte. Der Kampf dauerte bis in die Nacht, da die brittischen Schaaren endlich des ganzen Meister wurden; die leichten Fußvolkbataillons wurden zurückgezogen, und nur das 71. und 79. Regiment vom 2. Bataillon des 24. unterstützt, blieben im Dorfe.

Am 4. erkundete der Feind die Stellung des Bundesheers am Duas Casas, und während dieser Nacht brach Junots Harst von Alameda nach dem linken Flügel der vom 6. Harst Fuentes d'Onora gegenüber genommenen Stellung auf. Aus dem Verfolg der Erkundung schloß Wellington, daß der Feind Fuentes d'Onora und das hinter dem Dorfe von den Schaaren besetzte Feld durch den Uebergang über den Duas Casas nach Poya Velha zu gewinnen suchen würde, und Abends ließ er die 7. Abtheilung unter Generalmajor Houston rechts hinrücken, um wo möglich diese Stelle zu decken.

Am 5. früh erschien der 8. Harst in 2 Heersäulen mit der ganzen Reiterey auf der entgegengesetzten Seite des Duas Casas Thals nach Poya Velha, und da auch der 6. und 9. Harst eine Bewegung nach der linken machte, so wurde die aus der Nähe von Alameda gezogene leichte Abtheilung mit der Reiterei unter Generallieutenant Sir Cotton entsendet, Houston zu unterstützen, indeß die 1. und 3. Abtheilung eine Bewegung nach der rechten längs dem Bergrücken zwischen dem Turon und Duas Casas machte, die mit der des 6. und 9. Harsts rechts am Duas Casas zusammenhing. Der 8. Harst griff Generalmajors Houstons Vorhut an, die aus dem 85. und dem 2. portugiesischen Scharfschützenregiment bestand, und zwang sie sich zurückzuziehen, welches auch in guter Ordnung, obwohl mit einigem Verlust, geschah. Als sich der 8. Harst so in Poya Velha festgesetzt, wendete die feindliche Reiterei den rechten Flügel der 7. Abtheilung zwischen Poya Velha und Nava de Avel, von wo Don Julian Sanches sich hatte zurück ziehen müssen, und die Reiterei rannte an. Der Anprall der Vorhut der feindlichen Reiterei ward von zwey bis drey Geschwadern mehrerer brittischen Dragonerregimenter aufgenommen, und der Feind mit Verlust des Obristen vom 13. Chasseurregimens und einigen Gefangenen zurückgeworfen. Der Hauptharst ward abgehalten und mußte sich zurückziehen, als Houstons Abtheilung auf ihn feuerte. Wiewol nun dieser Anprall abgeschlagen war, suchte Wellington doch seine Macht nach der linken Seite hin zusammen zu drängen, und ließ zu dem Ende die 7. und die leichte Abtheilung, und die Reiterei von Poya Velha nach Fuentes d'Onora und den andern beyden Abtheilungen aufbrechen. Poya Velha und die Umgegend war besetzt worden, um den Verkehr über die Coa durch Sa-

bugal zu unterhalten, und zugleich die Sperre von Almeida zu bewirken, welche Zwecke sich jetzt nicht mehr vereinigen ließen. Das minder wichtige von beyden ward also aufgegeben, und die leichte Abtheilung ward zum Nachhalt in die Nachhut des linken Flügels der 1. Abtheilung gelegt, die 7. Abtheilung aber oberhalb des Turon auf einen die Umgegend bestreichenden Platz gestellt, welcher die rechte Seite und Nachhut der 1. Abtheilung schützte und zugleich den Verkehr mit der Coa deckend, den Feind von Almeida mittels der Straßen zwischen den Turon und der Coa abschnitt. Die 7. Abtheilung wurde beym Uebergang über den Turon von der leichten Abtheilung und diese, die sich auf dem Zug an die erste anschließen sollte, von der brittischen Reiterei gedeckt. Die Stellung des Bundesheers dehnte sich nun auf dem hohen Felde vom Turon bis Duas Casas aus. Die 1. Abtheilung in zwey Linien stand rechts, Obrist Ashworths Brigade von Portugiesen in zwey Linien im Mittelpunkte, und die 3. Abtheilung in zwey Linien links; die 7. Abtheilung deckte die Nachhut des rechten Flügels, die leichte Abtheilung und brittische Reiterei im Nachhalt, und vor dem linken Flügel lag das Dorf Fuentes d'Onora. Julians Fußvolk schloß sich an die 7. Abtheilung in Frenada, und er ward mit seiner Reiterei ausgesendet, des Feindes Verkehr mit Ciudad Rodrigo abzubrechen. Des Feindes Bemühungen auf dem rechten Flügel der eben beschriebenen Stellung beschränkten sich auf eine Kanonade und einige Reiterangriffe auf die Vorhut. Die Piquets der 1. Abtheilung schlugen einen derselben ab; als sie aber sich zurückzogen, sahen sie die Richtung eines andern nicht früh genug, um ihm Widerstand zu leisten. Obristlieutnant Hill vom 3. Garderegiment, der das Piquet befehligte, und einige Gemeine wurden gefangen, und andere verwundet, ehe ein Sendhaufen brittischer Reiterei ihnen zu Hülfe aufbrechen konnte. Auch das 2. Bataillon des 42. Regiments schlug einen Angriff der Reiterei ab. Der Feind versuchte ebenfalls einen Haufen leichter Schaaren den Graben am Turon hinab nach dem rechten Flügel der 1. Abtheilung vorzuschieben, ward aber von dem leichten Fußvolk der Garde, die von den 5 Kompagnien des 95. Regiments unterstützt ward, zurückgetrieben. Im Verlauf der Kanonade ward Generalmajor Nightingale leicht verwundet.

Die Hauptabsicht des Feindes ging den ganzen Tag über auf das Dorf Fuentes d'Onora, und, wiewol der ganze zweite Harst mehrmals das Dorf angriff, konnte er es doch nie ganz wegnehmen. Es wurde vom 24., 71. und 79. Regiment unter Obrist Carmeron vertheidigt, der schwer verwundet ward und nachher an diesen Wunden starb; und diese Schaaren wurden von leichten Fußvolkbataillons der 1. und 3. Abtheilung, dem 6. portugiesischen Scharfschützenregiment, den leichten Kompagnien zweyer portugisischer Brigaden, und den Piquets der 3. Abtheilung, wenn sie hart gedrängt wurden, unterstützt. Die Schaaren in Fuentes d'Onora wurden auch vom 74. und 88. Regiment unterstützt. Bey einer dieser Gelegenheiten griffen das 88., 71. und 79. Regiment den Feind an und trieben ihn durch das Dorf. Der Kampf dauerte bis in die Nacht, wo der Feind sich zurückzog und die Verbündeten im Besitz des des Dorfes ließ. Am Morgen desselben Tages ließ der Feind die Absicht blicken, den Posten Aldea del Obispo anzugreifen, den Erskine besetzte; aber das 2. Bataillon der lusitanischen Legion wurde durch die Furt des Duas Casas gesendet und zwang ihn zum Rückzug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bericht über die Wunderärztin Johanna Dorothea Humizsch in Schönborn.

Von Johann Friedrich Stillig,
Ober-Prediger in Frankenberg und Sachsenburg mit Schönborn.

(Fortsetzung.)

Das Bauergut des Humizsch hatte damals, wie ich schon bemerkt habe, die Schenkwirthschaft des Dorfes. Traf es sich nun eben daß, als die Humizsch ihr Werk an einem Kranken aus der Nähe verrichtete, einige Reisende zugegen waren, sahen diese das Wesen, hörten sie die Erzählung des alten; so mußte sich das Gerücht von einer in Schönborn gegen Augenübel helfenden Frau leicht und schnell über den nahen Umkreis hinaus verbreiten, und je weiter vom Schauplatze desto wunderbarer klingen. In der Richtung nach Altenburg scheint die Auswanderung der Nachricht am frühsten gegangen zu seyn, oder wenigstens dort zuerst den stärksten Glauben gefunden zu haben. Denn daher kamen die ersten fernher strömenden Wallfahrer. Da das sanfte, frommscheinende Wesen der Frau, ihr Beten und Segenwünschen, ihr Ermahnen zum Vertrauen auf Gottes Hülfe, ihr bescheidenes Urtheil über das, was sie vermöge, nothwendig einen Heiligenschein um sie her verbreitete; und da sie außer den Augenkranken andere Leidende nicht von sich wies, aber sie doch bey jeder möglichen Krankheit ebenfalls nur an den Augen behandelte, so erschien ihr ganzes Thun in dem Wunderglanze, der den gemeinen Haufen so sehr leicht bethört. Daß sie kein Geld forderte, sondern die Bestimmung der Gabe eines jeden eigner Willkühr überließ, trug ebenfalls zu ihrer Verherrlichung bey. Und nun der alte kluge Mann hinter der Bühne, dem es ganz besonders gefallen mußte, wenn ihm nach vollbrachtem Tagewerke der Haufe so leicht gewonnenen Silbers in die Augen blickte. Er empfing die Kommenden, und merkte, ob die Gehenden gezahlt hatten; oder saß da, und las in einer großen Bibel. Er wußte die Aufmerksamkeit der Wartenden zu spannen, erzählte ihnen, ehe er sie in den geheimnißvollen Kreis eintreten ließ, wie vielen seine Frau schon geholfen; welchen Andrang sie habe; wie Grafen und Herren, Pfarrer und Gelehrte, vornehme und reiche Frauen da gewesen, oder nach der Hülfe der Frau verlangt hätten. Der Graf von .... konnte keinen Kanonenschuß nahe am Ohre hören. Seitdem dieser Herr meine Frau gebraucht hat, hört er so leise, wie irgend einer! (der arme Herr kann jetzt noch nicht hören!) Der Herr Pfarrer von E., von R., von Æ. war neulich auch da! (Leider!) Wenn solche Herren kommen, muß doch wohl etwas an der Sache seyn! Kennt ihr den alten blinden Gottfried? Der hat sich zwey Mal herführen lassen; vorgestern war er ohne Führer da! (Richtig; denn er kann so viel sehen, daß er sich auf bekannten Wegen allein fort zu finden weiß!) Und wie viele Zeugnisse könnte ich euch vorlegen! Solche Reden wirkten viel.

Aber doch wenigstens einige Thatsachen von wirklich geschehenen Heilungen müssen vorhanden seyn! — Was verstehst du unter Thatsachen? Eine Heilung, welche ich Thatsache nennen würde, habe ich in keinem einzigen Falle erfahren können.

1. Kein einziger Kranker ist krank gekommen, und gesund hinweggegangen. Die Staarblinden, die Tauben und Stummen, die Buckeligen und Lahmen, die mit Brüchen Behafteten, unter ihnen der alte Humizsch selbst, der doch wohl die ausströmende Kraft seiner Frau am besten hätte erfahren sollen, alle diese sind noch eben so elend, wie zuvor.

2. Unter denen, welche bloß an Augenentzündung, Krampf, Gicht, Ausschlag, Rose, Zahnschmerzen u. s. w. gelitten haben, mögen seit dem Sommer 1815 viele, das wollen wir von ihnen hoffen, genesen seyn, oder oft Linderung empfunden haben. Aber kann ein vernünftiger Mensch die wechselnden Umstände eines menschlichen Leibes, welche im Laufe von 4 Wochen, von 3, 5, 7, Monden, von ganzen Jahren, erfolgen, als Wirkung betrachten der aus der Nadel oder der Hand einer vor dem Auge Kreuze machenden Frau ausströmenden Kraft, während einer Sekunde Zeit? Haben nicht bey weitem die meisten Krankheiten ihr bestimmtes Zeitmaaß; Haben nur bey irgend einer beliebigen Krankheit so viel Geduld, als die Humitzsch von dir verlangt, und brauche gar nichts; entweder du genesest nach einiger Zeit, oder du stirbst, oder du behälst dein Uebel viele Jahre. — Andere Thatsachen sind bey der Humitzsch nicht zu entdecken.

Ein aus Chemnitz nach Schönborn gebrachtes Kind z. B. das lange an bösen Augen gelitten hatte, wurde innerhalb eines oder zweyer Mondenwechsel von seinem Uebel befreit. Während dieser Zeit nun hatten zwar die Aeltern nichts weiter zur Genesung des Kindes gebraucht. Aber noch kurz vor der Wallfahrt zur Humitzsch war das Kind von einem berühmten Arzte behandelt worden, und dieser behauptete, die von ihm gegebenen Mittel hätten nicht schneller wirken können. Und doch war dieses Kind immer der Schild, der jedem Angriffe auf die Wunderthäterin entgegen gehalten wurde. Auch hat dieses Kind längst die bösen Augen wieder. Oder, ein an gichtischen Beulen am Kopfe leidender Obererzgebirger, versicherte mich, nachdem er drey Mal sechs Meilen weit hergekommen war, und also wenigstens zehn Wochen Geduld gehabt hatte, jetzt fange das Uebel an, sich zu verlieren. — Kurz, nichts als ein Zeitzusammenhang, und nicht eine Spur von Wirkverbindung ist in den gerühmtesten Heilungen zu erkennen gewesen.

3. Aber die augenblicklich gespürten Veränderungen wirst du uns nicht abstreiten! Die gefühlten Stiche im Auge! Die Empfindung im Magen, im Rücken! Wer kennt nicht die Grwalt der Einbildungskraft bey krankhaften Zuständen? Wer weiß nicht, daß oft der Zahnschmerz in dem Augenblick verschwindet, in welchem der Zahnarzt Anstalt macht zum Ausziehn des schmerzenden Zahns! Und bey andern Wirknngen, die die Humitzsch hervorgebracht haben sollte, kann man mit noch größerem Rechte denken an die Folgen einer starken Leibesbewegung, einer allgemeinen Ermüdung oder Erhitzung auf weiten Wegen, an Veränderung der gewohnten häulichen Lebensart.

Die ganze Geschichte muß demnach angesehn werden als ein weit verbreitetes Schnupfenfieber der Seelen, von welchem das Gemensch (man erlaube diesen nach Gevögel und Gewürm gebildeten Ausdruck, weil er zugleich, mich selbst bespötteind, auf ein anderes, nur edleres Fieber des Zeitgeistes anspielt,) schnell und heftig ergriffen wurde, weil das Gift allenthalben empfänglichen Boden fand. Denn mag auch die Humitzsch noch so streng beurtheilt zu werden verdienen, — eigentlich hat sich doch der große Hause am meisten selbst gäfft, und ein unerfreuliches Spiel mit sich selbst getrieben, und es ist nicht schwer, die Bedingungen der Möglichkeit desselben nachzuweisen.

(Der Schluß folgt.)

Die Farben.

Im Laufe des letzten Krieges kam in einer Stadt am Rheine ein junger Armee Beamter zu

einem Färber ins Quartier. Die Heerabtheilung war bestimmt, in dem Orte einige Zeit stehen zu bleiben. Der Wirth ein hochstämmiges Gewächs mit einem garstigen Gesichte und nur einem Auge, gefiel dem Einquartierten gar nicht; desto besser behagte ihm die hübsche Frau Wirthin, des Färbers Weib; mit ihr gerieth der Fremde in ein gar zu genaues Verhältniß. Sobald der Ehemann den Rücken wandte, steckten sie tändelnd und scherzend zusammen.

Eines Tages trat der Hausherr eine kleine Reise auf acht und vierzig Stunden an; das kam den Leuten gelegen; der Fremde schlich am Abend mit Bewilligung der hübschen Frau in ihr Schlafzimmer, und blieb daselbst. Aber um Mitternacht ward plötzlich die Thür geöffnet, und der Ehemann trat ein. Er hatte längst das Einverständniß der beyden gemerkt, aber vorsichtig geschwiegen, um die Schuldigen auf der That zu ertappen und Rache nehmen zu können. Er verlor nun kein Wort; doch mit Riesenarmen ergriff er den zitternden Näscher, trug ihn aus der Thür, (die er hinter sich verschloß) brachte ihn in seine Werkstatt und steckte ihn in ein großes Faß mit einer eiskalten Feuchtigkeit, in welche er ihn wiederholt untertauchen ließ. Darauf ließ er den so Gebadeten, der gewaltig zähnklapperte, laufen, kehrte nach dem Schlafgemach der ungetreuen Gattin zurück, züchtigte sie und jagte sie aus dem Hause.

Der junge Mensch tappte durch die Finsterniß nach seinem Zimmer, und war, als er die Wäsche gewechselt und sich in das wärmende Bette geworfen hatte, noch froh, so der Gefahr entronnen zu seyn. In diesem behaglichen Gefühle schlief er bald ein. Als er erwachte, stand schon die Sonne hoch, und ein Bote rief ihn eben zu seinem Chef, dem Ober-Kriegs-Kommissär.

Wie sehn der Herr Sekretär aus? rief der Bote, als er den Erwachenden anschaute. Dieselben sind ja über und über himmelblau! Er sah erschreckt auf seine Hände, dann in den Spiegel, und wollte zu Boden sinken. Ganz recht; der beleidigte Ehemann hatte ihn zur Strafe blau gefärbt. Es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als den Boten zu bitten, daß er ihn krank melden möge. Das versprach jener und hielt Wort.

Der Versuch, mittelst starken Waschens die blaue Farbe auszutilgen, mißglückte. Er rieb sich fast das Antlitz wund; er blieb blau. Mit Schrecken fand er, daß er mit aufrichtigem Indigo, und folglich ganz echt gefärbt sey. Wie wüthete er!

Am Abend, als es dunkel geworden, ging er zu seinem Chef, der ihm bisher stets wohlgewollt hatte, vertraute ihm sein Mißgeschick, und bat um Rath und Hülfe. Dieser Beschützer war ein jovialer Mann, je weiter der gefärbte in der Darstellung kam, um so lauter lachte jener, aber Hülfe wußte er auch nicht.

Wenn Jemand ein Mittel wissen kann, sprach er endlich, Sie umzufärben, so ists ihr Wirth, der Sie im eigentlichsten Sinne bläuete. Ich will ihn kommen lassen und dahin vermögen, daß er ein Mittel angibt, durch dessen Anwendung Sie wieder einem Menschen ähnlich werden.

Der gerufene Färber erschien, wußte aber angeblich nichts, was den Gefärbten bleichen könne. Wenn er sich oft und tüchtig mit Seife wäscht, sagte er gleichmüthig, so kann er in drey bis vier Wochen die alte Farbe wieder haben. Er soll übrigens dem Himmel danken, daß er so davon gekommen ist.

Der Ober Kriegs-Kommissär wandte ein, daß der Mensch unmöglich vier Wochen lang blau bleiben könne, daß er vielleicht noch heute zum

General gerufen werde und wahrscheinlich in wenig Tagen marschieren müsse.

Da kann ich nicht helfen, rief der Färber, weiß kann ich ihn nicht machen, aber schwarz, wenn Sie wollen. Schwarz auf Blau das geht an.

Der Kommissär polterte, der Gescholtene aber blieb ruhig, und empfahl sich höflich. Jener, der den Mann gern verklagt hätte, dem aber daran lag, daß, zum Glücke des jungen Menschen, der böse Handel dem strengen General nicht bekannt werden solle, schwieg, und rieth nun dem Blauen, er solle sich bey einem Feld-Wundarzt, der ein guter Chemiker war, Raths erholen. Das that er denn auch.

Der Chirurg war bereit zu helfen, und verschrieb ihm ein Kraut; das solle er kochen lassen und sich mit dem Absud waschen; davon werde alsbald die blaue Farbe wie weggewischt seyn.

Wie eilte der Berathene, die Anordnung zu befolgen. Aber — O weh! Der Wundarzt war ein Schalk, der dem jungen Mann, welcher ihn vor Kurzem bey einem hübschen Mädchen den Rang abgelaufen hatte, nicht leiden konnte; er hatte den glücklichen Nebenbuhler einen zweiten schlimmen Possen gespielt.

Am Abend erhielt der Kommissär ein Schreiben von seinem Untergebenen des Inhalts: Denken Ew. Wohlgebohren sich mein Unglück; ich möchte rasend werden. Der Satan von Wundarzt hat mich ungeheuer betrogen. Nachdem ich mich nach Vorschrift mit dem verordneten Absud gewaschen habe, ist freilich die blaue Farbe gewichen, aber ich sehe nun grasgrün aus!

Wie gut daß nicht in allen Häusern ein Färber vorhanden ist: Man würde sonst nur zu oft gewisse junge Männer himmelblau und grasgrün sehen.

Reise-Erinnerungen eines deutschen Offiziers in englischen Diensten.

Indem wir so über den Rand des Schiffs hinaus den Weg des portugiesischen Kriegsschiffs (wie ihn die Seeleute nannten, und welcher, glaube ich, in der Naturgeschichte der Nautilus heißt) mit den Augen verfolgten, wie er sich mittelst seines kleinen purpurrothen Segels vom Winde forttreiben ließ, entdeckten wir auf einmal dicht unter uns den sogenannten Pilotenfisch den beständigen Vorläufer eines Hays, und gleich darauf erhob sich dann auch aus der Tiefe ein solcher von außerordentlicher Größe, aus dem Geschlecht der blauen Hayfische. Wir beobachteten eine geraume Zeit seine Bewegungen und sahen, wie genau er seinem kleinen Piloten in allen Richtungen folgte. Eine Hayfischangel oder großer Haken mit einer Kette, um das Abbeißen desselben zu verhüten, wurde darauf an ein starkes Seil befestiget, mit einigen Pfunden Salzfleisch geködert und ins Meer geschleudert. Er schoß, indem er sich auf die eine Seite warf, darauf zu, verfehlte es jedoch, indem wir, um den Hacken tiefer eindringen zu machen, das Seil zu schnell anzogen; ein zweyter Versuch glückte besser und trotz seiner gewaltsamen Anstrengung, sich zu befreien (die Angel war durch das eine Auge wieder herausgedrungen) wobey wir oft das Seil verlängern oder verkürzen mußten, gelang es uns ihn an die Seite des Schiffs zu ziehn, worauf die Matrosen laufende Schlingen um ihn herumbrachten und aufs Verdeck wanden. Hier ging nun erst der rechte Lärm an, denn er sprang wild umher, und jeder mußte sich vor dem Schlagen seines Schwanzes hüten, wovon das Deck ertönte.

Einige gewaltige Hiebe des Schiffzimmermanns tödteten ihn endlich und jetzt fiel Alles

über seinen Kopf her, um das Gehirn herauszuschneiden. Auf meine Frage, warum die Leute hierauf besondern Werth legten, versicherte mir derjenige, der es davon getragen, schmunzelnd, es sey ein bewährtes Mittel, sich die Zuneigung eines Mädchens, welches etwas davon genossen, zu erwerben und zugleich sich ihrer Treue und Beständigkeit zu versichern. Schade, daß unsere Droguisten diesen Artikel nicht führen, es würde ein vortreffliches Braut-Gericht bey Hochzeiten abgeben. Ein anderer Aberglaube der Seeleute wird den Kranken unter ihnen oft gefährlich, indem sie die Erscheinung eines Hayfisches als den sichern Vorboten des Todes ansehen, da sie überzeugt sind, der Instinkt triebe diesen dem Schiffe, worauf sich ein Todtkranker befände, so lange zu folgen, bis der todte Körper über Bord geworfen und seine Beute würde.

Die ausgeschnittenen Kiefern waren von der Größe, daß ich die Schultern durchbringen konnte, bey welchem Versuche mir die sägeartigen scharfen Zähne mir die Hand verwundeten. Aus dem Rügrat wurde ein schöner Stock verfertigt und dem Kapitain ein Geschenk damit gemacht, alles Uebrige aber wieder in das Meer geworfen. — Es gibt wohl nicht leicht einen Ort auf Erden, wo man nicht Deutsche anträfe; an den Gränzen der Besitzungen, die zum Cap der guten Hoffnung gehören, wohnt mitten unter Hottentotten eine schöne junge Frau aus dem Cafselschen gebürtig und an einen holländischen Pächter verheirathet; der kühnste und erfahrenste Tieger-Jäger und Elephanten-Zähmer in Bengalen ist ein Deutscher; eine Abtheilung leichter persischer Reiterey wird, wie mir versichert ist, von einem Deutschen angeführt, und viele derselben bekleideten in frühern Zeiten hohe Militär-Stellen bey den Rajahs in Indien. Auch ich fand einst auf einer Streiferey nahe an den Gränzen des Kandischen Gebiets unvermuthet einen Landsmann aus dem Hannövrischen. Ich hatte, ich weiß nicht mehr wonach, geschossen und aus Aerger gefehlt zu haben, brummte ich einen deutschen Fluch, worauf ein Plantagen-Arbeiter, den ich der Farbe und Bekleidung nach für einen Eingebornen gehalten, sich mir näherte und mich zu meiner Verwunderung in deutscher Sprache anredete. Von ihm erfuhr ich, daß er als Soldat nach Indien gesandt, desertirt und zu den Holländern übergegangen war und nun fast 30 Jahr sich hier unter den Cingalesen angesiegelt und mit einer Schwarzen verheirathet habe. Ich besuchte sein Häuschen und fand die ganze Haushaltung so wie die der Eingebornen, eingerichtet. Er aß auch so wie diese ohne Löffel oder Gabel, blos mit der rechten Hand und hatte schon lange Jahre keine Beinkleider oder Hut mehr getragen. Zusammenhängend und geläufig Deutsch zu sprechen war er nicht im Stande, doch verstand er alles was ich sagte, besonders wenn ich mich des plattdeutschen Dialekts bediente. Er bezeigte nicht den mindesten Wunsch, je wieder nach Europa zurückzukehren und versicherte hier recht glücklich mit seiner Familie zu leben.

Logogryph.

Nennt mir das Wort, was euch die Handlung zeigt,
Vor der so mancher freche Sünder bleicht.
Wollt ihr davon die ersten Zeichen trennen,
So muß es euch dasjen'ge nennen,
Was auf das Ganze folgen kann,
Und was der Reichen Viel' gethan.

Auflösung des Räthsels in Nro. 39.

Kugel.

№ 42.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 21. August. 1817.

Spanisches Amerika.

Herr Malte-Brün macht über die Angelegenheiten des Spanischen Amerika folgende Bemerkungen:

Die jetzige Lage und das künftige Schicksal von Spanisch-Amerika, sagt er, sind zwey interessante Aufgaben für die Politik. Herr de Pradt hat sie in seinen Pamphlets verstellt und entstellt und sie verdienen daher von neuem auf eine redliche, klare, von allem Partheygeiste unabhängige Weise auseinandergesetzt zu werden.

Beseitigen wir zuvörderst die passende Gegenüberstellung des monarchischen und republikanischen Geistes, den man unschicklicherweise mit diesen Fragen verbindet. Eine wahre Opposition gibt es nur zwischen dem Geiste der Legitimität und der Illegitimität, zwischen den Freunden einer festen, ruhigen, auf Gerechtigkeit gegründeten Ordnung der Dinge und den Anhängern der Revolutionen, der Unordnung und alles dessen, was die Herrschaft blinder Gewalt erzeugt. Alle legitime Regierungen, sie mögen eine Form haben, welche sie wollen, sind durch gemeinschaftliche Principien und Interessen mit einander verbunden. Die legitime Republik der Vereinigten Staaten, die in dem politischen Gleichgewicht eine geachtete und wichtige Stelle einnimmt, denkt an nichts weniger als an Revolutionirung des Spanischen Amerika. Sie ist wie alle handelnde Völker, dabey interessirt, daß in jenen schönen Gegenden, welche die vorige Spanische Regierung unter billigen, einer gesunden Politik zufolge, nothwendigen Beschränkungen allen handelnden Nationen eröffnet hatte, irgend eine feste Ordnung wieder hergestellt werde.

Es ist um so abgeschmackter, wenn man in den Angelegenheiten des Spanischen Amerika einen Kampf der Republik und Monarchen sieht, da die Sitten, so wie die herrschenden Ideen und die Kasten-Interessen die Aufstellung einer republikanischen Regierung, sie sey aristokratisch oder demokratisch, unmöglich machen. Drey bis vier Millionen Spanier mitten unter zwölf Millionen Indianern, Mulatten, Negern, Zambos; diese geringe Bevölkerung auf einen tausend Meilen langen und an manchen Orten drittehalbhundert Meilen breiten Flächenraum zerstreut; ein

sehr braver, zahlreicher, fest an seinen Titeln und Vorrechten hängender Adel; eine mächtige, den Prinzipien des Katholizismus ergebene Geistlichkeit; einige tausend Kaufleute, die den Lehren der Freiheit und Gleichheit geneigt sind und vier bis fünf durch sehr große Zwischenräume von einander getrennte Seestädte bewohnen, das übrige Volk mit den Ideen, Bedürfnissen, Büchern und Zeitungen unsers Jahrhunderts gänzlich unbekannt; endlich einige gierige und grausame, mit einer absoluten militärischen Gewalt bekleidete Abentheurer an der Spitze gesetzloser, unzuverlässiger, prinzipienloser Banden, das sind gegenwärtig die Elemente des Spanischen Amerika. Kein heller und unpartheyischer Kopf kann erwarten, aus diesem Chaos einen Bund von Republiken hervorgehen zu sehen. Die Staaten von Buenos Ayres und Caracas haben zwar den Titel Republiken angenommen; aber in beyden übten oder üben die obersten Directoren und Oberbefehlshaber noch bis jetzt die tyrannischste Gewalt aus. Der Kongreß von Venezuela besteht nicht mehr und der der Vereinigten Staaten von Rio de la Plata übt eigentlich keine Gewalt aus.

Man muß es immer und immer wiederholen, daß die Bewohner des Spanischen Amerika wider ihren Willen und durch ein Zusammentreffen unerhörter Umstände in eine Lage versetzt worden sind, die ihren wahren Gesinnungen, wie ihren Pflichten und ihrem Interesse so sehr widerspricht.

Die ersten in den Spanischen Colonien gebildeten Provinzial-Regierungen oder Junta's wurden im Namen des legitimen Souverains, im Namen des geliebten Ferdinand VII. installirt; sie maßten sich, wie die Spanischen Junta's, nur eine vorübergehende, außerordentliche, bloß auf die Rettung des Vaterlandes von fremdem Joche, von dem feindlichen Einfall und den Machinationen der Bonapartischen Agenten berechnete Gewalt an.

Die Anmaßung der Central-Junta in Spanien, den andern zu befehlen, brachte die Trennung hervor; einige Provinzen unterwarfen sich derselben, andere wollten sich lieber an ihre Provinzial Regierungen halten; alle schlugen sich, duldeten, flehten den Himmel an für Ferdinand VII. Die eben so inkonsequente als tyrannische Politik der Liberalen, die in der außerordentlichen Cortes von Cadix herrschte, brachte es dahin, daß diese Trennung in einen wahren Bürgerkrieg ausartete. Bald proklamirten die Cortes, in einem Anfalle von philosophischer Begeisterung, die politische Gleichheit der Bewohner der Kolonien, bald schränkten sie diese Gleichheit von gerechten Besorgnissen ergriffen, bloß auf auf die Weißen ein; heute erklärte die Versammlung, Amerika sollte eine gleiche Anzahl von Repräsentanten bey den Cortes haben, den Tag darauf setzte sie, durch die Drohungen der Cadixer Gemeinde erschreckt, die Zahl derselben wieder herab. Indem sie so nacheinander die demokratischsten Ideen und die Besorgnisse vor einer neuen sklavischen Unterjochung anregten, wurden die spanischen Liberales, die im Grunde mehr unvorsichtig und einfältig waren, als schlechte Absichten hatten, Ursache, daß einige ehrgeizige Menschen in Caracas und Buenos-Ayres sich für unabhängig erklärten. Die neue, von den Cortes erfundene Constitution bot in der That nichts anders dar, als eine verkleidete Demokratie, einen König, der auf die Rolle eines Dogen von Venedig herabgesetzt war, mit einem Worte, eine organisirte Anarchie. Ferdinands Gefangenschaft schien kein Ende zu nehmen. Die unermeßliche Gewalt, welche sich die Cortes vorbehielten, mußte die entfernten Provinzen in Schrecken setzen.

Die Trennung wurde also eine Nothhülfe, und da die Bewohner von Spanisch Amerika bey ihrer Trennung weder einen rechtmäßigen Prinzen noch einen Usurpator in ihrer Mitte sahen, so wurden sie mit Gewalt in die republikanischen Formen geworfen. Mexiko und Peru traten jedoch von dieser der Eigenthümlichkeit des Nationalgenius widersprechenden Neuerung zurück, und blieben in einem provisorischen Zustande; Chili wählte einen aristokratischen Senat; Santa Fé bekam einen Präsidenten; Carthagena und Buenos-Ayres nahmen als Handelsstädte eine demokratische Regierungsform an; in Caracas und Montevideo schlug, vertrieb und beraubte ein militärischer Hause den andern.

So sieht man bey der Revolution im Spanischen Amerika keinen Plan, keine gleichförmige Tendenz vorwalten; es ist keine Revolution; es ist ein Chaos von Lokal-Zwistigkeiten und mitten unter allen durch gebieterische Umstände veranlaßten Verirrungen herrscht das edle Gefühl eines gesetzmäßigen Gehorsams.

Sobald als Mexiko, Peru und Chili im Jahr 1815 erfuhren, daß Ferdinand wieder das Scepter ergriffen, die neue Constitution verworfen und die Parthei der Cortes gestürzt sey, schlossen sich diese weitausgedehnten Königreiche wieder in Masse an den alten Thron der Monarchie an. Eine kleine Zahl von Intriganten verkündete, um fortwährend im Besitze der angemaßten Gewalt zu bleiben, die Verwerfung der neuen Constitution sey so gut als die Wiederherstellung einer despotischen Regierung, sie benutzten die Besorgnisse, welche diese Idee erzeugte, und forderte das Volk von Caracas, Venezuela, Carthagena, Buenos-Ayres und Tucuman auf, jene Schatten Republiken aufrecht zu erhalten, die dazu dienten, die willkührliche Gewalt einiger Chefs zu verschleiern.

Gegen diese einzelnen Theile des spanischen Amerika hat der König von Spanien Armee-Corps und Eskadren ausgeschickt.

Mit diesen schwachen Ueberresten einer gleich in ihrer Geburt erstickten Unabhängigkeit wollen Schriftsteller, die entweder unwissend sind oder nicht redlich zu Werke gehen, Europa in Schrekken setzen.

In jenen Provinzen allein scheint das Gefühl der Legitimität für den Augenblick durch den Geist der Illegitimität besiegt zu seyn.

Daher bedarf es keines Europaischen Kongresses, um über die Angelegenheiten von Spanisch-Amerika zu berathschlagen. Der König von Spanien allein hat das Recht, diese Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, wie er erforderlichenfalls die in Gallicien und Castilien in Ordnung bringen würde.

Bericht über die Wunderärztin Johanna Dorothea Humizsch in Schönborn.

Von Johann Friedrich Sillig,
Ober-Prediger in Frankenberg und Sachsenburg mit Schönborn.

(Schluß.)

Jeder dem gemeinen Manne nahe stehende Menschenkenner weiß, daß Aberglaube und Irrwahn sich fast nirgends mächtiger zeigt, und durch die gerühmte oder eingebildete Aufklärung unserer Zeit bey keinem Gegenstande weniger verscheucht ist, als in Beziehung auf Gesundheit und Krankheit. Ueberall findet der Afterarzt noch Freunde. Werden nun körperliche Uebel lang dauernd, haben schon die Kranken einen Arzt nach dem andern rings herum gebraucht; sind sie mißtrauisch geworden gegen die ganze Heilkunst, die, so hoch sie auch in einzelnen gründlich gelehrten Aerzten stehen mag, doch in

der großen Menge, so wie sie ist, nicht viel hinaus reicht über eine auf gut Glück gebrauchte Sammlung von Recepten; ist vielleicht ein Uebel ganz unheilbar in einen Menschenleib eingewurzelt, so greift der Kranke auch nach solchen Mitteln, welche er in vernünftigen Augenblicken seines Daseyns für Aberglauben erklärt hatte. Jeder Kranke ist an Leib und Seele schwacher Mensch! Um so leichter gibt er sich auf einige Zeit wieder einer aufgehenden Hoffnung hin, und täuscht sich tröstend so lange, als er kann, und glaubt bey einem neu gebrauchten Mittel auch einige günstige Veränderungen zu bemerken. Er horcht wieder leiser als vorher auf die in seinem Krankheitszustande vorgehenden Veränderungen, und eine kleine Erleichterung gilt ihm alsbald für völlige Genesung. In der Freude darüber rühmte er die Kraft des Mittels, und die Kunst des Arztes jedem, der ihm in solchen Augenblicken nahe tritt.

Mehr bedarf es nicht, um sich alle Erscheinungen bey den Heilungen der Humitzsch und ihrem Ruhme zu erklären, nachdem nur einmal das Gerücht etwas fernhin erschollen war. Aeußerungen dieser Art enthalten fast alle die Briefe, welche Kranke zur Erkundigung an uns absenderten.

Das reitzbare, leichtgläubige Geschlecht der Frauen war in den meisten Fällen am schnellsten getäuscht; und keiner, der das Unglück hat, mit gichtischen, an Nervenschwäche und Krämpfen leidenden Frauen in naher Verbindung zu stehen, wird hierüber noch Belege verlangen. Jeder ausübende Arzt, besonders der, welcher auswärtige Kranke seltener sieht, erfährt es beständig, daß sich seine Kranken in den Zeiten seiner persönlichen Nähe meistens besser zu befinden glauben, als vorher und nachher.

Wenn nun eine Kranke den Ruhm der Humitzsch vor zehn Bekannten ausgesprochen hatte, konnte sie vor denselben zehn ihr Wort zurücknehmen bey wiederkehrenden Schmerzen? So häuften sich die Beweise für eine günstige Wirkung, und Gegenbeweise waren schwer aufzufinden, und wurden nicht mühsam gesucht, weil der Vernünftige ohnehin wußte, was er zu denken habe, und nur als einen glücklichen Fund mußte man es betrachten, wenn man einem rühmenden Gerüchte auf die Spur kommen konnte.

In einem meiner Kirchdörfer z. B. lebt ein von Kindheit an Halbblinder, Namens Schulze, 30 Jahre alt. Dieser rühmte auch, Hülfe gefunden zu haben. Seitdem ich bey der Humitzsch gewesen bin, habe ich zum ersten Male gelbe Blumen am Wege gesehen. Dieß kann möglicher Weise völlig wahr seyn. Dieser Mann macht gewöhnlich den Boten in die Stadt. Er geht auf bekannten Wegen gerade vor sich hin, und hat nothwendig mit Sorgfalt auf seine Schritte zu achten. Würde er aber etwa nach der Wallfahrt zur Humitzsch von seiner Frau auf gelbe Blumen am Wege in günstigen Lichte aufmerksam gemacht, so wird er sie leicht vom Grünen unterscheiden gekonnt haben. Denn ich weiß daß er stets Farben unterscheiden konnte. Oder ein schon längst ohne alle Rettung Erblindeter rühmte, er habe wieder zum ersten Male Lichtfunken gesehen. Als er dieß mit Freude über seine Besserung erzählte, war eben ein blendendes Sonnenlicht in der Stube. Aber der Unglückliche hatte auch nicht die leiseste Empfindung davon. Höchst wahrscheinlich hat er also Traumgesicht oder Einbildung mit Wirklichkeit verwechselt.

Doch da es allenthalben Afterärzte und ein gebildete Kranke gibt, und doch nur selten durch sie solches Aufsehn gemacht wird, als durch das Ereigniß in Schönborn, so müssen wir noch eine

andere dabey in Wirksamkeit tretende Kraft berücksichtigen. Der Glaube an geheime Naturkräfte, welcher seit den Zeiten Mesmers und Galvanis eine Art von Wissenschaftlichkeit bekommen hat, dieser ist es, der hierbey vorzüglich thätig gewesen ist. Wahrscheinlich wurde selbst jenes oben angeführte von mir in des Humitzsch Stube gesprochene Wort über Möglichkeit eines Metall- und Nervenreizes von dem alten Manne klug benutzt. Er soll sich, sagt man, darüber Bücher zu verschaffen gesucht haben; und je, nachdem er nun seine Leute fand, sprach er selbst gegen Aberglauben, und deutete auf mögliche Naturkräfte. Von dieser Ansicht irre geleitet, kamen nun viele Männer und Frauen aus den höhern Ständen, in ihren Kreis traten, unvorsichtig und die Rücksichten auf ihr Amt vergessend, Lehrer des Volks, berufen gegen Aberglauben und Selbsttäuschung zu warnen, und benutzten für sich oder die Ihrigen das Gaukelspiel der Frau, mit der Entschuldigung, es sey doch wohl hier eine geheime Naturkraft thätig und eine Genesung fördernde Wirkung vernünftiger Weise denkbar. Dadurch wurde die Stimme der Besonnenen und das Wahre durchschauenden so sehr geschwächt, daß in den Kreisen hochgebildeter Männer Zwiespalt über diese Erscheinung des Tages entstehen konnte. Dadurch wurden die obrigkeitlichen Behörden zu den lange schonenden Maßregeln bestimmt, und veranstalteten wissenschaftliche Untersuchungen, wo sie in frühern Jahren den Betrug geradezu vorausgesetzt und schneller eingreifend entgegen gewirkt haben würden. Dadurch geschah es, daß mündliche und schriftliche Angriffe auf den Aberglauben und Betrug, welche sonst allgemeine Rechtfertigung des obern Theils unsers Volkes gefunden haben, und vor welchen die Bethörte Menge wenigstens schweigend zurück getreten seyn würde, jetzt schiefe Beurtheilung und harten Tadel zuzog; und daher ist zu vermuthen, daß selbst nach erfolgtem Verbote unserer Landesregierung doch immer noch eine große Menge Anhänger die Wunderärztin als eine Wohlthäterin der Leidenden ansehen werden, welche unschuldig verurtheilt und mit Unrecht in ihrem Werke gehindert wird.

Außer der Schmach, die dadurch dem Vaterlande widerfahren ist, hat die Sache auch in mehr als einer Rücksicht nachtheiligen Einfluß auf die Religion. Die lügenhaften Thaten dieser Frau sind von ihren verblendeten Freunden nicht selten mit den Begebenheiten der heiligen Geschichte verglichen worden. So wie zuweilen katholische Frauen aus Böhmen einwandernd, nach der Mutter Gottes fragten, so glaubten andere ihrer Vertheidiger die Heilungen derselben lobpreisend mit den Thaten des Herrn und seiner Apostel zusammen stellen zu dürfen; und im Gegentheil wagte es der Frevel und Unglaube, die wohlthätigen Handlungen Jesu eben so zu würdigen, wie das Gaukelspiel der Frau gerichtet zu werden verdiente. Ueber den letzten Umstand sind mir Nachrichten aus Berlin zugekommen, daß besonders der Witz der Juden dadurch Angriffe in Menge auf unsere heilige Geschichte mache, und rechtfertige, und manchen Schwachen beunruhige.

Auf alle Weise möge daher die gegenwärtige, möglichst treue Darstellung der Begebenheit eine Waffe des Lichts werden gegen das Reich der Finsterniß!

Die Einwohner und Zeitvertreibe zu Kahira in Aegypten.

Die Einwohner zu Kahira bestehen, wie in andern Städten und Flecken Aegyptens, aus einer Mischung von Arabern, Copten, Griechen, Armeniern, Türken und Mamelucken. Die Ara-

ber machen bey weitem den zahlreichsten Theil aus, welches auch in den übrigen Theilen Aegyptens der Fall ist. Die Anzahl der christlichen Einwohner ist unbedeutend. Das Arabische, welches die Landessprache ist, wird zu Kahira beynahe ausschließlich gesprochen.

Die arabischen Einwohner von Kahira sind ein sehr thätiger Menschenschlag und von einer schönen und schlanken Gestalt. Die Weiber der untern Klassen nehmen an allen Arbeiten fleißig Antheil und haben eine dunkle bleiche Gesichtsfarbe nebst Zügen, welche Ekel zu erregen geeignet sind. Sie heirathen sehr frühzeitig und haben eine große Menge Kinder; da sie sich aber in sehr elenden Umständen befinden, so sterben viele von ihren Kindern wieder. Das Ansehn der Letztern, besonders der Neugebornen, ist in der That jämmerlich und elend; sie sehen im Gesicht bleich und welk aus und haben eine Leichenfarbe; ihre Augen leiden an der Ophthalmie, welcher Krankheit sie von den frühesten Jahren an ausgesetzt sind.

Selbst die Kinder der höhern Klassen der Europäer, die sich als Kaufleute zu Kahira niedergelassen, haben ein bleiches und kränkliches Ansehen und können nur mit großer Mühe auferzogen werden. Ueberhaupt werden junge Leute von den Blattern in Menge hinweg gerafft. Die häufigen Krankheiten und die große Sterblichkeit, die gewöhnlich unter den geringern Klassen der Einwohner herrscht, rühren ohnstreitig von ihrer Unreinlichkeit und von dem Mangel an gehörigen Nahrungsmitteln her.

Die Mahomedaner heirathen eine oder mehrere Weiber, je nachdem ihre Vermögensumstände beschaffen sind. Der Anzug der Mannspersonen unter den niedern Ständen der Araber besteht in einem blauen baumwollenen Hemde, mit einem breiten Lederguite, den sie um die Lenden binden und in einem weißen oder bunten Schawl, den sie in Gestalt eines Turbans um den Kopf wickeln. Sie tragen weder Schuhe noch Strümpfe. Ihre Scheiks (Vorsteher) haben ein großes blau gewürfeltes oder gestreiftes Tuch, das nachläßig auf Einer der Schultern herabhängt. An den Füßen tragen sie Pantoffeln.

Der Anzug der Frauenzimmer aus den untern Klassen ist eben so einfach; er besteht aus einem langen blauen Hemde; auch sie tragen weder Pantoffeln noch Strümpfe. Ein Stück schwarzen Seidenzeuchs vertritt die Stelle des Schleiers und zwar auf eine solche Art, daß man kaum einen Theil ihres Gesichts außer den Augen sehen kann: die Augenlieder haben sie mit einer Schminke schwarz gefärbt, die aus geriebenem Bleierze besteht und im Handel Alquifoux heißt. Das Kinn ist blau geschminkt. Die Finger sind mit einer rothen oder dunkelorangen Farbe gefärbt, welche man von den Blättern der Henne erhält; um die Handgelenke trägt man Armbänder von buntem Glas und an den Fingern große Ringe. Die Ohren sind mit Ringen geschmückt, an welchen bisweilen auch noch Geldstücke herabhängen.

Ein Frauenzimmer von höherm Stande kleidet sich beynahe im türkischen Geschmack. Bisweilen tragen die Frauenzimmer auch einen großen schwarzen Mantel, der beynahe ihren ganzen Körper bedeckt und bis auf die Fersen herabreicht.

Unter den Zeitvertreiben zu Kahira, welche alle Klassen der Einwohner außerhalb der Thoren zu sehen bekommen, besteht der vorzüglichste in den Tänzen, welche die Almés oder Tänzerinnen aufführen, die auf den öffentlichen Plätzen, Straßen, Gassen und andern öffentlichen Vergnügungsörtern eine Menge Volks an sich ziehen. Diese ausschweifenden und sittenlosen Geschöpfe tragen das Gesicht unverschleiert, welches man im Morgenlande als ein sicheres Kennzeichen der

offenbarsten Liederlichkeit ansieht. Die Kleidung, die sehr gut darauf berechnet ist, ihre Gestalt und ihre Glieder sehen zu lassen, haben sie mit einer höchst unanständigen Nachlässigkeit angezogen. Beym Tanzen sind die Bewegungen dieser Mädchen außerordentlich schnell und verrathen einen größern Grad von Gefügigkeit und Geschmeidigkeit ihrer Gliedmaßen als von Anmuth. Gegen das Ende hin wird der Tanz immer lebhafter und ist mit Gestikulationen, Bewegungen und Verdrehungen des Körpers begleitet, die noch unanständiger als im Anfange sind. Gewöhnlich führen zwey solche Mädchen einen Tanz auf; bey besondern Gelegenheiten aber ist ihre Anzahl größer. Am Daumen und Zeigefinger jeder Hand tragen sie kleine Becken, welche Castagnetten heißen, die in Spanien bey dem Fandangotanze sehr gewöhnlich sind. Mit diesen Becken schlagen sie nach dem Tone der musikalischen Instrumente den Takt, die entweder in einer Hoboe oder in einer Art von Flöte bestehen, die mit einem Tamburin begleiten sind. Auf den Tanz folgt ein Konzert, das weder harmonisch noch angenehm klingt.

Für den großen Haufen der Einwohner von Kahira, so wie auch die niedern Volksklassen aller übrigen Städte und Dörfer in Aegypten ist dies eine reiche Quelle von Vergnügen; denn selten kommt man auf eine Straße oder an einen öffentlichen Belustigungsort, wo man nicht solche Tänzerinnen antrifft. Die angesehenern Einwohnern lassen sie in ihre Häuser, ja selbst in ihre Harems (den Aufenthaltsort der Frauen) kommen, wo sie den Frauenzimmern Unterricht in den anzenehmen Künsten geben.

Die Gaukel- und Taschenspieler ziehen auch eine große Menge Volks an sich, sie wissen ihre Streiche und Betrügereien mit so viel Geschicklichkeit zu spielen, als es bey dergleichen Leuten in andern Ländern nicht der Fall ist. Viele haben große Schlangen von der gehaubten Art bey sich, an denen sie ihre Geschicklichkeit versuchen und die sie dem Anscheine nach, nach Belieben betäuben und belebt machen können.

Außerdem giebt es auch noch Gesellschaften von Springern und andern Tausendkünstlern, welche die Geschicklichkeit und Gewandtheit ihrer Füße sehen lassen und beständig einen Hanswurst bey sich haben, der, während sie ihre Kunststücke machen, das Volk bey guter Laune erhalten muß.

Anekdote.

Ein Herr, der in den Kreditbüchern der Juden eines Städtchens in Westphalen häufig verzeichnet stand, zog sich einen jungen Hund auf, den er Urian nannte, und dahin abrichtete, daß derselbe von Niemanden etwas zu fressen annahm, wenn dabey die Worte gesagt wurden: Es ist von einem Juden! Einst aß der Herr v. S . . . . als Gast bey Jemanden im Städtchen und hatte seinen Hund bey sich. Ein wohlhabender Jude, der dem H. v. S . . . etwas zu borgen kurz zuvor abgeschlagen hatte, kam zufällig zu dem Wirth, da derselbe mit seinem Gast noch beym Essen saß. Der stets sehr freundliche Urian bewillkommte den Herrn Joel, als einen alten Bekannten, und der Jude, vielleicht ohne sich dabey etwas zu denken, sagte: Ich habe nichts für dich, mein Hündchen. Herr v. S. ergriff diese Gelegenheit und sagte dem Joel, daß wenn er dem Hunde auch den schönsten Braten geben wolle, dieser doch von ihm nichts annehmen würde. Der Jude schien die Sage zu bezweifeln, und da gerade Braten gegessen wurde, so gab der Wirth demselben ein Stück, um eine Probe zu machen. Joel hielt dem Hunde das Stück vor, und dieser war im Begriff, den

Braten zu nehmen, als der Herr v. S. sagte; Urian, es ist ja von einem Juden! — sofort verließ der Hund den Juden, ohne das Dargebotene anzunehmen, und die Gesellschaft konnte sich des Lachens nicht erwehren. Ruhig sagte Joel: „Urian, Du bist ein dummer Hund, daß Du von einem Juden nichts nehmen willst, Dein Herr ist klüger. — Nun wars eigentlich Zeit zum Lachen.

Die Kreutzträger.

Bey einem Bauern zu Donndorf (eine Stunde von Bayreuth) war, während der französischen Kriegsperiode, ein französischer Grenadier einquartirt, der das Kreutz der Ehrenlegion trug. Nur Kartoffeln und Eyer konnte der, durch den Krieg verarmte, Bauer ihm, nebst einer Kanne dünnen Biers, vorsetzen. — Entrüstet, rief der Grenadier im gebrochenen Deutsch gib Wein und Hühner! ich trage das Kreutz Napoleons! — oder (hier zog er den Säbel!)

Wie lange, fiel ihm der Bauer in die Rede, wie lange trägst du dies kleine Kreutz? — Zwey Jahre! erwiederte der Krieger. — Und ich erwiederte der Bauer, indem er nach seiner Hacke griff, trage schon vier Jahre das große Kreutz deines Napoleons, der mir nur Wasser und Brod, nebst — dieser Hacke ließ, um mich zu vertheidigen!

Diese Gründe beruhigten den Franzosen sogleich.

Wie viel arme Landleute haben wir nicht in Deutschland, welche noch immer Napoleons großes Kreutz — mittelbar oder unmittelbar durch ihn, ihnen aufgehängt, — noch immer tragen und darunter beynahe erliegen? Und warum bestrebt man sich nicht eifriger, dieses französische Institut zu vertilgen? — Oder glaubt ihr etwa, daß die Zahl der Groß-Kreutz-Träger sich seitdem vermindert habe, seitdem wir so viele Klein-Kreutz-Träger auch bey uns herum gehn sehen? Dann irrt ihr sehr; beyde Arten des Kreutzes haben dieß mit einander gemein, daß sie — freilich aus ganz entgegengesetzten Gründen, die eine als Ungnaden-, die andere aber, als Gnaden-Bezeugung — meistens unverdienterweise zu Theil werden; eben darum aber, desto häufiger vorkommen!

Mittel wider die Kornwürmer.

1) Man taucht leinene Tücher in Wasser ringt sie aus, und breitet sie sodann auf die Kornhaufen. In zwei Stunden findet man sich alle Kornwürmer auf dem feuchten Linnen; man nimmt es behutsam weg und steckt es in kochend heißes Wasser wodurch die Würmer getödtet werden.

2) Man steckt Stengel von Bilsenkraut (hiosciamus) in den Kornhaufen, wonach die Würmer nach und nach das Korn verlassen, sich daran sammeln, und man sie tödten kann.

Antwort auf die Frage im 24. Stück des B. F.

Kann eine Mutter so handeln, so verdient sie gleichen Lohn mit Jener, die ihren Sohn von der Ausbildung seiner Talente zurückhält, und ihn zu gemeiner Küchenarbeit gebraucht — allgemeine Verachtung.

Charade.

Das erste ist die Farbe der feurigen Liebe.
Wenn du mein zweytes verbindest mit Land,
So hast du das Schönste Europen's genannt.
Mein Ganzes verstehen nur Gauner und Diebe.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 41.

Sterben — erben.

№ 43.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 24. August. 1817.

Episode aus Emma.

In den anmuthigen Thälern meines väterlichen Landschlosses hatte ich mich vor mehreren Jahren auf der Jagd verirrt, es wurde Nacht, und immer tiefer kam ich in den duftenden Wald; unwissend ob die ferne Dämmerung eines schwebenden Lichtscheins etwas bessres als ein Irrlicht sey, steuerte ich dennoch mit dem todmüden Pferde darauf zu, und gelangte durch Dorn und Dickicht endlich dahin. Vor einem hölzernen Marienbilde, von vielen frischen Kränzen umweht, flackerte eine Lampe, und das hellste Licht ergoß sich auf eine hochschlanke kindliche Gestalt in himmelblauem Kleide, kniend, die schwarzen Locken reich um sich her ergossen. An eine Magdalene hätte ich denken können, denn die Liebliche weinte, aber für eine Büßende war sie zu blühend, und wiederum allzubetrübt für eine Unschuldige. Da rings umher tiefe Stille herrschte und keine Hütte sichtbar war, mußte ich dennoch an Erscheinungen glauben; wie angewurzelt stand ich, den Odem anhaltend, und lauschte, ob sich die Nymphe, Dryas oder Magdalene erheben würde? Es geschah, und nun erst gewahrte sie mich, und mochte nicht minder an eine Erscheinung glauben, denn sie blieb erst unbeweglich, wie ein Marmorbild, bleich und leblos stehen, dann rief sie laut aus: Heilige Mutter Gottes, er ist's! und kam mir entgegen, winkend, ich möchte ihr folgen. Ich stieg vom Pferde, und erg iff die Schwanenhand, die sie mir darbot, mit der Linken mein Roß am Zügel leitend. Ein gewundener Weg führte uns durch den Wald. Seltsamlich war mir das Rauschen ferner Gewässer, das Blitzen der Sterne durch die Waldeswipfel, wobey die Stumme und eilig wandelnde Gestalt der Jungfrau bald hell, bald dunkel vor mir herging. Wir gelangten jetzt an eine freundliche Hütte, die am Abhang des Waldgebirges auf der andern Seite in eine weite Landschaft hinaus sah; unten murmelten und brausten die Räder der Wassermühle zur Hütte gehörig. Wir traten ein. Beym Schimmer einer Alabasterlampe bemerkte ich eine schöne Frau, weiß gekleidet, nicht mehr in der ersten Jugend, bleich und ernst vor sich hinschauend im ländlichen Zimmer. Sie spann an einer himmelblau umwundenen Spindel, Nachtglocken bogen zum

offenen Fenster hinein, und in einem Glase auf dem Tisch stand ein voller Busch der Sinnblüthe. Ich sah die Frau bey meinem Eintreten erzittern und erbleichen. Siehst du, da ist er ja! sagte die Jungfrau. Ja, ganz unverkennbar, rief die Frau aus, welche ich leicht für die Mutter meiner Führerin an der Gleichheit der Züge erkannte. Schon wollte ich sprechen, allein die zwey Frauen geboten mir Schweigen mit ängstlichen feyerlichen Mienen, und lange verbarg meine Führerin ihr Angesicht an der Mutter Brust. Dann besetzten beyde eine kleine Tafel für mich allein, und ich nahm die stumme Einladung an. Während ich aß, wie ein verirrter müder Jüngling von achtzehn Jahren nur essen kann, waren meine anmuthigen Wirthinnen verschwunden, und eine alte Frau kam, mich in mein Zimmer zu führen, welches sie hinter mir abschloß.

Das Kämmerlein lag östlich. Der aufgegangene Mond war meine einzige Leuchte, ich erkannte das blendendweiße frische kleine Bett, die Sauberkeit und Anmuth des ganzen Zellchens, die Heiterkeit der Einrichtung. Nicht minder als drüben blühte hier ein Straus von Sinnblüthe, dessen tiefes Himmelblau meine Blicke an sich zog, so daß ich bald hinter dem Glase ein kleines Bildniß an der Wand entdeckte. Ich nahm es an das Fenster, und erkannte meine eignen Züge in diesem Bilde. Wallendes Haar, ein Spitzenkragen über einem blauen Kleide — es war die Tracht, in welcher meine Mutter mich am liebsten gesehn, doch war das Angesicht, wenn gleich mein Abbild, milder ernster lieblicher, verklärter, als einer Menschen Antlitz zu seyn pflegt. Wunderbar ergriffen, hörte ich betäubt das Rauschen des Wasserfalls. Die Waldesnacht duftete frisch und herrlich, Johanneswürmlein zogen durch die Wipfel, Nachtigallen schlugen tiefathmend. Lange hielt mich Entzücken und Staunen wach, endlich schlief ich ein.

Am Morgen war mein Zimmer geöffnet, das Haus, welches ich sogleich durchsuchte, war leer, ich fand ein köstliches Frühstück in silbernen Schaalen für einen Einsamen bereitet, und ließ mir das Irdische beym Uebersinnlichen gar wohl behagen. Dann ging ich in der Gegend umher und bewunderte die schöne Waldesherrlichkeit. Endlich gelangte ich wieder zum Marienbilde. Ich fand es ganz blau umblüht, wie eingetaucht in Vergißmeinnicht. Bald kam auch an der Mutter Hand das liebliche Räthsel in Jungfraungestalt. Verweint und überwacht schauten mich die holden Blicke an. Beyde Damen grüßten mich freundlich und fragten mich, wie ich die Nacht zugebracht, und ob ich mich erholt habe? Nach diesem verlangte die Mutter zu wissen, wer ihr Gast sey? Als ich das väterliche Schloß nannte, seufzte sie tief, und die Tochter konnte die strömenden Thränen nicht bergen. Sey ruhig, Emma, sprach die Mutter. Die Mutter bat mich jetzt feierlich sie zu verlassen, und ohne ihre Einwilligung nicht wieder zu kommen, auch nicht zu forschen, bey wem ich gewesen? Ich war zu überrascht und hingenommen, um nicht alles zu versprechen. Doch nicht ohne Schmerzen leistete ich den Schwur, den die Mutter von mir heischte; Emma weinte unaufhaltsam, doch die Mutter zeigte nach dem Himmel. Ich selbst weinte auf Emmas zarte Hände, und ging dann mit betrübtem Herzen.

Der Jubel meiner Eltern, bey meiner Wiederkehr, und die Zerstreuungen der Welt schwächten den Eindruck dieser Begebenheit; sie kam mir zuletzt nur wie ein Traum vor. Nach einem Jahre, an eben dem Tag — es war, wie mich dünkt am St. Johannisfest — kam ein feiner Müllergesell, der nach dem jungen Grafen

fen fragte. Ich erschien, er lud mich ein, mit ihm nach der Mühle zu reiten, er war schweigsam und traurig, mich aber durchzuckte die ganze Wonne der Erinnerung. Ich folgte rasch, und ließ zu Hause die Weisung zurück, daß ich erst andern Tags wiederkommen würde. Mit klopfendem Herzen gelangte ich an die wohlbekannte Stelle, an dem Marienbilde vorüber reitend sah ich eine junge Thränenweide daran empor gesproßt. Kränze von weißen Rosen und Cypressenzweigen flatterten daran. In das Kämmerchen wurde ich geführt, wo ich übernachtet hatte. Hier lag, schon im Todeskampf, Emma. Sie reichte mir still die weiße kalte Hand und sah gen Himmel. Weinend kam die Mutter mir entgegen. Ueberwältigt, entsetzt sank ich vor Emma nieder, und lange noch konnte ich meine Besinnung nicht wiederfinden. Als ich mich gesammelt hatte, nahm Emmas Mutter meine Hand, führte mich zu einem Sitz, und sagte zu mir:

Ein wunderbares Verhängniß hat über mir gewaltet. Mein Loos ist nicht erhaben, aber anständig. Früh verlor ich meinen Vater. In einer schweren Krankheit hatte meine Mutter das Gelübde gethan, mich zur Braut Christi zu weihen, wenn sie genesen würde. Schon in Begriff, in wenig Monden den Schleier zu nehmen, änderte ein Augenblick meine Entschließung und die Gewalt meiner Leidenschaft bewog auch meine Mutter, den Papst um Lösung meines Gelübdes anzuflehen, und mich mit einem Jüngling zu vermählen, der geschworen hatte, nicht länger zu leben, wenn ich nicht die Seinige würde. Unser geistlicher Vater und Freund, mild und fromm wie einer der ersten Christen, hatte sich den leidenschaftlichen Trieben dieser ganzen Begebenheit nicht widersetzt, doch sagte er wehmüthig: „Es könne aus dem Meineid kein Glück hervorgehen“ und nur mit Thränen segnete er unsern Bund.

Eine tiefe Schwermuth hatte sich meiner Mutter bemächtigt, sie schwand dahin wie ein Schatten, und löste sich, still, wie ein welkes Blumenblatt, vom Leben. Ich fand sie eines Morgens todt, mit gefalteten Händen, ihre Augen waren noch offen, ein Volksglaube sagt, daß alsdann bald Jemand aus der Familie nachsterbe. Ich drückte die sanften Augen zu, die noch der Tod nicht verdunkelt hatte, und bangte nach dem letzten Segen, den ich nicht empfangen. Meine Seele war gebeugt, meine Gesundheit schwankte, ich verfiel in ein dumpfes Hinbrüten, in einen betäubten Zustand, aus welchem mich selbst meines Mannes Liebe nicht zu retten vermochte. Meine Niederkunft war nicht mehr weit. Je näher diesem Zeitpunkt, je trostloser und bedenklicher wurde mein Zustand; war es Gewissensvorwurf, wars Ahnung, die mich so bewegte? Ehe noch der gefürchtete Zeitpunkt kam, war mein Gemahl spurlos verschwunden.

Von Schmerz zerrüttet, und mit dem Tode ringend, genaß ich zweyer Töchter, die ich Angelika und Emma nannte, und in Gedanken zu Bräuten des Himmels einweihte. Beyde, geboren und erzogen in Einsamkeit und Weh, mußten sich zu Gott wenden, wie Blumen, von dumpfen Mauern umringt, welche nie ein Lichtstrahl durchdrungen, dennoch das Angesicht nach der Sonnenseite richten. Angelika war ganz das Abbild ihres Namens, doch ein früher Tod entriß sie mir. Im Sterben ermahnte sie ihre Schwester Emma, sich nie der Welt zu ergeben, sondern das Gelübde zu erfüllen, und weinend verhieß es ihr diese. Emmas junges Herz schloß sich mit Innigkeit an die ruhige Einsamkeit, an die Vorstellungen des Uebersinnlichen, Heiligen. Sie mahlte alle Legenden, welche sie las, und

eine Menge Marienbilder, und schmückte damit ihr Gemach, welches sie ganz zur Kapelle umschuf, wo sie selbst des Altars immer frische Blumenstauden pflegte.

Eines Tags rief uns der Tod einer Anverwandtin in ein Kloster, das einige Meilen von unsern Wohnort liegt. In der Kirche fanden wir ein altes Gemählde auf goldnem Grunde, die Opferung Isaaks vorstellend. Rührend und süß war des Kindes Ergebung, der Patriarch schaute zu Gott, das Messer in den Händen, eine freundliche Landschaft erhob sich ringsum. Vor allem aber war jede Lieblichkeit auf den sanften Engel ausgegossen, der die Hand nach Abraham ausstreckend, wie abwehrend den Todesstreich, vordeutend das Lamm zeigt. Symbolisch war die Selbstopferung des Erlösers mit jener Darstellung verwebt. Wie nun das Engelsbild auf dem maylich blühenden Grund von Sinnblüthin und Primeln hervorleuchtete, würde ein jeder, der sie, Graf Guy, gesehn, eine große Aehnlichkeit mit Ihnen erkannt haben. Emma war nicht von dem Bilde zu trennen, und auf ihr unablässiges Bitten wurde es ihr zum Kopiren mit gegeben. Tage lang nur mit dem geliebten Bilde beschäftigt, wandte Emma doch vornehmlich ihren Fleiß auf die Vollendung des schönen Engels, der aus ihrer Hand Ihnen noch viel ähnlicher als jenes Urbild hervorging. Bey Vollmondschein vollendete Emma diese liebliche Arbeit, und warf sich dann ermüdet auf ein Ruhebett hin, ohne sich auszukleiden. Sie kam am Morgen darauf nicht zu mir, und ich ging sie aufzusuchen. Ich fand sie in Thränen zergehend. Sie sank zu meinen Füßen nieder und beschwor mich, sie nicht zu zwingen, in ein Kloster zu gehen. Nicht ferner könne sie dem Heiland ein von irdischer Sehnsucht und Liebe entweihtes Herz darbringen, denn sie wisse, daß das Engelsbild lebe, und wo sie ihn finden werde, und dieß mit unaussprechlichem Entzücken von ihr erkannte Bildniß sey die deutliche Erscheinung ihrer Ahnungen, ihrer Kindheitsträume, wo sich das liebliche Bild immer zu ihr gesellt, und mit ihr sich gen Himmel geschwungen. In dieser Nacht habe sie Gewißheit empfangen, daß sein Urbild auf Erden sey; Herz und Seele gehörten diesem, und nicht dem Himmel: so könne sie auch des Himmels nicht seyn.

Lange bekämpfte der Geistliche, vereint mit mir, Emmas Entschluß, nur dem Bilde ihrer Sehnsucht zu leben. Der Geistliche, den sein höheres Alter und Kränklichkeit schroffer und strenger machten, als er es zu der Zeit meiner Verbindung gewesen, marterte mein armes Kind mit den grausamsten Vorstellungen ewiger Pein. In sich selbst verschloß Emma ihre Qualen, doch als sie das Uebermaaß nicht mehr zu tragen vermochte, so erwachte in ihrer Seele ein gewaltsamer Entschluß. Sie war eines Morgens verschwunden. Eine helle Eingebung mütterlicher Liebe bewog mich, nicht durch Bekanntmachung dieser Flucht mein einziges Kind dem Urtheil der Welt Preis zu geben, und nach einem heißen Gebet zu Gott und der Jungfrau, nahm ich alles, was ich von Geld und Kostbarkeiten besaß, und reiste im Stillen fort, den Himmel anflehend mich auf die rechte Spur zu leiten. Nicht lange schweifte ich fruchtlos suchend umher. Die Anmuth dieser Waldung bewog mich an einen schönen Frühlingsmorgen aus dem Wagen zu steigen, und die Gänge aufzusuchen, die ich bey Landfahrten so oft mit meinem Gemahl und dann mit Emma durchwandelt. Weinend, das grüne duftreiche Irrgewinde der Waldeshöhe durcheilend, fand ich mein armes Kind an jener Stelle vor dem hölzernen Marienbilde.

(Der Schluß folgt.)

Ueber Sparsamkeit.

Die Sparsamkeit ist eine mehr heilsame als glänzende Tugend. Es finden sich eben keine große oder erhabene Gesinnungen bey dem, der sie ausübt; das einzige Verdienst dabey ist, einen einfachen und vernünftigen Plan zu befolgen.

Der Geizige erklärt diese Tugend als die Kunst, so wenig als möglich zu verthun. Dem Weisen und Klugen ist sie die Kunst, seine Ausgaben so vortheilhaft als möglich einzutheilen und anzuwenden.

Eine wohlverstandene Sparsamkeit wird nie als Eitelkeit, wohl aber dem Wohlstande Opfer bringen. Die Eitelkeit strebt danach, es den höhern Ständen gleich zu thun; der Wohlstand hingegen erhält uns in den Schranken unsers Standes, ohne daß wir höher zu steigen wünschen, noch uns zu tief erniedrigen.

Wer sparsam seyn will, und es nicht recht anzufangen weiß, der verschwendet eben so gut, als wer es gar nicht ist. Man geräth mit seinen Vermögens-Umständen vornehmlich dann in Unordnung, wenn man sie nicht genug in der Gewalt hat, um eiteln Wünschen und Thorheiten zu widerstehen. Unsere thörichten Wünsche sind immer weniger beschränkt, als die Mittel sie zu befriedigen. Man muß daher zu wählen, seinen Geschmack vernünftig zu leiten, Eins dem andern nachzusetzen wissen, und oft die angenehmsten Genüsse vor der Hand aufgeben, oder sich ganz versagen können, so sehr sie auch unsern Neigungen schmeicheln. Wer sich nichts versagen kann, wird nie gehörige Ordnung halten; und man kann hinzusetzen, er wird nie des Lebens recht genießen. Bey Ausgaben jeder Art muß man zuerst auf das Nothwendige und dann erst auf das Ueberflüssige und Entbehrliche denken. Wäre es nicht lächerlich, wenn Jemand Gemälde, Juwelen und andere Kostbarkeiten kaufte, und Haus und Hof in äußersten Verfall gerathen ließe? Beklagenswerth sind die Leute, die aus Eitelkeit oder Wohlstands halber sich verpflichtet glaubten, ihre Wohnung besser einzurichten und auszuschmücken, als ihre Umstände es erlauben. Sie müssen ihren Aufwand schon in dem nämlichen Augenblicke bereuen, da sie ihn machen; sie können den Genuß nicht theilen, den sie andern verschaffen, und fühlen mitten in ihrem Gepränge blos die geheimen Aufopferungen, wozu sie dadurch genöthigt werden.

Wie viel glücklicher ist dagegen jener gute Hausvater, der bey einer ganz einfachen und anspruchlosen Lebensart das von seinen Voreltern ererbte Vermögen zu erhalten versteht; in dessen Hause überall Einfachheit, Ordnung und Wohlhabenheit sichtbar sind, dessen Bediente gut gekleidet sind, dessen Kinder sauber und rechtlich einhergehen, der in seinem Hausrathe die Reinlichkeit der Pracht, die Bequemlichkeit der Mode vorzieht, und der mit altmodischem Tafelgeschirr seine Freunde besser, schmackhafter und gesunder bewirthet, als Mancher, der gern groß thut, seine Gäste mit den ausgesuchtesten und theuersten Leckereien.

Wer sein ganzes Einkommen wieder aufgehn läßt, zerrüttet seine Glückesumstände. Er hat nichts auf unvorhergesehende Fälle aufgespart; und das beständige Steigen der Lebensmittel, welches die beständige Vermehrung des Geldes verursacht, ist Schuld daran, daß man bey dem nämlichen Einkommen von Jahr zu Jahr ärmer wird. Wer hingegen weniger ausgibt als einnimmt, der setzt sich in den Stand, freigebig zu seyn, und in seinem Hauswesen erspart er sich eine Unruhe und Verlegenheit, die jedem gutdenkenden Manne äußerst lästig werden muß.

Die Sparsamkeit, welche nichts weiter als Vernunft und Klugheit zu erfordern scheint, kann doch eben so sehr die Tugend edler Seelen heißen, als der Geiz das Laster kleiner Seelen ist. Sparsamkeit vermindert unsere Bedürfnisse, lehrt uns Mäßigung, und macht uns noch unabhängiger von Andern, als der Reichthum selbst. Habsüchtige und in ihrem Vermögen zerrüttete Leute sind fähig, alles zu thun und zu leiden, und sowohl in öffentlichen als Privat-Angelegenheiten wider ihr Gewissen zu handeln. Unter Leuten dieser Art findet man Spieler, ränkevolle, niederträchtige und kriechende Schmeichler. Weise Sparsamkeit kann uns im reifen Alter Unabhängigkeit und Ruhe verschaffen; zwey unschätzbare Güter, für die Rang und Ehre den wahren Weisen nie schadlos halten können.

Karl von Dalberg.

Vor mehrern Jahren reisete dieser Fürst, während eines sehr heißen Sommers, nach Paris, und war schon in die Gegend von Tirlemont gekommen. Die Gefährten in seinem Wagen, von der Hitze ermüdet, schliefen ein; nur Dalbberg wachte. Plötzlich rief er dem Postillon zu: Halt! halt! Dieser Ausruf erweckte auch die übrigen; und da sie Gefahr ahneten, öffneten sie schnell den Wagen, um den Fürsten zu retten. D. stieg auch gleich aus, verschwand aber hinter dem Wagen, und nun erst sahen sie, daß er sich bey einem im Chausseegraben leblos daliegenden Landmanne befand, den er während des Fahrens bemerkt hatte, und welchen er ins Leben zurück zu bringen suchte. Es mußten sofort einige Essenzen, die D. auf Reisen bey sich zu führen pflegte, herbey gebracht werden. Der Fürst nahm den Mann auf seinen Schoos, gab ihm einige Tropfen ein, rieb seinen Körper, und bald kehrte das Bewußtseyn des Landmannes zurück. Er erzählte jetzt, daß er aus der Gegend von Brüssel gebürtig sey, und seinen Sohn, der damals zu Mainz in Besatzung lag, besucht habe; allein auf seiner Heimreise habe er wegen Mangels an Gelde schon drey Tage lang nichts als Brod gegessen und in abgelegenen Scheunen geschlafen. Der Fürst ließ ihm nun etwas Wein reichen, ging in den Wagen zurück und holte selbst so viele große Thaler, als er mit beyden Händen fassen konnte. Freundlich legte er diese in den Hut des Mannes, munterte ihn auf, seine Reise gemächlich fortzusetzten, und sich auf derselben recht zu pflegen und zu erquicken. Erst als er sah, daß der Kranke wieder gehen konnte, stieg D. in den Wagen und verschwand dem Auge des staunenden und überraschten Landmannes.

Hr. Krämer erzählt, er habe mehrmals Gelegenheit gehabt, mit dem Fürsten Dalberg über seine politischen Verhältnisse zu sprechen, und er habe, als es das letzte Mal im September v. J. geschah, mit einer seltenen Ruhe und Unbefangenheit Folgendes erwiedert: „Ich habe bey allen meinen politischen Schritten stets das Beste Deutschlands, dieses Landes der Treue und Redlichkeit, beabsichtigt; die Welt urtheilt oft freilich hart, und nach dem Scheine, weil sie die Veranlassungen, die Macht der Umstände nicht kennt; doch das muß einen, des Guten sich bewußten, Mann nicht mißstimmen. Ich habe vielleicht öfters in meinen Ansichten geirrt, aber ich bin Mensch, und theile als solcher menschliche Fehler und Schwächen. Wer kann von sich behaupten, daß er in seinen Entschlüssen nie fehl gegriffen habe; und — wen hat Napoleon nicht getäuscht? — Mir galt als Fürst stets das Wohl der Völker, und nicht meine eigene Person. Doch vielleicht schreibe ich, wenn ich am Leben bleibe, noch Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder, will man lieber, meine Verirrungen nieder; diese

mögen dann vieles aufklären, was jetzt noch unbekannt ist. An der Welt und ihrem vergänglichen Glanze habe ich nie gehangen; ich habe die Bestimmung des Lebens stets in etwas Höherem und Edlerem zu suchen gewußt. Viel Gutes ist durch mich für Deutschland geschehen, was mir nachher mit Undank vergolten wurde. Gottes Wille!" Leider scheint Er keine solche Denkwürdigkeiten hinterlassen zu haben.

Die Theatergesellschaft im Schafstalle.

Die Stadt P. hatte erst kürzlich das Vergnügen, folgendes lustige Geschichtchen zu belachen. Der größte Theil der dortigen Theatertruppe wollte, unter Anführung mehrerer Gönner, junger Herren, die schöne Jahreszeit durch eine Landpartie genießen. Der Vorsatz wurde auch wirklich ausgeführt, und man fuhr gemeinschaftlich nach einem nahe an der Stadt gelegenen Belustigungsort. Schnell war unter Essen und Trinken die Zeit verflossen; da erinnerte man sich erst, doch auch etwas von der schönen Gegend zu genießen. Ein Spazziergang durch die schönen Gefilde der Umgegend wurde nun angetreten. Scherzend verfolgte die lustige Gesellschaft den durch üppige Fruchtfelder führenden Pfad; doch statt diese reichliche, so sehr erseufzte Gabe Gottes zu bewundern, fingen sie an, darin eine Treibjagd im Kleinen vorzustellen. Die Rollen wurden ausgetheilt. Die Helden und ersten Liebhaber des Theaters figurirten als Hasen, Bären, brüllende Löwen, Tiger und Hirsche; der weibliche Theil als flüchtige scherzende Rehe, Hirschkälber und Eichhörnchen. Die Rolle der Jäger und Treiber hatten die jungen Herren übernommen. Der Verwalter des Gutes bemerkte sehr bald diesen Unfug und untersagte ihnen solchen auf eine höfliche Art. Doch kaum war er wieder entfernt, als die Jagd von Neuem begann, und zwar mit verdoppeltem Eifer. Der Verwalter kam zum zweyten Mal, und erklärte ihnen ohne allen Rückhalt, daß er solchen großen Uebermuth in seinen Feldern nicht dulden, und wenn sie sich nicht sogleich daraus entfernen würden, er Gewalt brauchen müsse. Ein Herr, der sich gekränkt glaubte, konnte nicht umhin, dem Verwalter durch einige derbe Stockschläge zu antworten. Der Geschlagene eilte nun schnell von hinnen, aber blos nur, um im nahen Dorfe die Sturmglocke zu ziehen. In kurzer Zeit war die ganze Gesellschaft durch die aufgebrachten Bauern umringt und eingefangen; nur einer leichtfüßigen Schöne gelang es, zu entfliehen, um die grausame Niederlage der Theatertruppe der Direktion anzuzeigen. Man hatte nun die armen Gefangenen in das Schloß geführt, wo der strenge Verwalter, ohne alle Rücksicht, dieselben amtlich verhören ließ. Nach geschlossenen Akten wurden sie, aus Mangel eines andern Orts, bis auf weitern Befehl, in einen — man staune! — in einen stinkenden Schafstall fest eingeschlossen. Man denke sich das Heulen und Zähneklappern der geängstigten Damen, das Fluchen und Lärmen der jungen Herren! Indeß war die Schreckensbotschaft durch oben Erwähnte bey der Direktion angelangt. Man kann sich vorstellen, in welche Verlegenheit dieselbe gerieth, da in einigen Stunden ein großes, noch nie gesehenes Stück gegeben werden sollte, und die Helden, Liebhaber und Liebhaberinnen desselben in schmählicher Haft im entlegenen Schafstalle lagen. Man eilte sogleich zu der Polizeydirektion, und erwirkte dort einen Entlassungsbefehl für die unglücklichen Gefangenen. Schnell wird nun dieser an Ort und Stelle gebracht, doch er kam zu spät. Schon hatten sich die jungen Herrn mit dem Verwalter verglichen, und sich, samt

ihrer Begleitung, durch eine bedeutende Summe Geldes von der Gefangenschaft losgekauft.

Der Kirchensammler.

In England gibt es viele Methodisten, die eine von den übrigen christlichen Kirchen abgesonderte Gemeinde bilden. Sie erhielten die Erlaubniß, sich bey Bellbar eine Kirche zu bauen, und als diese fertig war, sammelten sich den Tag darauf die andächtigen Brüder vor derselben, und warteten, bis sie geöffnet wurde, um das erste Mal darin ihren Gottesdienst zu halten. Indessen ritt ein Mann vorbey, der sich durch sein äußerliches Ansehen vortheilhaft auszeichnete. Weil er so viel Leute vor einer Thüre wartend antraf, so erkundigte er sich nach der Ursache, und als er hörte, daß heute die neue Kirche von einem Geistlichen aus London eingeweiht und eine milde Sammlung gemacht werden sollte, so blieb er, bis der Gottesdienst anfing. Darauf stieg er ab, ging hinein, betete eine Weile mit, zog hierauf eine Guinee aus der Tasche, warf sie in seinen Hut, und ging damit bey allen Anwesenden sammelnd herum, die, durch sein Beyspiel angefeuert, zur Erhaltung der neuen Kirche reichlich einlegten. Zwar schien dieß Verfahren von einem Fremden ziemlich auffallend, der Gemeinde aber gefiel es nicht übel, entweder weil sie glaubte, der Herr sey Willens, zu ihrer Kirche über zu treten, oder weil bey kirchlichen Zusammenkünften das Herumsammeln unter dem Gottesdienst nichts ungewöhnliches ist. Allein wie groß war das Befremden der ganzen Gemeinde, als sich der Proselyt am Ende, statt zur Sakristey, plötzlich zur Kirchenthür wandte! Viele riefen ihm zu, er sollte das gesammelte Geld abgeben; aber er antwortete: Willig habt ihr gegeben, willig hab' ich empfangen. Und im Augenblick saß er wieder auf seinem guten Renner und — verschwand.

Anekdote.

In dem Thiergarten zu Brüssel befand sich ein Löwe, Dunco genannt, dessen Behälter einer Ausbesserung bedurfte. Der Aufseher ließ deßhalb einen Zimmermann kommen, der aber bey Erblickung des Löwen vor Schrecken zurück bebte. Der Aufseher trat hierauf in den Behälter, und führte das Thier in die obere Abtheilung, während man die andere ausbesserte. Als der Aufseher hier einige Zeit verweilte und mit dem Löwen gespielt hatte, schlief er endlich ermüdet ein. Der Zimmermann, der sich nichts anders versah, als daß jener den Löwen hüte, arbeitete emsig fort. Sobald er fertig war, rief er William, den Aufseher, um ihm die Arbeit zu zeigen; aber William antwortete nicht. Dieß machte ihn besorgt, und er entschloß sich, in den obern Behälter zu steigen; da erblickt er Aufseher und Löwe ruhig neben einander schlafen. Der Zimmerman ruft wiederholt; der Löwe schrickt aus dem Schlafe auf, grinzt den erschrockenen Zimmermann an, legt die Tatze auf des Aufsehers Herz, und schläft wieder ein. Nun weiß der Zimmermann kein Mittel weiter, den William aufzuwecken, entflieht aus dem Behälter und erzählt was er gesehen. Einige Diener des Schlosses eilen herbey, öffnen die vom Arbeitsmanne im Schrecken verschlossene Thür und wecken den Hüter. William öffnet endlich die Augen, ist aber keinesweges über seine Lage erschrocken. Er ergreift des Löwen Tatze, drückt sie mit freundlicher Geberde, und friedlich folgt ihm der Löwe in den Behälter zurück.

Auflösung der Charade in Nro. 42:

Rothwelsch.

№ 44.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 28. August. 1817.

Die Verschwörung von 1815 in Frankreich.

Es herrschen in Europa zwey verschiedene Meinungen über Napoleons Rückkehr und Landung. Ein Theil ist geneigt, das Ganze als eine Begebenheit zu betrachten, die ganz unvorhergesehen und zufällig sich ereignete, aller weitern Verzweigungen ermangelnd. Die entgegengesetzte Parthey hingegen zieht es gar nicht in Zweifel, daß alles zu diesem Ereigniß vorbereitet und planmäßig und geschickt von Verschwornen überlegt und herbeygeführt gewesen. Diese andere behaupteie vielleicht zu viel. Das Urtheil blieb daher unbestimmt.

Diejenigen, welche die erstere Meinung in Schutz nahmen, führten zu ihrem Beweis den Mangel an materiellen Gründen für die Existenz einer statt gehabten Verschwörung an, der sich aus den Untersuchungs-Akten von Labedoyere, Ney und Lavallette ergeben. Die Royalisten gaben daher Personen, welche an der Spitze des Staats und am Ruder der Regierung sich befanden, Schuld, selber in der Verschwörung verwickelt gewesen zu seyn, und bey dem unglücklichen Ausgange der Schlacht von Waterloo alle darauf sich beziehende Papiere vernichtet zu haben. In der That waren auch nicht alle Spuren und Merkmale einer wirklich vorhanden gewesenen Verschwörung völlig vertilgt worden. Authentische Aktenstücke kamen sogar, als die Urtheile über die Generale Lefebre-Desnouettes Savary, Clausel und Rigaud gefällt wurden, zum Vorschein, welche aus Unvorsichtigkeit in den Händen verschiedener Personen zurück geblieben waren. Ein dem Könige ergebener Minister, Clarke (Herzog von Feltre), wußte die Sache außer Zweifel zu setzen. Es ist nur zu gewiß, daß Generale unter der Leitung verschlagener Verschwornen die Truppen verführten, um den Thron des Usurpators wieder aufzurichten. Die Großen wagten es freilich selber nicht, den Abfall öffentlich auszusprechen; aber sie wußten leicht Gehülfen und Werzeuge in der Armee aufzusuchen und überließen dann den Soldaten die Ausführung. Solchergestalt ist auch bey den in der Kunst der Verschwörung noch geschickteren Zivil-

beamten die Theilnahme an der Verschwörung unsicher, unbestimmt und dunkel geblieben.

Allgemeine Betrachtungen nöthigen indessen zuzugestehen, daß der 20. März nicht blos Napoleons Anhängern, sondern zugleich der unklugen europäischen Politik, den Anlagen zum Aufruhr bey einem Theile der Nation, der Verblendung des Ministeriums, so wie der Muthlosigkeit und Uneinigkeit der Königlichgesinnten zuzuschreiben sey. Man würde eben so unrecht thun alles erfolgte Unglück auf Rechnung der ganzen Armee, als der ganzen Nation zu setzen. Wie viel Menschen waren nicht durch falsche Verblendungen zu Verirrungen verleitet, durch treulose Einflüsterungen gewonnen, durch grundlose Schrecken beherrscht! Nein, die Geschichte wird die Verführten mit denen nicht verwechseln, welche nach einem zuvor wohl überdachten Plane zu Werke gingen, und eben so wenig diejenigen welche aus Irrthum fehlten, mit den eigentlichen Urhebern des Verbrechens auf gleiche Linie stellen. Geht man zu den moralischen Ursachen von so viel Ausschweifungen und Unordnungen zurück, so wird man sie in der leider so allgemein verbreiteten Gleichgültigkeit für das Gute und Böse entdecken, in der Ungewißheit dessen, was recht und unrecht ist, welche die Meinung unaufhörlich zur Verwirrung verleitete, in der unseligen Ungewißheit, worin man über das, was legitim, und über das, was nicht dafür gelten kann, geschwebt. Daher die Vergessenheit der Grundsätze der Geselligkeit und der Grundlehren, auf welchen die Sicherheit der Reiche beruhet, daher der abscheuliche Satz, daß die Politik keine Verbrecher kenne, und der Erfolg alles rechtfertige. Diese vorausgeschickten Betrachtungen verbreiten vielleicht einigen Schimmer über einen eben so geheimnißvollen als schrecklichen Gegenstand. Um jedoch den eigentlichen Ursprung auszumitteln, und die Spuren mitten unter den Unordnungen zu verfolgen, muß man zu den Quellen der Revolutionen selbst zurück gehen.

Die glücklichen Tage der Wiederherstellung der alten Königsherrschaft waren nur zu schnell vorübergehend. Sehr bald zeigte sich die Zukunft dunkel und ungewiß. Die Ruhe des Geistes und der Seele verschwand; eine moralische Krankheit ängstigte die Gemüther. Die Königlichgesinnten schwächten sich durch Partheyungen. Ein Theil derselben wollte den König von allen Banden der Revolution befreien, und indem sie sich solchergestalt reinigen wollten, isolirten sie sich und verloren ihre Energie. Ein anderer zahlreicherer Theil hielt auf Aufrechthaltung einer gemischten Regierung, und zur Erhaltung des Ansehns verstrickten sie den König in einen Kreis von Attributionen. Ungeduldiger und kühner waren die Revolutionsmänner, schon bey dem blossen Namen der Bursons, deren Rechte sie nicht anerkennen wollten, vor Wuth außer sich. Aus diesem Grunde machten sie mit Napoleons Anhängern gemeinschaftliche Sache, welche letztere nur kurze Zeit außer Fassung gebracht worden waren, sich aber schnell von neuem vereinigt hatten. So kamen Annäherungen zu Stande, welche die Verkehrtheit des menschlichen Herzens allein zu erklären vermag. Man sah den Republikaner dem Anhänger des militärischen Despotismus die Hand bieten. Der Sturz des gesetzmäßigen Throns, welcher der gemeinschaftliche Feind geworden, war bey beyden das zu erstrebende Ziel. Menschen in tiefen Schulden, von verlorner Ehre, mit Schandthaten bedeckt, traten einer Parthey bey, welche den einen Macht und Reichthum, den andern die Hoffnung darbot, den befleckten Ruf in der öffentlichen Meinung auszutilgen. Man setzte hauptsächlich sein Vertrauen auf die Armee, in der Ueberzeugung, daß

sie ungern einen friedfertigen Fürsten auf dem Thron erblicke. Nichts wurde verabsäumt sie zu reizen. Die Wiederherstellung des militärischen Hauses des Königs wurde ihr in einem ihren Stolz beleidigenden Lichte dargestellt. Rücksichten, welche sowohl mit der Majestät des Throns in Uebereinstimmung sich befanden, als die Belohnung alter Diener und Begünstigung einiger Offiziere von der Linie empfohlen, hatten den König zu dieser Anordnung vermocht.

Die Armeen, welche ihre Schöpfung Napoleon verdankten, konnten in ihm ihr Haupt noch immer nicht vergessen. Die meisten Generale waren theils wegen ihres Alters, theils rücksichtlich ihrer Dienstzeit, ohne Erinnerung an das alte Königthum. Die Dotationen, worauf ihr Vermögen und Ansehen gegründet waren, hatten sie zu natürlichen Stützen der kaiserlichen Herrschaft gemacht. Alles war bey ihnen geschickt, einen Beweggrund zu Hoffnungen abzugeben, das Verlorne wieder zu erhalten. So viel junge Militärs, an die Befehle eines allezeit kampfgerüsteten Herschers gewöhnt, voll Aussichten zu den glänzendsten Beförderungen, durch Glücksgüter und Ordensdekorationen belohnt, konnten einen friedfertigen König ihren Wünschen nicht entsprechend finden. Die Möglichkeit von Napoleons Wiederkehr, welche früherhin als Schimäre gegolten, wurde bald bey ihnen zu einer Lieblings-Idee. Eines Tages, als einige solcher Ruhmbezierigen Napoleon tadelten, daß er zu einer kleinmüthigen Abdankung sich verstanden, rief ein junger Oberst aus: „Ein Glück, daß er uns noch Hoffnung übrig gelassen.“

Im Ganzen war die Nation zur Ruhe geneigt; aber in den Gemüthern herrschte eine rastellose Bewegung, die jede Parthey zu ihrem Vortheil zu kehren suchte. In ihren Interessen getheilt, und dennoch in der Tendenz ihrer Bestrebungen einig, näherten sich die Partheyen dem Throne, um dessen Grundlagen zu erschüttern; jede derselben hatte ihre Apostel, Schriftsteller, geheime Gesellschaften und Oberhäupter. Die dem äußern Anscheine nach am wenigsten furchtbare, nämlich die der Bonapartisten, gewann allen andern den Vorsprung ab, weil sie ganz und gar gleichsam organisirt, und zuerst im Stande war, thätig aufzutreten. Konnte man glauben, daß Menschen, die noch vor kurzem vom Glück begünstigt gewesen, und plötzlich in den Sturz ihres Herrn mit hinein gezogen worden waren; Menschen die kein anderes Mittel sahen ihren Kredit und Reichthum wieder herzustellen, als in der Zurückführung Napoleons, ruhige Zuschauer einer Ordnung der Dinge bliben, welche sie nicht nur von aller Macht und allem Einfluß ausschloß, sondern zugleich in einem fortdauernden Zustande von Unbedeutenheit und Geringschätzung erhielt, indem sie sich doch von dem Vorwurf nicht reinigen konnten, an der Bonapartischen Herrschaft thätig Theil genommen zu haben, was Ultraroyalisten als ein schweres und nimmer auszutilgendes Verbrechen galt. Nicht minder war der Argwohn begründet, der vorige Herrscher, gleich geschickt und gewandt, Intriguen anzuspinnen, als Siege zu erfechten, werde in seinen Anhängern eine Stütze suchen, um in Einverständniß mit ihnen den Plan zu einem Versuch zu entwerfen, sich der Krone wieder zu bemächtigen.

Napoleon, der zehn Jahre lang alle Könige zittern gemacht hatte, sah sich noch immer als Souverän und Kaiser begrüßt. Er hatte seinen Einzug in Porto-Ferrajo an dem nämlichen Tage gehalten, woran Ludwig XVIII. in Paris eingezogen war, und der kühnste, unternehmendste und furchtbarste der Menschen befand sich nur zehn Meilen von der Küste Toskanas, dreyhun-

dert Lieues von der Stadt entfernt, welche er die Hauptstadt der Welt genannt hatte. Alle Mittel von List und Verschlagenheit, welche ihm sein Genie darbot, wurden von ihm angewandt, Unruhen in Italien zu nähren, den Eifer seiner Anhänger in Frankreich zu beleben, um das schreckliche Erwachen seines Ehrgeizes vorzubereiten. Mit einem Schleier des Geheimnisses wußte er sich zu umgeben; das Ansehn verstand er sich zu geben, als widme er sich ganz und gar der Verwaltung seiner Insel, und den Verbesserungen ihres Zustandes. Den Diokletian spielend, versprach er nach Sylla's Beyspiel die Memoiren seiner kriegerischen Laufbahn zu schreiben. Der Mann dessen Herz eisenfest und eisern, dessen Stolz unbiegsam gewesen immerdar, legte dem Marschall seines Pallastes die Worte in den Mund: er tröste sich über den Verlust eines Kaiserreichs, indem er sich dem Gedanken hingebe, über einfache und treue Herzen zu herrschen. Ausgezeichneten Fremden gestattete er den Zutritt zu seiner Person, und sie verließen die Insel Elba mit Bewunderung erfüllt gegen den großen Mann im Unglück. Denn allen, welche sich ihm näherten, suchte er die Ueberzeugung einzuflößen, das widrige Geschick habe seine Seele keinesweges gebeugt. Unter diesem trügerischen Schleier dachte er auf nichts, als auf eine neue Umwälzung von Europa.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Salangane oder Schwalbe mit eßbarem Neste.

Dieser Vogel ist kaum fünftehalb Zoll lang, den Schwanz mit inbegriffen, und zehn solcher Vögel wiegen nur 2½ Unze. Der Kopf ist platt und die Schnabelöffnung, wie bey unserm Ziegenmelker (Nachtschwalbe), sehr weit gerissen. Auf dem Rücken hat diese Schwalbe eine schwärzliche, graue, ins grünliche spielende, unter dem Bauche hingegen eine Mause-Farbe. Wahrscheinlich gibt es wenigstens zwey verschiedene Salanganen, denn Linné gibt den Schwungfedern weiße Flecke. Die Augen sind groß und schwarz; die Zunge nicht gabelförmig, sondern wie ein Pfeil gespitzt; die Schenkel gänzlich befiedert und mit sehr langen Klauen versehen; die Füße aber mit einer schwarzen, glänzenden, harten Haut überzogen.

Man findet sie sowohl auf den drey großen Sund-Inseln, als auch an der Küste des südlichsten China, Cochinchina, Siam, Malacca; indeß kommt der wichtigste Handelsgewinn von diesen kleinen Vögeln aus den Sund-Inseln, daher hier wohl ihre größte Anzahl. Die Javaner nennen diese Vögel Lawit, die Bergbewohner hingegen heißen sie Verondage auch Waled.

Diese Schwalbenarten bauen ihre Nester auf eine ähnliche Weise, wie die unsrigen, nur ist der Stoff, womit sie bauen verschieden. Da sie stets an den Felsen und Küsten des Meeres wohnen und selbst von Wasser- und Meerinsekten aller Art und von Gallerten leben, so bauen sie auch ihr Nest von ähnlichen Materien und gallertartigen Seepflanzen. Diese Nester kleben sie in die Oeffnungen der Felsen, die aber durchaus trocken seyn müssen. Sobald nämlich der Ort ihres Nestes naß wird, verlassen die Eigenthümer dasselbe. Auf Java gibt es vornehmlich unweit Batavia zwey Orte, wo man sie in ganz vorzüglicher Menge antrifft. Dieß sind zwey Kalkfelsen, welche in allen Richtungen ausgehöhlt, ihnen die beste Gelegenheit darbieten, sich im Innern dieser Höhlen anzubauen.

Die Salanganen fliegen von dort, besonders in der trocknen Jahrszeit am Morgen in ungeheurer Menge mit Ausnahme der brütenden,

weit übers Meer hinaus und kommen nur erst Nachmittags zurück.

Ihre Nahrung erhaschen sie mit ihrem weiten Rachen leicht. Auf sie aber selbst macht besonders ein Raubvogel Jagd, der deßhalb von den Javanen durch Flintenschüsse so viel möglich verscheucht wird.

Das Nest dieser Schwalbe hat etwa die Größe einer halben großen Zitrone, der größere Durchmesser beträgt drey Zoll, bey einem Drittel für die Tiefe.

Die Farbe ist sehr verschieden, sie hängt nicht nur von der Natur der Materialien, sondern ebenfalls von dem Grade der Reinlichkeit ab. In Rücksicht der erstern behauptet man, daß dieß auf die Verschiedenheit der Insekten oder Würmer, wovon sich die Schwalben nähren, ankomme. Eine Hauptnahrung derselben besteht aus Insekten der stehenden süßen Wasser, da diese Vögel mehrere Meilen weit vom Meere im Lande selbst nisten. Allein wenn dieß der einzige Fall wäre, so erklärt man sich weniger, wie die Farbe der Nester bald roth, bald grau, bald schwärzlich ist, da die Verschiedenheit der Insekten der süßen Wasser doch nicht sehr groß ist. Nimmt man aber das Meer und die unermeßliche Verschiedenheit seiner kleinsten Bewohner zu Hülfe, so scheint die Erklärung leichter. Ueberdem zeugt stets die Natur der Bestandtheile dieser Nester und endlich das Aufsteigen zum Meere und das späte Zurückkehren dieser Vögel für den Ursprung ihrer Nahrung von der See her. Denn die Nester selbst sind eigentlich ein Gewebe oder eine Zusammensetzung von lauter gallertartigen Stoffen, gerade wie die Natur der Weichthiere (Mollusken), Seegewürme und Fische.

Steevens theilt die Nester der Güte nach in drey Theile, die er Kopf, Leib und Fuß nennt. Der Fuß, mit welchem das Nest an Felsen klebt, ist gelb, schmutzig und hat Federn oder Daunen; der Leib oder Bauch ist gelb, aber ohne Schmutz und der Kopf weiß; letzterer ist doppelt so viel Werth als der Fuß. Beym Einkauf muß man genau darauf acht haben, daß die Nester trocken sind. Um gut zu seyn, müssen sie ganz brocklig seyn, dann sind sie sehr leicht, feucht hingegen sind sie schwer und zäh.

Man bezahlt die Nester sehr theuer, das Pekul (125 Pfund) mit 800 bis 1400 Reichsthaler. Einer der neusten Reisenden, Tombe, setzt sogar den Preis für ein Pfund der besten Sorte dieser Nester auf 5 bis 6 Louisdor. Da ein Nest etwa nur ½ Loth wiegt, so kann man die erstaunliche Menge denken, welche in vielen hundert Pekul, die nur allein in China abgesetzt werden, enthalten seyn müssen. Sie werden in Paketen in Rohr geflochten versendet.

Der Verbrauch dieser sonderbaren Waare, da er so groß ist, muß sehr beträchtlich seyn und mehrere Millionen betragen. Die Chinesen genießen sie nicht nur als eine vorzügliche Leckerey sondern als ein höchst nahrhaftes stärkendes Mittel in Brühen und auf vielartige Weise. Ohne Zusatz von Gewürz geben sie nur eine geschmacklose obwohl nahrhafte Gallert. Sonnerat fand sie auf Zucker abgekocht, erfrischend, und die Javaner geben sie mit Nutzen im hitzigen Fieber. Letztere essen sogar die Vogel selbst, dieß soll aber sehr erhitzend seyn.

Der bekannte Reisende, St. Croix, hat in Canton eine ¾ Stunden lange Straße gesehen, in welcher nur allein Buden sich an einander reiheten einzig voll von Krämern, die mit diesen Nestern handelten. In jeder Bude fanden sich 6 bis 7 Personen beschäftigt, die Nester von Federn zu reinigen.

Der König von Cochinchina, an dessen

Küste diese Schwalbe ebenfalls in großer Menge nistet, betrachtet die Nester als ein Regale, das er verbraucht und verhandelt.

Es wäre unmöglich, eine so ungeheure Menge dieser Nester herbey zuschaffen, wenn diese Schwalben im Jahre nur einmal brüteten. Gewöhnlich brüten sie dreymal, ja nach Einigen viermal.

Die Vögel brauchen zwey ganzer Monathe ihr Nest zu bauen. Nachdem sie hierauf gelegt haben, brüten sie 15 bis 16 Tage. Man stört sie während dieser Zeit nicht, sondern wartet bis die Jungen ausgeflogen sind.

Sodann hebt die große Ernte der Eigenthümer der reichlich damit besetzten Felsen an. Da ist es dann nicht unbemerkenswerth, wie hier der Bewohner der heißen Zone gerade auf eben dieselbe Methode, sich dieser Schätze zu bemächtigen, gefallen ist, (eigentlich wohl nothgedrungen fallen mußte), als der Bewohner der kalten Zone beym Gewinnen der Pflaum- und Eyderdunen der nördlichsten Wasservögel, auf Island, Grönland und den Faroe Inseln. So wie dort kann der Bewohner der Sundinseln und der Molukken nur mit großer Lebensgefahr die Nester erreichen. Von früher Jugend wird er schon angezogen zum Erklimmen dieser Felsen und ihrer Höhlen. Allein die weit entlegenen erreicht er nur durch Strickleitern von Bambusrohr. Die tiefer liegenden ausgehöhlten Felsen erfordern aber eigne Vorrichtungen. Man errichtet eine Art von hölzernen Galgen oder Bock auf den hochstehenden oder hervorragenden Felsspitzen, läßt sich vermittelst eines Seiles, gerade wie die Bewohner jener nördlichsten Inseln, bis zu den sonst unerreichbaren Höhlungen hinab und herauf und schwebt auf diese Weise fast beständig in Lebensgefahr.

Daher unternehmen diese Vogel- oder Nesterfänger ihre Arbeit nicht leicht, ohne zuvor den Göttern einen Büffel zu opfern. Auf Java wird zugleich eine eigene Gottheit, die Prinzessin des südlichen Meeres genannt, verehrt. An den Freitagen, da diese Jagd hauptsächlich statt findet, bekleidet man die Gottheit aufs köstlichste und jeder Jäger muß sich sodann mit wohlriechenden Spezereyen durchräuchern. Andere Javaner sind indeß hierbey nicht so umständlich.

Seltenes Gedächtniß und Heimweh eines Pferdes.

Der pensionirte preußische Kavallerielieutenant von Löpel, welcher im Dorfe Rogaczyn, 6 Meilen von Warschau am linken Ufer der Weichsel, eine kleine Pachtung hatte, besaß eine zwölfjährige Fuchsstute, die er acht Jahre geritten, während dieser Zeit immer gut gefüttert, und ihr bey der täglichen Revision des Stalles jedesmal ein Stückchen Brod gegeben hatte; dabey streichelte und krabbelte er sie gewöhnlich am Kopfe. Diese Stute war gesund, sehr gut bey Leibe und ein trefflicher Fresser. Um durch ein höheres Alter derselben an ihr nicht gar zu viel zu verlieren, vertauschte sie der Herr v. Löpel auf dem Pferdemarkt zu Warschau an einen Pferdehändler aus der Stadt Kempen an der schlesisch südpreußischen Grenze. Sie wurde also nach Kempen gebracht. Schon unterwegs (wie der hernach dieser Stute wegen geführte Briefwechsel auswies,) fing sie an schlecht zu fressen und fraß in Kempen selbst immer weniger und weniger, ohnerachtet sie gar keine Strapazen auszustehen hatte, sondern wöchentlich nur zwey Mal spazieren geritten wurde. Da sie hierdurch zusehns mager wurde, so verkaufte sie der Pferdehändler für ein Spottgeld an einen polnischen Edelmann bey Wielun. Hier wo sie

Stute eben so wenig ein Stückchen Brod bekam, als in Kempen, fraß sie gleichfalls sehr schlecht, ließ den Kopf auf die Erde hängen, und ihre Magerkeit nahm noch mehr zu. Der Edelmann zog einen geschickten Fahnenschmidt zu Rathe. Dieser konnte keine Krankheit an dem Pferde entdecken, gab ihm jedoch Arzeney, welche die Freßlust hervorbringen sollte. Sie half nichts. Nachdem die Stute neun Wochen bey dem Edelmann, und überhaupt schon funfzehn Wochen von Rogaczyn weg war, entlief sie bey Gelegenheit des Tränkens am Brunnen des offen stehenden Hofes. Wegen der Trägheit, die sie bisher hatte blicken lassen, glaubte ihr Wärter nicht, daß sie sich weit verlaufen würde, er ging ihr also nicht eher nach, als bis er die übrigen getränkten Pferde in den Stall zurück geführt hatte. Die Stute ging im Schritt nicht auf der Straße nach Warschau, sondern auf der entgegengesetzten nach Boleslawice. Sobald sie aber den Knecht hinter sich kommen hörte, setzte sie sich in einen raschen Trab, und als er ihr zurief, fing sie sogar an zu galoppiren, bog rechts von der Straße ab in einen Wald hinein und verschwand. Der Knecht suchte in diesem Walde mehrere Stunden vergebens. Kurz, es wurden alle ersinnlichen Mittel ergriffen, um des Pferdes wieder habhaft zu werden, man konnte ihm aber nicht auf die Spur kommen. Eilf Tage darauf, als grade der Herr von Löpel auf dem Hofe seines Pachtgutes ist, kommt, zu seinem großen Erstaunen, seine alte, liebe Fuchsstute wiehernd, aber dürre wie ein Skelett, auf ihn zu. Er ließ sie in den Stall führen. Vom ersten Augenblicke an fraß sie gierig, fuhr damit auch fleißig fort, und man konnte schon nach vierzehn Tagen ihr Wiederzunehmen bemerken. Nach etlichen Monathen war sie so rund, wie zuvor.

Da sich niemand fand, der das Pferd zurückforderte, so schrieb der Herr v. Löpel deshalb an den Kempener Pferdehändler, und es wurde abgemacht, daß der letzte Besitzer die treue Stute dem Herr v. Löpel gegen einige Dukaten Profit wieder überließ.

Weil sie höchstwahrscheinlicherweise den Umweg bis nach Warschau hin gemacht hatte, so hat das gute Thier (die andern Umwege ungerechnet) funfzig Meilen weit seine alte Heimath wieder aufgesucht.

Mütter bringen aus Liebe ihre Töchter um.

Die Liebe, welche mehrere Völker am Oronoko gegen ihre Kinder haben, wenn sie noch jung sind, verleitet sie oft, zu glauben, daß es die größte Wohlthat sey, welche eine Mutter ihrer Tochter erzeigen könne, wenn sie dieselbe sogleich nach der Geburt tödte. Ein Missionär warf einer Indianerin diese Unmenschlichkeit vor, welche ihn anhörte, ohne die Augen aufzuschlagen, und als er geendigt hatte, gab sie ihm folgende Antwort: „Mein Vater, wenn du es erlaubst, so will ich dir offenherzig meine Meinung hierüber sagen. Wollte Gott, meine Mutter hätte bey meiner Geburt so viel Liebe und Mitleiden für mich gehabt, um mir die Mühseligkeiten zu ersparen, welche ich bis jetzt erduldet habe, und die ich noch bis ans Ende meines Lebens zu erdulden haben werde! Wenn sie mich gleich nach der Geburt eingescharrt hätte, so würde ich den Tod damals nicht so sehr empfunden haben; sie hätte mich alsdann sowohl von dem mir doch einmal unvermeidlich bevorstehenden Tode, als auch von den vielen Mühseligkeiten und Leiden befreiet, die für mich eben so schrecklich als der Tod selbst sind. Ach, wer weiß, wie vieler Kummer meiner noch wartet,

ehe ich noch sterbe! — Stelle dir einmal recht lebhaft alle die Beschwerlichkeiten vor, welchen eine Frau bey uns unterworfen ist! Unsere Männer gehen auf die Jagd mit ihren Bogen und und Pfeilen, und dieß ist auch ihre ganze Arbeit; wir hingegen müssen mit einem Korbe, worin ein Kind liegt, und mit einem andern Kinde an der Brust, dahin ziehen. Unsere Männer schießen einen Vogel, oder fangen einen Fisch; wir müssen das Land umgraben, und zugleich alle häusliche Arbeiten verrichten. Jene kommen des Abends ohne die geringste Last zurück; wir aber müssen, außer den Kindern, auch noch Wurzeln und Mais mitbringen. Wenn die Männer zu Hause kommen, so verplaudern sie die übrige Zeit mit ihren Freunden, und wir müssen dann noch Holz und Wasser holen, und ihnen ein Abendessen bereiten. Wann sie gegessen haben, so legen sie sich zu Bette, wir hingegen müssen fast noch die ganze Nacht damit zubringen, daß wir ihnen ein Getränk zubereiten. Und was ist am Ende unser Lohn dafür? Daß sie sich betrinken, uns im Rausch ausprügeln, uns bey den Haaren herumziehen und mit Füßen stoßen. O mein Vater, wollte Gott, meine Mutter hätte mich im Augenblick der Geburt getödtet! Du weist selbst, daß wir uns mit Recht beklagen, da du dich alle Tage von der Wahrheit meiner Aussage selbst überzeugt; aber unsere größte Schmach kennst du noch nicht. Ist es nicht doppelt traurig, daß eine arme Indianerin ihrem Manne auf dem Felde im Schweiß ihres Angesichts, und im Hause, des nöthigen Schlafs beraubt, als eine Sklavinn dienen muß, da derselbe doch, nach Verlauf von zwanzig Jahren, seine erste Frau verstößt und eine andere jüngere nimmt, welche unsere Kinder schlägt und uns selbst mißhandelt? Und wagen wir es, uns hierüber zu beklagen, so bringt man uns mit der Peitsche zum Stillschweigen. Kann also wohl eine Mutter ihrer Tochter eine größere Wohlthat erweisen, als sie von allen diesen Uebeln durch den Tod zu befreien, und sie einer Sklaverei zu entreißen, welche ärger als der Tod selbst ist?"

Anekdote.

Vor Karl II., König von England, war das weibliche Geschlecht von der englischen Bühne verbannt und die weiblichen Rollen wurden von jungen verkleideten Mannspersonen gespielt. Eines Abends, als der König früher als gewöhnlich im Schauspielhause erschien, waren die Schauspieler noch nicht in Ordnung; er sendete einen Adjutanten ab, und ließ um die Ursache der Verzögerung fragen. Der Direktor, welcher wußte, daß die beste Entschuldigung für den sinnlich gestimmten König die Wahrheit sey, ging zur königlichen Loge und gestand Sr. Maj. offen: Die Königinn wäre noch nicht barbirt. Karl lachte von Herzen und geduldete sich so lange.

Heldenmuth und Rechtlichkeit.

An der Schlacht von Waterloo nahm der Zahl-Sergeant Weier freiwillig Theil, obgleich er es bey seinem Dienst nicht nöthig hatte. Er ward tödlich verwundet, und man fand ihn hernach auf dem Schlachtfelde mit seinem Namen an dem Vorderkopfe, den er mit einem Finger in sein eigenes Blut getaucht, geschrieben hatte, und zwar damit man seinen Körper finden und nicht glauben möchte, daß er mit den Regiments-Geldern entwichen sey.

Charade.

Stundenlang magst du die Stirn die reiben;
Wenn die ersten dir die letzten bleiben,
Wett' ich eine Million Dukaten,
Daß du nie das Ganze wirst errathen.

№ 45.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 31. August. 1817.

Die Verschwörung von 1815 in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Seine alten Vertrauten, seine innigsten Freunde und ergebensten Kreaturen, ein Bassano, Verwahrer aller seiner Geheimnisse, Savari, der an den Verbrechen desselben Theil genommen; Regnault, der verschrieenste und gewandteste seiner Höflinge; Cambaceres, den das genossene Ansehn so sehr erniedrigt hatte; Chamans de Lavalette, minder geleitet durch Ehrgeiz als durch Dankbarkeit, sahen bereits im Traume Napoleons Rückkehr, und spannen geheimnißvoll die Fäden in völliger Sicherheit mitten in Paris. Sowohl einzeln für sich als in Einverständniß wußten sie die umständlichsten Berichte über den innern Zustand von Frankreich, den Gang der Verwaltung, die Wünsche, Meinungen, das Thun und Treiben der verschiedenen Partheyen, nach der Insel Elba hinüberzuschaffen. Geheimniß und Vorsicht herrschte bey allen Berathschlagungen, da alle diese Männer zu sehr signalisirt waren, um anders als in der Verborgenheit handeln zu können. Lavalette war der einzige, der bey der öffentlichen Meinung in einem günstigen Lichte stand. Adjudant und Emissair Bonapartes, zur Zeit als dieser nur General war, kam Lavalette durch Heirath in dessen Verwandtschaft, wurde vielleicht selbst dessen Freund, als er noch auf dem Wege zum Throne sich befand. Er hatte ihm seine Erhebung und sein Vermögen zu verdanken, und seither mit eben so viel Uneigennützigkeit als Eifer gedient. Von allen Anhängern Bonapartes war er derjenige, der sich am meisten durch sorgfältige Erziehung und Bildung empfahl. Treuer Freund und zugleich gefälliger Administrator, hatte er seine Untergebene stets mit Wohlwollen und Milde behandelt. In seinem Unglück richtete Napoleon vertrauensvoll seine Blicke auf ihn. Lavalette hatte auf die General Verwaltung der Posten, der er so lange vorgestanden einen Einfluß behalten, der selbst offen am Tage lag. Fast alle Couriere, mehrere Beamte waren ihm ins geheim ergeben. Niemand kannte besser Frankreich, niemand war besser im Stande, die Rückkehr Napoleons, den Gegenstand aller seiner Wünsche, zu erleichtern.

Auch wurde er einer der vornehmsten Urheber des 24. März, dessen sämmtliche Triebfedern ihm bekannt waren.

Die Verschworenen bedurften einer Gegenpolizey, um alle Nachforschungen der königlichen Polizey zu vermeiden. Man wagte es nicht, Savary dazu auszusehen; denn schon dessen Name würde Verdacht erweckt haben, und seine unverständige Hitze hätte mehr Schaden als Nutzen bringen können. Man wählte dazu, wie man sagt, Real, der Savaryn nichts nachgab im Haß gegen die bestehende legitime Staatsgewalt, und Napoleon von einem Pichegrü und Moreau befreit hatte. Unter der äußern Larve eines Mannes voll Liebenswürdigkeit und Güte, war Real geldgierig und verschwenderisch, aus Neigung schon der Auskundschafterey und Spürkunst ergeben und derselben leidenschaftlich nachhängend, an nichts denkend als an Geld und Polizey, im Stande, lachend das Todesurtheil dessen zu unterzeichnen, den er vielleicht den Abend vorher in Schutz genommen hatte. Mit Freudigkeit übernahm er die Polizey des gefallenen Napoleon, sich stellend, als beschäftige er sich ausschließlich mit der Chemie, während er zugleich über die Zerrüttung seines Vermögens Klage führte und selbst sein Hotel aufgab, um sich desto besser in den Schleier des Geheimnisses hüllen zu können. Die Rollen wurden ausgetheilt und Joseph Bonaparte, damals in der Schweiz der Unterhändler und Mittelsmann zwischen Elba und Paris. Durch ihn wurde die Führung der geheimen Korrespondenz und die zum Ausbruch der Verschwörung vorbereitenden Maasregeln auf alle Art erleichtert. Die Bestürzung, welche der 31. März über ihn gebracht, hatte ihm kaum Zeit gelassen, seine Schätze nach der Gegend von Paris in Sicherheit zu bringen, um sie nachher zu verbergen. Sobald er sich und seine Person gerettet, wurden diese von ihm der Verborgenheit übergebenen Schätze der Gegenstand seiner Besorgnisse und Unruhe. Nichts wurde von ihm versäumt, um sie heimlich in seine Hände zu bekommen. Drey Wagen beladen mit geraubten Kostbarkeiten, Edelsteinen, Perlen, Gold- und Silberstangen aus Spanien, zu einem Werth von vierzig Millionen geschätzt, gingen unter andern über Moret nach der Schweiz, ohne Spuren zurückzulassen und Verdacht zu erwecken. Die königliche Regierung wurde davon in Kenntniß gesetzt, man konnte die Wagen erhaschen, aber sie kamen glücklich über die Gränze, obgleich Befehle da waren, sie aufzuhalten. Wäre der König treu bedient worden, so hätte man diese Schätze Frankreich gerettet, statt daß sie jetzt mit Joseph nach Amerika übergeschifft worden sind und nebst den ebenfalls nach den vereinigten Staaten gewanderten großen Reichthümer anderer Franzosen dazu dienen, in der neuen Welt neue Kolonien zu gründen und neue Ansiedler herbeyzuziehen.

Kaum hatte Joseph seine unermeßlichen Schätze gerettet, als er damit umging, noch neue zu erwerben. Von nun an war er der thätigste Gehülfe der Verschwörung, welche in Paris ihren Mittelpunkt hatte. Zugleich wurden noch andere geheime Verbindungen zwischen Paris und Elba angeknüpft. Abgesandte von den Verschworenen trugen verabredete Zeichen, unter andern Kreuze der Ehrenlegion und des Lilien Ordens, auf welchen bey einen kleinen Druck Napoleons Bildniß zum Vorschein kam. Sie begaben sich geradeweges nach Marseille ohne Briefe und Paquete; aber dort fanden sie diese Poste restant unter erdichtetem Namen, oder von andern bereits in Empfang genommen, vor. Beweise von diesen geheimen Verbindungen waren zur Kenntniß des Ministers des königl.

Hauses gekommen. Man wußte mit Zuverlässigkeit, daß ein geheimer Agent, Hr. P. den 1. Julius zu Porto-Ferrajo ans Land gestiegen war, Napaleon gesehen und eine Unterredung mit ihm unter den Festungswerken des Thors von der Landseite gehabt hatte. Man hatte eben so in Erfahrung zu bringen gewußt, daß dieser Abgesandte von Frankreich zurückgekommen war, und zwey andere zu der nämlichen Bestimmung einzeln abgehn sollten, nachdem sie eine Zusammenkunft in Marseille gehabt. Der eine dieser beyden letztern, R. wurde den 3. August in Essom der andere L. den 5. zwischen Chateau-Thierry und La Ferté-sous-Jouarre verhaftet. Die Papiere, welche man bey ihnen fand, stimmten mit einander überein; sie bezogen sich auf die Rückkehr Napoleons. Ein Prozeß ward gegen diese Agenten eingeleitet, und man klagte sie an, als Theilnehmer einer auf den Umsturz der königl. Regierung gerichteten Verschwörung. Die Intrigue und der Einfluß der Verschwörung machten indessen alle Nachforschungen zu nichte, und die Verhafteten wurden unter dem Vorgeben entlassen, daß die Beweismittel und Beschuldigungsgründe nicht hinreichend seyen. Dieser Vorfall verzögerte nur wenig die Entwickelung der Verschwörung. Die Korrespondenz der geheimen Gesellschaft wurde gewandtern Agenten anvertraut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Seeheld Johann Bart.

Johann Bart war 1650 in Dünkirchen geboren, wo sein Vater Fischer war. 1678 wurde er Schiffslieutenant, 1689 Capitain, 1692 bekam er das Ludwigskreuz und 1694 wurde er geadelt, bekam jährl. 2000 Livres Pension; und 1697 ward er Befehlshaber einer Eskadre. Anfänglich war er Schiffsjunge in Holland und diente unter Ruyter. 1671 aber kündigte Ludwig XIV. Holland den Krieg an, und Bart, der nicht wider sein Vaterland dienen wollte, ob man ihm gleich in Holland eine Stelle anbot, entfloh nach Dünkirchen, wo er im 21. Jahre auf ein Korsaren Schiff ging. 1689 wurde er gefangen und nach Plymouth mit dem Ritter Forbin gebracht, wo er aber aus dem Gefängniß entfloh. 1702, den 21. April, starb er in Dünkirchen.

Als Bart sich einst zu Bergen in Norwegen befand, ließ sich ein englischer Schiffs-Capitain mit ihm in ein Gespräch ein, und sagte, er habe Lust mit ihm zu fechten. Es war damals Krieg zwischen beyden Nationen, der Hafen aber war neutral. Das ist sehr leicht, antwortete Bart, ich brauche Munition, und sobald ich diese habe, reise ich ab, worauf sein Feind erwiederte, ich werde sie erwarten. Als Bart reisefertig war, ließ er dem Engländer sagen, daß er den Tag darauf unter Segel gehen würde. Dieser erwiederte, sie wollten sich schlagen, wenn sie auf hohem Meere wären; da sie sich aber jetzt in einem neutralen Hafen befänden, so wollten sie einander freundschaftlich begegnen. Er bat daher Bart morgen zum Frühstück auf sein Schiff, ehe sie unter Segel gingen. Bart antwortete, das Frühstück von zwey Feinden, die einander begegnen, muß aus Stückschüssen und Säbelhieben bestehn. Da der Engländer nicht abließ, so kam Bart an Bord, trank etwas Branntwein und rauchte eine Pfeife. Endlich sagte er, es ist Zeit, daß wir unter Segel gehen, worauf der Capitain erwiederte: Sie sind mein Gefangener, ich habe versprochen, Sie gefangen zu nehmen und nach England zu führen. Bart warf einen Blick voll Unwillen und Wuth auf ihn, zündete seine Lunte an, rief: hierher! hierher! stieß einige Engländer, die auf dem Verdeck standen, bey Seite und sagte: Dein Gefangener werde ich

nie seyn, ehe soll das Schiff in die Luft fliegen. Nun lief er an ein Pulverfaß, das von ohngefähr da stand. Die ganze englische Besatzung gerieth in Schrecken; die Franzosen kamen ihm zu Hülfe, hieben einige Engländer nieder, nahmen die Andern gefangen und bemächtigten sich des Schiffes. Vergebens stellte der Capitain vor, er sey in einem neutralen Hafen, aber Bart nahm es und führte es nach Brest. Das andere englische Schiff, das an dieser Verrätherey keinen Antheil hatte, ließ er ruhig im Hafen liegen.

Da ihn Ludwig der XIV. sehen wollte, so mußte er nach Versailles kommen; er fand sich ein, ehe es noch Tag war; mußte also im Vorzimmer warten. Hier nahm er seine Pfeife heraus, schlug sich Feuer an und rauchte. Alle Anwesende erstaunten über diese Verwegenheit. Die Wache wollte ihn hinausführen, weil es nicht erlaubt sey beym Könige zu rauchen; er antwortete aber kalt und gleichgültig: ich habe mir dieß im Dienste des Königs meines Herrn angewöhnt, es ist ein Bedürfniß für mich geworden; ich glaube daher, daß man es mir ohne die größte Unbilligkeit nicht übel nehmen könne, wenn ich es befriedige und rauchte fort. Man kannte ihn nicht und meldete dem Könige: ein Mensch habe die Verwegenheit in seinem Zimmer zu rauchen und wolle nicht hinausgehen. Lachend erwiederte Ludwig: das ist Johann Bart, laßt ihn gehen.

Als er vom Könige heraus kam, der ihn sehr gnädig aufgenommen hatte, traten alle Hofleute um ihn her und fragten ihn: wie er es gemacht hätte, mit seiner kleinen Flotte aus Dünkirchen zu kommen, da doch der Hafen von einer weit größern englischen Flotte eingeschlossen gewesen sey? Er stellte sie hierauf in eine Linie, trieb sie mit Ellbogenstößen auseinander, ging mitten durch sie hin, drehte sich um und sagte: Sehen Sie, so habe ich es gemacht!

Einige gingen sogleich zum Könige hinein und erzählten ihm mit Lachen, was sie eben gesehn hatten. Ludwig wollte sich auch eine Lust mit ihm machen, ließ ihn rufen und that die nämliche Frage an ihn. Ob er ihn schon glaubte verwirrt zu machen, so war dieß doch unmöglich und Bart erwiederte: ich habe ihnen rechts und links meine Lage gegeben. Die Hofleute erstaunten; der König aber sagte: er spricht ein wenig grob mit mir, aber er handelt edel für mich, ist einer unter euch, der im Stande ist das zu thun, was er gethan hat? Alle schlugen tief gedemüthigt die Augen nieder.

Der König gab ihm eine Anweisung an den Schatz auf tausend Thaler, und Peter Gruin sollte sie ihm auszahlen. Dieser wohnte in der Straße Grand Chantiers au Marais. Bart reiste nach Paris, und fragte in der erwähnten Straße von Thür zu Thür: wo Peter Gruin wohne? Als er dieß erfahren, ging er ins Zimmer hinauf, wo Gruin mit verschiedenen Freunden speiste, und fragte: wer von ihnen ist Peter Gruin? Dieser erwiederte: ich bin es, aber man nennt mich Herr Gruin. Bart überreicht ihm den Befehl, Gruin nimmt ihn, liest ihn gibt ihm demselben über die Schultern hin wieder, läßt ihn aber fallen und sagt: in zwei Tagen können sie wieder kommen. Sogleich zieht Bart den Säbel und sagt zu Gruin: hebe das auf und bezahle augenblicklich. Einer von den Gästen erkannte Barten und sagte zu Gruin: bezahlen Sie, das ist Johann Bart, mit dem ist nicht zu spaßen. Gruin steht auf, hebt den Befehl von der Erde auf und nimmt Bart mit in seine Schreibstube, um ihm die Säcke voll Silbergeld abzuwägen. Ich muß Gold haben, rief Bart aus, und Gruin, den die Furcht hol,

lich gemacht hatte, zahlte ihm ohne Weigerung die Tausend Thaler in Gold.

Man gab Barth den Rath sich prächtig zu kleiden, wenn er sich beym Könige bedanke und Abschied nähme. Er ließ sich daher von Goldstoff Rock, Weste und Hosen machen und zum Futter Silberstoff nehmen. Da er mit diesem harte Zeuge auch die Hosen hatte füttern lassen, so war ihm das Gehen sehr beschwerlich, weil ihm das Futter das Fleisch zerriß. Der König und der ganze Hof lachten herzlich über diesen einfältigen Streich.

Als er im Jahr 1697 den Prinzen von Conti nach Pohlen brachte, entging er den feindlichen Schiffen, die ihm aufpaßten, nur mit genauer Noth. Als sie außer Gefahr waren, sagte der Prinz: wenn sie uns angegriffen hätten, so hätten sie uns wegnehmen können. Mit kaltem Blute erwiederte Bart: das war unmöglich. Was würden sie denn sonst gemacht haben? fragte der Prinz. Ehe ich mich ergeben, versetzte Bart, hätte ich das Schiff in die Luft gesprengt und sie hätten uns nicht gefangen genommen; mein Sohn hatte Befehl von mir, sich an dessen Pulverkammer zu stellen und beym ersten Zeichen anzuzünden. Der Prinz erschrak heftig und sagte; das Mittel ist ärger als das Uebel, und ich verbiete ihnen, davon Gebrauch zu machen, so lange ich auf ihrem Schiffe bin.

Episode aus Emma.

(Schluß.)

Als wäre es ihr bewußt gewesen daß ich kommen sollte, reichte mir Emma die Hand und blieb ruhig bey meinen Entzückungen und Vorwürfen, welche sie abwechselnd bestürmten. Sie sagte, ich würde doch nun auch hier bleiben, denn hier sey es ihr erst wieder wohl geworden. Sie führte mich in diese Hütte, das Besitzthum einer kranken Wittwe, welche kinderlos war und deren Pflege Emma übernommen. Diese wackre Frau starb in unsern Armen und wir wurden bald mit ihren Verwandten über den Ankauf der Mühle einig. Emma mahlte nun das kleine Bild, welches in ihrem Schlafzimmer in jener Nacht hing und harrte täglich in Thränen, daß sein Urbild erschiene, denn jene Stelle am Marienbilde, ihr stets so theuer, hatte ein Traum ihr gezeigt. Mehrere Frühlinge vergingen in dieser süßen Waldeseinsamkeit. Hier waren wir den Nachforschungen der Welt entzogen, die immer nur zu verurtheilen geneigt ist, was sie nicht versteht. Die Hoffnung meines Kindes, je auf Erden das Urbild ihrer Seelenliebe zu finden, schien mir ein Wahn; um so sorgloser und sicherer überließ ich sie ihrer Stimmung, oft jedoch mit heißen Thränen beweinend, daß Emma auf diese Weise weder Gott noch der Welt angehöre, noch jemals angehören könne. Nun erschien mir meine irdische Liebe welche meine Sinne gefesselt und mich dem Kloster entrissen hatte eine Irrthum. Mein Vergehn war die Quelle aus der meines Kindes Sinnenverwirrung entsprungen und ich beweinte es mit unversiegbaren Thränen. So hinlebend traf uns, gleich einem Blitzstrahl, Ihr Erscheinen, Graf Guy, die Ahnungen und Träume des unschuldigen Herzens waren verwirklicht; war es zu verwundern, wenn ich an jenem unvergeßlichen Johannisabend von Schaudern ergriffen, nicht zu reden wagte? Meine Seele erlag unter dem Andrang des Wunderbaren, Geheimnißvollen und übermenschlich erschien mir ihr Anblick, ja das ganze Ereigniß dünkte mich ein Traum. Am Morgen, nachdem wir die Nacht hindurch gebetet hatten, zerstörte ihres Namens Enthüllung jede Hoffnung, auf Erden die wild verschlungenen Schicksalsbande lösen zu können. Ihr Stand, ihre mir wohlbekannte Familie, alles ver-

einigte sich, Emmas Geschick auf ewig von dem Ihrigen zu trennen. Bis dahin zu schwach, zu schwankend, gab der Gedanke an die gräßlichste Gefahr mir Kraft, selbstständig zu handeln. Ich entfernte Sie; denn meines Kindes Seele, Ihnen ganz eigen, durfte nicht verloren gehen. Emma hat seit Ihrem Scheiden sich verzehrt in Buße, Gebet und Thränen, ihr Kampf war lang und schwer. Sie hat sich nunmehr zu Gott gewandt und was hier auch gewaltet habe, der Himmel hat gesiegt.

Welch eine Enthüllung am Sterbebett der Holden! Still leidend lag sie mit den gefalteten Lilienhänden, während der Mutter Erzählung und je nachdem ein Wort ihr Herz tiefer rührte, träufelten sanfte Thränen auf die mondhelle Wange. Es war Nacht geworden, nichts hörbar, als die Annäherung des Todes in der gemarterten Brust. Emma reichte der Mutter die Hand und sagte: bald ists vorüber, bald geh' ich ein zu Gott! O mein Kind! rief die Mutter, ich habe dich oft betrübt und nun nimmt Gott Dich mir fort! Mutter, sagte Emma, Du hast mir ja immer gesagt: nichts geschieht ohne Gott, und wenn er uns nun trennt, so ists ja auch aus Liebe! Ich zerfloß in Thränen und rang heftig mit meinem Schmerz, dessen Gewalt noch vor der Wonne des Anblicks des Engelbildes unterliegen mußte; jeder Minute dieser Lebensstunden bin ich mir klar bewußt, ob ich gleich zwischen Bewußtseyn und Ohnmacht, zwischen Himmel und Erde schwebte. Bis Mitternacht hörten wir die Leidende mit den Todesschmerzen ringen. Aus tiefer Stille heraus schlug plötzlich die Uhr des Tages letzte Stunde, im nämlichen Augenblick trat der Mond aus den Wolken, ein hohes Rauschen flog durch Wipfel und Waldbach, die Nachtigal schlug, und der Kukuk rief, süße Düfte zogen zum offenen Fenster herein und das volle Mondenlicht verklärte das Antlitz der Jungfrau mit himmlischer Anmuth. Ruhend von fürchterlichen Schmerzen des Todeskampfes, sog Emma einen Augenblick die irdischen Entzückungen in ihre Brust und wie ich sie sahe, schon verklärt, ganz Liebe, Leid und Aufschwung zum Himmel, da durchströmte es mich mit unendlichem Sehnen und ich sank auf die Knie vor ihr Lager hin und bedeckte ihre Hand mit Küssen und Thränen. Ich fühlte einen leisen Druck der Hand, dann hörte ich einen tiefen Seufzer, ein seliges Lächeln, wie ein Licht, flog über Emma's Angesicht, ihr Auge zu mir gewendet, goß alle süßeste Strahlen der Liebe auf mich hin und senkte sich dann sanft und anmuthig, wie zum Schlummer nieder. — Sie war dahin!

Himmel und Erde umfassen kein süßeres Bild als die jungfräuliche Leiche war. Freude der Unschuld thronte auf den nie berührten Lippen und die Wonne der Vollendung ging wie ein lichter Mondenstrahl von ihrem Antlitz aus und drang lindernd in meine Seele. Hier die sternhelle Nacht hindurch knien, mich ewig ihr zum Eigenthum weihen, ihre Liebe über dem Grabe vergelten, das unsichtbare Band über den Sternen hin festknüpfen, das waren die Regungen der noch kindischen Seele, welche seitdem das Leben furchtbar gestört hat, und nie wieder ist mir so wohl geworden als es mir in jenen Schmerzen war.

Schicksalsproben.

Unter tausend Personen, welche die Mississippi-Compagnie gleich nach ihrer Errichtung nach Louisiana schickte, hatte ein junger Offizier, Namens de Belle-Isle, an den Ufern der nämlichen St. Bernhards-Bay, wohin de la Salle zu jenem Unglück verschlagen wurde, ein eben so sol-

sames, als fürchterliches Schicksal, welches aber doch wunderbarer Weise eine solche Wendung nahm, daß er gerettet wurde. Nachdem das Schiff, worauf er sich befand, durch die Stürme und widrigen Winde in jene Bay getrieben worden, ging er mit vieren von seinen Gefährten auf einer Schaluppe, die frisches Wasser einnehmen sollte, ans Land, da aber die jungen Offiziere sich etwas auf der Jagd verspäteten, so ging die Schaluppe die unterdessen noch einmal zurückgekommen war, ohne sie zu erwarten, wieder ab und das Schiff selbst lichtete die Anker und segelte davon. Man kann sich leicht denken, welches Schrecken die jungen Leute ergreifen mußte, als sie bey ihrer Zurückkunft an das Gestade weder Schaluppe noch Schiff fanden. Mit der Verzweiflung ringend, irreten sie lange auf den wüsten Küsten umher; besonders quälte sie der Gedanke, den Caraiben, die damals als Menschenfresser so berüchtiget waren, in die Hände zu fallen. Nachdem sie viele Tage hindurch ihr Leben bloß mit einigen Insekten und Kräutern, die sich ihnen darboten, gefristet hatten, verlangten, vom Hunger überwältigt, die Gefährten von Belle Isle, daß er den Jagdhund, den er bey sich hatte, zu einer Mahlzeit Preis geben möchte; ungern willigte er ein, das treue Thier zu opfern; aber derjenige, der es tödten sollte, war so schwach, daß der Hund, da er ihm einen Stich mit dem Messer versetzen wollte, seinen Händen entschlüpfte; er entfloh in den Wald und man sah ihn nicht weiter. Belle-Isles Unglücksgefährten starben einer nach dem andern vor seinen Augen; sie beklagend, verwendete er seine letzten Kräfte, ihre Leichname in den Sand zu verscharren, und nur der Stärke seiner Constitution hatte er es zu verdanken, daß er sie überlebte. Seine Nahrung bestand in Würmern, die er in verfaultem Holz fand. Indeß erblickte er einige Tage nach dem Tode seiner Gefährten von weitem seinen Hund, der etwas in dem Maule trug; er lockte ihn, und das Thier kam mit starken Sprüngen auf ihn zu, legte eine Holzratze von der Größe eines Spanferkels zu seinen Füßen, und bellte vor Freude, als wenn es sagen wollte: ich bringe dir etwas, um deinen Hunger zu stillen. Als nach der Sättigung, die er sich dadurch verschaffte, der Hunger sich aufs Neue bey ihm regte, wanderte er wieder umher, um sich Nahrungsmittel zu suchen. Des Abends machte er sich eine kleine Verschanzung an dem Fuße eines Baumes, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen. Einst kam in einer Nacht ein Tieger seiner Schlafstätte nahe. Sein Hund, der an seiner Seite wachte, ward das Thier gewahr und griff es bellend an. Belle-Isle erwachte, und kam ihm zu Hülfe; der Tieger entfloh und ließ den Hund verwundet zurück. Weil er nicht hoffen zu können glaubte, daß das treue Thier wieder hergestellt werden könnte, oder auch befürchtete, daß der Biß des Tiegers die Wirkung haben möchte, daß er wüthend würde, verwandte er das blutende Thier zu einer Mahlzeit. Nachdem er diese Speise verzehrt hatte, wanderte er tiefer in das Land hinein, um zu sehen ob er keine Spur von menschlichen Wesen entdecken könnte. Nach einiger Zeit fand er wirklich die Zeichen von den Tritte menschlicher Füße in dem Sande; er verfolgte diese Spur bis an das Ufer eines Flusses, wo er eine Piroque fand, in welcher er über den Fluß setzte. Auf dem jenseitigen Ufer traf er Wilde an, welche Menschenfleisch und Fische rösteten. Sie kamen auf ihn zu und betrachteten ihn neugierig. Er gab ihnen, indem er auf den Mund zeigte, zu verstehen daß er hungrig sey. Indem bey seiner Magerkeit seine Person ihre Eßlust nicht reizte, boten sie ihm ein Stück Men-

schenfleisch mit einem Fische dar; er wählte den letztern und verzehrte ihn mit Heißhunger. Als er sich gesättigt hatte, zogen die Wilden ihn nackend aus, und vertheilten die Kleider unter sich. Darauf führten sie ihn in ihr Dorf, wo eine Wittwe ihn als ihren Sklaven aufnahm. Er machte sich bey seiner Gebieterin beliebt, und sein Schicksal wurde erträglich. Er übte sich mit dem Bogen zu schießen, und nachdem er sich einige Geschicklichkeit darin erworben, würdigten ihn die Wilden, ihn an ihren Kriegen Theil nehmen zu lassen. Zwey Jahre hatte, er auf diese Weise mit dem Stamme der Attekayas, wozu er gekommen war, verlebt, als von einer in Neu-Mexiko wohnenden Nation Gesandte kamen, die von Weißen, welche in ihrem Lande wären, sprachen, und besonders des Herrn Hucheron de St. Denis, der damals daselbst kommandirte, als eines Mannes, den sie sehr achteten, erwähnten. Belle-Isle sandte an diesen ein Billet. Einige Zeit darauf kamen Wilde, die ihn abholten. Als sie ihn zu den Natchitokes gebracht hatten, von denen nämlich die Gesandten gekommen waren, befand sich St. Denis nicht mehr in der Gegend: sondern war nach Billoxes, der damaligen Hauptstand von Louisiana gegangen. Sie führten ihn also weiter dahin, wo er nach so vielen überstandenen Abenteuern von seinen Landsleuten sehr gut aufgenommen wurde. Er wurde in der Folge Kommandant zu Neu-Orleans, welchen Posten er viele Jahre bekleidete.

Ratzenfang.

In England giebt es eine Klasse von Menschen, welche allein vom Ratzenfang leben. Sie ziehen im Lande umher, und der Tag ihrer Ankunft in irgend einem Hause, ist, weil sie ihres Sieges ganz gewiß sind, zugleich der Tag der Niederlage jener lästigen Bewohner. Sie gehen aus ihren Schlupfwinkeln wie bezaubert hervor in die Falle.

Ein besonders siegreicher Ratzenfänger theilte der Regierung gegen eine bedeutende Summe das Geheimniß mit, wodurch er diese Thiere so schnell in die Falle lockt.

Er befeuchtet seine Hand mit Kümmel- oder Anniesöl, reibt damit Stroh ein, und legt dies in die Falle.

Der Geruch dieser ätherischen Oele soll sie anziehend, und zugleich so betäubend auf die Ratzen wirken, daß sie, selbst am Tage in großer Zahl aus ihren Winkeln hervorkommen, und sich in jenes Stroh hinein wühlen. Schnell zieht nun der verborgene Ratzenfänger die Falle zu, wenn er sieht, daß sie voll genug ist.

Oft knüpft er aus einer Menge erlegter Thiere einen Ordensband, den er als Siegszeichen umhängt, und damit weiter zieht.

Anekdote.

Eine Witwe, welche ihre Tochter von 17 Jahren, in Pension gegeben, und daselbst konfirmiren lassen wolle, gab ihrer Hausjungfer, den Auftrag, den Geburtsschein zu holen, daß ihre Tochter 1800 geboren sey. — Was! sagte die verständige Jungfer, Anno 18 — oder Achthundert?

Charade.

Das Erste trinkt die feine Welt,
Das Zweit' ist ein Vokal. Das Dritte, beygesellt
Dem Namen Friedrichs, hat mir immmer süß geklungen,
Und niemand gibt's vielleicht, dem es nicht auch gefällt.
Das Ganze gab die Taufe manchem Jungen.

Auflösung der Charade in Nro. 44:
Sylbenräthsel.

№ 46.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 4. September. 1817.

Der Günstling des Glücks.

Der Graf von Flamarens hatte sich aus dem Kriegsdienste seines Vaterlandes zurückgezogen und lebte in der Gegend von Moulins von einem für seinen Stand und Namen nur unbedeutenden Vermögen. Ein Prozeß, den er schon vor mehreren Provinzial-Tribunalen gewonnen hatte, nöthigte ihn, nach Paris zu reisen. Er verließ daher sein kleines Landgut und reiste ohne Begleitung zu Pferde ab.

In dem Walde vor Fontainebleau erblickte Flamarens viele Menschen zu Pferde, welche nicht auf der großen Straße blieben, sondern alle einen Seitenweg in den Wald einschlugen. Von der heftigsten Neugierde gefoltert, folgte er ihnen langsam nach bis auf einen von Bäumen befreiten Platz, wo er eine Menge, meist schlecht gekleideter, Menschen antraf, die ihre Pferde schon an die Bäume gebunden hatten. Erstaunt, sich vielleicht mitten unter einer großen Räuberbande zu befinden, hielt er mit dem Pferde still und spähete nach allen Richtungen des vom Walde umgebenen Platzes, um vielleicht noch einen Ausweg zur Flucht zu finden; aber vergebens, da von allen Seiten noch viele solcher Leute ankamen. Er entschloß sich endlich, sich wie diese zu verhalten, stieg ab und band sein Pferd gleichfalls an einen Baum. Seine Besorgniß vermehrte sich aber, als er sah, wie sich erst aller Augen auf ihn richteten; dann die ganze Gesellschaft in Gruppen zusammentrat, um, wie es schien, sich seinetwegen zu berathschlagen.

Was ist hier zu machen — dachte er bey sich, indem er einige Schritte auf und ab ging — zu entfliehen ist unmöglich. Du mußt also den Kopf nicht verlieren und dich der Widerwärtigkeit muthig entgegenstämmen.

Kaum war seine Fassung zurückgekehrt, so trat einer von der größten Gruppe ab und kam auf ihn zu. Flamarens ging ihm ruhig entgegen. „Was wollen sie hier?“ fragte ihn dieser, — Wahrscheinlich was sie hier wollen, war die Antwort des Grafen. Der Mann kehrte sogleich auf diesen bündigen Bescheid zu seiner Gesellschaft zurück und nach einer kurzen Unterredung mit derselben kam er wieder zu Flamarens und

bot ihm mit der größten Höflichkeit zweyhundert Louisd'or an, wenn er diesen Ort sogleich verlassen wollte.

Sonderbares Abenteuer — murmelte der Graf leise vor sich, indem er aus seiner Dose eine Prise Taback nahm. — Dann sagte er laut zu dem Abgeschickten: „Damit bin ich nicht zufrieden." —

Man trat wieder zusammen, flüsterte sich lange in die Ohren und schlägt ihm endlich fünfhundert Louisd'or vor. Der Graf nahm diesen Vorschlag an und erhielt diese Summe sogleich baar unter tausend Höflichkeitsbezeugungen.

Kaum war Flamarens in Melun angekommen, so erkundigte er sich, was in dem Walde von Fontainebleau vorginge? und erfuhr, daß ein großer Theil des Waldes verpachtet werden sollte, woraus er sich natürlich seinen Glückszufall erklärte, da ihn die Gesellschaft wahrscheinlich für einen vielleicht gefährlichen Konkurrenten angesehen hatte.

Mit Fortunas erster Gabe beladen, erreichte der Graf in einer heitern Stimmung Paris. Seines Prozesses wegen ward er aber genöthigt, nach Versailles zu gehen, um sich Gehör bey einer Behörde zu verschaffen. Da er aber weder Bekanntschaft noch Einfluß am Hofe hatte, so ward ihm dieß um so schwerer.

Eines Tages stand er dieserhalb verlegen in der großen Gallerie des königlichen Schlosses, da kam ein gut gekleideter Mann auf ihn zu, ergriff seine Hand und wollte sie küssen. „Wie Herr Graf, rief der Unbekannte aus, ich habe das Glück, Sie wieder zu sehen? — Was führt Sie nach Versailles?" —

Der Graf sieht hierauf den Mann genauer an und erkennt in ihm seinen ehemaligen Kammerdiener Barjac. Verwundert fragte er ihn, welches Glück er, nach seinem Aeußern zu urtheilen, gemacht habe? und jener erzählt, daß er erster Kammerdiener bey dem Kardinal Fleury, dem allmächtigen Minister Ludwigs XV., geworden sey.

Flamarens freute sich, ihn in so guten Umständen zu finden und machte ihn mit der Veranlassung seiner Reise bekannt.

„Wie glücklich bin ich, Ihnen nützen zu können, Herr Graf!" rief Barjac im Taumel der Freude.

„Wie kannst Du mir nützen?" fragte der Graf.

„Ich bin der erste Kammerdiener des Kardinals," antwortete Barjac, Se. Eminenz beehren mich mit besonderer Gnade. Erlauben Sie mir, Herr Graf, daß ich Sie ihm vorstelle, und ich getraue mir, Sie zu versichern, daß es Ihnen nützlicher seyn wird, als wenn dieß durch den ersten Pair von Frankreich geschieht."

Der Graf nahm das Anerbieten seines ehemaligen treuen Dieners ohne Bedenken an, und Barjac bewies dagegen seinen großen Einfluß, indem der Kardinal den Grafen nicht nur sehr freundschaftlich empfing, sondern es ihm auch zur Pflicht machte, alle Tage an seiner Tafel zu erscheinen; auch sein Prozeß erhielt im Kurzen eine sehr günstige Wendung.

Nachdem der Graf durch des Kardinals thätige Vermittelung seine Angelegenheiten beendigt sah, wollte er wieder abreisen, allein der Kardinal hatte sich so sehr an seine Gesellschaft gewöhnt, daß er sich gar nicht von ihm trennen konnte.

Ich vermisse ihn sehr ungern, sagte Fleury eines Morgens zu Barjac. — Ew. Eminenz können ihn ja leicht zurück halten, entgegnete dieser, wenn sie ihm die Mittel verschaffen bey Hofe leben zu können. — Lieber Barjac, ich weiß keins. — Nun Ew. Eminenz, darf ich es

wagen, ein solches vorzuschlagen, welches sogar ganz im Geiste von des Grafen Wünschen liegt? — Hierauf erzählt er ihm die dem Grafen zugestoßene Begebenheit im Walde, und da Barjac sah, daß sie den Kardinal sehr belustigte, so setzte er schnell hinzu: Morgen werden die General-Pachtungen vergeben; erlauben Ew. Eminenz daß der Graf in Ihrem Wagen und mit Ihren Pferden und Bedienten sich im Louvre einfinde, vielleicht bietet sich ihm ein zweyter glücklicher Zufall dar, da man immer zu sagen pflegt: daß kein Glück allein komme? Der Kardinal lachte und gab seine Einwilligung.

Barjac hinterbrachte sogleich dem Grafen das Vorgefallene und begleitete ihn auch im Wagen nach dem Louvre. Schon sind die Konkurrenten versammelt, als der Wagen in den Hof vom Louvre fährt, zu welchem bekanntlich nur die Prinzen von Geblüt, die Kardinäle und die Minister den Zugang hatten. Alles läuft neugierig an die Fenster, da man die Equipage des Kardinals und ersten Ministers des Königs zu einer Zeit erblickte, wo man sie gar nicht erwartete, und diese Neugierde stieg um so höher, da man nicht den Minister, sondern nur dessen ersten Kammerdiener mit einem Unbekannten aussteigen sah. Die Pächter erschrecken, denn sie sehen den Fremden, in Begleitung des Kammerdieners, für das Organ des Ministers an, und zweifeln, daß sie sich gegen diesen Konkurrenten werden halten können. Unterdessen tritt der Graf mit seinem Begleiter in den Saal und setzt sich bescheiden in eine Ecke.

Die Pächter treten zusammen, besprechen sich mit einander und kommen überein, daß man erst mit dem Fremden reden müsse, da man die Absichten, die ihn im Namen des Kardinals hierher führten, nicht kenne. Mehrere der Gesellschaft nähern sich nach diesem gefaßten Entschluß mit großer Höflichkeit dem Grafen und suchen den Grund seiner Gegenwart zu erfahren. Der Graf beantwortet aber alle an ihn gerichtete Fragen geheimnißvoll, so daß die Frager aus diesem geheimnißvollen Dunkel nicht klüger werden, als zuvor. Sie treten wieder zusammen und nach einer Unterredung von einer halben Stunde, kommt einer zu ihm, macht eine Einleitung und schließt mit den Worten: „Wie seine Erscheinung der Pacht-Gesellschaft in den schlechten Zeiten sehr auffalle; er bitte ihn daher, im Namen der Gesellschaft, ihm zu sagen, ob er in den Angelegenheiten einer höhern Autorität hier sey; denn in diesem Falle würde man es nicht wagen, einen Schritt zu thun; wäre er aber für sein eigenes Interesse hier, so sey er von der Gesellschaft beauftragt, ihm 300,000 Livres anzubieten, wenn er von der Rivialität mit ihnen abstehen wolle.

Der Graf machte Anfangs einige Scheineinwendungen, gab aber zuletzt sein Wort und erhielt sogleich die nöthigen Papiere. Mit dieser zweyten Glücksgabe kaufte er sich eine einträchtliche Hofcharge, und da der Kardinal sein Protektor blieb, so erreichte seine Familie eine ansehnliche Stufe des Glücks.

Die Verschwörung von 1815 in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Als einer dieser letztern ist besonders ein gewisser Babeuf, Sohn des Dämagogen gleichen Namens, aus einer Familie, worin der Revolutionsschwindel immer geherrscht, nachgehends bezeichnet worden, der nämliche Robert Babeuf, der als einer der Verfasser des dreyfarbigen Zwergs im Jahr 1816 zur Deportation verurtheilt worden. Er kam von der Insel Elba zurück mit Instruktionen, dem äußern Anschein

nach ganz unverfänglichen Inhalts, aber vermittelst eines den Eingeweihten in Paris bekannten Schlüssels sehr wohl zu deuten. Ein anderer dieser Emissairs war Randon, neuerdings, nämlich im May 1817, zum Tode verurtheilt, weil er dort von neuem an der Spitze einer Verschwörung zu Gunsten Napoleons gestanden. Er wetteiferte mit Babeuf in diesen Geheimsendungen. Die Schnelligkeit, womit er seine Reisen vollendete, und seine Aufträge ausführte, zogen ihm den Beinamen des Telegraphen zu. Ein dritter, der hin und her reißte, war wahrscheinlich Karl Monnier, Adjudant bey dem Genie, eines der Häupter der geheimen Verbindung von der schwarzen Nadel, nachgehends im Jahre 1816 zum Tode verurtheilt, die Strafe aber gemildert der Entdeckungen wegen, die er gemacht haben soll.

Die Verschwornen trieben mit der königlichen Polizey so zu sagen ihr Spiel, deren sämmtliche Agenten beynahe in ihrem Solde stande. Der Staatsrath, der an der Spitze der Polizey sich befand, war einer der unterrichtetesten Männer, aber er hatte zu handeln in einer Sphäre, worin alles nur Haß gegen die Bourbons athmete. Die königliche Polizey hätte eines Mannes bedurft, weniger gelehrt aber geschickt, alle Tiefen des revolutionairen Abgrundes zu erforschen.

Die Verbindungen der Verschwornen durch die Schweiz waren weniger direkt, als über Marseille, aber dagegen regelmäßiger und sicherer. Die Lage des Schlosses Prangin zwischen Neapel und Paris erleichterte die Verbindungen mit der Insel Elba. Wichtige Mittheilungen in dieser Beziehung wurden den königlichen Ministern von Seiten der schweizerischen Regierung zu Theil, die wohl Aufmerksamkeit verdient hätten. Man war nur zu sehr geneigt, alles für grundlose Befürchtungen und selbst Erdichtungen der Partheyen zu halten, deren Zweck kein anderer sey, als die Regierung in ihrem konstitutionellen Gang aufzuhalten, und auf Abwege zu leiten.

Es fehlte damals im Ministerium eine kräftige Hand, die im Stande gewesen, der Verwaltung jene wohlthätige Energie einzudrücken, an welcher alle Unternehmungen der Partheysüchtigen scheitern. Unter den Ministern befand sich einer, den die Mißvergnügten aller Partheien über seine Kollegen erhoben, um ihn mit desto mehr Haß und Vorurtheil zu umgeben. Im Genuß des persönlichen Zutrauens des Monarchen sah der Graf von Blacas seine Gunst gesucht von allen Partheyen, und indem er keiner dienen wollte, verdarb er es mit allen. Man hatte einen sehr unrichtigen Begriff von seiner Lage und seinem Wirkungskreise; gemeiniglich betrachtete man ihn als den ersten oder Hauptminister, unter dessen Willen sich alles im Rathe des Königs beugte, während doch jeder seiner Kollegen innerhalb der Sphäre seines Departements die vollendetste Unabhängigkeit genoß. Im Kampfe mit allen Intriguen legte der Graf von Blacas nicht jene tiefe Menschenkenntniß an den Tag, welche die Frucht einer langen Erfahrung, und in schwierigen Zeiten so unumgänglich nöthig ist; aber die Lichtfunken seines Geistes, das Edle in seinen Gesinnungen, die Geradheit seines Karakters, die Reinheit seiner Liebe für den König, haben nicht verkannt, haben nur der Verläumdung des blindesten Hasses bloß gestellt werden können. Die Grundsätze welche ihm als Staatsmann eigen waren, mußten nicht minder löblich erscheinen.

Wer Bonaparte im Interesse Frankreichs gedient hat, hat dem Könige gedient; so urtheilte er. Im Publikum wurde dieser Minister als allmächtig angesehen, während alles ihn beherrsch

te. Als eines Tages der Marquis von Chabannes auf den Abgrund aufmerksam machte, in welchen der König gezogen würde, entfuhren ihm die Worte: Wäre ich, wie Sie glauben, der Herr, mein lieber Marquis, von dem alles abhinge, so sähen Sie nicht alles was Sie sehen, aber Sie würden dann alles sehen, was Sie nicht sehen. Ein ander Mal bediente er sich, nach einer lebhaften Erklärung, der Ausdrücke: Alles, wornach ich mich sehne, besteht darin, daß mir der König die Erlaubniß ertheilt, mich zurückzuziehen. Diese beyden Züge geben ein Bild von diesem Minister und seiner Lage. Es hatte damals Niemand eine wirkliche Gewalt, weder der König, noch die Kammer, noch die Minister. Umringt von Hindernissen und in der Mitte der Partheysüchtigen hingestellt, vermochte die Verwaltung nicht, blos mit der Anwendung der verfassungsmäßigen Hülfsmittel den Thron der Bourbons zu befestigen; denn in ihren Händen hatte die Verfassung aufgehört, eine Autorität zu seyn.

Auf der andern Seite hatte zwar Napoleon keine andere eigentliche Anhänger, als jenen Haufen von Menschen, die an sein Glück geketet waren, eine in der That wenig zahlreiche, und dabey allgemein verschriene Parthey, welche indessen täglich durch die Mißvergnügten in der Armee, und unter den Zivilbeamten Zufluß bekam. Seine eifrigsten Anhänger hielten bereits Zusammenkünfte und Berathschlagungen, bald zu Neuilly, bald in einem abgelegenen Hause der Vorstadt St. Marceau, bald zu Saint-Leu bey der vormaligen Königin Hortensia, der die öffentliche Meinung eine große Rolle in dieser Geschichte zuschreibt. Diese Dame, berühmt durch die geheime Herrschaft, welche ihr eine eben so gefällige als gewandte Mutter auf die Sinnlichkeit eines in der Liebe eben so, wie in andern Unternehmungen seinen Launen sich überlassenden Soldaten auszuüben vergönnt, hatte ihren Kredit bey einem Hofe erhalten, welchem galante Intriguen die einzigen waren, welche das Mistrauen duldete. Untröstbar hatte sie sich über den Sturz desselben gezeigt, in welchem sie mehr einen Gott, denn einen Menschen erblickte. Von Mißmuth, Aerger, Betrübniß, Sehnsucht und Hoffnung fast verzehrt, umsonst versuchend das Feuer zu löschen, das in ihrem Innern brannte, soll sie den Grund zu der geheimen Verbindung zu Bonapartes Gunsten gelegt haben. Ihr Hotel, ihr Schloß zu St. Luc, ward der Versammlungsort der Bonapartisten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelne Stellen aus der Erbauungsrede der frommen Frau von Krüdner.

Wir leben in einer großen Zeit. Schon hat der Krieg Millionen Menschen dahingerafft, (eine große Neuigkeit!) die unfruchtbare Erde dem Landmanne seinen Unterhalt versagt, alle Schreckniße von Hunger und Mangel, Theurung und Elend, (die alten verrückten Weiber sind vergessen) sind über das gottlose Menschengeschlecht eingebrochen. Diese werden, auf daß alles erfüllt werde, auch noch Krankheiten im Gefolge haben. (Gegen die Pestseuche der Schärmerey wird es hoffentlich — in Deutschland mindestens — an Quarantaine-Anstalten nicht fehlen.) Zu dem Untergange von Städten, dem Wanken der Berge, dem Zurücktreten des Kaspischen Meers um mehrere 100 Fuß, den langen Irrfahrten der Schiffe auf dem brausendem Ocean, (der doch wohl nicht jetzt erst zu brausen angefangen) dem Entstehen des Blutsee's (??) in Preußen, dem Weichen der Sonne (??) und der Gestirne von ihrer Bahn u. s. w., muß jeder nicht ganz verstockte und verhärtete Sün-

der die Stimme Gottes erkennen, und sich angetrieben fühlen, eilends Buße zu thun, den alten Menschen abzulegen und den neuen anzuziehen, sich dem gnadenvollen Herrn Jesu in die Arme zu werfen und seine Sünden abzuwaschen in dem Blute des Lammes. — Die miserablen Protestanten sind ein verblendetes und verstocktes Geschlecht, dessen Christenthum höchstens in Kirchenbesuchen und Minderung grober Laster besteht, das sich des Namens Christi gleichsam schämet, keine Ehrfurcht vor dem dreieinigen Gott hat, und in Gebete seine Knie nicht beugt. — Von dieser Kniebeugung kam die Schwärmerin durch einen seltsamen Ideengang, unter andern auch auf den Kaiser Alexander und den heiligen Bund zu sprechen.

Der heilige Bund ist ein Bund, den Gott selbst mit den Fürsten Europens gestiftet hat, er ist der dritte Bund Gottes, den er mit seinen Auserwählten geschlossen. Ihn als einen politischen, menschlichen Vertrag zu betrachten, ist Ruchlosigkeit. Die elenden Schweizer Cantone (das sagt die Liebenswürdige in der Schweiz) haben sich demselben blos aus Klugheit und Politik angeschlossen. Ihr seyd blind, (ja wohl, sonst wäre die verehrte Dame längst schon zum Lande hinaus getrieben,) und eure Obrigkeiten miserable Stellvertreter Gottes, (Hört!) und eure Gesetze menschliches Machwerk, nicht werth, daß man ihm gehorche ꝛc. (Hört, hört!)

Zuletzt kömmt sie auch auf ihre eigene respectable Person. Seht, auch ich, sagt sie unter andern, war (?) sündlich wie ihr alle, und fühlte in meinem frühen Alter mich vom unreinen Geiste befleckt. (Edles Selbstgeständniß) Doch durch Kämpfen und Ringen ermannte ich mich, die Lockungen der Welt zu überwinden. (Die böse Welt sagt: etwas spät, als der Sieg keinen Kampf mehr voraussetzte.) Und es gelang mir, und Gott erwählte und bestimmte mich in diesen schweren Zeiten, die Menschen zu bessern, (ein saubres Werkzeug!) sie zur Reue und Buße anzuhalten, und das gefallene Christenthum, in seiner Reinheit, wie es in den ersten Gemeinden war, wieder herzustellen. Von der Neva Ufer kam ich in die Schweiz, um sie zu retten. Doch man verstößt mich. (Daran thut man sehr wohl.) Gott hat mich wirklich gewürdigt, vielen Tausenden das Heil zu verkünden. (Eine alte Sünderin soll das Heil verkünden!) Er gab dem Glauben die Wunderkraft, indem ich in Luzern 900 Menschen mit 19 Broten und etwas Grütze und Butter gespeist habe. (Das ist kein Wunder, die Frage ist nur, ob die gespeisten satt geworden sind.)

So muß ich denn auch von hier fortgehen, (Gottlob) willig dulde ich dieß. (Großen Dank!) Thut Buße und bekehrt euch, ich liebe euch alle, (wir sind tief gerührt.) auch die, so mich hassen. (Da hat sie viel zu lieben.)

Wie es heißt, will die verehrte Frau einen Zug nach Jerusalem unternehmen. Wir wünschen von ganzem Herzen eine vergnügte Reise, und daß es ihr dort recht lange gefallen möge!

Ein vermeintlich zum Besten der Menschheit begangener Mord.

Die folgende Anekdote aus dem Leben eines Arztes schwebt mir im Gedächtnisse. Ob ich sie irgendwo las, ob sie mir erzählt wurde, weiß ich nicht. Merkwürdig ist sie allerdings, und das sey mir und meinen Lesern genug.

Eine Bäuerinn war sehr krank und schon viele Mittel sie herzustellen waren vergebens versucht. Ihr Mann wandte sich an einen weltberühmten Arzt in der Stadt. Dieser kam, sah und half. Der Bauer wollte seine Schuld mit

sen, doch der Arzt weigerte sich sofort der Bezahlung. Frau, sagte nach einiger Zeit der Landmann, der liebe Herr Doctor hat große Dinge an dir gethan, daß er dich aus der langwierigen Krankheit errettete. Wenn es dir recht ist, so fahre ich morgen zu ihm in die Stadt, und lade ein gemästet Kalb zum Extra-Geschenk für ihn auf, und fodre meine Rechnung. Die Frau war damit eins. Als der Bauer mit dem Kalbe zum Arzt kam, versicherte dieser, er sey mit dem Kalbe vollkommen befriedigt und verlange weiter kein Geld für die Kur. Und da ihr mich so ansehnlich beschenkt und bezahlt habt, fuhr er fort, so will ich euch auch von meinem besten Wein zu trinken geben. Kommt mit mir in den Keller hinab: Und als sie in den Keller gekommen waren, faßte der Arzt den Bauer bey der Gurgel und schlachtete ihn ab. Die Pferde vor dem Hause fuhren, als es Abend und Ruhezeit ward, den Wagen ohne Führer nach Hause auf den Hofplatz. Wie erschrack die Frau, als sie ihr Fuhrwerk ohne den Mann sah! Ihm ist gewiß ein Unglück begegnet, sagte sie, wo nicht gar der Tod. Was hilft mir nun mein Gesundseyn, da ich meinen Mann nicht habe? Am dritten Tage, nachdem sie vergebens in der Nähe und Ferne in allen Gräben und Teichen nach ihm hatte suchen lassen, ließ sie den Knecht Hans anspannen, und fuhr in die Stadt gerade zum Doktor. Er war nicht daheim, aber sein Diener versicherte, er habe den Mann vom Lande zwar zum Doktor gehen, aber nicht wieder weggehen sehen. Endlich kam der Aeskulap zu Hause. Mein Mann ist bey Ihnen gewesen? — Ja, liebe Frau — und hat ein Kalb — mir in die Küche gebracht. Vielen Dank dafür, und ist nicht wieder zu Hause gekommen. Das ist mir herzlich leid. Sie konnte weiter keine Auskunft über das Schicksal ihres Mannes erhalten, aber sie lief in der Stadt umher und befragte Alt und Jung, und erfuhr, daß jemand einen Wagen mit 2 Pferden und ohne Fuhrmann am benannten Abend von dem Hause des Arztes hatte abfahren sehen. Man fand hier und da die Sache verdächtig, und ein Bürgersmann geleitete die geängstete Frau zu einer Magistratsperson. Der Senat des Orts nahm von der Sache Notiz, ließ bey dem Arzte Haussuchung anstellen und im Keller ward der Gemordete mit aufgeschnittenem Bauch auf einer anatomischen Anrichtetafel liegend gefunden. Der Arzt ward verhaftet, inquirirt und sagte auf die Frage: warum er diesen Bauer, der so redlich und dankbar gegen ihn gehandelt, ums Leben gebracht? aus, dieß sey zur Ehre und zum Besten der Menschheit geschehen. Denn, sagte er, ich hatte wichtige Entdeckungen in der Kunde des innern menschlichen Körpers zu machen, wozu ich nicht anders als vermittelst eines frisch geschlachteten Körpers gelangen konnte. Ich habe entdeckt, was ich wollte, und der Tod dieses einen Menschen wird, wenn Gott meine Bemühungen segnet und man, um der guten Absicht willen, das Vergehen ungeahndet läßt, Tausende vom Tode befreien. Nach langen gerichtlichen Verhandlungen, Versendung der Akten u. s. w. ward, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, dem Arzt das Leben geschenkt und die Bauersfrau mit einer vom Arzt zu erlegenden Geldbuße abgefunden.

Anekdote.

Was wird heute für eine Messe in der Hofkirche gegeben? fragte der Landschulmeister, der eben an einem Sonntage in der Residenzstadt angekommen war. Als man ihm zur Antwort gab: eine der schönsten von Haydn, war er — mit dem Namen dieses großen Meisters nicht be-

kannt, sehr verwundert, daß auch schon die Heiden Messen komponirt haben.

Theaterkritik.

Die rühmliche Anstrengung der Theaterdirektion im vorigen Winter, die Darstellungen auf unsrer Bühne zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen, verschafften Genüsse, welche von den Theaterfreunden und größerm Theile des Publikums dankbar erkannt wurden, und es sind, in der That, Leistungen geschehen, welche den bessern auf den ersten Bühnen Deutschlands und anderer Länder, ohne zu verlieren, an die Seite gesetzt werden konnten.

Wir erinnern unter andern an die erste Darstellung des trefflichen Kunstwerks: die Schuld. — Der Wunsch mehrerer Theaterfreunde, Herrn Gaßmann während seiner Anwesenheit auch in der Rolle des Hugo zu sehen, dürfte von dem feinsinnigern Theile des Publikums getheilt werden

Leider schien aber, bey ungeschmälerten äußern Verhältnissen, dennoch nicht Kraft genug vorhanden zu seyn, sich auf dieser Höhe erhalten zu können. Bessere Mitglieder verließen unsere Bühne, an schlechten behielten wir, trotz allem Abgang, noch Ueberfluß, und nach und nach sanken die Darstellungen zu einer Stufe hinab, daß selbst genügsame und nachsichtsvolle Zuschauer zu murren Ursache fanden. Ein sich in das Gewand der Bescheidenheit hüllender Lehrling der Thalia erdreistete sich noch zuletzt, die Fackel des Haders unter ihre besseren Diener schleudern zu wollen, und das Ganze hätte mit einem Skandal enden können, wenn nicht der Rechtlichkeitssinn der letztern, sie nur um desto fester vereinigt und jenen aus ihrem Kreise verbannt hätte.

Erfreulicher ist es für uns zu berichten, wie Herr Gaßmann, vom Braunschweiger Theater, als ein lieber Gast und alter Bekannter, vorgestern in den Räubern als Carl Moor bey uns aufgetreten ist. Dem Einsender dieses war es nicht vergönnt der Vorstellung beyzuwohnen zu können, allein es herrscht nur eine Stimme über die Trefflichkeit des Spiels, nach dessen Beendigung der Künstler ehrenvoll hervorgerufen worden ist.

Gestern sahen wir denselben als Rudolph, in Th. Körners Banditenbraut, und seine Gegenwart hatte, wie vorgestern, das Haus gefüllt. — Es ist unsere Absicht nicht, daß Stück hier einer Kritik zu unterwerfen, vielmehr wollen wir lieber unverhohlen gestehen, daß selbst der hin und wieder herrschende excentrische Schwung, bey uns kein Mißbehagen erregt hat. Des Dichters und Helden jugendliche Geistes- und Herzensfülle stellt sich darin in hellem Lichte dar. Aber eben dieserwegen ist auch besonders Rudolph eine Rolle, an der jede Mittelmäßigkeit scheitern muß. Bey Herrn Gaßmanns Spiel sahen wir, was ein denkender und gewandter Künstler daraus machen kann. Besonders steht er in der furchtbar schönen Scene, bey den an Hedwig gerichteten Worten: „du liebst ihn" noch lebhaft vor unsrer Erinnerung.

Herr Gerber führte die kindlich vertrauliche Rolle des jungen Grafen lobenswerth aus, und nicht minder Frau Müller die der Hedwig.

In der kleinen lustigen und unterhaltenden Operette: Obristlieutnant Taps von Costenoble, welche zum Schluß gegeben wurde, zeigte Herr Schwarz (der Obristlieutenant, aber nicht Taps, wofür ihn einige anfangs hielten), daß das Verdienst, welches die Direktion sich durch seine Ausbildung zu erwerben strebt, kein leicht zu erringendes seyn wird.

(Wird gelegentlich Fortgesetzt.)

Räthsel.

Ich deck' ein ew'ges Leben,
Ich deck' ein ew'ges Grab,
Das All von mir umgeben,
Sehnt sich zu mir hinab.
In meinem klaren Spiegel
Mahlt sich die ganze Welt,
Mich bannt nicht Schloß noch Riegel,
Nichts das zurück mich hält.
Ich woge auf und nieder,
Vom leisen Genienchor
Ertönen süße Lieder,
Bezaubernd jedlich Ohr.
Aus meinen grausen Reichen
Erstand vor langer Zeit,
Das Schönste sonder Gleichen
Dem Himmel selbst zur Freud'.
Ich bin dir eine Brücke
Zum Gold und zum Gewinn,
Oft leit' ich Dich zum Glücke,
Oft auch zum Unglück hin.
Im Zorn gleicht meine Stimme,
— Liegt es nun klar vor Euch —
Dem Leu'n in seinem Grimme,
Und auch zehn Leu'n zugleich.

№ 47.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 7. September. 1817.

Luther auf dem Reichstage zu Worms.

Karl V. war nach dem Tode Maximilians I., welcher bereits zum Anfange des Jahres 1519 erfolgte, zum deutschen Kaiser erwählt worden und ein Enkel Maximilians. Daß Karl die Kaiserkrone eigentlich Friedrich dem Weisen zu verdanken hatte, der sie selbst großmüthig ausschlug, als man sie ihm anbot, indem er sich mit seinem Alter entschuldigte, ist bekannt genug. Allein dieser Umstand ist zugleich für die Reformation wichtig, weil Karl Friedrich den Weisen, als den Beschützer Luthers, gern schonen wollte, ohne es jedoch auch mit dem Pabste zu verderben, denn er brauchte dessen Freundschaft in Italien und besonders zu seiner bevorstehenden, damals noch für nöthig gehaltenen Kaiserkrönung. Da ihn nun der Pabst dringend aufforderte, daß er Luthern und alle seine Anhänger zur verdienten Strafe ziehen sollte, in welche sie durch den Bann verfallen waren, so hielt es Karl, damals nur noch ein Jüngling von 20 Jahren, welcher den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, aus Hochachtung nur seinen Vater nannte, für das Rathsamste, einen Mittelweg einzuschlagen, und forderte daher Luthern auf den Reichstag zu Worms, der im Jahr 1521 gehalten wurde, zur Verantwortung. Und so wurde ein Religionszwist der Gegenstand einer Reichsverhandlung.

Am 4. April 1521 reisete Luther in Begleitung des kaiserlichen Heroldes, Kaspar Sturm, des Justus Jonas, Nicolaus Amsdorf, seiner Amtsgehülfen, und des Rechtsgelehrten Dr. Hieronimus Schurf, welchen ihm der sorgsame Kurfürst als Advokaten mitgab, von Wittenberg ab. Bey seinem Abschiede sagte er zu seinem geliebten Melanchthon, der traurig zurückblieb: komme ich nicht wieder und morden mich meine Feinde, so beschwöre ich dich, lieber Bruder! laß nicht ab zu lehren und bey der Wahrheit des göttlichen Worts zu verharren. Arbeite zugleich für mich während meiner Abwesenheit; du kannst es noch besser machen. Darum ist es auch nicht viel Schade um mich. An dir hat unser Herr Gott noch einen gelehrteren Streiter.

Die Wittenberger zerflossen in Thränen, denn sie glaubten ihren geliebten Lehrer nie wie

der zu sehen. Die akademischen Jünglinge begleiteten ihn bis an das Thor und machten Zeichen des Kreuzes hinter ihm her, bis sie ihn aus den Augen verloren.

Unterweges predigte Luther zu Erfurt am Quasimodogeniti Sonntage auf inständiges Bitten vor einer außerordentlichen Menge von Zuhörern. Vielleicht glaubten die Meisten unter ihnen, es würde das letztemal seyn, daß sie ihn zu hören Gelegenheit hätten, und sahen seine Predigt als ein kostbares Vermächtniß an. Zu Frankfurt wurde er krank, aber nicht muthlos, und ließ sich auf keine Weise bewegen, die Reise zu unterbrechen. Vergebens warnten ihn seine Freunde vor Worms. „Und wenn sie ein Feuer machten" sprach er, „das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen."

So ging die Reise fort, bis man die Thürme der Stadt Worms vor Augen hatte.

„Wie ich nun nicht weit von Worms bin, erzählt Luther selbst, schickt mir Spalatin entgegen, läßt mich warnen, ich sollte nicht hinein kommen und mich in solche Gefahr begeben, ich aber entbot ihm wieder: wenn auch so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich dennoch kommen und mich nicht fürchten; denn ich war unerschrocken und fürchtete mich nicht."

„Nun fuhr ich," erzählt er weiter, „(es war am 16. April) auf einem offenen Wägelein, in einer Kappe, zu Worms ein. Da kamen alle Leute auf die Gasse und wollten den Mönch Dr. Martin sehen, und fuhr also in Herzogs Friedrichs *) Herberge, und war auch Herzog Friedrich dabey bange gewesen, daß ich nach Worms kam."

*) Er meint den Churfürsten, Friedrich den Weisen, den er oft Herzog nennt.

Einen Theil der Nacht, die dem verhängnißvollen Tage vorherging, an welchem Luther die von ihm erkannte Wahrheit vor Kaiser und Fürsten bekennen und vertheidigen sollte, brachte er am Fenster stehend zu, wendete seine Blicke gen Himmel, von woher er Beystand hoffte, und spielte eine Zeitlang auf seiner Laute, der vertrauten Gefährtin in seiner Einsamkeit, deren sanfte Töne sein stürmisches Gemüth so manchmal schon beschwichtigt und Trost und Frieden in das beklommene Herz gezaubert hatten! —

Schon am folgenden Tage nach seiner Ankunft, am 17. April, trat er Nachmittags um 4 Uhr in die glänzende Reichsversammlung, zu welcher er, des großen Volkszulaufs wegen, durch einen Garten und einige verborgene Gänge geführt wurde.

Vor dem Eingange des großen Versammlungssaales stand der graue Kriegsheld, Georg von Frundsberg oder Frondsberg, welcher schon unter Maximilian I. gegen die Venetianer und Schweitzer siegreich gefochten hatte, und jetzt kaiserlicher Marschall war. Er klopfte Luthern mit den treuherzigen Worten auf die Schulter: Mönchlein! Mönchlein! du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer ernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meynung und deiner Sache gewiß, so sey nur getrost und fahre in Gottes Namen fort. Gott wird dich nicht verlassen.

Als Luther zum erstenmale vor der glänzenden Reichsversammlung stand, wo der Kaiser Karl V., sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe und Prälaten, 5 königliche Gesandte u.

s. w. zugegen waren, fand man am Rathhause einen Zettel angeheftet, in welchem der Kaiser dringend gebeten wurde, Luthern nicht unverhört zu verdammen. Wenn es aber dennoch geschähe so solle der Kaiser wissen, daß 400 von Adel, die 8000 Mann zu Fuß und Roß vermöchten, sich Luthers annehmen würden, ihn zu behalten und gegen seine Widerwärtigen zu handeln. — Es ging damals auch das allgemeine Gerücht, daß Franz von Sickingen Kriegsvölker versammelt und 400 Fränkische Edelleute sich zu Luthers Vertheidigung verbunden hätten. Nach den glaubwürdigsten Nachrichten, welche durch eine Stelle in Luthers Schriften *) bestätigt werden, war dieß Gerücht auch keinesweges ungegründet.

Die Sicilianische Vesper.

Die italienischen Augen sind wegen ihrer Lebendigkeit und ihres Ausdruckes berühmt, aber vor allen sind die Augen der Sicilianer klug und beredt. Ganze Gespräche werden mit bloßen Blicken oder kleinen Mienen und Bewegungen den Ausländern fast unbemerkt abgethan, und Damen in gegenüber stehenden Logen des Theaters verständigen sich zuweilen auf diese Weise untereinander, und natürlich noch leichter mit ihren Liebhabern.

Volkssage ist es geworden, daß die Verschwörung der Sicilianischen Vesper ganz durch Blicke verabredet worden sey. Aber nach den besten und beglaubtesten Geschichtschreibern, und namentlich nach der Meinung der Zeitgenossen war die Vesper gar keine eigentliche Verschwörung, sondern eine allgemeine Aufwallung des aufs Höchste getriebenen Hasses gegen die Franzosen.

Tagello, nachdem er angeführt, wie Johann von Procida, dessen Gemahlinn durch die Franzosen entehrt worden war, lange Reisen gemacht, den griechischen Kaiser und den Pabst zum Beystande für Peter von Aragon zu bewegen, (der Karl von Anjou's Stelle auf dem Throne von Sicilien einnehmen sollte), erzählt die Sache wie folget: Während Peter (von Aragon) sich zum Kriege bereitete, brachte Johann von Procida die Palermitaner, die Messiniten und die andern Barone von Sicilien zusammen, und unterhandelte mit ihnen ein schweres Ding, das nämlich zu gleicher Zeit die Franzosen in ganz Sicilien ermordet würden. Alle stimmten in seine Meinung und einmüthig ward beschlossen, daß am dritten Ostertage, sobald die Glocken zur Vesper läuteten, alle Franzosen ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter und Rang ermordet würden. Nachdem dieß beschlossen, ging Johann durch alle Städte, und Schlösser, und ermahnte die Sicilianer, deren Haß gegen die Franzosen allbekannt war, zur That. Einige sagen, Johann von Procida habe sich, dieß besser auszuführen, närrisch gestellt, und indem er ein Rohr an das Ohr derer hielt, denen er begegnete, ließ er die Franzosen einen Ton hören, der sie lachen machte, den Sicilianern aber gab er Kunde von der bevorstehenden Metzeley, und von der Stunde und dem Tage. Hierauf als das Signal im Jahre unsers Heils 1282 und im 17ten der Regierung Königs Karls gegeben ward, am 31ten März, erfolgte ein schreckliches und trauriges Morden der Franzosen, denn indem sich ganz Sicilien in ein und derselben Zeit gegen sie erhob, und nichts zu fürchten hatte, wurden sie alle zugleich umgebracht, und nicht allein von Weltlichen,

*) Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, schreibt er, ich wollte Deutschland in ein großes Blutvergießen gebracht haben, daß der Kaiser nicht wäre (zu Worms) sicher gewesen. Aber was wäre das? Ein Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele.

sondern auch von den Mönchen des heil. Dominicus und Franziscus, und von allen andern Mönchen; einige wenige, die sich nach Spirlinga, einen seiner Natur nach sehr festen Schloß, um sich zu retten, zurückgezogen hatten, kamen durch, starben aber alle bald hernach durch Hunger, und es entstand ein Sprichwort gegen Spirlinga:

Was wohlgefiel in Sicilien Allen,
Hat einzig mir Spirlinga mißfallen.

Man wüthete dergestalt gegen die Franzosen, daß man auch der schwangern Weiber nicht schonte, ja man schlitzte ihnen mit Dolchen den Leib auf und ermordete die Kinder, indem man ihnen den Kopf gegen Mauern und Steine zerschnellte, damit auch in Sicilien kein eiziger Franzose am Leben bliebe; und ist es eine offenbare Sache, daß zugleich und binnen zwey Stunden 8000 Franzosen umgebracht wurden. Daher das Sprichwort: Sicilianische Vesper. Man sahe bis zu meiner Zeit zu Palermo in der Kirche von St. Cosimo und Damiano, und in andern heil. Oertern in der Nähe einen Haufen und Berg französischer Körper und Gebeine. Bis hieher nun haben wir diese Grausamkeit der Sicilianer gegen die Franzosen in der Art angezeigt, wie sie am meisten von den Schriftstellern geglaubt und für wahr gehalten worden. Aber wir haben in vielen sicilianischen Annalen, und in denen der Könige von Sicilien gelesen, und besonders in den Privilegien Peters II., Königs von Sicilien, und auch in Schriftstellern, die Glauben verdienen, daß der Ursprung dieser Ermordung zu Palermo begann. Nämlich am dritten Ostertage (in jenem Jahre der vorletzte Märztag) kamen viele Palermitaner aus Andacht nach ihrer Gewohnheit (welche bis zu meiner Zeit noch fortdauert), bey der Kirche von St. Spirito zusammen, eine halbe Miglie außer Palermo gegen Mittag zu, da wo hernach die Inquisition und jetzt 1816 der Giardino publico an der Marine ist. Auf Befehl Johanns von St. Remigio, Gouverneurs der Stadt, wurden diese unter dem Vorwand, daß Niemand Waffen führen solle, von den französischen Beamten durchsucht, und bey dieser Gelegenheit faßten nicht allein diese Beamten, sondern auch andre Franzosen, die Weiber und Mädchen unanständig am Busen. Einer derselben, Namens Drosetto (Droset), der eine edle Matrone anrührte, wurde im aufbrausenden Zorne der Palermitaner (die alle zusammen liefen) getödtet, und bey diesem Aufstande, nachdem man um Waffen in die Stadt geschickt, wurden die Franzosen ohne Schonung sämmtlich auf den Plätzen ermordet, und empfingen dergestalt den Lohn ihres so lange geduldeten unsittlichen Wandels Hierauf, nachdem die Palermitaner das Schloß Johanns von St. Remigio, der, wie gesagt, Statthalter war, gestürmt und die Thüren erbrochen, brachten sie alle um, die sie von seiner Nation fanden. Und Johann selbst, im Gesichte verwundet, als Bauer verkleidet, warf sich Nachts zu Pferde, und entging dieser Gefahr, indem er nach dem Castelle Biccari entkam. Aber die von Palermo, welche mittlerweile Ruggierro, Sohn von Maestro Angelo zum Statthalter ernannt, um das Volk in Zaum zu halten, verfolgten mit unerbittlicher Wuth Johann v. St. Remigio, und nachdem sie ihn eingeholt, erschossen sie ihn mit Pfeilen. Als der Ruf des Mordes der Franzosen sich von Palermo durch die umliegenden Schlösser verbreitete, ermordeten die von Coriglione in Zeit einer Stunde alle, die sie in ihrer Burg hatten, und schlossen Bündniß mit den Palermitanern. Und nachdem die erste Niedermetzlung

der Franzosen vollbracht, bildeten die von Palermo drey Haufen, deren einen sie gegen Cefaledi, den andern gen Cuna (Castrogiovanni) nach Calatafimi sendeten, um ganz Sicilien zu gleicher That zu bringen. Die so nach Calatafimi kamen, nachdem sie alle andere Franzosen ums Leben gebracht, wollten Wilhelm von Porcelet, aus der Provence, wegen seiner Güte nicht ermorden, und schickten ihn wohlbehalten nach seinem Vaterlande. Von dort verbreitete sich der Ruf über ganz Sicilien, und die Soldaten, die alle Ortschaften durchstreiften, ließen auch nicht einen Franzosen am Leben. Als Herbert Kapitain von Sicilien, der noch zu Messina war, den Aufstand von Palermo vernahm, hielt er die Stadt (Messina) sogleich mit den Soldaten, die er zur Bewachung ausersehen, in Pflicht, und nachdem er ein Geschwader von 9 Galeren zusammen gebracht und Richard di Ris zum Befehlshaber derselben gesetzt, schickte er sich an, Palermo zu belagern. Die Palermitaner brachten dieß Geschwader leicht in die Flucht. Orlando di Millia, ein Palermitaner von Adel, der vem König Karl (aus Sicilien) verbannt, um die Zeit des Aufruhrs nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, half den Sicilianern sehr, indem er heftig gegen die Franzosen wüthete, und hernach die Sache der Könige Peter und Friedrich mannhaft gegen ihre Feinde vertheidigte, Herbert, welcher erfahren, daß die Leute von Palermo nach Taormino (noch unter der Bothmäßigkeit Karls) gekommen, schickte ihnen eine gleiche Anzahl Soldaten unter den Fahnen und dem Befehle Michelot Gatto's, eines Franzosen, entgegen, um sie zu schlagen. Aber die Sicilianer, nachdem sie mit großer Heftigkeit das Schloß angegriffen, und viele Franzosen umgebracht, eroberten es, und Michelot flüchtete zuerst nach dem Schlosse Scaletta und dann nach dem del Grifone bey Messina. Die Franzosen betrugen sich indessen ungezügelt zu Messina, so daß die Messinesen endlich die Geduld verloren, sich gegen sie erhoben, und nachdem sie zuvörderst Herbert in die Festung del Grifone und dann nach Catrina gejagt, fielen sie am 29. April mit Wuth unter ihrem sehr populären Hauptmann Bartholomäus Marescalco (ich weiß nicht ob mit Namen oder Amt) über die Franzosen her, wirthschafteten grausam mit ihnen, und ermordeten alle, die ihnen aufstießen, zusammen mit Michelot und denen in der Festung, warfen die Wappen Karls zu Boden, und steckten eine Fahne mit dem Kreuze, das Wappen der Stadt auf. Hierauf ließen sie die Palermitaner von dem, was sich zugetragen, benachrichtigen, und vereinigten sich mit ihnen zu einem Bündnisse gegen die Franzosen.

So weit der vortreffliche Historiker Fanello. Muratori stimmt im Wesentlichen ganz überein, und dieses entscheidet.

Aus eines Chinesen Schilderung der in London üblichen Sitten und Gewohnheiten.

Ihre Schauspielhäuser sind den ganzen Tag über verschlossen, und werden nur erst mit anbrechendem Abend geöffnet. Die Gesichter der spielenden Personen sind alle sehr schön. Ihre Kleider sind prächtig gestickt. Jederman hat hier freien Zutritt, nur daß er für den Einlaß einen bestimmten Preis bezahlen muß. Der Schauplatz ist so bemahlt, daß er sogar Häuser und Bäume vorstellen kann, und das Bewundernswürdigste von allem ist, daß alles sich auf einmal verändert. Weibliche Charaktere werden hier von wirklichen Frauenzimmern aufgeführt, und alle gehen lachend und zufrieden vom Schau-

platze zurück. — Viermal jeden Monath ziehen die Engländer ihre besten Kleider an, und gehen in die Tempel, wo ihnen aus heiligen Büchern vorgelesen wird, und dies nennen sie in ihrer Sprache: Pe-lee to Kot, (so buchstabirte der Chinese in seiner Sprache, die kein R hat, den von ihm gehörten Ausdruck pray to God zu Gott beten). Die Häuser sind in London so hoch, daß man aus ihren Dächern mit der Hand in den Himmel greifen könne. Die große Brücke kömmt der Loganz-Brücke nahe, doch übertrifft sie selbige nicht.

Neue Ansichten über Auswanderungen.

In der dänischen Zeitschrift: Schilderung von Kopenhagen, lieset man folgende merkwürdige Stelle, Brasilien betreffend: Wenn man sieht, wie sich die Menschen in Europa auf einzelne Punkte zusammendrängen, und man die lautesten Klagen über Uebervölkerung hört, so hat man Grund, einem jeden solchen Klagenden zuzurufen: gehe von deinem Lande und deinem Geschlechte zu dem Lande, welches ich dir zeigen will! — Und dieses Land ist Brasilien. Hier ist die Bevölkerung noch so geringe, daß die weitläuftigsten Landstriche des Anbaues bedürfen. Die Natur hat sehr viel, die Menschen haben sehr wenig für Brasilien gethan; Berge und Thäler, Wälder und Gewässer wechseln hier auf das Anmuthigste mit einander ab; überall sieht man eine Fruchtbarkeit, welche alle Vorstellungen übertrifft. Die ausgedehntesten Grasungen lächeln dem Wanderer entgegen, und von keiner Kunst gepflegt, erfüllen die herrlichsten Blumen mit ihren Düften die Lüfte; gaukelnde Affen und bunte Papageyen beleben die Wälder. Table man denn, so viel man wolle, die Auswanderungen der Deutschen, entweder suchen sie nicht die rechten Plätze in Amerika, oder auch die Nachrichten von dem Elende, welches sie dort finden, sind übertrieben und falsch. (Schwerlich!) Es ist fast keinem Zweifel unterworfen, daß Europas flüchtende Kultur nicht in jenem Welttheile ihre Zuflucht finden werde. Selbst die Gährung die man dort bemerkt, scheinen nur die Vorbereitungen dazu zu seyn. Zu tief ist Asien unter das eiserne Joch des Despotismus gesunken, als daß man erwarten könne, es werde dereinst wieder werden, was es gewesen. Es hat die Rolle, welche ihm bestimmt war, ausgespielt. Aber Amerika ist der Welttheil, welcher jung und kraftvoll Europens Kultur zu sich einladet und ihr das sicherste Asyl verspricht. Unter allen Theilen der neuen Welt ist aber wohl keiner mehr durch physische Beschaffenheit, ganz vorzügliche Lage und alle Fülle der Kraft, der Größe, des Glanzes und Reichthums der Natur zur höchsten Entfaltung berufen, als die südliche Halbinsel.

Begräbnißzeremonien in der Moldau.

Mein Wirth, ein angesehener Mann, starb. Sogleich wurde der ganze Hof mit Lampen besetzt. Man ließ Zigeuner aus der Kaste Ursary kammen, die mit Musik und Tanz die schon Versammelten belustigen mußten. Der Hof ertönte von den Gesängen und dem Schreien des Volks, welches herbey lief; die Wittwe saß in dem Zimmer, wo der Todte lag, mit losen Haaren, weinte und schrie, wie besessen. Diese Geschichte fing gegen drey Uhr des Nachmittags an, und nun wurde als Zwischenspiel Ligatura gespielt. Acht Personen setzen sich in die Runde; ein Pelz bedeckt aller Knie. Ein neunter mit einem gedrehten Schnupftuche versehen, steht in der Mitte des Zirkels. Er schlägt einen der Sitzenden, welcher sich sogleich des Schnupftuchs zu bemeistern sucht, das dieser aber einem der Nachbarn zusteckt. So lange der Geschlagene

dem Schläger das Schnupftuch nicht entreißen kann, behält es dieser, und dem Geschlagenen wird das Wort Mischka zugerufen. Das Spiel wurde bis zum anbrechenden Tage fortgesetzt, so wie auch das Tanzen, Singen und Schreien. Man denke sich die saubre Situation! Nun ward der Todte, in seinen besten Kleidern in einem Bette liegend, durch die Straßen getragen und nach der Kirche gebracht, wo ihn die Priester empfingen. Nach geendigten Gebeten legte man den Körper in den Sarg, der aber nicht geschlossen wurde. Der Priester besprützte ihn ins Kreuz mit Wein, machte eben ein solches Kreuz mit Erde über den ganzen Körper und schloß nun den Sarg mit einem flachen Deckel, worauf man den Todten in die Erde senkte. Bey dem gemeinen Volke, besonders auf den Dörfern, herrscht eine äußerst auffallende Ceremonie: sie graben nämlich nach drey Jahre ihre Todten wieder auf, nehmen die vorhandenen Knochen, thun sie in einen Sack und zerstoßen sie, worauf sie wieder nebst den Sack in die Erde verscharrt werden. Ich habe mir alle Mühe gegeben, die Ursache dieser Behandlung zu erfahren, aber vergebens. Die Priester wissen entweder den Grund derselben nicht, oder wollen ihn nicht sagen; das Volk antwortet: unsere Vorfahren machte es eben so, und die Adlichen sagen: es ist der Unterschied zwischen uns und der Bauernkanaille.

Bonaparte und Talma.

Als Bonaparte noch ein bloßer Artillerie-Kapitän war, traf sichs, daß er und Talma eines Tages in demselben Hotel, doch nicht an einem Tische speisten. Der Schauspieler saß allein an seinem Tische, und der Krieger präsidirte einer Gesellschaft von Offizieren, die auf seine Einladung und auf seine Kosten hier waren. Nach dem Essen, als die Offiziere sich zurückgezogen, zögerte Bonaparte in einem Fenster über der Durchsicht der Rechnung, welche unglücklicherweise die Mittel überstieg, über die er im Augenblick zu gebieten hatte. In dieser Verlegenheit bewieß er seine ihm auszeichnende Geistesgegenwart und Entschlossenheit. Unähnlich den Franzosen, begann er weder einen Wortschwall noch eine Apologie, sondern nahm sein Seitengewehr ab und sagte zum Aufwärter: Behaltet bis morgen dieß! Auf mein Ehrenwort, ich werde das Pfand einlösen! Der Aufwärter äußerte Bedenklichkeiten. Da fuhr Talma vom Stuhle auf, und sagte mit Unwillen, wenn er des Offiziers Worte nicht traue, so solle er die Summe mit auf seine (Talmas) Rechnung bringen. — Der Aufwärter bezeigte durch einen Bückling seine Zufriedenheit und ging. Bonaparte fühlte, wie verbindlich dieß war, obgleich die Art wie er seinen Dank ausdrückte, lakonisch und sogar trocken war. — Talma, wie man leicht vermuthen kann, hatte keinen Schaden von jener Cautionsleistung. Seine Artigkeit gewann ihm einen mächtigen Freund, der während der consularischen sowohl als kaiserlichen Regierung jede Gelegenheit ergriff, sein Talent anzupreisen und sein Interesse zu befördern.

Der Sonnen-Aufgang.

Ein Mann von Stande, der lange Zeit sich vergebens abgemüht hatte, seiner stumpfsinnigen Gattin einigen Geschmack für das Landleben einzuflößen, kam endlich doch so weit mit ihr, daß sie ihm versprach, es einige Tage auf dem fatalen Lande zu versuchen. Als sie dort waren, wendete der Gatte alle seine Beredsamkeit an, die Reize des Landlebens auf das anschaulichste hervorzuheben, und wußte endlich seine an alle Unarten des städtischen Lebens gewöhnte Gemahl-

lin dahin zu bringen, ihren köstlichen Morgenschlaf dem herrlichen Anblick eines Sonnenaufgangs zu opfern. Die gnädige Frau gab den dringendsten Bitten endlich nach, und entschloß sich — zum erstenmale in ihrem Leben — zu diesem gewagten Schritte. Noch ist es dunkel, als die Gnädige sich mit dem unbehaglichsten Gefühle dem weichen Lager entwindet. Das majestätische Schauspiel des sich allmählig erhebenden Feuerballs, der Licht und Wärme über uns Erdenbewohner ausströmt, hatte wenig Reize für sie: und als sie nun da stand die herrliche Sonne in der Fülle der Pracht, schlich die verzärtelte Dame verdrießlich zum Theetische. Verstimmt und halb im Schlafe bereitet die Gnädige das Frühstück; da entgleitet der Theekessel der matten Hand, die Gnädige begießt sich mit heißem Theewasser, und laut schreiend und aufspringend wirft sie den Tisch um sammt der Maschine, die den armen Gemahl auf die Füße stürzt. Der erschrockene und verbrannte Gemahl will seiner Gnädigen helfen. Sie aber ruft wüthend aus: Lassen Sie mich, das kömmt von Ihrer elenden Sonne! Ja, wenn man sie um 11 Uhr könnte aufgehen sehen, so ließ ich es mir gefallen, aber mit einem Sonnenaufgange vor Tage werden Sie mich künftig wohl verschonen, eine solche Dummheit ist noch keinem vernünftigen Manne in den Sinn gekommen.

Vorfälle.

Bey dem Lord Maire zu London beschwerte sich dieser Tage ein Mann gegen seine Hausfrau und deren Tochter, daß sie ihm durch Elektrizität und Anziehungskraft das Leben rauben wollten, und daß er wirklich an der Auszehrung leide. Der Lord Maire machte ihm die Bemerkung, daß sein gesundes Aussehen keinen solchen Schluß erlaube. Er erwiederte daß seine Stärkleibigkeit bloß aus brennbarem Stoffe bestände; das junge Mädchen habe ihm durch ihre Anziehungskraft zwey Zähne aus dem Munde gezogen, die er auch vorwieß. Da der Lord Maire ihm sagte, daß seine Jurisdiktion sich nicht so weit erstrecke, so zog sich der Kläger brummend zurück.

Der Pfarrer Breitinger von Dynhard (Schweiz) hat am 13. August sein Leben auf eine sonderbare unglückliche Weise verloren. Er war mit seinem 14jährigen Knaben ins Fischenthal zu Fuß gegangen. An dem besagten Tage wollte er wieder nach Haus zurück kehren, und da es bis gegen Mittag geregnet hatte, entschloß er sich, auf einem Berner Wägelein dahin zu fahren. Als sie durch einen Arm der Töß fahren sollten, mußten sie, weil das Wasser die Ausfahrt weggerissen hatte, unter einem Steg durchfahren. Der Fuhrmann sagte ihnen, sie möchten sich bücken. Entweder hörte dieß der Pfarrer nicht, oder bückte sich nicht tief genug, kurz, er stieß mit dem Kopfe an, ward auf die Lehne seines Sitzes zurück gedrückt und brach den Rückgrat, worauf er vier Stunden später bey voller Geistesgegenwart verschied.

Charade.

In Nummer drey und Nummer vier
Wird eins und zwey logirt,
Den wackern Wirth, der sie quartiert,
Benennt das Ganze dir.

Auflösung der Charade in Nro. 45:

Theodor.

Auflösung des Räthsels in Nro. 45:

Meerestiefe.

№ 48.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 11. September. 1817.

Uebersicht der Revolution im spanischen Amerika.

Die englischen Zeitungen geben uns, nach der kleinen Schrift eines Südamerikaners, folgende Uebersicht der Revolution im spanischen Amerika.

Die Revolution in Venezuela begann in der Hauptstadt Caracas, den 19. April 1810. Alle Provinzen von Venezuela (nämlich Margarita, Barinas, Guayana, Cumana und Caracas) ausgenommen Maracaibo, folgten dem Beyspiel. Der Marquis del Toro griff Maracaibo an, war aber nicht glücklich und mußte dem Gen. Miranda die Oberbefehlshaberstelle überlassen. Am 26. März 1812 entstand ein heftiges Erdbeben, und da diese Naturerscheinung alles mit Schrecken erfüllte, so zogen die Königlichen Vortheil daraus, und eroberten unter Gen. Monteverde alle aufrührischen Bezirke wieder. Miranda und seine Armee kapitulirten und er selbst starb im Gefängniß. Nur zwey Anführer, Bolivar und Madariaga entwischten. Im April 1813 brach in Cumana, unter dem Anführer Marino ein neuer Aufruhr aus, und da Bolivar von der Seite von Carthagena und Neu-Granada eine Diversion machte, so ward der Streit ernsthaft. Krieg auf Leben und Tod war die Losung und Tausende wurden von beyden Seiten mit kaltem Blute gemordet. Neu-Granada war zu dieser Zeit von einem unabhängigen Kongreß regirt. Bolivar hatte Glück, besetzte Caracas am 4. August 1813 und wurde zum Diktator der Republik Venezuela ernannt. Monteverde verweigerte mit Rebellen zu unterhandeln, vertheidigte sich in Puerto Cabello tapfer, sendete Emissaire ins Innere und brachte 70,000 frei gelassene Sklaven zusammen. Das gab der Sache wieder eine andere Wendung. Bolivar wurde 1814 zu La Puerte und Araguita geschlagen und mußte Venezuela verlassen. Unterdessen traf Morillos Expedition von Cadix ein, eben als Arismendi einen neuen Aufstand erregte. Bolivar versuchte eine zweite Diversion mit 3000 Mann von Carthagena aus; Brion aus Curaçao gebürtig, trat ihm mit einer Seemacht bey; M' Gregor, ein Schottländer mit einer andern Division. Diese Anführer setzten

bis jetzt den Krieg gegen Morillo und Morales mit wechselndem Glücke fort. In Venezuela ist die frühere Verfassung bestätigt worden. Am 8. May 1817 haben sich die Glieder der alten Regierung und die Abgeordneten der Provinzen zu Caraico, in Abwesenheit Bolivars, unter dem Gen. Marino versammelt. Eine provisorische Regierung wurde, nach einiger Berathung, eingesetzt, und Gen. Bolivar nebst Don Fernando Toro zu Vorstehern der ausübenden Gewalt ernannt. Die Mitglieder des Kongresses leisteten den vorgeschriebenen Eid wechselseitiger Treue Einer dem Andern: Richter und andere nöthige Beamten wurden gewählt, Bolivar und Marino als Oberbefehlshaber der Land- und Brion als Anführer der Seemacht bestätigt. Die Stadt Assomption, auf der Insel Margaretha, sollte der künftige Sitz der föderativen Regierung seyn, die Insel selbst, wegen des heldenmüthigen Betragens ihrer Bewohner, Neu-Sparta genannt werden. — Die Revolution in Neu Granada (das 22 Provinzen begreift) war mit jener in Venezuela gleichzeitig und mit derselben verbunden. Waren die Insurgentenhäupter hier geschlagen, so rekrutirten sie wieder dort. Wie in Venezuela, so waren auch hier die Meinungen verschieden. Santa Marta blieb königlich; Karthagena und andere erklärten sich für die Unabhängigkeit. Ein General Marino figurirte hier als Hauptanführer. Er sitzt nun zu Cadix in Gefangenschaft. Die Insurgententruppen fochten so heftig gegen sich selbst als gegen die Königlichen und daher scheint das allgemeine Resultat zu seyn, daß, durch innern Zwispalt zerrissen, sie fast gänzlich unterworfen sind. Morillo zog in Santa Fe de Bogota im Juli 1816 ein, und auch Karthagena mußte sich unterwerfen. Doch scheint auch hier die Wiederherstellung der Ordnung fast unüberkeiglich.

Bey der Revolution in Buenos Ayres und Chili, war Buenos Ayres der Mittelpunkt, und wie in den andern Provinzen war auch hier endloser Zwiespalt und Streit. Man hatte von der Seite von Oberperu und Paraguay gegen den konigl. Gen. Goyeneche, nachher Pezuela, und von der Seite von Montevideo gegen Elio zu kämpfen. Gen. Artigas verließ die königliche Sache und trat den Buenos Ayres Insurgenten bey. Der Streit wurde allgemein und hartnäckig, und obgleich Montevideo genommen wurde, so erfolgte doch Anarchie aus dem Kampfe um die Oberherrschaft unter den Anführern Artigas, Alvear, Rondeau, Pesados und Jonte. Der Partheykrieg wüthete sehr, bis endlich unter einem gewissen Puyreddon sich ein neuer Kongreß bildete und die Unabhängigkeit der Provinzen am Silberstrom am 9. Juli 1816 erklärt wurde. Die Revolutionsmänner waren siegreich auf der Seite von Peru, überschritten die Andes und machten einen glücklichen Einfall selbst ins Herz von Chili. Artigas hatte Montevideo für sich selbst besetzt, es wurde aber im Januar 1817 von den Portugiesen genommen. — Die Revolution in Chili begann auch 1810, und ihre Leiter waren drey Brüder, Namens Carrera, so wie O'Higgins und M'Kenna. Diese wurden bald uneins und kämpften, während die königl. Armee von Lima aus sie überfiel und das Land wieder besetzte. Der Uebergang über die Andes durch die Peruvianer unter San Martin und ein durch ihn bey Chacobuco erfochtener Sieg im vergangenen Januar vertrieb die Königlichen wieder. — In Mexiko begann die Revolution unter Hidalgo, einem Pariser, der die Indier zu entflammen wußte und bald an der Spitze von 100,000 Mann stand. Der Vizekönig Venegas widersetzte sich ihm und brachte es dahin, daß Hidalgo und seine Helfer exkommunizirt

wurden. Hidalgo hatte anfangs Glück, schlug ein Korps Königlicher und näherte sich der Hauptstadt, die er aber aus einer noch nicht bekannten Ursache nicht angriff. Er zog sich unordentlich zurück. Calleja folgte ihm, warf mit 8000 Mann die Indier und tödtete 10,000 derselben. Der Krieg dauerte bis im März 1811, wo Hidalgo und sein Generalstab gefangen und hingerichtet wurde. Andere Häupter, Morelos und Rayon, setzten den Kampf fort. Vor anderthalb Jahren wurde auch Morelos gefangen und erschossen. Von Rayon ist seit 1812 wenig bekannt, er hat in schwierigen Gebirgsgegenden Posten gefaßt. Die Landung des jungen Mina im Mai 1817 scheint die Flamme des Bürgerkriegs wieder anzufachen. Er soll am 18. Mai mit 1500 Mann zu Sota la Marina sich befunden haben und am 20. gegen die Königlichen aufgebrochen seyn. — Eine allgemeine Uebersicht gibt Folgendes an die Hand: In diesem Kampfe, der der Unmenschlichkeit wegen, womit er geführt wurde, ein ewiger Schandfleck für die Menschheit bleiben wird, haben 300,000 Menschen ihr Leben verloren. Man kann das spanische Amerika als in 3 große und unabhängige Theile gesondert betrachten; 1) Mexiko; 2) Venezuela und Neugranada; und 3) Buenos Ayres und Chili. In Mexiko scheint die Revolution fast ganz erstickt; in Venezuela sind die Insel Margarita und die Provinzen Maracaibo, Cumana, Barinas und Caracas in der Gewalt Bolivars; Neugranada halten die Königlichen besetzt; in Buenos Ayres lenkt der Kongreß vom Silberstrom das ganze Land, ausgenommen die Ostseite, wo die Parteyen unter Artigas mit den Portugiesen kämpfen. Die Königlichen aus Lima haben sich nach Potosi zurückgezogen und Chili wurde durch den Einfall San Martins erobert. (Neue spanische Berichte versichern, San Martin sey geschlagen und die Provinz noch immer im Besitz der Königlichen.) In den amerikanischen Meeren schwärmen eine Menge Seeräuber unter verschiedenen Flaggen. Die Hauptbefehlshaber der Insurgenten zur See sind Biron aus Venezuela, Taylor aus Buenos Ayres und Aury aus Mexiko.

Die Zähne und deren Wichtigkeit betreffend.

Ein bekannter Schriftsteller sagt in seinem Handbuche für die Toilette:

„Die Erzeugung, die Bildung der Zähne ist das Werk der Natur; — ihre Erhaltung, ihre Dauer ist die Wirkung unserer Sorgfalt und der Hülfsmittel, welche die Kunst darbietet."

„Man kann ohne großen Nachtheil mit den ersten Grundsätzen unbekannt seyn, welche die Natur bey der Erzeugung der Zähne befolgt; aber — sehr großen Schaden bringt es, wenn man nicht darauf achtet, die Werkzeuge zu schonen, mit welchen sie ihre Absichten erreichen will."

Dieser, der gesammten Menschheit wichtige Satz, sollte billig nicht bloß in einem Handbuche für die Toilette, sondern neben so vielen andern frommen Wünschen, in jedem Handbuche des allgemeinen Schulunterrichts enthalten seyn, wegen des großen Gewinnes, welchen seine Befolgung, so wie umgekehrt, wegen des großen Verlustes, welch n seine Nichtbefolgung oder auch nur Vernachlässigung nothwendig und unausbleiblich mit sich führt. —

Eine kunstmäßige Auseindersetzung über die Prozedur, welche die Natur für und bey der Entstehung und Bildung der Zähne befolgt, über die Eintheilung der letzten, sowohl in Rücksicht

*

der Verschiedenheit unter sich selbst als der allen gemeinschaftlich eigenen Theile, gehört nicht hieher: sie ist dem Sachverständigen so wie dem gebildeten Menschen bekannt, und ihre Kenntniß oder Unkenntniß ist ohne alle Folgen; aber von der äußersten Wichtigkeit ist die Kenntniß und Fürsorge für die Erhaltung und Gesundheit der Werkzeuge, mit welcher die Natur ihre Zwecke erreichen will.

Die Natur, diese zärtlichste der Mütter, kann nach ihrer Eigenthümlichkeit nicht anders wollen, als daß ihre Kinder sich ihrer vorzüglichsten Gaben, der Gesundheit und Schönheit, erfreuen möchten.

Nach ihrer Weisheit legte sie daher in den menschlichen Körper den Keim und die Fähigkeit zur Entwickelung und Bildung einer doppelten Reihe, nach ihrer Bestimmung verschiedener Zähne, theils um die schöne Wölbung des Gesichtes zu gestalten, theils um durch dieselben die Speisen gehörig für den Magen zu bereiten, von welchem unsere körperliche Gesundheit und mit dieser ihre Schwester, die Schönheit, ausgeht.

Mehr konnte diese gütige Mutter nicht thun, da, nebst diesen körperlichen Anlagen, auch der Geist, Verstand und Vernunft, in uns gelegt worden, durch dessen Aussprüche wir die Regeln sowohl für die vollkommene Ausbildung als für die Gesundheit und darauf gegründete Erhaltung unserer körperlichen Anlagen und ausgebildeten Glieder erhalten sollten.

Wie wenig aber im Allgemeinen auf diese Aussprüche in Beziehung auf einen zwar kleinen aber dennoch nothwendigsten und wichtigsten Theil des menschlichen Körpers gehört wird, bestätigt leider die tägliche Erfahrung.

Die zärtliche Mutter, der besorgte Vater sehen mit Freuden in ihrem Kinde die Masse der Kräfte zu einer vollkommenen körperlichen Ausbildung. — Beyde wenden alles an, um dieselbe zu befördern, und mit Wonne sehen sie ihren Sohn zum blühenden Jüngling, ihre Tochter zur blühenden Jungfrau heranwachsen. Nur die Sorge für die Gesundheit der Zähne ihrer Kinder lag ihnen nicht am Herzen, für deren regelmäßigen Stand, vollkommene Ausbildung und möglichst lange Erhaltung schon in früher Jugend gesorgt werden muß. — Schade, daß unser Sohn, daß unsere Tochter so schlechte Zähne hat! seufzen dann oft solche Eltern; schade, daß der schöne junge Mann — dieses schöne Mädchen so schwarze, ekelhafte Zähne hat, äußern oder denken wohl andere. Aber der Mangel ist nun — und nur durch Vernachlässigung da, und selbst eine große Summe Geldes, welche man jetzt gern anwenden würde, ist nicht mehr im Stande das zu ersetzen, was eine viel geringere aber früh und zu rechten Zeit angewendete Ausgabe gesund und schön erhalten haben würde. Gewöhnlich nur erst dann, wenn das Uebel, und im höchsten Grade eingetreten ist, — erst wenn die peinigendsten Schmerzen vorhanden sind, wird die ärztliche Hülfe gesucht. Wehe dann abermals dem Kranken, wenn er in die Hände der Unwissenheit, der Geldprellerey von so manchen Zahnbrechern und so manchen Zahnärztinnen fällt! Augenblicklich wird ohne Sinn und Kenntniß, ohne alle Untersuchung, der Schlüssel an den angegebenen Schmerzenszahn gelegt, und der gesunde wie der kranke Zahn ausgerissen, weil das Zahnausreißen bey diesen Mechanikern seine bestimmte Taxe, das Rathgeben oder Verordnen von andern Mitteln aber — was ohnehin außer ihrer Sphäre liegt — keine Taxe hat. — Nicht selten hört zwar durch diese Operation der Schmerz durch den auf diese Weise herbeygeführten, aber auch auf vielerley andere Weise herbeyzuführenden Verlust

des Blutes auf; aber mit dem Schmerz ist nun auch der unersetzliche natürliche Zahn auf immer verschwunden.

Augenblicklich werden von dergleichen Personen in andern Fällen die ätzendsten, zerstörendsten Mittel angewendet; der Schmerz, der schwarze Fleck am Zahn, der Weinstein an denselben verschwindet, aber nach Verlauf einer kurzen Zeit wird der Betrogene mit Schrecken gewahr, daß anstatt eines kleinen Flecks der ganze Zahn, statt eines Zahns viele Zähne schwarz sind, diese mit übelm Geruch aus dem Munde abfaulen und in lauter kleinen Stückchen verschwinden, da im Gegentheile durch das Herbeyrufen eines gewissenhaften, sein Fach und den Werth des Gegenstandes kennenden Zahnarztes die mit Gewalt weggebeitzten Zähne noch lange hätte erhalten werden können. Dazu ist mit diesen Zähnen die schöne Wölbung des Mundes und Gesichtes, die reine Aussprache, und mehr als dieß, die Fähigkeit zum nöthigen Zerkauen der Speisen verschwunden, und Unverdaulichkeit des Magens mit allen ihren Folgen plagt den, der die Gesundheit seiner Zähne früherhin vernachlässigte und für unbedeutend achtete.

Nun erst hörte man so manchen Mann, so manche Frau seufzen: ach! hätte ich früher das bedacht — hätte ich doch die Folgen dieser Sorglosigkeit früher gewußt — wäre ich doch in meiner Jugend streng angehalten worden, diese Sorge zu tragen! — Jetzt ist es zu spät; die eine Hälfte meiner Zähne ist fort und die andere wird ihr nachfolgen, ehe ich noch über die Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit bin? —

Möchte doch eine solche Person als Vater oder Mutter die eigene, traurige Erfahrung wenigstens dazu benutzen, ihre Kinder vor gleicher Nachlässigkeit und deren unausbleiblichen Folgen zu bewahren!

Schon in der zarten Jugend der Kinder benutze man den Rath eines bewährten, die Wichtigkeit seines Amtes kennenden Zahnarztes Schon früh und ehe die Zähne krank werden, befolge man streng und gewissenhaft die Verwahrungsregeln, welche der sachkundige Arzt vorschreibt, damit die Zähne nicht krank werden, oder, wenn sie dieß leider schon sind, damit die ihrer Eigenschaft nach schnell zerstörende Kraft der Krankheit so schnell und so viel als möglich gehemmt werde; und außer dem Reize, der in dem Anblicke, und außer dem großen Gute, das in dem Besitze von zwey schön geformten Reihen gesunder, bis zum hohen Alter erhaltener Zähne liegt, wird unter mehrern andern ersprießlichen Folgen, besonders Gesundheit des Körpers und nicht eingefallenes Ansehn des Gesichts für die auf die Zähne verwendete Sorge und deshalb gemachten — im Vergleich mit dem erreichten Zwecke so kleinen — Auslagen lohnen.

Ursprung und Ausbreitung der Perücken.

Die alten Römer hatten die Gewohnheit, die Gallier und andere barbarische Nationen mit einem Namen zu benennen, welcher, buchstäblich übersetzt, ein Volk mit langen Perücken bedeutete. Unter einer Perücke verstand man damals einen Kopf mit unordentlichen, ungekämmten und fliegenden Haaren, welche bey dem Winde, dem Tanze, dem Fechten und dem Kampfe hin und her flogen.

Einige Zeit darauf ließen die römischen Bürger von Narbonne in Gallien Haarköpfe oder ganz fertige Perücken kommen, womit sie dem Vordertheil des Kopfs bedeckten, der entweder durch das Alter, Nachtwachen oder Ausschweifungen die Haare eingebüßt hatte. In-

venal verwünscht die Sitte des Perückentragens und tadelt bitterlich die Frauenzimmer, welche sich falsche Haare zulegen; zugleich schleudert er alle Pfeile des Lächerlichen auf diejenigen Mannespersonen, welche zu seiner Zeit mit Hülfe von schwarzen oder flachsenen Perücken alle Jahreszeiten die Farbe ihres Haares veränderten.

Der Kaiser Commodus trug seine Perücke mit Goldstaub gepudert, worüber das römische Volk nicht spottete, als es dasselbe mit Sicherheit thun konnte.

Frankreich haben wir die Erfindung der Perücken zu verdanken, doch nahmen die Franzosen diese Art von Hauptputz nicht eher als im Jahre 1600 an.

Als Paris dieser Mode folgte, dauerte es nicht lange, so ahmten ihm Wien, London und jede andere große Stadt in Europa nach. Und von dieser Zeit an entstand ein Schlag von Künstlern, die man gewöhnlich Haarkräusler nennt. Jetzt können sich nur noch wenige Menschen der Perücken ihrer Großväter erinnern, welche mit Puder und Pommade bedeckt waren und weit herunter hingen.

Die Hahnengefechte auf Sumatra.

Die Einwohner von Sumatra sind leidenschaftliche Liebhaber des Hahnengefechtes. Kein Gastmahl und keine Hochzeit darf ohne diese Lustbarkeit seyn. Man sieht alsdann die dazu Eingeladenen, an der Zahl funfzig und darüber, mit ihren Kampfhähnen unter den Armen herbey eilen und es ist gar nichts ungewöhnliches, daß auf eine einzige Partie hundert spanische Thaler gesetzt werden, ja, es giebt Beyspiele, daß Hausväter, ihre Mütter, ihre Schwestern, ja sogar ihre Frau und ihre Kinder verwetten und verspielen.

Der Platz, wo die Gefechte vor sich gehen, ist entweder auf ebener Erde oder auf einer erhöheten Bühne, aber stets mit einer Ballustrade umgeben, welche die Zuschauer absondert. Vier Richter entscheiden über alle Streitigkeiten.

Die Kampfhähne, unter denen die malayischen besonders geschätzt werden, erzieht man mit größter Sorgfalt und man sucht ihn auf alle Art die Scheu vor den Menschen zu benehmen. Sie werden aber nicht, wie in England, mit künstlichen Sporen, sondern mit scharfen Messern in Gestalt eines Schwertes bewaffnet. Auch endigt sich das Gefecht fast stets mit dem Tode, oft kommen beyde Kämpfer dabey um. Der Sieger muß aber selbst nach der Flucht oder dem Tode seines Gegners noch so viel Muth und Kraft zeigen, daß, wenn ihm sein Schlachtopfer vorgehalten wird, er noch dreymal nach ihm hackt oder pickt; thut er dies nicht, so erkennt man ihn nicht als Sieger an.

Unter dem Werthe eines Thalers tritt kein guter Hahn zum Kampfe auf; ja man hat Beyspiele, daß ein Vater von seinem Hahne so eingenommen war, daß er seinem Sohne noch auf dem Sterbebette anbefahl, sein ganzes Vermögen auf den Kampf dieses Hahns zu setzen.

Theater-Anzeige.

Unterzeichneter hat die Ehre, Einem hochgeschätzten Publiko hiemit ergebenst anzuzeigen, daß am Dienstag den 16. d. M. zu seinem Vortheil auf dem hiesigen Stadttheater, zum Erstenmale aufgeführt werden wird:

Das Leben ein Traum.

Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen, nach dem Spanischen des Calderon de la Barca, übersetzt von West.

Indem der Unterzeichnete die geehrten Theaterfreunde, die ihm wiederholt schmeichelhafte

Beweise Ihres gütigen Wohlwollens gegeben, zu dieser Vorstellung ergebenst einladet, darf er versichern, daß dieses Drama mit Recht als eines der vorzüglichsten Werke des geschätzten spanischen Dichters allgemein anerkannt und überall mit verdientem Beyfall aufgenommen worden ist. Er erlaubt sich einen Monolog des Roderich (Akt 1. Scene 2.), in welchem dieser Königssohn mit der Reflektion auf die freie Natur das bittere Loos seines gefänglichen Zustandes beklagt, zur Beurtheilung für diejenigen, welchen dieß schöne Gedicht unbekannt ist, hier wörtlich aufzuführen:

Weh mir! Wie bin ich zu beklagen!
O Himmel! Deine Hand liegt schwer auf mir!
So laß mich Kunde doch erlangen,
Welch ein Verbrechen ich an dir
Durch die Geburt einst schon begangen;
Denn keines andern bin ich mir bewußt.
Bestrafest du am Menschen nur so hart
Die große Schuld, daß er geboren ward?
Wird alles doch, was ist, geboren,
Und freut des Lebens sich in reger Lust.
Zum Leiden bin nur ich erkoren! —
Der Vogel wird belebt im Ey, und kaum
Bricht er hervor, und es bedeckt die Glieder
Der bunte Schmuck, so hebt er sein Gefieder,
Und kühn im weiten Himmelsraum,
Streift er dahin mit raschen Flügen;
Nicht kümmert ihn auf seinen frohen Zügen,
Ob ihm des Nestes Ruhe fehle;
Die Freiheit nur ist sein Vergnügen: —
Und ich, begabt mit einer größern Seele,
Ich soll mich in den Druck der Kette fügen?
Das Raubthier wird geboren, und wie nur
Des Unthiers Fell die schönen Flecken,
Gleich einem Sternenbild, bedecken,
Verfolgt es seines Raubes Spur
Durch Feld und Wald, auf wilden Zügen
Sucht es in Grausamkeit Vergnügen,
Und nimmer bändigt es ein Zwang:
Und ich, bey ungleich edlerm Drang,
Soll zahm mich unterm Arm des Treibers schmiegen?
Der Fisch, aus Laich und Schlamm entsprossen,
Treibt in der Fluth ein Kahn mit Flossen;
Fast kann ihm die Unendlichkeit nicht gnügen,
Die ihm das Meer in seinen Räumen weist;
Und ich, beseelt mit einem freiern Geist,
Soll in des Kerkers engen Raum mich fügen?
Frei strömt das Wasser aus den Klüften,
Es ziehen frei die Wolken in den Lüften,
Und aus der Erde dunklem Schacht
Bricht, seiner Bande los, des Feuers Macht.
Nur der Vulkan, der in mir tobt mit furchtbar'n Schmerzen,
Der soll verglühn, tief in dem eignen Herzen;
Und dieß Gesetz der höchsten Milde,
Das Gott dem Vogel gab, dem Fisch, dem Wilde,
Ja selbst den blinden Kräften der Natur,
Des freien Wirkens göttlich Recht,
Entrissen ist's dem Menschen nur;
Frei ist, was athmet, ich nur bin ein Knecht.

Billette sind am Tage der Vorstellung in der Wohnung des Schauspiel-Direktors, Herrn Gerber, Gartenstraße Nr. 6. zu haben, woselbst auch die Bestellungen der Logen gemacht werden.

Gaßmann.

Theaterkritik.

Zu den vorzüglichern Stücken, welche wir in diesen Tagen gesehen haben, gehört das am Freitage gegebene beliebte Singspiel: Fanchon. Die Darstellung ist im allgemeinen nur mittelmäßig ausgefallen. Die Instrumentalausführung erreichte den Grad der Vollkommenheit nicht, den man, ohne die Schranken der Billigkeit zu überschreiten, fordern kann, und in welchem sie zu hören wir nicht ungewohnt sind. In Hinsicht des Gesanges zeichnet sich das angenehme Organ des Fräuleins Gehlhaar, so wie der grundgewaltige Baß des Hrn Zschischka vorzüglich aus. Erstere trug besonders (allegro molto vivace) die Arie: „Fort! daß die Leyer klinge" mit ungewöhnlichem Feuer und großer Präzision, sehr hinreißend vor und wurde mit allgemeinem rauschendem Beyfall belohnt. Freyere Bewegung und überhaupt ein gewisses (wie man zu sagen pflegt) mehr Zuhauseseyn auf den Brettern, würden ihrem übrigens artigem Spiele noch mehr Anmuth verliehen haben. — Wenn Herrn Zschischka in seiner Darstellungen des Abbé auch Manches von der französischen Windigkeit

abging, so machte er dieß durch seinen trefflichen den Forderungen der Kunst entsprechenden Gesang, gar leicht vergessen. Man kann überhaupt sagen, daß er seine Rolle recht brav gab. — An Hrn Gaßmanns vielseitigem Talente hatten wir aufs neue Gelegenheit uns zu ergötzen. So abgenutzt und fade auch die mehrsten in der Rolle des Martin vorkommenden Späße und Gestikulationen durch öfteres Ansehen und Anhören geworden seyn mögen, so weiß Hr. Gaßmann sie doch durch Costüme, Mimik, Stimme u. s. w., gewissermaßen wieder aufzufrischen. Daß die Wiederholung des bekannten: „die Welt ist nichts als ein Orchester", verlangt wurde, war leicht vorauszusehen. Eine von dem Künstler bey dieser Gelegenheit zugleich eingelegte verbindliche Strophe an das Publikum erregte den lebhaftesten Applaus. Den Francaville gab zum Debut ein Hr. Diestel, der aber dieser Rolle gar nicht gewachsen war. Der durch eine Parthey, wie es schien, erzwungene werden sollende Beyfall, erregte auf der andern Seite ein lautes Zischen. Die Stimme des Hrn D. war nicht unangenehm aber schwach, und stach gegen die volltönende Stimme der Fanchon und die kräftige Kehle des Abbé unvortheilhaft ab, daß also hieraus kein angenehmes Ensemble hervorgehen konnte. In seinem Spiel herrschte noch viel Gezwungenes, selbst Steifes. Des derben grammatikalischen Schnitzers wollen wir weiter nicht gedenken. Indessen gehören dergleichen zu den gröbsten Verstößen, die sich ein Schauspieler auf dem Theater nur zu Schulden kommen lassen kann. Seine Figur ist auf der Bühne nichts weniger als imposant. Was Hr. Gerber, als Saint Val, durch den Gesang nicht auszudrücken vermochte, suchte er durch lebendiges Spiel zu ersetzen. Fr. Schmidt trug die Rolle der Florine zur allgemeinen Zufriedenheit vor. Die Nebenrollen blieben, was den Gesang und, zum Theil, das Spiel betraf, noch hinter der Mittelmäßigkeit.

Dieser Oper voran wurde der Puls von Babo gegeben. Herrn Gaßmanns Spiel, als Graf, ließ nichts zu wünschen übrig. — Hr. Gerber gab den Sohn mit vielem Gefühl, vielleicht etwas zu seufzerlich (wenn man diesen Ausdruck erlauben will). — Frau Gerber, als Gräfin, stand ganz und gar nicht an ihrem Platze. Ihr Spiel war daher auch in allen seinen Theilen mehr oder weniger fehlerhaft. — Hr. Schmidt schien bey seiner Darstellung des Arztes weder auf das Publikum, noch auf die Mitspielenden, noch auf sich selbst Aufmerksamkeit zu verwenden, sondern einzig auf den Soufleur. Ein bey ihm nicht seltener Fehler. Sein Spiel fiel, wie leicht zu erachten, sehr mangelhaft, zerrissen und unangenehm aus. Schade für einen Schauspieler, der nicht ohne Talent ist.

Ifflands ausgezeichnetes Talent, das moderne Familien Leben als Stoff für die Bühne mit großem Erfolg zu benutzen, ragt vielleicht in keinem seiner Stücke so entscheidend hervor als in den Jägern, welche am Sonntage gegeben wurden. Selten finden wir unsere Freuden und Leiden, oder, nach Schiller, unsern Jammer und Noth in so vollem Maße, so treu und wahr dargestellt, als in diesem Sittengemählde. — Die Entstehung dieser Gattung von Schauspielen, wie der Geschmack daran, schreibt sich, nach einer Aeußerung des Hrn. v. Göthe, aus der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts her, wo zuerst, nachdem ein gewisser Halbgeschmack die lustige Person (den Hanswurst, den Harlekin) vom Theater verdrängt hatte, das Schauspiel eine Wendung nach dem Sittlichen nahm. Der Minister, Clementine und andere Stücke von Gehler, der deutsche Hausvater von Gemmingen, der Deserteur aus Kindesliebe u. a., brachten den Werth des mittlern, ja des untern Standes zu einer gemüthlichen Anschauung und entzückten das große Publikum. Um eben die Zeit waren die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse des höhern durch Thümmel, Lessing (in Emilia Galotti) u. s. w. nicht zum glimpflichsten dargestellt, und es wurde Ton, die theatralischen Bösewichter nun immer aus diesem Stande zu wählen. Eine solche Person mußte Kammerjunker, zum wenigsten Geheimsekretair seyn um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen. Zu den allergottlosesten Schaubildern aber erkehr man die obersten Chargen des Hof- und Civiletats im Addreßkalender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn doch noch die Justiziarien, als Bösewichter der ersten Instanz, ihren Platz fanden.

Nach dieser Digression wollen wir, als Beurtheilung der Darstellung des obengenannten Stücks, nur kurz bemerken, daß dieselbe im Allgemeinen gelungen genannt werden konnte. Hr. Hanff, der den Oberförster zum Debut gab, stellte diese Rolle mit vieler Wahrheit dar. — In der des Anton war Hr. Gerber ganz Natur. — Frau Zschischka, als Oberförsterin, war unübertrefflich. — Hr. Schmidt gab den Amtmann des Beyfalls würdig, der ihm verschwendlich gezollt wurde. — An Hrn Zschischka, als Schulzen, würde selbst Iffland wenig oder nichts auszusetzen gehabt haben. — Auch Frau Wärtenberger verdient für ihre Darstellung der Wirthin Lob.

№ 49.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 14. September. 1817.

Reise-Erinnerungen eines deutschen Officiers in englischen Diensten.

Auf den Küsten von Ceylon trifft man Militair-Posten in größerer oder kleinerer Entfernung von einander an (und seit der Eroberung von Candy sind deren auch im Innern angelegt), die entweder von einem Hauptmann oder Subaltern-Offizier kommandirt werden, und zuweilen auch als Hauptorte des Civil-Distrikts von dem Collector oder englischen Oberbeamten bewohnt sind. Wo dieses der Fall nicht ist, muß der Offizier Hülfsequellen genug in sich selbst finden, um den Mangel des gesellschaftlichen Verkehrs weniger empfindlich zu fühlen. Zu Zeiten nur belebt die Ankunft eines durchreisenden Europäers seine stille Wohnung, welche Bekannten und Unbekannten zum Absteige-Quartier dient, da außer den, nur Schutz gegen üble Witterung gewährenden, Choultries keine Gasthöfe zu finden sind. Das Gouvernement hat hierauf Rücksicht genommen, und jedem Kommandanten dieser Posten eine monatliche Zulage ausgeworfen. Ist er Liebhaber der Jagd, so bieten ihm zwar die Waldungen und der Ueberfluß an Wildpret und Thieren jeder Art Mittel genug dar, dieses Vergnügen im vollsten Maße zu genießen, allein das Umherlaufen in der Sonnenhitze oder die ungesunde Luft der Wälder verursachen auch oft seiner Gesundheit großen Schaden. Da alle Bedürfnisse, woran ein Europäer gewöhnt ist, unmittelbar aus den Städten herbeygeschafft werden müssen, so ist er auch zuweilen mancher kleinen Entbehrung unterworfen, wenn die Sachen nicht zur rechten Zeit verschrieben oder eingetroffen sind. Z. B. Thee, Zucker, Wein, Cognac und dergleichen. Statt des letztern könnte man freylich überall ungleich wohlfeiler recht guten Arrak bekommen, und zu Punsch oder Grog verbrauchen; allein wehe dem, der dieses thäte; er käme unfehlbar in den Ruf der Gemeinheit, so wie etwa in Deutschland Jemand, der den sogenannten Fusel oder Kornbranntwein zu seinem Lieblingsgetränk machte. Nur die gemeinen Soldaten, und einige Holländer auf der Insel, bedienen sich noch des Arraks; sonst schafft sich Jedermann, bis auf die Sergeanten, die etwas auf sich halten, lieber den dort fünfmal theurern

französischen Cognac oder auch westindischen Rum an. Die von den Städten weit entfernten Offiziere müssen zu dem lernen, gänzlich ohne Brot fertig zu werden, und sich statt dessen entweder mit Schiffszwieback oder mit den sogenannten Hoppers, einer Art aus Reis gebackenen Pfannkuchen, begnügen; die näher gelegenen lassen sich durch den Tapal oder Briefboten gewöhnlich einige kleine Brote mitbringen, wenn ihr Wohnort auf der Poststraße liegt, jedoch wurde diese Art der Provisantierung einst in der Gegend östlich von Galle eine Zeitlang auf eine lächerliche Weise unterbrochen. Der Postbote begegnete nämlich einem Elephanten; er warf in der Angst das Felleisen nebst dem Brotbeutel weg und verkroch sich; das Thier bekümmerte sich weiter nicht um ihn, sondern richtete seine Aufmerksamkeit auf die Packete, zerriß dieselben, und nachdem er die Briefe durcheinander geworfen, ließ er solche alle unversehrt liegen, das gefundene Brot aber verzehrte er gemüthlich und ging dann ins Gehölz zurück.

Der Bote, der nicht weit davon gelauscht hatte, raffte jetzt die Briefe wieder zusammen und erzählte, bey deren Abgabe, was ihm begegnet war. Nach Verlauf einiger Taze erfuhr er wiederum dasselbe Schicksal, und von dem Zeitpunkte an erschien nun der Elephant, der jetzt unter dem Namen der Bäcker bekannt wurde, täglich auf dem Wege, den der Bote gehen mußte,n und nahm regelmäßig das Brot zu sich, ohne je weder den Mann selbst zu verfolgen, sobald dieser die Packete hingeworfen hatte, welche er dann durchsuchte, noch die Briefe merklich zu beschädigen. Die durch diesen ungebetenen Gast benachtheiligten Interessenten mußten sich endlich entschließen, wenn sie Brot haben wollten, dem Nascher aufzulauern und ihm durch einen Büchsenschuß auf immer den Appetit zu verleiden.

Das Schießen der Elephanten ist übrigens im Grunde zwecklos, wenn sie keine Stoßzähne haben, da eigentlich sonst nichts von ihnen, die Füße etwa ausgenommen, zu gebrauchen ist, (doch kann man auch noch aus den steifen und langen schwarzen Borsten am Ende des Schwanzes, sehr niedliche Armbänder verfertigen, die sich auf einem weißen Arme sehr gut ausnehmen); um den rechten Fleck mit desto größerer Sicherheit zu treffen, muß man sehr nahe herangehen, sich aber dabey, im Fall des Mißlingens, auf seine eignen Beine und Gewandheit verlassen können, damit man alsdann der Wuth des verwundeten Thiers entkomme. — Es ist ein einziger Anblick, wenn man bey den großen Treibjagen, welche das Gouvernement zuweilen anstellen läßt, um Elephanten einzufangen, Hunderte derselben, nachdem sie in die dazu errichteten Umzäunungen, Kraal genannt, getrieben sind, umherirren sieht, um unter ängstlichem Geschrey Auswege zu suchen, und die sich doch nicht getrauen, die eingezäumten zum Fange bestimmten engen Gänge zu betreten, bis es endlich den Schmeicheleyen und Anstrengungen der zu ihnen hineingesandten zahmen Elephanten, und den auf besondern Schleichwegen herbeygekommenen Jägern gelingt, sie einzeln dahin zu bringen, und sich ihrer zu versichern. Begegnet man auf Reisen oder Streifwegen mehrern dieser Thiere, so ist es eben nicht schwer, sie durch Lärm und Schießen zu verscheuchen, höchst gefährlich aber ist das Zusammentreffen mit einem Elephanten in der Brunstzeit, welcher dann wüthend die Wälder durchstreift, und alles niedertritt und zerstört, was ihm in den Weg kommt. Einer meiner Bekannten begegnete einst auf dem Wege von Jaffna nach Columbo einem solchen Ronkedoor, wie er alsdann genannt werden. Die Coolies oder Palaquinträger hörten kaum sein Geschrey und das

Niederbrechen und Krachen der Bäume und Zweige, als sie Bagage und Palanquin sammt dem darin liegenden Reisenden unsanft niederwarfen und entflohn. Letzterer hatte nur eben noch Zeit herauszukriechen, und sich in den dicht belaubten Zweigen eines nahen Baumes zu verstecken, als auch schon der Elephant erschien und Palanquin und Bagage wüthend zertrümmerte und unter die Füße stampfte, ehe er weiter rannte. Erst geraume Zeit nach seiner Entfernung wagten sich die Leute wieder aus ihren verschiedenen Verstecken hervor, und der Reisende mußte seinen Weg einige Tage zu Fuß fortsetzen, bis er Gelegenheit fand, einen andern Palaquin zu erhalten.

Die Elephanten dieser Insel werden allen andern ihrer größeren Vortrefflichkeit und besonders guten Eigenschaften wegen vorgezogen, und die Eingebornen haben den Wahn, daß die Elephanten des festen Landes sich vor jenen aus Achtung neigten, wenn sie sich einander begegneten. Ihr Dünger wird von einigen als ein äußerliches Heilmittel gebraucht; doch steht er dem Kuhmist bey Weitem in der allgemeinen Anwendung nach, denn mit letzterem bemahlen sich die Indianer in verschiedenen Krankheiten den ganzen Körper. Als ich einst bey Sonnenaufgang mit einem Freunde in der Pettah oder schwarzen Vorstadt von Palamcotta spazieren ging, sahen wir durch eine Umzäunung eine junge Indianerinn sich entkleiden und unter Hersagung einiger Worte diese sonderbare Mahlerey anfangen; das Gekicher meines lachlustigen Begleiters verrieth jedoch bald unsere Nähe, und trieb das Mädchen, noch vor Endigung der Handlung, wieder ins Haus zurück.]

Denon.

Die Gelehrten, welche Bonapartes Expedition nach Aegypten begleiten sollten, waren schon nach dem Ort der Einschiffung abgereist. Die Flotte sollte in einigen Tagen unter Segel gehen, als man am Kamin im Ankleidezimmer der Madam Bonaparte Denon vorschlug, die Reise mitzumachen, und er es, ohne sich zu bedenken, annahm. — „Ein Wort entschied meine Abreise" sagt der Verfasser der Reise nach Aegypten. Den einzigen Vorbehalt, den er sich machte, und dessen Folgen für die gelehrte Welt so nützlich waren, bestand in der unbeschränkten Freiheit seiner Zeit und seiner Bewegungen. Hr. Denon, an den Höfen groß geworden, an den Genuß des Luxus einer glänzenden Gesellschaft in der Jugend gewöhnt, einer zarten Constitution und der Gewohnheit des Stillebens vergessend, um sich allen Anstrengungen einer gefährlichen Unternehmung bloszustellen; umherirrend in der Wüste, hinabsteigend in die Gräber, und dennoch immer voll Munterkeit, Geduld und Ausdauer; dieser Denon, sage ich, stellt ein glänzendes und treues Muster von der Stärke und Schnellkraft des ächten französischen Charakters dar. Er war von Geburt ein Edelmann, und fast noch ein Kind, als ihn Ludwig XV. zum königlichen Kammerjunker ernannte. Man sagt, daß ihm ein den Franzosen eigenes Talent, das er im hohen Grade besessen, zu dieser Auszeichnung verholfen habe.

Nämlich, ob er gleich noch so jung und kaum erst aus der Provinz gekommen war, hatte er sich doch schon den Ruf eines allerliebsten Erzählers erworben. Er befand sich in einer Gesellschaft zu Versailles, als eben ein mehr zudringlicher als unterhaltender Höfling dem König eine lustige Anekdote zum Besten geben wollte,

die er aber ganz übel vortrug. Auf einmal drehte sich der König nach dem jungen Denon zu, und sagte: „Nun, Denon, erzählen Sie mir das?“ — Denon wurde der Nebenbuhler der Scheherazade, und seine tausend und ein Geschichtchen bahnten ihm den Weg zur königlichen Gunst und zu diplomatischen Ehrenstellen. Als Gesandtschaftssekretär wurde er dem damaligen Großfürst Paul bekannt, der ihn ganz besonders vorzog, uund eine Zeitlang einen geheimen Briefwechsel mit ihm unterhielt. Er hatte oft Gelegenheit, die große Katharina zu sehen, und lebte sehr vertraut mit Diderot, der damals in den ersten Zirkeln von Petersburg so beliebt war. — Ludwig XVI. ließ den Denon seine Kammerjunkerstelle, und vertraute ihm eine geheime Sendung nach der Schweiz an. Allein der offenste aller Diplomaten vertauschte sehr gern diese Sendung mit Italien und den Küsten, und als er Geschäftsträger in Neapel und an andern italienischen Höfen geworden war, entwickelten sich bey seinem Aufenthalt auf diesem classischen Boden alle die Talente welche bis jetzt in ihm verborgen gelegen hatten. — Denon war noch in Italien und in seiner Stelle, als die Revolution in Frankreich ausbrach. Durch diese Begebenheit wurde er seines Vermögens beraubt, und nun wurden die Talente, welche er bisher zur Erholung von Dienstgeschäften gebraucht hatte, ehrenhafte Mittel zu seiner Existenz. — Der diplomatische Künstler zog sich nach Venedig zurück, und mit Hülfe jener heitern Philosophie, die aus der Kräftigkeit der Seele und der Munterkeit des Charakters entspringt, und sich über alle Schläge des Schicksals zu erheben weiß, legte er sich mit solchem Erfolg auf das Kupferstechen, daß seine Arbeiten den Rembrandtschen fast gleichgeschätzt und verhältnißmäßig bezahlt wurden. — Als man den Bannstrahl gegen die Emigrirten schleuderte, ging er nach Frankreich zurück, wo die Schreckensherrschaft noch bestand. Seine Art zu leben erlaubte ihm nicht, Parthey zu ergreifen; ehe aber der Argwohn gegen ihn Raum gewinnen konnte, wurde sein Künstlerruhm sein Schild, und ehe er die blutigen Thaten der Demokratie durch seinen Pinsel — wie man ihm aufgetragen — verewigen konnte, entband ihn der Tod Robespierre's von den gezwungenen Verpflichtungen. — Es war nicht lange nachher, als auf einem Balle, den Talleyrand gab, ein junger Offizier Limonade verlangte, und Denon ihm das Glas anbot, das er eben in der Hand hatte. Dieser kleine Zug von Höflichkeit führte eine Unterhaltung herbey, die den Grund zu einer Freundschaft legte, deren sich der Offizier in seinem unerhörten Glück erinnerte. Dieser junge Offizier war nämlich Bonaparte, der als nachmaliger Kaiser Denon nach und nach zum Reichsbaron, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Nationalinstituts und Oberdirektor des Museums der Küuste ernannte.

Außerordentliche Schicksale des Matrosen Joseph Kabris.

Joseph Kabris war Matrose, Kriegsgefangener und Unteroffizier, machte eine Reise um die Welt, litt Schiffbruch, rettete sich auf einem schwachen Brete, entging den größten Gefahren und der Wuth der grausamen See, um grausamern Menschen in die Hände zu fallen. Da er mit unendlichen Anstrengungen das Ufer einer Insel gewonnen hatte, nahmen ihn die Bewohner derselben, entsetzliche Menschenfresser, in Empfang. Er ward gebunden, und als ein Leckerbissen zu einem festlichen Schmause aufbewahrt, durch eine seltsame Laune des Schicksals aber, die mehr Kapitel der Weltgeschichte erklären muß,

als der menschliche Scharfsinn, Tochtermann des Königs der Insel, Großrichter, Minister der Gerechtigkeitspflege, und konnte, wenn er anders tyrannischer Natur gewesen wäre, aus einem von Menschen zu Fressenden selbst Menschenfresser werden.

Kabris litt Schiffbruch auf der unendlichen Südsee, wo der Mensch, den die barmherzigen Gewässer ans Land tragen, selten Barmherzigkeit findet; wo der große Cook, Marion und ohne Zweifel auch der unglückliche Lapeyrouse umgekommen sind. Er und Roberts, ein englischer Matrose, erreichten auf einem und demselben Brete das Ufer der Insel Nukahiva. Sogleich nahmen sie die Bewohner derselben in Empfang, zwickten sie mit Wohlgefallen, sich des zarten Fleisches ihres wohlgenährten Körpers freuend, und begannen schon die Tänze, die einer Mahlzeit von Menschenfleisch nach Landessitte vorausgehen, in Erwartung des Königs, dem, wie billig, der beste Bissen gehört. Der Monarch erscheint, freudiger beginnt der Tanz, die Keulen sind geschwungen, unter denen die Opfer fallen sollen — da fühlt die Königstochter die Blume aller Blumen des Reichs, die junge und schöne Walmaiki ihr Herz getroffen von dem Strahl der Liebe, und nennt es Mitleid. Des Königs Gesinnungen werden die des Landes, und da der Vater, der Tochter wegen, Gnade für Recht ergehen ließ, entsagten auch die übrigen Insulaner, wiewohl höchst ungern, dem köstlichen Schmause. Als man nun am Hofe sah, wie gut die Fremden bey der Prinzessin angeschrieben seyen, die den regierenden Herrn Vater ganz regierte, drängte sich alles um sie mit vieler Artigkeit, und selbst die Großen, die den entrissenen Fraß noch lange nicht verschmerzen konnten, rühmten des Monarchen angeborne Milde, besonders gegen so werthe, theure Gäste.

Die schöne Walmaiki machte aus ihren Gesinnungen kein Geheimniß, und eröffnete den glücklichen Kabris ihr Herz, mit der ganzen naiven Unschuld, die wir an Kotzebues Schönen bewundern. Kabris, der gewünscht und gehofft, aber seine Wünsche und Hoffnungen nicht auszusprechen gewagt hatte, war, wie sichs denken läßt, gewaltig überrascht. Er konnte sich nicht sogleich in den größten Wechsel des Schicksals finden. Sie war ja, sagt er, eine Königstochter, und ich ganz von gemeinem Schlage. Unter diesen Umständen that Kabris, was jeder andre wohlgeartete und gut gesittete Mensch in seiner Lage wohl auch gethan haben würde, er warf sich der Prinzessin zu Füßen. Da dieß aber auf den Südseeinseln nicht Brauch ist, so verstand ihn die Geliebte nicht, und Kabris wußte nichts besseres zu thun, als wieder aufzustehen, wenn er nicht knien bleiben wollte.

Die Hochzeit machte der ganzen Verlegenheit, wie den meisten französischen Romanen und Komödien — in den englischen und deutschen thut es gewöhnlich der Tod — ein Ende. Wir wissen nicht, ob auf der Insel Nukahiva die Ahnen und Stammbäume noch nicht erfunden sind, oder ob die schöne Walmaika auf dieselben keine Rücksicht nahm, als sie in den Stand der Ehe trat; so viel aber ist gewiß, daß die Vermählung, mit Bewilligung des Monarchen und aller lieben hohen Angehörigen, vor sich ging. Kabris erhielt einen Mantel von Baumrinde, wie ihn der König trägt, und nachdem der Sonnenpriester einen mürben Knochen zwischen zwey Steinen zu Staub zerrieben hatte, streuete er denselben auf das Haupt der Neuvermählten mit den Worten: Der große Mehama sah die Bande knüpfen, die euch vereinigen; sie können sich nur wieder lösen, wenn eure Körper geworden sind, wie dieser Staub.

Mit seiner Standeserhöhung war Kabris ein anderer Mensch geworden. Man konnte jetzt nicht weniger thun, als ihn zum Lord Großrichter des Reichs von Nukahiva machen. Diese Würde glaubte er zur allgemeinen Zufriedenheit seiner Untergebenen versehen zu haben, obgleich er nie eine Universität oder Rechtsschule besucht, auch keins der europäischen Gesetzbücher studirt hatte. Das wird nur begreiflich, wenn man weiß, daß die Gesetze dort so einfach sind, wie die Menschen und ihre Sprache.

Je schlechter der Mensch ist, desto bessere Gesetze braucht er, und gegen den schlechtesten sind die besten nicht gut genug. In seinem hohen Amte unterstützten den neuen Großwürdenträger die Priester des Landes, die allenthalben sich bereitwillig finden lassen, den geplagten Regenten im Regieren und Richten auszuhelfen. Bey Diebstählen verfahren sie, um doch eines Beyspiels zu erwähnen, wie folgt: Ist ein Schwein abhanden gekommen, dann begiebt sich der Priester zu dem Bestohlenen, und läßt sich einige Borsten von dem entwendeten Thiere geben, die man immer zu solchem Zwecke aufbewahrt. Diese werden nun mit vielen Zeremonien begraben, welche die Wirkung haben, daß der Dieb in den ersten acht Tagen krank werden muß. Geschieht das aber nicht, was doch immer möglich ist, dann erklärt der Priester, der große Mehama habe das Vieh gewürdigt, auf seine Tafel gebracht zu werden, und der Bestohlne macht sich eine Ehre daraus, das gemeine Thier eines gemeinen Mannes von einem so vornehmen Munde gespeist zu wissen.

So lebte Kabris neun Jahre in Ansehen und Würden, und was vielleicht eben so viel werth ist, geliebt von Frau und Kindern. Zu seinem Unglück landet der russische Kapitän Krusenstern, auf seiner Reise um die Welt, in Nukahiva, und entführte den Tochtermann des Königs mit Gewalt. So kam Kabris nach Europa und endlich wieder nach Frankreich zurück, befindet sich nun in Paris, läßt sich für Geld sehen, und erzählt den Neugierigen seine gewiß höchst seltsamen Abenteuer.

Die Kunst der Spinne.

Nach den Beobachtung des Hrn. Corolan in Thomsons Annals of Phylosophy. Apl. 1817.

Die nachstehenden Versuche liefern einen schätzbaren Beytrag zur Kenntniß des Verfahrens, womit die fadenziehenden Spinnen sich selbst und ihr Gewebe von einem Ort zum andern in kleinern und größern Entfernungen durch die Luft übersetzen und die Beobachtungen des Verfassers können überhaupt manches bisher minder bekannte Verhältniß des Haushalts der Spinnen aufklären helfen. Hr. Corolan erzählt dieselben folgendermaßen.

Um das Verfahren der Spinnen, die ihre Faden an Orte befestigen, welche sie selbst, ehe ihr Gespinst vorhanden ist, zu erreichen nicht im Stande sind, genau und bequem beobachten zu können, füllte ich eine große Schüssel mit Wasser, in deren Mitte aus Thonerde eine kleine Insel gebildet war, worauf ich einen bey zwölf Zoll langen Strohhalm senkrecht hinstellte und neben ihn zwey trockne Steinchen legte, damit die Spinne sich durch die Feuchtigkeit des Thons in ihren Arbeiten nicht hindern lasse. Hierauf setzte ich eine fadenziehende Spinne auf den Strohhalm und stellte die Schüssel auf einen in der Mitte des Zimmers befindlichen Tisch.

Den ganzen Tag über lief die Spinne am Strohhalm auf und nieder und über die Steinchen hin, ohne zu entfliehen; denn so oft sie mit dem Wasser in Berührung kam, zog sie sich schnell davon zurück, als ob es ihr eine widrige

Empfindung verursache. In dieser Lage verließ ich sie bey Eintritt der Nacht und als ich mich am Morgen nach ihr umsah, war sie verschwunden. Bey näherer Untersuchung entdeckte ich einen Faden, welcher von der Spitze des Strohhalms fast senkrecht an die Zimmerdecke emporstieg, an welcher er befestigt war. Ich konnte nicht begreifen, wie die Spinne dieß zu Stande gebracht hatte. Wenn ich nicht annahm, daß sie entweder auf irgend eine Weise geflogen sey oder daß sie den Faden von ihrem Standorte in jene Entfernung hingeschleudert habe.

Ich verschaffte mir nun eine zweyte Spinne von gleicher Art und nachdem dieselbe aufs Stroh hingesetzt war, beobachtete ich, daß sie viel ungeduldiger und schneller als ihre Vorgängerin aus der Gefangenschaft zu entfliehn suchte. Sie fing an, sich mittelst eines etwa zollangen Fadens, den sie um die Mittelfüße befestigt zu haben schien, von der Spitze des Strohhalms herab zu hängen, so daß sie Kopf und Vorderfüße gegen den Strohhalm angestemmt und die Hinterfüße rückwärts ausgestreckt, in dieser hängenden Stellung blieb, und aus ihren Spinnöffnungen einen bey drey Fuß langen Faden allmählig herausarbeitete, welcher sich in gerader Richtung emporsteigend nach und nach ausdehnte. Nachdem die Spinne ihn ein oder zwey Minuten hatte schweben lassen, drehete sie sich im halben Kreise um, ergriff den Faden mit ihren Vorderfüßen und zog ihn an sich. Die Richtung des Fadens von oben herab bildete Anfangs mit dem kurzen Faden, woran die Spinne aufgehängt war, einen sehr spitzen Winkel, der sich aber, so wie sie den Faden an sich zog, erweiterte und eine mehr und mehr wagerechte Richtung annahm. Es war ohngefähr das Spiel der Knaben wenn sie ihren fliegenden Drachen leiten. So wie die Spinne den Faden mit ihren Vorderfüßen schnell an sich zog, so bildete das gesammelte Stück einen Knäuel um die Hinterfüße, welche sich an den Strohhalm stemmten. Wenn man an den Faden bließ und dadurch seine Lage veränderte oder ihm eine wellenförmige Bewegung gab, so nahm er alsbald wieder seine gradlinigte Richtung an. Endlich berührte der Faden den Arm eines unfern stehenden Lehnsessels; die Spinne fuhr fort ihn an sich zuziehen, bis sie fühlte, daß er einen festen Punkt erreicht habe. Nun lief sie alsbad darüber hin und verstärkte ihn mittelst eines dichtern Fadens, den sie im Gehen zog. Weil diese Spinne noch sehr jung war, so konnte man ihren Faden nicht leicht wahrnehmen und ohne die Staubkügelchen, welche sich darauf legten, wäre er vielleicht gänzlich unbemerkt geblieben. Ich wiederholte diesen Versuch mit mehreren andern Spinnen dergleichen Art und erhielt ohngefähr gleiche Resultate, weil sie aber meist alle sehr jung waren, so machte die ausnehmende Zartheit ihrer Fäden die Beobachtungen schwierig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bremer Versorgungs-Anstalt betreffend.

Da der ohnlängst in diesen Blättern angezeigte Plan zu einer allgemeinen Versorgungs-Anstalt für Wittwen und unverheirathete Frauenzimmer, woran auch Auswärtige Theil nehmen können, nun soweit vollendet ist, daß er dem Publiko vorgelegt werden kann; so wird in künftiger Woche der Ort zur Einsichts des Plans angezeigt werden.

Theaterkritik.

Zwey große Werke, schöne und stolze Zierden deutscher Kunst, sahen wir im Laufe dieser Woche auf der Bühne — klein darstellen. Wir

meinen Don Juan von Mozart und Schillers Jungfrau von Orleans, und bedauern nur daß uns in diesem Augenblick die Zeit nicht vergönnt, mehr über die Darstellung solcher Dichtungen zu sagen, als daß es eine Sünde gegen den Geist der Kunst, wie gegen den guten Geschmack sey, wenn man nicht alle zu Gebote stehenden Mittel anwendet, sie in der größtmöglichsten Vollkommenheit auszuführen, und daß es für die Ehre der bessern Mitglieder des Theaters und des Orchesters weit gerathener sey, dergleichen Meisterwerke lieber in ihrer Größe ruhen, als sie auf eine ihres Werthes und ihrer Würde unangemessene Weise ins Leben treten zu lassen. Man hört zur Entschuldigung des geringen Kraftaufwandes von Seiten der Darstellenden, viel von herrschender Stimmung, einseitigem Geschmack und lässiger Theilnahme des Publikums reden. Allein wie kann die Ausbildung eines bessern Geschmacks, die Erweckung einer allgemeinern, thätigern Theilnahme erwartet werden, wenn wir das höchste was wir besitzen nicht höher achten als das Niedrige, den Don Juan vielleicht mit geringern Mitteln aufzuführen gedenken als das Donauweibchen, die Rollen in der Schillerschen Tragödie mit zum Theil schlechtern Subjekten besetzen zu können glauben, als in den Hussiten? Denn die Rolle des Lionel z. B. so zu besetzen, wie sie es am Donnerstage war, heißt sie travestiren wollen. Durch das Auftreten solcher Figuren werden, wie Jean Paul sich ausdrückt, ganze Scenen getödtet, denn man lacht bis zur nächsten — Wir fürchten nicht, daß die Forderungen, die aus diesen Bemerkungen hervorleuchten, zu den übertriebenen gezählt werden dürfen, da wir ihre Befriedigung unter vielleicht ungünstigerer Stimmung des Publikums für das Theater, schon vormals erlebt haben.

In das Einzelne der Vorstellungen einzugehen, wollen wir bis zu einer allenfallsigen bessern Wiederholung der Stücke versparen, und hier nur anmerken, daß im Don Juan (spr. Chuann, das ch wie in dem Wort Sache, nicht Schuang, was ein Barbarismus ist) Hr. Gaßmann die Rolle desselben im Allgemeinen zarter nahm, als Hr. Ehlers, den wir zuletzt rühmlich darin auftreten sahen. Auch neigte sich, in Hinsicht der Mimik, das Uebergewicht auf seine Seite, obschon er letztern im Gesange weit nachstehen muß. — Frau Schmidt hob die Rolle der Anna durch artigen Gesang, und bewieß, daß ihre Stimmorgane durch Uebung und Aufmerksamkeit eine größere Vollkommenheit erlangen können als wir bisher geglaubt haben. — Fr. Ringelhard gab die Donna Elvira, was die Mimik anbetrifft, ganz gut, nur hat ihre Stimme seit ihrer letzten Unpäßlichkeit, noch den Grad des Wohlklanges nicht wieder erlangt, den wir ihr von Herzen wünschen. — Hr. Gehlhaar gab den Leporello zur Ergötzlichkeit der Zuschauer komisch genug, und sang die in der Rolle vorkommenden Partien brav. — Fräulein Gehlhaar stellte die Zerline mit vieler Naivetät dar.

Was die Recitation der Tragödie betrifft, so haben wir nicht viel zu ihrem Lobe zu sagen. In Versen zu sprechen scheint nicht die Sache unserer Schauspieler (wir meinen in ganz Deutschland) zu seyn, und ist bey der bisher üblichen Bildung der Mehrzahl derselben auch fast unmöglich. Viele vermeinen sogar man dürfe bey der Recitation nichts vom Versmaß hören. Diesen empfehlen wir jedoch nachzulesen was neuerlich Hr. Müllner (der Verfasser der Schuld) über diesen Gegenstand mitgetheilt hat.

In der Rolle der Johanna debütirte Fräulein Hanff mit Beyfall. Sie ist eine schöne aufbrechende, schon liebliche Düfte verbreitende Blume in den Gefilden der Kunst, ganz zur Asla (in Yngurd) geschaffen. Für die Johanne war ihr Sprachorgan noch nicht genug entwickelt. — Hr. Ringelhardt hatte den kühnen, unbändigen Charakter des Talbot richtig aufgefaßt und gab ihn mit vieler Energie. — Nicht so glücklich schien uns der Charakter des Königs, Leichtsinn und gutes Herz, durch Hrn Gerber getroffen. Etwas mehr Heiterkeit und Cordiales Wesen hätte er unbeschadet der Majestät und trotz der preßhaften Umstände, worin er sich Anfangs befand, nach unsrer Meinung, wohl blicken lassen mögen. Im Krönungszuge war er überprächtig gekleidet, wozu freilich die Commißschuhe einiger Ritter im Gefolge, die sich bey einer nothwendigen Wendung den gierigen Blicken der Zuschauer auch darstellten, nicht recht paßten. — In Herrn Müller als Grafen Dunois, hätten wir lieber die Copie eines Folks von Montfaucon, aus Fouque's Zauberringe, als die eines Cramerischen, barschen Hasper a Spada gesehen. Auch däucht uns hätte er wohl sein Haupt bedecken dürfen, als er, um die Johanna zu prüfen, den König vorstellte. — Dem Spiel der Frau Zschischka, als Königin, müssen wir volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Auch die treuherzige Einfalt des Thibaut wurde durch Hrn. Zschischka gut dargestellt.

Auflösung der Charade in Nro. 47:

Todtengräber.

№ 50.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 18. September. 1817.

Letzte Scene des Schauspiels

Alexander von Soltwedel, oder der Hansa Begründung von G. N. Bärmann.

Maria Magdalena, die Heilige erscheint in den Wolken.

Wohlwollend blickt der Himmel auf die Frommen,
Und über ihnen waltet Gottes Hand.
Erhörend wird ihr Flehen aufgenommen,
Denn droben ist der Guten Vaterland.
Des Herren Engel stehen dem zur Seite,
Der treu sich weiht dem edleren Geschlecht.
D'rum ward Euch Muth und Sieg im heilgen Streite,
Den Ihr gekämpft für Freiheit und für Recht;
D'rum wirst Du, Schaunburg, auch als Mönch den Söhnen
Ein würdig Vorbild hoher Tugend seyn,
Und nie, so lang sich hebt Sanct Magdalenen,
Wird Kriegesgräuel der Stadt Hamburg dräun,
Es wird die Hansa mächtig sich verbreiten,
Viel große Städte werden sich ihr weih'n:
Doch werden in dem Wechsellauf der Zeiten
Nur drey von ihnen eng verbündet seyn.
Wenn dann die Erde Vieles hat gesehen,
Was jetzt der Schooß der Zeiten noch verhüllt,
Wird aus der Tief' ein Ungethüm erstehen,
Das ganz Europa mit Entsetzen füllt.
Vom Süd zum Nord, von Osten bis nach Westen,
Wird jenes Ungethüm verheerend schreiten;
Die Guten werden zweifeln und die Besten,
Und nie erlebte Schrecken sich verbreiten.
Viel edle Fürsten werden's unternehmen,
Dies Thier der Höll' in offner Schlacht zu fah'n;
Mit ihnen werden Lübeck, Hamburg, Bremen,
Im Geist der Hansa muthgerüstet nah'n:
Dann sinkt das Thier, das aus des Abgrunds Tiefen
Europa's Schreckengeister furchtbar riefen.
Auftauchen wird's dann nochmals aus dem Grunde,
In den des Herren Krieger es gebannt;
Doch treu dem dann auf's neu geschloßnen Bunde
Nah'n abermals die Helden Hand in Hand;
Muthig mit ihnen stehn der Hansa Söhne,
Daß ew'ger Lorbeer ihre Scheitel kröne.
Blickt auf und schau't der Offenbarung Zeichen!

(Das hanseatische Wappen, von Genien gehalten, wird über der Heiligen in den Wolken sichtbar.)

Der Hansa sinnvoll Wappen stellt sich dar.

Umflechten wird sich's einst mit Lorbeerzweigen,
Einst in Europa's denkenswerthstem Jahr;
Auf daß es preisend aller Welt verkündet,
Wie frommen Sinn's Ihr heut den Bund begründet.
Auf Lübecks Schild, auf ehrnem, vestem Grunde
Erheben Hamburgs Thürme sich,
Und Bremen legt, als Siegel zu dem Bunde,
Den Schlüssel d'rauf — Bestehn soll's ewiglich!
Denn was in des Dreiein'gen Geist begonnen,
Ist unvergänglich, wie das Licht der Sonnen.
So spricht der Herr durch mich, so soll's geschehn,
Vernehmt's und sagt's der Folgezeit durch Thaten.
In Worten wird das Große nie bestehn,
Im Werke ruhr[aer]'s wahren Glückes Saaten,

(Die Erscheinungen verschwinden.)

Die Kunst der Spinne.

Nach den Beobachtungen des Hrn. Corolan in Thomsons Annals of Philosophy. Apl. 1817.

(Fortsetzung.)

Es gelang mir endlich, eine viel größere Spinne zu erhalten, die ich gleich den bisherigen auf den Strohhalm hinsetzte, und weil sie von der hellen Sonne beschienen ward, konnte ich mit Leichtigkeit alle Bewegungen beobachten. Sie fing alsbald an, wunderbar schnell einen ziemlich langen Faden zu ziehen, in der Absicht den Endtheil oder die Spitze desselben genau zu untersuchen, um ausfindig zu machen, ob in seiner Bildung irgend etwas Eigenthümliches vorhanden sey, welches die Fähigkeit, sich so schnell an alles, womit er in Berührung kam, zu heften, begründen könnte, riß ich den Faden in der Nähe des Strohhalms ab und zog ihn allmählig an; aber alles was ich an ihm wahrnehmen konnte, bestand darin, daß er gegen sein Ende zu immer dünner und zarter und zuletzt beynahe unsichtbar ward; vielleicht ist dieses Verhältniß für sein Emporsteigen in der Luft nothwendig. Die Spinne verfertigte hierauf einen neuen Faden, den sie durch einen zweyten etwas kürzern verstärkte. Nachdem beyde vereint waren, befestigte sie solche an den Strohhalm und zog das andere Ende mittelst ihrer Vorderfüße so lange an sich, bis der Faden nur noch ganz kurz war, und als sie nun wahrnahm, daß er sich nirgendwo angeheftet hatte, so gab sie ihn auf und blieb einige Zeit ruhig, gleichsam um sich zu einer neuen und größern Anstrengung Kräfte zu sammeln. Sie senkte sich alsdann einen bis zwey Zoll unter die Spitze des Strohhalms herab und ließ aus ihren Spinnöffnungen gleichzeitig zwey beträchtlich längere Fäden als die ersten waren, hervorgehen, denen sie sogleich und in unveränderter Richtung noch mehrere andere, ausnehmend zarte Faden beygesellte, weil sie von der Sonne beleuchtet waren, so konnte ich etwa vierzehn derselben, die aus kleinen Oeffnungen des Spinnorgans heraustraten, unterscheiden. Diese sämmtlichen Fäden wurden alsbald in einen einzigen vereint, und so wie sie sich verlängerten und durch einen gleichsam zauberhaften Einfluß der Spinne ihre Richtung erhielten, schien es, als ob ein Luftzug oder auch wohl ein elektrischer Strom aus den Spinnöffnungen hervortrat, welcher die einzelnen Faden vor sich hintrieb und in einen Hauptfaden sammelte. Die Spinne drehte sich nun, wie gewöhnlich zur Hälfte im Kreise um, befestigte ihren neuen Faden an jenem, der sie selbst trug und schien dann eine Weile seine Bewegung zu leiten, bis er endlich die Wand erreichte, an die er sich heftete; alsbald ließ sie hierauf über denselben hin. Ich fing sie wieder auf, setzte sie nochmals auf den Strohhalm und trug die Schüssel aus dem Zimmer in den Garten. Es war etwas windig und das Insekt äußerte keinerley Neigung sich zu bewegen;

nachdem ich es von Zeit zu Zeit berührt und dadurch zur Ortsveränderung bestimmt hatte, ward endlich ein neuer Versuch gemacht. Die Spinne fing zu arbeiten an, und da der Wind den allmählig gezogenen Faden wegführte, so mag sie wohl mehrere Ruthen lang gesponnen haben; als der Faden die Erde erreichte, ward er durch einen Windstoß zerrissen.

Die Schnelligkeit, mit der die Spinnfaden zum Vorschein kommen, ist so groß, daß ich glaube, die Spinne möge in einer Minute bis auf 30 Ruthen in die Länge ziehen. Es ist unbegreiflich, wie sie in einem Zimmer, wo die Luft stille steht, ihren Faden eine wagerechte oder einen in die Höhe steigende Richtung zu ertheilen vermag. Man sollte glauben, bey einer so zarten und leichten Struktur müßte der zuletzt herausgetriebene Theil sich schneller bewegen als die vorhergehenden und es müßten daraus wellenförmige Schwingungen oder Verwickelungen entstehen. Diese Betrachtung führt auf die Vermuthung, es konnten die Spinnen fähig seyn, zugleich mit ihrem Faden irgend einen Strom einer luftförmigen oder andern feinen Flüssigkeit auszuschleudern; denn man sieht den Faden deutlich sich wie eine Angelruthe gerade vorwärts hinbewegen, so lang es der Spinne gefällig ist und beynahe immer in mehr oder weniger emporsteigender Richtung. Da der Zitteral Elektricität hervorzubringen vermag, sollte man wohl der Spinne eine andere modificirte ähnliche Fähigkeit abzusprechen berechtigt seyn?

Während eine meiner Versuchspinnen wie gewöhnlich an einem kurzen Faden vom Strohhalm herabhing und ihren zweyten Faden schleuderte, bemerkte ich, daß so wie ich ihn anblies und er sich dadurch entfernte, die Spinne etwas empor gehoben ward, ich versuchte durch Anziehung des Fadens mit den Fingerspitzen, sie auch selbst weg zu ziehen und in der That gelang es, sie auf diese Art mehrere Fuß weit wegzuziehen, ohne daß sie deshalb aufhörte, hinter sich fortzuspinnen. Dieß erklärte mir, wie sie, beym Zusammentreffen günstiger Umstände, mittelst eines hinlänglich langen Fadens ziemlich weit in der Luft fortgetragen werden möge.

(Der Schluß folgt.)

Merkwürdige Vergleichung zwischen England und Nordamerika.

Die Erzeugnisse des Bodens und der Manufakturen und anderer verschiedenen Gewerbs-Anstalten, wachsen in Nordamerika in einer noch schnelleren Progression, wie die Bevölkerung, und in wenigen Jahrzehnden verändert sich dort eine Gegend so, daß man nicht im Stande ist, sie wieder zu erkennen: da wo noch vor wenigen Jahren undurchdringliche Wälder oder Sümpfe waren, sieht man jetzt reiche mit Sorgfalt angebaute Fluren; Städte entstehen und nehmen schnell zu, Landstraßen und Kanäle werden in großer Menge angelegt, um die innere Communikation zu befördern, kurz die Vereinigten Staaten befinden sich in einem Zustande des Aufblühens, wovon uns, wenn man zugleich die Zeit mit berücksichtigt, die Geschichte bis jetzt noch kein annähernderes Beyspiel gegeben hat. Zukker und Indigo gedeihen an den Ufern des Mississippi in der größten Fülle; die Staaten Carolina und Georgia zeigen die reichste Niederlage selbst gebauter Baumwolle; Virginia ist das Vaterland des Tabacks; Hanf und Flachs werden nicht allein in großer Menge hier angebaut, sondern auch in den vereinigten Staaten selbst verarbeitet; indianisches Korn, das Kriterium eines fruchtbaren Klimas und guten Bodens, findet man hier im größten Ueberfluß und zwar in dem

ganzen Lande, welches doch eine Länge von 1400 englische Meilen hat; Bauholz jeglicher Art liefert jeder einzelne Staat in nicht zu erschöpfender Menge; Salz, Eisen, Bley, Kupfer und Steinkohlen Flözze sind hier nicht minder allgemein verbreitet, so wie auch Sandsteine, Marmor und Schiefer; in den verschiedenen Manufakturen der Staaten, findet man alle mögliche Arten von Maschinerien angebracht; deren Erfindung zwar größtentheils der alten Welt angehört, aber auch Amerika selbst hat in dem Gebiete dieser mechanischen Künste wissenschaftliche Fortschritte gemacht. Merino-Schaafe sind jetzt schon Heerdenweise in den Vereinigten Staaten einheimisch geworden, und Pensilvanien z. B., welches noch vor wenigen Jahren fast gar keine Schaafe hatte, zählt jetzt viele der schönsten feinwolligen Heerden; in noch größerem Ueberflusse aber findet man Schafe aller Art in den nördlichen Staaten. Eine natürliche Folge hiervon ist, daß einheimische Wolle bereits einen bedeutenden Handels-Gegenstand ausmacht, so daß selbst schon Wolle nach England ausgeführt wird. Und dennoch vermessen sich die sogenannten Freunde Englands zu behaupten, daß Amerika von demselben abhängig sey, und ohne dasselbe weder seinen Boden bestellen, noch seine Einwohner kleiden, oder seine Feinde besiegen könne!

Vergleicht man hiermit den Zustand Englands, so ist derselbe wahrlich von der Art, daß jeder Engländer, welcher irgend einige Kenntniß oder Geschicklichkeit besitzt, verleitet werden könnte, nach den vereinigten Staaten auszuwandern, und daß diese Ansicht nicht einseitig oder ein Erzeugniß der Studierstube sey, beweisen die letzten Jahre hinlänglich; wo Tausende und aber Tausende von England nach jenem glücklichern Lande flohen, wo die Abgaben im Verhältniß mit England so niedrig und der Mittel zu einem anständigen und reichlichen Erwerbe so viele sind.

Der Dihl'sche Kitt für Mauern und für Dächer ꝛc.

Nach einer Erfahrung von 20 Jahren, bestätigt durch mehrere Baumeister, ist Herr Dihl entschlossen, dem Publikum den Erfolg seiner Versuche über die Zusammensetzung eines Kitts vorzulegen, der die größten Vortheile gewährt. Er zeigt hier einige Eigenschaften desselben an:

Dieser Kitt ersetzt das Bley, die Steinplatten, den Dachstein, den Schiefer und den Sandstein, sowohl bey schrägen als platten Dächern.

Man wendet ihn bey den Fugen des Sandsteins an, mit dem er sich sehr gut verbindet, und einen festern Körper bildet, als der Sandstein selbst ist. Ein Ueberzug mit diesem Kitt auf Mauern, die vom Salpeterfraß angegriffen sind, hindert die weitere Verbreitung desselben, und schützt den weichen Sandstein, so wie den Gyps vor Feuchtigkeit.

Er verbindet sich vollkommen mit dem Eisen, dem Holze, dem Bley, und dem Glase; er ist dem Glaserkitt zum Einsetzen der Scheiben, und selbst dem Bley zum Vergießen des Eisens vorzuziehen.

Man wendet ihn mit dem besten Erfolg zu Abrundungen an Stufen, Hauptgesimsen, Stuckarbeiten, allen Gliedern und vorspringenden Theilen an, und vermeidet dadurch das Ansetzen von Steinen, welche kostbar sind, schlecht ins Auge fallen, und immer die Mauern bedeutend schwächen.

Mit diesem Kitt verfertigt man alle Arten von Fußböden, mit der größten Festigkeit; man bildet damit Felder, die mit Marmorplatten verbunden, den feinen Sandstein für alle Arten von quadrirte Arbeit ersetzen. Man kann sogar, für

musivische Arbeiten, das Pulver dieses Kitts mit metallischen Farben färben.

Mittelst dieses Kitts kann man die größten Plateformen auf Gebäuden ausführen, was sehr vortheilhaft, sowohl für die Mauern als für die Holzverbindung ist. Der Erfinder hat mehrere Modelle machen lassen, die man bey ihm nachsehen kann. Sie werden aufs deutlichste diese Constructionsart erklären, und die Vortheile größerer Festigkeit und Ersparung aufs Ueberzeugendste darthun.

Dachgespärre, Gesimse von Dachfenstern, Fensterflügel, Bedeckungen von Einschlußmauern, Wetterdächer, Dachrinnen u. s. w., Holz und andere Materien mit diesem Kitt überzogen, erhalten die größte Dauerhaftigkeit. Man kann ihn zum Abputz der Frontmauern anwenden, um ihr dadurch die größte Festigkeit zu geben. (Er hat Sandsteinfarbe.)

Er ist noch zu einer Menge anderer Anwendungen tauglich. Man kann darüber aus den Arbeiten am St. Denis Thore urtheilen, wo er auf eine Art benutzt ist, die nichts zu wünschen übrig läßt; sowohl in Hinsicht der Ausbesserung der abgestumpften architectonischen Glieder als der beschädigten Bildhauerarbeiten.

Bey einer unterirdischen Kapelle zu St. Denis, wo die Mauern in ihrer ganzen Oberfläche vom Salpeter angefressen waren, sind sie auf die vollkommenste Weise wieder in Stand gesetzt worden, wie es sich seit mehreren Jahren bestätig hat.

Wenn man diesen Kitt auf Holz, Sandstein, Eisen, Ziegel, Schiefer, und besonders auf Dachsteine anwendet, so muß man alles vorher sorgfältig reinigen und abkratzen, damit kein Staub, Schmutz oder sonst lose Theile, die sich ablösen können, noch irgend eine Art von Malerei darauf sitzen bleibe.

Mit demselben Ueberzuge, der auf der Außenseite der Mauern angebracht wird, versieht man auch Wasserbehälter und Wasserleitungen in Lustgärten, auch so daß man Ziegel, die auf ein gemauertes Fundament gelegt sind, zusammenkittet.

Alle Fugen kann man mit diesem Kitt ausfüllen, selbst bey einem getäfelten Fußboden.

Dieser Kitt in den untern Stockwerken, inwendig oder auswendig angewendet, verhindert durchaus die Wirkungen des Salpeterfraßes und der Feuchtigkeit.

Zur Verhinderung der Feuchtigkeit, muß dieser Ueberzug wenigstens 3 Linien dick seyn, dünner würde er dem Salpeterfraß nicht widerstehen können und abgelöset werden.

Man kann damit Rinnen und Behälter von Ziegeln oder Sandstein aus mehrern Stücken bilden, und also auch die zersprungenen wieder in Stand setzen.

Man kann Baumkasten zur Orangerie dadurch sehr dauerhaft machen, wenn man sie inwendig mit diesem Kitt überzieht, und vorher die Kanten mit Eisenblech oder einem andern Metallstoff beschlägt.

Man kann die Löcher und Sprünge im Bley damit ausbessern, indem man die Stelle 3 bis 4 Linien weit mit dem Hammer ausschlägt, das Bley glänzend rein abputzt, und den Kitt in gleicher Ebene aufträgt. Diese Verkittung wird sehr dauerhaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwey edle Seelen, einander gegenüber.

Die schöne Anna Pedretty zu Portsmouth liebte einen, ihr würdigen, edlen Jüngling, dem sie ihre Hand bestimmte. Ein sehr reicher Herr,

Namens Peter Blanc, welcher nicht wußte, daß ihr Herz schon den Gegenstand seiner zärtlichen Neigung gefunden hatte, warb bey den Eltern, ohne vorher die Tochter zu fragen, um das reizende, liebenswürdige Mädchen. Er war sich seines Edelmuths und seiner nicht unangenehmen Gesichtsbildung bewußt; seine ausgezeichneten Vermögensumstände waren in der ganzen Gegend bekannt: daher hoffte er, wenn die Eltern eingewilligt hätten, würde er auch der frey gewähnten Miß Anna kein unwillkommener Bewerber seyn. Herr und Frau Pedretty freuten sich über seinen erwünschten Antrag; allein die kluge Mutter wußt' es zu machen, daß Anna ausgehen mußte, und Herr Blanc sie daher nicht selbst sprechen konnte, ehe sie dem armen Mädchen gehörig zugesetzt hatten, sich gegen ihn von ihrer bisherigen unvernünftigen Neigung nichts merken zu lassen: denn ihr Geliebter war arm. Der Vater hatte sie immer sehr hart und strenge behandelt und es gelang ihm wirklich, sie durch Drohungen dahin zu bringen, daß sie sich, in Gegenwart vieler Verwandten, mit Herrn Blanc verloben ließ. Sie hatte ihren Eltern geschworen, mit ihm ruhig vor den Altar zu treten, und konnte nun, obwohl sie ihre Schwachheit sogleich nachher bereute, nicht anders, als ihren Schwur halten. Aber starke Seelen reißen sich aus der Noth, wenn sie am größten ist.

Anna ließ sich ruhig nach der Kirche führen und trat mit ihrem Verlobten vor den Altar. Aber als der Pfarrer sie frägt: „Miß Anna Pedretty! wollen Sie den Herrn Peter Blanc zu Ihrem Ehegemahl haben?“ und nun Jedermann das bindende „Ja“ erwartet, antwortet sie mit Festigkeit: „Ich habe seit langer Zeit dem Herrn Biny mein Herz gegeben und Treue gelobt. Er ist hier in der Kirche Zeuge von dem Schwur, den ich hiermit vor dem Altar wiederhole; nie einem andern, als ihm, zu gehören.“

Die Eltern erblaßten, Herr Blanc war betroffen und die in der Kirche anwesenden Zuschauer äußerten laut ihren Beyfall über die Entschlossenheit des schönen Mädchens, das so kühn den Plan der Habsucht vereitelte, die es aus den Armen der Liebe reißen und dem Mammon opfern wollte.

Herr Blanc sann einen Augenblick nach; dann sprach er so laut, daß die ganze Kirche es hörte: „Ich habe, bey Gott! nicht geahnt, daß ich hier auf dem Punkte stand, dieses Mädchen, das ich so gern glücklich sehen möchte, unglücklich zu machen! Jetzt schwör ich (er hob feierlich die Hand empor) hier vor dem Altare, und rufe alle Anwesenden zu Zeugen, daß ich hiemit der Miß Anna Pedretty eine Schenkung auf immer von zwey Drittheilen meiner Güter mache, unter der einzigen Bedingung, daß sie den hier gegenwärtigen Herrn Biny, nach ihrer eigenen Erklärung, den Geliebten ihres Herzens, binnen drey Monaten heirathe. Falls keiner der beyden Hauptinteressenten etwas dawieder hat, soll diese Schenkung noch heute durch eine feierliche Akte bekräftigt werden.“ —

Hatte vorher Anna den allgemeinen Beyfall geerndtet, so hörte man jetzt laute Ausrüfe der Bewunderung. „O, welch ein Paar trennt hier die Liebe!“ rief eine Stimme ganz vernehmlich. Der gerührte Prediger antwortete der Stimme: „Sie trennt es nur äußerlich, indem sie es auf ewig innigst verbindet und noch einen Dritten in den schönen Bund aufnimmt, der, wenn's auch nicht die ganze Stadt sonst schon wüßte, schon durch die Wahl der Miß Pedretty, als ein würdiges Mitglied desselben erscheinen würde.“

Unterdessen war der schöne, Allen als edelsinnig bekannte Biny an den Altar gedrungen,

und hielt die Hand seines großmüthigen Nebenbuhlers, die er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Entzückens und der Dankbarkeit in seinem ganzen Wesen drückte. (Sich umarmen, ist in England unter Männern unanständig.) Darauf wandte er sich zu Annes Aeltern, und bat um ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit ihrer Tochter, die sie ihm jetzt natürlich mit Freuden gaben.

Nach einem Monate feierten die Glücklichen ihr Hochzeitfest, wobey Herr Blanc, gewiß nicht der unglücklichste von den Gästen, gegenwärtig war. Er verlebte in der Folge seine schönsten Stunden in der Gesellschaft der beyden Gatten, deren Glück sein Werk war. Oft pflegte er Annen, wenn sie ihm ihre herzliche Dankbarkeit auszudrücken sich bemühte, zu antworten: „Hab ich nicht zu meinem eigenen Besten gehandelt? Jetzt macht mich Ihre und Biny's Freundschaft glücklich; und wär' ich nicht unglücklich geworden, wenn Sie so kleinmüthig gewesen wären, mir gezwungen ihre Hand zu geben? Ihr Herz wäre ja doch immer Biny treu geblieben."

Wirkungen der Mutterliebe.

In einer englischen Denkschrift über das Armenwesen in England, wird folgendes erzählt: Die Gesellschaft zur Unterstützung der Armen kennt ein rührendes Beyspiel von der wundergleichen Wirkung einer freiwilligen Thätigkeit, wie Liebe und Hoffnung sie erwecke und ermuntere. Ein Pachter des Herrn Way in Suffolk starb und hinterließ eine Witwe mit 14 Kindern, deren Aeltestes, eine Tochter, kaum 14 Jahre zählte. Zwey Kühe und eine gepachtete Wiese von 14 Morgen Landes war Alles, was der Witwe übrig blieb. Das in dieser Gegend errichtete Arbeitshaus nahm zwar jeden Hülfsbedürftigen auf, verwilligte aber, seiner Einrichtung gemäß, keine Unterstützung außer dem Hause. Daher erbot sich der Direktor desselben, die sieben jüngsten der Kinder in ihrem Arbeitshause zu versorgen. Die Mutter hörte den Vorschlag in heftiger Bewegung an, und erklärte auf der Stelle: sie wolle sich lieber zu Tode arbeiten, als von einem ihrer Kinder sich trennen. Sie bat, man möge sie selbst aufnehmen sammt allen ihren Kindern, so wolle sie aus allen Kräften für sie arbeiten. Das wurde ihr abgeschlagen. Darauf äußerte sie, wenn man ihr nur den Pacht der Wiese lassen wolle, so mache sie sich anheischig, ihre Familie zu ernähren, ohne dem Kirchspiele zur Last zu fallen. Sie war damals 45 Jahr alt, eine starke, muthige Frau mit einem gewaltigen Mutterherzen. Zum Glück hatte sie es mit einem wackern, wohlwollenden Manne zu thun. Herr Way ließ ihr nicht allein die Wiese, sondern befreite sie auch für das erste Jahr von Bezahlung der Pachtsumme, und seinen Verwalter instruirte er insgeheim, auch in den folgenden Jahren nichts von ihr zu fordern. Doch meinte er, daß, trotz alle dem, es ihr nicht möglich seyn werde, auszukommen. Es gelang ihr aber wirklich auch ohne fernere Beyhülfe; denn jedes Jahr entrichtete sie pünktlich ihren Pacht, und nährte sich und ihre Kinder auf der einzigen Wiese, bis sie zwölf derselben als Bauerknechte untergebracht. Dann gab sie Alters halber den Pacht auf und wurde Krankenwärterin, bis sie auch die beyden jüngsten Kinder so weit gebracht hatte, daß sie des mütterlichen Beystandes nicht mehr bedurften. So viel vermag Mutterliebe!

Ich kann nicht umhin, aus jener interessanten Schrift noch eine auffallende Bemerkung anzuführen, die auch in Deutschland wohl ihre Anwendung finden möchte; nämlich die: daß die Auflagen den Armen weit weniger drücken, als

die Habgier seiner Nebenmenschen. Die kleinen Krämer und Aufkäufer betrügen den Armen so unverschämt, daß zum Beyspiel Sir Thomas Bard versichert: blos der Verlust, den der Arme dadurch leide, daß er sein Mehl in einem Kramladen, statt in der Mühle kaufe, betrage so viel als zwey Drittel der ganzen (bekanntlich ungeheuren) Armentaxe in England.

Naturhistorischer Streit.

Zu Würzburg waltete kürzlich ein heftiger Meinungsstreit ob, über die Existenz oder Nichtexistenz einer sehr großen Schlange. Es wollte nämlich ein dasiger Bürger eine Schlange von 12 bis 13 Fuß und Mannsdicke aus dem Festungsgraben am Rennweger Thore sich an dem Gemäuer hinaufwinden gesehen haben, wo sich dann dieses große Thier in ein Loch verkrochen. Die Erzählung fand Gläubige und verbreitete sich schnell. Eine Menge Menschen stand täglich am Festungsgraben.

Theaterkritik.

Das Glück welches das Iffländische Drama, die Mündel, seiner Länge und Breite ungeachtet auf der Bühne gemacht hat, ist wohl zum Theil nur der, der Menge zusprechenden Faßlichkeit des Stoffs und den gemüthlichen, herzangreifenden und überraschenden Situationen, hauptsächlich aber doch der Persönlichkeit der Künstler zu zuschreiben, die es darstellen. Iffland wußte durch sein Spiel den gewöhnlichsten Stoff selbst in einer gewöhnlichen Bearbeitung so zu heben, daß das Publikum fast stets den lebhaftesten Antheil daran nahm. Aus dem Vertrauen auf dieses Talent, und daraus, daß er dasselbe bey seinen Kunstgenossen voraussetzte, ist es erklärbar, wie ein so praktischer Schauspieler, einen Stoff, wie der des erwähnten Schauspiels, zu einer solchen Länge ausdehnen mochte.

Den ausgezeichneten Talenten der Herren Gaßmann, Gerber, Hanff und Schmidt, und der Frauen Zschischka und Müller haben wir den Genuß zu verdanken, den uns die Aufführung der Mündel am Sonntage gewährte. — Den bey vollem Herzen halbverschlossenen Charakter des Philipp, der sich seines Werths wohl bewußt denselben doch nicht geltend machen will und nur durch den Drang der Umstände dahin gebracht werden kann in seiner vollen Kraft aufzutreten, stellte Herr Gaßmann unvergleichlich dar. Besonders gefiel das erste Zusammentreffen mit seinem Bruder (3. Akt 6. Scene). — Hrn. Gerbers Spiel gewährte uns in den ersten Acten die Befriedigung nicht, die wir davon zu erwarten gewohnt sind; allein in den letzten erregte es allgemeine Theilnahme. Sehr beweglich gab er die Scene, in welcher er seines Bruders Testament öffnet. — Hr. Hanff gab den Drave treu und wahr. — Hr. Schmidt zeigte in der Rolle des Canziers eine auffallendliche Consequenz, ein Verdienst, welches nur einer großen Besonnenheit möglich ist, allein hier wie überall, von dem größern Publicum nicht immer gehörig erkannt wird. — Die Auguste wurde durch Frau Müller mit tiefer Empfindung dargestellt; und Frau Zschischka gab uns, als Drave's Gattin, einen neuen Beweis ihres in dieser Art Rollen besonders hervorstechenden Talents.

Zum ersten Male sahen wir am Montage: Pflicht um Pflicht, Schauspiel in einem Akt von P. A. Wolff. — Wenn dieser lieblichen kleinen Dichtung auf der einen Seite auch eine gewisse Tiefe mangelt, so bietet sie auf der andern durch Stoff, Zartheit und treue Haltung der Charaktere, wenn nicht Entschädigung, doch ein solches Interesse dar, daß man bey ihrer Darstellung auf der Bühne jenen Mangel kaum empfindet. — Gedruckt findet man das Stück in dem dießjährigen Almanach für Privatbühnen von A. Müllner, welcher es mit einer Nachschrift, Bemerkungen über die Darstellung desselben enthaltend, begleitet hat. Mit wahrem Vergnügen können wir sagen, daß die Künstler Hr. Gaßmann (Herrmann) und Hr. Gerber (Hassan), wie auch Fräulein Hanff (Julette) den darin aufgestellten Forderungen im Allgemeinen genüge geleistet haben. Ihre Leistungen würden vollkommen zu nennen gewesen seyn, wenn sie den Rhythmus einer größern Aufmerksamkeit gewürdigt hätten. In den gereimten Versen vernahm man denselben sehr oft gar vernehmlich, in den nicht gereimten fast gar nicht. — Die Anordnung der Dekorationen war geschmackvoll.

№ 51.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Sonntag den 21. September. 1817.

Statius Speckhahn.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Statius Speckhahn war ein geborner Bremer und hier Bürgermeister, hatte sich aber zuerst schon bey denen mit Oldenburg wegen Anlegung des Zolls geführten Streitigkeiten, vorzüglich aber nachher bey denen im Jahre 1654 zwischen Schweden und der Stadt Bremen vorgefallenen Kriegsunruhen, der Staatsverrätherey höchst verdächtig gemacht. Der Schneidermeister Johann Reineke gegen den er dieserhalb klagte — beschuldigte ihn sogar, daß er mit den Schweden in der Burg Briefe wechsle und zu deren Ueberbringung heimlich ein Bauerweib gebrauche.

Gegen ihn war vorzüglich der Aufstand gerichtet, den der Pöbel am 6. Sept. 1654 — an einem großen Buß- und Bettage erregte. Auf Steinhant entstand nemlich das Gerücht: die Schweden wären vor dem Thore: Hier sey — schrie man — Verrath: Bürgermeister Speckhahn sey der Verräther. Der Pöbel lief Haufenweise, mit Gewehr versehen, nach dem Rathause — bestürmte es und drohte dem daselbst versammelten Rath. Ein Knochenhauer, Namens Grube, soll sogar in die Stube der Rathsversammlung gedrungen seyn, dem Bürgermeister Speckhahn den Kragen vom Halse gerissen — ihm Ohrfeigen gegeben und gedroht haben, ihn zum Fenster hinauszuwerfen. Speckhahn begab sich nach seinem auf der langen Straße belegenen Hause. Er wollte seine Töchter vermittelst eines in der Neustadt für sie bestellten Wagens nach Delmenhorst bringen lassen. Allein ihre Magd, welche eine Lade auf dem Kopfe vorantrug, ward vom Pöbel ergriffen und ihr die Lade abgenommen, weil man glaubte, es wären verrätherische Briefe darin. Es fand sich indessen, wie die Lade durch 2 Rathsherren und 2 Aelterleute eröffnet wurde, nichts verdächtiges, sondern nur Linnengeräth u. d. gl. darin. Der Rath ließ daher dem Bürgermeister Speckhahn die Lade wieder zustellen — verschaffte ihm und den Seinigen durch Bürger- und Soldatenwachen Sicherheit und versprach ihm, wie auch am folgenden Tage der Aufstand noch fortdauerte, Schutz und Schirm und es sollte eine Inquisition gegen seine Beleidiger angestellt werden. Zu seiner Vertheidigung ließ er eine Ehren- und Unschuldsrettung und nachher

noch eine Erklärung derselben drucken. Inzwischen ward er seiner Bürgermeisterwürde suspendirt — oder er blieb aus eigener Bewegung aus den Rathsversammlungen. Da aber der Haß des Publikums immer mehr gegen ihn zunahm, so sah er sich genöthigt, am 5. Dec. 1654 sein Consulat gänzlich niederzulegen — jedoch wurden ihm seine Rechte gegen seine Diffamanten vorbehalten — es wurde ihm Schutz gegen dieselben versprochen, es wurden ihm alle Ehre, Würden und Einkünfte, welche sonst den resignirenden Bürgermeister gebühren, zugesichert; und es ward ihm vom Rathe überdem noch ein solennes testimonium innocentiae unter dem Stadtsiegel d. 19. Dec. 1654 ausgefertigt, worin derselbe erklärte, daß keiner von denen, welche ihn der Verrätherei beschuldigt, solches erwiesen hätten und, daß der Rath selbst, soweit er Kenntnisse davon habe, ihn für unschuldig halte.

Im Jahre 1658 zog er nach Oldesloh — erhielt beym König von Schweden, Carl Gustav, sogleich eine Audienz, welche den bremischen Abgeordneten versagt war und trat unter dem Titel eines Etatsraths in schwedische Dienste, worin er bey den wichtigsten Geschäften, welche diese Stadt betrafen, gebraucht wurde.

Die hiesige Bürgerschaft wüthete gegen ihn, besonders, da sie ihn im Verdacht hatte, daß er die schwedische Belagerung, wodurch die Stadt so schrecklich geängstigt war und wobey der gemeine Mann besonders durch Mangel an Nahrung so viel litt, veranlaßt habe. Der Rath versuchte daher bey den Traktaten über den nachhin am 15. Nov. 1666 abgeschlossenen Habenhauser Vertrag den Speckhahn von der Amnestie auszuschließen. — Da dieser Versuch ihm aber mißlang, so erklärte er gegen den schwedischen Reichsfeldherrn Wrangel, daß er zwar den Rath Speckhahn mit in der Amnestie begriffen haben wolle, doch ohne demselben Schutz und Schirm in der Stadt zuzusagen; vielmehr müsse er sich ausbedingen, für dessen Person nicht einzustehen, weil er durch die ganze Stadt verhaßt sey. Auch drang der Rath — von der Bürgerschaft hiezu aufgefordert — bey denen Herren Interponenten, d. w. die Abgeordneten der Churfürsten und Fürsten, welche sich bey dem Habenhäuser Vergleich für die Stadt Bremen verwandten — darauf, daß sie es bey dem Herrn Reichsfeldherrn dahin einleiten möchten, daß Speckhahn mit seiner Familie nicht eher nach Bremen zurückkehre, als bis die durch die Belagerung gegen ihn erhitzten Gemüther erst etwas mehr abgekühlt wären. Ohngeachtet dieß dem Speckhahn nun angerathen wurde, so soll er dennoch vom Drosten zum Blumenthal verlangt haben, daß man ihn mit einigen Stadtsoldaten am Thore empfangen und in sein Haus begleiten solle. Er wolle so viel Leute mitbringen, daß er damit sich schon gegen den Pöbel würde retten können. Wie der Drost ihm dieß widerrieth und erst dem Rath darüber berichten wollte, so soll er gesagt haben: Er bedürfe des Raths Decision hierüber nicht. — Speckhahn erzählt hingegen in seinem Gegenbericht, daß der Drost habe Zweifel wegen seiner Inclusion in der Amnestie erregen und davon referiren wollen, welches er nicht zum Bericht und zur Entscheidung des Senats habe kommen lassen können. Seine jüngste Tochter war, wie er behauptet, damals schon hier. Nach dem gedruckten Bericht des Raths hingegen, hat er dieß gleich nach der Unterredung mit dem Drosten hieher gesandt. Sobald das Gerücht sich verbreitete, so entstand ein Gemurmel unter dem Pöbel, welches bald in Thätlichkeiten ausbrach. Man begann die Fenster in dem Hause des Raths Speckhahns auszuwerfen und, wie man vermuthete, daß Speckhahn mit seinem Schutz

gersohn jetzt selbst wieder in seinem Hause sey, und wie einige Leute aus demselben verschiedene unschuldige Personen mit Waffen angefallen und die Magd sogar jemanden mit heißem Wasser begossen haben solle, so entstand am 27. Nov. gegen Abend ein förmlicher, schrecklicher Tumult. Der Pöbel lief in großen Haufen zusammen und begann das Haus dieses ihm verhaßten Mannes zu bestürmen. Der Rath versammelte sich auf dem Rathhause — ließ die Trommel rühren und einige Bürgerkompagnien aufbiethen, da die Stadt-Soldaten von dem wüthenden Pöbel durch einen Steinregen und durch Messerschneiden zurückgetrieben wurden. Allein diese Verfügungen waren fruchtlos. Es erschien nur eine geringe Anzahl Bürger, welche viel zu schwach war, gegen die überlegene Menge der Tumultuanten, die laut und schrecklich drohten, und mit Waffen versehen, den Unfug immer weiter trieben. Verschiedene Rathsherren begaben sich sogar selbst dahin und versuchten durch ihr Zureden den Aufruhr zu dämpfen; allein sie mußten, so wie die Bürger- und Soldatenwachen der unbezähmbaren Wuth des Pöbels weichen. Der Rath sah die Unmöglichkeit ein, das Haus eines so heftig gehaßten und vorher so sehr gewarnten Manns, den man sogar von der Amnestie hatte ausschließen wollen, gegen die Menge des rasenden Pöbels in der Nacht zu schützen und mußten es daher, um dem Blutvergießen vorzubeugen, seinem Schicksale überlassen. Die ganze Nacht hindurch dauerte das Steinwerfen fort. Die Thüren wurden eingehauen und was man im Hause fand wurde fortgeschleppt. Am folgenden Morgen, da der Lerm noch nicht gestillt war, ließ der Rath einen Ausschuß der angesehensten Bürgerschaft zusammenberufen, welche sich mit demselben vereinte, für einen Mann gegen die Aufrührer zu stehen und die sich erklärte, daß eine Inquisition gegen die Urheber angestellt — vermittelst Trommelschlages das Geraubte wieder herbeygeschafft und die ausgehenden Schiffe und Wägen wegen verschiedener Fremden, welche sich bey der Plünderung mit eingefunden haben sollten, visitirt werden möchten. Der Rath hatte auch bereits den Obristlieutnant v. Benteleben mit einem Creditiv in Begleitung zweyer Einspänner an den Reichsfeldherrn nach Stade abgeordnet, um demselben des Raths Mißfallen an dem Stürmen und Plündern des Speckhahnschen Hauses, so, wie die vom Rathe angewandte Mühe, diesem Unwesen zu steuern und die Unmöglichkeit solchem vorzubeugen, zu bezeugen und ihn zu versichern, daß der Rath demungeachtet alles noch anwenden wolle, die Justiz nach Möglichkeit zu verwalten und den Habenhauser Vergleich in allen Punkten zu beobachten. Der Obristlieutenant traf mit Speckhahn zu gleicher Zeit bey dem Reichsfeldherrn ein, bey dem jener kein so günstiges Gehör wie dieser fand; Der Reichsfeldherr antwortete jenem bloß: Er wolle diesen Vorfall dem König berichten. Nun, nämlich am 28. Nov. wurden die Soldaten in hinreichender Anzahl auf den Domshof beordert. Die Kreutzstraßen von beyden Seiten des Speckhahnschen Hauses stark besetzt, und, damit alles gut ausgeführt werden möchte, wurden 2 Rathsherren, 2 Aelterleute und 2 Bürgerlieutenants mit dahingesandt. Sobald die dort noch befindlichen Aufrührer diese ernsthaften Anstalten erblickten, so eilten sie von dannen, so daß noch das besorgte Blutbad verhindert wurde. Am Nachmittage ward vermittelst Trommelschlages das beschlossene Proklam in der Stadt bekannt gemacht, wodurch einem jeden bey Vermeidung der für den Raub und Diebstahl bestimmten Strafe anbefohlen wird, alles, was er etwa aus des Raths Speckhahns Gebäuden genommen — oder von andern em-

*

pfangen — oder in seinem Gewahrsame haben möchte, innerhalb 24 Stunden ans Rathhaus zu bringen, dort dem Hausboten zu übergeben und vom Notar verzeichnen zu lassen, auch nicht weiter sich an etwas zu vergreifen.

In der folgenden Nacht ward das Haus, oder vielmehr die Rudera dieses Hauses und dessen Zugänge mit 200 Soldaten besetzt und bewacht obgleich es bereits größtentheils schon zerstört und geplündert war, und am Tage darauf, den 29. Nov., ward eine Commission zur Anstellung der Inquisition auf 4 Herren des Raths angesetzt. Der Rath ließ nun einen kurzen Bericht, was wegen des königl. schwedischen Etatraths Herrn Statii Speckhahnen, als eines Stadtbremischen geschwornen — aber von etlichen Jahren her übel gesehenen Bürgers, bey und noch jüngst zu Habenhausen geschlossenen Frieden in der Stadt Bremen, sonderlich in der Nacht vom 27. auf den 28. Nov. 1666 sich zugetragen hatte, durch den Druck öffentlich bekannt machen, und sandte denselben an den Reichsfeldherrn Wrangel. Speckhahn suchte solchen in einem Gegenbericht, den er ebenfalls drucken ließ, zu widerlegen, seine Unschuld zu beweisen und dem Rathe vorzuwerfen, daß er gegen die Tumultuanten anfangs keine kräftige Maasregel und nachhin solche zu spät getroffen — daß er stillschweigend seine Zufriedenheit mit dem Benehmen des Pöbels deutlich genug gezeigt habe und allem Unwesen leicht hätte vorbeugen können, wenn er gleich im Anfange nachdrückliche Maasregeln genommen hätte. Auch die beyden Schreiben, wovon das eine vom hiesigen Senat und das andere vom Rath Speckhahn an den Herrn Reichsfeldherrn abgesandt wurden, sind abgedruckt.

Der Reichsfeldherr verweigerte hierauf die königl. schwedische Ratifikation des Habenhauser Vertrages, bis dem Rath Speckhahn eine vollkommene Genugthuung verschafft sey. Nach vielen vergeblichen Unterhandlungen ward endlich durch Sied. J. Wachmann und Dr. J. Edzard am 15. May 1667 zu Stade dahin ein Vergleich zu Stande gebracht, daß 1) der Bremische Senat unpartheyisch Justiz wider die schuldig befundenen Personen mittelst Versendung der Akten an eine Juristenfacultät administriren und das Urtheil exequire; 2) daß mittelst Herausgabe der wieder erhaltenen Baarschaften, Bücher und anderen Mobilien laut dreyer von den Bremisch Abgeordneten übergebenen und unterschriebenen Designationen sammt dem, was noch ferner herbeygebracht werden möchte — wie auch mittelst Auszahlung einer Summe von 8000 Thaler in 3 verbriefsten Terminen alle des Raths Speckhahn fernere Forderungen wegen des Facti und was ferner daraus entsprossen, gänzlich gehoben und abgethan — sodann der Regreß gegen die Urheber dem Rath und der Stadt wegen desfalls übernommenen Vorschusses heimgefallen bleibe, nur falls noch unter den künftig herbeyzuschaffenden Sachen sich etwas finden möchte, wozu der Rath Speckhahn eine besondere Affection hätte, solches ihm für einen billigen Preis überlassen werden solle und, wenn wegen der beym Tumult abhanden gekommenen Pfandschaften und Briefe dem Rath Speckhahn der Schade von dessen unter bremischer Bothmäßigkeit wohnenden Debitoren möchte aufgebürdet werden, so solle der Senat ihn dawider schützen, auch ihm sonst auf alle Wege Recht verschaffen, und ihn und die Seinigen der im Habenhauser Vergleiche einverleibten Amnestie genießen lassen. Zugleich mußte der hiesige Senat in einem besondern Deprecationsschreiben an königl. schwedische Majestät die vom Pöbel gegen den Rath Speckhahn verübten Excesse aufs äußerste misbilligen. Nur unter diesen Be-

ten Bedingungen, zu deren Erfüllung sich die Stadt bequemen mußte, erfolgte die schwedische Ratifikation des Habenhauser Vergleichs.

Es war nicht nur das Wohnhaus des Speckhahns zerstöhrt und geplündert, sondern der Pöbel hatte vorher schon, am 31. Aug. 1666 seinen Garten außer dem Doventhor bey St. Michaelis Kirchhofe ruinirt und das danebenstehende Haus niedergerissen.

Die Haupturheber des Tumults wurden gefänglich eingezogen und durch den fiskalischen Anwald ein peinlicher Anklage-Prozeß gegen sie geführt. Die Akten wurden hiernächst an die Juristen Fakultät in Jena geschickt und auf deren eingeholten Rath ward am 16. July 1667 das Urtheil publizirt, daß Carl Brünings wegen der begangenen und gestandenen Hausstürmung und verübten Gewalt, imgleichen Thies Thiele des geraubten Koffers mit Silberwerk halber, wie auch Hermann Holtmann und Wubke Helberg wegen des offenbarten, hernach eröffneten und gestohlnen vergrabenen Geldes und daher anderweit entstandenen Auflaufs und Raubens mit Staupenschlägen des Landes ewig zu verweisen — Johann Wurthmann aber und Henrich Brockwehl des weggenommenen Topfes und Kessels halber über das bereits ausgestandene noch mit 3 Wochen Gefängniß zu bestrafen sey. Ferner ist wider Joh. Meier zur richtigen Herausbringung seiner Bekenntnisse die Tortur — wider Johann Schrör, Arends Bruns und Hans Meier aber ulterior inquisitio et eventual. confrontatio erkannt.

Hierauf gelangte am 20. July ein Intercessionsschreiben vom Reichsfeldherrn, dem der Rath den Inhalt de Urtheils sofort zugesandt hatte, an den Senat, daß derselbe die Delinquenten begnadigen möchte; worauf der Senat unterm 31. July antwortete: daß er den Verurtheilten die Strafe des Staupenschlages gänzlich erlassen und die Strafe der ewigen Landesverweisung in eine temporelle verwandelt und die zu noch längerem Gefängnisse verurtheilten Personen sofort auf freien Fuß gestellt — endlich auch den zur Tortur verwiesenen Joh. Meier, obgleich er als ein vorzüglicher Rädelsführer verdächtig gewesen, dennoch begnadigt und nur des Landes verwiesen — auch die vorbehaltene Inquisition gegen die übrigen Personen nicht weiter, als zur Wiedererhaltung des Geraubten erforderlich gewesen, fortgesetzt habe.

Der Rath Speckhahn hat hierauf hier die Geschäfte der schwedischen Regierung geführt und soll dem Rath und der Stadt noch manchen Verdruß verursacht haben. Am 3. Oct. 1675 erhielt er auf sein Ansuchen, wegen seines hohen Alters von 77 Jahren, die Entlassung von seinen Diensten von der Regierung zu Stade. Er suchte, wie er nun als Privatmann des königl. schwedischen Schutzes nicht weiter genoß und wieder von neuem thätliche Folgen des Hasses der hiesigen Bürger erfuhr, noch am 21. Oct. d. n. J. beym Kayser um ein Protectorium für sich und seine Güter nach, welches er denn auch am 29. April 1676 erhielt. Sein Schwiegersohn, Hanauischer Rath, Joh. Georg Seiffer, traf mit dem hiesigen Senat am 16. Febr. 1676 den Vergleich, daß sein Schwiegervater Sr. Speckhahn die von der wegen seiner Schadloshaltung zu fordernden 8000 Rt. in dem gemeinen Gute noch rückständigen 4778 Rt. bis 1500 Rt. solle schwinden lassen, wenn man alle vergangene Dinge, weswegen er sich den Widerwillen der Stadt zugezogen, vergessen wolle. Der Rath nahm diesen Vergleich an.

Dieser merkwürdige Mann starb 81 Jahr alt am 16. Oct. 1679 und ward am 21 des Nachts nach 12 Uhr in U. L. Frauen Kirche

mitten auf dem Chor begraben. Auch bey dieser Beerdigung bewies der Pöbel noch seine Erbitterung gegen ihn. Vergebens suchte man das Schreien und Lermen zu stillen.

Die Geschichte wird wohl nie das Dunkel, welches über den eigentlichen Charakter dieses Mannes schwebt, erhellen, da sie hier ihre Nachrichten aus keiner ganz reinen Quelle schöpfen kann. Die Schriften, sowohl für als gegen ihn, sind einseitig und mit Leidenschaft verfaßt; sie sind zu getrübt, als daß durch sie der unpartheyische Geschichtsforscher die Wahrheit mit überzeugender Gewißheit zu enträthseln vermöchte.

Reise-Erinnerungen eines deutschen Officiers in englischen Diensten.

Die Rajah-, Königs- oder Riesen-Schlange, welche zwar nicht giftig, aber dennoch, wegen ihrer außerordentlichen Größe und Stärke, schrecklich ist, trifft man nur in den tiefsten Wäldern, im innern des Landes, an. Die Beschreibungen die man von ihr macht, sind jedoch wohl zuweilen übertrieben. Ein holländischer Deserteur, erzählt man, habe sich einst in die Wälder geflüchtet, und um sich auszuruhen auf einen umgestürzten, langen und dicken Baum gesetzt; da er aber einige Bewegung daran wahrgenommen, und den vermeintlichen Stamm näher untersuchte, habe er mit Entsetzen gefunden, daß es eine übersättigte Riesenschlange gewesen sey, und sich daher eiligst wieder auf die Flucht begeben. Eine kleine Art derselben, die Felsenschlange, (Anakonda, glaube ich von den Eingebornen genannt) welche gleichfalls nicht giftig ist, wird oft von den herumziehenden indischen Gauklern mitgeführt, die sie, wie ein Tau zusammengerollt, um den Hals hängen haben. Einer meiner Kameraden, der eine kleine Menagerie unterhielt, besaß unter andern eine solche sehr zahme Felsenschlange von ungefähr 12 Fuß Länge und der Dicke eines Mannsarms, welche, wenn die Thür ihres Käfichts offen geblieben war, zuweilen die Wohnzimmer besuchte, und sich dann geduldig wieder hinausschleppen ließ. Zum Futter bekam sie entweder ein kleines Spanferkel oder ein Huhn, welches sie mit ihrem Körper umringelte und todt drückte, dann mit Geifer überzog und verschlang.

Daß die Schlangen durch ihren Blick Thiere gleichsam bezaubern können, wie viele behaupten, scheint mir, so weit ich Gelegenheit hatte darauf zu achten, noch nicht erwiesen; daß sie aber sogar dadurch auf Menschen einwürken sollten, kann denn doch wohl nur aus Liebe zum Wunderbaren geglaubt werden. Vielleicht lähmt der plötzliche Schreck den Menschen, der sich unvermuthet in der Nähe einer tödtlichen Schlange befindet; er gehe aber nur mit dem Vorsatz, sie zu vernichten, nach ihrem ihm bekannten Schlupfwinkel, und er wird keine Bezauberung spüren, wenn sie ihn auch anstarrt. Ob die Klapperschlange eine Ausnahme macht, weiß ich nicht, da ich nie eine anders als im Käficht, und zwar in England gesehen, und in diesem Zustande fühlte sich Niemand behext, der sich ihr nahete, obgleich sie nicht weniger gefährlich, als im freyen Leben war, denn ein Maurergesell mußte seine Kühnheit, seinen in den Käficht gefallenen Maßstock, womit er sie geneckt, mit der Hand herauszunehmen, mit dem Tode büßen. Um die von giftigen Thieren herrührende Wunde zu heilen, waschen viele dieselbe mit Branntwein aus, worin allerley giftiges Ungeziefer lebendig geworfen und ertränkt worden ist. Der Biß der gefährlichen Schlangen erfordert jedoch eine andere, und dennoch höchst zweifelhaft bleibende, Heilungsmethode. Ein alter erfahrner Bramin verkaufte Einigen von uns ein Mittel, welches in dem Ruf stand, große Heilkräfte zu besitzen, und es

nige glückliche Kuren in dergleichen Unfällen bewirkt zu haben; es bestand, wenn ich nicht irre, aus flüchtigem Alkali und Kräuterstoffen. Da wir sehr gut dafür bezahlten, so gab er uns noch einige andere Mittel, um den Aussatz zu heilen, kinderlose Ehen zu Nachkommen zu verhelfen ꝛc., in den Kauf.

Merkwürdige Erscheinung.

In einer medizinischen Schrift wird Folgendes erzählt: Ein Landmann in dem oberlausitzischen Dorfe Oberbiele, in der Nähe von Lauban, schnitt seine Frau die sich erhenkt hatte, wieder ab, unerachtet sie ein böses Weib war und ihm das Leben sehr sauer gemacht hatte. Durch seine Bemühungen kam sie wieder zu sich. Seit der Zeit wurde der Mann ein ganzes Jahr lang mit einem unwillkührlichen Krampf der Gesichtsmuskeln befallen, daß er sich nicht enthalten konnte, jedesmal unter dem Tischgebete zu lachen. Seine schwache Seele konnte die Erschütterung, die der Anblick seiner erhenkten Frau bey ihm erregt hatte, nicht ertragen. — Diese Erscheinung ist ein schweres Problem für den Psychologen. Hätte er bey der Erinnerung, daß er sein böses Weib vom Tode gerettet, geweint, so wäre der Grund dieser Thränen leicht zu erklären; aber darüber zu lachen, bleibt immer ein Räthsel, wenn man nicht annimmt, daß er sich selbst ausgelacht hat, wie man einen Thoren auslacht, der einen dummen Streich gemacht hat.

Theaterkritik.

Als Neuigkeit und zugleich zum Besten des Herrn Gaßmann, wurde am Dienstage das vor fast zweyhundert Jahren gedichtete und neuerlich von West für die deutsche Bühne bearbeitete dramatische Gemälde des spanischen Dichters Calderon de la Barca „das Leben ein Traum“ aufgeführt. Der Dichtung, wie der deutschen Bearbeitung ist in Hinsicht ihres innern Gehaltes und ihres theatralischen Verdienstes überall rühmlich Erwähnung geschehen, und auch bey uns hat ihre Darstellung auf der Bühne großen Beyfall gefunden.

Die Rollen, welche die größten Schwierigkeiten in derselben darbieten, sind ohnstreitig die des Roderich und der Rosaura, und es gehört zu dem glücklichern Zusammentreffen von Umständen, wenn sie so besetzt werden können. wie sie es bey uns waren — Hr. Gaßmann bot eine große Kunstfertigkeit mit ausgezeichnetem Erfolge auf, den sehr richtig aufgefaßten Charakter des Roderich vor den Zuschauern zu entwikkeln. Der geistig und körperlich kräftige Naturmensch blickte überall hervor. Die Monologen trug er herzergreifend, ja erschütternd vor. Die Zweifel an der Wirklichkeit seiner Umgebungen schienen aus seiner eigenen Brust hervor zu steigen. — Wie wünschenswerth wäre es gewesen, daß sein dießmahliges Spiel und seine bisherigen Bestrebungen dem Publikum Genüsse feinerer Art zu bereiten, durch eine zahlreichere Versammlung dankbar anerkannt worden wäre! Sehr viele der Anwesenden werden sich noch lange freuen den Besuch des Theaters einer gehaltlosen Dienstagsgesellschaft oder einer leeren Clubgesellschaft vorgezogen zu haben! — Die Rolle der Rosaura wurde von unserer Meisterin in der Mimik. Frau Gehlhaar, ganz vorzüglich ausgeführt. Die verschiedenen Situationen, welche sie darbietet, wurden bey richtiger Deklamation mit Effekt dargestellt. Das Spiel der Leidenschaften wurde, selbst in seiner größten Heftigkeit, mit einer Würde ausgedrückt, daß man stets die Höhe ihres Standes erkannte. — Wir wünschten dieß Letztere auch von der Darstellung der Rolle der Estrella, durch Frau Müller, sagen zu können; allein, bey ihrem übrigens nichts weniger als verfehltem Spiel, fiel uns der Ausdruck des Ausbruchs ihres Zorns gegen Astolf zu sehr auf, als daß wir verschweigen dürften, daß er einen Anstrich vom häuslich bürgerlichen hatte. — Herr Ringelhardt gab die Rolle des Königs mit der ihr gebührenden Würde. Es scheint jedoch, daß seine Darstellungsgabe in Hinsicht der Deklamation seiner Einbildungskraft nicht gewachsen sey, dahingegen sein mimisches Talent mit derselben gleichen Schritt halten mag. Wenn wir es schließlich auf der einen Seite höchst tadelnswerth finden, daß Hrn Körner die Rolle des Clotald übertragen wurde und er dieselbe übernahm, so müssen wir doch auf der andern Seite seinem mnemonischen Verdienste Gerechtigkeit widerfah-

lassen — womit freilich nicht viel gut gemacht werden kann.

Antikritik.

Eine jede Theaterkritik hat unstreitig den Zweck, durch Lob oder Tadel den Spieler, entweder mit seinem fehlerhaften Spiel bekannt und dadurch für die Folge zu größerer Vervollkommnung geschickt zu machen, oder ihm durch Anerkennung seiner Verdienste den verdienten Beyfall zu zollen, wie auch dem Publikum diese Fähigkeiten in ein verdientes Licht zu stellen; dieser Zweck wird aber verfehlt, wenn Mangel an Kenntnissen oder Partheylichkeit dabey Statt findet. Insbesondere erfordert aber wohl die Beurtheilung einer Oper und der einzelnen Sänger eine genaue musikalische Kenntniß; daher wird es nicht unangenehm seyn, eine bestmöglichste Berichtigung der, in Nr. 48. dieser Wochenschrift eingerückten, Kritik der Oper Fanchon zu versuchen.

Wir wissen es uns nicht zu erklären, wie man der M. Gehlhaar als Fanchon, in Hinsicht ihres Gesanges, einen solchen Beyfall ertheilen kann, wie es in dieser Kritik geschehen ist. Der Verfasser rühmt insbesondere die angenehme Stimme dieser Sängerin, aber unmöglich können wir dem beypflichten, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie es, sobald dieselbe ausgebildet wird, werden könnte. — In dem ganzen Stücke ist fast keine Piece, worin M. Gehlhaar richtig intonirt; hauptsächlich geschah dies nicht im 1ten Akt in dem Adagio: Dem Mann, der mich gefallen lehrte ꝛc., wo sie so schlecht intonirte, daß sie von Edur, wäre sie nicht durch Hülfe des Orchesters gewaltsam heraufgezogen, sicher in Esdur geschlossen hätte; — schon dies beweist wohl hinlänglich, daß ihr ein richtiges Gehör mangelt. — Um so auffallender ist es noch, daß das Allegro: Fort, daß die Leyer klinge ꝛc., als vorzüglich gut ausgeführt, herausgestrichen wird, da es doch wahrlich einer Sängerin zu keiner besondern Ehre gereichen kann, wegen einer so unbedeutenden Arie gelobt zu werden. — Eben so mußten auch im kleinen Recitativ: O, welche Zukunft lächelt mir, ꝛc. die Töne nicht gezogen, sondern mehr gesprochen werden. — Daß Melle. Gehlhaar keine richtige Schule des Gesanges hat, sieht man schon daraus, daß sie durch Biegungen des Körpers die Töne herauszwingt, da doch die erste Regel beym Gesange eine grade Haltung des Körpers ist.

Wir sind hier freylich bis jetzt an einen kräftigen Gesang gewöhnt worden, daher manchem auch die etwas schwache, aber nichts weniger als unangenehme, Stimme des Herrn Diestel nicht gefallen mochte; weil aber die Partien dieser Oper sich sämmtlich einem zarten Gesange eignen, auch die ganze Oper nur zart behandelt werden soll, so geht schon daraus hervor, daß sich Herr Diestel, als Sänger, hier grade an seinem Platz befand. — Nach der Meynung des Verfassers konnten allerdings zwey verschiedene Partheyen in Beurtheilung dieses Sängers Statt finden, wenn es nämlich vernünftiger Weise Jemand geben kann, der die Gestalt und das Ansehn bey einem übrigens nicht üblen Sänger mit in Anschlag bringt, allein eben daher muß auch derjenige Theil des Publikums, der Herrn Diestel seines Applaus würdig gefunden, (und dem der Verfasser nicht beypflichtet) ihn wegen seines Gesangs, nicht aber wegen Gestalt und Aeußere ihren Beyfall gegeben haben; denn verschiedene Partheyen oder sonstige Ursachen lassen sich bey diesem jungen unbekannten Fremdling nicht wohl voraussetzen.

Obgleich es bloß unsere Pflicht ist, in Betreff des Gesanges dieses Wenige zur Berichtigung der Kritik zu entgegnen, und uns aller Beurtheilung über das Spiel dieser Oper zu enthalten, so können wir doch nicht umhin der Madame Zschischka zu erwähnen, deren brav es Spiel gewiß nicht unter die Nebenrollen gesetzt zu werden verdient, wie dieß, da ihrer vom Verfasser keiner Erwähnung geschieht, daraus hervorzugehen scheint.

Dem Orchester würde es wahrscheinlich angenehmer seyn, die Stellen angemerkt zu finden, wo es fehlte und nicht denselben Grad von Vollkommenheit erreichte, wie man es nach der Meynung des Verfassers früher zu hören gewohnt war.

Charade.

Das erste prahlt mit herrlichen Arkaden
Und bildet sich noch mehr auf seine Freyheit ein.
Das zweyt' ist nie ein Raub von Rost, von Wurm und Maden.
Nur Pulver oder Eisen macht es klein.
Das Ganze ziert den Hals des Mühmchens und der Base,
Und, wenn es brennt, ist's lieblich für die Nase.

№ 52.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Zweytes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 25. September. 1817.

Ueber Hexen und Hexenprozesse.

Gottlob glimmt jetzt kaum noch in dem Winkel irgend eines armseligen Stübchens beym Spinnrocken eines alten Weibes, ein schwacher Funke von dem abscheulichen Zauber- und Hexenglauben, wovon wir in der Geschichte unsrer mittleren Zeiten so schauderhafte Wirkungen lesen. Es war ein schreckliches Gebilde der Phantasie, welches damals in dem Gehirn der Menschen spukte und als eine Erfindung und Werkzeug des Betruges nicht nur ein Phantom in die Religion brachte, welches den Zweck aller Religion zerstörte, sondern auch ein fast unabsehbares Heer kaum auszurottender wirklicher Uebel über das arme Menschengeschlecht herbeyführte — und der Teufel wurde, welcher die Gemüther verfinsterte und so in dem Innern des Menschen furchtbarer wüthete, als wenn er in der Außenwelt ganz in der Schreckengestalt erschienen wäre, worin die Phantasie des Betruges und des Aberglaubens ihn mahlte. Manches, was die Bosheit der Menschen ausbrütete, ward auf die Rechnung des Teufels geschrieben und unter dessen Firma wurden die gröbsten Verbrechen ungescheut und unbestraft verübt. — Wie manche arme Betrogene, welche mit ihm in ein Bündniß zu treten verleitet wurde, fiel ins Netz des schändlichsten Betrugs, wo sie zu den gröbsten Ausschweifungen gemißbraucht und rettungslos in den tiefsten Abgrund des Elends gestürzt wurde. Jeder Rückweg zum Guten war für sie auf immer abgeschnitten und indem sie selbst getäuscht, die ihr aufgetragene Rolle spielte, vollführte sie treulich die Geschäfte der hinter ihr versteckten Böswichter, welche durch Verbreitung des Glaubens an Hexen, ihr den Weg bahnten, und dann heimlich lachten, wann die Bethörte zum Lohn ihrer Leichtgläubigkeit auf dem Scheiterhaufen endigen mußte. Jetzt rauchen, Gottlob! solche Opfer der Thorheit nicht mehr; obgleich die Neigung, der gleichen Unholde zu sehen, wohl noch nicht ganz erloschen ist und hin und wieder auch jetzt noch wohl die Erzählungen von Hexen-Geschichten gern gehört und von mancher guten Seele unter Zittern und Beben geglaubt werden; denn fürchterlich ist die Macht, welche dergleichen Schreckbilder über die Phantasie und über das

unbewahrte Herz leichtgläubiger Menschen haben. — Aber immer mehr verlihren sich die Wirkungen dieser fürchterlichen Macht, je stärker das Licht der sich stets weiter verbreitenden Aufklärung, diese Gebilde der Finsterniß verscheucht.

Mit ruhiger Besonnenheit, die durch keinen Volkswahn mehr verwirrt wird, können wir daher in unsren Zeiten über diesen Gegenstand nachdenken und ihn aus einem entfernteren Gesichtspunkt betrachten, der unsre Augen nicht täuscht.

So weit die Geschichte reicht, finden wir Nachrichten von Menschen, welche wegen ihrer höheren Cultur, wodurch sie über die Menge hervorragten und wegen ihrer tieferen Kenntnisse der Natur und der praktischen Anwendung derselben, bey dem ungebildeten Haufen, für übernatürliche Wesen gehalten und entweder, als Götter verehrt, oder als Zauberer gefürchtet wurden. — Nähere Spuren von den eigentlichen Hexen aber treffen wir unter den alten Deutschen und Celten an, welche mit Kriegführen und Jagen stets beschäftigt, ihren Weibern, die Muße dazu hatten, die Ausübung der Wundarzeney — die Kräuterkunde und Auslegung der Vorbedeutungen künftiger Begebenheiten aus dem Laufe der Gestirne überließen. Einige derselben brachten es sehr weit darin — Sie erwarben sich den Namen der weisen Weiber und man schrieb ihnen übernatürliche Kräfte zu. Weislich benutzten sie nun auch ihre Ueberlegenheit über die sie anstaunende Menge und bestärkten diese durch alle Künste der weiblichen List in dem Glauben an ihre Wunderkraft. Freia — das Bild der Erde — war die Göttin, welche sie verehrten und die sie auch nachmals wegen der Wohlthaten, die sie von ihr genossen, Hulda nannten. Die kleinen Liebesgötter, welche die weisen Weiber zuweilen aus den Umarmungen höherer Wesen empfingen, waren die Hollen; der einsam schreiende Nachtvogel — die Eule — war ihnen ein Hieroglyph der Klagen über das Elend der Menschen. — Dieser Lamia, wie sie sie nannten, schrieben sie alles Uebel zu. Im Frühlinge feierten sie auf den Gipfeln der Berge, die frohen Feste der Freia und es ging von ihnen die Sage, daß Frau Hulda sie', in Katzen — Eulen und andere Thiere verwandelt, durch die Lüfte führe. Sie liebten vorzüglich die Stille mondheller Nächte und in leisen Gesängen sprachen sie mit den Geistern. Das Feuer war ihnen das kräftigste Element — aus dessen Rauschen weissagten sie künftige Dinge; mittelst des Durchganges durchs Feuer und durch Räuchern heilten sie manche Krankheiten.

Aus dieser Verbindung der weisen Weiber, um welche der Aberglauben einen geheimnißvollen Schleier gezogen hatte, stammt wahrscheinlich der Hexenbund ab, welcher sich zu den Zeiten Karls des Großen zu andern Zwecken formte.

Mit recht unchristlicher Härte zwang dieser in so mancher Hinsicht vortreffliche Kayser, die von ihm besiegten Bewohner des nördlichen Deutschlands zur Annahme des Christenthums, wie er durch sanftere Bekehrungsmittel nicht über sie vermochte. Lange versuchten die Unterjochten durch öftere Emporungen ihre altdeutsche Religion, woran sie mit ganzer Seele hingen, gegen das ihnen aufgedrungene und daher verhaßte Christenthum mit Gewalt zu behaupten; da aber alle diese Versuche mißlangen und sie endlich der stärkern Macht weichen mußten, so wurden sie zwar dem Scheine und dem Namen nach Christen — aber im Herzen blieben sie treue Anhänger der Religion ihrer Väter — und was sie mit öffentlicher Gewalt nicht zu erzwingen vermochten, suchten sie nun im Stillen zu bewirken. Die klügsten und unternehmendsten von

ihnen traten in einen geheimen Bund zusammen, dessen Zweck Fortpflanzung der altdeutschen Religion und Ausrottung des Christenthums war. Dieß war der Bund der Hexen, welche ursprünglich Manns- und Frauenspersonen waren, die von besondern Obern — den Hexenmeistern — aufgenommen, regiert und, wenn sie die Fähigkeiten dazu besaßen, auch in den Mysterien unterrichtet wurden. Den Hexenmeistern, welche aus den klügsten Köpfen bestanden, das Ganze übersahen und leiteten und mit den benachbarten heydnischen Völkern in ungetrennter Verbindung standen, war daran gelegen, sich einen großen Anhang zu verschaffen, weil ihr, der Welt verborgener Zweck, das Christenthum zu vertilgen, nur durch die Menge ihrer Verbündeten erreicht werden konnte. Sie bewarben sich daher um Proseliten und bedienten sich hiezu vorzüglich des Glaubens an Geister-Erscheinungen, den sie auf alle nur mögliche Weise zu verbreiten und unter dem Volk zu erhalten suchten. Erfinderisch und geübt in den Künsten der natürlichen Magie täuschten sie durch dieselbe den leichtgläubigen Haufen. Durch solche Zauberkünste und durch Erscheinungen in bald lieblichen bald schrecklichen Gestalten wirkten sie nach Wohlgefallen auf die Phantasie und Sinne der Menschen, und durch betäubende Getränke und Salben bemeisterten sie sich der Vernunft derer, welche sie in ihren Bund zu locken wünschten. Sie zogen diese dann durch sinnlich-reitzende Vergnügungen und durch idealische Versprechungen, die nachhin unerfüllt blieben, unwiderstehbar an sich und, wenn nun die auf solche Weise Betrogenen bewogen wurden, in den Bund zu treten, so mußten sie die strengste Verschwiegenheit — Gehorsam — gemeinschaftlichen Beystand und vorzüglich Widersetzlichkeit gegen die Lehre Jesu, durch einen feierlichen Eid geloben; obgleich sie äußerlich den Wandel frommer Christen führten — fleißige Kirchengänger waren — die Sacramente gebrauchten und still und eingezogen lebten. So entstand im nördlichen Deutschlande die nachhin bis zu einer furchtbaren Anzahl vermehrte Hexenbande. Nur die Oberhäupter kannten den wahren Zweck — die ihnen untergebenen gemeinen Hexen mußten die Werkzeuge zur Ausführung desselben werden — Jene hatten ihre besonderen Zusammenkünfte, worin sie sich über die Angelegenheiten des Bundes besprachen und es durch Mittheilung ihrer Erfindungen in den Zauberkünsten immer weiter brachten. — In den andern Zusammenkünften, wobey die gemeinen Hexen erschienen, überließ man sich den ausschweifendsten sinnlichen Vergnügungen der Wollust und des Tanzes — Hier erhielten die Hexen von ihren Meistern die Getränke und die Salben, durch deren reitzend-betäubende Kräfte sie selbst und andre getäuscht wurden und wodurch sie zu phantastischen Träumen exaltirt, die wunderbaren Hexenfahrten wirklich gemacht zu haben glaubten, mit deren Bildern die Oberen ihre Einbildungskraft angefüllt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dihl'sche Kitt für Mauern und für Dächer ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Art jenen Kitt anzuwenden.

Dieser Kitt wird mit Leinöl angerieben, so dick wie gelöschter Syps. Man braucht ohngefähr den fünften Theil Oel. Er wird mit einer kleinen eisernen oder stählernen Kelle aufgetragen, die am Rande hinlänglich umgebogen seyn muß, um eine gute Verbindung hervorzubringen. Zu einem Quadratfuß Fläche, von 3 Linien Dicke, braucht man 1 Kilogramm oder 2 Pfund dieses Kitts.

*

Wenn man ihn auf Gyps, Mörtel, Ziegel, Dachsteine und weichen Sandstein anwendet, so muß man sie vorher, und zwar kurz vor dem Gebrauche, mit fettem Oel bestreichen.

Die Zusammensetzung dieses Kitts ist so, daß man ihn leicht anwenden kann. Derselbe Kitt in Pulverform und zum Malen vorbereitet, wird gebraucht, indem man ihn mit Oel abreibt wie das Bleiweiß. Mehrere Mal aufgetragen, dient er zum Schutz des Eisens, des Steines, Gypses, Holzes, der Bildhauerarbeiten und alles dessen, was der Witterung ausgesetzt ist. Die Gegenstände erhalten dadurch eine Festigkeit und Haltbarkeit, die nur mit der eines Ueberzuges von Firniß verglichen werden kann.

Man schützt dadurch Spiegel vor Feuchtigkeit, indem man hinter und auf dem Belege einen 3 Linien starken Ueberzug von diesem Kitt anbringt.

Herr Dihl übernimmt die Ausführung der letztern Arbeit zu 1 Fr. 50 Centimen für den Fuß.

Dieser Kitt wird nur bey Herrn Dihl, (Besitzer der Porzellanmanufaktur Rue du Temple No. 137) verkauft. Hundert Kilogrammen kosten 80 Franken, oder der Centner 40 Franken; unter 25 Pfund kostet das Pfund 45 Cent.

Briefe werden Portofrei erbeten.

Arten der Anwendung des Dihlschen Kitts.

Anlagen von platten Dächern.

Man hat mehrere Arten der Anwendung versucht. Hier sind die, welche vollkommen gelungen sind.

Gewölbe im Ziegelverband oder von gebrannten Thonplatten, die mit diesem Kitt unter einander verbunden und nachher drey Linien dick damit überzogen werden, werden immer die dauerhaftesten platten Dächer bilden.

Eine andere Art hat man auch vollkommen gut und zweckmäßig gefunden, wenn man nur Balkendecken haben kann. Es ist hinreichend eine gewöhnliche Balkenlage zu machen, die unten eine Decke bildet, oben aber mit Schindeln deckt; und ist eine Gyps-Estrichdecke darüber gelegt, mit alten Mörtelbrocken vermengt, so wird sie sorgfältig nach dem Abhange abgerichtet. Auf diesem Estrich werden Ziegel trocken versetzt, und einzig und allein mit diesem Kitt verbunden. Man muß ihn nun trocknen lassen, wobey er härter als der härteste Mauerstein wird, und dann noch einen 3 Linien dicken Ueberzug mit diesem Kitt bilden. Alle Ziegel machen dann nur eine einzige Platte aus, die eine außerordentliche Festigkeit erlangt hat, und vollkommen unabhängig von aller Bewegung der Verbindungen ist, worauf sie ruhet. Denn sie braucht nicht in ihrer ganzen Fläche aufzuliegen. Versuche mit Platten dieser Art von verschiedener Größe, die bloß auf ihren 4 Ecken ruheten, haben bewiesen, daß sie ansehnliche Gewichte tragen konnten, ohne zu zerbrechen; und um sie selbst von allen übrigen Verbindungen unabhängig zu machen, ist man auf den Gedanken gekommen, rings herum auf den oberen Theilen, eine Unterlage von Metallstoff mit Kitt darüber, 4 bis 5 Zoll dick zu machen, was ihn ganz unabhängig macht, so daß die Unterlage in allen diesen Theilen ganz frei ist. Man darf dann keine Trennung befürchten.

Eine andere Art, die auch nach Umständen angewendet werden kann, bietet nicht wenige merkliche Vortheile dar. Man läßt die Mauern und die andern Unterstützungspunkte bis zu der Höhe aufführen, die das obere Stockwerk erhalten soll, und sie durch Anker und Haken verbinden und befestigen. Die geringere Stärke der Brüstungsmauer des platten Dachs, wird

noch rings herum einen Raum übrig lassen worauf die Decke ruhen kann, die dann von den übrigen Verbindungen unabhängig seyn muß, und von Ziegeln abwechselnd auf der hohen Kante und flachen Seite gemacht wird, so daß die Fugen einen gehörigen verband geben, und mit dem Dihl'schen Kitt verkittet werden. Um dies auszuführen, bauet man eine Rüstung darunter, worauf man die Steine verbindet und gut trocknen läßt, welches nicht lange dauert. Darüber legt man den Abhang mit Ziegeln, Platten und Dachsteinen an, die man auf der flachen Seite zusammen kittet. Darauf wird nun ein, 3 Linien dicker Ueberzug von diesem Kitt, und von unten eine Gypsdecke gemacht, der man einen beliebigen Abputz geben kann. Diese Verbindung bildet dann nur eine einzige Platte von 8 bis 10 Zoll Dicke, von der größten Festigkeit bey einer ansehnlichen Größe. Versuche haben dieß bestätigt, so wie auch, daß diese Verbindungsart weniger kostspielig, als eine Balkendecke ist, und die Unbequemlichkeiten derselben nicht hat; dagegen aber alle Vortheile eines Gewölbes ohne seinen Seitendruck besitzt, und viel leichter ist. Die Unterlage von Metallstoff und Kitt, wird auch hier nöthig seyn, um die Nachtheile zu vermeiden, die aus den Berührungspunkten mit der übrigen Verbindung herrühren könnten. Dann darf man aber auch keine Trennung befürchten. In jedem Fall muß man kurz vor der Anwendung des Kitts, den Ziegeln, Platten und Dachsteinen, einen Anstrich von fettem Oel, Leinöl oder Nußöl geben, das man mit Bleiglätte gekocht hat, und in diesem Zustande Firniß nennt.

Bey der Vergleichung eines schrägen Daches mit einem platten, kann man hieraus die Vortheile des letztern vor dem erstern abnehmen; und wenn es auch nur zum Boden dienen sollte, wo sie dennoch statt finden würde, da man dabei die Verengung des Raums bey einem schrägen Dache vermeidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunst der Spinne.

Nach den Beobachtungen des Hrn. Corolan in Thomsons Annals of Philosophy. Apl. 1817.

(Schluß.)

Meine Vermuthung bestätigte sich auch wirklich bald nachher; als ich nämlich eine solche Spinne auf meiner ausgestreckten Hand herumlaufen ließ, fing sie an, sich mittelst eines etwa sechs Zoll langen Fadens an eine meiner Fingerspitzen zu hängen. Alsdann schleuderte sie einen ziemlich langen Faden, welcher anfangs wagerecht hervortrat, bald aber anstieg und die Spinne mit sich emporhob. Nachdem sie nun so viel über meinem Finger empor stand, als sie anfänglich sich unter ihm befand, so riß sie nunmehr den Faden, wodurch sie festgehalten wurde und fuhr fort allmählig und langsam sich bis nahe an die Decke des Zimmers emporzuheben, wo sie sich alsdann der Wand näherte und endlich auch da anlangte. Ihre Bewegung war während dieses Fluges sanfter und schneller als wenn sie längs ihrem Faden hinläuft. Wenn aber das Insekt in der stillstehenden Zimmerluft sich mit solcher Leichtigkeit fortbewegt, so muß dieß in der freien Luft noch vielmehr der Fall seyn. Die Hauptvorkehrung besteht jederzeit darin, daß das Thier von seinem festen Stützpunkt aus, an seinem Faden sich um einige Zölle herabhängt und von da aus den andern schleudert, welcher dasselbe fortbringen soll. In dieser hängenden Stellung kann die Spinne ungleich weiter wahrnehmen, ob derjenige Faden, welcher sie fortbringen soll, entweder kräftig genug aufsteigt, um sie mit zuführen, oder ob er irgend einen Körper erreicht hat, welcher ihnen zum Stützpunkt die-

nen kann. Auf diese Weise können sie sehr ansehnliche Höhen ereichen.

Versuche die ich mit einer andern Art der Spinne anstellte, die einen glänzend gelben Körper und sehr kurze Beine hat, zeigten daß auch diese Faden schleudert aber nicht so lang wie die Geometer-Spinne.

Bey andern Spinnenarten gelangen die nämlichen Versuche nicht, das will sagen keine derselben konnte entfliehn, wenn sie auch acht bis zehn Tage auf dem Strohhalm verweilte; sie waren übrigens völlig so muter geblieben, wie zur Zeit, wo ich sie vom Felde geholt hatte. Nie blieben zwey Spinnen lange neben einander im Verhaft, die stärkere tödtete jederzeit die schwächere bald und diese schien das Verhältniß ihrer Kräfte auch gut zu kennen; die schwächere fürchtete ihre Gegnerin mehr als irgend etwas anders, das man in ihrer Nähe bringen mochte; berührte man sie mit den Fingern, so schien sie kaum darauf zu achten; so oft sie hingegen eine stärkere Spinne auf sich zukommen sah, floh sie vor derselben sogar auch ins Wasser. Eine dieser Spinnen war ins Wasser gefallen und schwamm darauf, ohne sich heraushelfen zu können; als ich ihr zu Hülfe kommen wollte, tauchte sie bis auf den Boden des Gefäßes unter, worauf sie dann so schnell, wie auf der Erde und gleich einem kleinen Krebs herumlief. Am Rand des Wassers angelangt, schien sie aber wenig begierig herauszukommen; indem das Wasser ihre Füße zusammen drückte, so daß sie sich nicht leicht fortbewegen konnte. Ich bemerkte daß zur Zeit des ersten Untertauchens aus jeder Seitenfläche ihres Körpers eine große Luftblase emporstieg, was auf die Vermuthung führen konnte, daß sich diese Thiere vielleicht im Wasser auf eine den Schwimmblasen ähnliche Weise leichter machen können.

Die bisher erzählten Versuche setzen es für mich außer Zweifel, daß die fadenziehenden Spinnen das Vermögen haben, Faden von unbestimmter Länge zu schleudern und mittelst derselben sich von einem Ort zum andern hinbewegen; ich glaube, es ist diese merkwürdige Erscheinung bisher nur noch von einem französischen Naturforscher Namens Homberg beobachtet worden; die besondere, von mir beschriebene Vorkehrung aber, ward, so viel ich weiß, noch nirgends entdeckt, oder bekannt gemacht. Wie wundervoll ist jedes Geschäpf mit allem, was seinen Bedürfnissen entspricht versehen, und mit wie viel Vergnügen entdeckt man überall in der Natur neue Spuren der Weisheit und Güte des Schöpfers.

Der Maestro und der Sirocco im südlichen Frankreich.

Der Maestro übt eine große Herrschaft über das ganze südliche Frankreich, von Toulouse herab bis an die Küste von Narbonne, aus. Bey Toulouse ist er ganz gelinde; um Carcasone herum wird er heftig; in der Fläche von Narbonne, Beziers, Agde wüthend, oft dehnt er sich bis über Montpellier hinaus aus, öfterer aber wird die östlichere Gegend durch diese Sevennengebirge geschützt, nur gegen den Maestro Tramontana ist sie nicht ganz gesichert. Der Maestro ist immer frisch, im Winter oft so kalt, daß er durch Mark und Beine dringt, und doch bleibt das Thermometer, trotz seiner stärke und kälte, noch über dem Gefrierpunkte stehen. Im Frühling raubt er den Obstbäumen die Blüthen, erstickt sogar die Blätter des Maulbeerbaumes und zerstört den Gewinn der Seidenzucht aufs ganze Jahr.

Die ganze Natur leidet, wenn er anhält, und aller Reichthum der Ernten wird im Keime erstickt, Stellt er sich nach der Tag- und Nacht-

gleiche des Frühlings ein, so seufzt der Landmann, er hält dann Monathe lang an und bringt oft den Winter zurück. Im Sommer kühlt er die Luft ab und führt die schädlichen Ausdünstungen der Küste ins Meer hinein. Im Frühling neigt er sich mehr gegen den Ponente, im Sommer mehr gegen die Tramontana, und wird dann um so wüthender; er reißt Bäume aus, trägt Dächer ab und wirft den Wanderer zu Boden. Schon die Römer klagten häufig über diesen Wind, der unter dem Namen Circius bekannt war.

Ein anderer noch beschwerlicherer Wind dieser Gegenden ist der Sirocco. Bey Agde und Narbonne fängt er gelinde an, nimmt über Castelnaudari zu, und führt bey Toulouse und Montauban Bäume, Dächer und Häuser mit sich fort. Im untern Languedoc ist er mehr beschwerlich als furchtbar; den Winter wärmt er die Luft und macht das Land feucht; im Sommer bringt er eine unerträgliche Hitze mit sich, und da er aus dem Innern Afrikas über das mittelländische Meer herkommt, so führt er eine so große Menge Dünste bey sich, daß das Wasser an den Mauern der Häuser abläuft die Dächer triefen und die Straßen mit Koth angefüllt werden. Der Mensch zerfließt in Schweiß, und doch steht das Thermometer gewöhnlich nicht über 25 Grade. Er macht den Körper schwer, spannt die Nerven ab und verhindert das Verdauungsgeschäft; man wird träge, stumpf und misvergnügt; alle Krankheiten werden gefährlicher, Fäulniß und Gährung greift überall um sich.

Ansiedelung der Bonapartisten in Louisiana.

Das, was längst im Plane gewesen, kommt nun wirklich zur Ausführung: eine neue Kolonie in Louisiana, gegründet von Flüchtlingen und Verwiesenen aus Frankreich und andern Ländern Europa's, worunter sich eine Menge der ausgezeichnetsten Männer von allen Ständen befinden, die in der jüngstverflossenen Zeitperiode zum Theil bedeutende Rollen gespielt. Diese Kolonie wird gleich bey ihrem Beginnen eine höchst interessante und merkwürdige Erscheinung darbieten und kann dazu dienen, den vielen Auswanderungslustigen in Staaten, in denen noch Revolutionsstoff aufgehäuft liegt, ein Asyl zu gewähren. So erscheint diese Kolonie selbst für die Aufrechthaltung der Ruhe und des Friedens der alten Welt nicht ohne Wichtigkeit. Die amerikanische Bundes-Regierung hat den Kolonisten ein großes Gebiet, das 200,000 Aecker der fruchtbarsten Ländereien, unter einem sehr milden Himmelsstriche, in sich schließt, zur freien Disposition überlassen. Die Eigenthümer haben sich dagegen verbunden, nach 13 Jahren für den Acker einen Kaufschilling von drey Dollars an die Schatzkammer zu bezahlen. Sie übernehmen zugleich die Verpflichtung, alle ihnen zu Gebot stehende Mittel anzuwenden, die Kolonie in der kürzesten Zeit zu einem blühenden Zustande zu erheben, eine eigene Stadt zu bauen, und besonders für die Kultur der Baumwolle, des Oelbaums, des Weinstocks, des Zuckerahorns und der Obstbaumzucht Sorge zu tragen. Die Hauptunternehmer sind, außer Joseph Bonaparte, der Bekannte Garnier de Saintes, Lacanal, Real, Penieres, Clausel, die beiden Lallemant, Grouchy, Drouet, Lefebüre-Desnouettes und mehrere andere Generale, Staabsoffiziere, Gelehrte, Staatsmänner, Künstler, Oekonomen und Fabrikanten. Lefebüre-Desnouettes hat das Land nach verschiedenen Richtungen durchreist, und den passendsten Platz zur Anlage der Hauptstadt ausgesucht, welche den Namen Proskripolis erhal-

ten soll. Eine Menge Mechaniker, Baukünstler, Handwerker und Gärtner sind bereits an Ort und Stelle angekommen. Ehe man an einen Tempel denkt, beschäftigt man sich schon mit der Erbauung eines Schauspielhauses, und dies soll sogar eines der ersten öffentlichen Gebäude seyn, das man in der neuen Stadt errichtet. Selbst das Stück, das man zuerst auf diesem Theater aufführen will, ist bereits verfaßt; es führt den Titel: Le point d'honneur. Sollten die 200,000 Acker Landes, die gleich Anfangs eingeräumt worden sind, bey der großen Anzahl Kolonisten, welche man aus Frankreich erwartet, nicht hinreichend seyn: so soll die neue Kolonie in der umliegenden, noch ganz herrenlosen Gegend so viel Land zu dem nämlichen Preise (3 Dollars für den Acker) hinzukaufen können, als sie bey der steigenden Bevölkerung bedarf. Die Summen, welche zur Deckung der Kosten der ersten Anlagen dieser Kolonien, und für die Errichtung der Gebäude zusammengebracht worden sind, sollen sehr beträchtlich seyn.

Die Prophezeihung.

Der Professor G. zu B. gab sich mit Wetterbeobachtungen ab. Auf dem Grund solcher Beobachtungen pflegte er die Witterung auf ganze Monate vorauszusagen, aber es wies sich oft aus, daß seine Prophezeihungen nicht eingetroffen waren.

Der Baron von D., der dem Trunk leidenschaftlich ergeben und schon davon ganz kupfrig im Gesichte war, fragte einst den Professor G., als sich eine seiner Wetterprophezeihungen nicht bestätigt hatte, spöttisch:

Sie großer Prophet, sagen sie mir doch, da sie das Wetter so genau vorher wissen, was wird aus mir werden?

Sie? versetzte G.' ey nun, Sie werden alle Tage ärmer werden an Gold und Silber, aber desto reicher an Kupfer.

Wer es glaubt;

Ein Londoner Blatt erzählt, daß Bonaparte, bey seiner Fahrt nach Egypten, am Bord des Orient, den Entschluß faßte, sich in die Luft zu sprengen, wenn ihn Nelson auftreiben sollte. Um aber sein und seiner Gefährten Bildniß auf die Nachwelt zu bringen, ließ er sich und 17 derselben zeichnen, die Bildnisse in zwey Flaschen einschließen und ins Meer werfen. Die Gezeichneten waren folgende 11 Verstorbene: Dessair, Berthier, Kleber, Brueys, Dalimier, Murat, Junot, Lannes, Regnier, Sulkowsky, Caffarelly; und die noch Lebenden: Bonaparte, Monge, Bertholet, Rampon, Belliard, Desgenette, Larrey. Diese Portraite, in Medaillons mit Tusch gezeichnet, befinden sich gegenwärtig im Kabinet des Baron Larrey zu Paris.

Anfrage.

Was verdient derjenige, der sich an seinem Vater vergreift und ihn sogar prügelt?

Räthsel.

Wenn liebreich sich des Fürsten Blick
Herab auf Niedre senkt,
Und er in dem ererbten Glück
Auch Andere bedenkt;
Wenn freundlich oder Frauen Mild
Die Günstlinge belohnt,
In ihrem Aug' ein sanftes Bild
Verschämter Minne wohnt;
Dann ist's mein Wort, das sie erweisen.
Dann kann mein Wort sie einzig preisen.
Doch nur zwey Zeichen gib dem Wort,
Das so viel Schönes nennt,
Und fort ist Milde, Sanftmuth fort;
Es lodert, rast, brennt,
Es ist ein Gift, das den verzehrt,
Der Laster sich bewußt,
Und den der Lockung Reiz bethört!
Und einer Sünde Lust.'
O möchten doch die bösen Zeichen
Von meinem Wörtlein ewig weichen!

Auflösung der Charade in Nro. 51:

Bernstein.

Beilage zu No. 52. des Bürgerfreunds.

Donnerstag den 25. September.

Theaterkritik.

Die Gunst des Zufalls bereitete den Freunden der Kunst, wie dem größern Publikum am Sonntage abermals einen Abend, dessen Angedenken ihnen noch manchen schönen Nachgenuß gewähren wird. Frau Klingemann aus Braunschweig, mit braven Künstlern und Künstlerinnen unsrer Bühne vereint, gab das Schillersche Trauerspiel „Maria Stuart." Die Darstellung desselben können wir zu den gelungensten zählen, die wir auf den ersten Theatern Deutschlands je gesehen zu haben uns erinnern. Zwar hatte auch sie ihre Tag- und Nachtseite, allein der Glanz der ersten war so hell, daß sie selbst noch einen großen Dämmerungsschein über einen großen Theil der letztern zu verbreiten vermochte.

In der Rolle der Maria entwickelte Frau Klingemann ein schönes Studium, mit Geist aufgefaßt, durch angenehme Gestalt und Stimme gehoben. Kraft und Anmuth war in ihrer Darstellung vereint und riß die zahlreiche Versammlung zu dem lautesten Beyfall hin. Um nur einige Lichtpunkte verschiedener Art aus derselben anzumerken, erinnern wir an den Ausdruck der Entzückung bey der schönen extatischen Schilderung des apostolischen Gottesdienstes durch Mortimer, und ihre Unterredung mit der Elisabeth. — Was Kunst und Geschmack nur vermögen, sahen wir in der Darstellung der Rolle der Elisabeth, durch Frau Gehlhaar, vereinigt. Sie schien nicht, sie war die stolze Königin, vom Scheitel bis zur Fußspitze, in allen ihren Bewegungen, in jeder ihrer Mienen und Blicke, in jeglichem Wort. Die verschiedenartigsten Situationen, welche die Rolle darbietet, wurden auf das angemessenste behandelt. Wir nennen nur den Empfang des Briefes von der Maria, mit den Worten begleitet: „Was ist der Mensch, was ist das Glück der Erde", und den Ausdruck des Gemisches der entgegengesetztesten Empfindungen beym Unterschreiben des Todesurtheils. — Der treuen Kennedy Rolle stellte Frau Zschischka mit rührender Wahrheit dar. Ihr stummes Spiel, vorzüglich während der Unterredung der beyden Königinnen, war der größten Aufmerksamkeit werth. — Das Feuer der Imagination, als das Herrschende in Mortimers Charakter, drückte sich im Spiele des Hrn. Gerbers mit großem Effekt aus. Wie ergreifend war nicht die schon oben angegebene Schilderung, wie glühend die Unterredung mit der Maria im Parkt — Hrn. Müllers Darstellung der Rolle des Burleigh verdient einer rühmlichen Erwähnung, theils weil sie bis zu einem gewissen Grad befriedigend ausfiel, theils weil daraus offenbar ein lobenswerthes Bestreben nach Vervollkommnung hervorleuchtete. — Von einem Künstler, wie Hr. Ringelhardt, hatten wir in der Darstellung der Rolle des Leicester mehr erwartet; wir müssen sogar gestehen, daß wir, seine Ansicht dieses Charakters zu errathen, uns nicht zutrauen. Wir können uns unmöglich überreden, daß ein feiner, intriguanter, begünstigter Höfling, sich wie ein unbeweglicher Terminus neben seine Fürstin hinstellen werde, wie es Akt 2 Scene 2 geschah; wir können eben so wenig glauben, daß es der Hofetiquette der damaligen Zeit angemessen gewesen sey, vor einer Königinn mit bedecktem Haupte zu erscheinen, da unsers Wissens ein Baret keine Grenadiermütze ist. Oder sollte dieser Umstand vielleicht übermüthigen Trotz, oder keck gewordene Vertraulichkeit andeuten? Das hieße doch ein wenig zu stark auftragen! Vergessenheit aus Zerstreuung oder Verwirrung konnte es auch nicht bezeichnen, theils ließ dieses die Höflingsnatur nicht zu, theils wäre dieser Zustand der Seele zu anhaltend gewesen. Hr. R. schien die Rolle überhaupt nicht con amore zu geben. — Die Rollen des Talbot, Paulet, u. a. waren wahrscheinlich von der Direktion nur deswegen so schwach besetzt worden, um der gespannten Aufmerksamkeit der Zuschauer einige Ruhepunkte zu verschaffen.

Dem Verfasser der Antikritik im vorigen Blatte des Bürgerfreundes erklären wir hiermit ein für allemal: daß wir mit niemand rechten werden, der kaum den rohesten Begriff von einer Kritik hat; der über die Ausführung einer Oper ein Wort mitsprechen zu können glaubt, weil er e von es, und was dem gleich ist, zu unterscheiden sich zutraut; in dessen Kopfe die Begriffe überhaupt so verworren und mangelhaft sind, daß er Rolle und Spiel mit einander verwechselt — dabey Scheelsucht zeigt und sich Sinnverdrehungen zu Schulden kommen läßt.

№ 53.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 28. September. 1817.

Mürats, gewesenen Königs von Neapel, wunderbare Flucht von Marseille.

(Bruchstück aus Francis Macirone größerm Werk.)

Glücklicherweise bedachte Mürat, daß es unklug seyn dürfte, wieder in den Zufluchtsort zurück zu kehren, den er eben verlassen hatte. That er das Gegentheil, so wäre er unvermeidlich verloren gewesen, denn in demselben Augenblicke waren seine Verfolger eben damit beschäftigt, jenen frühern Aufenthalt zu durchsuchen.

So ging er denn, wohin ihn der Zufall führen würde. Doch vermied er sorgfältig die Nähe von Festungen oder sehr bewohnten Gegenden, da ja das erste beste Haus, dem er sich näherte, die Wohnung eines Feindes seyn konnte. Mehrere Tage und Nächte wanderte er auf diese Art durch Wälder und Weingärten, fast ohne alle Nahrung und ohne alles Obdach. Endlich trieben ihn Müdigkeit und Hunger in eine Pachterwohnung, wo er nicht gekannt zu seyn hoffte.

Im Hause fand er nur eine alte Frau, welcher er sagte, daß er ein Offizier von der Besatzung von Toulon sey. Er habe eine lange Berufsreise durch diese Gegend zu machen gehabt, den rechten Weg aber verfehlt, und sey jetzt gewaltig hungrig. Er bäte sie daher, ihm etwas zu essen zu geben. Die gute alte Frau versicherte ihn sehr freundlich, daß er ihr ein sehr willkommener Gast sey und sofort mit dem Besten bedient werden solle, was nur in ihres lieben Herrn Hause zu finden sey. Diese Worte — ihres lieben Herrn Hause — setzten Mürat in nicht geringe Angst. Sofort fragte er nach dieses Mannes Namen, und ob sie ihn bald erwarte? Sie befriedigte seine Neugier und entgegnete, daß ihr Herr blos spazieren gegangen sey. Während dieser Unterredung beschäftigte sich die gute alte Frau auf's eifrigste mit Zubereitung eines Eierkuchens; ehe sie aber noch ihre Geschichte sowohl als ihr Gebäck beendigt hatte, kam ihr Herr schon zurück.

Mürat ließ die Unbehaglichkeit, welche die Gegenwart dieses Mannes ihm verursachte, sich nicht merken. Dieser hieß ihn sehr artig willkommen und setzte sich mit an den für Mürat gedeckten Tisch, der alten Frau anbefehlend, auch

für ihn einen Eierkuchen zuzubereiten; denn Mürat, der außerordentlich hungrig war, hatte schon bey der Erklärung seines Wirths, daß er mit ihm essen werde, zu speisen angefangen.

Niemand, der je die stattliche Gestalt und das milde Angesicht Mürats gesehen hatte, konnte diese Züge vergessen, und unser Wirth, der, ob er Mürat gleich nie persönlich gekannt, doch sein Portrait im Marschallssaale der Tuillerien, so wie auf den Münzen des Großherzogthums Bergs und Königreichs Neapel gesehen, auch gehört hatte, daß Mürat in dieser Gegend sey und aufs schärfste verfolgt werde, erkannte bald in seinem Gaste die Person des Königs. Schnell sprang er mit allen Zeichen des tiefsten Respekts und mit Thränen in den Augen von seinem Sitze auf und bat den König wegen der Vertraulichkeit, die er sich gegen ihn erlaubt habe, um Verzeihung. Zugleich gab er ihm die Versicherung, daß er lieber sein Leben hingeben als ihm bey sich ein Uebel geschehen lassen wolle, und daß sein Haus, sein Vermögen, ja er selbst ganz zu des Königs Befehl stehe. Jetzt vernahm die alte Amme, die ämsig am Feuer stand, ihres Herrn ehrfurchtsvolle und begeisterte Worte, und erfuhr dadurch den hohen Stand des Mannes, für welchen sie ihre Kochkunst aufgeboten hatte. Ein unbeschreibliches Schrecken ergriff sie, sie stürzte zu des Königs Füßen und schüttete die Bratpfanne mit dem was darin war, ins Feuer.

In dem Hause dieses braven Mannes blieb Mürat mehrere Tage lang verborgen, als neu eintretende Umstände seine Entfernung nothwendig machten. Ein andres, damals unbewohntes Landhaus ward zu seinem weitern Zufluchtsort bestimmt, und ein Marine-Offizier mit in das Geheimniß gezogen. Eine alte Frau, auf deren Treue man sich verlassen konnte, blieb bey Mürat, um ihn zu bedienen, während jener Offizier und noch eine andre Person, ihn von Zeit zu Zeit besuchten, aus der Nachbarschaft die nöthigen Lebensmittel und Erfrischungen herbeyschafften, und auf alles genau Acht hatten, was seiner Sicherheit gefährlich werden konnte.

Während dieser Zeit waren Mürats Feinde auch nicht unthätig. Die Nachricht, daß er Geld und Juwelen von außerordentlichem Werth bey sich habe, vermehrte ihre Sorgfalt um ein Großes. Aber auch die gute alte Frau, welche bey dem Könige geblieben, war unermüdet in ihrer Aufmerksamkeit. Während der König schlief, hielt sie die ganze Nacht hindurch Wache, und wollte nicht eher sich zur Ruhe begeben, als Mittags, wo wenigstens kein Ueberfall mehr zu befürchten zu seyn schien. Seine treuen Gefährten schliefen meist in der Stadt, um Argwohn zu vermeiden.

Doch muß man glauben, daß dennoch irgend etwas zu Vermuthungen von des Königs Aufenthalte führte. Denn Mitternachts am 15 August erschienen sechs Mann, welche ein gewisser Mocau, Sohn des Generals gleiches Namens anführte, vor dem Landhause, in welchem der König verborgen war. Da dieses Haus auf einer Anhöhe lag, so wäre es am Tage unmöglich gewesen, sich ihm unentdeckt zu nähern. Durch das Dunkel der Nacht jedoch unterstützt, glaubten diese Personen sich ihres Opfers leicht durch Ueberrumpelung bemächtigen zu können. Und dieses würde auch gewiß geschehen seyn, hätten sie sich nicht thöricht genug einer Laterne bedient. Die alte Frau, welche glücklicherweise an einem Fenster wachte, welches nach der Straße zu ging, woher diese Männer kamen, sah nämlich dieses Licht, und ward dadurch aufmerksam. Sie weckte also sofort den König, welcher in Kleidern, mit seinen Waffen neben sich, schlief, und benachrichtigte ihn von der Gefahr. Dieser nahm auf der Stelle einen Mantel um, ergriff seinen Degen

und zwey Paar Sackpistolen, schlüpfte durch eine hintere Pforte, und verbarg sich, ohngefähr 30 Schritte vom Hause, unter dem dichten Weinlaube. Die alte schloß die Thür hinter ihm zu, während jene Bande nun das Haus umgab. Sie hatte auch so viel Geistesgegenwart, die Hausthüre, unter dem Vorwande, daß sie sich erst ankleiden müsse, erst nach einiger Verzögerung zu eröffnen. Diese wenigen Minuten benutzte sie, das Bette des Königs zu verstecken und alles in Ordnung zu bringen. Jetzt drangen jene ein und untersuchten alle Winkel des Hauses, ja ein Theil derselben that sogar dasselbe mit dem Garten und Weinberge. Dabey hörte Mürat sie nur wenige Schritte entfernt bey ihm vorbey streichen, und ihre Wünsche aussprechen, ihn doch aufzufinden, damit sie das Vergnügen haben möchten, ihn in Stücken zu hauen und die Beute unter sich zu theilen. Als sie geraume Zeit lang vergebens gesucht hatten, verließen sie das Haus. Mürat sagte, als er nachher dieses Abenteuer erzählte, daß wenn er entdeckt worden, sein fester Entschluß gewesen sey, so viele seiner Verfolger zu tödten, als ihm möglich, dann aber, um nicht lebendig in ihre Hände zu fallen, mit seiner letzten Pistole sich selbst eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Ueber Hexen und Hexenprozesse.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Fortsetzung.)

Die Zusammenkünfte wurden unter freyem Himmel, bey mitternächtlicher Zeit, zuweilen in der Tiefe einsamer Wälder, meist aber auf den Höhen der Berge gehalten. Im nördlichen Deutschlande war es der Brocken, wo in der Walpurgis Nacht, am ersten May, die Hexen sich versammelten und ihre Feste feierten — Nachhin wählten sie dazu auch für kleinere Zusammenkünfte die höchste in jeder Gegend belegene Anhöhe — z. B. den in der Nähe von Bremen zwischen Schwanewedel und der Neynburg befindlichen Zilken- oder Schirkenberg — und in Bremen tanzten die Hexen auf dem ehemaligen Rondel bey der Bischoffs Nadel.

Wie im Verfolge der Zeit das Christenthum sich immer weiter verbreitete und in Deutschland festwurzelte — wie der Hexenbund sah, daß sein Bestreben, es auszurotten und die altdeutsche Religion wieder herzustellen, vergebens sey, so verlor er den ursprünglichen Zweck aus den Augen und verfolgte andere Zwecke. Feindschaft, oder eigentlich ein geheimer Groll gegen die Christen, blieb in dem Herzen der Verbündeten. Dem Gott der Christen und dem göttlichen Erlöser stellten sie nicht mehr, wie vormals, ihre alten National Gottheiten, sondern den Teufel und das Heer der Dämonen entgegen. Diesem Fürsten des Reichs der Finsterniß schworen sie Treue und in seinem Dienste erlaubten sie sich nun grenzenlose Ausschweifungen. Der größte Unfug mannichfacher Art ward getrieben. Unter der Decke dieses Bundes fand der Betrug sein freies Spiel. Selbst Geistliche wußten sich in diesen Schlupfwinkel hineinzuschleichen und manche Höfe sollen sogar unter den Hexenmeistern ihre Vertrauten gehabt haben, wodurch sie die ihnen wichtigen Geheimnisse ausforschten und Pläne, die sie auf offenem Wege nicht ausführen konnten, durchsetzten.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle die Blendwerke — die Taschenspielereyen — die magischen Künste und die betrüglichen Erscheinungen beschreiben wollte, wodurch die Hexen die Menschen täuschten und schreckten und wodurch sie so manche Verwirrungen in der physischen und moralischen Welt hervorgebracht haben sollen. Man glaubte z. B. die Hexen könnten das Wet-

ter verändern — könnten Menschen und Vieh bezaubern — sich in Katzen, Hunde, Wölfe, Raben und dergleichen verwandeln — sie ritten auf Besen und Heugabeln durch die Lüfte zu ihren Tänzen — sie buhlten mit bösen Geistern und erhielten davon die Wechselbälge — sie ständen mit dem Teufel im Bunde u. dgl. m. Eine Hexe sagte sogar aus, der Teufel habe mit ihr eine Fliege erzeugt, und wurde deshalb verbrannt.

Mehrere Schriftsteller haben volumineuse Bände mit diesen Beschreibungen gefüllt. Allein nur der, welcher daran glaubt, kann an Hexen Geschichten Interesse finden — vorurtheilsfreien Männern werden sie auf die Dauer langweilig und gesittete Ohren werden durch die Erzählungen von den gottlästernden Eiden und Ceremonien und von den ekelhaft-groben Ausschweifungen der Hexen beleidigt.

Der Hexenbund hat, als eine im Dunkeln schleichende Feindin der sanften Religion Jesu und alles dessen, was dem Menschen heilig seyn muß, unendlich viel Böses über unser gutes Deutschland verbreitet, und zwar um so mehr, da an seiner Spitze die schlausten Köpfe, in der engsten geheimen Verbindung mit einander standen und im ausschließenden Besitze der täuschenden Künste der natürlichen Magie waren, wodurch sie mit unbeschränkter Gewalt in den Zeiten barbarischer Finsterniß herrschten und so alles das Böse zu realisiren vermochten, was nur in dem Gehirn zügelloser Bösewichter ausgebrütet werden konnte.

Es ist den guten schwachen Menschen daher wohl nicht zu verdenken, wenn sie in diesem ihnen unbegreiflichen Reiche der Finsterniß die Herrschaft des Teufels erkannten, an dessen Daseyn und fürchterliche Macht die Kirche selbst sie zu glauben lehrte — und man kann daher auch leicht vermuthen, daß die Regenten und Obrigkeiten, denen das Wohl der Unterthanen wirklich am Herzen lag, früh schon auf Mittel gedacht haben, diesem immer weiter um sich fressenden Uebel kräftig entgegen zu würken und daß sie in dieser Absicht die schärfsten Strafen für solche, ihrer Meinung nach, mit dem Teufel im Bunde stehende Gotteslästerer und Betrüger für durchaus nothwendig gehalten haben. Wir finden davon die ersten Spuren in der unter dem Namen des Sachsenspiegels gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts erschienenen Sammlung sächsischer Gesetze, worin schon die Strafe des Feuers für die Zauberer und Hexen verordnet wurde. Es heißt darin: Welcher Christen-Mann oder Weib unglaubig ist, oder mit Zauberey umgeht oder mit Vergiftniß und des überwunden würde, die soll man auf einer Hörden brennen. Auch nach den Bremischen Statuten vom Jahr 1303 No. 77. der Ordeele, sollen die, welche mit Zauberey umgehen, verbrannt werden. Damals waren die sogenannten Gerichte Gottes — die Ordalia — die Feuer- oder Wasser- und andere dergleichen peinliche Proben, wobey Gott selbst den Ausspruch thun sollte, in Deutschland üblich, und vorzüglich mußten die Hexen solchen Proben sich unterziehen, bis im funfzehnten Jahrhundert die Folter in die Stelle der abgeschafften Ordalien trat. — In diesem funfzehnten Jahrhundert begannen erst die furchtbaren Hexenprozesse, wogegen die Vernunft und das Recht sich empörten. — Unter dem Vorwande, daß hier Glaubenssachen in Frage wären, gelang es der päbstlichen List, sich in die Rechte (der Gerichtsbarkeit) der weltlichen Obrigkeit einzudrängen — der apostolische Stuhl bestellte nun der das schändliche Gift der Ketzerey getilgte Inquisitoren in Deutschland. — Im Jahr

1484 ward durch die berühmte Bulle des Pabstes Innocenz des achten, der inquisitorische Prozeß gegen die Hexen, mit aller Strenge angeordnet und dem Henrich Institor und Jacob Sprenger, denen noch ein gewisser Johann Gremper beygefügt wurde, unbeschränkte Vollmacht zu diesen Inquisitionen ertheilt.

Diese dem päbstlichen Despotism fröhnenden Tyrannen, verfuhren mit unerhörter Grausamkeit gegen jede Person, die ihnen als der Hexerey verdächtig denuncirt wurde. — Sie ward, ohne daß sonst die geringste Anzeige gegen sie vorhanden war, sogleich in das schrecklichste Gefängniß geworfen — dann auf die Folter gespannt und unbarmherzig gequält, bis sie alles bekannte was sie bekennen sollte. — Hielten einige die Folter aus, ohne das zu bekennen, was die Richter verlangten, so wurden ihnen von den Henkern Getränke eingegeben oder besonders dazu bereitete Hemden angezogen, wodurch sie den Gebrauch ihres Verstandes verlohren und alles bejaheten, was man ihnen vorsagte. — Oder man lockte ihnen Bekenntnisse unter dem Versprechen der Begnadigung ab und verdammte sie demohngeachtet nachher zum Feuer. Wollten die Inquisitoren irgend einen Mächtigen, der ihren Planen zuwider war, oder irgend einen Reichen nach dessen Vermögen sie geitzten, stürzen, so legten sie einem andern Inquisiten die Frage vor: ob nicht jener — den sie nämlich aus dem Wege schaffen wollten — mit bey ihren Zusammenkünften gewesen sey und zu ihrer Zunft gehöre? Sobald man nun durch die Folter dieß Geständniß erpreßt hatte, ward der unschuldig angegebene zur Inquisition geschleppt, torquirt und dann verbrannt.

Das Bekenntniß der Gefolterten war unwiederruflich. — Sie wurden aus den Gefängnissen vor Gericht geführt, um ihr unabänderliches Verdammungsurtheil zu hören. — Keine Vertheidigung wurde ihnen gestattet. Es schaudert einen, wenn man die Akten liest, welche Johann Reichen in seinem Werke von dem Unfug des Hexenprozesses 1703 durch den Druck bekannt gemacht hat.

Die Greuel des Hexenprozesses erreichten indessen nicht gleich diese äußerste Höhe; denn jene päbstliche Bulle, obgleich sie vom damaligen römischen Könige Maximilian I. konfirmirt wurde, erhielt dennoch nicht durchgängig in Deutschland eine gewünschte Aufnahme. — Die päbstlichen Inquisitoren trafen noch manchen Widerstand an. Nun brüteten Jacob Sprenger und Henrich Institor, um die Welt von der Abscheulichkeit des Hexenwesens völlig zu überzeugen, ein mit den gröbsten Erdichtungen und abergläubischen Meinungen angefülltes Buch aus, welches unter dem Titel Malleus Maleficarum oder der Hexenhammer im Jahr 1489 zu Cölln in 4to im Drucke erschien. Die Verfasser hatten die theologische Fakultät zu Cölln gewissermaßen gezwungen, durch ihre Approbation diesem Buche allgemeinen Glauben zu verschaffen.

Aus Furcht exkommunizirt — oder gar selbst als ein Hexenmeister vor die Inquisition gezogen zu werden, unterstand sich keiner, diese Schrift, obgleich sie von den größten Ungereimtheiten wimmelte, öffentlich zu widerlegen. — Nur versteckt und kaum bemerkbar wagten zwey vorurtheilsfreie Männer Ulrich Molitor und Trithemius in ihren Schriften, diese Irrthümer zu rügen.

Erst beym Anfange des sechszehnten Jahrhunderts trat Desiderius Erasmus Rotterodamus als ein kühner verbreiter der Aufklärung gegen die Geistlichkeit auf und machte die Erfindungen der Mönche von dem Bunde der Hexen mit dem Teufel, durch seinen satyrischen Witz

lächerlich. — Nachher berührte der sanfte Philipp Melanchton leise diesen Unsinn — der anonymische Verfasser des Mallei judicum — dieses Gegenstücks des Hexenhammers — aber widersprach dreist und laut den Greueln der Hexenprozesse.

Luther, dessen feurige Phantasie ihm böse Geister vormalte, welche die Menschen plagten und verführten und der dem Teufel große Macht über die Menschen zuschrieb, war dem Hexenglauben nicht ganz abgeneigt. — Wirkte wenigstens nicht dagegen.

(Der Schluß folgt.)

Luthers Lebensgefährtin.

Katharina von Bora (oder Bore), aus dem alt adelichen Geschlechte der von Hugewitz, ward am 29. Januar 1499 geboren, und war also funfzehn Jahr jünger als Luther. Da ihre Eltern wenig bemittelt waren, so kam sie noch sehr jung in das adelige Fräuleinkloster Nimtschen, unweit Grimma an der Mulda, wo sie auch Gott anfangs eifrig mit Gebet zu dienen suchte: bis in ihr und in noch acht Klosterschwestern der Wunsch lebhaft wurde, sich aus diesem Zwinger befreit zu sehen, in welchem sich Luthers neue, alle Werkheiligkeit verdammende Lehre wahrscheinlich ebenfalls Eingang verschafft hatte. Auch geschah es auf Luthers Veranlassung, daß ein Bürger zu Torgau, Namens Leonhard Koppe, mit noch einigen Gehülfen das Wagestück unternahm, die neun Nonnen aus ihrem Kloster zu befreien; was auch in der Nacht vom Charfreitage auf den Ostersonnabend, am 4. April 1523, glücklich gelang. Koppe brachte nun die acht Nonnen auf Wagen nach Torgau; und wie eine Torgauische Chronik berichtet, „wie Häringstonnen;“ welcher Ausdruck wahrscheinlich nicht sinnbildlich, sondern ganz eigentlich zu nehmen ist: da Koppe, dessen Weg ihn durch das Gebiet des eifrig katholischen Herzogs Georg führte, vielleicht die Erfindung einer Häringstonne, worin eine jede bequem sitzen konnte, ersann, um seinen kostbaren Raub zu verbergen. Von Torgau kamen sie, am dritten Osterfeiertage, glücklich in Wittenberg an; und unsere Katharina wurde von dem damaligen Bürgermeister, Philipp Reichenbach, ins Haus genommen. Luther verwandte sich bey hohen Gönnern für die Verlassenen, und suchte die, welche noch in der Blüthe ihres Lebens standen, zu verheirathen. Auch für Katharinen hatte sich bald ein Bewerber gefunden, der Hieronymus Baumgärtner geheißen war, von einer patrizischen Familie in Nürnberg abstammte, und damals sich in Wittenberg aufhielt. Er schien der Katharina nicht zu mißfallen; und es lag wohl an einer spätern Sinnesänderung des Bewerbers, der, als er in seine Vaterstadt zurück gekehrt war, weiter nicht ernstlich an eine Verbindung mit ihr dachte: so daß diese Heirath, über die sich Luther, (wie wir aus einem Briefe an Baumgärtner erfahren) gefreut haben würde, nicht zu Stande kam. Es war nun ein Anderer, den Luther für sie in Vorschlag hatte: nämlich den Doktor Caspar Glatz, Prediger in Orlamünde. Als ihr aber, auf Luthers Antrieb, durch Nikolaus von Amsdorf, Prediger zu Wittenberg, dieserhalb ein Antrag gemacht wurde, lehnte sie ihn von sich ab, und erklärte, daß sie zu dem Doktor Glatz keine Neigung verspüre, aber bereit sey, dem Nikolaus Amsdorf, oder auch Luthern selbst ihre Hand zu reichen, wenn diese sie heirathen wollten. Luther hatte, wie bekannt, schon früher die Mönchskleidung abgelegt, und konnte dem Ehestande, als einer von Gott selbst gestifteten Ordnung der Natur und als seinem heiligen Gebote nicht abgeneigt seyn; da er selbst alle seine ledigen Freunde zum ehelichen Leben

ermahnte; doch schien der Entschluß „sich wirklich zu verheirathen“ bey ihm — der sich schon im 42sten Lebensjahre befand — mehr aus Ueberlegung als aus Leidenschaft entstanden. Auch wollte er wohl dem Vorwurfe ausweichen, daß er gute Lehren gebe, sie aber selbst schlecht befolge; und endlich mochten die dringenden Bitten seines Vaters ihn zu dem Schritt bewegen, der in seiner Lage immer sehr reiflich zu erwägen war. Mit überraschender Eile führte er den still gereiften Entschluß aus; und in Erstaunen setzte diese urplötzliche Verheirathung seine Freunde, denen er vorher nichts verrathen hatte, wie seine Feinde, denen dieser Umstand geeignet schien, über Luther und Katharinen die nachtheiligsten Gerüchte zu verbreiten. Luther aber, der nicht gewohnt war, sich durch das Urtheil schwacher Geister und engherziger Klüglinge irre führen zu lassen, trat seine Ehe mit Gebet an, indem er sagte: „da ich meine Käthe wollte nehmen, da bat ich unsern Herrn Gott mit Ernst;“ und darauf schrieb er an Amsdorf „so habe ich diesen letzten Willen und Gehorsam meines lieben Vaters, der Solches von mir begehrt, guter Hoffnung, Gott werde mir Kinder bescheren, nicht wissen abzuschlagen.“

Die Verträglichkeit der beyden Ehegatten wurde zwar von Einigen in Zweifel gezogen; man wollte der Katharina Stolz wie Herrschsucht Schuld geben, wodurch Luthers Hausfrieden gestört würde; und Bredow führte das Urtheil eines gewissen Nas, welcher sie noch gekannt haben soll, an, der von ihr sagte, „Bore war hochtragenden Geistes, eigensinnig und stolz, also daß sie mit andern Weibern nicht viel Freundschaft gemacht, weilen sie sich des Ruhmes ihres Mannes wegen höher geachtet, denn jene. Wie dieses Urtheil überhaupt von zwey Seiten betrachtet werden kann, und so viel Lob als Tadel für Luthers Ehegenossin enthält: so ist auch wohl noch zu erwägen daß Katharina vielleicht an Geistesbildung und Seelenadel vielen Frauen ihrer Zeit voraus war, und sich deßhalb nicht zum Umgange außer ihrem Hause hingezogen fühlte; zumal Letzteres der Sammelplatz der gesitteten und geistreichen Bewohner Wittenbergs war. Ueberhaupt scheint aber aus den widersprechenden Meinungen gleichzeitiger Schriftsteller so viel hervorzugehen: daß Katharina in Wahrheit edlen Stolz und ein gewisses Selbstgefühl gehabt habe; welcher Meynung Bredows man willig beystimmen kann. Da ihr Einige Geiz, Andere wieder Verschwendung vorwerfen, so erkennt man leicht, daß auch diese Vorwürfe auf Rechnung der Verläumdung zu setzen sind; da hierin das schwache Menschengeschlecht wohl zu keiner Zeit eine Ausnahme gemacht, sondern man immer geneigt war, das am schiefsten zu beurtheilen, was man am wenigsten kennt. Aber Bugenhagen und Justus Jonas, Luthers Freunde und öftere Hausgenossen, sprechen von der Katharina und von Luthers Gesinnungen gegen sie nicht anders, als auf eine ehrende Weise; und in Luthers Tischreden hören wir von ihr rühmen „Und es ist mir (mit ihr) Gottlob wohl gerathen; denn ich habe ein fromm getreu Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen darf, wie Salomo sagt „Sprüchwörter 31. 11.; sie verderbt mirs nicht.“ Und so könnten wir noch viele Stellen aus Luthers eignem Munde anführen, die es beweisen; daß Luther mit Katharinen in zufriedener, glücklicher Ehe — aus welcher sechs Kinder erwuchsen — gelebt habe.

Als sich die unsterblich große Seele Luthers am 18. Februar 1546 dem Erdkreise entwunden hatte, das Jahr darauf der schmalkaldische Krieg ausbrach, Churfürst Johann Friedrich gefangen genommen, Wittenberg belagert wurde, und Karl

V. als Sieger in die Stadt einzog; da flohen die treuen Anhänger des Churfürsten und die eifrigen Bekenner der neuen Lehre aus Wittenbergs Mauern; und unmöglich konnte die Wittwe des Mannes zurück bleiben, der wohl das Licht für das neue Evangelium angezündet, aber nimmer zum blutigen Kampfe für dasselbe gerathen hatte. Sie floh mit ihren Kindern nach Leipzig; und hier sehen wir die arme Wittwe Luthers dem allerdrückendsten Mangel ausgesetzt; denn sie mußte Kostgänger mit an den Tisch ziehen, um nur selbst mit den Ihrigen sich durchzuhelfen. Wohl hatte Luther der Welt die köstlichsten Güter geschenkt, und segensvolle Schätze seinen Zeitgenossen und der spätern Nachwelt hinterlassen; sparsam und klein war aber seine irdische Habe, die er für Frau und Kinder zurück ließ; so, daß Luthers Eheweib in ihren letzten Tagen um Gnadenbrod bey heimischen und fremden Fürsten — betteln mußte.

In ihrem Leichenprogramme der Universität Wittenberg heißt es: „Mit ihren verwaiseten Kindern mußte die als Wittwe schon schwer belastete unter den größten Gefahren umher irren, wie eine Verbannte; großen Undank hat sie von vielen erfahren; und von denen sie wegen der großen und öffentlichen Verdienste ihres Ehegatten Wohlthaten hoffte, ist sie oft schändlich getäuscht worden."

Also auch sie mußte erfahren, was nach ihr noch mancher Wittwe begegnet ist, deren Mann der Stolz des Vaterlandes und die Bewunderung des Auslandes war! Sie kehrte später von Leipzig nach Wittenberg zurück, und lebte daselbst kümmerlich und eingezogen, bis zum Jahr 1552, wo abermals die Pest überhand nahm, so, daß auch die Universität nach Torgau mußte verlegt werden. Sie folgte dahin mit drey Kindern. Auf der Reise nach Torgau wurden die Pferde scheu; sie sprang, um sich und ihre Kinder vor einer augenscheinlichen Gefahr zu retten, aus dem Wagen, fiel dabey in eine Pfütze; und diesen Umstand gibt man als hauptsächlichste Ursache einer bald darauf erfolgten Auszehrung an. Sie starb noch in demselben Jahre am 20. December, und wurde in der Torgauer Pfarrkirche begraben, wo noch jetzt ihr Leichenstein zu finden ist.

Das schöne Lied.

Als der Staatsrath Moser sich in Wien aufhielt, sang er täglich des Morgens ein geistliches Lied. Die Magd, die ihn bediente, bewunderte ihn und wünschte, auch solche Lieder singen zu können. Moser versprach ihr, er wolle ihr sein Gesangbuch leihen, indem nichts wider ihre Religion darin enthalten sey.

„Ach, wenn Sie das wollten!" sagte die Magd.

Er gab ihr das Gesangbuch. Den Tag darauf hörte er sie lange singen, aber ohne eine eigentliche Melodie, sondern nur in abwechselnd längern oder kürzern Sätzen.

Als die Magd des Abends in sein Zimmer kam, fragte sie Moser:

Was hat sie denn gesungen?

„Ein sehr schönes Lied," versetzte sie: „nur Schade, es ist lang, daß ich es nicht auswendig lernen kann."

Zeige sie mir doch das Lied.

Sie holte das Gesangbuch und es fand sich, daß sie das Register gesungen hatte.

Auflösung des Räthsels in Nro. 52.

Huld — Schuld.

№ 54.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 2. Oktober. 1817.

Ueber Hexen und Hexenprozesse.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Schluß.)

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, wie nach Abschaffung des Faustrechts und nach Errichtung des Reichskammergerichts die Rechtspflege in Deutschland überhaupt verbessert war, suchten die weltlichen Regenten und Reichsstände die ihnen von den Geistlichen unter der Autorität des Pabstes entrissene Gerichtsbarkeit bey den Hexen-Prozessen wieder an sich zu bringen.

Der Bischof von Bamberg, ohngeachtet er ein dem Pabste sehr ergebener Fürst war, erklärte sich dennoch gegen die geistlichen Inquisitoren und verordnete in der vom Freyherrn von Schwarzenberg verfertigten, im Jahre 1508 publicirten Bamberger Halsgerichtsordnung, daß die Untersuchung des Verbrechens der Zauberey nicht mehr von den päbstlichen Inquisitoren, sondern von weltlichen Richtern geschehen sollte, und die nach der Bamberger fast wörtlich eingerichtete Halsgerichtsordnung Kaisers Karl des fünften, die im Jahre 1532 auf dem Reichstag zu Nürnberg publicirt wurde, folgte jener Verordnung. Auch sie verwies die Untersuchung dieser Verbrechen an die weltliche Gerichtsbarkeit und unterschied zwey Fälle: Entweder sey durch die Zauberey Jemanden Schaden zugefügt oder nicht: Im ersteren Falle sollte sie mit dem Feuer — in dem zweyten Falle willkührlich, nach Beschaffenheit der Umstände bestraft werden.

Verschiedene Gelehrte schrieben jetzt gegen die Mißbräuche der Hexen-Prozesse: vorzüglich trat ein Arzt Johannes Wierus oder Weier, in einem Werke de praestigiis daemonum vom Jahre 1563 dagegen auf, bewirkte hiedurch bey dem Herzoge Withelm von Jülich, Cleve und Berg, dessen Leibarzt er war, eine weise Verordnung, wodurch der damals gewöhnlichen Art der Hexen-Prozesse Einhalt geschah — und diesem Beyspiele folgte der große Kurfürst Friedrich von der Pfalz. Andere Gelehrte hingegen, Franciscus Torreblanca insbesondere Martin di Rio — auch selbst protestantische Schriftsteller vertheidigten die Strenge, womit man gegen die Hexen verfuhr. Ihre Behauptungen erhielten dadurch

ein großes Gewicht, daß das Haupt der protestantischen Fürsten — der Kurfürst August von Sachsen sie in die von ihm im Jahre 1572 publicirte Verordnung aufnahm und die Commentatoren derselben Moller und nachhin der berühmte Benedict Carpzov im siebenzehnten Jahrhundert noch die Lehre von den unglaublichsten Beschuldigungen der Hexen in Schutz nahmen: Sogar der König von Grosbrittanien, Jakob der erste schrieb, im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts eine Dämonologie, worin er die Fabel des Bundes der Hexen mit dem Teufel als Wahrheit vortrug und dadurch den Glauben daran vorzüglich auch unter die Reformirten verbreitete.

Allein dieß waren die letzten Versuche, die dem Aberglauben gelangen, bald scheiterten sie an dem festen Damm, den die Aufklärung ihnen entgegensetzte.

Ein Jesuit Friedrich Spre trat in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gegen dies Unwesen mit der größten Energie auf. Dieser vortrefliche Mann hatte beym Hören der Beichte oft schreckliche Erfahrung gemacht, daß unschuldige Personen zum Scheiterhaufen verurtheilt waren. Er schrieb daher cautionem, criminalem, circa processus, contra sagas und dedicirte dieß Buch dem damaligen Domherrn zu Würzburg Johann Philipp von Schönborn. Da nun dieser aufgeklärte Herr erst Bischof von Würzburg dann Erzbischof und Kurfürst von Mainz wurde und in die allgemeine Gerichtsbarkeit von Deutschland einen großen Einfluß bekam, so wurde unter diesem weisen Fürsten nicht nur in seinen eigenen Ländern, sondern auch überall, dem Verbrennen der Hexen Grenzen gesetzt; denn es folgten bald nachher, im Sächsischen — Braunschweigischen und in mehreren Ländern, zur Nachahmung dieses großen Erzkanzlers, die treflichsten Verordnungen.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts bestritt Christian Thomasius mit dem Eifer, womit er überall Aufklärung zu verbreiten suchte, auch das Vorurtheil der Hexerey. Zwar hatten schon vor ihm von Dale und Becker, dessen Buch de betooverde Wereld im Jahre 1695 aus dem Holländischen ins Deutsche übersetzt ward, den Teufel ganz geleugnet und damit zugleich die Hexerey zu vernichten gesucht; allein sie vermochten das nicht zu bewirken, was Thomasius bewirkte, dessen berühmter Name, seine Gründe unterstützte. Der Aerger, den er darüber empfand, daß bey den ersten Hexen-Akten, welche an die neuerrichtete Universität Halle, im Jahre 1694 geschickt wurden, seine Stimme von seinem ehemaligen Lehrer Stryk verworfen wurde, erregte seine Aufmerksamkeit—und da ihm nach und nach mehrere Akten dieser Art in die Hände fielen, so wurde er das rechtswidrige — gewaltsame Verfahren, das bey den Hexenprozessen statt fand, bald gewahr; darauf las er die Schriften, die über diesen Gegenstand dafür und dawider geschrieben waren, und das Resultat seines Nachdenkens ging dahin, das es zwar einen bösen Geist gebe, der in den schlechten Menschen wohne und wirke; aber der Teufel, der den Hexereyen als Vorsteher dienen sollte, war ihm widersinnig und lächerlich. — Er versuchte durch die Geschichte zu erfahren, wann und wie dieser Teufel geschaffen war; und fand, daß, obgleich der Glaube an Einwirkungen böser Geister sehr alt sey, doch dieser Teufel sein Alter kaum höher als fünfhundert Jahre hinaufführen könnte. Mit solchen Resultaten aus seiner Philosophie und der Geschichte versehen, ließ er im Jahre 1701 eine Dissertation vom Verbrechen der Zauberey vertheidigen, die im folgenden Jahre

mit Erklärungen, übersetzt wurde. In beyden legte Thomasius sein Glaubensbekenntniß der Welt vor. Er erkannte noch vieles an, was jetzt thöricht scheint; aber vielleicht war es weise Ueberlegung, die ihm rieth, so zu Werke zu gehen, um seine Absicht desto sicherer zu erreichen. Diese Absicht hat er denn auch erreicht. — Er hat den Weibern das Recht vindicirt, in Ehren alt werden und sich der rothen Augen nicht schämen zu dürfen, denn, ausgenommen, daß im Jahre 1749 noch eine Zauberin zu Würzburg mit dem Schwerdte hingerichtet und ihr Leichnam verbrannt wurde, ist seitdem in Deutschland keine Hexe mehr das Opfer des Aberglaubens geworden. — Die bekannte Hinrichtung einer Hexe zu Glarus im Jahre 1782, wovon sich in Schlötzers Staatsanzeigen 8 Heft und Berliner Monatsschrift May 1783 ausführliche Nachrichten finden, kann unser Deutschland nicht beflecken.

Auch in unsrem Bremen sind bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts verschiedene Hexen, nach der Sitte der damaligen Zeit erst torquirt und wenn sie dann bekannten, was sie bekennen sollten, auf dieß ausgepreßte Bekenntniß nie begangener vernunftwidriger Dinge, am Markte oder auf dem Jodenberge ausser dem Doventhore verbrannt. Grotke Cramers und Pölken Stubben beschlossen im Jahre 1603 die Reihe der hier dem Feuer geopferten Hexen.

Der Erzbischof Johann Friederich erließ im Jahre 1603 ein Edict vom Prozeß in Zaubereysachen im Erzstifte Bremen, worin er die dabey vorgegangenen Mißbräuche ausführlich rügte und abstellte — die Richter auf die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls des fünften verwies und ihnen eine genaue Vorschrift zu einem vernünftigern und menschlichern Verfahren gab.

Das in den Criminal-Verordnungen und in den Lehrbüchern aufgestellte Verbrechen der Zauberey und Hexerey wird jetzt von den Lehrern des Rechts so gedeutet, daß es eine Art des Betrugs sey — daß es in der betrüglich affectirten Kunst bestehe, übernatürlich zu wirken, um durch Ausübung derselben unrechtlichen Erwerb zu machen. Betrüger der Art sind Geisterseher — Geistercitirer — Schatzgräber — Wahrsager und dergleichen. Wer aus Ueberzeugung Zauberkünste erlernt und ausübt, bekömmt Zurechtweisung im Irrhause, nicht durch richterliche Strafe. Böswliche Zauberey wird, wie jeder andre Betrug, willkührlich bestraft. Die in der peinlichen Halsgerichtsordnung den Zauberern und Hexen der Vorzeit bestimmte Todesstrafe ist auf keine Weise mehr anwendbar, da wir das Verbrechen selbst jetzt aus einem ganz andern Gesichtspunkte ansehen. Magie, als Hülfsmittel der Betteley, wird polizeymäßig geahndet.

Die Geschichte lehrt uns also, daß der Hexenbund heydnischen Ursprungs und als eine geheime Gegnerin des Christenthums, diesem äusserst gefährlich war — daß daher die christlichen Obrigkeiten allerdings berechtigt gewesen sind, ihm kräftig entgegen zu wirken und daß auch, wie im Verfolge der Zeit der Bund von seinem ursprünglichen Zwecke zu andren der Religion und der Sittlichkeit schädlichen Zwecken überging, das Wohl des Staats gefordert habe, ihn durch strenge Strafmittel zu vertilgen — daß aber im Mittelalter durch geistlichen Despotism — religiöse Schwärmerey und durch die Macht des Betruges, die anfangs gerechte Verfolgung dieses Bundes in unmenschliche Grausamkeiten gegen arme Betrogene und oft völlig Unschuldige ausgeartet sey, bis endlich im Anfange des vorigen

Jahrhunderts die Humanität wieder in die Gerichtshöfe eingeführt wurde und bey der Fackel der Aufklärung es sich zeigte, daß es ein leeres Phantom gewesen sey, wogegen man so fürchterlich gekämpft hatte. die Sonne war aufgegangen und vor ihr waren die Gespenster geflohen.

Der Dihl'sche Kitt für Mauern und für Dächer ꝛc.

(Schluß.)

Gequaderte Fußböden.

Zu schwarz und weiß gequaderten Fußböden, muß man nach der Zeichnung die Platten von schwarzem Marmor legen, und nachher die Stellen der weißen mit Gyps oder Mortel und Dachsteinen bis auf vier Linien unter der Fläche ausfüllen, darauf einen Anstrich von fettem Oel bringen, und das Uebrige mit dem Dihl'schen Kitt ausfüllen; den man ein wenig hervorstehen läßt, damit man ihn, wenn er gehörig trocken geworden, mit einem Steine und feinem Grand oder Sand, eben und wagerecht abschleifen kann.

Um musivische Fußböden zu bilden, legt man den Fußboden mit Ziegeln oder Platten von gebrannten Thon ein Zoll stark an, und läßt von dem bunten Marmor drey Linien stark abarbeiten, ihn dann mit dem Kitt auf den Fußboden, der unmittelbar vorher einen Ueberzug von fettem Oel erhalten muß, legen, und füllet nun mit Kitt alle die Theile, welche weiß bleiben sollen, eine halbe Linie dicker als der Marmor aus, um ihn, wenn er gehörig getrocknet ist, mit Wasser und Schleifstein abzuschleifen, dann alles eben und polirfähig zu machen.

Fugen.

Man macht mit diesem Kitt alle Fugen, selbst die Fugen von getäfelten Fußböden; wenn große Abrundungen darin sind, so kann man sich der Stücke von Dachsteinen, als Ausfüllung bedienen, indem man vorher etwas Kitt hineinthut. Stufen von bedeutender Größe aus Bruchsteinen, nachher mit Dachsteichen überzogen und die hervorstehenden Theile von Ziegeln angefertigt, alles drey Linien dick mit Kitt überzogen, geben das Ansehn und die Vortheile eines einzigen Werkstückes.

Wasserbehälter und Rinnen.

Was die Wasserbehälter anbetrifft, so muß man sie von gut gebrannten Ziegeln anfertigen, sie mit dem Kitt drey Linien dick überziehen, und sie gut trocknen lassen, ehe man Wasser hineinläßt, was man im Anfang mehrere Male ablassen muß, um solchem den Oelgeschmack zu benehmen. Um die eisernen Bänder zu vermeiden, die man von einer der Größe angemessenen Stärke anbringt, zur Verhinderung des Ausweichens der Mauern, ist es hinreichend, die Mauersteine unter einander mit diesem Kitt zu verbinden, wodurch sie die größte Festigkeit behalten. Um die Nachtheile des Frostes zu vermeiden, müssen die Mauern inwendig eine Abschung erhalten, so daß sie oben einen weitern Raum geben als unten. Man kann sich gereinigtes Wasser verschaffen, indem man in den Behältern Filtrirsteine mit demselben Kitt versetzen läßt, und dabey eine kleine bleyerne Röhre anbringt, so wie man es bey den Brunnen mit Filtrirsteinen macht.

Man kann auch von gut gebrannten Ziegeln, die auf ein genauertes Fundament gelegt sind, Röhren verfertigen, die man mit diesem Kitt verbindet, ohne einen weitern Ueberzug an

zuwenden. Man macht sie viereckig oder giebt ihnen einen beliebigen Durchmesser. Wenn die Ziegel aber Wasser durchlassen, so muß man einen drey Linien starken Ueberzug von Kitt anbringen.

Mauern mit Salpeterfraß.

Was die Mauern mit Salpeterfraß anbetrifft, die in der untern Etage liegen, oder sonst Feuchtigkeit anziehen können, so muß man den Putz einen Fuß höher als die angegriffenen Stellen abhauen lassen, einen neuen Bewurf von Cyps und Mörtel, am besten von letzterem machen, und wenn er halb trocken geworden, ihn mit fettem Oel anstreichen, und dann den Kitt drey Linien dick auftragen. Unter drey Linien Dicke würde der Salpeter in der Folge die Oberhand gewinnen. Man muß das Oel nur in dem Maaße auftragen, als man den Kitt anwenden will.

Man wendet ihn auch mit Vortheil bey Festungswerken an, um das Durchdringen der Feuchtigkeit zu verhindern.

Anmerk. Dieser Aufsatz ist die aus dem französischen gemachte Uebersetzung einer, unter der Aufschrift Mastic Dihl, von dem Erfinder dieses Kitts mitgetheilten Bekanntmachung. Da auch viele unsrer deutschen Landsleute, sich von dem vorzüglichen Werth des Dihl'schen Kitts, bey ihrer Anwesenheit in Paris überzeugt haben, so glaubte ich etwas Gutes zu thun, wenn ich das Daseyn des gedachten Kitts vorläufig bekannt machte. Ich bin unterdessen gegenwärtig mit einer chemischen Analyse desselben beschäftigt, und werde, so bald diese beendigt ist, die Zusammensetzung dieses Kitts darauf gründen, und die Resultate meiner Arbeit, in einem der nächsten Hefte meines Museums bekannt machen. Man kann nicht läugnen, daß die Ankündigung mit vielem Pomp gemacht ist, und in der Prüfung vielleicht manches weniger glänzend befunden werden mag. Indessen ist die Sache immer wichtig, und eine genaue Prüfung derselben, mit vorurtheilsfreien Augen beobachtet, wird die Wahrheit ans Licht ziehen.

Hermstädt.

Bemerkungen über Brasilien.

Die Stadt St. Antonio de Recife, insgemein Pernambuco genannt, ob dies gleich eigentlich der Name der ganzen Hauptmannschaft ist, heißt so von einem Felsenriff, (recife) welcher sich vor der Stadt hin erstreckt und die Gewalt der Meereswellen bricht. Einige wenige Häuser der Stadt haben Glasfenster und eiserne Balkons, aber der größere Theil derselben hat kein Glas und die Balkons sind bloß mit Gittern vermacht. Frauenzimmer sieht man keine, ausgenommen Negerinnen, welches den Straßen einen ziemlich traurigen Anblick gibt. Die Frauen der Portugiesen, der Brasilianer und selbst der Mulatten aus den mittlern Ständen, gehen bey Tage gar nicht aus. Sie begeben sich vor Tagesanbruch in die Messe; zwingt sie die Nothwendigkeit, das Haus zu verlassen, so geschieht es in einer Sänfte. Aber Abends sieht man oft ganze Familien einen Spaziergang machen. Die Stadt hat über 25,000 Einwohner und vergrößert sich schnell; man bauet neue Häuser, wo nur immer Raum zu finden ist. Die Einwohner bestehen aus Weißen, Mulatten, freigegebenen Negern, und Sklaven von mehreren Gesichtsfarben. Unter den Brasilischen Pro-

vinzen hat Pernambuco den meisten Handel mit England, wohin es jährlich 80 bis 90,000 Säcke Baumwolle (jeden Sack zu 160 Pfund am Gewicht) ausführt. Außerdem besteht dessen Handel besonders in Zucker, welcher nach Lissabon gehet. Zwey bis drey Schiffe gehen jährlich nach Goa in Ostindien, und der Sklavenhandel nach der amerikanischen Küste ist sehr beträchtlich.

Nur selten ist die Hitze drückend in Brasilien. Während des ganzen Jahres erhebt sich der Seewind ungefähr um 9 Uhr des Morgens und hält bis Mitternacht an. Fast gleich darnach fängt der Landwind an zu wehen und währet bis Morgens; zuweilen bleibt es eine halbe Stunde dazwischen windstill, und dies ist die längste Zeit des Tages.

Die Nachlässigkeit womit Brasilien bisher regiert worden ist, hat nun zum Theil aufgehört. Die Versetzung des Monarchen aus Europa nach Amerika, hat gute Wirkungen hervorgebracht. Der Brasilianer fühlt nun seine Wichtigkeit, da seine Geburtsgegend dem Mutterlande Gesetze vorschreibt. Der freie Handelsverkehr mit andern Ländern, äußert hier den wohlthätigsten Einfluß, und man kann voraussehen, daß Brasilien dereinst eine weit wichtigere Rolle unter den Nationen spielen wird, als sein Mutterland.

Die Stadt Goiana, eine der größten und blühendsten in der Hauptmannschaft Pernambuco, liegt an den Ufern eines Flußes von gleichem Namen, welcher sich hier so sehr krümmt, daß die Stadt von demselben beynahe umzingelt wird. Die Häuser haben hier insgemein keine Stockwerke; die Straßen sind nicht gepflastert, aber breit. Außer einem Carmeliterkloster, giebt es hier verschiedene Kirchen. Die Einwohner, deren Anzahl sich auf 4 bis 5000 beläuft, vermehren sich schnell. In den Straßen sieht man immer eine Menge Matutos*) oder Landleute, die entweder ihre Feldfrüchte verkaufen, oder sich Handwerks-Waare und andere Nothwendigkeiten einkaufen. In der umliegenden Gegend befinden sich viele schöne Zuckerpflanzungen. Der Erdboden ist sehr ergiebig. Die Landeigenthümer halten sich gelegentlich in der Stadt auf, und da der tägliche Umgang unter wohlhabenden Familien oft Eifersucht erzeugt, so vermehrt dieß nothwendigerweise den Aufwand, und die Stadt gewinnt demnach durch den vermehrten Gebrauch von Luxuswaaren. Die Pflanzer haben den Vortheil, ihre Zuckerkisten von hier nach Recife zu Wasser versenden zu können.

Am folgenden Tage ging unsere Reise nach Cunhan, einer Zuckerpflanzung, die dem Obristen Andre d'Albuquerque de Maranham zugehört, dem vornehmsten Zweige der Linie Maranham, des großen und geachteten Hauses Albuquerque. Er ist ein sehr reicher Ländereyen-Besitzer; die Pflanzung Cunhan erstreckt sich 14 Lieues längs der Landstraße, und der Eigenthümer hat nun noch ein anderes großes daran stoßendes Gut dazu gekauft. Seine Ländereyen in der Sertam*), zum Behufe der Viehzucht, sollen sich 30 bis 30 Lieues erstrecken, und zwar solche wofür man 3 bis 4 Stunden braucht, um sie zurückzulegen. Ich hatte Empfehlungsschreiben an ihn. Er saß an der Hausthür, mit seinem Kaplan und einigen seiner Verwal-

*) Matutos, die Holzmänner, Bewohner des Mato.

*) Das Wort Sertam hat eine etwas unbestimmte Bedeutung, da es nicht nur das Innere des Landes anzeigt, sondern auch einen großen Theil der Küste, die noch immer sehr dünn bewohnt ist. So heißt die ganze Gegend, zwischen Rio Grande und Pernabia, Sertam.

ter nebst andern Untergebenen, um der kühlen Luft zu genießen. Er ist etwa 30 Jahr alt, wohlgestaltet, von mehr als Mittelgröße, und besitzt nicht nur feine Sitten, sondern ist auch sogar etwas ceremoniös, wie die meisten Brasilianer von Erziehung.

Der Obrist Andre d'Albuquerque de Maranham, lebt wie ehedem die Lehnsherrn, umlagert von einer Menge von Negern und andern Untergebenen. Das Regiment berittener Miliz von Rio Grande, steht unter seinem Befehl und er hält es in guter Ordnung, wenn man den Zustand des Landes in Erwägung zieht. Als ich abgestiegen war, kam er mir entgegen. Ich gab ihm meine Briefe, welche er einsteckte, um sie nach seiner Bequemlichkeit zu lesen. Dann ließ er mich niedersitzen und that allerley Fragen an mich, über meine Absichten. Hierauf führte er mich in die Gastzimmer, die etwas von seiner eigenen Wohnung entfernt sind. Ich fand da ein gutes Bett. Man brachte mir warmes Wasser, in einem großen messingnen Becken. alles was ich sonst brauchen mochte, war prachtvoll und schön; die Handtücher waren mit Franzen besetzt ꝛc. Als ich angezogen war, dachte ich, man würde mich zum Abendessen rufen; aber zu meinem Befremden geschah das nicht eher, als um ein Uhr in der Nacht. Ich fand im Speisesaale eine lange Tafel mit Speisen aller Art und in solcher Menge besetzt, daß 20 Personen daran genug gehabt haben würden; doch war dieß für Niemand anders zubereitet, als für den Obersten, seinen Caplan, einen andern Herrn und mich selbst. Da ich bereits mehr gegessen hatte als ich mochte, wurde zu meinem Schrecken ein zweiter Gang eben so reichlich als der erste, von Geflügel, Backwerk u. s. w. aufgetragen, und zuletzt mußte ich es noch mit einem Dessert aufnehmen, das wenigstens aus zehnerley Confitüren bestand. Die Zurichtung hätte, selbst in Recife, nicht besser seyn können, und sogar ein englisches Leckermaul, würde hier genug für seinen Gaumen gefunden haben. Ich konnte mich nicht eher zur Ruhe begeben als bis es beinahe drei Uhr war. mein Bette war vortrefflich und erregte desto mehr meine Zufriedenheit, da ich es nicht so gut erwartet hatte. Am Morgen wollte mich der Obrist nicht eher fortlassen, als bis ich gefrühstückt hatte; Thee Kaffee tnd Kuchen waren von der besten Art. Er führte mich dann in seinen Marstall, und drang in mich, mein Pferd hier zu lassen, und eins von den seinigen auf die Reise zu nehmen, damit das meinige bey meiner Rückreise besser im Stande seyn möchte, Strapazen zu ertragen. Dieser Umstände habe ich erwähnt, damit man sehen möge, mit welcher gutmüthigen Gastfreyheit Fremde in Brasilien aufgenommen werden.

Die Sandhügel verändern hier beständig ihre Plätze und Gestalten; durch die heftigen Winde wird der Sand in Wolken emporgeweht, welche dem Reisenden gefährlich werden, er ist weiß und fein; mit jedem Schritte versinken die Pferde derin bis an die Knie; auch ist er, wenn die Sonne frey darauf geschienen hat, heiß und verursacht den Thieren große Schmerzen.

(Der Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Einem verehrungswürdigen Publiko giebt sich Unterzeichneter die Ehre hiemit anzuzeigen, daß Heute am 2. Oktobr zu seinem Vortheil auf dem hiesigen Stadt-Theater aufgeführt werden wird:

Die Einquartierung.

Lustspiel in einem Akt von Costenoble.

Hierauf zum Erstenmale:

Die großen Kinder.

Lustspiel in zwey Abtheilungen von Müllner (Verfasser der Schuld).

Zum Beschluß:

Der Prinz aus Irrthum.

Oper in einem Akt, Musik von Wenzel Müller.

Wozu die verehrten Gönner und Freunde der Bühne ergebenst einladet

Costenoble.

Theaterkritik.

Der Wahn von einer allgemeinern, allmählig fortschreitenden Bildung eines bessern Geschmacks, in Hinsicht auf das Schauspiel, während der letzten vierzig oder funfzig Jahre, wird durch nichts so sehr gestört, als wenn man von Zeit zu Zeit gewahr wird, wie geistlose Werke, die vor mehreren Decennien, durch den Reiz der Neuheit vielleicht, sich den Beyfall des schaulustigen Publikums erwarben, noch immer ohne Zagen auf die Bühne gebracht werden dürfen und — ihre Verehrer finden. — Zur Ehre des hiesigen Publikums können wir jedoch das erfreuliche Geständniß ablegen, daß es nicht das, an eigentlichen Charakteren und Handlung matte und an Freiheiten ganz arme Stück „der Eheprocurator von Brezner" war, welches am Sonntage das Haus überfüllte, sondern das Spiel des uns durch seine Gastrollen abermals erfreuenden Herrn Costenoble. — Er gab den Licentiaten; und da es ihm möglich war, durch eigenes Talent das ersetzen zu können, was dem Dichter, wenn er einer genannt werden kann, abgeht, so bekam seine Darstellung desselben eine so ausserordentlich komische Gestalt, daß sie selbst dem Griesgrämlichsten der Zuschauer ein Lächeln abgewinnen mußte. — Frau Zschischka stellte die überjährige eroberungssüchtige Jungfer, Olympia Wintergrün, zum allgemeinen Vergnügen der Anwesenden, sehr belustigend dar. — Der süßliche Pinsel, Doktor Linse, wurde vom Herrn Gerber mit vieler Laune gegeben, — Herr Schmidt ertheilte dem Charakter des sprudelden Kunstenthusiasten durch lebhaftes Spiel ein ungewöhnliches Interesse. Besonders gut bezeichnet fand man die Ueberraschung, als seine eigene Frau der Preis eines Bildes seyn sollte. — Unsern Roscius Herrn Schwarz, glaubten wir in der Rolle des Wilhelm Tell gewissermaßen in seinem Elemente, allein man sah gar bald, daß sein Genius wieder einmal eine seiner gewöhnlichen Capricen an ihm ausübte, und den Künstler (!) gerade da verließ, wo man hätte erwarten können, in seinem Spiel die lautere Natur zu erblicken.

Durch die Umarbeitung des Liederspiels; Der Parapluiemacher Staberl oder das Siegesfest der Bürger in Wien, von Bäuerle hat sich Herr Costenoble zwar ein großes Verdienst um dasselbe erworben, allein es ist dennoch sehr daran zu zweifeln, daß dasselbe je einem Publikum in Nord-Deutschland gefallen werde, wo keine Spur von der eigenthümlichen Art des, mit hervorstechender Gutmüthigkeit gepaarten, epicurischen Thuns und Treibens der wohlhabendern Bürgerklasse der Kaiserst. und derjenigen Genies, welche unter ihr durch scarramuzieren ihren guten Tag finden, zu entdecken ist. Das Gefallen dieses Stücks hängt offenbar von der Individualität des den Staberl darstellenden Künstlers allein ab, und wie schwer wird es halten, einen zu finden, der diesen drolligen Charakter so zwerchfellerschütternd wird darstellen können, wie es am Sonntage auf unsrer Bühne durch Herrn Costenoble geschah! — Vielleicht wäre es dem Interesse des Stücks noch angemessener gewesen, wenn es in zwey höchstens drey Akte zusammengedrängt worden wäre. Wenigstens hätte seine Form, als Vaudeville, dadurch gewonnen. Der Ursprung der Benennung dieser Art dramatischer Dichtungen ist lange vergessen gewesen und vielen noch unbekannt. Ein fröhlicher Walkmüller zu Nive in der Normandie, Basselin, dichtete im Gefühl der frohesten Laune, Liedchen, welche sich durch Leichtigkeit, Scherz und selbst feinen Spott auszeichneten, von den frohsinnigen Bewohnern des Thals, Val de vire oder wie sie sprechen; Vau de vire, gesungen und so in ganz Frankreich, besonders in Paris, bekannt und nachgeahmt wurde. Man benannte sie nach der Gegend, wo sie entstanden waren. Doch wurde ihr Name durch die im gemeinen Leben übliche Nachlässigkeit in der Aussprache bald in Vaudeille verdreht, womit man dann nach der Zeit Lieder bezeichnete, die durch die Stadt wanderten oder auf den Gassen gesungen wurden (im Deutschen, etwas unfein, Gassenhauer genannt). Ein dramatisches Werk, worin alle Arten kleiner Liederchen, lustige, zärtliche, scherzhafte u. s. w., verwebt werden heißt daher eine Comedie en vaudeville, wofür Reichard Liederspiel sagt, und behauptet, daß diese Benennung weder auf die Oper noch Operette bezogen werden könne, indem in jene nie, in diese nur sehr selten und bloß zufällig dergleichen Lieder eingemischt werden dürfen.

№ 55.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 5. Oktober. 1817.

Aeltermann Burchard Lösekannen.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Burchard Lösekanne, welcher in der ersteren Hälfte des 17ten Jahrhunderts in Bremen lebte war ein gebohrner Bremer, hatte studiert, wurde Aeltermann und hatte auf dem Schütting wo die Aelterleute ihre Zusammenkünfte halten, den Eid feyerlich abgestattet, daß er keine Correspondenz mit Fremden führen, und, ohne Vorwissen und Genehmigung der Aelterleute keine Bestellung von Fremden annehmen wolle.

Diesem und seinem geleisteten Bürgereide zuwider, hatte er, gegen eine ihm versprochene Summe Geldes, zu einer gefährlichen Correspondenz mit den Schweden, sich verbindlich gemacht und solche wirklich unterhalten. Man entdeckte Spuren davon, und nun wurde in seinem Hause (es war das an der Obern: an der Krähenstraße belegene Eckhaus) durch eine Deputation des Raths und Bürgerschaft, eine Untersuchung angestellt und, da diese ihn unvorbereitet überraschte, so wurden bald so viele verdächtige Schriften bey ihm gefunden, daß er sofort nach dem Zwinger gebracht ward. In mehreren Briefen, deren Abschriften sich in seinem, als richtig anerkannten Copeybuche fanden, hatte er den Schweden von allen, auch den kleinsten Umständen, die nur dem Bremischen Staate zum Nachtheile gereichen konnten, wöchentlich die ausführlichsten, mit schädlichen Bemerkungen begleiteten Nachrichten gegeben. Unter andern: Es herrsche die größte Uneinigkeit zwischen Rath und Bürgerschaft; vorzüglich im Rathe selbst. Die Stadt befände sich durch die Oldenburgische Zoll-Angelegenheit im äussersten Gedränge. Von allen Mitteln zu ihrer Unterhaltung sey sie entblößt und habe ihren Kredit und ihre Nahrung verlohren. Es fehle an einer Quelle zur Verpflegung der Soldaten. die Wachen würden schlecht besetzt. Man verfahre sehr ängstlich bey der Visitation der ankommenden Wägen, so wie beym Schliessen der Thore. Die Bürger wären über die gehäuften Wachen unwillig und wegen der üblen Verfassung der Vertheidigungs: Anstalten in Furcht und Schrecken. Es würden verzweiflungsvolle Anschläge gemacht. Am Ende würde man sich doch ergeben müssen. die Bürger wä

ren zum Aufruhr geneigt und mit dem Rathe höchst unzufrieden. Die Bürger wären nahe daran sich zu ergeben, und er wolle, so viel er vermöge, alles anwenden, sie dazu aufzumuntern. Ferner hatte er die — bekannten — ersten Erinnerungspunkte | oder Gravamina verfaßt und diese dem Feinde mitgetheilt; demselben auch täglich Nachricht gegeben, wie es sich mit diesen Beschwerden verhielte und wie daraus der damaligen Regimentsverfassung eine gefährliche Krisis entstände. Er hatte in Schriften und in Briefen, die Gerechtsame der Stadt an Lehe, Vegesack und der Burg nach deren Besitznahme in Zweifel gezogen und dem Feinde gerathen, die Thätlichkeiten nur fortzusetzen; denn, man würde bald sich ergeben müssen. Ferner hatte er in Briefen, das Kaiserliche Protectorium für unbedeutend und kraftlos erklärt, verschiedene Pasquillen wider die Stadt und wider einzelnen Mitglieder des Raths gemacht; sogar in einer anonymen Druckschrift, die zu Lübeck heraus kam, die Rechte der Stadt angefochten.

Dieß alles hatte er, seinem eigenen Geständnisse zufolge, in der bösen Absicht gethan, diese gute Stadt zu drücken und sich selbst zum großen Mann zu erheben.

Denen vier Camissarien wurden bey der Inquisition der ältere Syndikus Wachmann und die Senatoren Dr. Hinrich Alers und Dr. Hinrich Coch beygefügt. Von diesen Commissarien in Gegenwart des Sekretärs von der Lith und des von der Bürgerschaft und den Aelterleuten dazu gezogenen Notars Conrad Iken, wurde Lösekannen viermal verhört und es wurde ein förmliches Protocoll darüber geführt.

Er ward nach beendigter Inquisition, am 10. May 1654 von der Wittheit (Versammlung des ganzen Senats) zum Tode verurtheilt und am nämlichen Tage ward ihm im Zwinger durch die 2 Camissarien Tieling und Coch, der Tod verkündet.

Am Tage der Hinrichtung (den 12. May) versammelte sich die Wittheit und beschloß, daß, weil der im Eide sitzende Rath (die Hälfte des Senats, welche halbjährig abwechselnd zur Führung der Justiz eidlich verpflichtet wird) sowohl in den Civil- als in den Criminalsachen zu richten habe, der Wittheit Einrath auch bisher bey wichtigen Fällen gebraucht sey, jener (der im Eide sitzende Rath) allein sich an die Gerichtsstelle verfügen solle; wo dann, dem bisherigen Gebrauche zufolge nach dem gewöhnlichen Eingange des Camerar's, die Urzicht (das Bekenntniß des Delinquenten) nebst dem Urtheile, vom Sekretär zu verlesen sey.

Die Commissarien und Camerarien, welche die Inquisition geführt hatten, wurden befragt: Ob sie es auf ihren geleisteten Eid nehmen könnten, daß Lösekannen die Urzicht dergestalt gethan habe? Wie sie dieß bejaheten, so trat der sitzende Rath aus dem Versammlungssaal an die Gerichtsstelle und ließ dem Scharfrichter befehlen, Den Delinquenten aus dem Zwinger herzubringen.

Um 9 Uhr ward Lösekannen, gebunden, auf das Rathhaus gebracht, ihm, nach geschehener Anrede des Camerars, sein Urzicht vorgelesen und dann folgendes Urtheil eröffnet:

In Peinlichen Sachen Burchard Lösekannen erkennet Ein Hochedler Rath der Stadt Bremen mit Zustimmung der Edeln Wittheit, allen befundenen Umständen und seiner eigenen mehemalen wiederholten Bekenntnisse nach, für Recht: daß gedachter B. Lösekannen, wegen seines bekannten Meineides, wie auch wegen seiner wider diese gute Stadt, als seine Vaterstadt, und wider die Gemeinde zu ihrem Drucke verübten boshaften Gefährlichkeiten und wider sie ausge-

sprengten wichtigen Schmähschriften, ihm zur wohlverdienten Strafe, andern aber zum abschreckenden Beyspiele, die beyden Vorderfinger aus der rechten Hand sollen abgeschlagen und er darauf mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode soll gerichtet und bestraft werden. Immaßen denn derselbe hiemit dazu condemnirt und verurtheilt und dem Scharfrichter die Exekution und Vollstreckung dieses Urtheils hiemit demandirt und anbefohlen wird. V. R. und A. W.

Nach geschehener Eröffnung dieses Urtheils versprach der Scharfrichter, daß er diesem Befehle getreulich nachkommen wolle.

Lösekannen bat zu dreyenmalen um Begnadigung, daß man ihm doch die Finger nicht abschlagen möge. Der präsidirende Bürgermeister Speckhahn erklärte: solches stände nicht bey ihnen, da die Wittheit das Urtheil so beschlossen habe. Lösekannen erwiederte: Es stände ja bey ihnen, er bitte nochmals um Gnade wegen der Finger. Hierauf trat der Rath unter sich zusammen. Einstimmig ward von diesem beschlossen, daß es bey dem abgesprochenen Urtheile lediglich zu belassen sey. Der Camerar zeigte dem Lösekannen an, daß jetzt nichts mehr abgeändert werden könne, es widerfahre ihm ohnehin Gnade. (Nach dem Statutarischen Rechte hätte er nämlich als Verräther des Staats verbrannt werden müssen).

Der Delinquent sagte: ist denn keine Gnade bey den Menschen, so ist doch Gnade bey Gott! Er wurde nun fortgeführt und auf das Schafot gebracht. Dieses war früh des Morgens am Markte zwischen der Rolandssäule und dem Pranger errichtet und mit einer Compagnie Soldaten umgeben. Eine Bürger-Compagnie stand mit fliegenden Fahnen auf dem damals noch offenen Börsenplatze.

Wie Lösekannen auf's Schaffot trat, so nahm er selbst sich den Mantel ab. Nachdem er entkleidet war, wurden seine beiden Vorderfinger auf einen Block gelegt, mit einem rothen Bande durch eine Krampe gezogen und mittelst eines darauf gesetzten Meissels, mit einem Schlage abgehackt. Er war im Begriffe zu Boden zu sinken, allein sogleich ward er aufwärts gehalten und schnell mit einem Hiebe schlug der Scharfrichter ihm den Kopf ab. Der Hieb gieng dem zu nahe dabey stehenden Marktvogte durchs Kleid und Hemd bis an den Leib.

Der entseelte Körper wurde nebst dem Kopfe und den beyden abgeschlagenen Fingern mit den Kleidern von dem Büttel, in einen Sarg gelegt, solcher mit einem schwarzen Tuche behangen, auf einen offenen Wagen gesetzt und über die Obernstraße, aus dem Ansgarii Thore, nach Michaelis Kirchhof gebracht, wo die Leiche unter dem darüber befindlichen Fußpfad, durch des Scharfrichters Knechte begraben wurde.

Bemerkungen über Brasilien.

(Schluß.)

Die Gegend zwischen Goiana und Espirito Santo, ist meistentheils zu Zuckerpflanzungen benutzt. Aber die Senhores de Engenho (d. i. Zuckerpflanzer) beschäftigen sich auch mit dem Anbaue der Baumwolle. Alles sieht aus, als ob es wüste läge, wiewohl ein großer Theil desselben jährlich angebaut wird. Dies kömmt daher, daß wegen der Unermeßlichkeit des Landes, gegen die geringe Menschenanzahl gerechnet, ein Landesstrich, der dieses Jahr angebaut gewesen ist, künftiges Jahr wieder wüste liegen bleibt und Knieholz erzeugt. Wegen dieser Art das Land anzubauen, erfordert eine Pflanzung 3 bis 4 mal mehr Erdboden, als sonst erforderlich seyn würde.

Die Schuhe oder Alpargatas derjenigen Brasilianer, welche in der Entfernung von großen Städten leben, bestehen aus einem Stücke Leder, das größer als die Sohle des Fußes der Person ist, welche sie trägt. Vorn sind 2 Schleifen befestig, durch welche 2 Zähe gesteckt werden; um jeden Knöchel geht ein lederner Ring; durch diesen wird ein Riemen gezogen und daran gebunden, welcher zu beiden Seiten von der Ferse dorthin reicht.

Zur geistigen Bildung der Brasilianer gehört auch folgender Zug, den Herr Koster erzählt: „Ich wurde sehr Vertraut mit dem Obristen, der nun von mir erfuhr, daß wir in England auch Pferde, Kühe und Hunde hätten, weswegen ihm meine Gesellschafft um so werther wurde. Anfänglich wunderte er sich, daß ich reiten konnte, und bildete sich ein, daß ich sehr viel Anstelligkeit besitzen müßte, da ich es während meines kurzen Aufenthalts in Brasilien gelernt hätte. Es befremdete ihn auch nicht wenig als er hörte, daß wir Kirchen in England hätten, denn das war ihm etwas ganz Neues. Er sagte, hinführo würde er die Engländer nicht mehr für Pagoens (Heiden) halten."

Wenn die Sertanejas, oder Bewohner der Sertam, großen Durst empfinden, ohne ihn stillen zu können, so lindern sie ihn wenigstens dadurch, daß sie einen Kiesel in den Mund nehmen, wodurch beträchtliche Feuchtigkeit erregt wird.

Die Indianer sind insgemein Christen, obwohl etliche von ihnen heimlich ihre heidnischen Gebräuche beybehalten; schlägt aber die römisch-katholische Religion wirklich Wurzel in ihnen, so artet sie in den ungereimtesten Abergiauben aus. Jedes indianische Dorf hat einen Priester und einen Oberaufseher. Im Ganzen sind die Indianer ruhige harmlose Leute. Großer Treue sind sie nicht fähig; aber ob sie gleich entlaufen, so pflegen sie jedoch denen, welchen sie gedient haben, keinen Schaden zuzufügen. Da ihr Oberaufseher sie sultanisch behandelt, so ist es kein Wunder, daß sie beständig auf Mittel sinnen, ihre Dörfer zu verlassen, um sich ihrem Aufseher zu entziehen; aber auch, nachdem sie ihrem Zwange entgangen sind, lassen sie sich niemals an einem Orte häuslich nieder. Fast niemals pflanzt der Indianer für sich selbst, oder wenn er es ja thut, so wartet er doch selten bis die Erndte kömmt, sondern er veräußert sein türkisches Korn oder seinen Manihot (Cassawurzel), ehe sie noch zur Reife gediehen sind, um den halben Preis, und zieht dann in eine andere Gegend. Seine liebsten Beschäftigungen sind Fischerey und Jagd; ein See oder ein Berg bewegt ihn allein, sich eine Zeitlang an einem Orte aufzuhalten. Ein Hang zur Ungebundenheit ist ihm angeboren, und macht, daß er über nichts so empfindlich ist, als wenn man ihn einschränken will; seinem Oberaufseher gehorcht er bloß deswegen, weil es nicht in seiner Macht steht, ihm Widerstand zu leisten. Einen Indianer kann man niemals dahin bringen, seinen Herrn, bey dem er sich vermiethet hat, Senhor zu nennen, obgleich diesen Tittel alle Weiße und alle freie Leute im Lande einander beyzulegen pflegen; aber weil der Neger auch gegen seinen Herrn das Wort Senhor braucht, so läßt sich der Indianer nicht über seine Lippen kommen, und redet seinen einstweiligen Herrn nur mit Amo oder Patrão (Beschützer oder Gönner) an. Man hört selten, daß ein Indianer einen Mord begangen habe. Auch stehlen sie nicht sowohl, als daß sie nur allerley Kleinigkeiten entwenden. Wenn es ihnen frei steht, überessen sie sich erstaunend; erfordert es aber die Nothwendigkeit, so können sie auch mit der wenig

Nahrung vorlieb nehmen, welche ihre Trägheit ihnen übrig gelassen hat. Sie sind sehr auf abgezogene Getränke erpicht, und trinken ganze Nächte und Tage lang, während sie in einem Kreise tanzen und die eintönigen Lieder ihrer Geburtssprache dazu singen. Die Mulatten halten sich für besser, als die Indianer, und selbst die von Creolen gebornen Schwarzen verachten sie. Die gemeinen Leute in Brasilien sagen sprichwörtlich: „er ist so armselig wie ein Indianer." Sie bekümmern sich wenig darum, wie ihre Weiber und Töchter sich benehmen. Zuneigung zu den Ihrigen findet sich sehr wenig unter ihnen. Das Leben und das gute Fortkommen ihrer Kinder, liegt ihnen weit minder am Herzen, als allen andern Menschenklassen in Brasilien. Sie besitzen eine erstaunliche, gleichsam instinktartige Geschicklichkeit, den Weg mitten durch einen Wald nach einem entlegenen Orte, ohne sichtliche Pfade oder andere Zeichen, zu finden; sie können Fußtapfen auf trockenen Blättern unterscheiden, die unter den Bäumen liegen. Die Briefträger aus einer Provinz in die andere, sind meistens Indianer; denn Gewohnheit lehrt sie große Strapazen erdulden; ganze Monathe lang setzen sie einen Tag nach dem andern ihre Reisen zu Fuß fort, ohne lange auszuruhen; der Weg mag rauh oder eben seyn, ihr Schritt bleibt immer derselbe. Wenn Verbrecher der Polizey entlaufen sind, und auf keinerley Weise ausfindig gemacht werden können, so läßt man ihnen zuletzt durch Indianer nachsetzen. Sie bringen sie nicht lebendig, sondern jeder Indianer, der den Verbrecher sieht, schießt auf ihn, weil sie keine Händel haben mögen. Die Obrigkeit kann es auch nicht herausbringen, welcher unter mehreren Indianern es war, der den Delinquenten erschoß: denn auf die Frage, wer ihn getödtet habe, antwortet jeder os homems (die Männer).

Eine Gespenstergeschichte aus dem zwölften Jahrhundert.

Folgende Gespenstergeschichte, welche der Abt Tritheim in seiner Chronik des Klosters Hirschau aus gleichzeitigen Geschichtschreibern anführt, scheint mir in mehrern Rücksichten des Auszeichnens würdig, vorzüglich deswegen, weil sie beweist, daß die Meinung von einem fortgesetzten Umgange von Geistern mit Menschen schon im zwölften Jahrhundert Volksglaube war. Bald nachher fing man an, an eine genaue Gemeinschaft der Menschen mit dem Teufel, und an Bündnisse der Einen mit dem Andern zu glauben.

Um eben diese Zeit, nämlich um das Jahr 1132, erzählt der Abt Tritheim, erschien ein böser Geist eine lange Zeit hindurch vielen Menschen in Bisthum Hildesheim in der Gestalt eines Bauern, mit einem Hut auf dem Kopfe: weswegen ihn die Bauern in Sächsischer Sprache Hedekin (vermuthlich Hüdeken) nannten. Dieser Geist fand ein Vergnügen daran, mit Menschen umzugehen, sich ihnen bald sichtbar, bald unsichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Er that Niemand ohne Ursache etwas zu Leide. Wenn man ihn aber auslachte, oder sonst beschimpfte, so vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maaße. Als der Graf Burcard de Luca von dem Grafen Herrmann von Wiesenburg erschlagen worden war, und das Land des Letztern in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, weckte der Hüdeken den Bischof Bernhard von Hildesheim aus

dem Schlafe, und redete ihn folgendermaßen an: „Stehe auf, Kahlkopf! die Grafschaft Wiesenburg ist durch Mord verlassen und erledigt, und wird also leicht von dir besetzt werden können.“ Der Bischof versammelte schnell seine Krieger, fiel in das Land des schuldigen Grafen, und vereinigte es mit Bewilligung des Kaisers mit seinem Stifte. Der Geist warnte den genannten Bischof häufig ungebeten vor nahen Gefahren, und zeigte sich besonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen sprach und ihnen allerley Dienste erwies. Da man allmählig mit dem Hüdeken vertraut worden war, so wagte es ein Küchenjunge, ihn, so oft er erschien, zu necken, und ihn sogar mit unreinem Wasser zu begießen. Der Geist bat den Hauptkoch, oder den Küchenmeister, daß er den unartigen Knaben seinen Muthwillen untersagen möchte, weil er sich sonst hart rächen würde. Der Meisterkoch antwortete: du bist ein Geist und fürchtest dich vor einem Buben! worauf Hüdeken drohend erwiederte: da du den Knaben nicht strafen willst, so werde ich dir in wenig Tagen zeigen, wie wenig ich mich vor ihm fürchte. Bald nachher saß der Bube, der den Geist beleidigt hatte, an einem Abende ganz allein schlafend in der Küche. In diesem Zustande ergriff ihn der Geist, erdrosselte ihn, zerriß ihn in Stücken, und setzte diese in Töpfen ans Feuer. Als der Koch diesen Streich entdeckte, fluchte er dem Geist; und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die an die Spieße gesteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausschüttete. Diese Rache veranlaßte den Koch zu neuen Beschimpfungen, nach welchen der Geist ihn endlich über eine falsche vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben stürzte. Zugleich machte er die Nacht durch auf den Mauern und Thürmen der Stadt fleißig die Runde, und zwang die Wächter zu einer beständigen Wachsamkeit. Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, sagte einst, da er verreisen wollte, im Scherze zu dem Hüdeken: „Guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte sie sorgfaltig.“ Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecherische Weib einen Liebhaber nach dem Andern kommen. Allein Hüdeken ließ keinen zu ihr, sondern warf sie alle aus dem Bette auf dem Boden hin. Als der Mann von seiner Reise zurück kam, ging ihm der Geist weit entgegen, und sagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich sehr über deine Ankunft, weil ich von dem schweren Dienst befreiet werde, den du mir aufgelegt hast.„ Wer bist du? fragte der erstaunte Ehemann. Ich bin Hüdeken, antwortete der Geist, dem du bey deiner Abreise deine Frau empfohlen hast. Ich habe sie mit unsäglicher Mühe vor wirklicher Untreue behütet. Ich bitte dich aber, daß du mir sie nie wieder anvertrauen mögest. Lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachsenland hüten, als ein Weib, das durch so viele Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen sucht. — Der Geist, setzt Treitheim hinzu, that unzählige andere sowohl ernsthafte, als lächerliche Dinge, die sich nicht gut aufschreiben lassen, und die, wenn man sie aufschriebe, vielleicht nicht viel Glauben finden würden. Unter andern soll er einen unwissenden Geistlichen, der zu einem Synodus berufen worden war, durch einen Ring aus Lorbeer- und andern Blättern eine Zeitlang zu einem Gelehrten gemacht haben. — Zuletzt zwang der Bischof Bernard den Geist durch angewandte geistliche Mittel, das Gebiet seines Stifts zu verlassen.

Die zu frühe Frage.

Bey einer Schulrevision im ..... schen im Herbst des Jahrs 1814, befragte der Revisor die Knaben auch über Gegenstände der Erdbeschreibung, über die Lage der verschiedenen Länder, ihre Gränze, Eintheilung und dergl. Die Knaben bestanden gut. Endlich kam er auch auf Deutschland und fragte:

Wie theilt man Deutschland ein?

„Ja, lieber Herr, das weiß ich nicht."

Wie so?

„Das kann man noch nicht wissen, sie sind ja eben erst dabey."

Charade.

An Fatime.

Das Wort ist räthselhaft und doch wie schwer
Wird mir davon ein Räthselvers gelingen.
O glaubt es nur, daß es mir leichter wär',
Ein Liedchen dir, o Freundliche, zu singen.
Indeß du willst, verlangst es rasch auf morgen,
Und dein ergebner Geist muß schon gehorchen.
So rathet denn, ihr Gönner meiner Lieder,
Was ziert der deutschen Jungfrau knappen Mieder,
Und blüht wie sie so schön und mild,
In Farb' und Sinn ihr Ebenbild?
Und gleicht ihr doch auch wieder nicht;
Denn seht wie dieses Auge spricht!
Dem solche Lebensblick' entglühen,
Das sollte welken, das verblühen?

Der ersten Sylbe Deutung fehlt,
Ob ich mich lange gleich gequält.
Die zweyte mit der Lieb' verbunden,
Doch so daß es sich fügt und schickt;
Der Dichter wähnt, er hab's gefunden,
Doch irrt er oft. Was er erblickt,
Was er begrüßt im Liedergruße,
Ist oft ein Bild der Phantasie;
Und was er sucht in Dichtermuse,
Umfaßt er hier im Leben nie.
Zum Ganzen band er dann die Reime,
Die ihn der süße Traum gelehrt,
Wenn er die Wirklichkeit entbehrt,
Belohnen ihn des Glückes Träume!

An den Verfasser der Kritik der Oper Fanchon.

(Siehe die Beilage zu Nro. 52.)

Eine wohlgemeinte Zurechtweisung mit Grobheiten erwiedern, verdient wohl vor andern mit den Ausdrücken „rohe Begriffe" belegt zu werden, und es kann eine solche Beschuldigung, als passend, nur auf den Verfasser der Kritik der Oper Fanchon angewandt werden, und nur auf diesen zurückfallen. —

Wer wünscht denn mit ihm über die Ausführung dieser Oper zu rechten? — es war uns genug, ihn auf seine fehlerhafte Kritik aufmerksam gemacht zu haben; da er aber demohngeachtet sein Unrecht nicht einsehen will, so können wir ihn nur herzlich bemitleiden, und müssen ihn des Kritisirens einer Oper gänzlich unfähig erklären. — Wem ist es wohl eher erlaubt, über die Ausführung einer Oper ein Wort mitzusprechen? dem der den Unterschied von edur und esdur und „was dem gleich ist" einsieht, und durch schlichte Wahrheit die Sache, so wie sie ist, darstellt, oder dem der diesen Unterschied nicht kennt oder nicht für wichtig genug hält, um ihn in Erwähnung zu bringen, sondern mit hochtönenden Phrasen sich in den auffallendsten Schmeicheleien gegen einzelne Personen unserer Bühne ergießt?

Ich fordere den, bey der Aufführung dieser Oper gegenwärtig gewesenen Musikalischen Theil des Publikums, wie auch das sämmtliche Personale des Orchesters auf, die Wahrheit meiner über Mamsl. Gehlhaar gefällten Beurtheilung zu bestätigen! — Denn in dieser Sache können unpartheyischer Weise durchaus keine verschiedene Meinungen statt finden; es kann nur Ein Urtheil darüber geben!

Welche „rohe Begriffe" von Musik muß man bey einem Manne voraussetzen, der den Unterschied von e und es und „was dem gleich ist" nicht einsieht!

Daher überlassen wir auch einem Jeden zu beurtheilen, in wessen Kopfe die Begriffe verworrener und mangelhafter seyn möchten; — am leichtesten pflegt sich dieses wohl in einem, durch besondere Vorliebe, zur Schmeicheley verrückten Kopfe zu vereinen.

Sollte der Verfasser für die Folge zu ferneren Oper-Kritiken geneigt seyn, so werden wir uns immer ein Vergnügen daraus machen, wenn es nur einigermaßen unsere Zeit erlaubt, dieselben zu korrigiren.

Scheelsucht und Sinnverdrehungen konnte aus unserer Beurtheilung nur herausfinden, wer sich selbst von diesen Untugenden nicht freifühlt. — Uebrigens wählte der Verfasser grade den unrechten Weg, wenn er glaubte, durch Grobheiten die Wahrheit zum Schweigen zu bringen; wir erklären gleich ihm, daß wir es unmöglich unterlassen konnten „ein für allemal" dieses Wenige auf seine kurze und kräftige Erklärung zu erwiedern.

Theaterkritik.

Zum Vortheil des Herrn Costenoble, dessen Gastspiele zu den erheiterndsten Genüssen gehören, die uns die Bühne je gewährt hat, und die uns in diesen Tagen auf das neue mehrere frohe Abende bereitet haben, wurden am Donnerstage aufgeführt: „die Einquartierung," vom Hr. C. selbst verfaßt; dann, zum ersten Mahle, „die großen Kinder" von A. Müllner; und zuletzt: „der Prinz aus Irrthum" wiederum vom Herrn Costenoble selbst.

Die Einquartirung ist eine mit Geist und Laune entworfene Charakteristik der Krieger verschiedener Nationen, welche so auf der Scene darzustellen, wie es durch Herr Costenoble geschah, wohl nur wenigen Künstlern gelingen möchte. — Das kleine einfach angelegte und dem gemäß entwickelte Stück will gesehen nicht beschrieben werden.

Wenn das gewöhnliche Bühnentalent egoistisch bloß auf sich selbst sich verläßt, und nicht durch die Größe und Erhabenheit des darzustellenden Gegenstandes einen gewissen Nimbus erhält oder wenn nicht der Stoff eines Stückes, wie in den sogenannten Conversations-Stücken, den Iffland'schen und Kotzebue'schen Schau- und Lustspielen, der individuellen Natur der darstellenden Schauspieler entspricht, so zeigt es sich in seiner ganzen Unzulänglichkeit und Gemeinheit. Dieß Schicksal hat es in der Darstellung des schönen Lustspiels, die großen Kinder, auf der hiesigen Bühne erfahren. Gern würde die Erinnerung daran dem stillen Strome der Vergessenheit übergeben, wenn nicht die Ehre der Kunst und des guten Geschmacks sowohl als die des Dichters, und der Mißbrauch, der Nachsicht eines wohlwollenden Publikums uns laut aufforderten, ein solches durch unverzeihliche Fahrlässigkeit herbeygeführtes Mißlingen ernstlich zu rügen. — Kaum sehen wir die Palingenesie des Geistlosen und Abgeschmackten, durch eine geistreiche, die Freude der Kunst hocherfreuende Schöpfung unterbrochen, so müssen wir auch schon die bittere Erfahrung machen, daß dieselbe gerade von denen auf das nachlässigste behandelt wird, die sich ihre Pflege vorzüglich zu Herzen nehmen sollten. Von diesen kann die Kunst mit Recht verlangen, daß auf die Darstellung eines Werkes, daß ihr angehört, wenigstens eine größere Aufmerksamkeit verwendet werde, als auf die einer gemeinen Posse. Dem Dichter kann es eben so wenig gleichgültig seyn, wenn seine schönen Blüthen den Genießenwollenden eine unwürdige Entstellung verleidet und ekelhaft gemacht werden; auch zeugt es von keiner besondern Achtung vor einen gebildeten Publikum, wenn man ein Werk, dem der Ruf der Vorzüglichkeit voraus geht und welches ein großer Theil der Gebildetesten durch Lektüre kennt und daher voll gespannter Erwartung auf eine Vorstellung desselben ist, auf die Weise debütiren läßt, wie die Müllnersche Dichtung.

„Die Aufführung des Lustspiels, die großen Kinder, sagt Müllner selbst, kann nur da glücken, wo man die Mühe nicht scheut, durch wiederholte Proben mit allen Requisiten ein prompt zusammengehendes Spiel einzuüben; und wo zugleich bey den Spielenden die Fähigkeit vorhanden ist, durch Mienen, Geberden und Handlungen, eben so deutlich, als mit der Zunge zu reden. — Der Graf Albert hat in dieser Hinsicht die schwerste Partie. Der Kampf, den er gegen seine Verlegenheit kämpft, ist die Seele der Handlung. Die Rolle erfordert, der reiferen Jahre ungeachtet, eine Lebhaftigkeit die den Worten des Fritz entspricht. „„Er ist noch wie ein Jüngling, der Papa."" Act 2 Sc. 1." — Halten wir diese Andeutungen mit dem zusammen, was wir am Donnerstage gesehn haben, so können wir nicht umhin zu gestehen daß die Darstellung durchaus fehlerhaft war. —

Es ist uns eben so unbegreiflich wie ein so erfahrner Schauspieler, als Herr Hanff, eine Rolle übernehmen konnte, die so ganz außerhalb der Region seines dramatischen Talentes lag, als wie man einen, so positiv vorauszusehenden, Mißgriff machen konnte, sie ihm anzuvertrauen. Statt eines feinen, hochgebildeten Weltmanns, der dem reifern Alter durch Anmuth der Manieren und Rede den Zauber der Jugend zu verleihen versteht, sahen wir daher hier in Sprache und Geberden — den leibhaften Oberförster aus den Jägern. — Eben so erging es mit der Darstellung die Rolle der Lina, durch Frau Gerber, wo uns statt der jungen, einer feinen, vornehmen Erziehung genossen habenden Gräfinn, die Margaretha aus den Hagestolzen auftrieb. — Der Charakter der Leonore (Fräulein Hanff) war gleichfalls nicht richtig aufgefaßt. Die Besorgniß über die Entwickelung ihrer Lage, konnte wohl zuweilen ein leichtes Gewölk über ihre Stirne fliegen lassen, indeß hätte sie der halblaunige Monolog im Anfange schon belehren können, daß statt des trüben Blicks, der mehrentheils finstern Miene, und der bedrängten Rede, der Ausdruck des leichten, heiteren Sinnes der Jugend, besser am Orte sey. — Am treffendsten ward die Rolle der Manon durch Frau Ringelhard ausgeführt, und man kann annehmen, daß diese Darstellung noch genügender ausgefallen seyn würde, wäre sie durch das Mitspiel der übrigen, und besonders des Grafen Albert, gehörig unterstützt worden, statt daß sie jetzt nur mittelmäßig ausfiel. — Die Rolle des Fritz (Hr. Gerber) hatte den Vortheil von einem Schauspieler dargestellt zu werden der Gewandheit genug hatte eine halbmemorirte und oberflächlich einstudirte Rolle mit einigem Schein des Passenden darstellen zu können. Personen von Geschmack wollen etwas Triviales in der Darstellung gefunden haben. — Von der Darstellung des Franz, durch Herrn Diestel ist fast gar nichts zu sagen. Sie blieb ohne allen Effekt, wurde mit Hülfe des Soufleurs leidlich hergesagt, wobey einige Sprünge auf der Bühne und eine mechanische Bewegung der Arme nach vorn und nach hinten die Gestus vorstellen sollten. — Der Ausgang des Stücks brachte einige unbedächtige Hände in Bewegung. Wir sind indessen geneigt dies sämtige Klatschen eher für den Ausdruck der Freude, daß das Stück zu Ende sey, zu nehmen, als für ein sonstiges Zeichen des Beyfalls.

In der Operette: der Prinz aus Irrthum, worin Hr. Costenoble den Schneider Nadel mit unnachahmlicher Laune gab, zeichnete sich Fr. Zschischka durch komisches Spiel gar sehr aus, Hr. Zschischka durch vortrefflichen Gesang und Hr. Schwarz durch gänzlichen Mangel an Schauspieler-Talent.

Am Schlusse ward Herr Costenoble ehrenvoll hervorgerufen und dankte auf sehr sinnreiche Weise.

Berichtig. In der Theaterkritik der vorigen Nr. lese man in der 14. Zeile der 1. Columne Feinheiten st. Freiheiten.

№ 56.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 9. Oktober. 1817.

Die Bremer im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hatten die Hanseestädte den ursprünglichen Zweck ihres Bundes, mit vereinter Macht sich gegen die Beeinträchtigung ihrer Handlung und Schifffahrt zu sichern, bis zu einem hohen Grade erreicht. Dennoch wagten es dann und wann einzelne unternehmende Häuptlinge der an eine ungebundene Freiheit gewohnten Ostfriesen, mit Raubschiffen in die Weser und in die Elbe zu dringen und so zu Wasser, wie auch auf anderen Wegen zu Lande, die Handlung der Bremer und Hamburger auf mannigfache Weise zu beunruhigen. Unter solchen zeichnete sich vorzüglich ein Graf und ein Vasall des Herzoges Karl in Geldern, der Junker Balthasar aus. Er hauste zuerst auf dem Schlosse Rosande, nahe bey Arnheim, nachhin, als Herr des Harlingerlandes, bald zu Wittmund, bald in der Burg zu Esens. Sein Führer und Rathgeber war der in der Ostfriesischen Geschichte berüchtigte Hackforth, welcher durch freche Kühnheit von der Stufe eines liederlichen Schusterjungen bis zu der eines Statthalters vom Harlingerlande gestiegen war. Sein Name galt mit dem eines Bösewichts für synonym. Seine Roheit kannte keine Grenze. Daß unter der Leitung eines solchen Halbbarbaren der Junker Balthasar keine feine sittliche Bildung erhalten konnte, läßt sich begreifen. In diesem tobte eine rohe, zerstöhrende Kraft, welche keine Mässigung kannte und nicht durch den Sinn für edle Beschäftigungen geregelt wurde. Schon in seiner früheren Jugend hatte er Beweise seines ungezügelten Rittergeistes gegeben. So war er im Stifte Münster und in der Grafschaft Bentheim, fehdelustig umhergeschweift und hatte geplündert, was er vorgefunden. So hatte er in Ostfriesland schrecklich gewüthet, den Flecken Leer abgebrannt und Greetsiehl erobert.

Dieser Wüstling lebte in einer beständigen Fehde mit der Stadt Bremen. Zum Zeitvertreibe plünderte er ihre unbewehrten Kaufleute, schleppte mit ritterlichem Jubel die erbeuteten

Schätze in seine Burg und machte die Ströme, so wie die Heerstraßen unsicher. Um diesen unleidlichen Plackereien ein Ende zu machen, rüsteten die Bremer sich im Jahre 1527. Inzwischen wurden noch diese früheren Feindseligkeiten durch die Vermittelung des Königs Friederich von Dänemark geschlichtet. Balthasar versprach die Streifereien zu unterlassen. Von beyden Seiten sollte der Handel frey seyn und künftig sollte jede Irrung zwischen den Bremern und Harlingern durch Schiedsrichter beygelegt werden. Allein dieser Friede dauerte nicht lange. Der regellose Geist Balthasars hatte keinen Sinn für die Heiligkeit der Verträge. Im Jahre 1537 kaperte er von neuem ein Bremer Schiff. Er gab vor, das Schiff sey auf den Strand gerathen. Die Bremer hätten zuerst den Vertrag gebrochen, da sie seinen Unterthanen den Einkauf und die Ausfuhr des Getraides aus der Stadt untersagt; da sie seinem Feind, dem Grafen Enno, Pulver und Kriegesbedürfnisse zugeführt hatten; da sie in einem Prozesse wider einige seiner Unterthanen, deren Sache er dem Magistrate besonders empfohlen habe, widerrechtlich verfahren hätten und da der Stadtsekretär, wahrscheinlich auf Geheiß des Magistrats, sich unanständiger Drohungen gegen ihn erlaubt habe. Unter diesen ungegründeten Vorwänden verweigerte er die Rückgabe des Schiffs, der Mannschaft und der Waare. Jede auch noch so überzeugende Gegenvorstellung war vergebens. Von Schiedsrichtern, welche die Bremer zufolge des Vergleiches von 1527 in Vorschlag brachten, wollte er nichts hören, sondern forderte durch Hackforth von der Stadt sogar zur Bezeugung ihrer Achtung ein Geschenk. Das Ehrgefühl der Bremer ward durch solch einen Uebermuth empört. Zu solchen sie demüthigenden Forderungen konnten sie sich nicht erniedrigen. Alle weitere Unterhandlungen wurden abgebrochen. Balthasar erbeutete nun wieder ein Bremisches, mit Stockfisch beladenes Schiff und ließ es mit der Mannschaft nach Esens abführen. Die Bremer säumten nicht, ihrer Seits diese Feindseligkeiten zu erwiedern. In der Mündung der Elbe nahmen sie drey Esener mit Hamburger Bier beladene Schiffe weg; wandten sich dann ans Reichskammergericht zu Speier und suchten gegen Balthasar, als einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe, Reichsrichterliche Befehle nach. Auch vom Herzoge Karl in Geldern erbaten sie sich Hülfe. Diesem stellten sie vor: als Lehnsherr möge er durch sein Ansehn, seinen Vasallen, den Balthasar, zur Vernunft bringen und ihn zur Rückgabe des Geraubten bewegen. Allein Karl nahm seinen Vasallen in Schutz. Er drohete den Bremern, sie, falls sie nicht sofort ihre beym Kammergerichte angebrachte Klage zurücknehmen würden, mit Krieg zu überziehen und den König von Frankreich und den Herzog von Lothringen gegen sie zu Hülfe zu rufen. Die Bremer begannen auf diese Drohung Kriegesschiffe auszurüsten und sandten das Schreiben des stolzen Karls an die Schmalkaldischen Bundesgenossen. Diese nahmen sich der Bremer kräftig an. Sie schickten Gesandten zum Herzoge Karl, welche, wie dieser starb, zu Wildeshausen zwischen den Bremern und dem Junker Balthasar einen Waffenstillstand bewirkten. Beyderseitige Gefangene sollten losgelassen und die streitigen Punkte sollten durch Schiedsrichter binnen drey Monathen entschieden werden.

Balthasar kümmerte sich um keine Verträge. Im Jahre 1539 schickte er von neuem Raubschiffe in die Weser. Die Bremer ließen dagegen eine Flotte von fünf Schiffen auslaufen, welche, nach einem verzweifelten Gefechte, zwey Esener Raubschiffe eroberten und sie nach Bre-

men aufbrachten. Sie landeten an der Wittborg und hier wurden die erbeuteten Schiffe sammt der Mannschaft dem Magistrat überantwortet. Franz Böhm, der Kapitain, und einige vornehme Seeräuber, nebst 80 Matrosen wurden an einem Tage enthauptet. Ein Unterbefehlshaber Herr von Moerkerk ward zwischen den beyden Pforten des Ansgarrithors hingerichtet, sein Körper in einen Sarg gelegt und in Ansgarrii Kirche begraben. Die übrigen und selbst Kapt. Böhm, wurden außerhalb der Stadt enthauptet, ihre Körper auf Rembertı's Kirchhofe beerdigt und ihre Köpfe auf den Galgen zu Walle genagelt. Sobald Balthasar Kunde hievon bekommen hatte, ließ er die Bremer, welche bey ihm im Gefängnisse saßen, ebenmäßig enthaupten. Er ward nun vom Reichskammergericht, wegen Landfriedensbruch, in die Reichsacht erklärt und die Exekution ward dem Bischofe Franz von Münster, den Herzogen Ernst von Lüneburg, Wilhelm von Jülich; denen Grafen Anthon von Oldenburg und Enno von Ostfriesland und den Städten Bremen und Hamburg aufgetragen. Balthasar hielt diese Achtserklärung für ein nichtsbedeutendes Papier. Er nahm 1500 auswärtige Soldaten in Sold und überfiel die Stadt Jever, welche er plünderte. Die Regentin dieses Ländchens, Fräulein Maria, rief den Grafen Enno von Ostfriesland zu Hülfe. Wie dieser sich näherte, so zogen die Esener sich zurück. Das Fräulein sandte den Drost Boynk nach Bremen, durch dessen Vermittelung ein enges Bündniß zwischen den Bremern und Jeveranern geschlossen wurde. Die Jeveraner unter Anführung des Drosten Boynk und die Bremer unter Anführung des Bürgermeisters Diederich Hoyers, der beyden Rathmänner Lüder Gottfrieds und Tile von Kieve und der beyden Aelterleute Dierks Oldings und Henrich Baller drangen mit Heeresmacht in das dem Balthasar unterworfene Harlingerland. Sie schlugen seine Leute aus dem Felde. Die Jeveraner belagerten Wittmund und die Bremer Esens, welche feste Burg Balthasar selbst vertheidigte. Schrecklich war die Wirkung der glühenden Kugeln, welche die Bremischen Artilleristen mit besonderer Kunst in die Feste warfen. Der größte Theil des Fleckens, nebst der Kirche und dem Vordertheile des Schlosses ward ein Raub der Flammen. Selbst in die Kammer, worin Balthasar krank zu Bette lag, fiel eine Bombe. Er hatte geschworen, daß er als ein Feind von Bremen sterben wolle. Diesen Schwur hielt er. Wie er seinen Tod herannahen sah, sprach er: Ich wollte, daß ich mein Land in den Abgrund stürzen sähe, damit es nur nicht in die Hände der Bremer fallen könnte. Dat was sine Andacht, damit fohr he von dannen, sagt der alte Chronikenschreiber Renner und Wiarda in der Ostfriesischen Geschichte hält ihm folgende Leichenrede: So starb, sagt er, dieser unruhige Mann, verlassen von seinen Freunden, gefesselt mit dem Reichsbann, zwischen den Trümmern seiner abgebrannten Stadt. Auch Emmius sagt in seiner Geschichte von ihm: Dies war das klägliche Ende eines Mannes, bey dem es zweifelhaft ist, ob er leidenschaftlicher, oder ungerechter oder wortbrüchtiger war. Er konnte der göttlichen Rache nicht entgehen; nur eilte er derselben durch seine verderblichen Unternehmungen, mit der größten Unvorsichtigkeit entgegen.

Nach seinem Tode vertheidigte die Feste sich zwar Anfangs noch; allein bald ergab sie sich den Bremern, beym Mangel an Lebensmitteln. Auch Wittmund ergab sich den Jeveranern, welche während der Belagerung einen großen Verlust durch den Tod ihres Anführers, des braven Drosten Boynk, erlitten hatten.

Wittmund ward für 12000 Dukaten den

Bremern überlassen, welche nun den Besitz des ganzen Harlingerlandes, welches Esens, Dedesdorf und Wittmund befaßte, erhielten. Das Fräulein Maria gewann dabey nur eine günstige Grenzberichtigung und Ruhe für die Zukunft. Durch Gott hab' ich's erhalten! war die Umschrift der Dukaten, welche sie im Jahre 1560 prägen ließ.

Unter Vermittelung des Landgrafen Philipp von Hessen, wiewohl unter Ostfriesischem Widerspruche, belehnten die Bremer mit dem Harlingerlande, des Balthasars Schwester Anna, Gräfin von Rettberg nebst deren Sohn, Johann und dessen Leibeserben, gegen Zahlung von 60000 Gulden und unter den Bedingungen, daß die Gräfin die Kriegeskosten und die Entschädigung des den Bremern von den Seeräubern zugefügten Nachtheils übernehmen, keine Seeräuber ferner dulden, das barbarische Strandrecht aufheben, statt dessen die Insulaner sich mit dem Bergelohn begnügen, den Bremern im Falle der Noth die Festung öffnen und als getreue Vasallen ihnen in Kriegeszeiten dienen sollten. Dagegen versprachen die Bremer, als Lehnsherren, der Gräfin ihren kräftigen Schutz. Dieser Vergleich ward am ersten December 1540 von beyden Seiten unterzeichnet und besiegelt und am zehnten Mai 1541 vom Kaiser Karl V. in Regensburg bestätigt. Bald nachher stattete Hero von Werdum, als Bevollmächtigter der Gräfin, den Lehnseid förmlich in Bremen ab und empfing für die Gräfin und deren noch minderjährigen Sohn die Belehnung.

Die Gräfin Anna, Wittwe des Enno, sandte im Jahre 1541 den Beninga und Tido von Kniephausen nach Bremen. Diese wiesen das in den kaiserlichen Lehnbriefen gegründete Recht des Ostfriesischen Hauses aufs Harlingerland nach. Die Bremer stützten sich hingegen darauf, daß Balthasar, der letzte Besitzer, in dem Reichsbanne gestorben und sie seine Länder in einem rechtmäßigen Kriege erobert hätten. Die Ostfriesischen Deputirten ließen es zwar bey einer Protestation bewenden; die Gräfin verklagte indessen die Stadt bey dem Reichskammergericht. Das Harlingerland war unter Balthasar ein Geldrisches Lehn geworden. Wie nun der Kaiser zum Besitze des Herzogthums Geldern gelangt war, so hielt er sich berechtigt, die Oberlehnbarkeit vom Harlingerlande, als nunmehriger Herzog von Geldern an sich zu ziehen und die von ihm ertheilte Bestätigung des zwischen Bremen und der Gräfin von Rettberg geschlossenen Vergleichs für erschlichen zu erklären. Der Kaiser hielt sich um so mehr hiezu berechtigt, weil die Bremer mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen gegen ihn vereint waren. Unter diese gehörte auch der Graf von Rettberg. Wie die kaiserlichen Truppen im Jahre 1547 Rettberg eroberten, mußte die Gräfin Anna ihrer Lehnsverbindlichkeit mit Bremen entsagen und sich als Regentin vom Harlingerlande wieder in den Schutz des Kaisers, als Herzogs von Geldern, begeben. Der Kaiser kassirte hierauf jene Lehnsverbindlichkeit, erneuerte das Gelderische Lehn und belehnte die Gräfin und deren Sohn Johann nebst dessen Erben von neuem mit Esens, Dedesdorf, und Wittmund.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Sitten und Gebräuche der heutigen Wenden im Lüneburgischen.

Noch heutiges Tages sind die Wenden, die ihre Wohnsitze in der ehemaligen Grafschaft Dannenberg und im Lüneburgischen genommen haben, ein eigenes Völkchen, was viele seiner alten Sitten und Gebräuche beybehalten hat, und dessen

sklavische Abstammung nicht zu verkennen ist. Das Land, welches sie längs der Dumme und Jetze bis zum Ausfluß der letzten in die Elbe bewohnen, ist eine der anmuthigsten und kultivirtesten Gegenden des nördlichen Deutschlands. Es war in frühern Zeiten in den Ober- und Nieder-Drawähn eingetheilt, der sich durch die jetzigen Aemter Wustrow, Lüchow und Hitzacker, am linken Ufer der bis Salzwedel schiffbaren Jetze, von Süden nach Norden hin erstreckte, und dem sich gegen Westen der Gain (die Kirchspiele Bülitz, zum Theil auch Bergen und Clenze, nebst der sogenannten Schweinemark um Schnega und Rosche) und gegen Osten der Nering (die Kirchspiele Woltersdorf und Rebenstorf mit der Grenzvoigtei Lübbow) nebst den Lennengau (dem jetzigen Kirchspiel Prodoehl) anschlossen. Die fruchtbarsten dieser Gauen, besonders die Kirchspiele Lüchow, Wustrow, Satemin, Crumasel und Meuchevitz sind ebenes Land und haben einen leichten Klaiboden, der den Fleiß seiner Bewohner in den meisten Jahren reichlich belohnt, und sie weder in nassen noch in trocknen Sommern ganz verläßt. Es ist eine wahre Wonne, im Vorsommer die gesegneten Fluren der Dorfschaften Güstritz, Schrejan, Lensian, Ganse und besonders die reinen prangenden Saaten des durch seine ausnehmende Rechtlichkeit, wie seinen vorzüglichen Fleiß und Wohlstand sich rühmlichst auszeichnenden Dorfs Jabel*) zu sehen. Ganze Koppeln des herrlichen Winterweizens, (der auf den Märkten der benachbarten größern Städte den Vorzug vor jedem andern hat), des schönsten Flachses, der hohen Feldbohnen, Erbsen und anderer Winter- und Sommerfrüchte, von welchen letztern die Hirse jedoch nur in kleinern Quantitäten zum Bedarf des Hauses gebauet wird, wechseln mit einander in der schönsten Ordnung ab, und sind in einiger Entfernung von Büchen- und Eichenwäldchen oder von Knick-Befriedigungen, worin, wie auf den Höfen der Landleute, die schönsten Eschen und Ulmen wachsen, begränzt, oder auch mit Viehweiden und großen Pflanzungen von Weidenbäumen, die man fast vor jedem Dorfe findet, umgeben. Nur Schade, daß diese Viehweiden und besonders auch die an den Flüßen gelegenen Wiesen der Güte des Ackerlandes bey weitem nicht gleich kommen, sondern meistentheils einen mit Moor überwachsenen Sandboden haben, und daher keine recht hülfreiche Grasung liefern, auch in nassen Sommern entweder gar nicht, oder doch nur mit großer Gefahr und Beschwerde geerndtet werden können.

Die Dörfer in diesem schönsten Theile des Wendlandes sind von doppelter Bauart. Diejenigen, deren Namen es schon anzeigen, das die Wenden den ersten Grund dazu gelegt haben, sind sämmtlich in die Runde gebauet, und machen, da sie zum Theil nur eine einzige Einfahrt haben, ein eingeschlossenes Ganzes aus. Das Rundtheil, was die Häuser bilden, ist ungefähr von der Größe des Königsplatzes in Cassel. Sie haben in diesen runden Dörfern ihre Gehöfte, Scheuern und Ställe hinter sich. Andere Dörfer, die deutsche Namen haben, und, was auffallend ist, unter jenen zerstreut liegen, bestehen aus einer einzigen langen Gasse. Diese haben nicht das schöne Ansehen der erstern, weil hier die Scheuern an der Straße stehen, und die Wohnhäuser hinter denselben versteckt liegen. Beyde Arten von Dörfern zeichnen sich indessen vor den benachbarten deutschen Dorfschaften des

*) Die fleißigen Jabeler von ihren Nachbaren, die ihnen Schuld geben, daß ihnen selbst die Hähne zu lange schliefen, und daher von ihnen aufgeweckt würden, die Hahnenstocker genannt.

Lüneburgischen ungemein vortheilhaft aus, und verrathen gleich auf den ersten Blick den blühenden Wohlstand und den Sinn ihrer Bewohner für Nettigkeit und Pracht, zugleich aber auch ihren bäurischen Geschmack. An der Vorderseite der Häuser ist ausserordentlich vieles, jedoch nur schwaches eichenes Ständer- und Riegelholz in lauter viereckigen Fächern verbaust. Die Thürpfosten und Fenster sind an manchen Gebäuden mit sehr grellen Farben buntscheckig bemahlt, und der Giebel ist mit einem zinnernen Aufsatze, der dazu bey der Errichtung des Hauses von einer der Jungfrauen des Dorfs, die auch den Kranz dazu verfertigen, dem Eigenthümer desselben verehrt wird, oder auch mit einer Windfahne geschmückt. Ueber den Thüren aller Wohnungen und Scheunen des Landmannes findet man, ausser den Namen ihrer Erbauer, biblische Sprüche oder auch Strophen aus Gesängen vom Vertrauen auf Gott, die leider wohl hie und da die gesammte Religion ihrer Bewohner ausmachen mögen. Viele Dörfer des Wendlandes sind in den letzten Decennien zum Theil zu wiederholten Malen abgebrannt, woran die Flachsarbeiten Schuld seyn mögen, ungeachtet sich vor jedem Dorfe eine oder mehrere sogenannte Baakhaben oder kleine, völlig unausgebaute, nach vorne zu offenstehende Gebäude befinden, die zum gemeinschaftlichen Baaken oder Booken des Flachses bestimmt sind, und in andern Jahreszeiten dem Wanderer, den ein Regenwetter überfällt, da sie meistens am Wege stehen, als Caravanserays dienen. In diesen Dörfern liesst man häufig vor den Häusern in Knittelversen die Versicherung des Eigenthümers ausgedrückt: daß er aus Noth und nicht aus Uebermuth gebauet habe. Die innere Einrichtung der Wohn- und Viehhäuser ist bequem und musterhaft, und die Wohnstuben sind geräumig, hell und von ansehnlicher Höhe.

Der weniger fruchtbare Theil der Grafschaft, weiter nach Dannenberg hinunter, ist uneben und dabey sandig und morastig, hat dagegen aber den Vorzug, daß sich ansehnliche Forsten, unter welchen die Lucie die vornehmste ist, darin befinden. Aber auch hier ist fast jeder Hügel durch den Fleiß der Anwohner kultivirt. Der schönste Beweis davon ist der sogenannte Weinberg bey Hitzacker, der bis zu zwey Drittheilen seiner Höhe mit Gartengewächsen bepflanzt ist, und selbst auf seinem Rücken die schönsten Feldfrüchte trägt, die im Vorsommer wie Streifen von hellerem und dunklerem Grün von der darunter hinfließenden Elbe, und noch mehr von dem dahinter liegenden höchsten Berge des diesseitigen Elbufers, von wo aus man eine weite reizende Aussicht auf das umliegende Marsch- und Geestland hat, einen erquickenden, herrlichen Anblick gewähren. Es ist nicht zu leugnen, daß auch dieser Theil des Wendlandes, der gewiß keinen bessern Boden hat, wie manche Gegenden des Lüneburgischen, doch weit besser, als jene, kultivirt ist, und nicht nur ein weit blühenderes Ansehn hat, sondern auch bey weitem stärker bebauet und bevölkert ist. Das sogenannte Wendland ist also theils durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens, theils durch die Industrie seiner Bewohner, den Holzmangel abgerechnet, ein herrliches Ländchen; wenn man nur nicht auch von diesem irdischen Paradiese sagen müßte, was Preussens Friedrich der zweyte einst von Baiern gesagt haben soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorgebliche Gespenstererscheinung.

Es giebt viele Menschen, die Gespenster gesehen haben wollen, und wenn die Anzahl solcher Menschen jetzt nicht mehr so groß ist als sonst, so liegt es darin, daß man, weniger abergläubisch und mit weniger Vorurtheilen angefüllt, nicht sogleich bey dem Anblicke von etwas Ungewöhnlichem oder Furchtbarem den Kopf verliert, sondern ruhig bleibt und kalt und besonnen untersucht, was denn die Erscheinung, die wir bemerken, veranlaßt. Allein tief in der Seele des Menschen ruht der Glaube an übersinnliche Erscheinungen, und so sehr wir auch von ihrer Unmöglichkeit überzeugt sind, so wenig können wir uns doch des Gedankens an dieselben, ja sogar der Furcht vor denselben erwehren, sobald die Gefahr auf uns losstürmt. Was aber ausser uns erscheint, das muß sich in körperlicher Gestalt zeigen, weil alles, was wir außer uns gewahr werden sollen, im Raume erscheinen und also ausgedehnt seyn, eine Größe haben, und folglich etwas Körperliches seyn muß Dies ist nunmehro nichts Uebersinnliches, kein Geist, kein Gespenst, sondern das Erscheinen derselben muß natürlich zugehen, und muß seinen Grund in Naturursachen haben.

Ich saß, so schreibt ein Prediger, vor einiger Zeit am späten Abend ganz ruhig mit den Meinigen, als Freund M — e an der Hausthüre pochte und eingelassen zu werden bat, weil er kaum mehr auf den Beinen stehen könne. Blaß wie der Tod trat er ins Zimmer und vermochte kein deutliches Wort oder eine verständliche Rede hervorzubringen. Als er endlich wieder zu sich selbst gekommen war, erzählte er mit Zittern: sein bisheriger frecher Unglaube an Gespenster sey nun erschüttert; denn er habe bey seiner Rückkehr aus W — n mit seinen leiblichen Augen ein Gespenst gesehen. In einem Hohlwege sey es ohne unterlaß ihm zur Seite gegangen; er habe nicht gewagt, sumher zu blicken, der Angstschweiß sey ihm ausgebrochen, mit bebenden Knien sey er weiter geschritten und erst, da er ins freye Feld gekommen, habe es ihn verlassen. Da mein Freund, der, wie sie wissen, ehedem als Offizier unter den nassauischen Truppen gedient hatte, meiner Meinung nach, nicht zu den Furchtsamen gehörte, auch übrigens ein ziemlich aufgeklärter Mann war, so gerieth ich anfangs selbst in einige Verlegenheit. Nie aber hätte ich mir doch vorgestellt, daß eine Täuschung der Art, als die Folge erweisen wird, ihn so sehr aus der Fassung gebracht haben würde. Um nicht zu weitläuftig zu werden, sage ich nur kurz, daß ich, um dem Dinge auf der Spur zu kommen, ihn endlich, ungeachtet des hartnäckigen Widerstandes, den ich von Seiten seiner und meiner Familie zu bekämpfen hatte, dahin brachte, in meiner Gesellschaft noch einmal nach dem schrecklichen Hohlwege zu gehen. Wir traten, M — e mit sichtbarer Angst, ich voll Erwarten der kommenden Dinge, unsern Marsch an. Der Mond lächelte freundlich auf uns herab. Schon durch diesen Umstand ward ich sogleich auf eine Vermuthung gebracht, die ich bald als sehr gegründet fand. Wir näherten uns der fatalen Stelle. Ich ging rasch voran, und M — e mußte eben so rasch folgen; wir traten in den Hohlweg, und siehe da! der Berg gebahr eine Maus. Das ganze Schreckenbild war nichts mehr, nichts weniger gewesen als der eigne Schatten meines Freundes, den der Mond an die eine Seite des Hohlweges geworfen hatte.

Außerordentlich starkes Gedächtniß.

Man übt jetzt das Gedächtniß nicht so eifrig und anhaltend als sonst, ob dasselbe gleich eine sehr reichliche Vorrathskammer beym Denken ist. Indessen trifft man doch unter den niedern Volksklassen noch viele Personen an, welche sich durch ein erstaunliches Gedächtniß auszeichnen.

Der Jesuit Neenetrier war wegen seines außerordentlichen Gedächtnisses weit und breit berühmt. Als die Königin von Schweden, Christine, durch Lyon reiste, wo er sich aufhielt, war sie begierig, ihn kennen zu lernen, um sich selbst von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. Sie ließ ihn daher zu sich kommen und sagte ihm dreyhundert seltsame zusammenhängende Worte vor, die ein Geschwindschreiber sogleich nachschreiben mußte. Augenblicklich wiederholte er alle dreyhundert Worte und überließ es der Wahl der Königin, in welcher Ordnung sie es verlangte.

Ein Herr von Irminger in Zürich konnte eine ganze französische Predigt, die drey Viertelstunden gedauert hatte, nachdem sie ihm einmal vorgelesen war, ob er schon kein Wort französisch verstand, von Wort zu Wort wiederholen und mit deutschen Buchstaben nach der deutschen Aussprache ohne einen Fehler niederschreiben.

Es giebt junge Leute, welche viele von Schillers Gedichten, Andere, welche mehrere Oden des Horaz auswendig hersagen, ob sie dieselben schon lange Zeit nicht gelesen haben.

Der Kopf mitten im Leibe.

Als der hohe Kopfputz bey den Damen in Paris Mode war, sagte der Chevalier von B.. zu der Herzogin von D..., die einen übertriebenen Kopfputz hatte:

„Madame! Sie haben das Geheimniß „entdeckt, Ihren Kopf mitten in ihrem Leibe anzubringen.

Charade.

Das erste verschwindet vor unsern Augen,
Das zweite lockt Fischer und Jäger heraus,
Und sollte zum Unglück das Ganze nichts taugen,
So treibt uns das erste zum Hause hinaus.

Allgemeine Versorgungs-Anstalt für Wittwen und unverheirathete Frauenzimmer.

Der Plan zu dieser wohlthätigen Anstalt, woran auch jeder Auswärtige Theil nehmen kann, und die eine lebenslängliche Pension von 10 bis 300 Rthlr. versichert, liegt jetzt des Morgens von 9 bis 11 Uhr und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr in Nro. 26 auf der Obernstraße zur Einsicht und Unterzeichnung bereit.

Berichtigungen in Nro. 55.

S. 433, Sp. 1 Z. 10 lese man Bestallung st. Bestellung; ebend. Z. 6 von unten, auf — st. an der Obernst.; S. 434, Sp. 1 Z. 19 einzelne st. einzelnen; ebend. Z. 13 von unten, Camerarien st. Commissarien, ebenso Sp. 2, Z. 1. — Z. 14 Urgicht st. Urzicht; ebenso Z. 20 v. o. und 12 v. u. In der Theaterk. lese man Sp. 1 Z. 28, würden wir, Z. 37 Freunde; Z. 48 durch eine ꝛc.; Sp. 2 Z. 12, wie st. als; Z. 49 Die Rolle wurde ꝛc.

№ 57.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 12. Oktober. 1817.

Die Bremer im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Bremen hatte sich mit Lübeck und Hamburg den Schmalkaldischen Bundesgenossen angeschlossen. Von dem der Stadt nicht holden Bremischen Erzbischoff Christoph aufgereitzt, befahl der Kaiser Karl der fünfte seinem tapfern General Jobst von Cröningen, Grafen von Seeland, das stolze Bremen zu demüthigen, auf dessen treue Anhänglichkeit sogar das Haupt der Schmalkaldischen Bundesgenossen, der Churfürst von Sachsen, sich fest verließ. De Kohrforst tho Sassen, schreibt Renner, hadde Bremen sehr leef und plog saken tho seggen, dat negst God sine utherste Toflucht were tho Bremen, und wann öhm schon alle Stadte affölen, so versege he sick doch dessen tho der Stadt Bremen nicht.

Am zwanzigsten Februar 1547 zog Cröningen mit 21 Fähnlein Knechten und 1200 Reitern vor Bremen; auch Graf Anthon von Oldenburg ließ sich durch die Aussicht auf die Wiedererhaltung Delmenhorstes locken, mit Cröningen gegen Bremen sich zu verbinden.

Die kaiserlichen Truppen lagerten in der Hollerländischen Gohe und waren bis Horn, wo sie die Glocke aus dem Thurm und die Orgel aus der Kirche nahmen und drey Landgüter abbrannten, und bis Schwachhausen vor die Stadt gerückt. Die Belagerten vertheidigten sich muthig. Von Vergleichsvorschlägen, welche ihnen von dem an sie vom Churfürsten von Sachsen abgeordneten Grafen Christoph von Oldenburg, so wie auch von den Gesandten des Bischofes von Münster und des Grafen Johann von Rettberg angerathen wurden, wollten sie nichts hören. Sie thaten öftere glückliche Ausfälle und bey einem derselben am zwanzigsten März verlohr General Cröning sein Leben. Die Hamburger eilten den Bremern zu Hülfe, und so gelang es ihnen, die Kaiserlichen zur Aufhebung der Belagerung, die bis in die fünfte Woche gedauert hatte, zu nöthigen und den Grafen Anthon, da er bereits im Anzuge gegen die Stadt war, zurückzuhalten. Allein nicht lange ward

den Bremern die Ruhe vergönnt. Am neunzehnten April erschien ein anderer kaiserlicher General, Christoph von Wrisberg, vereint mit dem Herzoge Erich von Braunschweig vor Bremen.

Wüthend sannen die Belagerer auf die gänzliche Zerstörung Bremens. Sie hatten die Dörfer Walle, Gröpelingen und Oslebshausen abgebrannt. Sie hatten den Plan, die Weser der Stadt vorbey in die Ochim zu leiten; allein kaum war dieses Werk begonnen, so mußten sie es schon wieder aufgeben, weil sie es zuvor nicht bedacht hatten, daß die höhere Lage der Ochim dieses Unternehmen unausführbar mache. Hierauf kam ein protestantisches Heer unter dem Oberbefehl des Grafen Albrecht von Mansfeld und Wilhelm von Thumshin den bedrängten Bremern zu Hülfe, und am zwey und zwanzigsten May ward Bremen von der Belagerung befreiet. Von dem achtzehnjährigen Herzog Erich von Braunschweig angeführt, zogen die Belagerer dem nahenden Heere der Protestanten entgegen. Ohne die Ankunft Wrisbergs zu erwarten, ließ der jugendlich rasche Herzog sich zur Drakenburg am Ufer der Weser in der Grafschaft Hoya in ein Treffen ein. Der Graf von Mansfeld befeuerte seine Truppen mit hohem Muthe und nach einem Gebet, welches der Bremische Prediger Doktor Albrecht Hardenberg, kniend voll rührender Andacht im Angesicht des Heeres hielt, griff Mansfeld die Braunschweiger auf einem Hügel, dem Kropelsberg in der Drakenburg, so schnell und so meisterhaft an, daß diese sofort die Flucht nahmen. Viele wurden verwundet. 2500 Mann sollen getödtet, 2519 Mann sollen gefangen genommen und über tausend, welche ihre Gewehre von sich geworfen hatten und durch die Weser schwimmen wollten, ertrunken seyn. Selbst der Herzog Erich entging kaum den Händen der Sieger, indem er über die Weser setzte und sich nach Nienburg rettete. Alles Geschütz, welches er im Stiche gelassen hatte, ward nach Bremen gebracht, auf den Domhof niedergelegt und damit das Zeughaus bereichert, worin auf einer hölzernen Tafel die so glänzende Schlacht zu Drakenburg gemahlt wurde.

Wrisberg, welcher zu spät kam, fiel den Troß der Sieger an, nahm ihnen die Kriegeskasse ab und zog mit Geld und Schande beladen, nach den Niederlanden. Auf ihn ward der Spottreim gemacht:

Wir han das Feld,
Wrisberg das Geld;
Wir han das Land,
Wrisberg die Schand.

Die Bremer verfolgten unter Anführung von Arend Ulken den fliehenden Wrisberg, tödteten viele der seinigen, bekamen einen großen Theil von seiner Beute zurück und brachten 500 Gefangene, die dem Hungertode kaum entgangen waren, nach Bremen. Der Lohn dieses glänzenden Sieges waren die Provinzen Bremen und Verden. Die Bremer nahmen mit dem von den Braunschweigern erbeuterem Geschütze, Langwedel, Ottersberg, und Bremervörde ein und zogen nun als Sieger am acht und zwanzigsten May, triumphirend in Bremen ein. Das Pfingstfest war hier nie so froh, wie damals gefeiert worden.

Dem Grafen von Mansfeld ward die Administration über jene beyden Provinzen übertragen. Zu Rothenburg nahm er seine Residenz, befestigte diese und ließ die dort abgebrannte Kirche von neuem aufbauen. Der Erzbischof Christoph reclamirte inzwischen das, was er durch den von ihm selbst veranlaßten Krieg ver-

lohren hatte und im Jahre 1549 ward ein Vergleich dieserhalb mit ihm geschlossen.

Der Kaiser hatte Vereinigungspunkte festgesetzt, welche bis dahin, daß ein Concilium die Religionsstreitigkeiten schlüssig beendigt haben würde, gültig seyn sollten. Diese Artikel wurden unter dem Namen des Interims allen Ständen des Reichs vorgelegt und gelangten sn auch an den Rath zu Bremen. Dieser übergab das Interim seinen Predigern zur Untersuchung, welche erklärten, daß man es nicht annehmen könne. Sogar ließ der Prediger Johann Timann, welcher bey der Zusammenkunft der Schmalkaldischen Bundesgenossen, ein Abgeordneter der Stadt Bremen gewesen war, eine Abhandlung durch den Druck bekannt machen, worin er bewies, welch eine große Sünde alle die auf sich ladeten, welche das Interim annehmen.

Der Rath bat daher den Kaiser, die Stadt mit dem Interim zu verschonen und sie bey der bisherigen Religionsverfassung zu lassen. Allein der Kaiser zürnte der Stadt; gebot den Ständen des Reichs, allen Handel, Gewerbe, und Gemeinschaft mit Bremen, weil es hartnäckig das Interim verwerfe, aufzuheben. Er wollte sogar die Stadt in die Acht erklären. Allein da traten einige Fürsten ins Mittel und erboten sich, zu versuchen, ob sie nicht durch eine gelindere Art die Stadt zum Nachgeben bewegen könnten. Der Kaiser bestand auf die Annahme des Interims und machte harte Bedingungen. Die Bremer sandten Abgeordnete auf den Reichstag nach Augsburg. Unter diesen befand sich der Bürgermeister Diedrich Hoyer, welcher die etwas gemäßigten, doch immer noch harten Bedingungen des Kaisers, zum Bericht mit nach Hause nahm. Wie er sie dem versammelten Rath und der Bürgerschaft vortrug und man schon wankte, ob man nicht lieber das Interim annehmen, als die Stadt länger diesen Drangsalen aussetzen wollte, so trat mit kühnem Muthe der ehrwürdige alte Bürgermeister Diederich Vasmer hervor und sprach so kräftig und mit einer so überzeugenden Beredsamkeit dagegen, daß der Beschluß gefaßt ward, man wolle das angetragene Interim nicht annehmen, es möge daraus erfolgen was da wolle.

Bremen befand sich in einer verzweiflungsvollen Lage. Allein es ward gerettet. Durch den erneuten Krieg mit Frankreich und dessen Verbündeten, den kühnen Moritz von Sachsen und durch Privatangelegenheiten ward der Kaiser so sehr beschäftigt, daß er die Unterhandlungen über das Interim mit Bremen nicht weiter fortsetzte und demnächst im Jahre 1554 mit der Stadt sich aussöhnte. Er ließ ihr ihre Verfassung und ihre Religionsform. Nur mußte sie sich der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts unterwerfen und sich zum verhältnismäßigen Beitrag zu dessen Unterhaltung verpflichten, und, was freilich das härteste für sie war, sie mußte das Eigenthum und alle Rechte, welche sie an Esens und Wittmund gehabt hatte, dem Kaiser abtreten, jedoch unter dessen Versprechen, daß von dorther weder ihren Bürgern, noch deren gestrandeten Gütern, unter irgend einem Vorwand, je Schade und Nachtheil verursacht werden solle.

Auf diese Weise brachten die Bremer zwar ein Opfer, allein gegen die vormalige Störung ihrer Handlung und Schiffahrt ward die Ruhe ihnen gesichert und hiedurch ihre ursprüngliche Absicht erreicht, weswegen sie im Jahre 1527 den Kampf mit dem Junker Balthasar begonnen hatten.

Ueber die Sitten und Gebräuche der heutigen Wenden im Lüneburgischen.

(Fortsetzung.)

Seine Bewohner, unsere wendischen Landsleute und christlichen Brüder, sind die Abkömmlinge der alten Wenden, über deren heidnische Rohheit und wilde Grausamkeit in alten Schriften, unter andern in der Chronik des Klosters Medingen aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts so bittere Klagen geführt werden, und über deren Religiösität und Sittlichkeit die Zeugnisse ihrer Seelsorger noch auf der General-Visitation vom Jahre 1672 nach dem Berichte des damaligen Ober-Superintendenten des Herzogthums Lüneburg, Doktor Joachim Hildebrand, so nachtheilig ausgefallen sind. Sie haben sich, wie es scheint, mit ihren deutschen Nachbaren wenig vermischt, und noch jetzt kommt, wenigstens im Innern des Wendlandes, wohl nicht leicht ein anderes, als ein wendisches Mädchen von einem benachbarten Dorfe in einen wendischen Bauerhof. Mit den Bewohnern der Städte und Flecken im Wendlande verhält es sich indessen anders. Diese sind, so wie die Herrschaftlichen Bedienten, größtentheils keine Wenden, sondern Lüneburger, Calenberger, Brandenburger u. s. w. Denn die Wenden sind ein Ackerbau treibendes Volk. Sie lernen zwar zum Theil auch Professionen, aber meistentheils nur, um sie in ihren Dörfchen zu treiben. Es giebt unter ihnen viele ausgezeichnete große Leute, weshalb auch das Lüchowsche Bataillon, dessen erstes Glied ausgesuchte junge Mannschaft von ansehnlicher Größe enthält, bey dem letzten Feldzuge in Flandern das Löwen-Bataillon genannt seyn soll. Aber auch die kleinern Leute sind fast alle von einem robusten und muskulösen, zum Theil von einem recht athletischen Körperbau. Es steckt in ihnen noch wahre Sarmatenkraft, die durch die nahrhaften Speisen und Getränke, welche sie genießen, genährt und erhalten wird. Und daher kommt es denn auch, daß sie sich weit mehr fühlen, als der Heidbewohner, und daher sehr brave Soldaten sind, ob sie gleich im Ganzen genommen zum Militairdienste wenig Neigung haben. Man würde sich indessen sehr irren, wenn man daraus folgern wollte, daß diese Leute ein sehr hohes Alter erreichten. Dieses ist keinesweges der Fall. Die meisten sind, wenn sie 60 und einige Jahre alt werden, völlig abgelebte Greise und Mütter, die am Asthma und am Marasmo sterben. Leben sie länger, wie der Verfasser noch vor einem Jahre einen 83jährigen Lucknerschen Grenadier unter ihnen gesehen, und bald darauf beerdigt hat, so scheinen ihre Augen ganz verglaset, und ihre wenigen übrigen Haare hornartig geworden zu seyn; wo es dann aus ihren Gesichtszügen am deutlichsten zu lesen ist, daß sie slavischer und nicht deutscher Herkunft sind. Die wenigsten aber, sowohl Manns- als Frauens-Personen, erreichen ein Alter von 70 Jahren. Vielleicht daß ihre starken und straffen Nerven, wie es ja auch bey einigen Thierarten der Fall ist, der Lebensdauer nicht günstig sind. Die Hauptursache der frühen Abnahme ihrer Kräfte ist aber offenbar die übermäßige Anstrengung, mit welcher sie in gewissen Jahreszeiten ihre Arbeit verrichten, ohne ihrem Körper die zur Erholung nöthige Ruhe zu gönnen.

Jedes Geschäft des innern und äußern Haushaltes hat bey ihnen seine bestimmte Zeit, und muß im ganzen Dorfe zugleich vollendet seyn. In einer Arbeit hinter seinen Nachbaren zurück zu bleiben, wird für eine Familie, wenn sie auch bey ganz gleicher Arbeit an Personen-

zahl zufällig schwächer als eine andere ist, für die größte Schande gehalten. Wenn nun im Herbste das Dreschen, welches der Wendbauer nicht dreschen, sondern dörschen nennt, an der Tagesordnung ist, so kommt selbst die Hausfrau, und wenn sie auch einen Säugling an der Brust hat, nur zwey Stunden des Nachts zur Ruhe. Beynahe eben so scharf wird kurz vorher die Verarbeitung des Flachses von beyden Geschlechtern getrieben. Nach vollendeter Aussaat spinnt alles, die Mannespersonen sowohl als die Frauenspersonen, und besonders in den Dorfschaften der Kirchspiele Satechin und Wustrow wird viel auf Rädern mit zwey Rollen gesponnen, die der verstorbene Drechsler Ude in Wustrow, durch die Spinnmaschine des vor einigen Jahren daselbst verstorbenen Oeconomie-Commissairs Brauns dazu veranlaßt, erfunden hat. Und wenn dann die Zeit des Webens da ist, so steigt die zweyte der beyden großen Mägde, die jeder Halbhufener, und, wie sich von selbst versteht, jeder Hufener, deren es aber im Wendlande nicht viele giebt, zu halten pflegt, in das Webetau, wenn die erste es verläßt. Still stehen darf es weder bei Nacht noch bei Tage. In den meisten Haushaltungen werden daher auch 1500 Ellen und darüber von einer etwas groben Sorte Leinwand verfertigt, und nachher beym Bleichen von eben diesen Mägden in offenen Hütten, den Grabstätten der Moralität des jungen Volks, bei Nacht gehütet. Zu allen diesen Arbeiten werden nun auch schon die Kinder von ihrem achten Jahre an, und wohl noch früher angehalten.

Der Wende giebt sich nicht leicht auf eine weite Reise, ohne einen Knaben von dem Alter mit sich zu nehmen, der die Pferde besorgen und ihm in allen Stücken, so viel er nur kann, behülflich seyn muß, wodurch die Kinder ungemein gewandt, und zu einem thätigen Leben gewöhnt werden.

Der Wendbauer ist aber nicht bloß ein sehr ordnungsliebender und thätiger, sondern auch ein industriöser und denkender Landwirth. Er bereitet sich seine meisten Ackergeräthschaften, selbst die schönen großen Wagenleitern, womit er seinen Waizen und seinen vortrefflichen weißen Kohl weit und breit verfährt, im Winter selber, bestellt und bedüngt nicht nur seinen Acker auf die zweckmäßigste Art und egget ihn, um ihn mürber zu machen, im vollen Trabe, sondern er gätet auch seinen Waizen und seinen Flachs auf das sorgfältigste, reinigt seinen Rocken, besonders von der blauen Kornblume und vom Klaap, (sie werden Hunger und Klaaper genant, sorgfältig aufgesucht und dann in die Wege und Wagengleisen gelegt) behackt seinen Kohl mehrere Mal und behäuft die Kartoffeln nicht reihenweise, sondern jeden Horst ringsum besonders, um der Luft und Sonne von allen Seiten Zutritt zu diesem Erdgewächse, was seine gewöhnlichste und liebste Speise ist, zu verschaffen. Auch die Viehzucht nimmt er wohl in Acht, aber mit seinen Pferden geht mancher so um, wie wir es vor einigen Jahren von den Kosacken gesehn haben. Die armen Thiere müssen oft Stunden, ja halbe Tage lang mit den daneben gespannten Ochsen in der strengsten Kälte auf den Straßen der Städte mit und ohne Futter stehen, indessen ihre Herren sorglos im Kruge zechen.

Durch diese verschiedenen Erwerbsquellen fließt denn, hauptsächtlich für die Leinewand, von Hamburg her, viel Geld, mitunter auch Schwedische Münze, die mit dem Hannövertschen Kassengelde al Pari steht ins Wendland: was neben dem Guten auch die doppelte nachtheilige Folge hat, daß daselbst alles beynahe um ein

Dritthell theurer und kostspieliger ist, als in den weniger bewohnten Gegenden des Lüneburgischen, und daß die Kleiderpracht vom Bürger und Bauern entsetzlich weit getrieben wird. Die Landleute im Wendlande gehen zwar bey ihrer alltäglichen Arbeit schlecht und recht in selbst gemachten wollenen Zeugen von gefälligen Farben und Mustern gekleidet, und die Mannspersonen tragen zum Theil vom Frühlinge bis in den späten Nachsommer bey kurzen Beinkleidern nicht einmal Strümpfe; aber gewöhnlich sieht man sie doch in langen Pantalons, blauen tuchenen Oberröcken und runden Hüten, die beide ziemlich nach der Mode geformt sind. Und das weibliche Geschlecht erscheint an Sonn- und Festtagen, und bey allen festlichen Gelegenheiten, in stark mit Golde besetzten Mützen, die hinten platt sind, in Madras und Levantinenen Umschlagetüchern, die auf die Erde hängen würden, wenn sie nicht hinten am Halse in mehr als hundert Falten zusammen gespendelt würden, und in kattunenen, musselinenen und seidenen Kleidern und Schürzen! Auch schmückt es sich mit vielem breiten seidenen, mit Golde durchwirkten Bande und gewaltig großen Ohrringen, die besonders im Lennengau und Nering auch häufig von den Mannspersonen getragen werden. Die nationale Farbe der gewöhnlichen Mützen und ihrer Bandbesetzung ist indessen ein grelles Roth.

Diese Sucht durch Kleider zu glänzen, von der man mit dem weisen Sirach sagen möchte: solcher Dünkel hat manchen betrogen, gehört denn freilich schon zu der Schattenseite des Wendenthums. Die Wenden sind indessen in allen andern Stücken, die Trinkgelage ausgenommen, gewiß keine Verschwender, sondern halten das Ihrige wohl zu Rathe; woher es kommt, daß die meisten auch ihre Kinder mit mehreren hundert, ja einige mit tausend und mehreren Thalern ausstatten können. Sie sind dabey gutmüthig, dienstfertig, hülfreich, zuverlässig, gegen Arme, die ihnen bekannt sind, wohlthätig, und thätig dankbar gegen betagte Hirten, die im Dienste des Dorfs unbrauchbar geworden sind. Die herkömmliche Wohlthätigkeit gegen diese letztere ist sogar zur Sitte, und dadurch in einigen Gegenden zur Zwangspflicht geworden. Gegen ihre Obrigkeit und Prediger haben sie die verdiente Achtung und gegen die Befehle des Landesherrn einen grenzenlosen Respect. Sie sind nicht abgeneigt gegen wahre und wesentliche Verbesserungen z. B. gegen Verkoppelung, sie arbeiten an der Abwässerung ihrer Acker, Wiesen und Weiden gemeinschaftlich und beweisen überhaupt weit mehr Gemeinsinn, als der Lüneburgische Bauer. Viele ihrer ehemaligen schändlichen Gewohnheiten, worüber sie mit Recht von aller Welt getadelt und verabscheut wurden, z. B. die Mißhandlung ihrer betagten Eltern, haben sie gänzlich abgelegt. Die Behandlung derselben ist jetzt im ganzen genommen im Wendlande nicht schlechter als im Lüneburgischen und in andern Theilen unsers Vaterlandes, und der heutige Wende würde es schwerlich mehr glauben, daß von seinen Vorfahren die Eltern von ihren leiblichen Kindern, wenn sie zum Arbeiten untüchtig geworden waren, todtgeschlagen worden seyen, wenn es nicht noch hie und da, besonders in der Gegend von Dannenberg kleine Hölzer und Plätze gäbe, die davon den Namen der Jammerhölzer und Jammerstätten führen, und wovon man sich noch jetzt unter dem Landvolke schreckliche Anekdoten und Spukgeschichten erzählt. Die wohlthätige Religion Jesu, die ihre Herzen ergreifende und oft auch harte Herzen bessernde Kraft noch nicht verloren hat, und mit ihr die Aufklärung der Zeiten, die durch

den Umgang mit dem Städter und Soldaten auch in die Wohnungen des Landmanns gedrungen ist, haben eine große Veränderung in seiner Denkart und in seinen Sitten hervorgebracht. Freilich hat er mit dem Guten auch das Böse von seinen Bildnern angenommen. Die auffallendsten Beweise davon sind der irreligiöse Sinn und das Laster des Afterredens. Durch den bösen Leumund werden die meisten Schlägereien sowohl als gerichtlichen Streithändel unter den Wendländern veranlaßt, und die Religiösität ist durch das in dieser wohlhabenden Gegend so zahlreich einquartirt gewesene französische Militair in den Gemeinen, wo alte und schwache Prediger dem einbrechenden Verderben keinen festen Damm entgegen zu setzen und das Elend der Zeit zur Förderung der Frömmigkeit nicht recht zu benutzen vermocht haben, dermaßen in Verfall gekommen, daß sich alle Ehrfurcht gegen Gott, gegen sein Wort und sein Haus in demselben verloren zu haben schien, und nach dem Abzuge dieser Verführer des Volks weder die Kirchen von den Leuten zahlreich besucht, noch häusliche Andachten angestellt, ja selbst nicht einmal ein Tischgebet mehr verrichtet wurde.

Nur sehr klein ist in diesen Gemeinden das Häuflein bewährter Christen, die in jenen Zeiten allgemeiner Verschlimmerung, wo in der Gemeinde des Verfassers das vierte Kind ein uneheliches gewesen ist, im Heiligthume ihres Herzens das kostbare Kleinod der Gottesfurcht bewahrt haben. Aber groß ist doch auch selbst in diesen Gemeinden noch immer die Zahl derer, die bey einer Pfarr-Vacanz ein aufrichtiges Verlangen nach einem guten Prediger äußern, und dadurch, wo nicht Liebe zur Religion, doch das bald mehr, bald minder gefühlte Bedürfniß nach einer bessern moralischen Ordnung verrathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorschlag.

In alten Zeiten war es in Bremen keine Sitte seine Freunde und Bekannte Vormittags zu besuchen, so ferne nicht Geschäfte oder andere Verhältnisse solches erheischten. Jetzt ist aber auch hier wie in andern großen Städten, in dieser Hinsicht ein anderer Gebrauch entstanden, da gegenwärtig mehr wie vordem, die Nachmittage und Abende zu Erholungen und Belustigungen angewendet werden und man mithin unerwartet nicht leicht jemanden gelegen kömmt.

Da nun aber die Zeit des Mittags-Essens hier sehr verschieden ist, weil in einigen Haushaltungen um Ein in anderen erst um zwey Uhr und mitunter noch später gespeiset wird, so kann es nicht fehlen daß die Berechnung: „wie lange es vor Mittag sey" manches Unangenehme mit sich führet. Man bedenke nur unter andern wie lästig jeder Besuch um ein Uhr für denjenigen seyn muß der um diese Zeit zu Tisch zu gehen gewohnt und dessen Küche darnach bestellt ist, vorzüglich wenn der Besucher sehr breit und ausführlich im Gespräch und obendrein einer noch gewohnt ist, eine Pfeiffe Toback zu rauchen.

Man erlaubt sich daher den Vorschlag zu machen, die Morgen-Besuche allgemein auf die Stunde von eilf bis zwölf Uhr, wie es an andern Orten Gebrauch ist, zu beschränken; damit ein Jeder, er sey Besucher oder Besuchter, bestimmt wisse, daß Einer dem Andern gelegen komme.

Joseph Strong.

Joseph Strong wohne zu M . . . war Weber und stockblind; gleichwohl hatte er viele Jahre lang nicht bloß dieß Gewerbe

getrieben, sondern auch beynahe sein ganzes Hausgeräthe selbst gemacht die erforderlichen Webemaschinen selbst erfunden und eigenhändig verfertiget. Dieser blinde Mann liebte die Musik leidenschaftlich und nahm sich daher vor, in der Stadt Carlisle die Orgel der Cathedralkirche genau zu untersuchen. Da er jedoch zweifelte, die Erlaubniß dazu erhalten, so machte er eigenmächtig dazu einen Versuch. Er fand Mittel die zur Orgel führenden Thüren zu öffnen, und nun probirte er die Pfeifen und untersuchte alle Töne mit einem Getöse, welches die ganze Nachbarschaft in Bestürzung setzte. Es war Mitternacht und der Organist kurz zuvor gestorben. Es entstand daher natürlich bey allen benachbarten Mitgliedern der Gemeinde der Gedanke an eine Gespenstererscheinung und es dauerte lange, ehe jemand so viel Herz faßte, in dieser fürchterlichen Stunde die Emporkirche zu besteigen. Endlich wagte es Einer; der Blinde ward in Verhaft genommen und am folgenden Tage vor den Dechanten geführt, der ihm seine unzeitige Neugierde verwies, ihm aber die Erlaubniß ertheilte, die Orgel nach Gefallen zu untersuchen. Er that dieß, und bald nachher machte er eine Orgel für eine Kirche auf der Insel Man.

Auflösung der Charade in Nro. 56:

Rauchfang.

Theaterkritik.

Die Operette, der Dorfbarbier, welche wir am Mittwoch auf der Bühne sahen, ist eins von den Stücken, worin das große Publikum gern jeden ausgezeichneten Komiker in der Rolle des Adam zu sehen wünscht, und Herr Costenoble hat sich dasselbe daher aufs neue verpflichtet, daß er diesem geheimen Wunsche entsprach und durch sein Spiel die Anwesenden höchlich ergötzte.

Dieses Stück, eben so wie der Zinngießer und ähnliche, scheint noch ein Nachlaß jener Zeiten zu seyn, von welchem Herr v. Göthe spricht, wenn er sagt, daß das Glück der Bühne vormahls mehr auf der Persönlichkeit der Schauspieler als auf dem Werthe der Stücke beruhet habe, und daß dieß besonders bey halb oder ganz extemporirten Stücken der Fall gewesen sey, wo alles auf den Humor und das Talent der komischen Schauspieler ankam. — Der Stoff solcher Stücke muß aus dem gemeinsten Leben genommen seyn, so daß das Volk darin gewissermaßen seine Sitten abgespiegelt findet; dann hieraus entspringt der sie stets begleitende große Beyfall. Sie waren von jeher im südlichen Deutschland zu Hause, wo man sie auch noch bis auf den heutigen Tag beybehält, und nur von Zeit zu Zeit dem Charakter einige Veränderung zu geben, durch den Personenwechsel gezwungen wird.

Eine große militairische Pantomime, der Brand von Moskau betitelt, folgte der Vorstellung des Dorfbarbiers. — Wenn man weiß wie klein dergleichen große Dinge auf größeren Theatern z. B. dem der Stände in Prag, dem Schikanederschen in Wien u. s. w. auszufallen pflegen, so wird man seine Erwartung von einer Vorstellung derselben auf der hiesigen Schaubühne nicht zu hoch spannen. Ja, wir erinnern uns eine ähnliche Pantomime, gewissermaßen im Großen, auf dem weitläuftigen Platze Ludwig des XV. zu Paris, bey Gelegenheit der Feyer des Friedens von Amiens, mit angesehen zu haben, ohne daß sie im Stande gewesen wäre einen erheblichen Eindruck hervorzubringen.

Daß es der Darstellung des genannten tragischen Gegenstandes bey uns, auch nicht an Lachen erregenden Auftritten fehlen würde, ließ sich bey dem Mangel an Uebung des zur Ausführung derselben nöthigen Personals leicht voraussehen. Hierher gehören hauptsächlich einige Theile der Kosakentänze und die Flucht Napoleons auf einem Schlitten, von Hrn. Sowersby's wohlbekannten Schimmel bedächtigen Schrittes über die Bühne gezogen. — Dagegen gelangen aber auch manche Stücke sehr gut, z. B. ein Theil der Gefechte und überhaupt die sogenannten militairischen Evolutionen, was bey der Enge des Raums zu verwundern war. — Der Menge mag ein solches Schauspiel schon immer einige Unterhaltung gewähren.

Ungeachtet des trefflichen Spiels des Herrn Costenoble und einiger Herren und Damen der hiesigen Bühne, fiel die Darstellung des Lustspiels „die Ehestandsschule" dennoch im Allgemeinen nur mittelmäßig aus. Von den Hauptrollen des Stücks erwähnen wir nur die des Barons, in welcher Herr Costenoble sich vorzüglich durch eine sprechende Mimik auszeichnete; ferner der der Frau von Werling, welche durch Frau Zschischka mit Beyfall dargestellt wurde. Das Spiel der Baronesse (Frau Gerber) machte, ungeachtet einer gewissen Natürlichkeit, keinen Effect. Fräulein Hanff, als Mündel des Barons, war zu tragisch. Herr Schmidt als Jakob, Herr Gerber als Carl Denholm, und Herr Hanff als Obrister, befriedigten. — Das Haus, und besonders das Parket, war nicht sehr besetzt. Wir wünschten nicht, daß die Schillersche Reflexion: „das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause" die Ursache davon gewesen seyn möge!

№ 58.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 16. Oktober. 1817.

Den geehrten Lesern dieses Blattes, mache ich hiedurch die schuldige Anzeige: daß der Herr Doktor Kellner von jetzt an keinen Theil mehr an der Redaktion des Bürgerfreundes habe; und ersuche zugleich diejenigen, welche fernerhin für dieses Blatt Aufsätze zum Einrücken in dasselbe einzureichen die Güte haben wollen, solche gefälligst in meiner unten bezeichneten Wohnung einreichen zu lassen; indem ich einem geehrten Publikum die Versicherung gebe, daß die Reichhaltigkeit des Bürgerfreundes an gemeinnützigen Aufsätzen u. s. w. ansehnlich vermehrt werden wird.

Bremen am 16. Oktober 1817.

Der Herausgeber

Georg Jönßen,

Catharinenstraße Nro. 33.

Ueber die Sitten und Gebräuche der heutigen Wenden im Lüneburgischen.

(Fortsetzung.)

Bei diesem Zustande der Dinge ist der Verfasser überzeugt, daß, wenn gegenwärtig eine General-Visitation aller wendischen Kirchen vorgenommen würde, die Resultate der Untersuchungen über die Humanität, die Religions Erkenntniß, die Andacht, den Glauben, die Liebe und die Sitten schon bei weitem günstiger ausfallen würden, als vor hundert funfzig Jahren zu unsers würdigen Doktor Hildebrands Zeiten, und daß sich das allmählige, wiewohl langsame Fortschreiten der Menschheit vom Schlechtern zum Bessern auch hier würde nachweisen lassen. Zwar ist das Saufen, daß ich nicht sage die Völlerei

und Trunkenheit, noch immer das Lieblingslaster des Wenden, worauf er sich, wie es scheint, vorzüglich erst dann legt, wenn die jugendlichen Freuden und Ergötzlichkeiten ihren Reiz für ihn zu verlieren anfangen, und wozu er ein verjährtes Recht zu haben glaubt, so oft er zur Stadt und zum Kruge geht, wenn er nur nicht zum Ruin seines Wohlstandes in seinem eignen Hause Profession davon macht; zwar herrschen unter der niedrigsten Volksklasse, deren Kinder nachher Dienstboten werden, im Wendlande sowohl als anderswo, besonders in kleinen Städten, noch immer eine sehr unedle Denkungsart und sehr leichte Sitten; zwar giebt es daselbst noch unverständige Eltern genug, die ihre Kinder unter allerlei theils erdichteten, theils nichtswürdigen Entschuldigungen dem Schulunterrichte im Winter sowohl als im Sommer ungebührlich und so hartnäckig entziehen, daß der Prediger sie nur mit Hülfe der weltlichen Obrigkeit dahin bringen kann, dieselben dem Schullehrer gehörig zu schicken; zwar ist es nichts unerhörtes, daß einzelne verwahrloste Subjekte sogar unkonfirmirt bleiben, wie denn Schreiber dieses selber noch zu Johannis d. J. einen solchen bereits schon in die Jahre der Landwehrpflichtigkeit getretenen, etwas blödsinnigen Menschen nach vorhergegangenem nothdürftigen Unterrichte eingesegnet hat; zwar giebt es im hiesigen Wendlande noch manchen Mißbrauch, der abgestellt und manchen religiösen und gemeinschaftlichen Aberglauben, der bekämpft zu werden verdient, allein von ursprünglich heidnischen Gebräuchen findet sich kaum noch eine Spur*) und von den Kreuz- und Kronenbäumen, die doch auch schon dem Christenthume anzugehören scheinen, und als sinnreiche, sprechende Symbole des Glaubens und der jungfräulichen Unschuld eine fruchtbare Anwendung zulassen, ist, so viel Referent hat erfahren können, bei Menschengedenken in keinem der wendischen Gauen mehr die Rede gewesen. Selbst zu Bülitz und Rebenstorf, wo sie doch gewesen seyn sollen, ist das Andenken derselben völlig erloschen; was um so mehr zu bewundern ist, da es doch in einigen alten Dörfern noch hin und wieder wendische Bücher geben soll, und noch lebende Personen alte Leute gekannt haben, die noch wendisch haben sprechen können. Auch von dieser Sprache sind unter den Wenden im Drawähn nur noch einzelne Benennungen übrig z. B. Korelz, die Vorstadt u. dgl. Der wendische Dialekt hat indessen die gramatikalische Eigenheit, daß er sich, was sehr fein und artig klingt, in dem Gebrauche der persönlichen Fürwörter nach dem Hochdeutschen richtet und Personen gleichen Standes nicht he oder jü, wie der Lüneburger, sondern Se mit der mehrfachen Zahl des Zeitworts anredet: willen Se wohl glöben u. dgl. Daß die Wenden den H zu Anfang der Wörter nicht aussprechen können, ist bekannt. Sie sagen nicht Herz, sondern statt dessen Erz, nicht Heiland, sondern Eiland, nicht heiliger, sondern eiliger Geist, nicht Himmel, sondern Immel. Wenn sie dagegen schreiben, so bringen sie aus Mißtrauen gegen sich selber den H unzählige Mal da an, wo er nicht hingehört, und können sich gar nicht in den Geschlechtsunterschied der Wörter finden. Fast alles ist bey ihnen männlichen Geschlechts. Sie sagen, ohne zu wissen daß sie fehlen, der Pferd, der Ohn (Huhn),

*) Ein Gemisch von heidnischem und katholischem Aberglauben scheint es gewesen zu seyn, daß eine erst vor wenigen Jahren verstorbene alte Frau in Gühtritz am Abend vor dem Neujahrstage alle Gemächer ihres Hauses mit Branteswein besprengt hat. Wenn sie befragt ist, warum sie das thue, hat sie geantwortet: die Stätte wolle das so haben.

Einst rieth dem Verfasser ein Forstarbeiter in Betreff seiner Gartenlaube: setten Se ön da en, da steit he Se nig im Wege, oder ock up Of (auf den Hof). Besonders schwer fällt es ihnen auch den R und N am Ende der Wörter rein auszusprechen; statt Mutter sagen sie Mutah, und das giebt ihrer Sprache nicht nur eine auffallende Härte, sondern macht sie auch für den Nichtwenden oft unverständlich.

Besser als die Sprache und der Kreuz- und Kronenbaum haben sich die Feste unter den Wenden behauptet. Die abgesetzten dritten Festtage, imgleichen die Apostelcage, werden auch selbst in den Dorfschaften, in welchen die Kapellen, die den Heiligen, auf dessen Namenstag sie fallen, zum Patron hatten, bereits eingegangen und abgebrochen sind, noch immer durch ein gemeinschaftliches Zechen gefeiert, und die Leute glauben und behaupten: dieß sey bei der Stiftung der Kirche oder Kapelle so gelobt; sie würden sich gewiß einen Mangel an Gottesfurcht vorwerfen und sich des göttlichen Wohlgefallens und Segens unwürdig und verlustig halten, wenn sie nicht mehr die Tage feierten, die ihren Vorfahren von Alters her heilig gewesen sind. Referent hat selber das Recht am Peters- und Paulstage mit seiner ganzen Familie nach einem Aussendorfe seiner Gemeinde, wo ehemals an diesem Tage gepredigt ist, zu kommen und daselbst im Hause des geschwornen Schulzen, wo an dem Tage die Altarlichter verfertigt werden, eine Mahlzeit einzunehmen und nach Herzenslust zu trinken; komme er nicht, so erhält er statt derselben 12 gGr. Im Lenngau und andern Orten werden die Kapellen Predigten an diesen heiligen Tagen noch jetzt gehalten, worauf denn die Trinkandachten folgen. Wie sehr die Leute diese Art der Gottseligkeit für eine fromme, nicht abzuschaffende Gewohnheit halten, erhellet daraus, daß in der Dorfschaft Vintlingen einem verständigen nüchternen Hauswirthe, der sich im vorigen Jahre am abgesetzten Weihnachts-Feiertage bei der Holzarbeit im Walde unglücklicher Weise ein Bein brach, von vielen der Vorwurf gemacht wurde, „das komme davon, daß er die Feier des Tages, unter den nassen Brüdern im Kruge nämlich, vernachlässiget habe. Ein anderes Trinkfest, was im ganzen eigentlichen Wendlande alljährlich kurz vor der Heuerndte celebrirt wird, ist das sogenannte Bauerbier. Dieses Fest geben die Hofwirthe ihren Knechten und Mägden als eine Ergötzlichkeit, (denn der Lohn der letztern ist 20 Rthlr. Kassen Münze, und die ersten stehen sich an manchen Orten, in Jahren wo der ihnen ausgepflanzte weiße Kohl gut geräth, oft auf 40 Rthlr.) für die von denselben im Winter und Frühlinge ihnen geleisteten Dienste. Es dauert dasselbe in jedem Dorfe drei volle Tage und Nächte. Blos des Mittags und des Abends, wenn die Hirten mit dem Viehe zu Hause kommen, geht ein Theil der Bewohner eines jeden Hauses auf kurze Zeit nach Haus, um daselbst ein wenig zu essen und das Vieh zu besorgen. Die meiste Zeit wird von dem jungen Volke mit Tanzen, und von den ältern Personen beiderlei Geschlechts mit Tabacksrauchen und Bier- und Brantewein Trinken zugebracht. Die gewöhnlichen Speisen dabei sind Heringe und Käse.

Es ist unglaublich, wie viele Tonnen Bier während dieser Bachanalien von einer Dorfschaft ausgeleert werden. Man versichert: daß ein Dorf von 27 Feuerstellen, was sich in dergleichen Dingen auszeichnet, in diesen drei Tagen 76 Tonnen Lüchower Vollbier leer gemacht habe. Die Cossaten sind dabei mit den Halbhufenern in einem Wetestreite begriffen gewesen. Keine der beiden Trink-, oder vielmehr Saufpartheien

hat der andern an Tonnenzahl nachgegeben. Auf allen Landstraßen, die nach Lüchow führen, sieht man zu der Zeit Wagen, die Biertonnen hin und her fahren, und aus den Dörfern erschallet fröhliche Musik. Auch auswärtige gute Bekannte werden bei diesen Gelagen nicht nur zugelassen, mit freundlichen Gesichtern empfangen, bewillkommnet und gerne gesehen, sondern sie können auch, wenn sie täglich 2 gGr. und 1 gGr. für die Musik erlegen, so viel trinken und tanzen, als sie wollen. Gemeiniglich geht es friedlich und freundlich dabei zu, und hie und da werden bei diesen frohen Gelegenheiten Wegbesserungen, Abwässerungen nasser Weiden u. dgl. gemeinsame Angelegenheiten verabredet und beschlossen.

Zu diesen Bauerbier, wie zu den hohen Jahresfesten und zur Erndte, die hier zu Lande nicht anders als Aust (August Monat) heißt, backt die wendische Bauerfrau von vier bis sechs Himten Weizen sogenannte Pageleize, ein Wort was in wendischer Sprache einen von dem schönsten Weizenmehle hart ausgekneteten Semmel oder Klöben bedeutet; denn von den deutschen Worten Page und Eisen dürfte es wohl nicht abzuleiten seyn, wiewohl dieses Gebackene die Form eines Hufeisens zu haben pflegt.

Uebrigens weiß sich der Wendbauer auch noch manche andere Gelegenheit zum gemeinschaftlichen Zechen zu verschaffen. Wenn z. B. eine Braut von einen andern Dorfe her kommt, so muß sie der Dorfschaft, in welcher sie aufgenommen seyn will, drei Tonnen, und wenn sie in dem Dorfe, wo sie heyrathet, selbst zu Hause ist, zwei Tonnen Bier zum Besten geben. Dieses Bier, was jetzt das Pageleizenbier genannt wird, hat ehemals Pegnitz geheißen. Die Braut steigt dabei vor der Eröfnung des Tanzes auf den Boden des Hauses und wirft von da eine Menge von Weizenmehl, Strup u. dgl. Dingen verfertigte Nüsse, Nöhrken genannt, herunter, worüber dann die sämmtlichen Liebhaber dieses Gebackwerks herfallen, um davon so viel als möglich zu erhaschen. Den älteren Personen in der Stube werden aber faustdicke Nüsse gereicht, andern auch wohl ins Haus geschickt. Ist einer Dorfschaft etwas aus dem Felde entwandt, so geht der geschworne Schulze derselben mit einigen andern Ortseinwohnern hin und durchsucht das Dorf, wo man es vermuthet. Findet er die gestohlne Sache da nicht, so erhält das unschuldig befundene Dorf zu seiner Satisfaction eine Tonne Bier; wird sie dagegen gefunden, so muß es dem andern Dorfe als Strafe eine dem Werthe des Entwandten angemessene Anzahl Tonnen Bier zum gemeinschaftlichen Vertrinken geben. Und eben so wird es, wohlverstanden ohne Wissen der Obrigkeit, mit Häuslingen und andern untreuen Ortseinwohnern gemacht. Auch diejenigen, die des Sonntags im Felde arbeiten, worauf der Pfänder zu achten hat, werden an manchen Orten einer Bierstrafe verurtheilt. Das nennen die Leute Bauernrecht, und manche sind so einfältig, daß sie sogar vor der Obrigkeit darauf klagen, wenn ihnen ihr Theil an dem Bier von einem Heyrathenden vorenthalten ist.

Eins der interressantesten wendischen Volksfeste ist noch das sogenannte Kranzjagen. Ein Wettrennen mit Pferden, was von der männlichen Jugend aller größern Dörfer am zweiten Pfingsttage gleich nach geendigten vormittägigen Gottesdienste, auf einem dazu paßlichen Anger angestellt wird. Die Rennbahn ist nur einige hundert Schritte lang. Am Ziele derselben hängt ein Kranz von Laubwerk an einer Stange. Wer diesen Kranz zuerst ergreift, heißt König und erhält den Preis, der in einem schönen Kranze und daran gehefteten seidenen Tuche

besteht, und von den Jungfrauen des Dorfs, die sich in einiger Entfernung befinden, in Bereitschaft gehalten und dem Reitkönige überreicht wird. Der zweite nach ihm, sein Diener, muß sich mit einem bloßen Strauße begnügen lassen. Dem, der zuletzt ans Ziel komme, wird eine Todtenkiepe um den Hals gehängt, worin er von den Zuschauern Geld, und von den Hausfrauen Würste und andere trockne Eßwaaren erbetteln muß. Der König und sein Pferd erndten außerdem noch Bewunderung und Lob, die nicht selten den Preis des letztern erhöhen. Diese Carousselle der Wenden, die ohne Sattel angestellt werden, und wobei an einigen Orten kurz vor dem Ziele auch noch über einen breiten Graben gesetzt werden muß, tragen ohne Zweifel viel dazu bei, daß sie so tüchtige Reiter sind. Sie legen auch auf weiten Reisen keinen Sattel, sondern nur eine wollene Decke oder auch ein Fell auf das Pferd, was sie reiten, halten sich darauf sehr gerade, und die geschicktesten Reiter machen auch beim Trabe unaufhörlich mit dem linken Beine, das sie frey haben, eine lebhafte Bewegung, um das Sattelpferd zu ermuntern. Zuweilen entsteht aber auch über die Preise des Kranzjagens, da keine eigentliche Kampfrichter bei den Spielen gegenwärtig sind, ein arger Streit, der von den Umstehenden wohl nicht immer ganz ohne Partheilichkeit entschieden wird, und gemeiniglich Haß und Feindschaft unter den Bewerbern zurücklässt. Ein alter Bauer klagte dem Verfasser einst, daß ein anderer junger Bursche seinem Sohne, der den Preis dabei errungen habe, denselben nicht nur entrissen, sondern ihn hernach auch um sein Pferd, was 17 Pistolen werth gewesen sey, durch Zauberkünste gebracht habe. Der Glaube an Hexerei ist also auch hier noch nicht ausgerottet; es ist daher auch nicht zu bezweifeln, das sich manche noch heutiges Tages mit dem sogenannten Beuten abgeben, wenn sie sich auch nicht mehr wie vormals wendischer Beschwörungsformeln dazu bedienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die habsüchtige Künstlerin.

Die berühmte Sängerin Catalani zerbrach auf ihrer Reise in England den Wagen. Sie mußte also unterweges in einem Dorfe liegen bleiben. Dies Dorf gehörte dem Lord . . . , der sich gerade damals in der schönen Jahreszeit auf seinem Schlosse aufhielt. Da die Sängerin, während der Reparatur des Wagens, kein schickliches Unterkommen finden konnte, so ließ sie den Lord um die Erlaubniß bitten, bey ihm abtreten zu dürfen. Dies wurde ihr gewährt und sie gastfreundlich empfangen.

Der Wagen war so beschädigt, daß die Instandsetzung nicht in einigen Stunden bewerkstelligt werden konnte. Da der Reisenden dies gesagt wurde, bat der Lord sie, bey ihm, mit ihren Reisegefährten, zu übernachten, und sie nahm dies Anerbieten dankbar an.

Inzwischen hatte der Lord erfahren, daß die Unbekannte, der er einen Zufluchtsort in seinem Schlosse zugestanden hatte, die berühmte Catalani sey. Froh darüber, ließ er aus der Nachbarschaft viele seiner Bekannten einladen. Diese stellten sich ein, und der Lord bat nun die Künstlerin, die er seinen Gästen vorstellte, sich vor den Anwesenden hören zu lassen.

Die Künstlerin war gleich dazu bereit und entwickelte in ihrem Gesang ihre ganze Kunst und ihre seltenen Talente.

Alle Zuhörer waren entzückt, überhäuften die Sängerin mit Lobeserhebungen, und der Wirth erschöpfte sich in Danksagungen über ihre Bereitwilligkeit, seine Bitte zu erfüllen.

Am folgenden Tage war der Wagen völlig ausgebessert, und die Sängerin wollte abreisen. Vor dem Einsteigen in den Wagen schickte sie ihren Ehemann zu dem Lord, und indem dieser für die seiner Gattin und ihm erwiesene Gastfreundschaft dankte, sagte er zugleich: er bäte sich aber auch für den gestrigen Gesang seiner Gattin 50 Pfund Sterling aus, da sie nie unter diesem Preis sich hören ließe.

Der Lord . . ., ohne das mindeste Befremden zu äußern, entschuldigte sich sehr höflich, daß er es vergessen, sich darnach zu erkundigen und seine Schuld früher zu berichtigen. Er nahm eine Banknote von 50 Pfund, überreichte sie dem Ehemann der Sängerin und dieser verließ den Lord sehr zufrieden.

Als jedoch gleich darauf die Sängerin sich anschickte, abzureisen, erschien der Haushofmeister des Lords, und brachte der Mad. Catalani eine Rechnung für Beköstigung und Nachtquartier, deren Betrag ebenfalls 50 Pfund ausmachte. Er verlangte die Bezahlung, mit dem Zusatze: der Lord beherberge nie unter diesem Preise einen Unbekannten in seinem Schlosse, und er erwarte um so mehr die Berichtigung dieser Rechnung, da er diese 50 Pfund zu Trinkgeldern für seine Dienstboten bestimmt habe.

Der Sängerin blieb nichts übrig als die Banknote von 50 Pfund wieder zurück zu geben.

Der schlaue Sterndeuter.

Am Hofe Ludwigs XI. Königs von Frankreich, standen die Sterndeuter in großem Ansehen und wurden reichlich bezahlt. Einer derselben hatte den dreisten Einfall, den baldigen Tod einer Geliebten des Königs vorherzusagen und seine Vorherverkündigung traf zufälliger Weise ein, wie dies sicher mit allen Weissagungen der Fall ist, wenn sie eintreffen. Ludwig erhielt davon Nachricht und ließ ihn zu sich kommen. Vorher aber hatte er seinen Bedienten Befehl gegeben, den Wahrsager auf ein erhaltenes Zeichen zu packen und zum Fenster hinauszuwerfen. Der Sterndeuter erschien, war ganz unbefangen und hatte keine Ahnung von dem, was ihn erwartete.

„Ich höre ja erstaunliche Dinge von dir" redete ihn der König an; „du kannst Andern ihren Tod auf den bestimmten Tag vorher sagen, sage mir doch, wann du sterben wirst?" — „Sire! drei Tage vor Ihnen," erwiederte der verschlagene Sterndeuter mit noch größerer Unbefangenheit.

Diese Vorherverkündigung setzte Ludwig in solches Schrecken, daß er nicht nur den Sterndeuter zum Fenster hinunter zu stürzen vergaß, sondern ihm auch eine weit größere Besoldung aussetzte. Er vertraute ihn sogar der Vorsorge seiner Leibärzte an und that alles Mögliche, um den Tod eines Mannes zu verhindern, dem er in drei Tagen ins Grab nachfolgen sollte.

Andenken

an die beiden

Herren General Superintendenten

Müller und Giese

im Herzogthum Nassau

von

G. C. Harttrodt,

gew. Hauptmann.

Was zwei vernünft'ge Menschen nicht
Für Gutes stiften können
Wenn sie das helle Wahrheitslicht
Beim rechten Namen nennen — —
Das sieht man, wenn man sehen kann
Und will, den beiden Männern an.

Wie oft schon — strebte man dahin
Seit ein paar hundert Jahren,
Die Lehren Luthers mit Calvin
In ein System zu paaren;
Doch immer blieb's ein Tändelspiel
Und nie gelangte man zum Ziel.

Was Eigendünkel nicht verdarb —
Verdarb die falsche Ehre,
Und das, warum man sich bewarb,
Das war nicht — Christus-Lehre;
Denn diese Lehre ist so plan,
Daß gar kein Streit entstehen kann:

Die eigene Dogmatic blos,
Die man sich ausstudiret,
Warf Eris-Aepfel in den Schoos
Der Kämpfer hin und führet'
Sie wahrheitsscheu zu leeren Dunst
Der edlen Hermeneutic-Kunst.

Die große Hitze in dem Streit
Bei diesem Feberkriege
Verhinderte die Einigkeit
Auch wohl durch bittre Rüge
Und unter pro und contra Schrei'n
Schlief dann die Sache wieder ein.

Der Name selbst von den Partei'n
Goß neues Oehl zur Flamme —
Calviner wollte keiner seyn
Von unsers Luthers Stamme
Und vice versa klebte man
Nicht minder fest am Schlendrian.

Wie wird Euch - Müller! - Giesel - Euch - -
Die Nachwelt noch erheben,
Daß Ihr das Messian'sche Reich
Sucht besser zu beleben —
Dies Reich, wo Einigkeit, als Pflicht
Des Christenthums, zum Christen spricht!

Noch lebe Herzog Wilhelm hoch
Der Nassauischen Lande,
Daß er das Gute schnell erwog,
Das aus dem Freundschafs Bande
Der beiden Relig'onen sich
Entwickeln wird ganz sicherlich!

Auch laß ich jener Bundesstadt
Und ihren Pallas-Söhnen,
Die dies schon nachgeahmet hat,
Mein Lebehoch ertönen —
Der Bundesstadt, auf die man jetzt,
So manche andre Hoffnung setzt!

Es muß ja ohnehin — es wird
Auf unsrer guten Erden
Wie Christus selber sagt: Ein Hirt
Und Eine Heerde werden.
Gottlob! der Anfang ist gemacht:
Der Grundstein ist gelegt: es tagt.

Folgt, Christen! überall der Spur
Der beiden Biedermänner, *)
Oft ist's ja so — die Schaale nur,
Die christliche Bekenner
Durch Spaltung aneinander reibt
Und Brudersinn dadurch vertreibt.

Doch bleibet ja, ihr Edlen! nicht
Blos beim Oblatenbrechen!
Sucht über wahre Christenpflicht
Euch näher zu besprechen
Und bau't aufs Evangelium
Ein unverfälschtes Christenthum!

Dann wollen wir vereint ein Fest
Mit Luther — Calvins Büsten —
Ein doppelt Jubiläum-Fest,
Als Evangel'sche Christen,
Dem Gott der Liebe dieses Jahr
Vorjubeln, wie noch keines war.

Ja, wann die Katholiken noch
Sich dem Verein anschließen —
Das eitle hierarchisch' Joch
Von sich zu schütteln wissen —
Mit uns zu einem Tempel nah'n — —
Dann jubelt, Christen! Himmelan! **)

---

*) Heute, indem ich dies abschicke, lese ich mit Vergnügen in den Hamburger und Bremer Zeitungen daß an dieser Vereinigung auch im Herzogthum Berg und im Kurfürstlichen Hessen, meinem Vaterlande, gearbeitet wird. †)

**) Meine philosophisch-theologischen Vorschläge zur Vereinigung aller christlichen Religionen werde ich nächstens der Welt mittheilen.

†) Auch die, im ächt-evangelischen Geist verfaßte Aufforderung des regierenden Königs von Preussen (siehe Nro. 287 der hiesigen Zeitung) an die Konsistorien, Synoden und Superintendenten seiner Monarchie, um beide getrennte protestantische Kirchen, die reformirte und lutherische, bei dem bevorstehenden Säkularfest der Reformation, zu Einer evangelisch-christlichen Kirche zu vereinigen: verdient gelesen und beherzigt zu werden.

Gott gebe, daß viele Regierungen diesem schönen Beispiel folgen. —

D. Redakt.

Allgemeine Versorgungs-Anstalt für Wittwen und unverheirathete Frauenzimmer.

Der Plan zu dieser wohlthätigen Anstalt, worin auch jeder Auswärtige Theil nehmen kann und die eine Lebenslängliche Pension von 10 bis 300 Rthlr. versichert, liegt jetzt des Morgens von 9 bis 11 Uhr und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr in Nro. 26 auf der Obernstraße zum Abfordern und zur Unterzeichnung bereit.

Anfrage.

Welche schrecklichen Folgen hat ein Meineid?

Theaterkritik.

Wenn es wahr ist, daß nächst der Musik der Pomp und Schimmer es hauptsächlich sind, welche der Oper das Vermögen verleihen auf das Gefühl und die Sinne der Zuschauer zu wirken, ja sie zu berauschen, so wird es nicht auffallend gefunden werden, warum die Aufführung des schönen Mehül'schen Meisterwerkes, Joseph in Egypten, auf der hiesigen Bühne am Freitage nur einen sehr schwachen Effekt hervorbrachte und die Anwesenden eher langweilte, als unterhielt. Das Haus war ziemlich leer. Daraus erhellet, daß unser Publikum weit mehr Geschmack besitzt, als ihm die Direction zutrauen mag. Es entsagt lieber der jetzt überall in Deutschland herrschenden Mode, die geistlose Oper dem geistreichsten redenden Drama vorzuziehen, wenn jene nicht mit dem ihr gebührenden Prunk gegeben wird. Männer von Geist aber, wie Hr. Müllner, die mit Recht gegen die überhand nehmende Opernsucht, wiewohl vergebens, das Wort erhoben haben, werden es unserer Direktion gewiß recht sehr Dank wissen, wenn sie erfahren, daß von ihr das kräftigste Mittel, derselben Einhalt zu thun, gefunden und angewendet worden ist — nämlich eine elende ärmliche Aufführung der Opern.

Herr Strobe, vom Aachner Theater, debütirte als künftiger erster Tenorist der hiesigen Bühne in der Rolle des Joseph. Das Debüt schien zur Zufriedenheit der Anwesenden auszufallen und konnte es auch wohl, um so mehr, da man seit drei Monaten keine erhebliche Tenorstimme gehört hatte. Einige Vorklatscher hätten daher, ihren Händen zum Vortheil, die Eile und den Kraftaufwand, Nachklatscher zu erwecken, füglich sparen können. — Statt Fräulein Gehlhaar hatte Fr. Ringelhardt die Rolle des Benjamin zum ersten Male übernommen. Wir bedauern die Bemerkung machen zu müssen, daß sie keinen Triumph über ihre Vorgängerin erlangt hat. Vielmehr zeigte die Lauigkeit womit ihr der, vielleicht mit Unrecht durch Zischen unterbrochene, Beifall gespendet wurde, daß man von der Veränderung nicht zu sehr erbaut war.— Hrn. Zschischka's Darstellung der Rolle des Jakob erwarb sich die allgemeine Zufriedenheit.

Das Kotzebuesche sogenannte Lustspiel „der Rehbock," wurde am Sonntage gegeben. Selbst nachdem man dem Stück die anstößigsten Auswüchse genommen, bleibt es noch immer eine grobe Carrikatur auf die frivolen Neigungen der höhern Stände. Den Dialog abgerechnet, hat es sehr wenig dramatischen Werth, und ist im Grunde nichts als eine ins Gemeine fallende schlüpfrige Spaßmacherei. — Das Vorzüglichste an dieser Vorstellung war das Spiel des Hrn. Costenoble, als Pachter Grauschimmel. Der Schelm von Bauer blickte überall hervor. Man brauchte nur die erste Zwiesprache mit dem Grafen zu hören und das erste Auftreten zu sehen, um den Charakter dieses alten Sünders sogleich zu begreifen. Diesen Vortheil können nur ausgezeichnete Künstler gewähren. Es war ein Vergnügen zu bemerken, wie gehalten Hr. C. die Rolle, selbst in den geringsten Kleinigkeiten, bis ans Ende durchführte. — Der Darstellung der Rolle des Barons Wolkenstein, durch Hr. Schwarz, erwähnen wir in dieser ehrenwerthen Gesellschaft nur des Contrastes wegen — und auch um abermahls auf die Inconsequenz der Direktion aufmerksam zu machen, diesen Schauspieler stets da hinzustellen, wo er durchaus nichts zu leisten vermag. Das Publikum leidet durch dergleichen, jetzt so häufige Mißgriffe zu sehr, als daß wir dieselben nicht alles Ernstes rügen sollten. Wir wissen recht gut, daß man die elende Besetzung der Rollen mit dem „temporären" Mangel an brauchbaren Subjekten zu entschuldigen sucht; allein diese Entschuldigung wird nunmehr der Direktion zum drückendsten Verwurf. Von Monat zu Monat sahen wir die besten Mitglieder unsre Bühne verlassen und sehen es noch bis diese Stunde. In Hinsicht des Ersatzes ist nichts nennenswerthes geschehen. Mit schönen Versprechungen sind wir ein Jahrlang hingehalten; durch schöne Versprechungen zeigt man uns abermahls eine genußreiche Zukunft, und hofft das Parket, dessen Stimmung schon lange nicht mehr die günstigste gewesen ist, werde sich dadurch abermahls zur Ruhe verweisen und seinen Unwillen nicht laut werden lassen.

Das Theaterjahr ist zu Ende; allein vergebens fragen wir nach den Fortschritten, welche die hiesige Bühne in demselben zu ihrer möglichen Vollkommenheit gethan hat; vergebens suchen wir auszufinden was Kunst und Geschmack während dieser Zeit durch sie gewonnen haben. Nirgends treffen wir auf ein erfreuliches Resultat. Ueberall bemerken wir ein Rückwärtsschreiten — und wir haben nur noch sehr wenig Gutes zu verlieren, um den Ort, den noch vor wenig Jahren der letzte Heros der deutschen Schauspielkunst zu betreten würdigte, völlig durch Histrionen entweiht zu sehen.

№ 59.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonnabend den 18. Oktober. 1817.

Deutschlands gloreichsten Gedächtniß-Tage am 18. Oktober 1817.

Feiert Bewohner besserer Welten,
Völker der Erde! feiert den Tag!
Den einst der Herr gemacht zum Vergelten,
Welcher die schimpflichsten Fesseln brach.
Schwing dich hinauf mit kühnerem Fluge,
Freier Geist zu des Ewigen Thron,
Schau noch von Dort dem heiligen Zuge,
Deutscher Männer zum rächenden Lohn!

Blickst Du von jenen seeligen Höhen,
Einmal noch nieder auf Leipzigs Flur;
Siehst die Paniere der Streitenden wehen,
Gehüllt in Pulverdampf die Natur;
Feuerschlünde und Schwerdter blitzen,
Für das Schönste, das Höchste im Streit;
„Gott mit uns! — Recht und Gesetz zu schützen,
„Sind wir als Brüder zu sterben bereit!"

„Droht uns der Tod, so winkt uns das Leben,
„Frei nur ist der, der sich sklavisch nicht bückt;
„Soll! noch uns der goldne Geier umschweben,
„Vom Schweisse der Deutschen so glänzend geschmückt!
„Nein! Alle, für Alles im heiligsten Kriege,
„Und hüllt sich das brechende Auge in Nacht;
„Doch unterliegt der Wahrheit die Lüge,
„Die schwarzen Adler sind Sieger der Schlacht.

„Hinan, Hinan! zum endlichen Ziele!
„Durch Menschenmord, Verheerung und Graus,
„Die Allmacht ist mit dem Deutschen im Spiele,
„Nur von der Vernichtung geht Leben jetzt aus!"
Und Nemesis, führend das Schwerd der Rache,
Zog Sieggewohnt nun den Tapfern voran;
„Mein, sprach sie: „Ewiger! mein sey die Rache,
„Steigt Jammer und Klage gleich Himmelan.

„Das Todesröcheln gefallener Brüder,
„Wird Dort zum vereinten Triumpfgesang;

„In schönerer Freiheit seht Ihr euch wieder,
„Die Eu're heilige Eintracht errang." —
Und Himmel und Erde den Blicken entschwanden,
Im Busen trug Jeder ein göttliches Bild;
Entfesselt von allen beengenden Banden
Vertrauend dem Rechte, dem ewigen Schild.

Und als sich der Morgen zum Abend nun neigte,
Die Sonne sich barg im blutrothen Kranz;
War's als der Stern der Freiheit sich zeigte,
Hell überstrahlend des Mondes Glanz. —
Und stammelndes Dank, und dankendes Lallen
Stieg glühend auf zu der Gerechtigkeit Thron;
Jetzt war das Loos der Amms gefallen,
Die groß ihn getränkt der Finsterniß Sohn!

Anbetend sanken im Staube sie nieder;
Auch hier eines Sinnes, die gekrönten Drei!
„Herr der Heerschaaren! dir unsre Lieder,
„Durch Dich sind die Throne, ist Deutschland nun frei!
„Zu Deinem Preise nur wollen wir leben,
„Gelobt sey Dein Name in Ewigkeit!
„Wie Dein ist die Macht, so unser Streben,
„Stets zu erheben Deine Herrlichkeit!

So Ihr Bewohner besserer Welten,
Ihr Völker Europens so feiert den Tag,
Den uns ein Gott gemacht zum Vergelten,
Welcher die Ketten der Knechtschaft zerbrach.
Sonnt Alle euch Deutsche! im strahlenden Lichte,
Seel'ger Erinnerung; feiert ihr nach;
Einst noch in spätester Weltgeschichte
Prangt herrlich Deutschlands Erlösungs-Tag.

v. c. - B r * * * * * n.

Ueber die Sitten und Gebräuche der heutigen Wenden im Lüneburgischen.

(Fortsetzung.)

Am meisten treibt indessen der leidige Aberglaube bei den wichtigsten Veränderungen im menschlichen Leben auch unter den Bewohnern des Wendlandes sein Spiel. Wenn ein neugebornes Kind zur Taufe gebracht werden soll, so wird es in der Gegend, wo der Verfasser lebt, aus einem Fenster gereicht, um das ganze Haus getragen und wieder durch dasselbe Fenster zurückgegeben. Dann wird es auch der Person, die es trägt, von den altgläubigen Müttern scharf eingeknüpft, daß sie mit demselben nach geschehener Taufhandlung doch ja die Ecke der Kirche berühren solle. Bei der Taufe selbst haben die Leute es äußerst ungerne, wenn ein Knabe und ein Mädchen mit einem und eben demselben Wasser getauft werden. Das Mädchen soll, wenn es nach dem Knaben getauft wird, davon in der Folge einen männlichen Bart bekommen, und der Knabe dagegen sein Lebelang unbärtig bleiben, wenn das Wasser vorher schon zur Taufe eines Mädchens gebraucht worden ist. Die Heyrathen werden größtentheils von den beiderseitigen Eltern der künftigen Ehegatten geschlossen. Ein Vater, der seine Tochter zu verheyrathen wünscht, sagt zu dem Vater eines heyrathsfähigen Sohnes: ob er seinen Sohn noch nicht bald heyrathen lassen wolle, und was ihn zu seiner Tochter dünkte. Dieser fragt ihn dann zuförderst, wie viel er derselben mitzugeben denke. Darauf thut der Brautvater ein Gebot. Dabei pflegt es denn, weil die Sache ja erst in Ueberlegung genommen werden muß, vor der Hand sein Bewenden zu haben. Nach einiger Zeit fragt der Vater der Braut einmal wieder an, und der Vater des Bräutigams, dem inzwischen schon mehrere Anträge

geschehen und mehrere Gebote gemacht sind, erklärt ihm; daß sein Gebot ihm nicht genüge, dieser und jener habe so und so viel ausgelobet, wenn er das auch geben wolle, so lasse sich weiter davon sprechen. Entschließt sich nun der Vater der Braut dazu, so wird dieselbe von ihrem künftigen Schwiegervater zur Probe ins Haus genommen, und wenn bei ihrem Waschen, Spinnen, Weben oder an ihrem Betragen etwas auszusetzen ist, nach einiger Zeit wieder ins väterliche Haus zurückgeschickt. Gefällt sie aber, und kann sich der Bräutigam, der vielleicht schon zu einem andern Mädchen Neigung hat, — weshalb auch nicht leicht vorher eine Vermischung bei diesem vorläufigen Zusammenwohnen zuerfolgen pflegt — an sie gewöhnen, so wird zur Ehe geschritten, auch wohl vorher, jedoch nur in den seltenen Fällen, wo man eine reiche Braut nicht gerne wieder fahren lassen will, vor dem Prediger und Zeugen ein förmliches Eheverlöbniß gemacht. Das Heyrathsgut bekommen dann die Eltern, die die Haushaltung gemeiniglich noch fortführen, und haben es oft, wenn die jungen Leute dieselbe antreten, völlig durchgebracht, selbst wenn es contractsmäßig zum Bau eines neuen Hauses für sie bestimmt war. Hochzeiten, die sieben ja wohl gar neun Tage dauern, werden schon lange nicht mehr gehalten. Die schlechten Zeiten haben sie auch in den besten Gegenden bis auf drei Tage herabgebracht, und bei weitem die allermeisten feiern, zum großen Verdruß ihrer trink- und tanzlustigen Freunde, jetzt ihre Hochzeitsfeste in aller Stille. Soll aber einmal eine große Hochzeit angestellt werden, so wird jedem, der dazu geladen werden soll, ein Brodt von feinerm Mehl, was die Leute einen Kösenkubbel nennen, zugeschickt. Wer dasselbe behält, hat die Einladung angenommen; denn wer sie nicht annehmen will, der nimmt auch keinen Kösenkubbel an. Die Hochzeitsgäste schenken dann dem Brautpaare allerlei Lebensmittel, an Gelde aber nur wenig. Für sich selbst nehmen sie eine Labe mit Kleidungsstücken und nicht selten auch Betten mit zur Hochzeit. Die Fuhr verrichtet ihr Nachbar, der für diesen Dienst auch bis zum andern Morgen an den Hochzeitsschmausereien Theil nimmt. Die Braut kommt schon am Tage vor der Trauung auf ihrem Schappenwagen in ihrem vollen Schmucke, vor dem großen Schranke sitzend, zum Bräutigam gefahren, dessen Mutter sie stillschweigends, sobald sie vom Wagen herabgestiegen ist, dreimal um den Kesselhaken führt; wodurch verhütet werden soll, daß sie das Haus nicht wieder verlasse.*) Am Schlusse der Hochzeit, nachdem der Kehraus getanzt und die junge Frau in alle Gemächer, Ecken und Winkel des Hauses geführet ist, muß sie auch auf den über dem Kuhstalle befindlichen, mit Brettern abgeschornen Hühnerwihmen steigen, und von da etwas Geld für die Aufwärter herabwerfen, was ihr denn beides alle übrigen Hochzeitsgäste nachthun müssen. Mehr als in irgend einem andern Puncte findet man bei den Beerdigungen die alten abergläubischen Gebräuche der Wenden, besonders in den gainschen Walddörfern, noch den heutigen Tag unverändert. Hier wird noch zuweilen die bewegliche Schwelle der Hausflur aufgehoben und so lange in einer gewissen Höhe gehalten, bis die Träger mit der Leiche unter derselben und unter Sensen, Harken und andern Werkzeugen des Ackerbaues gebückt durchgegangen sind; was, wie in dem alten Visitations-Protocolle bemerkt wurde, wahrschein-

*) Vielleicht d. h. der Feuerheerd bei den Wenden wie bei den alten Römern, eine besondere Heiligkeit.

lich geschieht, damit der Verstorbene das Gut nicht weggeize. Auch sagt man, das noch hin und wieder die Frauen bei Nacht nach dem Kirchhofe wallfahrten sollen, um Bier auf die Gruft ihrer verstorbenen nahen Angehörigen zu gießen. Referent zweifelt indessen daran. Die Bierlibationen scheinen gänzlich aufgehört zu haben. Seit der Ankunft der Franzosen sind die meisten Leute froh gewesen, wenn sie Bier gehabt haben, um es in ihren Leib zu gießen. Gewiß ist es aber, daß einem Verstorbenen, von dem man weiß, daß er ein Zwiesäuger gewesen, d. i. in seiner Kindheit 24 Stunden nach seiner Entwöhnung die Brust der Mutter noch einmal wieder bekommen habe, ein eigends dazu eingerichtetes, oben mit einen Ausschnitte, worin das Kinn paßt, versehenes Brett auf der Vorderseite des Körpers befestigt werde; weil er sonst sich selbst im Sarge verzehren und alle seine nächsten Angehörigen in kurzer Frist nachholen soll. Wirklich sollen in frühern Zeiten an mehrern Orten Todte um dieses Verdachts willen bei Nacht wieder aufgegraben und enthauptet worden seyn. Auch befestigen viele die Gewänder der Todten so gut als möglich mit Spendeln, weil man gefunden haben will, daß viele derselben das Zeug im Munde gehabt haben, was man dem Luftzuge Schuld giebt.

(Der Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Unter dem Titel: „Ueber Freiheit und Beschränkung des Handels. Noch einige Worte." ist in Gotha (in Becker's Buchhandlung) eine kleine lesenswerthe Schrift erschienen, von der wir wünschen, daß ihr Inhalt von Fürsten und Fürstendienern, vom deutschen Nähr- Lehr- und Wehrstande, und insbesondere auch von Deutschlands Töchtern beherzigt werde; als Probe heben wir folgende Schlußstelle aus:

„Heil jedem Staate, der alles aufbietet, der Landwirthschaft, dem Bergbau und der Seefischerei die höchsten Stufen der Ausdehnung und Vollkommenheit zu geben, deren sie fähig sind! Jeder Staat gründet dadurch seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit auf die sichersten Stützen, so viel sie ihm der größere oder geringere Umfang seines Flächenraums gewähren kann, und namentlich in Bezug auf die Beförderung der Landwirthschaft ist nichts so richtig und erwiesen, als die Behauptung, daß fast überall bedeutende Strecken wüsten, völlig unbenutzten Landes umher liegen, daß selbst das wirklich benutzte Land weit sorgsamer, einträglicher und ergiebiger angebaut werden, und daß Tausende von Familien ihren reichlichen Unterhalt durch die bloße Bearbeitung des gar nicht oder doch unvollkommen benutzten Ackers finden könnten. Kann denn das alles aber nicht geschehen, ohne vorher unsere Erwerbsamkeit und Betriebsamkeit einem fremden Volke zum Opfer gebracht zu haben? Beides scheint füglich neben einander bestehen, und neben einander geschehen zu können. Oder ist es für den neuen Landwirth für den Bergmann und den Seefischer, denen wir Gelegenheit geben wollen, bei uns auf dem festen Lande zu entstehen und zu gedeihen, von Einfluß, ob ihr Tuch und ihre Lederwaaren in England, oder von ihren Landsleuten verfertigt worden sind? Allerdings ist es von Einfluß; denn es gereicht unsern neuen Ansiedlern zum Vortheil, wenn ihnen die Nachbaren, wenn ihnen ihre eigenen Landsleute das Tuch verfertigt, und das Leder gegerbt und zugerichtet haben. Jeder Tuchweber und jeder Ledergerber im Lande ist ein Abnehmer, ein Käufer mehr für die rohen Erzeugnisse, welche die neuen Landwirthe

erzielen, und die Bergleute und Seefischer zu Tage fördern wollen, und es kann unsern neuen Ansiedlern nur zu Gute und zu Statten kommen, wenn zu allen übrigen Käufern und Abnehmern ihrer rohen Erzeugnisse auch noch ihr Nachbar, unser einheimischer Handwerker und ihr Nachbar, unser inländischer Fabrikarbeiter, hinzu treten. Heil also jedem Staate, der alles aufbietet, um die ursprünglichen Gewerbe so sehr als möglich in die Höhe zu heben! Heil ihm aber auch, wenn er die Erwerbsamkeit und Betriebsamkeit des Landes, die schon einmal vorhanden, schon einmal glücklich errungen und erworben sind, keinem fremden Staate zum Opfer bringt!

Von welcher Seite wir also auch die Sache ansehen wollen, immer scheint es, wir müssen nach England schlagen, wenn wir nicht geschlagene Leute seyn und bleiben wollen, und ohne den andern Völkern des festen Landes anmaaßender Weise vorschreiben zu dürfen, was zu ihrem Frieden dient, und welche Mittel sie anzuwenden haben, um ihre Betriebsamkeit zu retten, werden wir doch fragen müssen: wie bringen wir denn die Sache für unser deutsches Vaterland zur Ausführung?

Aller Augen warten auf die Beschlüsse der Bundes-Versammlung zu Frankfurt am Main, und das mit vollem Fug und Recht. Die Versammlung ist aus so unterrichteten und vaterländisch-gesinnten Abgeordneten und Gesandten zusammengesetzt, daß wir von dieser Seite die größten Erwartungen hegen können, und wir haben nicht zu besorgen, daß ihnen die ganze mißliche Lage unseres deutschen Vaterlandes, England gegenüber, verborgen bleiben sollte; denn unter andern werden gerade an dem Sitzungs-Orte, gewissermaßen unter den Augen der Bundes Versammlung, die öffentlichen Versteigerungen englischer Waaren betrieben. Sind aber auch der Bundes-Versammlung nicht vielleicht auf andere Art die Hände gebunden?

Kann schon das hannöverisch-englische Interesse gemeinsame Beschlüsse für ganz Deutschland auf eine gute Art zulassen? Was soll ferner aus unsern deutschen Freihäfen, Bremen, Hamburg, Lübeck und Frankfurt am Main werden, wenn wir dem ganzen deutschen Handel Fesseln anlegen wollen? Endlich hat sich England auch nicht etwa, wie es früherhin verlauten wollte, Vorrechte durch förmliche Verträge ausbedungen, zu jener Zeit, als der fremde Zwingherr nur vermittelst englischer Hülfsgelder bekämpft und besiegt werden konnte? Es würde Unrecht seyn, mehr von der Bundes-Versammlung fordern und erwarten zu wollen, als sie vielleicht bei dem besten Willen leisten kann. Von einer andern Seite die so wirksamen Vereine hier abermals in Anspruch zu nehmen, das hat auch sein Gewagtes. Wie viel Herrliches und außerordentliches dadurch geleistet werden könne, das hat uns unsere neueste Zeit überzeugend erwiesen; dürfen wir aber die Vereine für jeden nützlichen Zweck vervielfältigen, ohne zugleich ihre Wirksamkeit zu schwächen — ihre Wirksamkeit für die unmittelbare Vertheidigung, Beschützung und Erhaltung unserer unschätzbarsten Güter der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit? Wahrlich, da scheint der gute Rath in Deutschland recht theuer zu seyn.

Glücklicher Weise haben wir schon die Erfahrung gemacht, daß uns oft Hülfe von da kommt, wo wir sie im ersten Augenblicke nicht suchten, und darum geschieht es, daß wir uns an Euch wenden,

Ihr edlen Frauen und Töchter unseres deutschen Vaterlandes.

Ihr habt uns in unserer neuesten Zeit ein uner-

wartetes Beispiel aufgestellt, was Euer zarteres Geschlecht alles zu leisten vermag. Ohne lange zu fragen, ob Krieg in der Welt seyn oder nicht seyn sollte, habt Ihr, weil der Krieg einmal, sammt allen seinen Drangsalen und Schrecknissen über uns herein gebrochen war, mit Eurem richtigen Gefühlssinn, mit wahrhaft praktischem Verstande nicht geklügelt, sondern gehandelt; weil hier allein ein verdienstliches Handeln nützen konnte, weil hier verdienstliches Handeln allein an seiner Stelle war. Gleich dem barmherzigen Samariter, habt ihr die Kranken, die Preßhaften und die Verstümmelten gepfleget und gewartet, und alle Abneigung überwunden, die Eurem Geschlecht so natürlich gewesen wäre, gegen jeden schmerzlichen Anblick, gegen einen peinlichen, zum Theil gefahrvollen Aufenthalt in Siechen- und Krankenhäusern. — Ihr habt mit musterhafter Ausdauer und Beharrlichkeit gepflegt und gewartet, wo Hülfe und Heilung zu hoffen war, und den Sterbenden habt Ihr die Stelle der fernen Mutter, der entfernten Schwestern vertreten, und ihnen ihre letzten Stunden erleichtert.

Könntet Ihr es ungünstig aufnehmen, wenn Euer reger Sinn für Gemeinwohl, für die Sicherung unsers deutschen Vaterlandes, zu der ihr an Eurem Theil so vieles beitragen könnet, noch einmal in Anspruch genommen würde, wenn man Euch noch ein Opfer anderer Art zumuthen wollte? Ihr habt so viel Verdienstliches geleistet; hier dürftet Ihr nur entbehren wollen. Euren so glücklich wählenden Geschmack, Eurem feinfühlenden Schönheits-Sinn bleibe ferner Zuschnitt, Form und herrschender Geschmack, Verzierung und Verbrämung in unsern Kleidungsstücken, in unserem Hausrath, in unsern Genüssen willig überlassen; der Stoff aber sey vaterländisch, und wenn unser deutsches Vaterland den Stoff, das rohe Erzeugniß nicht liefert, so sey das fremde Erzeugniß wenigstens im deutschen Vaterlande bearbeitet, — Euer Kleid sey in Deutschland, Eure Spitzen im deutschen Vaterlande geklöppelt; Euer Schreibtisch, Euer Putz- und Arbeits-Tisch sey von unserem Nachbar, dem deutschen Tischler verfertigt, der Zucker, mit dem ihr unsere Speisen würzet, von unserem Nachbar, dem deutschen Zuckersieder geläutert und gesotten!

Bedarf es zu dem Allen eines erneuerten Vereins, wohlan! so nehmt sie wieder auf die wohlwollende Verbindung unter Euch, die so viel Verdienstliches geleistet hat, und wie Ihr vormals mit zarter Sorgfalt, mit unermüdeter Hingebung für einen freiwilligen Beruf, den Kranken und den Sterbenden Trost und Hülfe waret: so macht es jetzt zu dem herrschenden Grundsatz der edlen Frau, der edlen Tochter unsers deutschen Vaterlandes, die inländische Arbeit der ausländischen so lange vorzuziehen, bis sie durch anhaltenden, durch beharrlichen Vorzug Güte und Preis der fremden Waare, wo es noch fehlt, erreicht haben kann.

Ihr edlen Frauen unsers deutschen Vaterlandes insbesondere, die Ihr so glücklich seyd, einen Kreis lieblicher Kinder um Euch versammelt zu sehen, wir nehmen Euer mütterliches Gefühl in Anspruch. Wenn Ihr Zeuge davon seyn sollet, wie niedergebeugt unsere wackern Handwerker und unsere braven Fabrikarbeiter jetzt oft von ihren Abnehmern und Verlegern zurückkommen, weil ihnen der Verleger keine Arbeit und keinen Verdienst mehr geben kann; wenn Ihr Zeuge davon wäret, wie sich die schuldlosen Kleinen den Kummer und die nassen Augen der Eltern nicht zu deuten wissen, wie sich Vater und Mutter am Abend zum Schlafen niederlegen, wie sie der andere Morgen aber wachend vor Kummer und Sorge wieder finden; wenn Ihr jemals Zeuge von den gebrochenen

Herzen aller gewesen wäret, — Ihr würdet das Fremde nicht mehr anschaffen, und den schönen Beruf, auch hier der Noth brodloser Mitbürger abgeholfen und das Daseyn ihrer schuldlosen Kinder wieder erheitert zu haben, nicht für eine Art Almosen-Wesen der inländischen Fabrikation halten, wie es Irrwahn und Unverstand wohl schon benannt haben.

Ihr aber vor Allen, Ihr edlen Frauen und Töchter unseres deutschen Vaterlandes aus den höheren Ständen, hier wäre ein schönes, ein beneidenswerthes Vorrecht zu erwerben, das Euch der Geist veränderter Zeiten, nie entziehen kann. Man hat immer behauptet das Gute komme von den höheren Ständen herab, — Heil also allen edlen Fürstinnen und Prinzessinnen, Heil allen edlen Frauen und Töchtern aus den höheren Ständen unseres deutschen Vaterlandes, die hier gern zu entbehren, die hier beharrlich mit dem guten Beispiel voran zu gehen wissen!

So sey es fortan der Wahlspruch aller edlen Frauen und Töchter unseres deutschen Vaterlandes aus allen Ständen: Vorzug und Aufmunterung dem Erzieler vaterländischer Erzeugnisse, und wo unser deutsches Vaterland den Stoff, das rohe Erzeugniß nicht liefern kann, Vorzug und Aufmunterung der vaterländischen, der deutschen Arbeit, Vorzug und Aufmunterung der einheimischen, der deutschen Fabrikation!

In der That, wenn die edlen Frauen und Töchter unsers deutschen Vaterlandes aus allen Ständen ein zweites so verdienstliches Opfer bringen wollten, und wer unter uns möchte daran zweifeln, daß sie dessen nicht fähig seyn sollten, dann scheint alles und jedes Interesse mit einander vereinigt zu seyn. Unser Geschlecht würde sich kaum beschämen lassen dürfen, und auch unser Kleid würde nicht aus englischen Tuch bestehen, unsere Rockknöpfe nicht aus Birmingham, unsere Piqueweste nicht aus Manchester herstammen, unsere seidene Weste nicht aus Lyon, und unsere seidenen Strümpfe nicht aus Nismes verschrieben seyn. Auch unser Schreib- und Arbeitstisch würde von unserem Nachbar Tischler verfertigt, und unser Toback im deutschen Vaterlande zubereitet seyn. Dann würden sich zugleich die bessern, die betriebsameren unter unsern deutschen Fabrikanten, Manufakturisten und Handwerkern, unter denen die Mitbewerbung im ganzen großen Deutschlande so vielfach und zahlreich ist, daß wir der fremden Mitbewerbung füglich entbehren können, — sie würden sich bestreben, es den ausländischen Waaren in aller Art gleich zu thun, von denen sie schon Manche, wenn wir nicht unbillig seyn, erreicht haben. Die bessern, die vaterländisch gesinnten unter unsern Kaufleuten, würden uns dann nicht mehr die fremde Waare vorzugsweise anpreisen, sobald sie wüßten, daß wir den Werth der vaterländischen nicht mehr verkennen, und könnte das Ausland in dieser Pflicht-Erfüllung gegen unsere wackeren Mitbürger, gegen unser deutsches Vaterland und gegen die Erhaltung unserer unschätzbarsten Güter etwas Ungeselliges, etwas Ungastliches finden, wohlan! so wollen wir sie wieder herstellen, die gute altdeutsche Sitte der Gastlichkeit, die gute alte Sitte deutscher Gastfreiheit, die sich vielleicht in den letzten unseligen 25 Jahren, wie so manches andere Gute und Löbliche, über dem Druck der Zeit unter uns vermindert hat. Der Fremde, der reisende Ausländer, der nicht in der Absicht zu uns kommt, die ausländische Waare um jeden Preis auf Kosten unserer Fabrikation zu verschleudern, der nicht die Absicht hat, unseren braven Mitbürger zu Grunde richten zu wollen, — er soll uns zwiefach willkommen seyn; unser gastlicher Heerd soll auch für ihn rauchen; wir wollen ihn

zuvorkommend in unsern häuslichen Zirkel in unsere Freundes- und Familien-Zirkel aufnehmen.

Wenn dann so alles und jedes Interesse mit einander vereinigt ist, wenn unser wackerer deutscher Fabrikant, Manufakturist und unser deutscher Handwerker wieder zu Brod und Ehre gekommen sind, wenn selbst der Schein eines ungeselligen, einest ungastlichen Benehmens auf andere Art wieder gut gemacht ist: dann wollen wir es Euch, Ihr edlen Frauen und Töchter unseres deutschen Vaterlandes gern verdanken, wenn wir bescheiden und ohne Anmaaßung, wie unsere gute deutsche Art und Sitte ist, und wie es einem besonnenen Volke ziemt, — wenn wir bescheiden und ohne Anmaaßung, mit Euch edlen Frauen und Töchtern, frohlocken können in dem Edelmuth deutscher Gesinnung.

Der Schuldner.

(Anekdote.)

In St. Petersburg wurden in jedem Winter zur Fastnachtszeit mehrere Maskeraden — dort Redouten genannt — gegeben, die immer sehr zahlreich besucht sind, sich aber von unsern Maskenbällen dadurch unterscheiden, daß dort Niemand tanzt. Man wandelt in seiner Verkleidung durch das Gewühl im Saale, sieht, hört und plaudert. Darauf geht man in die anstoßenden Gemächer, und läßt von dem Gastwirthe sich speisen, Getränke und Erfrischungen reichen. Eine ganze Gesellschaft nimmt einen der Tische ein, und die Bekannten ergötzen sich unter einander. In der Regel bewirthet Einer die Uebrigen und bezahlt so auch für seine Begleiter.

Einstmals — es war im Jahre 1802 — fand sich auch in einem der Gastzimmer eine Gesellschaft von sieben Personen ein, die einen Tisch forderten und ein Abendessen nebst Wein, die Person zu zehn Silber-Rubel, bestellten. Einer aus der Gesellschaft machte, wie gewöhnlich, den Wirth, bestellte alles, gab dem Aufwärter Befehle und so weiter. Die Leute waren recht vergnügt und ließen es sich trefflich schmecken.

Als die Schüsseln und Flaschen leer waren, stand ein Gast nach dem andern auf vom Tische und ging in den Saal. Schon waren fünfe fort; nur zwei saßen noch da, die sich eifrig zu unterhalten schienen. Werden die Leute denn nicht bald bezahlen? dachte der Wirth und befahl dem Aufwärter, ein wachsames Auge auf den letzten zu haben, daß er sich nicht davon schleiche. Jetzt stand auch der sechste auf und verschwand in dem Saale. Der siebente blieb, schien aber zu schlafen. Das ist also der bezahlende Wirth! sagte der Aufwärter und verwandte kein Auge von ihm. Der Mann schlief scheinbar fort. Nach Stunden erst, als Zimmer und Saal schon öde und leer ward, trat der Aufwärter dem Gaste nah, ihn zu wecken, aber wer schildert sein Erschrecken, als er in dem Stillsitzenden — eine ausgestopfte Figur erblickt.

Am folgenden Tage ging indessen die Zahlung richtig ein; man hatte sich nur einen Scherz mit dem Wirthe machen wollen, und deshalb eine leblose Figur eingeführt.

Anfrage.

Ist das Hervorrufen eines darstellenden Künstlers im Theater das Zeichen der Bewunderung und des Wohlwollens, warum ließ man denn den großen, Kunst mit Natur im äußersten Grade vereinenden Künstler, der durch eine Reihe von Gastrollen Bremens Publikum erfreute; warum ließ man denn dem würdigen Coste noble nach der Beendigung seiner letzten Gastrolle — in welcher Vorstellung zu seinem Besten man ihm eben auch nicht durch die mittelmäßige Besetzung des Schauspielhauses den vorher in jeder seiner Darstellungen so laut gezollten Beifall thätig bewiesen hatte — diese Ehre nicht angedeihen? — oder ist es nur ein augenblicklicher schnell vorübergehender Paroxismus ohne wirkliche Anerkennung des wahren Verdienstes; warum mußte dann dieser Mann während seines Gastspiels mehrere Male solche Täuschungen erfahren? warum verschonte man denn solchen Künstler, mit solchem Beifall nicht?

№ 60.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 23. Oktober. 1817.

Ueber Eid und Meineid.

(Zur Beantwortung der Anfrage in Nro. 58.)

Was ist ein Eid? — Nach dem Grundtext ein feierliches Religionsbekenntniß, und eidigen heißt nach diesem: bei Gottes Eigenschaften etwas betheuren. Ich denke mir dieses nach meiner Weise; so nenne ich eidigen: eine Aussage, daß eine gewisse Sache so und so geschehen, und eine Zusage, daß ich in einer gewissen Sache von jetzt an so und so handeln wolle, bei dem Heiligsten, was ich kenne und habe, meinem Glauben an Gott, als an ein höchst Moralisches, höchst gerechtes und höchst heiliges Wesen bekräftigen und betheuren. Das erste nennen die Juristen Bekräftigungseid, juramentum assertorium, das letztere einen Versprechungseid juramentum promissorium. — Einwurf meiner Vernunft: Schon meine gesunde Vernunft legt mir Wahrheit und Aufrichtigkeit in allen meinen Handlungen zur Pflicht auf; wozu bedarf es denn da noch eines höhern, treibendern Motivs, einer religiösen Bestätigung? Befiehlt mir doch eben meine Vernunft, eine Sache grade so und nicht anders darzustellen und zu bekennen, so wie sie durch meine sinnliche Erfahrung zu meiner innern Ueberzeugung gelangte. Sagt es mir doch meine Vernunft, daß eine Zusage, mit dem einfachen Ja oder Nein einem Andern gegeben, schon an sich selbst die absoluteste Verbindlichkeit für mich habe, wenn ich anders nicht auf meine Menschenwürde Verzicht thun will. Was bedarf ich es denn nun feierlich zu erklären, daß ich wieder doch nur vernünftig seyn will? — Antwort meines Gewissens: Hätte der Mensch schon auf dieser Welt einen solchen Gipfel geistiger Ausbildung erreicht, unmittelbar der Pflicht zu gehorchen, so würde es nur eines einzigen allgemeinen von jedem an vernünftiges Nachdenken Gewöhnten anerkannten Bewegungsgrundes bedürfen, nämlich: der Heiligkeit der Pflicht, einer jeden Forderung derselben volles Genüge zu leisten. Allein der Mensch ist früher sinnlich wie vernünftig, und begeht, von seiner Sinnlichkeit beherrscht, Fehler, die seiner Vernunft oft theuer zu stehen kommen. Man muß daher alle mögliche Mittel anwenden, ihm die Pflicht wichtig und ehr,

würdig zu machen, und sie seinem Herzen nahe führen. Ein solches Mittel, hinsichtlich seines bürgerlichen Vereins, ist der religiöse Eidschwur. Es bedurfte eines höhern Motivs, als es seiner schwankenden Vernunft allein zu überlassen, um Gerechtigkeit und Treue unter ihm und seines Gleichen zu sichern; durch seine Religion mußte er dazu verpflichtet, durch diese mit seinem Wirkungskreise, der Welt aufs innigste verbunden werden; mithin steht der Eidschwur da als ein großer Hebel moralischer Vollkommenheit. Eben dadurch erst heiligt der Eidgende seine Aussagen und Zusagen aufs Bündigste, wenn er feierlichst sein Glaubensbekenntniß dabei ablegt an einen allmächtigen Zeugen und Richter aller menschlichen Gedanken und Handlungen, an einen allgegenwärtigen, gerechten und heiligen Gott, der, eben weil er ein gerechter und heiliger Gott, Feind aller Praleréi und Lüge, Freund aller Wahrheit und Aufrichtigkeit ist. Er unterwirft sich für die Wahrheit und Zuverlässigkeit seiner Betheurungen den Folgen, welche das Gegentheil davon, vermöge der Natur des vollkommensten Wesens, nothwendig und unabwendlich treffen müssen, hätte er wider besser Wissen und Ueberzeugung falsch geschworen. — Nichts Heiligeres, Nichts, was fester bände, was mehr zur gewissenhaftesten Erfüllung einer Pflicht beitrüge, kann es demnach für ihn geben, als der Eid, den er darauf geleistet hat. Aber er muß hier noch weiter gehen. Wenn „wahre Größe immer anzieht, erhebt, begeistert und stärkt," so muß, es kann nicht anders seyn, die Vorstellung der erhabensten Größe, die es für den Menschen möglicher Weise giebt, Gott als gütig, weise, gerecht, barmherzig und heilig zu denken, die Folge nothwendig für ihn haben, auch gütig, weise, gerecht, barmherzig und heilig zu seyn, so viel es von seinen Kräften abhängt. Und wenn ich denn so denke und handle, wie würde es mir da möglich seyn, nur eine Unwahrheit zu sagen, geschweige mich durch einen falschen Schwur zu entweihen? —

Wie aber, kann ich auch falsch schwören? Allerdings! Ich schwöre falsch, oder, wie es der Grundtext ausdrückt, ich begehe einen Meineid, wenn ich gegen meine innere Meinung und Ueberzeugung schwöre, das heißt: wenn ich eine Sache als gewiß bezeuge, von welcher ich weiß, daß sie nicht also geschehen, oder ihr Grund noch zweifelhaft ist (periurium assertorium), wenn ich etwas verspreche, das ich nicht halten will, oder in der Folge mit Wissen und Vorsatz nicht halte, ob ich es gleich halten könnte. Dies ist der Meineid. Erscheine ich mir nun, wenn ich so thue, schon als Mensch im schlechtesten Lichte, so stehe ich vollends als religiöser Mensch mit dem Brandmark arger Gotteslästerung da, ich schändete meine Vernunft und verleugnete meinen Glauben.

Doch ehe ich hier den Stab über mich breche, will ich zuvor untersuchen, ob es nicht Mittel und Wege giebt, mich einer solchen Gefahr nicht auszusetzen, und deren finde ich hier allerdings. Es ist mir vorgeschrieben, ehe ich schwöre, wohl zu untersuchen, ob eine Sache, welche ich beschwören will, physisch und moralisch möglich sey? Hätte ich z. B. einen siechen Körper oder bleibende Kränklichkeiten an mir, und ich wollte ein Amt übernehmen, wobei mir der dabei zu leistende Eid ausdrücklich vorschriebe in jeder Jahreszeit und zu jeder Tageszeit und oft unter beschwerlichen Umständen persönlich gegenwärtig zu seyn: so müßte ich schon auf ein solches Amt Verzicht thun, weil ich den Eid nicht halten könnte. So müßte ich schon nicht schwören, und auf ein andres Amt Verzicht thun, wenn der Eid desselben mir alles nefas verböte,

und das per fas durchaus nicht hinreichte, mich mit meiner vielleicht zahlreichen Familie zu ernähren. Sähe ich es doch hier vorher, daß, wenn ich solche Aemter auch durch den Eid wirklich erlangte, ich mich geradesweges dem Meineid in die Arme würfe. Beim Bekräftigungseide muß die genaueste Prüfung vorhergehen, ob ich meiner Sache völlig gewiß bin; ich darf hier weder meinen noch glauben, ich muß ausdrücklich wissen, daß es wirklich so geschehen sey, was ich aussagen und betheuren will, und dann soll diese Aussage ohne allen Rückhalt und Zweideutigkeit geschehen, nichts ihr hinzugesetzt und davon abgethan werden, was dazu gehört, und was ich innerlich darüber denke und aus Ueberzeugung weiß. — Beim Versprechungseide muß ich das zu thuende Versprechen in reifliche Ueberlegung ziehen, mich prüfen, ob ich auch alles zu wagen, zu thun und zu leisten entschlossen bin, was der Eid als Schuldigkeit mir auflegt, ob nicht Menschenfurcht oder übertriebene Gefälligkeit mich in der Pflicht wankend machen können? Und wenn ich nun diesen Eid in der Folge nicht länger halten will, so soll ich mich auf die gebührende Art von demselben lossagen, nicht aber ihn dem Scheine nach noch länger beibehalten.

Mit Recht hat die christliche Obrigkeit schwere Strafen über den überführten Meineid ausgesprochen: Verlust der bürgerlichen Ehre, in gewissen Fällen Gefängniß- und Leibesstrafen, sind das Loos des Meineidigen, wenn seine That entdeckt wird. Aber diese Strafen sind es auch, welche die Reue des Meineidigen zurückhalten, daß die Geschichte vielleicht kein Beispiel hat, daß ein solcher aus freiem Antrieb seine That bekannte, und die Folgen, welche er dadurch angerichtet hatte, selbst wieder gut machte. Furcht vor Schande, dieses entehrende Motiv wäre es also, was mich zurückhalten würde, einen begangenen Meineid wieder gutzumachen; und die Furcht vor Gott, dem ich das Theuerste, was ich habe, mein Leben und mein Alles verdanke, könnte mich nicht abhalten, den Meineid zu begehen? Zu welchem Bubenstücke würde ich nicht ferner noch fähig seyn, wenn jene Furcht vor der Schande der Leitstern meiner Handlungen würde? Mein Dichten und Trachten würde einzig dahin gehen, daß meine Handlungen blos dem Auge der Menschen verborgen blieben. Und wie? wenn auch mein Gewissen sich noch so laut für die Entdeckung erklärte, und ich denn doch nun nicht dürfte meine Schande ruchtbar werden lassen? Welch ein unglücklicher Zustand für mich, welch ein Hin- und Herschwanken in meinem Innern! Wohin würde mich das zuletzt führen? Und wo ist endlich der Augenblick im Leben, den ich auf das fruchtlose Wiedergutmachen anwenden könnte, da mir jeder zur Ausfüllung gegenwärtiger und zukünftiger Pflichten zugemessen worden ist? Mit vollem Recht sagte ein Weiser: „das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses erzeugt“ und so würde ich mich auch auf diese Weise in neue Unthaten verwickeln.

„Der Lasterhafte wird einsam seyn!“ O daß ich dieses schreckliche Wort zurücknehmen könnte, es enthält ein Todesurtheil für eine andre Welt. Geschieden von Allem, was ausser ihm gut ist, weil in seinem Innern der Berührungspunkt fehlt, wiederkäuet er an seiner eigenen Verworfenheit und fühlt nur Selbstverachtung; die Vorstellung von den Freuden des Himmels, welche nur dem, der reines Herzens ist, zu Theil werden, stürzt ihn zu Boden. — Ich erschrecke vor diesem Spiegel, welchen ich selbst aufstelle, und doch ist meine Phantasie nichts weniger wie erhitzt, meine Vernunft nie kühler,

wie jetzt; ich sage nichts mehr, als Jeder sich sagen muß, der sich über die Natur des vollkommensten Wesens richtige Begriffe verschafft hat und die Natur eines Meineides dagegen stellt.

Regenten und Obrigkeiten, welche das Recht haben, Eide von ihren Regierten zu fordern, dürfen hier vorzüglich nicht vergessen, daß ihre Rechte Folgen ihrer Pflichten sind; sie würden sonst den Staat nicht heben, sondern beugen. O wie oft geschah es vielleicht schon, daß Einer Hände vor ihnen aufhob und einen Meineid schwur, um eigennützige Plane und Absichten zu erreichen; wie oft bethörte schon manchen Eidigenden der Wahn, daß der Zweck die Mittel heilige! Als ob eine Lüge nicht immer Lüge bleibt, wenn sie auch in der besten Absicht gesagt worden ist. Ihnen liegt es ob, das Ansehn und die Unverletzbarkeit des Eidschwurs aufrecht zu halten; keinen Eid zu erlauben, welcher ein offenbarer Meineid ist; die Eide selbst zu vermindern, und wo es nur eines Handschlags oder einer Zusage auf Treu und Glauben bedarf, die Würde der vernünftigen Natur durch religiösen Zwang in ihren freien Handlungen nicht zu beschränken; keinen Eid zu erlauben, der nicht freie Wahl, sondern Frucht der Furcht oder der Ueberredung ist; bestimmt endlich und deutlich, nicht zweideutig die Sache auszudrükken, welche beschworen werden soll, denn jeder Eidigende muß deutlich einsehen können, was er beeidigen soll. Ebensals muß Niemand zum Eide gelassen werden, bei dem man nicht eine vollständige Ueberzeugung davon voraussetzen kann. Die gerichtlichen Vermahnungen vor Meineid müssen weise eingerichtet seyn, und würdige Ceremonien beim Eide gewählt werden. — Wer dann dennoch falsch schwört, der hat keine Entschuldigung, keinen Vorwand zur Beschönigung, als sey er nicht gewarnt oder nicht gehörig unterrichtet worden. Er steht [illegible] fällt seinem Richter, früh oder spät, hier oder einst.

Ueber die Sitten und Gebräuche der heutigen Wenden im Lüneburgischen.

(Schluß.)

Als Verwahrungsmittel gegen das lebendige Begraben ist es eine gute Sitte im Wendlande, daß die Todten unmittelbar vor ihrer Beerdigung in ihrem Schmucke zur Schau ausgestellt werden, was auf den Dörfern vor oder auf dem Kirchhofe selber, und in dem Orte, wo der Referent wohnt, auf öffentlicher Straße geschieht. Die Verwandtinnen des Verstorbenen sind auf den Leichenzügen noch jetzt mit weißen Regenlaken behangen. Dafür daß eine oder zwei Personen aus jedem Hause des Dorfs der Leiche nachfolgen, die Gruft machen und das Geläute besorgen, erhält die Dorfschaft am Nachmittage nach der Beerdigung im Sterbehause eine Tonne Bier. Die Verwandten aber und der Küster mit der Schuljugend sind schon vor der Beerdigung daselbst bewirthet, letzteren werden, vermuthlich um ihnen die Lust zum baldigen Wiederkommen zu benehmen, die Warmbiertöpfe nachgeworfen. Auf dem Grabhügel wird demnächst ein durchbrochener, buntscheckig bemalter und umher mit Inschriften versehener Deckel, der ein Schlink genannt wird, befestigt.

Unter den übrigen vielen abergläubischen Gebräuchen des Wendlandes giebt es keinen, der psychologisch interessanter wäre, als die Art und Weise wie sich der Landmann daselbst die Zukunft zu enthüllen sucht. Er schlägt nämlich am ersten Morgen eines jeden neuen Jahrs ein Gesangbuch, was er während der Nacht unter dem Kopfe liegen gehabt hat, mit rücklings über gebogenen Händen auf; und glaubt, daß ihm das,

wovon der Gesang, der ihm zuerst in die Augen fällt, handelt, in dem angetretenen Jahre begegnen werde. Dadurch ist schon mancher, der gerade einen Gesang von der Hölle und ihren Quaalen gegriffen hatte, mächtig erschüttert worden.

Verfasser schließt diese Zeilen mit der Bemerkung, daß der vormalige Stadt- und Landphysicus Doctor Jugler, der vor einigen Jahren in Lüneburg verstorben ist, wie er es aus eigenhändigen Briefen von ihm ersehen hat, während der französischen Occupation vielen Fleiß auf die Sammlung specieller Nachrichten über den frühern Zustand des Wendlandes und seine Merkwürdigkeiten gewendet hat. Er versicherte in einem derselben, daß er bereits viele schätzbare Data darüber habe, aber nur noch nicht dazu kommen könne, sie zu ordnen. Da dieselben nicht im Drucke erschienen sind, so finden sie sich vermuthlich noch unter dem litterärischen Nachlasse dieses Mannes und verdienten vielleicht daraus hervorgezogen zu werden.

Beschreibung einer Jagdpartie des ostindischen Nabob Usuf-ad-Dowlah.

(Brief an einen Freund.)

So eben kehre ich von einer Jagd-Exkursion mit Sr. Excellenz dem Nabob zurück, und da eine kurze Erzählung davon Ihnen vielleicht nicht ganz unwillkommen seyn wird, so benutze ich die erste Gelegenheit, Ihnen zu schreiben.

Wir verließen Lucknow am 4. October und unser Weg ging zuerst auf Baraech zu; unsere Kafela oder Begleitung bestand aus 40,000 Mann und 20,000 Thieren, wovon 10,000 Soldaten, 1000 Reiter, 150 Kanonen, 1500 Elephanten, 3000 Karren, und unzählige Kameele, Pferde und Ochsen, viele verdeckte Wagen für die Weiber des Nabobs, von Ochsen gezogen, mehrere kleine und größere Gondeln auf Wagen, von 30 bis 50 Ochsen gezogen, Tieger, Leoparden, Falken, Fechthähne und Wachteln, auch Nachtigallen, Tauben, Tänzerinnen, Taschenspieler, Sänger und Hofnarren. Kurz Sr. Excellenz hatten nichts vergessen, was Vergnügen, Bewunderung oder Ueberraschung gewähren konnte. 500 Träger trugen das Jagdgeräthe, Flinten, Pulver, Netze ꝛc.; darunter waren über 1000 Doppelgewehre, die besten, die Manton und Noek je gemacht, einfache Flinten, Büchsen, Pistolen, Schwerter, und Spieße ohne Zahl. Zu Baraech stattete er dem heiligen Salar Gazae seine Ehrfurcht ab (seine Gebeine wurden vor etwa vor 200 Jahren entdeckt und thaten viele Wunder). Von Baraech ging unser Weg nach Nanpara, einer kleinen Stadt am Fuße der Gebirgskette zwischen Boutan und Hurdwar, welche Hindostan von Tiber und Nigal trennt. Alle Art von Wildpret ward von Morgen bis Abend eine ungeheure Menge erlegt. Sr. Excellenz ist ein ausgezeichneter Schütze, kein Wunder, da er in der Regel täglich über 100 Schüsse thut. Hier im Gebirge hetzten wir den ersten Tiger; erst gegen Mittag spürten wir ihn aus, er zog sich in ein enges Thal zurück, welches der Nabob mit 200 Elephanten sogleich umringen ließ. Gewöhnt an dergleichen Jagden, trieb ich meinen Elephanten an, der wüthende Tiger fuhr auf ihn loß und schnell ergriff der feige Elephant die Flucht, ohne mir durch sein schnelles Umdrehen Zeit zu einem Schusse zu lassen. Der Tiger brüllte fürchterlich und zog sich immer tiefer in den Busch zurück. Jetzt machte ich einen zweiten Angriff von 3 andern Elephanten begleitet, der Tiger sprang wüthend hervor, fast bis auf den Rü-

ken eines Elephanten, der 3 oder 4 Mann trug; der Elephant machte darauf einen solchen Sprung, daß er alle seine Reiter ab und ins Dickigt warf; ich gab sie verlohren, sah sie aber zu meiner großen Freude unversehrt am andern Ende des Gebüsches hervorkriechen. Der Nabob hielt indessen ganz kaltblütig nahe am Busch und winkte mir, ihm den Tiger zuzutreiben; ich machte auch einen Versuch, mit besserem Erfolg, er stürzte, als ich mich näherte, mit wüthendem Gebrülle auf mich los, und schlug seine Weichen mit seinem Schweife. Ich schoß auf ihn, fehlte ihn nicht, und da zu eben der Zeit 12 Elephanten einen Angriff auf das Dickigt machten, ward er gescheucht und verließ den Busch, und rannte auf den Nabob zu, der ihm einen warmen Empfang gab, und ihn mit Hülfe seiner Oëmra's oder Granden erlegte; ein lautes Geschrei Weha! Weha! verkündete den Sieg unserm Gefolge. Auf Elephanten ist wenig Gefahr bei dergleichen Hetzen, dies habe ich aus vielfacher Erfahrung. Ich war bey mehr als 30 solchen Jagden und sah selten Menschen dabei umkommen; ich selbst wurde einst von meinem Elephanten abgeworfen und fiel gerade auf den Tiger, kam aber doch nur mit einer kleinen Kontusion weg.

Die nächste Jagd von einigem Belang, war eine wilde Elephanten-Jagd, wenige Tage nach der Tiger-Hetze. Diese fand auf einer großen mit Gras bewachsenen Ebene statt. Sobald der Elephant ausgespürt war, ließ ihn der Nabob in einen Halbkreis von 400 zahmen Elephanten einschließen; es war dies die erste Hetze der Art, die ich je mit ansah und mir war nicht ganz wohl zu Muthe, jedoch hielt ich mich immer dicht beim Nabob. Als der wilde Elephant bis auf 300 Ellen weit eingeschlossen war, sah er scheu aber nicht furchtsam um sich; 2 der stärksten Muß-Elephanten (so nennt man die stärksten männlichen) wurden zum Angriff beordert, das Anrennen war fürchterlich, aber der wilde siegte und trieb seine Feinde vor sich her; nun ließ der Nabob einige der stärksten Weibchen mit dicken Stricken gegen ihn losgehen, um wo möglich seinen Rüssel zu fangen, oder ihm eine Schlinge umzuwerfen; auch das war vergeblich, nichts konnte seiner Gewalt widerstehen. Der Nabob sah jetzt, daß es unmöglich sey ihn zu fangen und befahl also seinen Tod; in dem Augenblick wurden wohl 100 Kugeln gegen ihn abgefeuert; fast alle trafen, allein das Thier schien nicht gerührt zu werden und setzte seinen Weg ruhig nach den Bergen fort; eine halbe Stunde lang ward ohne Unterlaß auf ihn gefeuert, der Nabob und seine Oëmra's bedienten sich Büchsen, deren Kugeln 4 bis 6 Loth schwer waren; doch auch diese machten nur geringen Eindruck, die Kugeln blieben fast alle in der Haut stecken. Ich selbst ritt mehrere male auf einem Elephanten-Weibchen bis auf 40 Fuß an ihn an, und feuerte meine Büchse nach seinem Kopf, das Blut sprützte heraus, der Hirnschädel aber blieb unverletzt; einige Khandabarreiter sprengten an ihn an und hieben mit ihren Schwertern nach ihm, er aber machte Fronte gegen sie, trat mehrere nieder und verstümmelte andere. Er hatte nun wohl 3000 Kugeln im Leibe, der Blutverlust schien ihn nicht zu schwächen, sein Gang wurde langsamer und ruhig, und heiter schien er sich in sein Schicksal zu ergeben. Ich konnte mich beim Anblick des edlen Thieres nicht des Mitleids enthalten; jetzt saßen die Reiter ab und richteten ihren Angriff auf die Sehnen seiner Hinterfüße, bald waren diese durch unzählige Hiebe getrennt, er stolperte, und stürzte ohne einen Laut von sich zu geben. Nun kamen die Axtmänner und hieben seine eisenbeinern

nen Zähne heraus, während eine Menge Reiter, mit barbarischer Grausamkeit, die Schärfe ihrer Säbel und Stärke ihrer Arme und unbesiegbare Tapferkeit zeigten; der Anblick war herzbrechend, er athmete noch, ohne Laut von sich zu geben, seine Augen rollten im Kopfe mit Ausdruck des Schmerzes, noch eine letzte Anstrengung aufzustehen und mit einem Seufzer hauchte er sein Leben aus. Der Nabob kehrte nun triumphirend zu seinem Zelte zurück, stolz wie ein Achill, und der Rest dieses Tages und mehrere folgende waren den wiederholten Erzählungen dieses großen Sieges geweiht, der mit aller Kraft sinnreicher Schmeichelei und höfischer Uebertreibung ausgeschmückt und vergrößert wurde:

Von hier richteten wir unsern Marsch nach Buckra-Jeel, wo wir am 4. Dec. ankamen; dies ist ein großer See, 3 Meilen im Umkreis während der dürren Jahreszeit, aber 30 in den Regenmonaten; rings umher sind die Gorruckpoorberge, deren Thäler von wilden Elephanten, Rhinoceros, Tigern, Leoparden und aller Art von Wildpret wimmeln; dies war der zum großen Jagen bestimmte Platz. Am 5. Dec. Morgens früh wurden wir alle dazu gefordert; eine Linie von 1200 Elephanten dehnte sich vom Norden des Sees gegen Osten aus; und mit blutdürstigem Herzen und gespannter Erwartung näherten wir uns dem Schlachtfelde. Als wir an das östliche Ende der Linie kamen, gewahrten wir eine Heerde wilder Elephanten, die im Grase spielten und sprangen; ich zählte ihrer 170; in diesem kritischen Momente ward Herr Conway, im Dienste und ein Liebling des Nabobs, von seinem Elephanten abgeworfen, der in eine verdeckte Höle fiel; Herr Conway war sehr beschädigt und fast ohne Bewußtseyn, der Nabob hielt an, ließ ihn auf einen Palankin legen und forttragen; dies gab den wilden Elephanten Zeit, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, und einige von ihnen flohen gegen die Berge zu. Der Nabob theilte die ganze Linie in vier Partheien, zum Angriff auf die wilden, die sie todt oder lebendig fangen sollten. Ich blieb bei des Nabobs Division; hier griffen wir zuerst einen großen männlichen Elephanten an, den wir auf obenbeschriebene Weise, nur etwas schneller, tödteten; eben so ging es 4 kleinern; im ganzen fingen wir 21 Elephanten, welche in großen Triumph in unser Lager geführt wurden. Ich kann Ihnen hier nur eine unvollkommene Idee von dem Anblick geben: es ist unmöglich, die Konfusion, Tumult, Geschrei, Feuern und Rufen, und das Gebrülle von 1200 zahmen Elephanten und von 170 wilden angegriffenen zu beschreiben. Ungefähr 30,000 Schüsse wurden auf allen Seiten gefeuert, und nach Maaßgabe der dabei herrschenden Verwirrung nahm es mich Wunder, daß die Scene auf unserer Seite nicht blutiger war; ungefähr 20 Mann wurden getödtet und verwundet, desgleichen ein Dutzend Pferde. Ich hatte 2 Büchsen, 2 Doppel-Gewehre und 2 Mann, die stets für mich laden mußten; doch konnte ich nicht schnell genug feuern, obgleich ich mehr als 400 Schüsse that. Mehrere unserer Muß-Elephanten wurden beim Angriff auf die wilden niedergerannt und stark verwundet. Der größte Elephant, den wir tödteten, war etwas über 10 Fuß hoch*) und würde gefangen für 20,000 Rupees verkauft worden seyn. Der

*) Reisende, die lieber Wunder erzählen, als Wahrheit berichten, geben vor, Elephanten von 16 Fuß Höhe gesehen zu haben; dies ist eine Uebertreibung. Ich sah nur einen über 11 Fuß hoch und habe doch mehrere 1000 gesehen. Der Nabob bezahlt ungeheure Summen für sehr große, und doch hat er keinen über 11 Fuß. Die gewöhnliche Höhe ist zwischen 7 und 8 Fuß.

Preis unseres Tages mag sich, gering angeschlagen, auf 50,000 Rupers belaufen, doch unser Zweck war nur Vergnügen.

Von Bacra-Jeel zogen wir gen Jalzabad, wo wir 3 Wochen von unsern Strapazen ausruhten, umgeben von allen Lustbarkeiten und Festen orientalischer Pracht; worauf wir triumphirend hierher zurück kehrten. Ich bin ꝛc.

Charade.

Zwey Silben sind's die das benennen
Was man im Alter sucht
und was die Jugend leicht erhascht.
Setz eine ihnen zu,
Ein schönes Bild der Ruh,
So wird ein Name sich entfalten,
Gekannt von Vielen, Jung und Alten.

Theaterkritik.

Das neue Theaterjahr wurde am 18. October mit der Vorstellung der Braut von Messina, Tragödie von Schiller, eröffnet, und wenn es je eines Beweises bedurft hätte, daß die Höhe des Stoffs und die Trefflichkeit der Behandlung desselben oftmals allein schon hinreichend seyen, einem Theaterstück die allgemeine Theilnahme bei der Aufführung zu erwerben, so hätte ihn dieses Debüt der renovirten und vermehrten Direktion liefern können. Es bestätigte sich dieses nicht bloß bei den nicht sehr gelungenen Declamationen des Hrn. Ringelhardts, als Don Manuel, und der Frau Zschischka, als Donna Isabella, sondern selbst auch bei dem Galimathias, welches Hr. Eberhard statt der Schillerschen Verse, in der Rolle des Diego, sprach.

Wir kennen die Verpflichtungen, welche zwischen der Frau Zschischka und der Direktion obwalten mögen, nicht: doch können wir uns unmöglich überreden, daß sie von der Art seyn werden, daß die erstere dadurch, in künstlerischer Hinsicht, zur Sclavin der letztern geworden sey. Ist diese unsere Vermuthung gegründet, so wird man zweifelhaft, ob man eine kleine Eitelkeit, oder eine zu weit getriebene Nachgiebigkeit (wir entscheiden für [illegible] letztere) anzuklagen hat, daß sich diese beliebte Schauspielerin bewegen ließ, in der Rolle der Isabella aufzutreten. Selbstbefriedigung, den höchsten Genuß für eine Künstlerin ihrer Art, konnte sie unmöglich daraus schöpfen. Den Kennern genügte sie eben so wenig in dieser neuen Rolle, und selbst das allgemeine Urtheil suchte einen Ausweg in der mitleidigen Phrase! „daß sie doch wenigstens keine Rolle geradezu verderbe!“ — Es kann kein erhebendes Gefühl seyn, seiner in andern Rollenfächern wohlerworbenen Verdienste wegen, in einer Rolle tolerirt zu werden, in der man nicht allein nie Epoche machen wird, sondern in der man selbst Gefahr läuft einen Theil seines schon begründeten Ruhmes wieder einzubüßen. Was die Zuschauer durch diese mißgerathene Darstellung verloren, läßt sich daraus abnehmen, daß dieser so schöne und Herz ergreifende Theil des Trauerspiels, nur sehr geringe Theilnahme bei ihnen erregte, ja sie kalt ließ. — In der Ueberzeugung, daß es Frau Zschischka bei diesem Versuche bewenden lassen werde, enthalten wir uns einer detaillirten Analyse ihres dermaligen Spiels.

Die Darstellung der Rolle des Don Manuel, durch Hrn. Ringelhardt, ließ noch manches zu wünschen übrig, besonders in Hinsicht der Declamation. Man konnte von ihr sagen was Rousseau, wiewohl in einem etwas andern Sinne, einen witzigen Franzosen, der einer Vorstellung des Dionysius beigewohnt hatte, sagen läßt: Je n'ai rien vu, mais j'ai entendu force paroles. — Hr. Gerber, als Don Cesar, hatte mehrere schöne Momente in Declamation und Spiel, nur fehlte hin und wieder die gehörige Haltung. Ein Haschen nach einem wirksamen, Klatschen erregenden Abtreten war sehr sichtbar. — Dem Fräulein Hanff kam ihr für die Rolle der Beatrix vortheilhaftes Organ sehr zu statten, und sie würde sich des Beifalls der Kenner noch mehr zu rühmen gehabt haben, wenn sie in ihre Mimik mehr passende Abwechselung gebracht hätte.

Die Darstellung des schönen Lustspiels, die Vertrauten, von Müllner, welche wir am Sonntage das Vergnügen hatten zum ersten Male zu sehen, fiel zur großen Zufriedenheit der Kenner und Freunde der Kunst, wie auch des größern Publikums aus. Die Besetzung der Rollen war, im Ganzen, sehr zweckmäßig und das Stück trefflich einstudirt, und somit konnte es nicht fehlen, daß es nicht großes Glück hätte machen sollen. Welch ein auffallender Contrast zwischen dieser Vorstellung und der der großen Kinder!

Das Spiel des Hrn. Ringelhardt, als Reitknecht Schnell, war lebhaft und natürlich, und versetzte die Anwesenden in die heiterste Stimmung. — Hr. Gerber gab den Gärtner vortrefflich, nur wollten einige genaue Beobachter bemerkt haben, daß er, wenn er mit der Lisette, die in seine Mysterien eingeweiht war, sich allein befand, die Maske nicht immer fallen gelassen, sondern den Gärtner fortgespielt hätte. — Hr. Schmidt stellte die Rolle des Hrn. vom Saar mit Geschmack (in sofern er in der Darstellung eines abgeschmackten Characters statt finden kann) und Laune dar. — Dem Fräul. Hanff bemerkten wir nicht ohne Vergnügen, daß sie in der Darstellung der Rolle der Nichte mehr Heiterkeit als gewöhnlich zeigte, obschon sie, ohne Gefahr zu übertreiben, noch mehr hätte zugeben können. — Hr. Hanff als Hr. von Malten, füllte die Rolle sehr gut aus. Etwas weniger ungracioses Fechten mit den Armen und Händen würde seiner Darstellung vortheilhaft gewesen seyn, da sich dergleichen für Personen von Stande nicht recht schickt; auch hätte aus diesem letzten Grunde, die Rede wohl fließender seyn können. — Liesettchen hätte, unter andern, wohl etwas weniger eitel seyn, und die Soubrettenschürze nicht mit eleganten Armhändern in Collision bringen sollen.

№ 61.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 26. Oktober. 1817.

Ueber die Dampfschiffahrt.

Nachdem die Magnetnadel entdeckt und die Meereslänge gefunden, so war kaum zu erwarten, daß in der Schiffahrtskunde eine Entdeckung noch übrig, die diese sehr vervollkommnen und einen großen Einfluß aufs gesellschaftliche Leben üben würde.

Die Dampfschiffahrt ist eine solche Entdeckung — und da sie den Zustand der Gesellschaft in mehr als einer Hinsicht berührt, so darf sie dem Beobachter nicht fremd bleiben.

Die lebhaften Verbindungen, so unter den Menschen durch Posten, Druckerei, Zeitungen und Seehandel entstanden, haben den Zustand der Gesellschaft ganz geändert, und die neu europäische Welt gleicht der alten nur noch entfernt.

Die mühselige Küstenschiffahr der Alten wurde durch die Magnetnadel und die Meereslänge in die Schiffahrt auf hoher See verwandelt — und seit die neue Welt entdeckt, und die Erdkugel rund um umsegelt — gebraucht ein Schiff, welches um die ganze Kugel fährt, nicht mehr Zeit, als zu den Zeiten der Griechen und Römer, um aus der Ostsee ins Mittelmeer zu kommen.*)

Drei Breitegrade (45 deutsche Meilen) durchsegelt ein Schiff gewöhnlich auf hoher See bei günstigem Winde innerhalb 24 Stunden.

Da nach einem alten Sprüchworte ein guter Umweg nicht krümmt, und dieses Sprichwort nirgend mehr gilt, als auf hoher See, so kommen und gehen die Schiffe bei jedem Winde, da rechts und links ein Zickzak zu fahren stets in ihrer Gewalt ist.

Anders ist es in den Strömen — welche, da sie nicht breit sind, nur bas Fahren in einer Richtung erlauben, und ist der Wind dieser Richtung entgegen, so ist an kein Segeln zu denken. So liegen bei Westwinden oft die Schiffe mehrere Wochen in der Weser, ohne daß sie heraus können. — Denn ein Binnenpfad ist nicht vorhanden, um die Schiffe mit Hülf der Pferde

*) Die schnellste, bis jetzt bekannte Seereise hat eine spanische Korvette gemacht. Sie segelte in 8 Monaten und 21 Tagen um die ganze Erde. — Die Zeit, die sie in den Häfen lag, abgerechnet.

Strom auf- und Strom abwärts zu ziehen, und hochbordige Schiffe können auch nicht gerudert werden.

Für diese Ströme ist die Dampfschiffahrt eine ungemein nützliche Erfindung, und deshalb sei hier die Geschichte dieser Erfindung in der Kürze erzählt.

Auf den deutschen Bergwerken scheint man zuerst die Kraft der Dämpfe zur Bewegung von Maschienen angewendet zu haben. Wenigstens wird einer solchen Einrichtung in einer alten Bergpostille gedacht. Die Postilla heißt Sarepta; allein es ist schwer zu sagen, wie diese Maschienen damals mögen eingerichtet gewesen seyn. In Deutschland ist diese Erfindung auf keinen Fall weiter geführt, und vervollkommnet, sondern untergegangen und vergessen worden. England hingegen ist das Land, wo im 17ten Jahrhundert die Erfindung aufs neue gemacht worden — wo sie vervollkommnet, wo sie vollendet worden — wo sie den größten Grad von Ausdehnung erreicht.

Die erste Spur derselben findet sich in der Geschichte des Marquis von Worcester. Als dieser im Tower gefangen saß, so bemerkte er, daß wenn sein Kessel mit Wasser kochte, der Deckel desselben durch die Gewalt der Dämpfe hoch in die Luft geworfen werde. Dieses veranlaßte ihn, über die Gewalt der Dämpfe nachzudenken, und als er wieder in Freiheit, einen Versuch mit einer Kanone zu machen, die er mit Dampf sprengte, nachdem er sie zum Theil mit Wasser gefüllt, und Zündloch und Mündung verschroben. Es dauerte aber 24 Stunden ehe sie platzte, — wahrscheinlich weil das Feuer nicht gut unterhalten wurde, da jeder sich wohl fürchtete hinzuzugehen. Er beschreibt diesen Versuch in seine century of inventions, und fügt hinzu: Man könne nun statt der gewöhnlichen Pumpen das Wasser mit Dampf viel höher heben, als 34 englische Fuß, bis zu welcher Höhe die Pumpen am Ufer des Meeres treiben.*)

Capitain Savary war der erste, der eine solche Maschiene ausführte, und er hob das Wasser durch den Druck der Dämpfe bis auf eine Höhe von 53 Fuß. — Diese erste Einrichtung war aber noch sehr unvollkommen.

Newcomen, ein Eisenhändler, verbesserte ums Jahr 1711 diese Maschienen dadurch, daß er zuerst einen Zylinder anwandte, in welchem ein Kolben auf und nieder ging. Er ließ die Dämpfe durch eine Röhre unter den Kolben treten, und diesen heben. Dann schloß er sie durch einen Hahnen — und ließ durch eine zweite Röhre kaltes Wasser herein sprützen. Hierdurch wurden die Dämpfe niedergeschlagen, und der Kolbe wurde durch die Luft wieder niedergedrückt. Auf diese Weise entstand ein Auf- und Niedergehen des Kolben. Das eingesprützte Wasser ließ er durch einen dritten Hahnen wieder aus dem Zylinder laufen, ehe die Dämpfe aufs neue unter den Kolben treten.

Dieses ist die alte Einrichtung der englischen Dampfmaschienen, die bis zum Jahre 1769 gedauert, wo Watt auf seine neue Einrichtung ein Patent erhielt.

Watt hatte bemerkt, daß die Maschienen ungemein viel Brennmaterial erforderten, und daß dieses aus einer großen Dampfverschwendung herrühre, die in folgenden ihren Grund habe:

Durch das eingesprützte kalte Wasser kühlten sich nicht allein die Dämpfe ab, sondern auch der Zylinder, und indem beim folgenden

*) Auf dem Chimborasso, wo das Barometer nur 14 Zoll hoch steht, wenn es an der See 28 Zoll hat, würden die Pumpen das Wasser nur bis auf 17 Fuß heben.

Hube neue Dämpfe in den Zylinder treten, so müssen diese zuerst den Zylinder wieder bis auf 80 Gr. erhitzen, und sich so lange niederschlagen, bis er wieder so heiß ist, — daß sie sich nicht mehr niederschlagen. Durch dieses zwecklose Abkühlen und Erhitzen, geht nun sehr viel Wärme verloren.

Um dieses zu vermeiden, machte Watt nun einen besondern Kondensator. Dieses ist ein Zylinder, der in einem Kasten mit kaltem Wasser liegt, und in welchen ein Strahl von kaltem Wasser, durch eine Röhre mit ganz feinen Oeffnungen, wie von einer Gießkanne hereinsprützt, und einen feinen feinen Regen durch den ganzen Zylinder verbreitet. — So wie die Dämpfe den Kolben im großen Zylinder in die Höhe gehoben, öffnet die Maschiene ein Ventil und sie strömen aus dem Zylinder in den luftleeren Raum des Kondensators, wo sie auf der Stelle durch das einsprützende Wasser vernichtet sind.

An der andern Seite des Kondensators steht eine Luftpumpe, welche erstens das eingesprützte kalte Wasser, (das durch die Dämpfe gewöhnlich bis auf 60 oder 70 Grad erwärmt wird) und zweitens die Luft auspumpt, die immer im Wasser enthalten ist, und die sich im luftleeren Raume von ihm sondert, wie man dieses unter der Luftpumpe sieht, wenn ein Glas Wasser unter die Glocke gesetzt worden.

Watt associirte sich mit Bolton, um nach dieser neuen Einrichtung Maschinen zu bauen. Da sie wußten wie groß der ökonomische Vortheil war, den diese Einrichtung in Hinsicht der Feuerersparung hatte, so bauten sie die alten Maschinen auf ihre Kosten neu, und bedungen sich bloß während 25 Jahren die Hälfte von dem, was gegen sonst an Kohlen erspart wurde. Auf diese Weise wurden die Herren Watt und Bolton, in einer nicht langen Reihe von Jahren, sehr reiche Leute.

Diese Dampfmaschienen nannte man: Atmosphärmaschienen, weil der Kolbe mit dem Druck der Atmosphäre niedergedrückt wurde, sobald die Dämpfe verdichtet waren. — Der Druck der Atmosphäre ist am Ufer der See so stark, daß er 28 Zoll Queckfilber auf der Queckfilberwaage (Leorometer) das Gleichgewicht hält.

Dieses war also die ganze Kraft, die eine solche Maschiene ausüben konnte. Je größer der Durchmesser des Zylinders, desto größer der Durchmesser des Kolbens, desto größer der Durchmesser der Queckfilbersäule von 28 Zoll Höhe, die auf ihn drückte. — Man machte Zylinder von 2 Fuß Bohrung, von 3 Fuß, von 4 Fuß, ja man machte sie endlich so groß wie ein Wagenrad, und gab ihnen 7 Fuß Bohrung. Die Dampfkessel und alles mußte dann in demselben Grade in Dimensionen zunehmen. — Diese wurden zuletzt so groß, daß man in England öfter das Beispiel gehabt, daß wenn sie verschlossen waren und ausgebrochen wurden, sie armen Leuten zur Wohnung dienten.

Watt erkannte, daß seine Dampfmaschienen noch einer großen Verbesserung fähig wären, und baute nun eine neue Art von Maschienen, die er Maschienen von doppelter Wirkung nannte.

Deren ihre Einrichtung ist folgende;

Der Zylinder ist oben mit einen Deckel geschlossen, durch den die Kolbenstange leicht durchgeht, und statt daß sonst die Dämpfe blos unter den Kolben treten und ihn heben, so treten sie jetzt auch über den Kolben und drücken ihn nieder, weil durch den Deckel die atmosphärische Luft vom Kolben abgehalten wird, und sie nun in keiner Weise mehr auf ihn wirken kann.

Diese Einrichtung hat zwei große Vortheile: Erstens, der Zylinder kühlt sich durch die at-

mosphärische Luft gar nicht ab, sondern bleibt immer gleich heiß, da er immer voll Dämpfe ist, die entweder oberhalb oder unterhalb des Kolbens sind. Zweitens, je heißer die Dämpfe desto größer ihre Kraft. Vorher konnte man ihnen etwa 82, 83 oder 84 Grad geben, so daß sie den Kolben heben, und den Druck von einer Atmosphäre überwinden konnten, jetzt giebt man ihnen 94 Grad, und sie wirken aufwärts mit zwei Atmosphärendruck, und abwärts mit zwei Atmosphärendruck, und statt sonst gleichsam nur 28 Zoll Quecksilber auf dem Kolben stehen, stehen jetzt 56 Zoll darauf. Die Maschiene thut also bei etwas verstärkter Feurung (um Dampf von 94 Grad statt von 84 Grad zu machen) die doppelte Wirkung.

Dieses ist die Grenze bis zu welcher die Herren Watt und Bolton die Verbesserung der Dampfmaschienen getrieben haben, und man kann nicht leugnen, daß sie und Arkwrith, (der Erfinder der Spinnmaschienen) mit am meisten zu der großen Ausdehnung des englischen Fabriksystems beigetragen, und daß die Geschichte ihre Namen unter denen aufzeichnen muß, die einen großen Einfluß auf den gesellschaftlichen Zustand ihres Landes, und selbst auf den von Europa geübt. *)

Ist dieses nun die Grenze der Vollkommenheit, welche bei den Dampfmaschienen zu erreichen möglich?

Folgende Betrachtungen werden zeigen, daß man von dieser Grenze noch sehr weit entfernt ist, und daß man vielleicht kaum ein Drittel des Weges durchlaufen.

Die große Verbreitung der Dampfmaschienen in England wurde dadurch möglich, daß in diesem Lande die Kohlen in solchem Ueberflusse vorhanden und so äußerst wohlfeil sind — weil durch Küstenschiffahrt, Ströme, Kanäle und treffliche Landstraßen der Transport dieselben so sehr erleichtert ist.

Eine Dampfmaschiene von 14 Pferde Kraft, deren Zylinder 21 Zoll Bohrung hat, gebraucht täglich für 8 bis 9 Rthlr. Kohlen *) — Sie kosten etwa 6000 Rthlr. zu bauen. Zu 10 pCt.

*) Die Hauptverschwendung der Wärme bei den jetzigen Dampfmaschienen besteht eigentlich darin, daß alles warme Wasser, was die Luftpumpe aus den Kondenfator pumpt, und welches gewöhnlich 60 bis 70 Grad warm geworden, ungenutzt wegläuft; denn kaum ein Fünftel wird wieder in Dampfkessel gepumpt, um diesen zu heizen. In Paris hat man bei einer Dampfmaschiene bereits Bäder angelegt, um es zu nutzen.

Eine Dampfmaschine, die täglich für zwei Ld'or. Steinkohlen verbraucht, hebt schon eine ansehnliche Menge Wasser auf eine Höhe von 50 Fuß, welche in ein paar Springbrunnen, auf einem öffentlichen Platze, das Auge erfreuen würden, und zu bürgerlichem Gebrauche dienen können. Zu gleicher Zeit giebt ihre Luftpumpe so viel warmes Wasser, daß ein öffentliches Bad, in der Weise wie das Töplitzer Stadtbad könnte angelegt werden — wo die untern Volksklassen gegen eine Kleinigkeit sich im Sommer und im Winter baden können. In Töplitz bezahlen sie im Stadtbade jeder 1 Kreuzer, für den jeder sich so lange im warmen Wasser aufhalten kann, als es ihm angemessen ist. — Jeden Abend wird in Töplitz das Bassin abgelassen und abgescheuert — es ist nämlich mit Steinen belegt. Der ganze Grund ist mit Schleim und Unreinigkeit überzogen. Wie groß der Einfluß eines solchen öffentlichen Bades auf die Gesundheit der untern Volksklassen ist, läßt sich leicht berechnen, denn ohne eine solche allgemeine Waschanstalt, bleibt der Schleim und der Schmutz der des Abends auf dem Boden des Bades liegt, auf der Haut der Menschen liegen, da gerade die untern Stände wenige Leinen besitzen, und sich durch Wechseln der Leinwand nicht in derselben Weise reinigen können, wie die oberen.

*) Watt rechnet für eine Dampfmaschiene von 14 Pferden Kraft, jede Stunde 160 Pfund Newcastler Kohlen.

gerechnet macht jährlich 600 Rthlr. Der Kohlenverbrauch beträgt etwa 3000 Rthlr., wenn sie stets im Gange ist. Man sieht daß die Kohlensumption die Hauptsache ist, und daß alles was diese verringert, die Sache in ihrer Mitte trifft. — Wird die Kohlenkonsumption noch um die Hälfte geringer, wie sie bereits geworden, so können da noch viele Dampfmaschienen mit Vortheil gebaut werden, wo es jetzt noch unmöglich, wegen der Theurung der Kohlen.

Man rechnet gewöhnlich, daß man 100 Pfund Kohlen gebraucht um 400 Pfund Wasser zu verdämpfen. Beim Verdampfen des Wassers wird eine große Menge Wärme gebunden, daher der große Verbrauch des Brennmaterials in den Brauereien, weil da das Bier bis zur Hälfte eingekocht wird — oder mit andern Worten: weil die Hälfte des Wassers in Wasserdampf muß verwandelt werden, um so weggejagt zu werden.

Wenn man Eis von 0 Grad hat, und will dieses in Wasser von 0 Grad verwandeln, so gebraucht man 66 Grad Wärme. — Das Eis ist ein fester Körper, das Wasser ist ein flüßiger, und diese 66 Grad werden auf den flüßigen Zustand verwendet, und sind gebunden. Der Wärmemesser zeigt sie daher auch nicht an, und der steht in dem Wasser eben so gut auf 0 Grad, als er früher im Eise auf 0 Grad stand.

Ferner: Wenn man Wasser hat, von 80 Grad Wärme, und will dieses in Wasserdampf verwandeln, der ebenfalls 80 Grad warm ist, so gebraucht man 420 Grad Wärme. Das Wasser ist ein tropfbar flüßiger Körper, der Dampf ist ein luftförmig flüßiger, und diese 420 Grad werden auf den luftförmigen Zustand verwendet, und sind gebunden. Der Wärmemesser zeigt sie daher nicht an, und der steht im Dampf eben so gut auf 80 Grad, als er früher im Wasser auf 80 Grad stand.

Die Fabrikation der Dämpfe ist also dasjenige, was viel Wärme und viel Geld kostet. Hat man einmal Dämpfe, so kann man diesen mit einem sehr geringen Aufwande von Wärme und Brennmaterial eine viel größere Kraft geben.

Wenn sie bei 80 Grad den Druck von einer Atmosphäre ausüben, so üben sie bei 94 Grad einen von zwei Atmosphären, und bei 108 Grad einen von 3 Atmosphären aus.

Wenn man also einmal die 420 Grad Wärme auf die Fabrikation der Dämpfe verwendet hat, und hiedurch den Druk von einer Atmosphäre erhalten, so ist es ökonomisch sehr vortheilhaft, daß man noch 14 Grad weiter verwendet, wo man schon zwei Atmosphären hat, also das Doppelte an Kraft, und dann noch wieder 14 Grad, wo man schon das Dreifache hat.

Watt hatte die erste Bahn zu dieser neuen Ersparung durch seine Dampfmaschienen von doppelter Wirkung gebrochen, wie wir vorher gezeigt haben; — allein man ist hierin seit der Zeit noch viel weiter gegangen.*

Trevithik bauete nun Maschinen, die nicht allein mit zwei oder drei Atmosphären Kraft giengen, sondern mit acht Atmosphären, und in denen die Dämpfe nicht blos eine Wärme von 94 bis 108 Grad haben, sondern eine von 200 Grad. Er nannte sie Hochdruckwerke (high-pressure engines). Diese Maschienen müssen nun sehr stark gebauet seyn, daß sie nicht springen, und weil man hierin nachlässig gewesen ist,

*) Den Namen! Maschienen von doppelter Wirkung, erhielten sie nicht, weil sie doppelt so viel Kraft haben, sondern weil die Dämpfe doppelt wirken — einmal unter, einmal über dem Kolben. Bei den andern Maschienen wirkten die Dämpfe blos unter dem Kolben.

so sind schon verschiedene gesprungen. — Einige sind durch Tollkühnheit gesprungen — durch Ueberladen, gerade wie Pistolen, die, sie mögen so gut gearbeitet seyn, wie sie wollen, durch Ueberladen doch stets können gesprengt werden. So sprang im April dieses Jahrs das Dampfboot the Kourier zu Norwich, weil es seine Maschine zu stark anstrengte, um einem andern Dampfboote vorbei zu fahren. — Auf dieselbe Weise sprang ein Dampfwagen, der seinen gewöhnlichen Trab fuhr, und nun, um den Zuschauern sich zu zeigen, auf einmal Gallop gehen sollte.

Da der Mißbrauch nie den Gebrauch aufhebt, und da in den Hochdruckwerken eine ungemeine Feuer-Ersparung liegt, und sie daher für die Gesellschaft so wichtig sind, so ist zu wünschen, daß sie bald den Grad der Vollkommenheit erreichen, bei dem keine Gefahr mehr möglich.

(Der Beschluß folgt.)

Das Suppenbrod, ein schmackhaftes, gesundes, kräftiges und zugleich wohlfeiles Nahrungsmittel.

In den neuern Zeiten hat man sich vielfältig damit beschäftigt, für die ärmern Leute, Zubereitungen wohlfeiler und doch schmackhafter und nahrhafter Speisen zu erfinden, und es ist nicht zu läugnen, daß sich in dieser Hinsicht besonders Rumford und Cadet der Vaux große Verdienste erworben haben. Nur Schade, daß Vorurtheile die Einführung dieser so nützlichen Erfindungen, oder doch die Fortsetzung derselben an vielen Orten verhinderten. Möge daher gegenwärtiger Vorschlag, jetzt, wo alle Zukost hoch im Preise steht, mehr Eingang finden.

Durch Cadet de Vaux's Abhandlung über die Gallerte aus Knochen, welche ich erst vor kurzem gelesen habe, kam ich nämlich auf den Gedanken, ob nicht die aus den Knochen gezogenen nahrhaften Theile mit dem zum Verbacken des Brodes bestimmten Mehle vereinigt und durch diese Zusammensetzung von Thierischen- und Pflanzen-Nahrungsstoffen ein kräftiges und nahrhaftes Brod erhalten werden könnten. Ich verfuhr auf folgende Art: drei Pfund Rindsknochen, welche aus schon gekochtem Rindfleische ausgelöst waren und mehrere mal abgebrüht wurden, um sie von den anhängenden Knorpeln und Häuten zu reinigen, wurden nach der Vorschrift Cadet de Vaux's in einem großen eisernen Mörser unter allmähliger Zugießung von etwa einem Theetöpfchen voll Wasser zu einem gröblichen Pulver zerstoßen. Dieses Knochenpulver wurde mit 12 Pfund Wasser in einem irdenen Topf angesetzt und bei nicht sehr heftigem Feuer sechs Stunden lang gekocht. Nach Verlauf dieser Zeit war die Brühe, welche unterdessen, wie die gewöhnliche Fleischbrühe, zuweilen abgeschäumt wurde, auf etwa die Hälfte eingekocht und hatte so viele nahrhafte Theile aus den Knochen aufgenommen, daß sie sich schlüpfrig und klebrig anfühlte und nahe bis zur Dichtheit einer Gallerte gekommen war. Mit dieser nun durchgeseiheten und von dem obenauf schwimmenden Fette befreiten Brühe wurde nun, und zwar in derselben Menge, als man sonst gemeines Wasser nimmt, das Brodmehl, welches aus drei Theilen Roggen- und ein Theil Gerstenmehl bestand, des Abends nebst der gewöhnlichen Menge Sauerteig eingesäuert; am folgenden Morgen wurde das zurückbehaltene Mehl nebst dem Tags vorher abgeschöpften Fette (am Gewicht ungefähr zehn Loth) untergeknetet und hierauf, wie gewöhnlich, ein Teig gemacht, welcher zu vier länglichen Broden geformt und sodann gebacken wurde. Ich hatte das Bedenken, daß diese Brode sich nicht gehörig locker backen,

sondern vielleicht, wie man zu sagen pflegt, sitzen bleiben möchten; allein sie fielen zu meiner größten Zufriedenheit und zwar so gut aus, daß sie das aus demselben Mehle zwei Tage früher auf die gewöhnliche Art behandelte Brod, an Lockerheit und Schmackhaftigkeit weit übertrafen. Sie wogen zusammen vier Pfund.

Dieses Brod, welches wegen der ihm zugesetzten thierischen Gallerte offenbar weit nahrhafter seyn muß; als das gewöhnliche, nenne ich Suppenbrod, weil daraus auch auf der Stelle eine gute, nahrhafte und gesunde Suppe zubereitet werden kann, wenn eine gehörige Menge desselben in Scheiben geschnitten mit kochendem Wasser in einem Napfe, worin etwas Salz, vielleicht auch ein wenig Pfeffer, gethan worden, übergossen und allenfalls noch ein Ei, von Leuten, welche es haben können, hinzugesetzt wird.

Wollte man den Armen die nach Anleitung Cadet de Vaux's bereitete Knochenbrühe, oder Gallerte darbieten, so würden Vorurtheile mancher Art die Annahme derselben, wie dies schon an einigen Orten der Fall gewesen seyn soll, verhindern. Allein, in dieser Form wird dieses Nahrungsmittel nach meiner Ueberzeugung gewiß annehmlich und beliebt werden, wenn es im Großen zubereitet und aus wohlthätigen Mitteln den Dürftigen entweder unentgeldlich oder doch um einen billigen Preis verabreicht würde.

Wenn man annimmt, daß reichere Familien und große Haushaltungen, in welchen täglich viel Fleisch verbraucht wird, gewiß bereitwillig seyn werden, die abgehenden Knochen zu sammeln, und reinlich erhalten, abzugeben, so würde die Knochenbrühe mit einem äußerst geringen Aufwande bereitet werden können, zumal wenn sie bei einem schon zu anderm Zwecke gehaltenen Feuer gekocht werden könnte; denn die Kosten des Zerstoßens müssen gering seyn, indem obige drei Pfund binnen einer Stunde nicht nur abgerührt und gesäubert, sondern auch zu einem gröblichen Pulver gestoßen worden sind, wobei ich noch bemerke, daß dasselbe Knochenpulver nachher, zum zweiten mal mit eben so viel Wasser und eben so lange gekocht, eine eben so kräftige Brühe gegeben habe, als das erste mal, und, wenn man der Versicherung Cadet de Vaux's Glauben beimessen will, auch zum dritten und vierten mal gekocht noch eine sehr nahrhafte Brühe geben soll, was ich aber nicht versucht habe und auch nicht einmal anrathen würde. Außer den Rindknochen sind noch zu demselben Zweck Hammelsknochen und Schweinsknochen, weniger aber Kalbsknochen, zu gebrauchen.

Das war gut!

Nach der Schlacht bei Leipzig zog sich zu Ende Oktobers 1813 ein Theil der Preußischen Truppen nach der Unstrut zu.

Eine Abtheilung mit mehreren von den Franzosen erbeuteten Kanonen kam nach N... dort wurden diese aufgefahren, und ein preußischer Soldat stand dabei Schildwache.

Die Neugier lockte viele Zuschauer herbei. Einer davon, wahrscheinlich noch immer ein großer Anhänger Bonaparte's und seiner Horden, äußerte zu einem neben ihm stehenden Bekannten:

„Die Kanonen da geben die Preußen für „französische aus. Dies ist aber nur eitel „Prahlerei, es sind preußische. Ich kenne „französische Kanonen recht gut."

Die Schildwache, die dies hörte, besann sich nicht lange und gab dem unberufenen Glossenmacher ein Paar derbe Maulschellen, mit den lakonischen Worten:

„Das sind preußische," und mit der Hand nach den Kanonen zeigend: „und das sind französische."

Folgendes Gedicht ist in der Schwesterstadt Lübeck gesungen zur

Feier des 18ten Oktobers.

Mel. Heil dir im Siegerkranz ꝛc. ꝛc.

Erhebt den Siegesklang!
Freudiger Lobgesang
Schalle dem Herrn!
Preis ihm, der Welten Hort!
Es herrscht sein mächtig Wort,
Er bannt die Schande fort.
Preiset den Herrn!

Heil dir, o Siegestag,
Wo deutsches Volk zerbrach
Das Sclavenjoch!
Dich krönt Unsterblichkeit,
Dich feiern weit und breit
Die deutschen Söhne heut,
Und jubeln hoch!

Kraftvoll durch Bürgerthat
Glänzt nun der Hansa Stadt
Herrlich und hehr.
Der Freiheit Fahne weht,
Durch Gott und Recht erhöht;
Eisern und kräftig steht
Die deutsche Wehr!

So strahl' der neuen Zeit
Grauer Vergangenheit
Segen zurück!
Bürger, reicht euch die Hand,
Schlinget der Eintracht Band,
Sichert dem Vaterland
Dauerndes Glück!

Recht und Gerechtigkeit
Brachten die bess're Zeit —
Wir leben neu:
Fern von der Knechtschaft Zwang
Schall drum im lauten Dank
Fröhlich der Jubelsang:
Frei sind wir, frei!

Heil unserm Lübeck, Heil!
Heil seinen Bürgern, Heil!
Segen von Gott!
Eintracht bleib' unser Ruhm,
Freiheit uns Eigenthum,
Recht uns ein Heiligthum!
Segne uns Gott!

Räthsel.

Zwei Reihen nackter Krieger,
Verborgen kämpfen sie.
Die Eine, zwar nicht klüger,
Greift an, die And're nie.
Wird Keine gleich zum Sieger,
Die Beute theilen Sie.

Sie liefern stille Schlachten
Des Tages mehrmal sich,
Mag's lichten oder nachten,
Sie streiten blos für dich,
Doch ihre Tücke machten
Dich oft schon ärgerlich.

Auflösung der Charade in Nro. 60:

Freudenthal.

Ich verfehle nicht, einem geschätzten Publikum den bei mir erschienenen neuen verbesserten Kalender der freien Hanse Stadt Bremen für das Jahr 1818, welcher bei allen Herren Buchbindern gebunden zu 2 Gr. zu haben ist, bestens zu empfehlen. Er enthält außer den richtig berechneten Kalender-Rechnungen: von den Jahreszeiten; von den Finsternissen im Jahre 1818; Bauern-Praktik; Verzeichniß der Märkte und Messen; den jetzigen richtigen Postenlauf sämmtlicher abgehenden und ankommenden Posten in Bremen; Sperre und Schluß der Thore in Bremen; Mittel gegen den Bienen- und Wespenstich; Mittel wider die Hühneraugen; Vermehrung der Kartoffeln; Anekdoten und die vorzüglichsten Lebens-Epochen des allgemein verehrten Dr. Martin Luther.

Georg Jönßen, Buchdrucker.

№ 62.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 30. Oktober. 1817.

Luther's heiligste Erinnerung.

Hocherhaben über Wahn und Deutung,
Stand der Herrliche in eig'ner Kraft;
Frei und mächtig durch des Geistes Leitung,
Der durch Menschen, Götterthaten schafft!

Männlich kämpfend; achtend nicht der Rüge
Einer feilen Doppelzüngler Brut.
Siegend über Aberglauben, Menschensatzung, Lüge;
Mit der heil'gen Ueberzeugung, heil'gen Muth!

Ja so stand er für des Unsichtbaren Rechte,
Kühn und fest für Gottes großen Sohn;
Ward dem ganzen christlichen Geschlechte,
Lehrer einer hoch beglückenden Religion.

Keine Zeit Mann Gottes! wird verwittern,
Was Du groß und herrlich aufgebaut;
Was vermöchte einen Sinn noch zu erschüttern
Dem Du lehrtest wie er Gott vertraut?

Dem Du lehrtest nur mit gläubigen Vertrau'n
Stets des Ew'gen Angesicht zu nahn;
Fest und sicher auf die Wehr und Waff' zu bau'n
Die im reinen Gottes Worte wir empfah'n.

„Nicht auf Menschen, auf zum Himmels-Throne,
„Auf zum König aller Kön'ge Euern Blick!
„Wer im Glauben bleibt, dem wird die Krone,
„Durch den Glauben wird ihm sein Geschick."

„Tod — Dein Stachel; er ist Dir entnommen,
„Deine Tücke Hölle, sind der Streiter Spott;
„Wo ist nun Dein Sieg? — so höhnen Dich die Frommen
„Eine feste Burg ist unser einz'ge Gott! —

So des erhab'nen deutschen Mannes Worte,
Die er durch Macht und Fanatismus rief;
Und schiens als öffne nimmer sich der Herzen Pforte
Als ob das Heiligste im Menschen schlief:

Er stand gleich Felsen; — was die Brust ihm stählte,
Roms Bannfluch selbst ließ es wohl unverletzt;

Als sich der freie Mann ein hohes Ziel erwählte,
Hatt' sein Vertrauen er auf Höherem gesetzt. –

Kein Marmor-Denkmal schmückt die Ruhestätte,
Die heil'ger Kämpfer! Deine Asche deckt!
Doch bist Du unvergeßlich uns in dem Gebete,
Das Lebensmuth in bange Seelen weckt.

Und ewig unerschütterlich ist Deine Lehre,
Wird fest gleich einer ehr'nen Säule stehn:
„Wenn eine ganze Welt voll Teufel wäre,
„Wird Tugend siegen, Laster untergehn. —

Und bis zum letzten Hauch wird Dich bekennen
Wer Deinem Sinn gefolgt, der wahre Christ.
Wer dürfte sich mit diesen Namen nennen,
Blieb er nicht treu, dem was dort geltend ist! —

Welch' hohe Andacht wird heut jeden Busen heben,
Im Hochgefühle himmlischer Begeisterung!
O Luther! wird uns Dein verklärter Geist umschweben,
Nimm freundlich auf die arme Huldigung!

Sieh die Bekenner Deiner Lehre freudetrunken,
Sieh Deiner heiligsten Erinnerung weihn;
Jahrhunderte sind Ruhelos hinabgesunken,
Doch sind wir — nach Jahrhunderten — noch Dein.

Noch fließen Dir des Dankes heiße Zähren,
Verehrung zollt Dir jede Generation;
Doch, würdiger begehn wir über höhern Sphäre;
Ein einig Fest der höchsten — Reformation!

J. e. Br*****n.

Luther.

Eine Geisterstimme.

Von Gottes lichten Höh'n, ihr Hocherlös'ten!
Seh' ich auf euch mit Bruderlieb' herab.
Wollt mit des Heilands Sühne ihr euch trösten,
So singt nicht blos des Dankes Lieder ab.
Beweiset nur durch brüderliche Einung,
Daß mit dem Gottgesalbten eins ihr seyd.
Es spalte ferner nicht den Geist die Meinung,
Es werde ferner Christus nicht entzwei't.
Entweiht nicht, Brüder! länger meinen Namen!
Kein Luther, kein Calvin ist euch das Heil.
Zu pflanzen, zu begießen nur den Saamen
Des Hochgelobten, war ihr schöner Theil.
Sey's auch der Eure, ihr, des Segens Kinder!
Ihr betet ja nur einen Heiland an.
Wie könnt' auch Blinde leiten selbst ein Blinder?
Nur Einer ist's der selig machen kann.
Er hat das Heil der Christenheit errungen.
Ihm nur gebührt des Herzens reinster Dank,
Und Lob und Ruhm von Millionen Zungen,
Und aller Christen-Chöre Preisgesang.
Ihr wollt nicht mehr mit Namen und Personen
Ein ärgernd Spiel des Wahnes treiben — nein!
Anbetend nennt nach Dem euch, der mit Kronen
Die Seinen lohnt. — Wollt ihr euch ihm nicht weih'n?
Ihr wollt — in dieser großen Zeit der Weihe,
Durch Einheit euch, in Liebe euch umfah'n;
Wollt euch im evangelischen Vereine
Nur einem Hirten, Jesus Christus, nah'n! –

Von einem innigen
Verehrer Luthers.

Morgen erscheint der von Millionen Christen ersehnte, große, festliche Jubeltag der Feier des höchsten Kirchenfestes — der vor dreihundert Jahren durch Doctor Martin Luther, den Mann aus Gott, angefangenen und glücklich durchgeführten Reformation.

Dies dritte heilige Jubelfest fällt in einem, an Begebenheiten so überschwenglich reichen Zeitpunkt. Es übertrifft jedoch an Glanz und Schönheit Alles, was wir erlebt, durch seinen inneren, gediegeneren Werth, und durch die unaussprechlich schönen und wichtigen Folgen, die es herbeigeführt hat.

Es ist das höchste Fest für Geist und Herz, und hochbeglückt müssen wir uns fühlen, daß wir diesen Zeitpunkt erleben.

Er ist der lichteste, reinste, schönste Punkt unsers Lebens!

Mit vollem Rechte gebührt daher diesem und den folgenden Blättern unserer Wochenschrift:

Eine kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts, als das Verderben der christlichen Kirche durch das Vorenthalten der Bibel, und an ihrer Stelle ersonnene Dichtungen und Fabeln, durch Bilderdienst und unterdrückte Gewissensfreiheit, durch die größeste Unwissenheit und Laster jeglicher Art, durch Heuchelei und Müssiggang der Mönche, und durch die unersättlichste Hab- und Herrschsucht der Bischöffe und Päpste die sich heilige Väter nennen liessen, den höchsten Grad erreicht hatte, saß auf dem Stuhle Petri Papst Leo X.

Seine Gelehrsamkeit war eben so groß, als sanftmüthig sein Character, aber um die Religion bekümmerte er sich eben so wenig, als um die Pflichten seines Amtes. Da er sehr freigebig war, so leerte sich seine Schatulle oft. Er brauchte viel Geld — aber wo hernehmen? Um sich aus dieser Verlegenheit zu reissen, gebrauchte er die Religion zum Mittel, seinen Seckel zu füllen. Mönche schickte er aus, welche den Ablaß predigen mußten. Diese thaten das mit vielem Vergnügen, weil sie sich selbst dadurch bereichern konnten, und stellten in den Kirchen, wo sie ihre Predigten hielten, ein großes Kreuz mit einen hölzernen Kasten auf, wor ein sie das Geld für den Ablaß legten, und schlugen dann an den Kirchthüren folgende frohe Verheissung an:

„Ich spreche dich zuerst los von aller Kir„chencensur, die du könntest verdient haben, zu„nächst auch von allen Sünden und Verbrechen „welche du bisher begangen, so groß sie auch „seyn mögen. Ich erlasse dir zu gleicher Zeit „die Strafe, die du dieser Sünde wegen im „Fegfeuer leiden solltest. Ich setze dich von neu„em in eben denselben unschuldigen Stand, in „welchem du dich nach der Taufe befandest, so „daß, wenn du stirbst, die Pforten der Hölle „sollen verschlossen seyn. ꝛc. ꝛc.

Nichts war natürlicher, als daß das Volk, wenn es solche Verheissungen las, mit Freuden Geld genug zahlte, um sich den Ablaß zu kaufen und auf diese leichte Manier in den Himmel zu kommen.

Besonders arg trieben es aber zwei Dominikanermönche mit ihrem Ablaßverkauf, Johann Tezel *) in Deutschland und Bernhardin Samp-

*) So weit als Tezel die Unverschämtheit trieb, hatte sie vor ihm kein Mönch getrieben. Als er

son in der Schweiz. Es ergab sich, daß nach Tezels Verkaufsgrundsätzen, die moralische Welt, wenn diesem Ungebühr nicht möglichst gesteuert würde, bald in einer Lage sich befinden mußte, welche schrecklich war; denn jeder Bösewicht, der Vater und Mutter todtschlagen wollte, gieng Tags vorher zu dem Ablaßkrämer und kaufte sich Verzeihung für seine That. Die Vernünftigen sahen die Folgen dieses Unwesens auch ein und erhoben bittre Klagen dagegen auf dem Concilium, allein man hörte sie gleichgültig an, versprach Abschaffung des Unwesens und — ließ Alles beim Alten.

Tezel befand sich gerade in Jüterbogk, ohnweit Wittenberg, und trieb mit unverschämter Frechheit dort jene heillose Schacherei, als einige Bauern die seine Ablaßbriefe gekauft hatten zu einem Augustinermönch, Nahmens Martin Luther, *) nach Wittenberg in den Beichtstuhl kamen und ihm die Sache erzählten, wie sie war, nachdem sie zuvor bei ihm gebeichtet, aber nicht die mindeste Reue über ihre Vergehungen hatten blicken lassen. Luther, ein frommer und dem päpstlichen Stuhle damals noch sehr ergebener Mann, hatte zwar nichts gegen den Machtspruch des Papstes, den auch er damals für den rechtmäßigen Statthalter Christi erkannte, noch weniger über den Ablaß, der in den Zeiten seines Ursprungs nichts anders war, als ein Nachlaß der gewöhnlichen Kirchenstrafe; aber er staunte doch über die Frechheit des Tezels, der diesen Ablaß so misbrauchte und konnte sich nicht enthalten, öffentlich in seinen Predigten über ihn zu schreyen, ihn einen Verdreher des päpstlichen Willens zu nennen, und es laut zu sagen, daß nur nach Reue und Leid über die Sünde, wahre Vergebung von Gott zu hoffen sey.

Es fiel Luthern nicht im Traum ein, ein Reformator der Kirche zu werden, da seine Anhänglichkeit an den Papst zu groß war; als er aber im Jahre 1510 von seinem Orden nach Rom geschickt wurde, um dort eine Mishelligkeit desselben zu berichtigen, so gewann er eine so tiefe Einsicht in das liederliche Leben des Papstes und der Mönche, daß er in seinem frommen Herzen darüber zurückschauderte. Und nun mochte er wohl mehr als einmal wünschen, daß dem

---

sich in Annaberg (im Erzgebirge) aufhielt, wo man damals eben neue Bergwerke anlegte, hatte er die Stirn, öffentlich zu behaupten, daß alle umliegende Berge zu gediegenem Silber werden würden, wenn die Einwohner fleißig Ablaßbriefe von ihm kauften. In seinen Predigten behauptete er, daß das rothe Kreuz des Papstes so kräftig seyals das Kreuz Christi. Der Papst könne den lebendigen und den todten Ablaß ertheilen. Nach dem erstern könne er sogar die Sünden, die sie noch in Zukunft begehen würden, vergeben. Ueberhaupt sey keine Sünde so groß, daß er (Tezel) sie nicht im Namen des Papstes vergeben könne. Einst sagte er sogar: wenn selbst Petrus noch lebte, so hätt' er nicht die Gewalt, die er (Tezel) durch den Pabst habe, indem dieser, als der einzige sichtbare Statthalter Christi auf Erden das Regiment führe bis zum jüngsten Gericht.

Tezel brachte soviel Geld zusammen, daß er für seine Person eine monatliche Besoldung von 80 Gulden (eine damals sehr bedeutende Summe) hatte, auf einen kostbaren Wagen herumzog, sich noch einen Gehülfen, Namens Bartholomäus, zulegte und sich von drei Reitern begleiten ließ.

*) Luther wurde am 10 November 1483 zu Eisleben gebohren und in den Schulen zu Magdeburg und Eisenach gebildet. 1501 studirte er zu Erfurt, ging dann ins dortige Augustinerkloster, von wo aus er nach Wittenberg als öffentlicher Lehrer berufen wurde. Hier legte er sich besonders auf das Studium der Bibel, von der er ein lateinisches Exemplar in der Erfurter Klosterbibliothek gefunden hatte, und aufs Predigen, wodurch er viel nützte.

Verderbniß der Kirche gesteuert werden und ihre Lage eine günstigere Richtung erhalten möchte.

Diese schöne heilbringende Zeit erschien endlich! der höchste Weltregierer legte sich ins Mittel; Gott hatte in ihm einen Mann von hellem Geiste und frommen Herzen gefunden, der mit reger Kraft, großer Beredsamkeit, und glühendem Eifer für Wahrheit und Recht ausgerüstet war, um für die Religion Gut und Blut, selbst sein Leben zu wagen und ein Werk zu beginnen, das Jahrhunderte lang nur ihm allein aufbehalten war. Ja!

Ein Mann, von Gottes Geist erweckt — durchdrungen,
Tritt auf, entflammt von edler Leidenschaft;
Nicht achtend der Verläumdung gift'ge Zungen,
Frei steht er da in seiner deutschen Kraft!
Der Geistes Ohnmacht hat er sich entrungen,
Der Menschensatzung muthig sich entrafft;
Und kühn zertrümmert er des Irrthums Bande,
Und mächtig dringt sein Ruf durch alle Lande.
Vom Nacken warf, durch seinen Muth beflügelt,
Auch Deutschland jenes Priester-Joches Fluch;
Durch ihn nur ward der Herrschsucht Trieb gezügelt,
Das Scepter brach er dem entlarvten Trug;
Und herrlich nahm, vom langen Bann entsiegelt,
Die Freiheit wieder ihren Sonnenflug.
Da trat das Herz — der Geist in seine Rechte.
Und Friede kehrt' dem menschlichen Geschlechte!*)

*) Unsere Leser machen wir besonders aufmerksam auf eine kleine Sammlung schöner Lieder zur kirchlichen Feier des Reformationsfestes von Herrn Doctor und Professor August Herrmann Niemeyer, welche im Comptoir für Litteratur, bei Herrn Wilhelm Kaiser Obernstraße Nro. 36. für sechs Grote zu bekommen sind.

d. R.

Am 31. Oktober im Jahr 1517 war es, als Martin Luther den Grund zur allgemeinen Reformation (Verbesserung — neue Gestaltung) der Kirche, durch den Anschlag von 95 Sätzen an die Thüren der Universitäts-Kirche zu Wittenberg, legte, und zugleich alle Gottesgelehrte zur Disputation darüber einlud. Mehrere dieser Sätze griffen schon entfernt das Gebäude der Hierarchie (heiliges Reich) an, und bewiesen deutlich, daß Luther Muth und Kraft genug besäße, um etwas Großes zu wagen; die mehrsten aber beschäftigten sich bloß mit der Falschheit der Tezelschen Lehre;*) denn den Ablaß selbst zu bestreiten, hatte Luther keinesweges die Absicht, er verwirft in diesen Sätzen weder die Hoheit noch die Macht des päpstlichen Stuhls; doch wagt er schon hier zu behaupten, daß die Kan-

*) Hier einige dieser Sätze, um den Geist derselben kennen zu lernen:

Der 27ste Satz hieß: „Die werden samt ihren „Meistern zum Teufel fahren, die vermeynen „durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu „seyn.

Der 58ste Satz: „Die Schätze der Kirche „sind nicht die Verdienste Christi und der Heili„gen, denn diese wirken alle Zeit ohne Zuthun „des Papsts, Gnade des innerlichen Menschen „und das Kreutz, Tod und Hölle des äußerli„chen Menschen.

Und der 72ste Satz „Wer wider die Wahr„heit des päpstlichen Ablasses prediget, der sey „verflucht und vermahledeiet, wer aber wider „des Ablaß Predigers muthwillige und freche „Worte Sorge trägt, oder sich bekümmert, der „sey gebenedeiet.

fesablaße sich blos auf die Entbindung von den kanonischen Strafen, und die Erlaßung der von der Kirche aufgelegten Bussen einschränke, keinesweges aber den Menschen entsündigen oder eine Seele anders als durch Wirkung des Gebets oder der Fürsprache des Papstes bei Gott aus dem Fegefeuer erlösen könne.

Kaum erfuhr Tezel, was sich in Wittenberg zugetragen, als er mit allen Waffen seiner bösen Zunge gegen Luther zu Felde zog, und auf dem Markte zu Jüterbogk ein Feuer anzündete, wodurch er anzuzeigen suchte, daß er Alle die, welche dem Wittenberger Ketzer anhängen würden, verbrennen wolle; zugleich begab er sich nach Frankfurt an der Oder. und ließ dort von dem Professer Wimpina Gegensätze auf die von Luther verfaßten, aufsetzen, weil er zu deren Ausarbeitung selbst zu dumm war, und worinnen er nun den wackern Augustiner mit allen Flüchen des Papstes belegte. Die Studenten in Wittenberg, die durch das Tezelsche Auto da fe (Handlung des Glaubens) sich, rücksichtlich ihres Lehrers, äußerst gekränkt fühlten, verbrannten Tezels Schriften auf dem Markte zu Wittenberg, welches aber Luther misbilligte.

Luthers Aufforderung zur Disputation wurde inzwischen nicht befolgt, weil keiner von allen Gottesgelehrten Muth genug dazu hatte; aber kurz darauf reiste er, auf Veranlassung seines Ordens, nach Heidelberg, wo er über mehrere Irrthümer der Kirche disputirte, besonders aber von der Rechtfertigung durch den Glauben ohne Werke sprach. Er bediente sich dabei als Beweises, nicht des Ausspruchs der Päpste in den Decretalen, (päpstliche Briefe) nicht des Ausspruchs der Kirchenväter und Blutzeugen, sondern allein des Ausspruchs der Bibel, mit der er sich schon längst genau bekannt gemacht hatte.

Es war klar, daß Luther durch seine Freimüthigkeit sich viele Feinde erwerben mußte. Die vorzüglichsten darunter waren: ein Dominikaner, Sylvester Prierias in Rom, der eine Schrift gegen ihn schrieb und sie dem Papste Leo zueignete; Johann Eck, Doktor der Gottesgelahrtheit in Ingolstadt, und Hogostrat, ein Dominikaner in Cölln, wozu sich in der Folge noch eine ganze Menge anderer erbitterter Mönche gesellte. — Auf der andern Seite aber erwarb er sich auch eben so viele Freunde, die ihm nach seiner Zurückkunft aus Heidelberg sorgsam die Gefahr vorstellten, die über ihm schwebe. Um sie abzuwenden, schrieb er sehr demüthig an den Papst und an seinen Herrn, den Churfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, und fügte diesem Briefe eine Erklärung jener Sätze wider den Ablaß bei, erzählte ihnen auch den ganzen Vorfall mit Tezel, so wie er war, und glaubte nun ganz sicher, seine Unschuld dadurch am kräftigsten bewiesen zu haben. Aber auch in dieser Erklärung sprach Luther äußerst freimüthig. So sagte er darin unter anderm daß die Gewalt der Päpste in Glaubenssachen, der heil. Schrift und den Aussprüchen der allgemeinen Kirchenversammlungen untergeordnet seyn müsse. „Ich kehre mich, hieß es, „an „das nicht, was dem Papste wohlgefällt oder „mißfällt, er ist ein Mensch, wie ich." Den Schatz der überflüßigen Verdienste der Heiligen, den der römische Stuhl in Verwahrung haben sollte, erklärte er für ein Unding. Vergebung der Sünden könne man allein im Verdienste Jesu Christi finden, u. s. w. Trotz dem heftigen Toben seiner Feinde, die den päpstlichen Stuhl gegen ihn zu reitzen suchten, blieb doch Leo ganz gleichgültig bei der Sache, und glaubte, der ganze Streit sey nichts als ein Mönchs-Zwist; doch bald wurde er aufmerksamer und berief

Luther nach Rom, wo sich dieser über seine Sätze mündlich vertheidigen sollte. Zu gleicher Zeit erhielt der Kaiser Maximilian I. von Allem Nachricht, und wurde vom Papste dringend aufgefordert, diese Sache auf dem Reichstage näher zu untersuchen; doch der Kaiser, der so gut als der Churfürst von Sachsen, bereits Luthers heimlicher Anhänger war, suchte sich davon zu entledigen, und meinte, daß Religionsstreitigkeiten wohl für das Haupt der Kirche, aber nicht im mindesten für ihn paßten.

Da Luther, auf Veranlassung des Churfürsten und mehrerer seiner Freunde dem Befehl des Papstes nicht Genüge leistete, so mußte ihn nach Leo's Vorschrift der päpstliche Nuntius in Augsburg, Cardinal Cajetan, auf den Reichstag berufen. Als er hier (im Oktober 1518) wirklich mit vielen seiner Beschützer, erschien, so bat ihn Cajetan dringend, seine Sätze zu widerrufen, deren Falschheit er ihm aus dem canonischen Rechte der Päpste zu beweisen suchte. — Luther aber ließ sich darauf nicht ein, sondern berief sich vielmehr auf die Bibel, und behauptete nach wie vor, daß ohne Glauben keine Vergebung der Sünden zu hoffen sey. Da der Cardinal hitzig ward, und immer wieder von neuem auf Widerruf bestand, so erklärte Luther, daß er sich auf das Weitere schriftlich verantworten wolle, und daß darüber die Universitäten zu Basel, Freiburg, Löwen und Paris entscheiden sollten! Ehe Luther noch von Augsburg abreisete, erbot er sich, ferner vom Ablaß weder etwas zu reden noch zu schreiben, wenn seine Gegner alle anders gleiche Gesinnungen hegten; um aber alle Nachstellungen des Cardinals, die er mit Recht fürchtete, zu entkräften, appellirte er im Carmeliterkloster zu Augsburg vor Notarien und Zeugen: Von dem übelunterrichteten Papst an den Papst wenn er von seiner Sache besser unterrichtet seyn würde. Diese Appellation wurde an den Domthüren angeschlagen, und goß bei dem Cardinal Oel ins Feuer; er beschwerte sich sehr bitter bei dem Churfürsten über des Mönchs Betragen, und drang auf seine Auslieferung nach Rom; der Churfürst aber der solche Mittel verabscheute, gab Luther den Rath, Wittenberg lieber ganz zu verlassen. Der fromme Mann war auch dazu sogleich entschlossen und gedachte nach Paris zu gehen, doch die Universität ließ ihn nicht weg, sondern vermochte den Churfürsten zum Widerruf seines gegebenen Raths.

Inzwischen nun Luther fleißig studirte und sich immer mehr Freunde erwarb, worunter sich damals nächst dem Churfürsten, besonders der Doctor Staupitz, Palatin, Melanchton und Carlstadt befanden, ließ der Papst, bei dem die Appellation mehr Erbitterung als Geneigtheit erregt hatte, eine Bulle (päpstlichen Befehl) gegen ihn ausgehen, worin der Ablaß aufs neue nicht nur bestätigt, sondern auch alle diejenigen, die sich demselben widersetzen würden, als Ketzer verdammt wurden. Diese Bulle veranlaßte den festen Mann, vom Papste an ein christliches Concilium zu appelliren, damit selbst die Lehre vom Ablaß näher untersucht würde, doch hätte er dieses kaum nöthig gehabt, weil seine Predigten und Schriften dem Volk schon längst die Unzulänglichkeit des päpstlichen Ablasses bewiesen, und den Krämer Tezel bereits gezwungen hatten, sich in Leipzig vor den Angriffen seiner Feinde im Paulinerkloster zu verbergen. Zugleich veranlaßten Luthers kecke Aeußerungen in der Schweiz, wo ein anderer Dominikanermönch, Sampson, die Vergebung der Sünden für Geld verkaufte, einen aufgeklärten Prediger, Ulrich Zwingli sich diesem Unfuge zu widersetzen, und — so auch dort den Grund zu einer Verbesserung der Kirche zu legen.

Am 17. Januar 1519 starb aber Kayser Maximilian I.; ein harter Schlag für Luther, denn dieser Monarch hatte der neuen Lehre mit Freuden Gehör gegeben. Ehe man zu einer neuen Wahl schreiten konnte, wurde der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, Reichs-Vikar — ein bedenklicher Umstand für Luther, der allenfalls wohl fürchten konnte, daß die Würde dieses erhabenen Amts die günstigen Gesinnungen seines Herrn ändern dürften — dennoch ließ er sich nicht irren, sondern baute auf Gott und seine gerechte Sache.

Papst Leo schien dies wohl zu wissen — vieles lag ihm daher daran, den kühnen Mönch theils durch erlaubte, theils durch unerlaubte Mittel zum Schweigen zu bringen, den Anfang machte die Bulle. Da diese jedoch ihres Zwecks ganz verfehlte, gab er seinem Kammerherrn, Carl von Miltitz, Auftrag, den Churfürsten von Sachsen durch geweihete Geschenke auf seine Seite zu bringen, und sich mit Luther anfänglich in Güte zu besprechen. Beides geschah; doch der Churfürst nahm das Geschenk gleichgültig auf, und Luthers Unterredung mit Miltitz zu Altenburg hatte keine weitere Folgen, als daß er versprach, nichts weiter über den Ablaß zu schreiben und zu sprechen, sobald man ihn nur auch von Seiten seiner Gegner Ruhe verschaffen würde, doch widerrufen werde er nie. Man kam zugleich dahin überein, die Streitigkeiten nicht, wie es vorher beschlossen war, einem Concilio, sondern nunmehr dem Churfürsten Richard von Trier zu übertragen.

Luther würde, seinem Versprechen gemäß, geschwiegen haben, wenn seine Feinde dies gethan hätten. Aber unvermuthet kam Professor Eck aus Ingolstadt nach Leipzig mit 3 Sätzen und erbot sich, mit Doctor Carlstadt, (der kurz vorher Luthers Sätze in einer kleinen Schrift vertheidigt hatte) über selbige zu disputiren. Luther sah sich genöthigt, gegen diese Sätze, welche die gröbsten Schmähungen auf ihn enthielten, 13 andere aufzustellen, deren einer besonders von der Gewalt des Papstes handelte. Zugleich willigte er mit Freuden in die Disputation, weil er wußte, daß die Päpstlichen dabei den Kürzern ziehen würden, und da letztere dies auch ahndeten, suchten sie die ganze Disputation zu hintertreiben: Allein Herzog Georg bestand darauf, und ließ das Verbot, welches der Merseburger Bischoff, der in kirchlichen Sachen über Leipzig gebot, deshalb an den Thoren hatte anschlagen lassen, wieder abreissen.

Die Disputation gieng drauf am 27 Juny 1519 vor sich, und die Feierlichkeit, welche dabei Statt fand, war eben so glänzend, als zahlreich die Zuhörer, die derselben beiwohnten. Man unterhielt sich hauptsächlich über die Lehre vom freien Willen des Menschen: ob ein gutes Werk allein aus göttlicher Gnade herrührte, oder ob der freie Wille des Menschen auch von dem Seinigen etwas mit beitrage? Ersteres behauptete Carlstadt; letzteres Eck. — Luther, der auch noch mit Eck disputirte, meinte, daß die Gewalt des Papstes durchaus aus der Bibel nicht bewiesen werden konnte; Eck selbst konnte dies nicht, und berief sich auf die Decretalien und Kirchenväter, die Luther aber verwarf. Auch stritten beide sich noch über den Ablaß, das Fegefeuer und andere Punkte 3 Wochen lang. Die Hauptfolge dieses academischen Streits war, daß Herzog Georg Luthern sehr abgeneigt ward, und daß diesem eine große Anzahl Studenten, die von der Wahrheit seiner Behauptungen durchdrungen waren, nach Wittenberg folgte. Selbst Johann Polander, ein junger Theolog, den Eck mitgebracht und zum Nachschreiben bei sich hatte, trat zu Luther über, und wurde ein eifriger Beförderer der Reformation in Preußen. Auch in Frankreich, Spanien und England wurden Luthers Nahme und Schriften bekannt. Die Entscheidung über dieses Alles überließ man den Universitäten zu Paris und Erfurt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 61.

Die Zähne.

№. 63.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 2. November. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

Am 28. Juni 1519 wurde Carl von Spanien (Sohn des Verstorbenen Kayfers Maximilian) zum deutschen Kayser erwählt, wodurch Luthers Sache kein besseres Loos zu Theil wurde, indem dieser Monarch bei weitem weniger gut von Luther dachte, als sein Vater; dennoch mehrten sich die Freunde Luthers in allen christlichen Staaten, aber auch neue Feinde erschienen, die ihn auf das furchtbarste zu verfolgen suchten. — Vorzüglich bemühte sich Eck, ihn dem Churfürsten und dem Bischoff von Brandenburg gehäffig zu machen. Bei dem Ersten mislang seine Bemühung, letzterer wurde aber so heftig aufgebracht, daß er dem Reformator Tod und Verderben schwur. Mehrere Schriften wurden deshalb gewechselt, aber sie hatten keinen andern Nutzen als daß sie dem unermüdeten Forscher Gelegenheit gaben, in seiner Erkenntniß immer weitere Fortschritte zu machen, kurz — es dauerte nicht lange, als Luther auch an dem Gehalt der Ohrenbeichte, der sieben Sacramente, *) des Abendmahls unter einer Gestalt, der Fürbitten der Heiligen und mehreren Lehren, zu zweifeln anfing. Dabei mehrte sich Luthers Sieg und Freude über das angefangene Werk. Seine Feinde, so bitter sie auch oft auf ihn schimpften, wurden dennoch nicht selten tief beschämt — Tezel starb verachtet im Paulinerkloster zu Leipzig, während Luthers Schriften in Frankreich, Spanien, Italien und der Schweiz mit Wärme und Vorliebe gelesen wurden. Am Ende befahl sogar der Churfürst, daß das Evangelium nach Luthers Weise gepredigt werden sollte, doch — ohne dem Papste zu nahe zu treten. Der glimpflichste von Luthers Feinden war der Cammerherr Miltitz. Oft sprach er mit ihm und suchte ihn zu einer Reise nach Coblenz

*) Die Taufe und das Abendmahl hatte man früher nur als Sacramente betrachtet; und später waren noch 5 andere hinzugekommen, nämlich das Sacrament der Buße, der Firmelung, der Ehe, der Priesterweihe und der Oelung. —

zum Churfürsten Richard von Trier zu bewegen, doch Luther, der Miltitzens böse Absicht merkte, lehnte dies Gesuch ab, und hatte blos eine Unterredung mit ihm, am 8. Oktober im Liebenwerda, und am 11. Oktober in Lichtenburg, einem Kloster bei Prettin, die jedoch ohne Erfolg war, weil Miltitz immer Dinge von ihm verlangte, die er unmöglich gewähren konnte! Inzwischen befolgte er doch 1520 dessen Rath, nochmals an den Papst zu schreiben. In diesem Schreiben bat er den Papst demüthig um Verzeihung, falls er ihm in einem Punkte zu nahe getreten seyn sollte, zugleich legte er ihm ein Buch über die christliche Freiheit bei, und schloß seinen Brief damit; daß er nur Ruhe und Frieden fordere, daß er aber durchaus keine Vorschriften in Hinsicht der Schrift-Erklärung annehmen und das, was er bisher gelehrt, auch niemals widerrufen werde. — Den Kayser, an den er auch schrieb, bat er dringend um Schutz gegen seine Feinde. Doch Alles half ihm nichts. Man hatte von Seiten des päpstlichen Stuhls und seiner Verehrer nun einmal den festen Entschluß gefaßt, Luther mit einem Streiche zu Boden zu schmettern.

Gott erweckte aber seinem auserwählten Knechte drei fromme Ritter, die durch ihre Anerbietungen des guten Martins Seele mit neuer Kraft und hohem, festen Muthe erfüllten. Diese Männer waren: der berühmte Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten und Sylvester von Schaunburg, welche ihm die schriftliche Versicherung ertheilten, daß er durch die verbundene Macht der wackersten deutschen Edelleute hinreichenden Schutz genießen werde, und wenn ihn auch Alles, selbst sein Churfürst verlassen würde, er nicht verzagen, sondern getrost auf ihre Hülfe rechnen solle.

Dadurch gestärkt und in dem frömmsten, festesten Glauben an seine gute Sache, schrieb Luther ein neues Buch, in welchem er eine freiere Sprache führte, als er sich bisher erlaubt hatte. Diese Schrift heißt: „Von des christlichen Standes Besreiung!“ Er sprach darin von den Pallien, Wallfahrten, Ohrenbeichten, Priester-Ehen, Seelenmessen, Vigilien, dem Interdict, den Fasten und vielen andern Sachen, worauf er ein zweites Buch folgen ließ: „Von der babylonischen Gefangenschaft“ in welchem er die Mißbrauche der römischen Kirche ohne Schonung angriff.

Was Luther bereits durch einen Freund in Rom erfahren hatte, geschah nun: Drei Nuntii, worunter sich auch Eck befand, erschienen auf einmal in Deutschland und zeigten hier eine päpstliche Bulle (ausgefertigt zu Rom den 15. Juni) vor, welche Luthers Schriften als ketzerisch verdammte, seine Bücher der Strafe des Bannes unterwarf und allen Christen bei Leib und Seligkeit befahl, sie hinfort nicht mehr zu lesen, soferne er nicht 41 Sätze, die man aus seinen Schriften ausgehoben hatte, widerrufe. Und so wie diesen Büchern sollte es Luthern selbst und allen seinen Anhängern ergehen.

Eck hoffte daß diese Bulle Wunder wirken werde, aber er betrog sich sehr. An den mehrsten Orten, wo er den öffentlichen Anschlag derselben heischte, wieß man ihn spöttisch zurück, wie z. B. in Leipzig, Naumburg, Coburg, Bamberg; in Erfurt aber rissen sie ihm die Studenten gar aus der Hand, und warfen sie zerstückelt ins Wasser. — Wie ganz anders waren, erhellt durch den Lichtstrahl der Aufklärung, diese Zeiten, gegen die früheren, wo Laye und Priester, Könige und Fürsten, ja, die ganze Christenheit vor dem Bann zitterten.

Ungescheut und ohne Menschenfurcht trat nun Luther am 17. November 1520 vor Notarien und Zeugen öffentlich in dem Augustinerkloster zu Wittenberg auf, wiederholte hier noch einmal seine Appellation von dem Papst an ein allgemeines Concilium, erklärte die Bulle Leo's X. für einen Inbegriff der gräulichsten Irrthümer, ihn selbst aber für den Antichrist, (Gegner des reinen Christenthums) rief endlich den Kayser und die Reichsstände um Hülfe an, und gieng dann, in Begleitung vieler Doctoren und Studenten vor das Elsterthor zu Wittenberg, wo er ein Feuer anzünden ließ, und nicht nur jene Bulle, sondern auch alle Decretalien der Päpste, mit den Worten verbrannte: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, „so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer. *) „(Josua. 7, 25.)

An Spalatin schrieb er schon am 13. Octbr: „die römische Bulle ist mir verächtlich, ich will „sie auch mit allem Ernst angreifen und zeigen, „daß sie gottlos und lügenhaft sey. Du siehest, „daß Christus darinne selbst verdammt wird, „daß keine Ursache, kein Grund gegen mich an„geführt wird und daß man mich zu keinem „Verhör, sondern nur zum Widerruf nach Rom „citirt. O! wie wäre es zu wünschen, daß der „Kayser männlich handeln und Christum wider diese „höllischen Geister vertheidigen wolle. Ich für „meinen Theil bin ohne Furcht und freue mich, „daß ich bei der allerbesten Sache leiden soll, „ich bin nicht werth, daß mir so heilige Trüb„sal widerfähret.“

Auch hatte Luther nochmals an den Papst und zwar in einem Tone geschrieben, den vor ihm noch kein Kayser und König angestimmt hatte. Unter andern sagte:

„Ist's nicht wahr, daß unter dem weiten „Himmel nichts ärgeres, vergifteteres, gehäs„geres ist, als der römische Hof, denn er weit „übertrifft der Türken Untugend, daß es wahr „ist, Rom sey vor Zeiten geweihet eine Pforte „des Himmels und ist nun ein aufgesperrter Ra„chen der Hölle, und leider ein solcher Rachen, „den durch Gottes Zorn niemand kann zusperren „und kein Rath mehr übrig ist, denn einige zu „warnen und zu erhalten, daß sie von dem rä„mischen Stuhl nicht verschlungen werden.“

Im ähnlichen Tone waren Luthers zwei neueste Schriften: „Von der christlichen Freiheit.“ und “wider die Bulle des Antichrists.„ geschrieben.

Die Verbrennung der päpstlichen Bulle machte an dem Hofe zu Rom großes Aufsehen, und Luthers Feinde schäumten vor Zorn und Rache. — Da sie dem seltnen Mann auf geradem Wege nichts anhaben konnten, so bedienten sie sich einer Menge schlechter Mittel, ihn aus der Welt zu schaffen; allein keines gelang. Die Vorsehung schirmte den frommen Forscher, welcher, der Wuth seiner Feinde lachend und auf Gott vertrauend, seinen Pflichten getreu blieb, und dem es dabei zum wahren Trost gereichte, daß seine Lehre immer tiefere Wurzel faßte, und daß, trotz des Bannes, der über ihn ausgesprochen war, seine Schriften besonders in Italien, fleißig gelesen wurden. — Um so weniger bekümmerte es ihn, als eine zweite Bannbulle gegen ihn erschien, welche nicht nur den Inhalt der Vorigen bestätigte, sondern auch allen Bischöffen befahl, daß, wenn die Spione der Inquisition bei ihnen Ketzer verklagten, sie Luther und seine Anhänger vor allem Volk an Sonn-

*) Diesen Act vertheidigte Luther in einer besondern Schrift: „Warum des Papstes und seiner „Jünger Bücher von Doctor Martin Luther „verbrannt sind? „

und Festtagen, unter Läutung der Glocken und bei Auslöschung der geweiheten Kerzen in der Kirche, für verfluchte Ketzer erklären sollten. Dieser Bulle folgte die bekannte Bulle: In Coena Domini :(:beim Abendmahl des Herrn:). zur Bekanntmachung, die sonst an jedem grünen Donnerstage von den Päpsten zu Rom, nur in Gegenwart der Cardinäle vorgelesen worden war, und worin auch die Ketzer mit den fürchterlichsten Bannflüchen belegt wurden. Alles dieses hatte aber nur eine Verdammung der Lutherschen Lehre auf der Pariser Universität zur Folge; kein Anderer bekümmerte sich darum. Luther selbst fertigte dieses vorlaute Verdammungsurtheil ab, indem er gegen den Papst, die bekannte Abendfreßbulle des römischen Stuhls schrieb.

Zum Ueberfluß hatte der Papst auch neuerdings zwei Legaten nach Deutschland gesandt, von denen der eine den Kayser Karl, (der sich nach seiner Krönung zu Aachen, in Cölln aufhielt) der andere den Churfürsten von Sachsen bearbeiten mußten — Karl gab dem Legaten auch wirklich Gehör, und ließ in den Niederlanden Luthers Schriften verbrennen; allein der Churfürst, welchem zugemuthet wurde, Luther an den römischen Hof auszuliefern, verweigerte dieses standhaft und erklärte sich jetzt öffentlich als Luthers Schutzherr.

Durch den Verbrennungsact der Lutherschen Schriften, hatte Kayser Karl ziemlich handgreiflich angedeutet was Luther von ihm zu erwarten habe. Um so mehr war daher des großen Mannes Muth und Standhaftigkeit zu verwundern, als er eine Einladung nach Worms auf den Reichstag erhielt, um vor Kayser und Reich seine Lehre zu vertheidigen. Luthers Freunde zitterten für sein Leben, er nicht!

„Wenn ich — sagte er — berufen bin, um zu „reden und meinen Herrn Jesum zu bekennen, „so will ich — sollt' ich nicht gesund seyn, „mich krank hinführen lassen. Der die drei „Männer im glühenden Ofen erhielt, kann auch „mich erhalten. Will er es nicht, so ist's um „meinen Kopf eine schlechte Sache, wenn er gegen Christum gehalten wird, der mit höchster „Schmach getödtet ward. Versehet euch zu mir „alles, nur nicht, daß ich fliehe oder widerrufe, „Beides will ich nicht, so wahr Jesus mich stärket!"

Mit Vertrauen auf das ihm versprochene sichere Geleit und den Schutz seines Herrn, des redlichen Churfürsten, reisete er drauf in Begleitung eines Rechtsbeistandes, Doctor Schurf und anderer Freunde, als: Justus Jonas und Nicolaus Amsdorf, nach Worms, wo nicht nur der Kayser und dessen Bruder, der Etzherzog Ferdinand, sondern auch alle Churfürsten, eine Menge anderer Fürsten, Erzbischöffe, Prälaten und Aebte, kurz eine große Anzahl vornehmer Männer versammelt waren. — Unter diesen befanden sich die heftigsten Feinde Luthers, denen aber seine versprochene Ankunft in Worms nicht behagte, weil sie sein derbes Wort und seinen glühenden Eifer für Wahrheit und das reine Wort Gottes fürchteten; und die noch weniger mit dem sichern Geleit zufrieden waren, das ihm der Kayser gab.

Sie hofften indessen doch noch: und bauten auf Luthers Furcht, und glaubten, daß er einen geschickten Ausweg suchen würde, um dieses ernstliche Gericht zu meiden.

Doch Luther kannte keine Furcht. Er reiste mit freudigem Herzen von Wittenberg ab, predigte oft während seiner Reise, und ließ, wenn man ihn vor Worms warnte und es im Geiste ein zweites Costnitz nannte, eine Seelenruhe blikken, die ihm die Bewunderung aller Menschen erwarb. „Ja! wahrlich! — rief er unter

„andern ans — wenn meine Feinde gleich ein „Feuer machen, das zwischen Wittenberg und „Worms bis an den Himmel reicht, so will ich „doch im Nahmen des Herrn erscheinen, weil „ich aufgefordert bin, Christum zu bekennen, „den ich auch walten lassen will" und an seinen Freund Spalatin, der ihn noch kurz vorher vor Worms warnen ließ, schrieb er: „Wenn auch „so viele Teufel zu Worms wären, als Ziegel „auf den Dächern, so geh ich doch dahin und „fürchte nichts," Daß er Wahrheit schrieb, beweiset sein auf dieser Reise trefflich gedichtetes Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen. ꝛc"

Wie ein leuchtendes Meteor durchblitzte es auf einmal ganz Worms, als (am 16 April 1521) Luther auf einem offenen Wagen in seinem einfachen Mönchshabit, und in Begleitung vieler vornehmer Männer, die ihm entgegen geritten waren, auf den Hauptstraßen erschien, wo sich mehr als 2000 Menschen befanden, welche Neugier und Bewunderung herbeigelockt hatte. Aller Augen ruheten auf den seltenen Mann und viele zeigten mit den Worten des berühmten Erasmus von Rotterdam auf ihn hin: „das ist „der, der dem Papste an die dreifache Krone „und den Mönchen an ihre dicken Bäuche ge„griffen hat."

Am andern Tage erschien Luther auf dem Bischofshofe in der Reichsversammlung, nachdem er vorher in seiner Stube noch ein inbrünstiges Gebet zu Christum gen Himmel gethan hatte.

Das Gedränge des Volks, das, um ihn zu sehen und zu hören, herbeigeströmt war, war so groß, daß man, aus Mangel an Raum, die Dächer mit Menschen besetzt sah. — Als er nun vor die Reichs-Versammlung trat, fragte ihn der churtrierische Kanzler, im Namen des Kayserś und der Stände, „ob er sich zu „den Büchern, die vor ihm lägen, bekenne?" Luther blickte die Titel eines jeden Buchs an, und sagte dann ein lautes „Ja!" Auf die neue Frage: „ob er das, was er darinnen ge„lehrt, widerrufen wolle?" bat er sich Bedenkzeit aus, die jedoch nur bis zum andern Tage dauerte, wo er mit der ihm eigenen Freimüthigkeit und dem unerschütterlichsten Muthe antwortete, daß er nichts von Allen widerrufen könne, und da er noch hinzusetzte, daß er viele von diesen Büchern um so weniger widerrufen möchte, weil sie schon längst von vielen erleuchteten Männern für christlich und unschuldig anerkannt worden wären, und er dann, wenn er widerriefe, des Papstes Tyrannei nur gut heissen würde, ja, daß, falls man ihm Irrthümer durch die heilige Schrift bewiese, er ohnehin nicht hartnäckig bei seiner Meinung beharren werde; so forderte der Kanzler, statt aller dieser Umschweife, eine kurze bündige Antwort.

„Wohlan! „entgegnete Luther — so will „ich euch denn eine Antwort geben, die we„der Hörner noch Zacken hat"

„Dem Papste und den Con„cilien glaub' ich nicht! Ue„berführt bin ich nicht. Wi„derrufen kann ich nicht. Hier „steh' ich; ich kann nicht an„ders: Gott helfe mir! Amen.

Diese feste, das Herz tief erschütternde Antwort gefiel dem Kayser und allen Anwesenden. Karl ließ sich sogar die Worte verlauten: „dieser Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muthe." Auch viele andere Fürsten und Herren schenkten ihm ihren Beifall und munterten ihn auf, der Wahrheit treu zu bleiben, wozu Luther auch fest entschlossen war, denn er sagte

beim Herausgehen aus dem Saale zu seinem Freunde Spalatin:

„Wenn ich tausend Köpfe hätte, wollt' ich „sie mir doch lieber alle abhauen lassen, „als einen Widerruf thun."

Karl mochte diesen unerschütterlichen Muth in Luthers Seele gelesen haben. Da er aber mit ihm und seiner Reformation im Ganzen nicht zufrieden war, weil er es mit dem römischen Stuhl nicht gern verderben wollte, so glaubte er, zur Aufrechthaltung des alten Glaubens, Luther in die Reichs-Acht erklären zu müssen. Er ließ deshalb den Ständen eine eigene, hierüber verfertigte, Schrift ausliefern, in welcher er seinen Entschluß, jedoch mit dem Versprechen, bekannt machte, daß er dem Geächteten das freie Geleit nicht brechen wolle. Diese Schrift machte auf die Stände einen üblen Eindruck, weil sie ohne ihr Zuthun abgefaßt worden war.

Inzwischen gab sich der Churfürst Richard von Trier viele Mühe, um Luther zum Widerruf zu bewegen, und als dieser davon durchaus nichts wissen mochte, so bat er ihn dringend, daß er über ein anderes Mittel nachsinnen möchte, wodurch der Streit entschieden werden könnte. — Luther erklärte darauf: daß er keins wisse, und setzte hinzu: „Ist meine Sache „nicht aus Gott, so kann sie nicht lange dauern; ist sie aber aus Gott, so wird man sie „auch nicht dämpfen können."

Luther reiste endlich, von den herzlichsten Wünschen vieler Fürsten und seiner Freunde begleitet von Worms am 26. April wieder ab. Der kayserliche Herold begleitete ihn auch dieses mal, aber nicht bis nach Wittenberg, welches auch Luthers Wille selbst nicht war, indem er schon mit seinem hohen Gönner, dem Churfürsten von Sachsen, einverstanden war, eine Zeitlang auf dem Schlosse Wartburg, bei Eisenach, zu bleiben, um den Gefahren der Reichs-Acht zu entgehen. Niemand wußte um dieses Geheimniß, als der Churfürst, Luther und der Hauptmann des Schlosses, ein gewisser Herr von Berlepsch. Als nun der Wagen in einem Gehölze bei Eisenach ankam, sprengte auf einmal Berlepsch mit einem andern verkappten Reiter herbei, hieß Luthern aussteigen und sich auf ein Pferd setzen, und so brachte er ihn glücklich auf die Wartburg, wo er als Ritter Georg, und blos dem Studium der Bibel lebte. Seine Freunde wußten nicht, wo er geblieben war, und waren sehr um ihn bekümmert; der Churfürst hingegen freute sich über die gelungene That um so mehr, indem am 26. May *) das sogenannte Wormser Edickt, oder die Reichs-Acht gegen Luther öffentlich bekannt gemacht wurde.

Luthers Feinde hatten jetzt zwar gesiegt, ihn aber nicht überwunden, denn er lebte noch — lebte zur Freude der Bekenner Jesu, deren Herzen für Wahrheit glühten. Diese Wahrheit, die so lange durch Wahn und Täuschungen war verdunkelt worden, trat wieder ans Licht der Sonne, und das sanfte Licht der Aufklärung, das Luther angezündet hatte, verbreitete sich allgemeiner; überall suchte man die Fesseln zu sprengen, die das Papstthum geschmiedet, und mit welchen es Jahrhunderte lang den freien Willen des Menschen eingezwängt hatte: überall las man in Luthers Schriften, und bewunderte einstimmig des wackern Mannes festen Muth und erhabene Größe. Doch mit seinen Schriften

*) Es wurde aber auf den 8. May zurück datirt damit man glauben sollte, als wenn es die Beistimmung aller Stände des Reichs erhalten hätte.

allein schien es ihm nicht genug gethan zu seyn. —

Die Bibel, dieses Denkmal des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, mußte, als das Buch aller Bücher, seines Bedünkens nach in die Hände der Christenheit geliefert werden, damit jeder daraus sein wahres Heil und einziges Glück, so wie die abscheulichen Irrthümer des päpstlichen Stuhls, zu erkennen vermochte. Zu dem Ende übertrug er das neue Testament ins Deutsche ließ es dann drucken und überall ausbreiten. Nun lasen nicht blos die Geistlichen — nun las das ganze Deutsche Volk, ohne Ausnahme, die Bibel. Welch' ein hoher Gewinn für den Mann, der mit unbegränztem, felsenfesten Vertrauen auf den großen Schöpfer dieses Buchs, die finstere Welt erleuchtete, so viele Seelen dem Papstthum entriß und sie zu dem lautern Quell führte, der allein von Jesu Verdienst um die Menschheit ausströmte! und welch ein Gewinn für die Wahrheit selbst — denn die Reformation fand überall Anhänger, in Antwerpen, Emden, Strasburg, Halberstadt, Worms, Erfurt, Zwickau, in Böhmen, Pommern, Preußen und Polen u. s. w. In Wittenberg schafften Luthers Ordensbrüder zuerst die Messe ab, mehrere Geistliche verheiratheten sich und viele Nonnen verließen ihre Klöster. An mehreren Orten predigte man öffentlich nach seinen Grundsätzen, und entsagte schon vielen Mißbräuchen der römischen Kirche, als z. B. der Privatmesse, welche Luther für kein Opfer gehalten wissen wollte. In andern Ländern aber, wie z. B. in Portugal und England, fand er auch wiederum Feinde, welche seine Lehre verfolgten. Heinrich VIII. von England schrieb sogar ein Buch gegen ihn, in welchem er die römischen Irrthümer zu vertheidigen, und Luther selbst lächerlich zu machen suchte; der Angegriffene fertigte ihn aber in einem andern Buche mit scharfer Lauge wieder ab, worüber der König sich hernach bei dem Churfürsten beklagte. Auch im deutschen Reiche stand hie und da ein Widersacher gegen ihn auf. So verbot Herzog Georg in Leipzig das Lesen der Bibel, und befahl, daß seine Landeskinder von den Universitäten, wo man über Luthers Grundsätze läse, ohne Verzug abgerufen werden sollten. In den herzoglichen Braunschweigischen Ländern, im Oesterreichischen, Würtembergischen und in den Niederlanden verfolgte man die Evangelisch-Gesinnten, und auf Georgs Befehl untersuchten die Bischöffe von Meissen und Merseburg, die Kirchen, und wollten die päpstlichen Gebräuche wieder einführen.

Doch — was war dieser taube Saame des römischen Unkrauts, gegen die volle blühende Saat des Evangeliums in Bremen, Frankfurt Augsburg, Hamburg, Nürnberg, Magdeburg, Ulm, Mainz, Erfurt, Eisenach. ꝛc. In Wittenberg und Bamberg zumal kam die Anbetung der Heiligen, die Verehrung ihrer Reliquien und andere Possen schon sehr in Verfall, und in Stralsund trieb das Volk alle Mönche aus den Klöstern heraus und zertrümmerte die Heiligen Bilder in den Kirchen. — Diese heilsamen Veränderungen unterstützte Luther, der von Wartburg nach Wittenberg zurückgekehrt war, auf das kräftigste und schrieb unermüdet Bücher zur Erklärung der heiligen Schrift, und Briefe an seine Freunde, in welchen er sie zum Muth und Ausharren in dem angefangenen schönen Werke ermunterte.

Im Anfang des 1522. Jahrs fiel aber Luthers Freund Doctor Carlstadt in Wittenberg, auf den sonderbaren Gedanken, in dem Städtchen Orlamünde bei Jena, nach dem Bei-

spiel des griechischen Kayſers Leo Iſaurus*) einen Bilderſturm zu veranlaſſen — und dies zu einer Zeit, wo die Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden war, indem man durch Luthers herbeigeführte Aufklärung das Wahre und Falſche der Bilderaufſtellung ſchon hinlänglich kannte. Seine Schwärmerei ließ es aber dabei nicht bewenden; ſie brütete auch Lehren aus, die er in einen Predigten öffentlich verkündigte.

Unter andern behauptete er, daß der Leib und das Blut Chriſti im Abendmahl nicht wirklich gegenwärtig ſey. Dieſe Meinung fand bei vielen gelehrten Männer Eingang und auch der Prediger Ulrich Zwingli in der Schweiz ſchenkte ihr ſeinen Beifall. Luther eiferte mit Herz und Mund dagegen und reiſete ſelbſt zu Carlſtadt nach Orlamünde, um ihm ſein unbeſonnenes Benehmen zu verweiſen. Aber vergebens; — Carlſtadt predigte fort, und zog nach wie vor gegen alle Bilder zu Felde, und als er hernach die churſächſiſchen Länder meiden mußte, wendete er ſich nach Baſel in der Schweiz, wo ſeine Anhänger ſich mehrten. Hier lebte kurz nachher auch der bekannte Calvin als Profeſſor, nach welchem ſich in der Folge die Reformirten, "Calviniſten„ nannten, und ſich von den Luthtranern deshalb trennten, weil ſie in der Lehre vom Abendmahle abwichen. Luther nämlich behauptete: daß in, mit, und unter dem geſegneten Brod und Wein der wahre Leib und das wahre Blut Chriſti wirklich verborgen ſey; dagegen Calvin und mit ihm Zwingli ſagten: das Brod und der Wein im Abendmahl bedeute blos den Leib und das Blut Chriſti.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Fruchtbarkeit iſt im Einzelnen auch in Holland auſſerordentlich geweſen. Zu Oudshoven in Süd-Holland ſind von einer einzigen Kartoffel 1199 Kartoffeln eingeerndtet worden, welche zuſammen 38 Pfund wogen.

*) Als nämlich im Jahr 726 die Verehrung der Bilder bei den damaligen Chriſten in vollkommene Abgötterei ausartete, befahl dieſer Kayſer, dieſen Misbrauch gänzlich abzuſtellen; Er machte den Anfang mit Niederreiſſung eines Crucifixes, welches auf dem Kayſers-Schloſſe ſtand und von allen mit großer Andacht verehrt wurde. Das Volk lärmte heftig und veranlaßte einen Zuſammenlauf, wobei viele ermordet, wurden. Die Sache erregte deshalb beſonders in Italien großes Aufſehen und der römiſche Biſchoff hielt 732 ein eigenes Concilium worinne er feſtſetzte, daß alle Bilderſtürmer unwürdig ſetzen ſollten, den Leib und das Blut Chriſti zu empfangen, doch der Kayſer kehrte ſich nicht daran, ſondern ſandte vielmehr ein Heer nach Italien, welches die Rebellen züchtigen, und alle Bilder niederreißen mußte, wo es dergleichen fand.

Ich verfehle nicht, einem geſchätzten Publikum den bei mir erſchienenen neuen verbeſſerten Kalender der freien Hanſe-Stadt Bremen für das Jahr 1818, welcher bei allen Herrn Buchbindern gebunden zu 2 Gr. zu haben iſt, beſtens zu empfehlen. Er enthält außer den richtig berechneten Kalender-Rechnungen: von den Jahreszeiten; von den Finſterniſſen im Jahre 1818; Bauern-Praktik; Verzeichniß der Märkte und Meſſen; den jetzigen richtigen Poſtenlauf ſämmtlicher abgehenden und ankommenden Poſten in Bremen; Sperre und Schluß der Thore in Bremen; Mittel gegen den Bienen- und Wespenſtich; Mittel wider die Hühneraugen; Vermehrung der Kartoffeln; Anekdoten und die vorzüglichſten Lebens-Epochen des allgemein verehrten Dr. Martin Luther.

Georg Jöntzen, Buchdrucker.

Beilage zu No. 63. des Bürgerfreundes.

Sonntag den 2. November.

Theaterkritik.

Statt der Operette: der Wasserträger, wurde am 20. October Johann von Paris gegeben. Die Rolle des Johann bildete das zweite Debüt des Herrn Strobe, und fiel nicht minder genügend aus, als das erste. Eine etwas vornehmere Tournüre würde sein Spiel in manchen Scenen mehr gehoben haben. — Als Prinzessin sang Frau Ringelhardt dieses Mal so vortrefflich als je zuvor. Um so mehr müssen wir es ihr verdenken, daß sie dem Publikum für den verdienten Beifall jedes Mal durch Kniebeugung den unterthänigen Dank abstattete. Bei aussergewöhnlichen Ehrenbezeugungen mag dies angebracht seyn, übrigens aber ist zu wünschen, daß dieses ärmliche Bedürfniß der Mittelmäßigkeit auf den Wiener Theatern, den Beifall des Publikums durch kriechende Höflichkeit für die Folge sich zu sichern, bei uns nicht möge eingeführt werden. — Frau Schmidt ersetzte durch einen sehr gefälligen Gesang manches, was man ihr in Hinsicht der Mimik und einiger äusserlichen Zufälligkeiten hätte wünschen mögen. — Das Spiel und der Gesang des Herrn Zschischka, als Seneschal, war sehr ergötzend, — Das Orchester war in vielen Rücksichten höchst mittelmäßig besetzt, und die Musik machte daher auch nur geringen Eindruck, wie denn überhaupt auch dieses Mal die Ausschmükkung der Oper durch ein Verbot des Luxus beschränkt worden zu seyn schien.

Schillers Wilhelm Tell soll am 21. d., nach den Versicherungen der Theaterfreunde, ohne allen Effect dargestellt worden seyn.

Eben so am 22. der Wasserträger, in welcher Oper man jedoch der Darstellung der Rolle des Wasserträgers durch Herrn Zschischka, Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Der Vielwisser verblüfft (um uns eines Ausdrucks des Verfassers zu bedienen) die Menge, so wenig er auch weiß. Bei alle dem bildet das Stück eine derbe Persiflage auf die geist- und erfahrungslose Gelehrsamkeit; und wenn, nach Jean Paul, im Komischen die Parodie bis zum Unsinn erlaubt ist, so mag auch dies Kotzebuesche Lustspiel die Fluth des letztern vermehren. „Gewisse mittelmäßige Stücke, sagt Lessing, müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der Schauspieler seine ganze Stärke zeigen kann.“ — Die Rolle des Vielwissers scheint ganz für Hrn. Ringelhardt geschrieben, der darin ohne alle scherzhafte Anwendung, sehr excellirt. — Dies Stück wurde am 23. October gegeben.

Am 25. gab man das historische Schauspiel, Ferdinand der zweite, von Caroline Pichler. Das Stück hat nicht viel Kraft und dabei noch bedeutende Fehler, wenn es so geschrieben ist, wie es hier dargestellt wurde. Die Episoden sind das Vorzüglichste darin, doch befinden sie sich nicht immer am passendsten Orte. Der Character des Königes erweckt nur sehr geringes Interesse, da er sich stets passiv verhält und bei der Handlung den müssigen Zuschauer spielt. Der eigentliche Held des Stücks ist der Obrist S. Hilaire', welchen Hr. Gerber gut darstellte. — Die Unterredung zwischen Hrn. Hanff, als Freiherr Zierotin, und Hrn. Körner, als Grafen Schlick, wirkten auf die Zuschauer fast wie Opium. — Die Maria wurde durch Frau Müller mit Beifall gegeben.

Die auf den 27. versprochene Vorstellung des Käthchens von Heilbron war bis zum 29. verschoben. Ihre Stelle ersetzte die des Trauerspiels, das Haus Barcelona, von Rudolph vom Berge.

Daß vom Erhabenen zum Lächerlichen oft nur ein Schritt sei, wurde ebensowohl durch das Stück selbst, als auch durch die Aufführung desselben von neuem bestätigt. Nicht leicht kann man sich einen größern tragischen Nonsens denken, nicht leicht kann man ihn furioser darstellen sehen: Der Verfasser hat nicht ermangelt das theatralische Geschütz vom gröbsten Caliber in Thätigkeit zu setzen, um in den Herzen und Thränendrüsen der Zuschauer eine Bresche zu bewirken. Ein Donnerwetter eröffnete das Stück, ein Donnerwetter beschloß dasselbe. Sanfte Melodien, Trauer- und Sturm-Märsche, Kriegsgetümmel und Chorgesang, Hurrah- und Wehe-Geschrei, Dolche, Schwerdter, Mord, Leichen, Grabeshügel, Katakomben, Särge und eine Geister-Erscheinung, wechselten unter Brausen und Grausen, schauerlich mit einander ab. Glücklicherweise zeigte der größte Theil der Schauspieler mehr Mitleiden für die armen geängstigten Zuschauer, als Hr. Rudolph vom Berge, und wußte durch eine unwillkührliche Ungeschicklichkeit der Darstellung eine solche tragicomische Wendung zu geben, daß dadurch mehr das Zwergfell, als das Herz erschüttert wurde.

Das Käthchen von Heilbron,

am 29. October aufgeführt.

Der Vorstellung des Käthchens von Heilbron auf der hiesigen Bühne das Horscop zu stellen, konnte Personen von Geist und Bildung nicht schwer fallen, sobald sie die Eigenthümlichkeit dieser dramatischen Dichtung erwogen und sie mit den Fähigkeiten des größten Theils der Schauspieler und Schauspielerinnen verglichen, durch welches sie dargestellt werden sollte. Es ist daher nichts weniger als auffallend, daß von dem völligen Scheitern und Durchfallen dieser Vorstellung mehrere Tage und Wochen vorher so laut gesprochen wurde. Auffallender ist es, daß dieses nicht zu den Ohren der Direction gedrungen seyn soll! Sie hätte sich vielleicht dadurch bewegen lassen, den Unfall durch eine weisere Vertheilung der Rollen, und durch eine Darstellung des Stückes in seiner Intregität, vorzubeugen;

um so mehr, da sie doch nachgerade wohl fühlen muß, daß es mit der Geduld des Publikums, dem sie für seine bisherige so große Nachsicht so viele Verbindlichkeit schuldig zu seyn anerkennt, zu Ende geht. Es sei fern von uns, zu erwarten, daß sie von unserer Andeutung der Stimmung des Parkets in einem der vorigen Stücke dieses Blattes hätte Notiz nehmen sollen, ob schon es zu ihrem Besten gewesen wäre. Es giebt Schauspieler, sagt Lessing, die durch den leisesten Zweifel an der Unfehlbarkeit ihres Talents aufs höchste beleidigt werden. Ob die Herren von der Direction auch zu denselben gehören, wollen wir sehr gern nicht glauben, und setzen daher auch, ohne alle weitere Beziehung, noch das Folgende, was der ebengenannte große Mann bei derselben Gelegenheit äussert, hierher. „Gelobt werden sich solche Schauspieler nicht immer genug, getadelt aber allezeit zu viel glauben; ja öfters werden sie nicht einmal wissen, ob man sie hat loben, oder tadeln wollen. Ueberhaupt hat man schon längst die Bemerkung gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler, in Ansehung der Kritik, in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit, Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Kunst, abnimmt. (Analekten für Litteratur v. G. E. Lessing. Bd. 4. S. 768.) — Auch der berühmte Engel macht uns auf die so große, oft übertriebene Empfindlichkeit gewisser Schauspieler aufmerksam, und wundert sich nicht ohne Grund „über die unter ihnen herrschende Sorglosigkeit sich zu vervollkommnen. Die meisten lassen sich die Geschmacklosigkeit ihres Publikums gar sehr wohl behagen; sie suchen weit lieber durch Kabalen, durch An-sich-reissen interessanter Rollen, durch neidische Entfernung Anderer, die statt ihrer spielen Beifall zu erschleichen, als ihn durch wirkliche Vollkommenheit ihres Spiels zu verdienen. Wer sie öffentlich unterrichten will, fürcht' ich, erwirbt sich eher ihren Unwillen, als ihren Dank: denn indem er sie erleuchtet, macht er ihnen zugleich das Publikum klüger, und der wohlfeile Preis, um den sie bisher ihren Beifall einzukaufen pflegten, wird ihnen gesteigert." (Ideen zu einer Mimik von J. J. Engel Bd. 1. S. 44 und 45.)

Das Durchfallen der Vorstellung zu verhüten hätte man, unsrer Meinung nach, von Seiten der Direction ganz falsch operirt. Vorzüglich dadurch, daß man, um die Erbärmlichkeit des Talentes einiger darstellenden Subjecte hinlänglich zu verbergen, das Stück so sehr (und zwar auf eine ziemlich ungeschickte Weise) verstümmelt — im Theater-Jargon, „gestrichen" hatte, das heißt, daß man dasjenige weggelassen, was man nicht, ohne Gefahr sich geradezu lächerlich zu machen, darstellen kann. Hieraus entstand ein solches buntscheckiges Chaos von unmotivirten Handlungen, daß aller ächt dramatische Genuß wegfiel und Personen die das Stück zum ersten Male sahen, die nachtheiligsten Begriffe von dem Talente des Verfassers bekamen. Auch zeigte es sich gar bald, daß dieser Nothbehelf bloß hinreichte den gemeinen, gedankenlosen Theil der Zuschauer zu täuschen, und einen Beifall, so ungestüm als wenn er bestellt und bedungen gewesen wäre, vorzüglich von oben herab erschallen zu machen. — *) „Es ist ein praktisches Gesetz für öffentliche Bühnen, sagt Herr Müllner, an dem Texte des Stückes sich nicht zu vergreifen. Allein die Sache besser verstehen wollen als der Dichter ist eine Erbkrankheit der Schauspieler. Unwissenheit und Unverstand sind ihr am meisten unterworfen. Daher zum Theil die unsinnigen Verstümmelungen der Dichtung, daher die fratzenhafte Verzerrung ihrer Darstellungen, welche dem Schatten eines menschlichen Profils gleichen, der von schiefwinklicher Beleuchtung auf eine unebene Wand geworfen wird." (Almanach für Privatbühnen. 1817. S. 299.)

Dann war es auch wieder ein gewaltiger und unverzeihlicher Mißgriff, daß man der Frau Gerber die Rolle des Käthchens übertragen hatte. Unsere gute Meinung von dem Geist und den Kenntnissen der Herren Directoren ist dadurch sehr erschüttert worden. Es ist ein klarer Beweis, daß sie auch nicht einmal eine Ahnung von dem Character derselben gehabt haben müssen. Wenn es bei einem Mangel wahrer Empfindung einem Subjecte versagt ist, auf seinem Antlitze mehr als zwei Züge hervorzubringen, und wenn diese Züge, oft ohne alle Veranlassung, mechanisch zwischen einem Schmunzeln, (beim Lächeln) und einem Dicken-Mund-machen (beim Ernst) wechseln, so sollte man glauben, daß es unmöglich sei auf den Gedanken zu kommen durch dasselbe das Käthchen, dessen Wesen ganz Empfindung, selbst bis zur Extase, ist, darstellen lassen zu wollen. — Sicher ist diese Rolle eine höchst schwierige Aufgabe und mag vielleicht kaum einer Küßlerin vom ersten Range ganz gelingen. Sie ist auf der Bühne noch in keinem andern Stücke versucht, und einer der geistreichsten Dichter unserer Zeit, Jean Paul Friedrich Richter, scheint fast zu zweifeln daß ein Theil ihres Charactees darüellbar sei, wenn er andeutend sagt „Wer die Entzückung auf die Bühne bringen wollte, was so schwer ist, da der Schmerz weit mehr Gliche und Uebungen zum Ausspruche hat als die Freude, der gebe sie einem Menschen im Schlafe. Wenn er ein einziges Mal lächelt, so hat er uns ein sprachloses Glück erzählt, und es entfliegt ihm, sobald er das Auge aufschlägt." (Vorschule der Aesthetik. B. I. S. 35.(— Nun vergleiche man hiermit den Ausdruck, den wir auf unserer Bühne unter dem Hellunstrauch gesehen haben! !

Sehr viel hätten wir noch von dem übrigen Spiel und der Vorstellung überhaupt zu sagen: allein wir befürchten die Geduld unserer Leser zu ermüden, und sind selbst des strafrichtenden Tones überdrüssig in welchen wir denn doch z. B. über die in vieler Hinsicht matte Darstellung der Rolle des Grafen Strahl, durch Hrn. Gerber, den wie ein förmlich Betrunkener sich geberdende Rheingrafen (Hr. Klingelhardt) und die sonstigen Unordnungen sprechen müßten. — Die übrigen bei der Aufführung des Stückes noch thätig gewesenen Mitglieder des Theaters (bis auf wenige ehrenvolle Ausnahmen) werden es uns sicherlich Dank wissen, wenn wir von ihren Darstellungen schweigen.

---

*) Wir haben keine Beifallsbezeugungen, wohl aber laute, und zwar sehr gellende Zeichen des Mißfallens, vorzüglich am Ende der Vorstellung, vernommen, die uns ebenfals bestellt und bedungen zu seyn, vorkamen.

A. d. R.

№ 64.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 6. November. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Carlstadt hatte während seines Aufenthalts in Orlamünde Bekanntschaft mit einem Prediger in Allstädt (in Thüringen) Thomas Münzer gemacht, der mit andern Schwärmern (wovon einer, mit Namens Storch, zu Zwickau lebte) zusammenhielt, die sich für Leute, unmittelbar von Gott berufen, ansahen, um die Kirche zu verbessern und besonders gegen die Kindertaufe eiferten. Seine Schwärmerei steckte nun auch diesen an und verleitete ihn zu ganz sonderbaren Meinungen, die für das Lutherthum sehr gefährlich zu werden schienen. Münzer nämlich rühmte sich göttlicher Offenbarungen, nannte sich einen Gesandten Gottes und Luther einen zweiten Papst, dessen Reformation unerheblich und unnütz sey. Aber die kecken Behauptungen brachten ihn um seine Stelle; doch wurde er kurz darauf wieder Prediger in Mühlhausen in Thüringen, wo er noch freier zu Werke gieng und Grundsätze verbreitete, welche sogar die Störung der öffentlichen Ruhe veranlaßten. Da sich nun in Schwaben, Franken und im Elsaß kurz darauf der bekannte Bauernaufruhr erhob und ganze Horden von Leuten niedrigen Standes, welche ihrer Obrigkeit nicht nur den Gehorsam aufgekündiget, sondern sich auch geweigert hatten, ihr die gehörigen Abgaben zu reichen, nach Thüringen zogen; so benutzte Münzer, der unter andern auch eine Gemeinschaft der Güter lehrte, diese sich ihm darbietende Gelegenheit, um seine Grundsätze noch wirksamer zu machen und warf sich zum Anführer des rasenden Haufens auf. Die Bauern glaubten, durch das Commandowort eines Predigers dazu aufgemuntert, Gräuelthaten nach Belieben verüben zu können; und stifteten deshalb überall, wohin sie kamen großes Unheil, plünderten Klöster und Edelhöfe, und rückten endlich in ein Lager bei Mühlhausen zusammen. Luther, der wol wußte, daß die Papisten alle diese Unruhen Früchte seiner Lehren nannten, machte mehrere Reisen nach Nordhausen, Weimar, Orlamünde,

Eahla, Zwickau, Erfurt u. a. O., und hielt dort öffentliche Predigten gegen diesen Unfug, tadelte Münzers Grundsätze und suchte das verführte Volk wieder auf den rechten Weg zu bringen. Allein diese Bemühungen rotteten das Uebel bei weitem nicht aus, und die Herzöge von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig sahen sich in der Folge genöthiget, mit Truppen gegen den Bauerngeneral auszuziehen. Am 15. May 1525 kam es bei Frankenhausen zur Schlacht; 5000 Bauern deckten das Leichenfeld, viele flohen zerstreut ins Innere von Sachsen und Thüringen und Thomas Münzer, als das Haupt der Uebelgesinnten, wurde gefangen und hernach mit 25 andern seiner Gehülfen, enthauptet.*)

Zu Anfange des 1525sten Jahres wurde in Nürnberg ein Reichstag gehalten, auf welchem ein päpstlicher Nuntius mit einem Schreiben des Papstes Adrian VI. erschien, (Leo X. war bereits zu Ende des Jahres 1521 gestorben) in dem die Reichsstände ersucht wurden, die Acht und den Bann sowohl an Luther, als auch an seinen Anhängern zu vollstrecken. Die Stände nahmen das Schreiben an und baten, nachdem sie dem Nuntius auch 100 Beschwerden wider die Mißbräuche des römischen Stuhls übergeben hatten, den Churfürsten, daß er der Lutherschen Lehre so lange Einhalt thun sollte, bis der Streit auf einem Concilio näher untersucht worden sey. Besonders verlangte Herzog Georg von ihm, daß er den kecken Augustiner, wie er ihn nannte, wegen seiner anzüglichen Schreibart, züchtigen möchte; doch der Churfürst, der ein Freund dieses Augustiners war und seine Lehre als die einzig wahre, zu schützen sich entschlossen hatte, lehnte alle diese Vorschläge von sich ab und ließ Luthern schalten und walten nach Gutdünken. Auf diese Art konnte die Reformation wenigstens so lange, als Friedrich der Weise lebte, in den sächsischen Ländern nicht unterdrückt werden. Aber auch in fremden Ländern, wo man zur Verbesserung der Kirche Zutrauen schöpfte, hatte das gute Werk seinen ununterbrochenen Fortgang, einige Verfolgungen ausgenommen, die hier und da im Mainzischen, im Würzburgischen, in den Niederlanden und in Mähren statt fanden, wo man mehrere Lutherischgesinnte von ihren Aemtern jagte und einige sogar verbrannte.

Der Kayser war auf diesem Reichstage nicht selbst gegenwärtig, sondern hatte seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand als seinen Stellvertreter gesandt. Seine Abwesenheit mochte also wohl auch vieles dazu beitragen, daß die Stände mit dem Ansuchen des päpstlichen Nuntius freier zu Werke giengen, als dieß außerdem geschehen seyn würde; sie faßten endlich einen sehr gemäßigten Reichsschluß im Namen ihres Souverains ab, der aber dem Papste so wenig gefiel, daß er sich deshalb an den Kayser wandte. Karl schickte nun, um es mit dem heil. Vater nicht zu verderben, ein Decret aus Spanien, wo er sich derzeit aufhielt, an den Reichstag und erklärte darinnen jenen Schluß für null und nichtig, drang auch, so wie der Papst, auf die Vollziehung des Wormser Edicts. Aber auch jetzt nahm man darauf keine Rücksicht. Die Sache blieb, wie sie war, und Campejus (so hieß der Nuntius von Rom) genoß den unaussprechlichen Verdruß, statt der Unterdrückung der neuen Lehre überall die Ausbreitung derselben zu erfahren. Selbst in Nürnberg theilte man z. B. das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus, woran gegen 4000 Men-

*) Eine wohlgerathene „Geschichte des deutschen Bauernkriegs" schrieb Sartorius, Berlin 1795.

schen Antheil nahmen. Da nun Campejus sahe, daß die Vollziehung des Edicts noch weit entfernt sey, so schloß er in Regensburg mit den, der Reformation abgeneigtesten Ständen, als dem Erzherzog Ferdinand, den Herzögen von Baiern, Wilhelm und Ludwig, dem Erzbischof von Salzburg und den Bischöffen von Trient und Regensburg, im Namen seines Herrn, Clemens VII. (denn Adrian VI. war gestorben) ein Bündniß, nach welchem sie sich anheischig machten, das Wormser Edict in ihren Landen in Vollziehung zu bringen, keine Neuerungen in dem äußern Cultus (Gottesverehrung) zu gestatten, verheirathete Prediger und entlaufene Nonnen hart zu strafen, die Studenten ihrer Länder aus Wittenberg zu rufen und die Güter derer, welche diesem Befehle nicht gehorchen würden, der Staatskasse einzuverleiben.

Ehe noch der Bauernkrieg beendigt war, starb Friedrich der Weise, an dem das Land ungemein viel verlohr. Indessen wurde der Verlust durch seinen wackern Nachfolger, Johann den Beständigen, der eine feste Stütze der Reformation ward, reichlich ersetzt. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er sich öffentlich für Luthers Grundsätze erklärte und das Kirchenwesen zu verbessern suchte. Besonders tadelte er die Ausschweifungen der Geistlichkeit und wies sie auf die Worte Pauli hin, welcher sagt: „daß Freien besser als Brunst leiden sey. Dieß bewegte viele Geistliche zur Heirath und Luther selbst ließ (als er bereits ein Jahr vorher seine Mönchskutte abgelegt und am 20sten Sonntage nach Trinitatis in seinem neuen Predigerrocke die erste Predigt gehalten hatte) mit einem Fräulein von Bora*), das aus dem Kloster Nimptschen bei Grimma entflohen war, sich trauen. Er lößte ferner die Gerichtsbarkeit der Bischöffe auf, billigte die Abschaffung der papistischen Gebräuche bei dem öffentlichen Gottesdienst, verbannte die lateinischen Gesänge und Gebete und übersetzte die Taufformel ins Deutsche. Seinem Beispiele folgten viele andere Fürsten, als Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Heinrich, Georgs Bruder, in Freyberg, Herzog von Sachsen, Lauenburg, Graf Philipp von Hanau, die Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Herzog Heinrich von Meklenburg u. a. Mehrere dieser Fürsten machten, als sie hörten, daß die Papisten auf Vorstellung Clemens VII. einen Bund wider sie zu Leipzig gemacht hatten, nach welchem sie gesonnen waren, dem Wormser Edict volle Rechtsgültigkeit zu verschaffen, einen Gegenbund in Torgau (4. May), wobei es am Ende hieß: „Wir setzen in alle Wege unser Vertrauen nicht auf uns oder unsere Lande, Leute und Vermögen, sondern in und auf Gott, den Allmächtigen, dem es gleich ist, mit vielen oder wenigen wider die Feinde zu siegen."

Mit etwas bangem Herzen reisten die Evangelisch-gesinnten auf den Reichstag nach Speier, der am 25. Juni eröffnet wurde. Ferdinand, der abermals im Namen Kayser Karls erschien, ließ von neuem den Wunsch blicken, daß doch die Unruhen in der Kirche endlich getilgt und das Wormser Edict vollstreckt werden möchte, weil das Letztere das einzige Mittel sey, um das Erstere zu bewirken. Viele Stände, besonders Luthers Anhänger, wollten jedoch davon durchaus nichts wissen, sondern beriefen sich auf ein freies Concilium, welches ihnen endlich auch binnen Jahresfrist eingeräumt wurde; bis dahin, hieß es, soll sich jeder Stand in Religionssachen

*) Das Fräulein von Bora war 26 und Luther 42 Jahr alt. D. Bugenhagen trauete sie.

so verhalten, wie er's vor Gott und dem Kayser zu verantworten gedenkt. Diese Verstattung hatte eine ungemein wohlthätige Wirkung auf die Fortpflanzung der Reformation, denn überall traten nun ungehindert lutherische Prediger auf und verkündigten die Grundwahrheiten der Bibel, schafften nach und nach vollends die Mißbräuche des römischen Stuhls ab und verminderten die Ceremonien, z. B. das Anblasen und Salben der Kinder bei der Taufe. Luther selbst wirkte hiebei thätig mit, schrieb und predigte, so lang es seine Kräfte gestatteten und machte mehrere Reisen zum Nutzen der Reformation. Unter andern brachte er in Vorschlag, die Erziehung der Jugend auf einen bessern Fuß zu setzen; zu dem Ende wurden mehrere leere Gebäude, worinnen sich sonst Nonnen und Mönche aufgehalten hatten, zu Schulhäusern eingerichtet. Ein Jahr darauf fiel auch eine allgemeine Kirchenrevision vor, deren Zweck dahin gieng, die noch übrig gebliebenen Mißbräuche in den öffentlichen Gottesverehrungen vollends abzuschaffen. Der Churfürst ernannte zu den Verwesern derselben Luther und mehrere Gelehrte, welche sich dann in drei Haufen theilten und nun in Thüringen, im Churkreise, im Meißnischen, im Voigtlande und im Altenburgischen ihr Geschäft mit großem Eifer trieben. Luther machte bei diesen Reisen äußerst traurige Erfahrungen, denn er fand den Schulunterricht nicht nur ganz unzweckmäßig, sondern auch die Jugend selbst so verwildert, daß er sich genöthiget sahe, sogleich seine beiden Catechismen, den kleinen und hernach den großen, aufzusetzen, nach denen in der Folge der Jugend das Christenthum gelehrt wurde.

Alle diese Folgen der Reformation kränkten Clemens VII. so sehr, daß er mit dem Kayser, gegen welchen er endlich unwillig geworden war, weil er von ihm, wiewohl immer vergebens, thätige Mithülfe zur Ausrottung des Lutherthums gehofft hatte, Krieg anfieng, wobei er jedoch den Kürzern zog. Karl belagerte Rom und ließ seine Soldaten dort manchen Unfug treiben, bis sich Clemens entschloß, dem Streite durch eine Uebergabe der festen Engelsburg, (6. May), wohin er geflüchtet war, und durch die Abzahlung einer großen Summe (400,000 Dukaten) ein Ende zu machen. Wenn nun auch diese Mißhelligkeit für die Evangelischen im Ganzen keinen Nutzen hatte, so wurde doch der Kayser dadurch abgehalten, sich um die Lage der Kirche zu bekümmern; das Evangelium breitete sich also ungestört weiter aus und die päpstlichen Lehren empfiengen immer gefährlichere Stöße, wiewohl es auch auf der andern Seite nicht an Rüstungen fehlte womit die Katholiken die Evangelischgesinnten bedrohten, wie dieß der durch Otto von Pack verrathene Bund beweist. Dieser Pack nämlich, der Rath und Vicekanzler bei dem Herzog George zu Leipzig war, entdeckte dem Landgrafen von Hessen, daß sein Fürst, mit dem Erzherzog (nunmehrigem König von Böhmen) Ferdinand und mehreren Fürsten und Bischöffen wider die Evangelischen eine Allianz geschlossen hätten, um sie zu bekriegen, sich dann in ihre Länder zu theilen und das Lutherthum völlig auszurotten. Der Landgraf machte sogleich Anstalt dagegen und verband sich mit seinen fürstlichen Freunden, um dem neuen Bunde die Spitze zu bieten. Als hernach Georg zu Leipzig seine Pläne vereitelt sah, leugnete er den ganzen Vorfall und ließ Otto von Pack enthaupten. An diese Drohungen knüpften sich auch wirkliche Verfolgungen, unter denen mehrere sehr heftig waren. Schon wurde ein frommer Mann, Leonhard Kayser aus Raab, in Paßau um Luthers Lehre willen lebendig verbrannt. Joachim I. zu Brandenburg verfolgte

seine eigene Gemahlin Elisabeth, wegen des Genusses des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, so, daß sie, um ihr Leben zu retten, bei Nacht und Nebel entfliehen mußte, und Herzog Georg bewieß sich dermaßen feindselig gegen Luthers Anhänger, daß er alle die, welche in seinen Landen lutherisch predigen würden, mit den härtesten Strafen, wohl gar mit dem Tode, zu belegen drohete.

Damit noch nicht zufrieden, behelligten die Papisten den Kayser Karl einmahl über das andere mit ihren Beschwerden und baten ihn immer dringender, dem Lutherthume ein Ende zu machen. Karl gab endlich nach und sandte seinen Bruder Ferdinand mit sehr geschärften Verhaltungsbefehlen auf den Reichstag nach Speier (15. März), wo ein päpstlicher Nuntius und viele katholische Gottesgelehrte, unter anderu auch Doktor Eck aus Ingolstadt, erschienen. Diese brachten es denn so weit, daß das Wormser Edict aufs neue seine Rechtsgültigkeit erhielt und der auf dem letzten Reichstag abgefaßte Schluß für null und nichtig erklärt wurde. Die Evangelischen konnten sich hiebei nicht beruhigen, sondern beriefen sich abermals auf ein Concilium. Da man aber von Seiten der katholischen Stände dazu den Kopf schüttelte, so faßten sie eine förmliche Protestation (die ihnen in der Folge den Namen der Protestanten beilegte) ab, ließen diese öffentlich in dem Versammlungssaale vorlesen und verlangten durchaus, daß sie dem Reichsabschiede *) beigefügt und dem Kayser zugeschickt werden sollte.

Das Mißvergnügen der Katholiken, das sie bei Abfassung dieser Protestation und die Weigerung, die sie bei dem Verlangen ihrer Gegner, solche an den Kayser zu senden, blicken ließen, brachten die Evangelischen zu dem Entschluß, ihre Protestation durch eine eigene Gesandschaft an den Kayser zu bringen. Sie wählten dazu drei wackere Männer, Johann Ehinger, Bürgermeister in Memmingen, Michael von Baden, Syndicus in Nürnberg und Alexius Frauentraut, Secretär des Markgrafen von Baden, welche sich sogleich auf den Weg begaben und den Kayser, der sich damals in Italien befand, in Piacenz aufsuchten. Da er den Gesandten keine Audienz (Gehör) verstattete, diese aber dennoch durch den kayserlichen Secretär Alexander Schweitz die Protestation in seine Hände spielten, so ließ er, darüber aufgebracht, den Unschuldigen Arrest geben. Sie appellirten gegen dieses Verfahren; aber es nützte ihnen nichts und nur dann erst, als der Kayser die Stadt verließ und nach Bononien aufbrach, um sich dort von dem Papste krönen zu lassen, wurde ihnen die Freiheit angekündiget, welche sie aber doch nicht eher als in Parma erhielten, wohin sie dem Kayser folgen mußten.

Die kalte, verächtliche Art, mit der Karl die Gesandten behandelt hatte, ließ die Evangelischen für ihre Protestation nichts Gutes hoffen. Um sich also in Zeiten vor jedem gefährlichen Angriff zu wahren, kamen sie in den Städtchen Schmalkaden (29 Nov: 1458) zusammen, wohin sie auch die aus Italien zurückkehrenden Gesandten beriefen, nachdem früher mehrere Berathschlagungen zu Saalfeld, Naumburg und andern Orten statt gefunden hatten. Da sie sich hier wegen eines bevorstehenden Krieges berathschlagten und sie mithin den feindlichen Absichten ähnliche entgegen zu setzen beschlossen, so tadelte dies Luther um so mehr, weil er dafür hielt, daß es ihnen als Ständen des deutschen Reichs, die im Grun-

*) So nennt man die Sammlung der Beschlüsse, welche auf einen Reichstage genommen worden sind und nach Beendigung derselben niedergeschrieben wurden.

de Unterthanen des Kaisers wären, durchaus nicht zukäme, mit den Waffen in der Hand gegen ihr Oberhaupt zu kämpfen. Luther äusserte diese Gesinnungen sehr deutlich in einem Briefe an den Churfürsten und dies mochte wohl die Hauptursache seyn, warum in Schmalkalden nichts weiter ausgemacht wurde, als daß man eine neue Zusammenkunft aufs künftige Jahr verabredete; welche alsdann in Nürnberg statt finden sollte.

Der Kaiser reiste inzwischen nach Italien, nachdem er zu Barcellona mit dem römischen Stuhl Frieden gemacht hatte. In dem Friedensschlusse versprach Karl, mit Hülfe seines Bruders, des nunmehrigen ungarschen Königs Ferdinand, Alles anzuwenden, daß die Ketzer wieder in den Schoos der Kirche gebracht würden, und, falls sie hartnäckig blieben, die Waffen gegen sie zu erheben. In Bononien, wo er sich an seinem Geburtstage (24 Febr.) vom Papste krönen ließ, fielen zwischen ihm und dem letztern viele Unterredungen vor, welche alle auf die Religionsverbesserung abzweckten. Clemens drang, wie immer, auf die Unterdrückung des Lutherthums, der Kayser hingegen auf ein Concilium und da der Papst davon nichts wissen wollte, so sprach Carl V. einstmahls in einer Versammlung der Cardinäle sehr bitter über das eingerissene Verderben der Kirche, welchem nicht anders als durch ein Concilium gesteuert werden könnte. Der Papst, der ihm diesen Muth gar nicht zugetrauet hatte, wurde darüber nachdenkend und versprach endlich, den ihm gegebenen Vorschlag mit seinen Cardinälen zu überlegen. Daß Karl bei seiner Forderung sehr günstige Blicke auf Luthers Reformation fallen ließ, erhellt aus den wenigen Worten, deren er sich gegen den heiligen Vater bediente. Er sagte unter andern: „Das göttliche Gesetz befiehlt, daß man keine „fremden Götter anbetet und der Ueppigkeit und „den schändlichin Lüsten nachhängt. Dieß Ge„setz ist unveränderlich und ewig. In die Kirche „aber ist eine solche Art von Anbetung eingeschli„chen die Gott offenbar zur Schmach gereicht; „der Greuel der schändlichsten Laster liegt offen„bar am Tage. Doch nicht um deswillen allein „ist ein Concilium nöthig, sondern die ganze „christliche Lehre muß so zusammengestellt und be„stimmt werden, daß sie in allen Landen ganz „gleichstimmig ist, u. s. w."

Während Karl aufbrach, um nach Deutschland zu gehen, verbreiteten sich die gesegneten Folgen der Reformation unaufhaltsam weiter. Graf Philipp zu Hanau ließ die evangelische Lehre in seinen Herrschaften einführen. Dänemark und Schweden thaten diesen Schritt ebenfalls. — Besonders stark aber reformirte man in der Schweitz, wo es jedoch immer ruhig abging. In Basel ereignete sich ein neuer Bilderstурm. Die St. Gallner z. B. rissen in Münster 33 Meßaltäre nieder und verbrannten 40 Wagen voll Bilder; überdieß schlossen die Schweizer Kantons Zürich, Bern und Basel, im Verein mit der Stadt Strasburg, ein Bündniß zur Vertheidigung der Religion gegen die äußerliche Gewalt.

Luther hielt freilich von solchen Bündnissen und Stürmen, als ein guter Patriot, sehr wenig und predigte immer Liebe, Nachgeben und Geduld; hie und da erreichte er auch seinen Zweck wirklich, wie z. B. zu Rothweil in Schwaben, wo sich 385 Personen des Evangeliums wegen vertreiben ließen und willig auswanderten, aber allemal ließ sich diese Geduld doch nicht üben, wie dieß Beispiele in der Folge beweisen werden. Sein in diesem Jahre geschriebener kleine und große Catechismus, wurde unter die symbolischen Bücher der evangelischen Kirche aufgenommen.

Bei der Zusammenkunft in Nürnberg thaten die Protestanten nichts in ihrer Sache. Sie beschlossen vielmehr, alles auf den Reichstag in Augsburg, der den 8 April 1530. eröffnet werden sollte, ankommen zu lassen, und den sie mit desto größerer Begierde erwarteten, weil ihnen der Kaiser in seinem Ausschreiben zugesichert hatte, daß auf diesem Reichstage eines jeden Meinung und Gutdünken in Liebe und Gütigkeit gehört und wo möglich zwischen beiden Partheien eine Einigkeit gestiftet und alles in Friede beigelegt werden sollte.

Kaum hörte dies der Churfürst von Sachsen, als er Luthern und den übrigen Gottesgelehrten in Wittenberg den Befehl gab, daß sie die ganze christliche Lehre in gewisse bestimmte Artikel fassen sollten. Diese wollt' er dann, mit Zuziehung der übrigen evangelischen Stände, dem Kaiser auf dem Reichstage vorlegen, damit er selbst urtheilen könnte, in wie weit und in wie fern die Grundsätze der Protestanten von denen der Papisten abwichen? Luther erfüllte mit Freuden seinen Befehl und entwarf 17 Artikel, die er dem Churfürsten nach Torgau schickte und die daher den Beinamen: „Torgauische Artikel" erhalten haben. Der wackere Fürst reiste nun nach Augsburg, nachdem er sich vorher noch eine Predigt über Math. 10, 31. „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen, vor meinem himmlischen Vater," hatte halten lassen. Unter seinem ansehnlichen Gefolge, in welchem man den Churprinzen, den Herzog von Lüneburg, den Fürst von Anhalt und viele Grafen und Herren bemerkte, befanden sich auch Luther (der jedoch nur bis Coburg mit gieng, weil er es wegen der Reichsacht nicht wagen durfte, in Augsburg zu erscheinen) Justus Jonas, Spalatin und Philipp Melanchthon, Luthers vertraute Freunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

St. Augustin.

Wer gehet dort am Ufer hin
Am nahen Rand des Meereswogen?
Der Denker ist's Sanct Augustin
Die Stirn in Falten tief gezogen.
Er sinnet hin, er sinnet her,
Sein Geist gleicht dem bewegten Meer;
Die Fluten der Gedanken
Durchbrechen alle Schranken.

Das tiefste, was noch keiner fand,
Geheimniß will er finden;
Zu jenem unsichtbaren Land
Die erste Brücke gründen;
Es fliegt sein unerreichter Sinn,
Ein Blitz, vom Schluß zu Schlüssen hin,
Um zu den Grund von Dingen
Sich mächtig aufzuschwingen.

Das Drei, das Eines ist und heißt,
Das möchte er begreifen;
Er läßt den ungebundnen Geist
Durch alle Sphären schweifen;
Schon dünkt ihm alles licht und klar,
Was vordem tiefes Dunkel war;
Schon glaubt er wider Hoffen
Des Wissens Tiefen offen.

Doch wie er immer weiter schaut,
Sieht er von Finsternissen,
Von Nebel-Hüllen sich umgraut,
Und sein Gebild zerrissen.
Ihm wird so öd, Ihm wird so leer,
Kein Strahl auch in der Ferne mehr;
Mit tiefgesenktem Blicke
Kehrt endlich er zurücke.

Da sieht er vor sich in dem Sand
Ein Knäblein hold und munter;
Das taucher seine hohle Hand
Stets in die Wellen unter;

Und träufelt dann die kleine Last
Des Wassers, die die Hand gefaßt,
In eine Grube nieder;
Schöpft dann, und träufelt wieder.

Was soll dies! rief der Wundermann
(Und sieht mit Lust und Freuden
Den kleinen lieben Engel an)
Was soll dies, Kind! bedeuten?
Ich will; so sprach das Knäblein, Herr,
Mit meiner Hand da dieses Meer
(Bald wird es mir gelingen)
Hier in das Grübchen bringen.

Sanct August lacht drob diesem Wort;
Laß ab von Deinem Spiele,
Und schöpfst Du tausend Jahre fort,
Kömmst nimmermehr zum Ziele!
Sieh nur dieß kleine Grübchen an,
Wie soll ein ganzer Ocean
In dieses Räumchen Erden
Je eingeschlossen werden!?

Das Knäblein wendet sich, und spricht:
Soll dies mir nicht gelingen;
So wird wohl auch dein Forschen nicht
Das Ewige durchdringen.
Wohl eher schöpf' ich mit der Hand
Das Meer in dieses Grübchen Sand,
Als du mit Schluß und Gründen
Das Göttliche wirst finden.

So sprach das Knäblein, und verschwand;
Still blieb der Forscher stehen,
Mocht' nicht mit grübelnden Verstand
Mehr ins Geheimniß sehen.
Und wer nach Ihm in selbes sah
Fand immer lauter Dunkel da.
Schau Keiner mehr ins Leere,
Das Knäblein ruft am Meere!

Erlaubte List!

Im Jahre 1780 segelte ein reichbeladenes Schiff von Smyrna ab, und hatte unterweges das Unglück, einem Kaper zu begegnen, dem es nicht entweichen konnte. Der Kapitain ein kalter Mensch, der die Geistesgegenwart nie verlor, als er sah, daß jeder Versuch zur Flucht, unnütz seyn würde, ließ seine ganze Equipage in den Schiffsraum hinabstürzen, und niemand auf dem Verdeck, als einen verschmitzten, wohlunterrichteten Ragnser. Der Kaper nahete sich, und feuerte eine Kanone ab. Der Ragnser ließ, zum Zeichen der Noth, ein weißes Tuch wehen. Jetzt kam der Kaper näher, und schrie ihm zu, daß er die Flagge streichen sollte. Ach Gott! mein Herr, antwortete der schlaue Italiener, dazu habe ich die Kräfte nicht mehr. Kommt nehmt das Schiff, ich bin nur ein armer Passagier. Wir kommen von Smyrna. Der Kapitain und die halbe Mannschaft, sind an der Pest gestorben. Unten im Raume liegen noch sechs Kranke, wer weiß ob sie noch leben! — Ich selbst befinde mich schon gar nicht wohl, und bitte euch flehentlich auch zu retten. — „Geh du zum Teufel," schrie der Kaper, ich wollte deinem Schiffe nicht so nahe kommen und wenn es auch alle Schätze Persiens trüge! Aber ich bin ja nicht euer Feind, wimmerte der Ragnser, laßt mich nicht hülflos. — Da setzte der Kaper ein Boot aus, ließ ihn an einer langen Stange einige Bouteillen Weinessig reichen, und entfernte sich dann sehr schnell. —

Einige Tage nachher lief das Schiff, auf dessen Verdeck jetzt alles wimmelte und jubelte, glücklich, nach ausgestandener Angst in dem Hafen seiner Bestimmung ein. —

Der neueste Komet

wurde am 1 November, Abends gegen 7 Uhr von unserm geschätzten Mitbürger, Herrn Doctor Olbers, in der westlichen Schulter des Schlangenträgers, zwischen den Sternen K und Nr. 104 (nach Bode,) entdeckt. Er ist klein, von ziemlich lebhaften in der Mitte hellerem Lichte, ohne deutlichen Kern und Schweif, nur durch Fernröhre sichtbar. Um 7 Uhr 14' mittler Zeit war seine gerade Aufsteigung 253° 6', seine nördliche Abweichung 9° 14'. Seine Bewegung geht gegen Osten und Süden.

Beilage zu No. 64. des Bürgerfreundes.

Donnerstag den 2. November.

Frage und Wunsch.

Ist es erlaubt daß eine solche Kritik wie die jetzige über Bremens Bühne, die, wäre die Zahl derer welche einer solchen mühevollen unbelohnenden Arbeit sich unterzogen auch bedeutend, doch immer nur einen unbedeutenden Theil des wirklichen Publikums ausmacht; daß diese sich unterfange den übrigen Theil nach ihrer Ansicht formen zu wollen? — und wenn der Menge diese Ansicht nicht so schnell aufzudringen wäre, darf sie sich erkühnen mit brutaler Bestimmtheit über diese den Stab als „gemein und gedankenlos„ zu brechen? Gemeines geht nur vom Gemeinen aus; und eine Kritik wie die jetzige, wird sich doch wohl eben so wenig als die für Gebildete so unpassende Aufführung im Schauspielhause selbst, mit dem ehrenwerthen Zweck der Belehrung und Bildung, dem einzigen, welcher überhaupt nur ein solches Mittel für eine Kunst heiligt, die in ihrer Ausübung gewiß nicht leicht, im Lob oder Tadel über sie so relativ, wie selbst so manche Dichtung, so oft abhängig von geckenhafter Laune, von Neid und Kabale ist, — brüsten! Eine Kritik so wenig aus sich selbst schöpfend, nur in wenigen Reminiscenzen der ältern und neuern Dichter lebend und webend, strotzend von Ausdrücken, die nur den Unwillen eines wahrhaft gebildeten Publikums erregen können, und deren sich gewiß jedes Individuum mit Delicatesse, mit richtigem Begriff für die öffentliche Darstellung, mit der gehörigen Ansicht so wohl dessen, was der Schauspieler dem Publikum, als dessen was dieses jenem schuldig, schämen würde durch die Feder zur allgemeinen — nicht gemeinen — Beurtheilung zu bringen — denn die Kunst, wird ihr Name gleich so oft entweiht, geht sie gleich meistens nur nach Brodt — denn die Herren Kritiker selbst und ob sie sich Kunstfreunde nennen, werden gewiß den Braten, Wein u. dgl. für sich behalten! — bleibt doch ewig eine innere Erhabenheit. Leicht ist die Kritik, so wie jede theoretische Kenntniß ohne Praxis sich leicht ausspricht, aber nicht Gehaltlos darf sie seyn; keine Rückerinnerung an liebgewordene Gegenstände, die nun nicht mehr zugegen, darf sie zur Partheilichkeit leiten. Wer zum Richter in einer Sache sich aufwirft, ohne dazu berufen und noch viel weniger auserwählt zu seyn, der sei wenigstens billig; denn Gerechtigkeit übt selten der Unberufene. Bremens wahres Publikum — nach dem Ausdruck der Herren Kritiker, der außer ihnen, ganze übrige „gemeine gedankenlose" Theil, wovon jene Herren Verfasser sich selbst so auszeichend absondern, hat stets das Gute und Bessere durch Nachsicht befördert, nie — nach einem Ausdruck der Herren Kritiker — „durch Anwendung satyrischen Geschützes vom gröbsten Caliber" sich selbst entweiht, und wenn es Gutes beförderte, diesem nie durch den so ordinairen Vorwurf „schuldiger Verbindlichkeit„ seinen reinen Werth benommen; und würde sich solche Indelicatesse um so weniger vergeben, wenn sich eigener Genuß so enge mit der Beförderung des Bessern, auch wenn diese Beförderung nicht gleich reussirte, verband. So ist also das Resultat von allem diesen der Wunsch vieler unpartheischen, „gemeinen und gedankenlosen" daß sintemalen jene Kritiker, von deren Belesenheit in der "Aesthetik und Mimik" in den Analekten für Litteratur„ wie im „Almanach für Privatbühnen„ von ihrer genauen Bekanntschaft mit Lessing, Engel, Müllner und andere Dichter, sie sattsam durch die oftmaligen Hindeutungen auf dieselben, überzeugt sind; daß jene Kritiker also bei solch' trotzigen Verlangen in Hinsicht der Leistungen des Künstlers, auch nicht mögen die Würdigung des Menschen, aus den Augen setzen; und um darin einen schnellen Vorsprung zu thun, würde „Knigges Umgang mit Menschen„ und vorzüglich einige Abschnitte desselben sehr empfehlungswerth seyn. — So nur könnte es vielleicht erlaubt seyn als Tonangeber aufzutreten, wenn sie wissenschaftliche Kenntniß mit Kenntniß des Natur- Sitten- und Menschengesetzes vereinen, so müste aus einer bessern Ansicht des Standpunctes unserer Bühne, eine mildere, schonendere, und denn nicht zu verwerfende Kritik über die Schwachen, eine höhere Achtung derer die wohl für größere Bühnen als die unsrige eine Zierde seyn würde, hervorgehen. Wahrlich! es ruht jetzt ein dunkler Schatten auf dem sonst so freundlichen Gemälde der Toleranz, und auf diesem Wege einer solchen Kritik, dürfte man mit Recht fürchten „das wenige Gute was wir besitzen auch zu verlieren, um so durch die Schuld einzelner, die sich aber in einer sich selbst genügenden Täuschung des vielumfassenden Wortes „Publicum" bedienen Thaliens Tempel völlig durch Histrionen entweiht zu sehn! —

Theaterkritik.

Am Sonntag sahen wir den Herbsttag, ein ländliches Gemälde von Iffland. — Die Vorstellung fiel zum Theil gut, zum Theil schlecht aus; allein das Gute war nur nicht gerade in den Hauptrollen bemerklich, daher blieb sie im Ganzen noch unter dem Mittelmäßigen. Eine bessere Vertheilung der Rollen würde manches Mangelhafte verhütet haben. So war Hrn. Zschischka die des Selbert, eines zärtlichen Vaters, zugefallen, welche Gattung ganz ausser der Sphäre seines dramatischen Talents zu liegen scheint, und deren Darstellung weder ihm selbst noch den Zuschauern großes Vergnügen gewähren könnte, — Hr. Hanff gab den Licentiaten offenbar zu stumpf und nicht jovialisch genug, daher ward diese

Rolle auch für die, welche Iffländen selbst nicht darin gesehen, eher langweilig als unterhaltend. Der Character dieses alten ehrlichen Sonderlings, sagt Hr. Böttiger, muß auf jedem Theater den Theil der Zuschauer electrisiren, die sich als Männer und Greise noch so gern an den Erinnerungen ihres frohen und freien Studentenlebens auf der Universität ergötzen, und es allen, die Ohren dazu haben, wiederholen, daß sie einst auch in Arkadien waren. Aber nicht bloß diese mußten in dem wackern Wanner (Iffland) ihren alten, treuen Duzbruder erkennen und lieben; auch alle übrigen Zuschauer, deren Herz den Eindrücken der nie veraltenden Jugendfreundschaft nicht ganz verschlossen war, mußten über das Meisterspiel Ifflands, womit er diesen ächtdeutschen Character vergegenwärtigte, in laute Freude ausbrechen. Denn er spielte ihn nicht allein mit unsäglicher Holdseligkeit, sondern er wußte ihm auch noch mit der ihm eigenen Feinheit ein Individuelles Interesse zu geben, daß er dem bloß jovialischen Lebemann einen veredelnden Anstrich von seiner lebensart und ächter Empfindsamkeit auftrug. Freilich verlor der Character etwas von den scharfen Ecken, die ihm in der Zeichnung des Dichters geblieben sind. Allein wer hätte nicht diesen Ersatz dafür angenommen! Fröhlichkeit mit sittlicher Grazie und gereifter Erfahrung?

Licentiat Wanner ist noch mit ganzer Seele Student, wenn es auf Frischheit des Lebens und offene Genußfähigkeit ankömmt. Da ist er nach neun und zwanzig Jahren bei seinem alten Freudensgenossen, was er beim Abschied auf den Gleichen war. Allein er ist durch gewisse practische Geschäfte reifer, männlicher geworden. Wie er sich einst als Senior für seine Brüder schlug, so schreibt er jetzt für die unterdrückte Unschuld. Er ist um der lieben Zwanglosigkeit und um der Flasche willen Junggeselle geblieben. Aber er hat dabei sein Herz von den selbstsüchtigen Hagestolzenstand nicht austrocknen lassen, und es ist ihm von diesem Stande, ausser der holdseligen Galanterie, die alle Junggesellen, wenn sie einmal Stand halten müssen, gegen das zweite Geschlecht beobachten, und einer kleinen Anwandlung von Mißtrauen, fast gar nichts angeflogen. So denkt Wanner, und so spielte ihn Iffland.

Hr. Gerber spielte die Rolle des Peters lebhaft und natürlich, ausgenommen, daß er im Ausdruck des Naiven oft zu weit ging und in das Gebiet des Einfältigen und Knabenhaften streifte. Man begreift wohl, wie ein kluges nnd liebenswürdiges Frauenzimmer, wie die Amalia (die durch Frau Müller sehr gut dargestellt wurde) einen Sohn den Natur, aber nicht wie sie einen Pinsel, wäre er auch noch so natürlich, lieben könne. — Fräulein Hanff, als Maria, schien den Unterschied nicht zu kennen, welcher zwischen dem Rührenden und Tragischen Statt findet, und gab daher die Rolle auch zu pathetisch. Sie scheint fast ganz der Melpomene anzugehören. — Das Spiel der Frau Zschischka war das einzige, was sowohl den Kenner als Nicht-Kenner zugleich befriedigte, und die Vorstellung fast allein von dem Untergange in der Langerweile rettete.

Hr. Diestel, als Fritz, konnte seine Rolle nicht einmal hersagen, vielweniger darstellen.

№ 65.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 9. November. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

In Augsburg hatte sich schon eine Menge evangelischer und catholischer Stände versammelt, welche sich nun im Verein, auf das große Werk vorbereiteten, das hier seiner Vollendung entgegen reifen sollte. Besonders thätig zeigte sich Melanchthon, denn, da er der Gelehrteste unter den anwesenden Gottesgelehrten war, so wurde ihm von den Evangelischen die Ausarbeitung der sogenannten Augsburgischen Confession (Glaubensbekenntniß) übertragen, wobei er die Torgauischen Artikel zum Grunde legte. Sie bestehet aus 18 Artikeln, in welchen der wahre Unterschied zwischen der evangelischen und römischcatholischen Kirche deutlich entwickelt ist und welche als Glaubenssymbol und kirchliche Richtschnur von den Protestanten noch bis auf diesen Tag heilig aufbewahrt wird *).

Die Augsburgische Confession wurde, so bald sie fertig war, nicht nur Luthern, der indessen in Coburg fleißig arbeitete und sich besonders mit der Uebersetzung des alten Testaments beschäftigte, sondern auch allen protestantischen Ständen zur Durchsicht übergeben und jeder von ihnen billigte sie. Mit getrostem Herzen erwarteten sie nun den Kayser, der endlich am 15. Junius 1530 in Begleitung seines Bruders Ferdinands und des päpstl. Nuntius, Campejus und der Cardinäle von Salzburg und Trient, in Augsburg eintraf. Auf dem Wege dahin hatten die Papisten den guten Kayser auf manche

*) Die Augsburgische Confession nannte man in der Folge, mit Hinzuziehung der Apologie, der schmalkaldischen Artikel, der beiden Catechismen Luthers und der Concordienformel, die symbolischen Bücher. Jede Kirche hat indessen ihre symbolischen Bücher. Bei den Catholiken werden darunter die Canones und Decrete des tridentinischen Concilium's, bei den Reformirten die belgische, i. J. 1571 zu Emden aufgesetzte Confession, die Canones der Dordrechtischen Synode und der heidelbergische Catechismus; bei den Griechen das athanasische Glaubensbekenntniß, des Athanasius und Cyrillus kurze Erklärung des Glaubenes u. s. w. verstanden.

listige Art zu ihrem Zweck zu stimmen gesucht, unter andern aber es auch dahin zu bringen gewußt, daß er nur einen Tag vor dem Frohnleichnamsfest *) in Augsburg eintraf, damit er wegen der Mitfeier die Evangelischen auf eine harte Probe setzen möchte. Allein kaum erhielten diese eine Aufforderung dazu, als der Markgraf Georg von Brandenburg, im Namen aller übrigen betheuerte, daß sie die Beiwohnung bei einem solchen Feste durchaus ausschlagen müßten, weil sie dieß ohne Verletzung göttlicher Ehre und ihres Gewissens nicht thun könnten. Als nun Ferdinand, der im Nahmen seines Bruders den Vortrag hatte, heftig darauf bestand, so gerieth auch Georg in Eifer, streckte seine beiden Arme gen Himmel und rief: „Ehe ich meinen Gott und sein Evangelium verleugne, ehe will ich hier vor kayserlicher Majestät niederknien und mir den Kopf abhauen lassen.“ Der Kayser erwiederte hierauf lächelnd: „löwer Först, nit Kop ab, nit Kop ab“ und ließ die Sache auf sich beruhen, nachdem er ihnen vergebens Bedenkzeit gegeben und als die Stunde der Feierlichkeit erschien, nichts ausgerichtet hatte, denn kein Protestant erschien bei dem Feste.

Ehe noch der Reichstag wirklich seinen Anfang nahm, sandte Luther eine bedeutende, wichtige Schrift unter den Titel: „Vermahnung an die ganze Geistlichkeit, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg Anno 1530.“ an den Churprinz, worinnen er, ohne Hehl und mit offenen, geraden Worten die Mißbräuche der römischen Kirche angriff. Er bewieß zugleich darinne, daß seine Lehre, die allerdings mit diesen Mißbräuchen nichts zu schaffen habe, in der heil. Schrift gegründet und untadelhaft, und daß es, um dem Verderben der Kirche zu steuern, durchaus nöthig sei, wenn man ihr auf einem öffentlichen Reichstage Duldung angedeihen ließe und sie ferner nicht mehr verfolge. Diesen Beweisen fügte er noch eine Menge Vermahnungen bei, welche die Mittel angaben, vermittelst deren eine Uebereinstimmung der Gemüther beider Partheien am sichersten bewerkstelliget werden könnte. Am Ende entwarf er noch ein Bild von dem catholischen und protestantischen Lehrbegriff, bei welchem freilich der erstere gegen den letztern ungemein viel verlohr. Er schloß sein Buch mit folgenden Worten: „Werdet ihr aber (die catholischen Fürsten „meinend) mit Gewalt fortfahren, steif und „halsstarrig zu seyn (da Gott für sey) so bezeige „ich hiermit samt allen, die mit mir glauben, „vor Gott und aller Welt, daß unsere Schuld „nicht ist, wo auch euer Stolz fehlen würde, „daß ihr zu Trümmern gehet. Wir haben euch „nun Missethat genugsam angezeigt, treulich „vermahnet, zur Buße herzlich geberen, uns zu „allem, was zum Frieden dienet, aufs höchste „erboten und nichts anders gesucht und begehrt, „denn den einzigen Trost unsrer Seelen, das „freye, reine Evangelium, also, daß wir mit gutem Gewissen rühmen können, der Mangel sey „an uns nicht gewesen. Aber der Gott des Friedens und Trostes gebe euch seinen Geist, der „euch weise und führe zu aller Wahrheit, durch „unsern lieben Herrn Jesum Christum, dem sey „Lob und Dank für alle seine unaussprechliche Gnade und Gabe in Ewigkeit. Amen.“

*) Frohn, ein altdeutsches Wort, heißt so viel, als heilig; Frohnleichnam (heiliger Leichnam) wird in der römischen Kirche die zum Abendmahl consecrirte (gesegnete) Hostie genannt. Und Frohnleichnam ist das Fest, das dem Leibe Christi zu Ehren den Donnerstag nach Trinitatis angefangen und mehrere Tage nach einander mit großer Pracht und vielen Ceremonien gefeiert wird.

Diese Schrift machte in Augsburg allgemeines Aufsehen; man staunte über Luthers ungezwungene Freimüthigkeit und der Bischoff von Augsburg las sie sogar in einer Versammlung der catholischen Fürsten vor, wo denn gewiß mancher im bessern Glauben gestärkt wurde, und sie war es wohl auch, welche des Kayserś harte Gesinnungen gegen die neue Lehre um vieles milderte. Wenigstens vermogte sie so viel über ihn, daß es jetzt sein fester Entschluß war, die durch diese Schrift angegriffenen Mißbräuche, wo möglich, abzuschaffen und die Streitigkeiten beider Religionspartheien auf eine friedliche Weise zu beendigen.

Nach einer feierlichen Messe, welcher auch die Protestanten beiwohnten, in welcher sie aber nicht den mindesten Theil an den darinnen vorfallenden päpstl: Ceremonien nahmen, wurde der Reichstag (am 20 Jun: 1530) mit einer Rede des päpstl: Nuntius und Redners Vinzenz Pimpinell eröffnet, in der er hauptsächlich gegen die verderblichen Ketzereyen der Kirche loszog. Er entschleierte darinnen, falls eine Aenderung in Güte nicht möglich seyn sollte, seines Oberherrn Gesinnungen deutlich genug, indem er sagte: „Wenn Petrus Schlüssel die marmornen Herzen der deutschen Fürsten nicht mehr öffnen können, so muß sein Schwerd mit drein schlagen helfen!“

Mit dieser Rede, welche selbst auf die catholischen Fürsten keinen günstigen Eindruck machte, schloß sich die Feierlichkeit in der Kirche und der ganze Reichstagszug erhob sich nun nach dem Rathhause, wo aber zum Nutzen der Reformation nichts weiter verhandelt wurde, außer, daß der Pfalzgraf Friedrich, als bevollmächtigter kaiserl: Minister, den Reichstag mit einer Rede eröffnete, die bei allen Ständen in eben dem Grade Freude erweckte, als jene des Nuntius Mißvergnügen hervorgebracht hatte. Am Abende dieses Tages unterhielt sich der wackere Churfürst von Sachsen, Johann Friederich der Beständige, mit seinen Glaubensverwandten über mancherlei auf die Reformation sich beziehende Gegenstände nnd ermahnte sie dringend zur Standhaftigkeit in dem Bekenntniß der Sache Gottes und der Religion. Als ihnen einige Tage nachher (22 Jun:) der Kaiser wissen ließ, daß sie alles, was sie wegen der Religion vorzutragen hätten, zu Papiere bringen sollten, so ließ der Churfürst in seiner Wohnung die Confession Melanchthons nochmals vorlesen und von allen anwesenden protestantischen Fürsten unterschreiben. Die Unterschriebenen aber waren Johann Churfürst von Sachsen, Johann Georg, Markgraf von Brandenburg, Ernst, Herzog von Lüneburg, Philipp, Landgraf von Hessen, Wolfgang Ernst von Anhalt und die Gesandten der Städte Nürnberg und Reutlingen. Als der Fürst von Anhalt die Feder ergriff, um seinen Namen zu unterschreiben, sagte er: „Ich habe manchen „schönen Ritt Andern zu gefallen gethan, warum soll' ich denn nicht, wenn es vonnöthen, „auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu „Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln und „mit Darlegung meines Leibes und Lebens zu „dem ewigen Ehrenkränzlein ins himmlische Leben eilen? —

Ohngeachtet den Evangelischen von Seiten der Catholiken mancherlei Schwierigkeiten, im Betreff der Ablesung ihrer Confession gemacht worden waren, so wurde doch endlich der 25 Junius zur öffentlichen Bekanntmachung derselben vor Kayser und Reich anberaumt. Nachmittags um 3 Uhr versammelten sich die Stände beider Partheien in einem Saale auf dem Bischofshofe, welcher gegen 200 Personen faßte.

*

Unglaublich groß war die Menge Volks, welche in den Saal strömte; da sie aber der Raum nicht alle fassen konnte, so mußten viele Zuhörer, hauptsächlich aus den Gewerbsclassen, mit einem Plätzchen im Hofe vorlieb nehmen, wo sie jedoch jedes Wort deutlich verstehen konnten, da der churfächsische Kanzler Beyer die Confession in deutscher Sprache laut und vernehmlich ablas. Das Lesen füllte zwei ganze Stunden aus, wobei man kaum einen Athemzug hörte, denn jeder fesselte seine Aufmerksamkeit auf das merkwürdige Buch und nicht ein einzigesmal wurde der Kanzler durch irgend ein Geräusch unterbrochen. Der Kayser steckte nachher die lateinische Uebersetzung der Confession, die der zweite churfächs: Kanzler Pontanus (oder Brück) bei sich hatte, zu sich und ersuchte die Protestanten, daß sie ohne sein Vorwissen und Willen davon nichts drucken lassen möchten, welches sie auch genehmigten.

Der Eindruck, den dieses Glaubensbekenntniß mit seinen überredenden Beweisen und seiner Klarheit auf manche Gemüther ächt catholisch Gesinnter machte, war so groß, daß schon viele der Herren auf dem Reichstage ihre Gesinnungen änderten und Vorurtheile, welche sie gegen Luthers Grundsätze gefaßt, willig aufgaben und der neuen Lehre beitraten, z. B. die Deputirten der Städte Frankfurt a. M. Heilbron, Kempten, Weißenburg und andere. Der Kayser selbst versagte ihm seine Achtung nicht, und sandte es an die vornehmsten christlichen Monarchen um sich ihre Meinung darüber zu erbitten. Viele Gesandten der auswärtigen Höfe ließen es in die französische, englische, spanische und der päpstliche Nuntius Campejus, um es dem Papste zu übersenden, in die italiänische Sprache übertragen. So sagte unterandern der Herzog Wilhelm von Baiern zu dem Churfürsten von Sachsen: „Also habe ich diese Sache und Lehre noch nicht gekannt.“ Dr. Eck meinte, daß er nur mit den Aussprüchen der Kirchenväter die Confession zu widerlegen sich getraue, aber nicht mit der Bibel, wie denn der Bischof von Augsburg erklärte, ohne Umschweif und ganz offen, daß das Abgelesene die lautere Wahrheit sei.

Das erste Geschäft des Kaysers nach Ablesung der Confession war eine Unterredung mit seinen Räthen, welche ihm, nach vielen Streitigkeiten der dabei gegenwärtigen catholischen Geistlichen, den Rath gaben, die Confession von einigen römischen Theologen durchsehen und das Falsche darinnen widerlegen zu lassen. Das Letztere hielt nun freilich äußerst schwer, da alle Sätze der Confession nichts gegen die Bibel enthielten — und gerade die Bibel war das Buch, aus welchem die Catholiken die Falschheit der Confession beweisen sollten, es jedoch nicht konnten. Sie behalfen sich also mit den Kirchenvätern, dreheten und modelten die Aussprüche derselben so lange, bis sie eine sogenannte Confutation*) (Widerlegung) herausbrachten, welche denn, gleich der Confession, auch in dem Bischofshofe vorgelesen, und da die Protestanten davon keine Abschrift hatten erhalten können, von diesen fleißig nachgeschrieben wurde. Diese Widerlegung, welche mit lauter seichten und unhaltbaren Gegenbeweisen angefüllt war, veranlaßte die Evangelischen, dem Philipp Melanchthon eine Apologie (Schutzschrift — Vertheidigungsschrift) aufzutragen, worinnen er auf die Widerlegung der Papisten antworten sollte.

*) Die Verfasser derselben waren, der allzeit fertige Streiter Dr. Eck und Johann Faber. Jener erhielt für diesen Dienst das Canonicat zu Regensburg und dieser das Bisthum zu Wien.

Er that dieß, mit Zuziehung Luthers in Coburg, zur Zufriedenheit seiner Freunde und schlug damit die lächerlichen Einwürfe der Papisten ganz zu Boden.

Indessen neigte sich der Reichstag seinem Ende und alle Stände erwarteten den Abschied mit Ungeduld, der endlich auch erfolgte. Aber er fiel nicht so aus, als die Protestanten es wohl gewünscht hatten; auch war er so geeignet, daß sie damit keineswegs zufrieden seyn konnten. Der Hauptschluß darinnen war, daß die Confession gründlich und hinreichend widerlegt worden sey, und, falls sie dagegen etwas weiter einzuwenden hätten, müßten sie alles das bis auf ein bevorstehendes Concilium verschieben. Der Kanzler Pontanus suchte, als sich die Protestanten zur Annahme des Abschiedes durchaus nicht bequemen wollten, dem Kayser Melanchthons Apologie als die beste Antwort zu überreichen, aber Karl nahm sie nicht an, sondern drang auf die Vollziehung des Abschieds und den damit verknüpften Gehorsam der Stände ohne Ausnahme, ja! als jene noch immer auf ihrer Weigerung bestanden, so verwarf er am Ende ihre ganze Confession mit der Erklärung, daß sie die alte katholische Lehre wieder einführen sollten, oder im Fall sie das nicht thäten, so würden sie sich für eine eigene Secte erklären lassen müssen und dann ihrer Habe, ihrer Güter und vielleicht ihres Lebens verlustig seyn.

Trübe — sehr trübe sah nach diesem Abschiede die Zukunft des Evangeliums aus; aber die Bekenner der neuen Lehre verzagten nicht, sondern baueten auf Gott, mit dem sie das ganze Werk begonnen hatten. Und obgleich die Papisten alle mögliche Mittel anwandten, die Confession zu unterdrücken, so gelang ihnen doch das um so weniger, weil diese, wie schon erinnert worden ist, gleich aus den Händen des churfürstlichen Kanzlers durch ganz Europa gieng und denen, welchen es um Aufklärung und Licht zu thun war, die Augen öffnete. Sie verfehlten auch ihres Zweckes wirklich selten. denn mehrere catholische Fürsten, die sonst eifrig gegen die Protestanten gestritten hatten, bekannten sich jetzo, nachdem sie solche gelesen, zu der neuen Lehre und da sie nun auf diese Weise so viel Heil und Segen hervorgebracht hatte, so ordnete man in der Folge ein Jubeljahr an und feierte allemal an dem Tage ihrer öffentlichen Ablesung (dieß ist nun zweimal geschehen, nämlich im Jahre 1630 und 1730) ein allgemeines Dankfest.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Charakter des Erzbischofs Ansgarius.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Ansgar war im Jahre 801 in einer kleinen französischen Stadt, „Foliette" geboren. Sein Vater, von edlem Herkommen, lebte am Hofe Karls des Großen. Ansgar, noch als Kind, sah einst diesen großen Kayser in seiner ganzen Pracht: die imponirende Würde desselben machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß er, wie er die unerwartete Nachricht von dessen plötzlichem Tode vernahm, tief gerührt wurde.

In dem damals sehr blühenden Kloster zu Corvey erhielt er eine gelehrte Erziehung und ward darin als Benediktiner-Mönch aufgenommen. Das Kloster empfahl ihn, als einen seiner gelehrtesten und thätigsten Mönche, dem Kayser Ludwig dem Frommen, dessen Gunst er sich bald in vollem Maaße erwarb und der ihm, als einen nordischen Apostel, das wichtige Geschäft der Verbreitung des Christenthums unter den noch unbekehrten Völkern des Nordens, war-

züglich in Dänemark und Schweden, auftrug. Dies war ganz nach seiner Neigung: er widmete sich demselben mit einem wahrhaft apostolischen Eifer. Von einem Priester Audbert begleitet, zog er auf Befehl des Kayserś, zu dem dänischen König Harald, welcher nebst seiner Gemahlin, seinem Sohne und vielen seiner Unterthanen, mit großer Pracht, zu Ingelheim, die Taufe empfangen hatte, nach Dänemark, welches man damals noch die grausenvolle Gegend nannte, vor welcher die benachbarten Völker zittern mußten. Er predigte dort mit seinen Gehülfen das Evangelium und bekehrte viele Heiden zum Christenthume. Nach zwei Jahren kehrte er zurück und ward dann von dem Kayser von neuem mit den Priestern Gislemar und Withmar nach Dänemark gesandt. Den Gislemar ließ er dort bei dem König Harald: er selbst aber begab sich mit Withmar nach Schweden zu dem König Biorn in Byrca, von dem er huldreich aufgenommen wurde und wo er das Christenthum zu verbreiten begann.

Er unternahm die gefahrvollsten Land- und See-Reisen und mußte es mehrmalen erfahren, daß er von Räubern überfallen und geplündert und von den Ungläubigen verfolgt und mißhandelt wurde. Nichts schreckte ihn von der Ausführung seiner großen Plane zurück. Von seiner frühesten Kindheit an war ihm die tiefste, an Anbetung gränzende Ehrfurcht vor dem Papst eingeflößt, und so blieb er stets mit der wärmsten Anhänglichkeit dem päpstlichen Stuhle treu. Papst Gregor der IV. erkohr diesen Kraft- und Kenntnißvollen jungen Mann zur Ausführung seiner großen Entwürfe: durch ihn, hoffte er, die damals erst mit der feinsten Politik entworfenen Grundsätze der päpstlichen Hierarchie auch im nördlichen Deutschlande und selbst in den entferntesten Gegenden Nordens geltend zu machen. Mit dieser Absicht des Papstes stimmte es vollkommen überein, wie der Kayser Ludwig der Fromme den Entschluß faßte, den Ansgar zum ersten Erzbischofe in Hamburg zu ernennen. Schon Karl der Große hatte den Plan, Hamburg zu einem Erzstifte zu erheben, dem die holsteinische Kirche im ganzen Norden, in Sachen des Christenthums unterworfen seyn sollte. Nach dem Tode Karls kam dieser Gegenstand auf der Reichsversammlung Aachen im Februar 831 wieder zur Sprache, und da zur Ausführung eines Entwurfes von so großer Wichtigkeit, als die Stiftung eines Erzbisthums an den äußersten Grenzen des deutschen Reichs war, ein Mann von ausgezeichneten Talenten erfordert wurde und der Kayser Ludwig solche in seinem Ansgar fand, so ernannte er diesen 30jährigen Apostel im Jahre 833, wie er grade von seiner treflich ausgeführten Mission aus Schweden zurückgekehrt war, zum Erzbischofe. Durch die Familienstreitigkeiten des Kaysers verschob sich die förmliche Ernennung bis ins folgende Jahr 834. Der ihm so sehr gewogene Kayser erklärte ihn und seine Nachfolger zugleich zu Abgesandten an die Dänen und Schweden, und beschenkte ihn mit der in Flandern belegenen Grafschaft Thurholt. Ansgar wurde von Drago, Erzbischofe zu Metz, dem Bruder des Kaysers, im Beiseyn der Erzbischöfe zu Maynz, Rheims und Trier und mit Einwilligung der Bischöfe von Bremen und Verden unter den größten Feierlichkeiten eingeweihet, und dann mit dem beiden Bischöfen Barnold und Ratold und dem Grafen Gerold zum Papste Gregor den IV. gesandt. Dieser empfing ihn mit großer Freude, legte ihm den Erzbischöflichen Mantel um, bestätigte das Erzstift Hamburgs und ertheilte dem Ansgar und seinen Stuhlerben die Würde eines

Legati Apostolici an die nordischen und östlichen Völker im Heidenthum.

Ansgar wußte sich die Gunst des frommen gutmüthigen Kayserś bis an dessen Tod zu erhalten, und in seinem Betragen zeigte er sich größer als sein Herr, der, wie Thegan erzählt in seinem Leben nie so gelacht hat, daß man seine schönen weißen Zähne zu sehen bekommen habe.

Der große Umfang seiner wichtigen Pflichten machte das Leben des Ansgar zu einer Kette von mühsamen Geschäften. Er ließ die erste Pfarrkirche zu St. Petri in Hamburg bauen und daneben ein Kloster mit einer Schule anlegen, die er mit gelehrten Benediktiner-Mönchen aus Corvey, wo er selbst sich seine Kenntnisse erworben hatte, besetzte. Er kaufte von den Dänen und Slaven Kinder und vermehrte durch diese die Anzahl der ersten Schüler, die er dem Dienste der Religion widmete. So hat er diese Klosterschule zweckmäßig für die religiöse Kultur eingerichtet.

Unterstützt von der Freigebigkeit des Kayserś verband er mit dieser Schule eine kostbare Bibliothek.

Wie im Jahre 843 bei der Theilung des Reichs unter Ludwigs Söhnen, Karln dem Kahlen das Kloster Thurholt zufiel, so ward dieses dem Ansgar genommen und einem Reginarius geschenkt. Hierdurch gerieth das Werk der Bekehrung der Heiden sehr in Stecken; denn es fehlte nun an den Hülfsquellen, welche Ansgar vorzüglich in den Einkünften von Thurholt gefunden hatte. Bald nachher traf ihn ein weit größeres Unglück. Die Normänner, ein Volk von Seeräubern, überfielen im Jahre 845 mit wilder Wuth die Stadt Hamburg, plünderten und verbrannten alles, was ihnen vorkam; auch die erst neu erbaute Kirche nebst dem Kloster und den in dessen Bibliothek aufbewahrten litterärischen Schätzen wurden ein Raub der Flammen. Die Bewohner welche dem Tode entgingen, wurden als Gefangene weggeschleppt. In dieser Schreckenszeit, worin Barbaren mit wilder Wuth die größten Greuelthaten begingen, fand Ansgar keinen Schutz in der Achtung vor seiner erzbischöflichen Würde. Er versuchte zwar anfangs die noch schwach befestigte Stadt zu vertheidigen, allein er war kein Kriegesheld; er wußte besser zu beten, als zu fechten und so mußte er der feindlichen Uebermacht weichen. Alles, selbst seine Kappe ließ er in den Händen der Feinde zurück; er griff nur nach den Reliquien und mit diesen im Arm, zog er halbnackt neben seinen getreuen Mönchen aus der brennenden Stadt und floh zu dem bremischen Bischofe Leuderich, welcher stolze, hartherzige Mann aber ihn, dessen Tugenden er beneidete, von sich wies. Er wendete sich nun an die adeliche Frau Itta in Bardewik. Diese fromme und begüterte Matrone nahm ihn freundlich auf und schenkte ihm ein im Stifte Verden belegenes Landgut Ramesloh, wo er die zerstreute Heerde seiner Ordensbrüder sammelte und ein Kloster stiftete. Dahin ließ er die Gebeine der Heiligen, des Sixtus, Sinnicus, Maternianus und Remigius bringen und rief diese als Fürbitter öffentlich in der Litaney aus. Die Gebeine des Remigius wurden nachher mit großer Feierlichkeit nach Bremen geführt und im Dom aufgehoben.

Im Jahre 847 starb der bremische Bischof Leuderich. Nun ward von einem zu Mainz gehaltenem Concilium dem Ansgar dieser erledigte Bischofsstuhl angetragen; die beiden Kirchen von Hamburg und Bremen sollten vereinigt werden. Der demüthige gegen den Ehrgeiz kämpfende Mann weigerte sich anfangs diese hohe Würde anzunehmen; allein man drang mit Bitten in ihn, und seine hiedurch aufgeregte Phan-

taste täuschte ihn mit Erscheinungen, wodurch endlich der Entschluß in ihm reifte, die ihm angetragene Würde anzunehmen, und so in seiner Person die beiden zuvor stets getrennt gewesenen Bischofsstühle zu vereinigen. Papst Leo der 4te bestätigte im Jahre 849 die dem Ansgar und der hamburgischen Kirche ertheilten Privilegien; allein die Vereinigung dieser und der bremischen Kirche kam erst im Jahre 858 zu Stande. Nach vielen hierüber auf dem Reichstage zu Worms geschehenen Unterhandlungen bestätigte der Papst Nicolaus der 1ste in einer Bulle vom 31sten März 858 nicht nur den Ansgar in seiner erzbischöflichen Würde und in der Hoheit eines päpstlichen Legaten, sondern auch die Vereinigung der beiden Kirchen, so, daß das Bisthum Bremen dem von Hamburg unterworfen seyn sollte. Nach der Vereinigung haben sich indessen die Erzbischöfe mehr in Bremen, wo die älteste und reichste Kirche war, welche sie, wie die Mutter betrachteten, aufgehalten, obgleich sie damals die erzbischöfliche Würde von Hamburg, wo die Metropolitan-Kirche war, führten. Die zerstörte Stadt Hamburg ward nun von neuem wieder aufgebauet und die zerstreueten Nord-Albinger kehrten zurück. Ansgar, welcher durch die königliche Freigebigkeit Ludwigs des jüngern sein bei der Zerstörung Hamburgs eingebüßtes Vermögen reichlich ersetzt erhalten hatte, nahm sich nun mit neu belebtem Eifer des Bekehrungswerkes an. Er zog nach Dänemark und bekehrte den König Horicus; dann wandte er sich nach Schweden; dort fand er den König Olaus so wenig, wie das schwedische Volk für die Annahme seiner Lehre gestimmt. Er gerieth in die größte Lebensgefahr. Wie er nun einen Wink bekam, daß er alles Gold, Silber und Kostbarkeiten, die er bei sich hatte, hergeben möchte, wenn er sein Leben retten wollte, so zog er sich in die Einsamkeit zurück, betete zu Gott und faßte dann den Entschluß, den König zu einem Gastmahle einzuladen und ihn reichlich zu beschenken. Die Ausführung dieses glücklichen Gedankens hatte den besten Erfolg. Der König erschien auf diese Einladung. Ansgar hielt furchtlos und mit Würde eine Rede voll Salbung; der König wurde durch diese Rede, vielleicht aber noch mehr durch die Geschenke, welche er erhielt, ganz für Ansgar eingenommen; er eröffnete einen Reichstag in Schweden und einen in Gothland und durch die geschickte Leitung des Königes auf beiden wurde die Sache für die christliche Religion entschieden. Ansgar kehrte, nachdem ihm dort sein Werk so schön gelungen war und er dessen weitere Befestigung seinem von gleichem Apostoleifer belebten Schüler Rembertus aufgetragen hatte, nach Dännemark zurück, wo er zu Ripen eine Kirche bauen ließ, deren Aufsicht er dem Rembert anvertraute. So hat Ansgar den ersten Grund zur allgemeinen Erkenntniß der christlichen Religion in den nordischen Reichen gelegt und sich des Ehrentitels eines nordischen Apostels würdig gemacht. Seine Thätigkeit war unermüdet. Staphorst sagt in der hamburgischen Kirchengeschichte von ihm: er löfete die Gefangenen, tröstete die Angefochtenen, unterrichtete seine Hausgenossen und den Heiden predigte er das Evangelium. Draussen war er ein Apostel; daheim aber hielt er sich wie ein Mönch.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

Da sich das Gerücht verbreitet hat, als sei ich der Verfasser jenes Aufsatzes im letzten Stück des Bürgerfreundes, überschrieben: „Frage und Wunsch," so sehe ich mich veranlaßt hierdurch öffentlich zu erklären: daß ich jenen Aufsatz weder selbst geschrieben, noch von irgend Jemand habe schreiben lassen.

Der Zeitpunkt ist für mich noch nicht da, wo ich über die hiesige Bühne öffentlich sprechen kann; hat ein geehrtes Publikum in der Folge der Zeit meine Handelsweise erkannt und geprüft und kann dem gemäß über meine Ansichten und Grundsätze ein Urtheil fällen, dann werde ich über die ganze Lage und künftige Stellung des hiesigen Theaters sprechen und über jene Kritiken in so fern reden, als sie auf die Beförderung oder Hemmung der Fortschritte dieser Kunstanstalt Bezug haben.

Wenn ich jedoch etwas öffentlich schreibe, so setze ich jederzeit meinen Namen darunter; daran möge man erkennen ob ich der Verfasser davon bin.

Ringelhardt.

Berichtigungen in Nro. 64.

In der Beilage der ersten Seite Spalte 1 Zeile 22 von oben lese man: ewigen statt wenigen; Zeile 25 von unten, lese man: der Kunst statt die Kunst.

Aufforderung.

Die Direktion des hiesigen Theaters würde sich durch eine Wiederholung des Schauspiels „Partheienwuth" einen bedeutenden Theile des Publikums sehr verpflichten.

N. N.

№ 66.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 13. November. 1817.

Leben und Charakter des Erzbischofs Ansgarius.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Schluß.)

Er hat das Kloster zu Bassum und im Jahre 859 in Bremen das St. Georgs oder Jurgen Gasthaus für 12 Arme gestiftet. Er schämte sich nicht, die darin befindlichen Kranken und Armen täglich zu besuchen und selbst den Männern die Füße zu waschen: bei den Armen des anderen Geschlechts ließ er dies Geschäft von besonders hiezu angestellten Weibern verrichten. Zur Ehre des Stifters dieser wohlthätigen Anstalt ließ Erzbischof Hartwich im Jahre 1182 die mit dem hohen, einfachen und edelgeformten Thurm gezierte Ansgariikirche in Bremen bauen.

In Bremen verweilte Ansgar am liebsten und auch hier war es, wo er das Ende seines thätigen Lebens fand. Es ward ihm nicht vergönnt, nach so vielen Anstrengungen die Ruhe eines bequemen Alters zu genießen. Er fiel in eine auszehrende Krankheit und da eine vier monatliche Diarrhee ihn fast ganz abgemergelt hatte, betete er laut die Worte: Herr gedenke meiner nach deiner Barmherzigkeit um deiner Güte willen! Gott sey mir Sünder gnädig! Herr in deine Hände befehle ich meinen Geist! und so starb der fromme Mann am dritten Februar 865, 64 Jahre alt. Feierlich ward er in der Domkirche vor dem Altare der Jungfrau Maria begraben. Man hat viele Wunderwerke von ihm gefabelt, welche seine Canonisation rechtfertigen mußten; indem er zu der Würde eines Heiligen von sehr erhabenem Range erhoben, und als solcher in der katholischen Kirche verehrt wurde.

Die Blässe seines Gesichts, die Dürre und Magerkeit, diese natürlichen Folgen seiner übertrieben strengen Lebensregel, hielt er für eine Zierde seines Körpers und in solch' einer hagern Leichengestalt zeigte ihn auch sein in Stein gehauenes Bildniß in der ehemaligen Domkirche zu Hamburg, wovon ein Kupferstich in Staphorsts Kirchengeschichte aufbewahrt ist. Er trägt die traurige Physiognomie des finstern Jahrhunderts, worin er lebte.

Bei dieser schiefen Richtung seines Geistes überließ er sich nicht dem Müssiggange, sondern, indem er allen Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens entsagte, opferte er sein ganzes irdisches Daseyn der Idee der Ausbreitung der christlichen Religion: mit ausdauerndem Muthe unterzog er sich den schwierigsten Geschäften, scheute keine Gefahr, ohne jedoch mit Tollkühnheit sich derselben auszusetzen, und standhaft ertrug er die mancherlei widrigen Zufälle, die ihn in seinem dornigten Berufe unvermeidlich treffen mußten.

Von einer kleinlichen Eitelkeit war er entfernt; deswegen blieb er bei allen den Vorzügen, deren er durch die Gunst des Kayfers und durch die Verehrung seiner Zeitgenossen auf dem hohen Posten, worauf er stand und mächtig wirkte, genoß, im geselligen Leben doch stets äußerst gefällig und, ohne damit zu prahlen, bewies er sich gegen jeden, der seiner Hülfe bedurfte, dienstfertig. Er war ein schlichter, grader Mann, ohne alle Falschheit und Schminke und mit redlichem Eifer kämpfte er durch Worte und Thaten für die Sache der Religion, von deren Wahrheit er innig überzeugt war, obgleich er sie in dem traurigen schwerfälligen Gewande, womit der damalige Zeitgeist sie umhüllte, und sie nicht in ihrer wahren liebenswürdigen Gestalt erblickte und durch sie sich nicht zu einer reinen heiteren Gottesverehrung zu erheben vermochte. Unstreitig hat er mit einer seltenen Geistesgröße zur Ausbreitung des Glaubens kräftig gewirkt, manche Heldentugend geübt, durch seine strenge Lebensweise bewiesen, wie weit der Mensch die Herrschaft über die Sinnlichkeit zu erlangen, sich selbst zu überwinden vermag, und alle Unternehmungen seines außerordentlichen Eifers hat er durch Sanftmuth und Bescheidenheit gekrönt; wenigstens hat er gegen seinen gefährlichsten innern Feind, den Ehrgeiz, redlich gekämpft, wenn ihm auch nicht immer der Sieg über ihn gelungen seyn mag. Deswegen kann seine ernste finstere Frömmigkeit, welche die Blumen verschmähete, die die göttliche Liebe an seinem Lebenswege gepflanzt hatte, und ihn auf einen rauhen, mit Dornen und Disteln bewachsenen Pfad führte, nicht zur Heuchelei herabgewürdigt werden. Sie ward durch die Meinungen seiner Zeit bestimmt und danach muß sie gewürdigt werden. Eine geheuchelte Frömmigkeit vermag nicht solche Thaten zu wirken, wie Ansgar sie für die Sache der Religion unternahm und mit ausdauerndem Muthe vollendet hat. Diese Frömmigkeit hat einen so seltenen und merkwürdigen Charakter gebildet, der es wohl werth war, ihn aus der Ferne der Zeit einmal wieder näher vor unsre Augen zu bringen. Er war ein Glied in der wundervollen Kette, wodurch die Vorsehung mit unsichtbarer Hand die Weltbegebenheiten leitet. Wie aber sein Wirken, ihm selbst unbewußt, in diese Kette verschlungen und wie es in den entfernten Folgen bis zu der Geschichte unsrer Tage fortgeführt ward, wer vermag dies zu bestimmen?

Ueber die Dampfschiffahrt.

(Beschluß des Aufsatzes in Nro. 61.)

Bis jetzt scheint man in der Konstruktion der neuen Art Dampfmaschienen, noch zwei Fehler begangen zu haben. Zuerst hat man den Wasserkessel von gegossenem Eisen gemacht. Springt dieser, so schlägt er Alles in Stücken, hingegen einer von Schmiedeeisen nur blos reissen kann, und indem die Dämpfe durch den Riß entweichen, ihre Kraft verlieren. — Ferner hat man den Kesseln einen großen flachen Boden gegeben, so wie den Salzpfannen. — Dieses ist nicht zweckmäßig, weil, sobald der

Druck der Dämpfe im Kessel sehr stark wird, sie den Boden durchdrücken, Der Kessel muß durchaus ein Zylinder seyn, dessen beide Enden mit zwei Halbkugeln geschloßen sind, so, daß die Dämpfe ihn in keine andere Form bringen können, als die er schon hat — nämlich die, wo bei der geringsten Fläche der größte Raum eingeschloßen ist.

Dann scheint es vortheilhaft zu seyn, daß man den Feuerheerden eine, von der jetzigen ganz verschiedene Form giebt. Vielleicht giebt man ihnen am besten die der Reverberierfeuer, welche die Heerde auf der Lütticher Kanonengießerei haben, wo die Flamme oben zu den 50 Fuß hohen Schornsteine herausschlägt, obgleich nicht mit Holz geheizt, sondern mit Kohlen.

Die beste Einrichtung wäre dann wohl folgende: Zuerst der Heerd mit seinem Kohlenfeuer und seinem Gewölbe.

Dann der etwa 20 Fuß lange Wasserkessel, ein Zylinder von 5 Fuß Durchmesser, der horizontal liegt.

Durch diesen geht ein zweiter Zylinder von 5 Fuß Durchmesser, der aber nicht in der Mitte ist, sondern so, daß er ¼ Fuß vom untern und 2¾ Fuß vom oberen Ende entfernt ist. Ist nun der große Zylinder halbvoll Wasser, so ist der innere Zylinder ganz damit bedeckt.

Durch den inneren Zylinder streicht nun die Flamme vom Reverberierheerde und tritt an der andern Seite in den Schornstein.

Beim Durchgehen erhitzt sie das Wasser und verwandelt dieses in Dämpfe. Diesen Dämpfen kann man eine große Hitze und eine sehr starke Spannung geben, ohne daß eine Sprengung zu befürchten ist. Denn der innere Zylinder kann nicht springen, weil er, wie ein Gewölbe rund um vom [illegible]mmen gedrückt wird, und je stärker [illegible]g der Dämpfe — je stärker der Druck von diesem aufs Wasser — da der Kessel immer halb voll Wasser und halb voll Dämpfe ist.

Was den äusseren Zylinder betrifft, so kann man diesem auch wohl abhelfen, daß er nicht springt, weil man jetzt überall zu ihm kommen kann, da man mit dem Feuerheerde nichts mehr zu thun hat.

In den gewöhnlichen Brandsprützen haben die Windkessel ⅛ Metallstärke, und da sie den Strahl bis auf 64 Fuß Höhe treiben, so halten sie den Druck von zwey Atmosphären aus. — Sie sind von Kupfer.

Giebt man dem Dampfzylinder eine Metallstärke von einem halben Zoll, so trägt er schon 10 oder 12 Atmosphären ohne alle Verstärkung. Nun kann man aber noch Holz um ihn legen, und ihn gleichsam in einem hölzernen Zylinder einschließen, der mit eisernen Bänden und Splintnägeln angezogen wird, und wird nun noch das ganze mit Seilen umwickelt, so kann er etwas abhalten, ehe er springt, denn das Reißen der Seile geht so leicht nicht, weil in diesen die Längenfasern reißen müßten.

Außer der großen Feuererspärung haben diese Dampfwerke auch noch den Vorzug, daß sie viel einfacher sind, denn sie haben keinen Kondensator und keine Luftpumpe. — Beim Wechsel der Ventile treten die Dämpfe über und unter den Kolben, allein statt daß sie, wenn sie aus dem Zylinder entlassen werden, in den Kondensator gehen, treten sie gerade in die freie Luft. — Indem sie in die freie Luft treten, müssen sie den Widerstand von einer Atmosphäre überwinden, welches sie nicht nöthig haben, wenn sie in den luftleeren Raum des Kondensators treten.

Wenn man aber einen Druck von 9 Atmosphären hat, so kann man leicht eine verloren

geben, welches man aber nicht kann, wenn man nur den Druck von zwei hat, weil man alsdann gleich die Hälfte einbüßt.

Bei den Dampfschiffen kann man immer noch einen Kondensator gebrauchen, weil man das kalte Einsprützwasser aus dem Strome zur Hand hat, — hingegen bei den Dampfwagen ist es eine Unmöglichkeit, so viel kaltes Wasser nachzuführen, und diese können daher nicht anders als mit Hochdruckwerken zu 8 Atmosphären gehen.

Auch sind diese viel kompendiöser in allen Dimensionen, da der Zylinder viel kleiner ist, und sich alles Andere immer nach der Größe des Zylinders richtet.

Bis zu 8 Atmosphären geht man jetzt bei den Dampfmaschienen, und es ist vorauszusehen, daß man noch viel weiter gehen wird, wenn man in diesem 19ten Jahrhundert so fortschreitet, wie man im 18ten fortgeschritten ist. Vielleicht bis zu 20 Atmosphären. Da soll es aber wohl seine Gränze haben, denn da kommt man schon mit den Dämpfen zwischen 4 bis 500 Grad, wo man sich dem Schmelzpunkte der Metalle nähert — wo alles Holz, welches in der Nähe so grosser Hitze ist, anfängt zu brennen — und wo dann weiter fortzuschreiten unmöglich seyn wird.

* * *

Und doch ist eine Federkraft der Wasserdämpfe von 20 Atmosphären, im Grunde nur eine unbedeutende Kleinigkeit, wenn wir sie mit der vergleichen, welche wir im Schießpulver kennen gelernt haben.

Nach den Versuchen, die Graf Rumford auf dem Münchener Artilleriehofe angestellt hat, beträgt die Federkraft des Pulverdampfs, wenn er völlig eingeschlossen ist, 20,000 Atmosphären!

Hier hinaus liegt ein Feld voll großer Entdeckungen, welches künftige Jahrhunderte anbauen werden.

Lichtenberg sagte: „das große Loos in der „Erfindungslotterie der Menschheit ist noch nicht „gezogen. Wer es gewinnen wird ist ungewiß, „allein so viel ist sicher, daß kein Philister und „kein astronomischer Konstabler es bekömmt."

Wenn hier hinaus auch gerade das große Loos nicht liegt, so liegt doch sicher hier eins der Hauptgewinne.

* * *

Könnten wir nun unsere Maschienen wohl mit Pulverdampf statt mit Wasserdampf treiben?

Ganz vortrefflich würde dies seyn. Denn alsdann würde eine Dampfmaschiene so kompendiös, daß man sie beinahe in die Tasche stecken könnte.

Ein Hochdruckwerk hat immer noch einen Zylinder von 10¼ Zoll Bohrung, wenn es mit dem Druck von 8 Atmosphären geht, und eine Kraft von 14 Pferden haben soll. — Gesetzt nun, die Dämpfe hätten, wie bei Rumfords Versuchen, eine Federkraft von 20,000 Atmosphären, wie viel Bohrung müßte dann der Zylinder haben?

Da die Kraft 2500 mal größer ist, so kann die Fläche des Kolben 2500 mal kleiner seyn, also sein Durchmesser 50 mal. Dieses wäre eine high — pressure engines mit einem Zylinder von ¼ Zoll Bohrung, also das Format von einem engen Flintenlaufe. —

Allein Dampfmaschienen mit Pulverdampf werden wir wohl nie bauen können, da diese solche Wärme-Grade voraussetzen, bei denen die

Metalle schon flüßig werden, wo dann alles Maschienenwesen ein Ende hat.

Beim gewöhnlichen Schießen werden diese hohe Wärme-Grade durch die Entzündung des Schießpulvers erzeugt, und nicht durch Wärmeleitung, indem wir einen andern Körper (die Kohlen) verbrennen, und die Wärme die wir hieraus erhalten, in den Wasserkessel leiten. Bei der Entzündung des Schießpulvers geht der Prozeß der Wärme-Erzeugung so geschwind, daß nur wenig an das Metall abgegeben wird, obschon vielleicht im Augenblick der Entzündung ein Thermometer auf 1000 Grad stehen würde. — Hier drängt sich unwillkührlich die Frage auf: Wird man nicht noch einmal lernen, dies auf die Bewegung der Maschienen anzuwenden? Freiherr von Hövel hat dies schon vor mehreren Jahren im Westphälischen Anzeiger vorgeschlagen, und besonders bei Bergwerken, wo Pumpensätze herauf und herunter bewegt werden, welche rückweise Bewegung die leichteste Anwendung zu gestatten scheint.

Ebenfalls bei Ramm-Maschienen; statt den Klotz mühsam in die Höhe zu ziehen, könnte man ihn in die Höhe schießen. Der schwedische General Hellwig, jetzt in preußischen Diensten, hat bei einem Unterbaue im Schloße zu Stockholm, mit Schießpulver Pfähle eingerammt. Sie wurden schief unter eine Mauer getrieben, welches mit einer gewöhnlichen Ramme schwer auszuführen gewesen wäre.

Allein es mag schwer seyn, einen rundgehenden Mechanismus zu erfinnen, der mit Schießpulver getrieben wird, und es lohnte sich wohl der Mühe, einen bedeutenden Preis hierauf zu setzen; denn der Pulverdampf mit seiner Federkraft von 20,000 Atmosphären ist doch sicher die wohlfeilste bewegende Kraft, die wir kennen — wenn man Wind und Wasser ausschließt, die man häufig umsonst hat.

* * *

Dies Gesagte ist in der Kürze die Geschichte der Dampfwerke — die vergangene, und vielleicht ein Theil der zukünftigen. — Wenn man dahin gelangt, die Dampfwerke immer kleiner zu machen, indem man die Federkraft der Dämpfe durch größere Hitze vermehrt, so wird ihre Anwendung im bürgerlichen Leben allgemeiner werden.

Bis jetzt gebraucht man sie noch blos zum Schiffziehen auf Strömen, die wenig reissend und gählings abstürzend sind, und zum Wagenziehen auf den englischen Kohlenchausseeen. — Dann wird man sie aber auch auf Strömen, wie der Rhein, die Mosel, die Donau, gebrauchen, ja selbst auf viel befahrnen Heerstraßen. Es ist sogar nicht unmöglich, daß man über hundert Jahren von Bremen mit einen Dampfwagen nach Vegesack fährt, und dann von Vegesack mit dem Dampfschiffe wieder zurück nach Bremen.

Auf der hohen See wird die Dampfschiffahrt aber wahrscheinlich nie im Großen getrieben. Den Wind hat man umsonst — auch gilt es gleich, ob man einen Umweg von ein paar hundert Meilen macht, um einen günstigeren zu treffen. Zu gleicher Zeit zu segeln und mit Dämpfen zu gehen hat große Schwierigkeiten, weil beim Segeln das Schiff häufig auf der Seite liegt, wo dann ein Rad zu tief geht und das andere kein Wasser faßt.

Es können aber Fälle geben, wo bei völliger Windstille eine Dampfmaschiene dem Schiffe sehr nützlich seyn kann. — Oft lieset man in der Beschreibung von Seegefechten, daß, als sie begonnen, der Wind schwach gewesen, daß jeder

sich bemüht den Wind zu gewinnen, und daß nach den ersten Kanonenschüßen der Wind völlig gefallen sey, wo dann jedes Schiff so liegen bleiben mußte, wie es einmal lag, und ohne sich wenden zu können, um dem Feinde eine Seite zu bieten. — Auf diese Weise mußte sich im Jahr 1811 eine Fregatte bei Isle de France an ein kleines Schiff ergeben, welches gerade bei der Windstille hinter ihr lag, und sie mit seiner ganzen Lage nach Bequemlichkeit beschoß ohne daß die Fregatte es erwiedern konnte.

In solchen Fällen ist es vortheilhaft, wenn ein Kriegsschiff eine kleine Dampfmaschiene hat, mit der es sich wenden kann. Dieses geht viel leichter, als wenn es dann ein Boot aussetzen muß, um sich durch dieses herumziehen zu lassen.

Im Jahr 1815 bauten die Amerikaner eine Fregatte mit einer Dampfmaschiene, welche sie Fulton der erste *) nannten. Diese Dampffregatte führt 32 Achtzehnpfünder, ist bombenfest und 5 Fuß dick in den Seitenwänden.

Eine zweite Fregatte, die man seit der Zeit erbaut hat, ist nach viel größeren Dimensionen berechnet. Sie hat 300 Fuß Länge und 200 Fuß Breite.**) Die Dicke der Seitenwände ist 12 Fuß, und diese bestehen abwechselnd aus einem Borte Korkholz und aus einem Borte Eichenholz. Sie führt 44 StückGeschütz. Die Mitteldeck-Kanonen sind sechzigPfündner. — Sie kann, wenn der Feind aufs Verdeck kömmt, in einer Minute 100 Gallonen (400 Bouteillen) kochendes Wasser — oder 100 Gallonen koncentrirte Schwefelsäure über ihn ausgiessen, indem das Verdeck mit Blei beschlagen ist, welches von der Schwefelsäure nicht angegriffen wird. Zu gleicher Zeit schnellt sie aus ihren Seiten 310 Fuß lange ei-

*) Robert Fulton in Nordamerika, ist der Erbauer des ersten Dampfschiffes, welches den 2ten October 1807 zu Newyork vom Stapel gelassen wurde. Fulton starb zu Newyork im Jahre 1815 im 54sten Lebensjahre.

**) Wahrscheinlich besteht sie aus zwei Schiffen, zwischen denen das Wasserrad in der Mitte hängt, so wie es bei dem Dampfschiffe Prinzessin Charlotte, welches zwischen Berlin und Potsdam geht, der Fall ist. — Diese Einrichtung hat das Gute, daß das Schiff sich nicht auf der Seite legen kann, weil es aus zweien besteht, die mit einander verbunden sind, und zugleich der Wasserstrom frei ist, der zwischen den beiden Schiffen durchgeht, und den das Rad mit einer großen Heftigkeit, wie bei einem Mühlrade, hinten heraustreibt. —

Diese Einrichtung mit doppeltem Schiffe ist nicht neu. Die fliegenden Brücken auf dem Rhein haben sie alle. Auch eine kleine Jagd in Hamburg, welche, da sie sich nicht auf die Seite legt, und nicht abtreibt, so scharf am Winde beihalten kann, wie keine andere Jagd. Auch bei Seeschiffen kömmt sie schon vor. Die Beschreibung, welche Anson in seinen Reisen von der fliegenden Proa giebt, die auf den Ladronen üblich, zeigt, daß man dort diese Einrichtung schon seit Jahrhunderten kennt. Diese fliegende Proa ist ein ganz sonderbar gebautes Schiff. Sie hat vorn und hinten einen Schnabel, und kann rückwärts und vorwärts gehen, ohne sich zu wenden. Der Länge nach gleicht ihre Figur dem Monde im ersten Viertel. Eine Seite ist nämlich ganz gerade, die Andere ist rund. Die runde Seite ist gegen den Wind gekehrt, den sie beim Segeln immer von der Seite hat, denn die Ladronen-Inseln liegen alle unter einem Meridian, unter dem die Winde sich fast immer gleich bleiben. Sie regiert sich blos durch Segelstellung — ein Steuer hat sie nicht, da dasjenige, was heut beim Rechtssegeln Vorne ist, morgen beim Linkssegeln hinten ist, weil sie nie wendet — und ihre runde Seite stets nach derselben Himmelsgegend gerichtet ist.

Abtreiben kann sie nicht, weil die Seite unter dem Winde gerade und flach ist wie ein Bret, also die Dienste thut, wie bei unseren Schiffen die Schwerdter, die an der Seite ins Wasser gelassen werden. — Damit sie nicht umschlagen kann, weil ihr der Wind immer an der Seite liegt, hat sie noch nebenher so ein

ferne Picken, mit einer unglaublichen Schnelligkeit hervor!

Dieses ist wohl das größte Seeungeheuer, welches der Witz des Menschen bis jetzt erzeugt hat.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Die Härte des Reichsabschiedes, welcher den Protestanten eine Reihe sehr trüber Aussichten für die Zukunft fürchten ließ, bewog sie eine neue Zusammenkunft in Schmalkalden zu veranstalten, wo sie den Entwurf zu einem Vertheidigungsbündnisse zu Stande brachten, falls der Kayser und die Feinde ihres Glaubens mit den Waffen in der Hand gegen sie aufstehen sollten. Allein diesem Entwurfe mangelte die gehörige Reife, weil viele von den ständischen Deputirten, die hiebei zugegen waren, keine Vollmacht zur Unterschrift bei sich führten, sich also erst eine Abschrift desselben zur Darlegung an ihre Behörde erbitten mußten. Wichtiger noch als dieses Bündniß war daher für die Reformation der Entschluß, daß sie sich gegen den letzten Abschied mit einer Appellation verwahren und eine Apologie so wie eine treue Erzählung des ganzen Herganges der Angelegenheiten in deutscher, lateinischer und französischer Sprache abzufaßen gedachten, um sie nach Frankreich, England, Polen, Navarra, Dänemark, Schweden und andere Höfe zu übersenden — und da der Papst nach den letzten Reichstage sich zu einem Concilium wirklich verstanden hatte, welches, laut einer Bulle vom 1. December. in Italien gehalten werden sollte, so erhielten zugleich die Räthe der evangelischen Stände den Befehl, sich auf Beweise gefaßt zu machen, welche die evangelische Lehre aus den Vätern und den Schlüssen der alten Kirchenversammlungen darthun und die Frage beantworten sollten, was wohl zu thun seyn mögte, wenn der Papst das Haupt des Conciliums wäre, und mit den Bischöfen einen endlichen Schluß faßte?

Der Entwurf zu jener Apologie und Darstellung wurde abermals im Anfange des Jahrs 1531 von Philipp Melanchthon besorgt und dann an die oben genannten Behörden abgeschickt — doch zwei Antworten darauf, (die eine war von dem Könige in Frankreich, die andere von dem König in England), fielen nicht so aus, wie man sie erwartet hatte, denn leider! enthielten sie nichts als kahle Wünsche und leere Höflichkeiten. So lobte der König von England in seinem Schreiben vom 3. May ihren guten Willen, die Mißbräuche in der Kirche auszurotten, und freuete sich, daß er mit ihnen einerlei Meinung seyn könne. Von gleichem Gehalt war das Schreiben des Königs von Frankreich unt. 21. Apr., indem er schrieb, wie er in Betreff eines allgemeinen Conciliums ganz ihre Grundsätze theile. Diese fehlgeschlagenen Hoffnungen bewogen die Protestanten, eine zweite Zusammenkunft in Schmalkalden zu veranstalten, welche die engern Entwürfe zum Vertheidigungs-Bündniß zur Absicht hatte. Und nun unterzeichneten sich der Churfürst von Sachsen, der Herzog Ernst von

---

kleines Boot laufen wie ein Logg, das mit seiner Takelage an die ihrige befestigt ist, und sie gleichsam aufrecht hält. —

Die Proa segelt ganz unglaublich schnell, da sie so viele Segel beisetzen kann, und Anson versichert: daß kein europäisches Schiff mit ihr übereinkommen könne. Sie segelt 5 deutsche Meilen in einer Stunde. Daher wird es auch stets vergeblich seyn, diese Seeräuber, welche sich in einem nach Algierscher Weise geordneten Staat vereinigt haben, zu vertilgen.

Braunschweig, der Landgraf von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt, die Graf. Gebhard und Albrecht von Mannsfeld, Herzog Ernst von Lüneburg, die Städte Strasburg, Memmingen, Constanz, Lindau, Ulm, Reutlingen, Biberach, Isny, Lübeck, Magdeburg und Bremen. Indessen kam der Bund doch noch nicht völlig zu Stande, weil mehrere von den protestantischen Ständen mit ihrem Beitritt noch immer zauderten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Anekdoten.

(Von Zinkgräf im Jahre 1653 erzählt)

Als Keyser Maximilian der Erste erstlich die Krönung empfangen, wollten ihm die Juden allenthalben hero versamblet, einen Spitzhut verkauffen, liessen einen ziemlichen Korb von lauterem Gold, vnd voll Güldene Eyer machen, den verehrten sie dem Keyser zur Glückwünschung, der Keyser aber ließ alle die, so ihm den Korb geliefert, verwahrlich und doch wohl halten. Sie die Juden begehrten demütig zu wissen, warumb man ihnen solchergestalt begegnete, darauf antwortete der Keyser: Solche Hüner, die so schöne Eyer legen, seynd einem nicht so schlecht hinzulassen, sondern wohl zu bewahren.

Als an seinem Hoff von einem diese Reimen an die Wand geschrieben worden:

Als Adam hackt und Eva span,
Wer war damals der Edelmann?

Schriebe der Keyser folgenden Reimen darunter:

Ich bin ein Mann wie ein ander Mann,
Nur daß mir Gott der Ehren gann!

* * *

Otto, Herzog in Sachsen, Keyser Heinrichs deß ersten Vatter, als ihm von den deutschen Ständen Anno 912 das Keyserthumb angebotten ward, vnd er aber schwaches alters, hat er sich folgendergestalt entschuldigt: Wann meine Faust oder Kunst alle sachen in Teutschland recht verwalten könnte, wolte ich weder arbeit deß Leibs noch sorg deß Gemüths fliehen, den gemeinen Wollstand zu erhalten. Dieweil aber das Reich von deß großen Carlen Stamm abkommen vnd sich grosse enderungen ereugen, muß man Feldherren haben, so da können, wollen vnd dörffen vnter dem Geschürz herumb lauffen, den Zeug mit Rath regieren vnd mit eigener That anfrischen, deßhalben ist vns solcher Mann vonnöthen, welcher nicht seine ehr im Reiche suche, sondern der durch seine Person das Reich ehre. Doch will ich mit gutem Rath, welcher mir allein vbrig, euch vnd dem Vatterland teutscher Nation nach Möglichkeit behülflich seyn, u. s. w. Ward also Keyser Conrad an seine statt erwehlet.

* * *

Ein Fürst wollte seine Gemahlin gern mit auff die Jagt auß haben; Sie aber wollte nicht, da fragt der Fürst den D. Martin Luther: Herr Doctor, was sagt ihr darzu? Er antwortet: Der Ofen vnd die Fraw sollen daheim bleiben.

Süßigkeiten.

Ein sentimentaler junger Herr heirathete eine Kleinstädterin, die Tochter eines ehrlichen Gewürzkrämers, die sehr einsylbig und nichts weniger als sentimental war. —

O meine Theure, sprach ihr Gemahl einst bei einem Spaziergange an einem schönen Sommer-Abend zu ihr, so lassen Sie mich doch nur ein einziges süßes Wort von ihren schönen Lippen hören! — Mit einem tiefen Seufzer blickte sie ihn zärtlich an, und sagte — Syrop!

№ 67.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 16. November. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Der Zweck des Schmalkaldener Bündnißes war: Wenn Jemand von den Bundesgliedern, um des göttl. Wortes willen, angegriffen würde, so sollten ihm die andern Verbündeten beistehen. Keiner sollte alsdann ohne Zuziehung der Andern einen Vergleich oder Frieden schließen, doch ohne das kayserl. Ansehen dabei zu gefährden. Alle evangelischgesinnte Fürsten, die dem Bunde beizutreten wünschten, sollten aufgenommen werden und der Bund selbst von dem Tag der Unterzeichnung an, auf 6 Jahre lang bestehen; sollte jedoch mittlerweile ein Krieg ausbrechen, so solle derselbe aufrecht erhalten werden, bis zum Friedensschluß."

Luthern war dieß gar nicht angenehm, denn er sah dergleichen Bündnisse äußerst ungern, weil er jeden Krieg um der Religion willen verabscheuete, und es ihm weit lieber war, wenn die Streitigkeiten dieser Art friedlich geschlichtet wurden. Sein immerwährender Wunsch, daß doch nur ein solcher Krieg noch weit entfernt seyn mögte, wurde einigermaßen auch erfüllt, denn der Kayser that den Protestanten wiederum Friedensvorschläge *) bis zu einem allgemeinen Kirchenconcilium. Die letztern freueten sich darüber, und knüpften zu dem Ende Unterhandlungen in Schweinfurt an, welche im Monat Junius 1532 zu Nürnberg fortgesetzt wurden, aus denen darauf ein förmlicher Religionsfriede hervorgieng, den die Protestanten mit den beiden Churfürsten von Maynz und Pfalz, welche im Namen des Kayfers da waren, bis auf das nächste Concilium schlossen. Auf diese Art genossen die Anhänger des Lutherthums eine ungestörte Religionsfreiheit, nach der sie so lange schon, wie wohl immer vergebens, geseufzt hatten.

Niemand freuete sich darüber mehr, als der edelmüthige Churfürst von Sachsen, Johann

*) Freilich nicht aus Freundschaft gegen die evangelische Lehre, sondern aus Staatsklugheit, weil der Kayser der Hülfe der Reichsstände gegen die Türken bedurfte.

Friederich der Standhafte, (der zur Trauer seines Landes am 16. Aug. 1532. auf dem Schlosse Schweinitz bei Annaburg im 63. Jahre seines Alters starb,) und Luther, obgleich dieser noch immer sehr daran zweifelte, daß der Friede von langem Bestande seyn werde? Wenigstens durfte er von den Catholiken und zwar von solchen, die bisher jedes Mittel versucht hatten, um die neue Lehre zu stürzen, nichts Gutes erwarten. Unter diesen Feinden war Herzog Georg in Leipzig der allerheftigste; der, wenn es auf ihn angekommen wäre, den frommen Mann mit Feuer und Schwerd von der Erde vertilgt hätte — ein Benehmen, zu welchem Luther freilich nicht selten Anlaß gab, da er weder ihn noch seine Anhänger in den Schriften, welche er auf das Papstthum herausgab, im mindesten schonte. Oft beschwerte sich Georg bei dem Churfürsten darüber und dieser stellte, wie wohl nur zum Schein, den lieben, heftigen Mann zur Rede. Luther aber antwortete darauf: „Was ich schreibe, soll scharf und bitter seyn; wer sieht aber auf die Bitterkeit des Gegentheils? Wann hat der Kayser die allerbittersten und leichtfertigsten Schriften in seinen Erblanden in und außerhalb Deutschland noch jemals verboten? Wann hat Herzog Georg in seinen Landen auf gleiche Art geschriebene Bücher geahndet, worinnen auch sogar der fromme und theure Churfürst Friederich und sein Nachfolger selbst angetastet und geschmähet wurden? — Man siehet hieraus, fuhr er seiner gewöhnlichen kräftigen Sprache fort, daß ihre Meinung sey, wenn sich auf ihrer Seite 100,000 Schreiber wider mich aufmachen, und alle Blätter und Kräuter Zungen würden, die mich auf die allerbitterste, schändlichste und lügenhafteste Weise mißhandelten und verlästerten, daß doch alles recht und wohlgethan seyn sollte. Wann aber ich geringer und armer Mann ganz allein wider solche Monstra (Ungeheuer) und Furien ein einzigesmal hin und schreibe, so muß nur ich und niemand rauh und hart geschrieben haben u. s. w.“

Bei einer neuen Reise nach Bononien (1533) brachte der Kayser, während der Papst anwesend war, das Concilium (welches schon wieder ins Stocken kam), aufs neue zur Sprache. Der Papst konnte nun länger nicht ausweichen und versprach Anstalten dazu zu treffen, auch sandten Beide, er und der Kayser, Deputirte nach Deutschland, welche hiezu die gemessensten Aufträge empfiengen. Der Nuntius, Hugo Rangon, führte inzwischen gewisse von seinem Oberherrn entworfene Artikel bei sich, nach welchen das Concilium gehalten werden sollte, und die leider! von solcher Beschaffenheit waren, daß man gleich daraus abnehmen konnte, dem Papste konnte es mit einer Verbesserung der Kirche nicht der geringste Ernst seyn. Dieses äusserten auch bald darauf die Protestanten und, nachdem sie sich mit dem neuen Churfürsten (Johan Friederich dem Großmüthigen) abermals in Schmalkalden berathen hatten, baten sie den Kayser, daß, falls ein Concilium einmal für nöthig erachtet würde, doch ja das Wort Gottes und nicht der Papst zum Richter auf demselben erwählt werden mögte.

Auf diesem Concilium, mit welchem es (wie gesagt) dem Papste so wenig Ernst war, als mit einer Verbesserung der Gebrechen der Kirche, konnte nun die Reformation, wenn anders auch der römische Oberherr keine Stimme darauf hatte, durchaus nichts gewinnen, indem bereits alles schon gethan war, was hatte geschehen können. Durch den Glanz der Wahrheit war die Nacht des Aberglaubens besiegt; überall, wo man Luthers Namen mit Ehrfurcht nannte, fand das Evangelium Freunde und An-

hänger; ja selbst solche, die, wie der König von England, Heinrich VIII die Reformation auf das bitterste geschmäher und sogar gegen Luther geschrieben hatten, bekannten sich zur neuen Lehre und weiheten ihr Achtung, Schutz und Schirm. Ein Beweis davon war der Churprinz Joachim von Brandenburg, der nicht einmal seines Vaters, eines eifrigen Papisten, Haß scheuete und sich öffentlich zum Lutherthum bekannte. Besonders heilsam wirkte die Reformation in den sächsischen und den angrenzenden gräfl. reußischen Landen. Die Messen und überhaupt das Klosterleben, welches hie und da noch im Stillen sein Wesen trieb, schaffte man vollends ganz ab. Auch revidirte man aufs neue die Schulen, reinigte sie von alten Gebrechen, setzte vernünftige Pfarrherren aufs Land, statt der alten untauglichen, die kaum lesen und schreiben konnten und versah die Schulen mit Lehrern, von denen die Jugend gründlichen Unterricht erwarten konnte. Im Clevischen gewann die Reformation durch Herzog Johanns Bemühungen feste Wurzel; so wie selbst in Italien, mitten im Gebiete des heiligen Vaters, Luthers Schriften mit Wärme und Eifer gelesen wurden. Diese Schriften waren auch der Grund, warum sich noch auf dem Todtbette der Herr von Schönburg, Ernst, zur evangelischen Lehre bekannte und das heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalt genoß.

Die Herzöge Philipp zu Braunschweig, Ernst zu Meklenburg und Parnim und Philipp zu Pommern, halfen treulich auch in ihren Ländern die Reformation ausbreiten. Freilich wurden ihre Bemühungen nicht selten durch viele Hindernisse gehemmt, aber am Ende siegte doch ihr Muth und sie erreichten vollkommen den vorgesetzten Zweck.

Das Jahr 1534 wurde durch den bekannten Cadauer Vertrag in der Geschichte der Reformation wichtig. Es wurde nämlich zu Cadau (oder Codau in Böhmen) am 30. Juni ein Vertrag errichtet, der den Nürnberger Frieden völlig bestätigte, womit aber der römische Papst nicht zufrieden war. Er würde auch bei dem König Ferdinand, der ihm zuerst davon Nachricht gab, alles angewendet haben, um denselben zu entkräften, wenn nicht sein Tod alles Unheil, was für die Protestanten daraus erwachsen seyn würde, beseitigt hätte. Clemens starb am 25 Sept. und der Cardinal Alexander Farnese bestieg unter dem Namen Paul III. den päpstlichen Stuhl.

Der neue Statthalter Christi sprach gleich nach dem Antritt seiner Regierung sehr lebhaft von den Anstalten, die zu einem Concilium gemacht werden sollten; allein es blieb beim Sprechen und erst in dem darauf folgenden Jahre schien man ernstlich darauf Bedacht nehmen zu wollen. Inzwischen wurde die evangelische Lehre, die Luther durch seine herrlichen Schriften im Wachsthum beförderte, immer mehr und mehr ausgebreitet. In Braunschweig, Eulenburg, Hannover, Anhalt, Pommern, Augsburg, Dänemark, predigte man evangelisch und entsagte ungescheut den päpstlichen Gebräuchen, wiewohl es auch hie und da nicht an Feinden des Lutherthums fehlte, wie z. B. in Frankreich, wo die Verfolgung der Anhänger der reinen Lehre immer heftiger wurde.

Am weitesten ging man in England, wo König Heinrich VIII. (sonst ein eifriger Papist) sich von aller Verbindung mit dem römischen Stuhl feyerlich lossagte.

Mit dem Anfang des neuen Jahres 1535 sandte Paul III. seinen Legaten, den Bischoff zu Capo d'Istria, Peter Paul Verger, nach Deutschland, um den Fürsten und Ständen anzudeuten, daß er die Stadt Mantua zum Sitz

des Conciliums bestimmt habe. Unter andern kam Verger nach Wittenberg und ließ Luthern zu sich rufen, welchen er sogleich um seine Meynung wegen des Conciliums fragte. Luther nannte den Vorsatz des Papstes wegen einer Zusammenberufung der Geistlichen nach Mantua, einen bloßen Scherz und meinte, daß, falls sie ja vor sich gehen sollte, mehr von unbedeutenden Kleinigkeiten, als von den Hauptlehren des Christenthums daselbst gesprochen werden würde. Uebrigens behauptete Luther auch gegen den Legaten, was er schon lange vorher oft und wiederholt geäußert hatte, daß nämlich die Protestanten keines Conciliums bedürften, weil sie mit ihren Glaubenslehren schon längst im Reinen wären, daß aber die römische Kirche wohl mehr als eines nöthig habe, weil es bekanntlich nur auf den regierenden Papst ankomme, was das arme, verblendete Volk glauben solle? Wird denn nun endlich doch, fügt' er am Ende hinzu, das Concilium gehalten — woran ich bis jetzt zweifle, — wohlan, so will ich nicht ausbleiben und auch meinen Hals mitbringen.

So gleichgültig Luthern der Ort gewesen war, auf welchem das Concilium gehalten werden sollte, so wenig war der Churfürst von Sachsen mit der vorgeschlagenen Stadt Mantua oder einem andern Orte in Italien zufrieden; er verlangte durchaus, daß es auf deutschem Grund und Boden gehalten werden sollte, weil es deutsche Religionssachen beträfe. Was übrigens Luthers Lehre anbelangt (sagt' er zu dem Legaten) so ist sie recht und in Gottes Wort gegründet und kann also in Ewigkeit nicht widerlegt werden, am wenigsten auf euren Conciliis.

Um jedoch dem Legaten eine bestimmte Antwort geben zu können, versammelten sich die Protestanten in Schmalkalden. Das Resultat ihrer Berathschlagung war jedoch mit der Antwort des Churfürsten gleichlautend; es forderte nämlich ausdrücklich, daß das Concilium in Deutschland gehalten werden und daß auf demselben nicht der Papst, sondern das Wort Gottes, die heil. Schrift, unter dem Vorsitz gelehrter und unpartheiischer Männer von beiden Partheien Richter seyn müsse. Diese Zusammenkunft brachte auch vollends den Plan wegen eines Bündnisses der Protestanten mit andern Fürsten ins Reine, das sie jetzt in diesen so zweideutigen Zeiten, ob es gleich ihr guter Luther sehr ungern bemerkte, für so nöthiger hielten, indem die Gerüchte, daß der Kayser die Rechte der römischen Kirche mit den Waffen in der Hand aufrecht erhalten wolle, aufs neue in Umlauff waren. Der Bund an und für sich selbst wurde sehr geheim gehalten, weil er durchaus zu Gegenrüstungen oder üblem Argwohn keine Gelegenheit geben sollte; die Verbündeten nannten ihn blos eine Nothwehr in der bevorstehenden Gefahr. Dieser Bund hätte ein entscheidendes Uebergewicht erhalten können, wenn er die Erbietungen der Könige von England und Frankreich, die ihm Truppen zugestanden, angenommen hätte; allein die Rechtlichkeit der Verbündeten, die durchaus alles zu entfernen suchte, was den Anschein einer Anmassung gegen Kayser und Reich hätte geben können, verwarf dergleichen Anträge, die wohl die Gegenpartey nicht so leicht verworfen haben würde.

Der Zusammenkunft in Schmalkalden folgte im Monat April eine andere in Frankfurt, welche den bereits begonnenen Bund noch fester knüpfte. Die Anhänger desselben beharrten zwar bei ihrer Meinung, daß sie gegen den Kayser nichts feindliches unternehmen würden, machten sich aber auch auf der andern Seite um so gefaßter auf einen Angriff Karl's, weil ihnen sei-

ne veränderlichen Gesinnungen im Punkte ihrer Religionsangelegenheiten nichts Gutes ahnen ließen. Um das Bündniß auf einen sichern Grund zu bauen, wurden nun der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen zu Oberhäuptern erwählt. Man kam zugleich dahin überein, wie Berathschlagungen in Hinsicht eines bevorstehenden Krieges geleitet, die Schlüsse abgefaßt, und der Krieg selbst geführt werden sollte. Man berechnete genau die Kriegskosten, bestimmte eine Anzahl Kriegsräthe und gab Ordre wegen der anzustellenden Werbung.

Verger war inzwischen nach Rom zurückgekommen und hatte dem Papst über seine Unternehmungen Bericht erstattet, und, da Karl bald selbst darauf nach Italien kam und den Papst an sein Versprechen erinnerte, so ließ dieser endlich eine Bulle ergehen, welche das Concilium auf den 23. May 1537 ausschrieb, doch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es in Mantua gehalten werden müße.

Den Protestanten kam diese Erklärung zwar nicht unvermuthet, dennoch hörten sie selbige mit einiger Ueberraschung und nicht ohne Mißvergnügen. Um genau zu überlegen, was sie dem Papste darauf antworten sollten, hielten sie einen abermaligen Convent in Schmalkalden für dienlich. Luther befand sich auch unter ihnen und weihete den Convent mit einer beweglichen Predigt ein, worinnen er die Absicht desselben sehr rührend schilderte und seine Zuhörer ermahnte, daß sie unverrückt dem Worte Gottes treu bleiben und die Rechte des Evangeliums in Mantua eben so fest, als in Deutschland, im Auge behalten möchten.

Unvermuthet erhielten die Protestanten in Schmalkalden einen Besuch von dem päpstlichen Nuntius Vorst und dem kayserlichen Vicekanzler, Mathias Held, welche blos in der Absicht erschienen, um die Evangelischen nochmals zum Concilium einzuladen. Helds Hauptabsicht, warum er bei dem Convente erschien, war aber doch wohl die, daß er die Protestanten im Namen des Kayserś ersuchte, ihm Hülfe gegen die Türken und den König von Frankreich (mit welchem er in Krieg verwickelt war) zu gewähren. Als ihm aber die Gebetenen geradezu versicherten, daß sie gern alles thun würden, um dem Kayser gegen seine Feinde Schutz zu verleihen, sobald er sie bei der ungestörten Ausübung ihres Glaubens lassen wolle, so wurde Held, der überhaupt ein äußerst stolzer, aufgeblasener Mann war, so heftig gegen die Conventsherren, daß er ihnen die allerschändlichsten Dinge vorwarf und sie endlich mit der kayserlichen Ungnade bedrohete. Aus allem diesen sahen die Protestanten nun wohl, daß sie von den milden Gesinnungen des Kayserś blutwenig zu hoffen hätten und daß alle freundschaftlichen Aeußerungen, die er ihnen bis jetzt gethan, nichts als Verstellung gewesen wären, um seinem Eigennutze nicht zu nahe zu treten. Die Anhänger des neuen Glaubens hielten es daher für das rathsamste, ihren Bund aufs neue durch den Beitritt mehrerer Fürsten zu vergrößern; Luther aber setzte, mit Zuziehung seiner gelehrten Freunde, gewisse Glaubensartikel auf, die hernach die Schmalkaldischen genannt wurden und nach denen sie auf dem Concilium zu handeln gedachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gärtner.

Heftige Stürme hatten einst im frühen Lenze eine der fruchtbarsten Gegenden Syriens verwüstet; die fleißigen Bewohner eines ansehnlichen Fleckens litten dabei beträchtlichen Schaden; ihre schönen Gärten waren zerstört; ihre

gut bestellten Felder zerwühlt; aber sie verloren den Muth nicht, und würden sich bald wieder erholt haben, wenn nicht ein neues Unglück sie betroffen hätte. Der Sommer war drückend heiß; kein milder Regen erfrischte die Fluren; die Bäche versiegten; die Brunnen gaben kein Wasser mehr; nur eine einzige Quelle, etwa eine Stunde Weges vom Flecken entfernt, am Fuße eines Berges zwischen dichtem Gesträuch verborgen, blieb immer gleich ergiebig. Dahin mußten nun Morgens und Abends die Mädchen des Fleckens wandern um Wasser zu holen, dahin und in den nahen Wald trieben die Hirten ihre Heerden, denn weit im Umkreise gab es sonst keine Weideplätze mehr.

Die Mädchen mußten an einem Garten vorüber gehn, der sonst mit den schönsten Früchten, den lieblichsten Blumen geprangt hatte; itzt ragten nur kahle Aeste über das Zaungeflechte, welke Blüthen hiengen an halbverdorrtem Gesträuch. Ach! rief eines der Mädchen — wie Schade um das Gärtchen, es war so lieblich, nun ist es eine Wüste! — Wie die ganze Gegend, setzte eine andere hinzu. Und mit all seiner Thätigkeit wird der gute Salem es nicht wieder herstellen können — sagte die Dritte — denn es mangelt an Wasser. — Einstimmig ward der arme Gärtner von den Mädchen bedauert. Dieser stand indeß gebückt jenseits des Zaunes, an den er eben besserte, und horchte auf das Geschwätz. Er war ein munterer Greis, dessen Kräfte schon zu schwinden begannen, aber nicht sein Muth, nicht sein Vertrauen auf Gott. Als der ganze Mädchenschwarm vorüber war, hob er sich empor. Seyd ihr so mitleidig, ihr guten Kinder — dachte er — wir wollen doch sehen, ob euch das vom Herzen kömmt, oder ob es nur leere Worte sind. Er kollerte eine kleine Tonne vor die Gartenthür, und paßte dann auf, bis die Wasserträgerinnen zurück kamen. Schon von ferne hörte er sie schäkern und lachen, denn die meisten waren noch in dem glücklichen Alter, welches, im Geleite schuldloser Freude und lächelnder Hoffnung, mit leichtem Fuße auch über Dornen wandelt, ohne sie zu fühlen. Salem trat vor die Thür. — Welche von euch ihr lieben Mädchen, gönnt mir einen frischen Trunk? — rief er ihnen entgegen, indem er sich den Schweiß von der gefurchten Stirne trocknete. — — Ich! — Ich! scholl es wie aus einem Munde, und alle drängten sich nun um ihn her, und schienen die Glückliche zu beneiden, der er den Krug aus der Hand nahm. — Ach! das hat wohlgethan, sagte der Greis, als er getrunken hatte. — Wollt ihr wohl täglich, wenn ihr hier vorbei geht, das gute Werk üben, einen Durstigen zu tränken? — Kannst du daran zweifeln? schrieen alle. — Du mußt aber keine verschmähen, Vater Salem! — sagte eine der jüngsten — wir alle meinen es gut mit dir! — Nun — rief der Alte — so hab ich mich nicht in euch geirret; mich könnt ihr wohl nicht alle tränken, ihr lieben Kinder; aber auch meine Bäume und Blumen sind durstig, und müssen verschmachten, wenn ihr euch nicht über sie erbarmt. Ich kann höchstens einmal des Tages mich zur Quelle hinschleppen, und was würde das bischen Wasser nützen, das ich zu bringen vermöchte; wenn aber jede von euch, so oft ihr hingeht, den Krug etwas voller nimmt, und dann nur so viel davon in diese Tonne gießt, als ein Durstiger trinken könnte, so wird das Gärtchen bald wieder lustig grünen und blühen, und jede mag sich dann an ihrem Hochzeittage einen schönen Strauß holen. — Wollt ihr das? — — — Gerne! gerne! riefen sie alle, und gossen gleich aus ihren Krügen Was-

ser in die Tonne, die nun nie mehr leer wurde. Nach einigen Wochen hatten sie schon ihre Freude an den schönen Blumen und an den duftenden Kräutern in Salems Garten. — Seht ihr dort die Wolken aufsteigen? — sagte er eines Abends zu ihnen — diese Nacht wird es regnen, und wenn meine vieljährigen Beobachtungen nicht trügen: wird das ein fruchtbarer, ergiebiger Regen. — Die Bäche werden wieder fließen, die Brunnen sich füllen, und ihr den weiten Weg zur Waldquelle nicht mehr wandern müssen. Aber bei meinem Versprechen bleibt es, jede bekömmt an ihrem Brauttage einen schönen Blumenstrauß, und itzt gebe ich euch noch eine gute Lehre mit: „Was dem Einzelnen auch mit der größten Anstrengung unmöglich ist zu bewirken, das vermögen Viele, die sich zu einem edeln Zweck verbinden, mit geringer Mühe."

Einen edlen Zweck hat auch gewiß die in diesen Blättern verschiedene Male angekündigte Einrichtung einer allgemeinen Wittwen-Versorgungs-Anstalt, die eine jährliche Pension von 10 bis 300 Thalern zusichert, und woran auch Auswärtige Theil nehmen können.

Jeder Bürgerfreund und Beförderer eines so schönen und edlen Zwecks wird daher recht dringend ersucht, den Plan zur Einrichtung dieser Anstalt, welcher bereits viele Theilnehmer gefunden, bald und zwar vor Ablauf dieses Monats im Hause No 26. an der Obernstraße, einzusehen, und durch Unterzeichnung des Plans eine so nützliche als zweckmäßige Anstalt vollständig zu machen.

Wenn Viele sich zu einem edlen Zweck thätig vereinigen, so ist er bald erreicht; und auch viele Früchte werden bald Jedem entgegen reifen, der zu deren Erzielung sein — wenn auch noch so kleines — Scherflein beigetragen hat.

d. Red.

Das Burschenfest auf der Wartburg am 18. Oktober 1817.

Wohl war es viel lebhafter als sonst in den Straßen der freundlichen Stadt, aber doch war die Anzahl der Fremden bei Weitem nicht so beträchtlich, als man erwartet hatte. Während das Gerücht von viertausend Burschen gesprochen hatte — so nannten sich die Jünglinge selbst, und so sollen sie also auch von mir öfters heute genannt werden — welche sich hier versammeln wollten, zählte die Liste derselben am siebzehnten nicht mehr als etwa vierhundert und dreißig, zu denen sich jedoch noch spät am Abend und am andern Morgen mehrere gesellten, so daß in Allem ungefähr vierhundert und funfzig Söhne deutscher Universitäten an dem Doppelfest des Tages, der dem Andenken an die Befreiung vom Geisteszwang durch Luther und an die vom Joch der Wälschen durch vereinter Helden Kraft geweiht war, Theil genommen haben.

Da waren sie gekommen vom Gestade der Ostsee, wo in Kiel und Rostock eine hohe Schule blüht, aus der Königsstadt an der Spree, von der Georgia Augusta, aus Saal Athen und der ihm benachbarten Lindenstadt an der Pleisse, aus Marburg und Gießen, aus Erlangen und Würzburg, aus dem freundlichen Heidelberg und dem fernen Tübingen, aber die meisten hatte Jena gesandt und mit ihnen waren erschienen Fries, Oken, Kieser. Weit entfernt, etwas Revolutionäres von dem Vereine dieser Jünglinge, von denen viele bereits dem gemeinsamen deutschen Vaterlande ihren Arm geliehen und für seine Befreiung gefochten und geblutet hatten, zu fürchten und demselben ängstlich beengende Schranken abzustechen, hatte der treffliche Großherzog den Behörden vielmehr aufgetragen, ihm gastlich entgegenzukommen und so waren die

Hausbesitzer Eisenachs eingeladen worden, den jungen Wanderern, denen es in den Gasthäusern wahrscheinlich an Raum gebrechen würde, bei sich ein Obdach zu geben, und willig folgten sie dieser Einladung und die Wohlhabenderen und Gebildeten beschränkten ihre Gastfreundschaft nicht nur auf ein Obdach, sondern nahmen die Fremdlinge als eigentliche Gastfreunde auf.

An allen Thoren wurden die ankommenden Studierenden durch einen Anschlag aufgefordert, sich in dem Gasthofe zum Rautenkranz bei dem erwählten Ausschusse zu melden, und hier unterzeichneten sie mit ihrem Ehrenwort das Versprechen, keines etwaigen früheren Zwistes zu gedenken und neue Streitigkeiten zu vermeiden, und beschwuren so einen Gottesfrieden, der heilig von ihnen gehalten worden ist.

Feierlich verkündeten am Morgen des Jahrstages der Rettungsschlacht die vollen Klänge der Glocken das Fest und als sie zum dritten Mal von den Thürmen ertönten, versammelten sich sämmtliche Burschen auf dem geräumigen Marktplatze und nachdem einer der Vorsteher die Gesetze und Anordnungen des Tages verlesen und brüderlich-ernst auch zu äußerlich würdevoller Begehung desselben aufgefordert hatte, setzte sich der Zug in Bewegung. Voran giengen der erwählte Bürgvoigt mit sechs Burgmännern und dem Herold, dann folgte ein Chor Spielleute, dann ein Fahnenträger mit einer schönen von den Mitgliedern des jenensischen Frauenvereins gestickten und den dasigen Burschen verehrten Fahne zu beiden Seiten sechs Fahnenwächter und dann die Uebrigen Paar an Paar, fast alle in den, dem Jüngling so wohl stehenden, deutschen Rock oder Ueberrock gekleidet und mit Eichenzweigen geschmückt.

Nachdem der Markt umwandelt worden, schwenkte der Zug zum Thor hinaus und stieg nun, umweht von frischer Morgenluft, umstrahlt von freundlichem Sonnenschein und umdrängt von der schaulustigen Menge in fröhlicher Ordnung dem Ziele zu, über dessen Haupte mehr als sieben Jahrhunderte dahingegangen waren, in dessen Mauern einst stattliche Fürsten eine glänzende Hofhaltung hielten, herrliche Sänger dichteten und der Unsterbliche, dessen Gedächtniß heute gefeiert werden sollte, seinem deutschen Volke die heiligen Urkunden in deutsche Zunge übertrug.

Paar an Paar zog die Schaar der Jünglinge ein zu dem Thore der alten Veste, das sich gegen einen Einlaßschein auch Andern öffnete, die aus der Stadt und aus der Fremde den Berg erstiegen hatten, um Zeugen dieses Festes zu seyn. Der hundert und zwanzig Fuß lange und über dreißig Fuß breite Rittersaal, der auf Befehl des Großherzogs mit Eichenlaub ausgeschmückt war und an dessen einer Seite sich eine vierfache Reihe von Bänken hinzog, nahm jetzt die Wallenden in seinen geweihten Raum auf. Feierliche Stille herrschte in den weiten Hallen. In stillem Gebete sammelten sich die Gemüther; dann ertönte in ernstem Chor, von Blaseinstrumenten begleitet, der erhebende Gesang: Ein' feste Burg ist unser Gott und ließ in den Herzen der Versammlung nachklingen, was den heiligen Sänger durchdrungen und durchtönt hatte, als dieses Lied seinem vollen muthigen Herzen entströmte, und als die vorletzte Strophe, in welcher der Sänger Alles, was dem Menschen das Theuerste ist, an das erkannte Wort zu wagen gelobt, „Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib," verhallt war, trat ein Jüngling — Riemann aus Ratzeburg, einer der gedachten Vorsteher — in schlichtem schwarzen Rocke, auf welchem eines der schönsten Ehrenzeichen, das eiserne Kreuz, in bescheidenem Glanze strahlte und beurkundete, daß der Redner, der das flammende Schwert der Rede zu führen verstand, auch des Schwertes des Kriegers nicht unerfahren war, an einen einfachen, eichenbekränzten Altar, auf dessen beiden Seiten der Fahnenträger und die Vorsteher sich aufgestellt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anzeige.

Dem Einsender der Anfrage: „Armen Knaben auf eine gewisse Art Beschäftigung zu geben" dient zur Nachricht daß jene Frage sich nicht für dieses Blatt eignet, indem dadurch im eigentlichen Sinne, Müssiggang und Straßenbettelei befördert, und nur französische Moden würden nachgeäfft werden.

d. Red.

№ 68.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 20. November. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Die kurze aber bündige Abfertigung, welche der Vicekanzler Held von den Protestanten in Schmalkalden erhalten hatte, reitzte diesen Mann so heftig, daß er von diesem Tage an auf bittere Rache gegen den Bund sann. Hauptsächlich war sein Zweck auf die gänzliche Unterdrückung desselben gerichtet, zu welchem Ende er mehrere Reisen an verschiedene Höfe machte, und sie, unter dem Vorwande einer vom Kayser erhaltenen Vollmacht, zu einem Gegenbund einlud, der auch am 10 Juni 1538 in Nürnberg wirklich zu Stande kam. Die Geladenen traten demselben jedoch nicht alle bei; nur der Churfürst Albert von Mainz, als Erzbischof, der Erzbischoff von Salzburg, die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Bayern, Herzog Georg von Sachsen und die Herzöge Erich der ä. und Heinrich d. j. von Braunschweig, boten ihre Kraft zur Abschließung der sogenannten heiligen Ligue (Bund) auf. Die ganze Verhandlung wurde mit der größten Heimlichkeit betrieben, aber die Gegenparthei erfuhr dennoch alles bei Zeiten wieder und versammelte sich aufs neue zu Braunschweig, welches dem evangelischen Herzog Philipp gehörte. Hier wurden nicht nur neue Maasregeln genommen, sondern auch noch andere Fürsten und Städte, als z. B. der König von Dänemark, Christian III., Markgraf von Brandenburg zu Cüstrin, der Graf zu Teklenburg, die Stadt Riga und andere in den schmalkaldischen Bund aufgenommen. Niemand freuete sich über die Ligue mehr, als das Oberhaupt der römischen Kirche, Paul III. Sein ganzes Tichten und Trachten gieng dahin, die Protestanten auszurotten, deshalb ließ er kein Mittel unversucht, um seinen Zweck zu erreichen und reiste im Monat May nach Nitza, wo er zwischen dem Kayser und dem König von Frankreich Frieden stiftete, und nebenbei von dem Concilium sprach, das er schon dreimal verschoben und in Hinsicht des Ortes, wo es gehalten werden sollte, dreimal verändert hatte, weil es ihm damit durchaus kein Ernst war, übrigens aber sie dringend aufforderte, daß sie sich mit ihm vereint bemühen mögten, die Ketzereyen Luthers mit den Waffen in der Hand auszurotten. Doch die beiden Monarchen gaben ihm kein Gehör und da es schien, als ob ihnen grade jetzt an dem Concilium weniger gelegen sey, als kurz vorher, so machte Paul diese Bemerkung mit großer Freude, und schob es abermahls auf. Luther spottete, als am Ende gar nichts daraus ward, oft sehr bitter darüber und sagte: „Der Papst schleppt sich mit dem Concilium, auf das Niemand kommen will, wie die Katze mit den Jungen und kann keinen Ort finden, wo ers halten will; denn überall würde er, wenn es gehörig gehalten würde, mit Kron' und Schlüssel zu Grunde gehen."

So sehr man sich nun auch von beiden Seiten gerüstet hatte, um die Sache der Religion

auszufechten, so wurde doch einstweilen aus dem Kriege abermals nichts, sondern Karl hielt es, um der Türken willen, für räthlicher, den Protestanten, deren Unterstützung er gegen die Ungläubigen so sehr bedurfte, neue Friedenserbietungen zu machen. Der König Ferdinand wendete sich deshalb im Namen des Kayserś an den Landgrafen von Hessen und den Churfürsten von Brandenburg und stellte ihnen in beweglichen Schilderungen die nahe Türkengefahr, die im Grunde auch Sache des Reichs war, dringend vor. Beide besprachen sich nun mit dem Churfürsten von Sachsen darüber, der zwar die vorhandene Noth derselben sehr wohl begriff, dennoch aber bemerkte, daß die Verwendung des Kayserś nicht durch Briefe, sondern durch ihn selbst auf dem Reichstage hätte geschehen sollen, denn, falls eine öffentliche Bekanntmachung unterlassen würde, so möchte am Ende ihre Freundschaft übel belohnt und ihre Hülfe durch Sclaverei und Undank vergolten werden. Der Reichstag unterblieb zwar, aber eine Zusammenkunft in Frankfurt sollte dessen Stelle vertreten. Da der Kayser in eigner Person nicht erscheinen konnte, so gab er seinem Bruder Ferdinand die Weisung, daß, da er doch nicht wissen könnte, was die Protestanten zum Tausch für ihre Hülfe von ihm fordern möchten, er bei den Unterhandlungen folgende Punkte berücksichtigen sollte: 1) Die Protestanten sind entweder durchaus wieder zur römischen Kirche zurückzubringen, 2) oder, ist dieß nicht möglich, so soll ihnen eine Freiheit gestattet werden, die weder eine Verletzung des Glaubens, noch ein Aergernis der christcatholischen Gläubigen zur Folge hat, 3) oder endlich, es wird auf eine gute Manier ein Stillestand gestiftet, so weit er dienlich ist, doch nicht ohne kayserliche Einwilligung und Genehmhaltung.

Schon diesen Puncten sieht man es an, daß der Kayser nichts Gutes im Schilde führte. Die Zukunft aber bestätigte diesen Argwohn noch mehr. Von beiden Theilen kamen Gesandte nach Frankfurt, die sich mit einander heftig herumstritten und immer nicht einig werden konnten. Die Protestanten nämlich forderten für die Hülfe gegen die Türken einen immerwährenden Frieden und die freie Ausübung der Augsburgischen Confeßion. Davon aber schien die Gegenparthei nichts hören zu wollen: Den Frieden zwar gab sie zu, aber doch nur auf unbestimmte Zeit, und der Religion wegen schlug sie ein Colloquium (Zweigespräch) zwischen unpartheiischen und verständigen Gottesgelehrten vor. Das Colloquium billigten die Evangelischen von Herzen; aber nicht die unbestimmte Zeit des Friedens. Darüber wurde abermals lange gestritten, bis endlich doch ein Friede auf 15 Monate zu Stande kam, der auch unterschrieben und an den Kayser nach Madrid, zur Ansicht und Unterzeichnung gesandt wurde. Auch blieb es bei dem anberaumten Colloquio, welches in Nürnberg gehalten werden sollte.

Mit dem höchsten Verdruße hörte Paul III die Nachricht von diesem Vergleich. Er schimpfte auf die Frankfurter Zusammenkunft, und nannte alle die, welche daran Theil genommen hatten, Erzbösewichter. Selbst gegen den Kayser spendete er seinen Unwillen reichlich aus und suchte den angesponnenen Vergleich wieder zu vernichten, verwarf das Colloquium und bestand auf einen Reichstag und auf die Verstärkung der Ligue. Alles andere, was mit diesen Gesinnungen nicht übereinkam, schalt er Eingriffe in seine Rechte. Der Kayser ließ sich indessen durch alle diese Aeußerungen von seinem Entschluße nicht abbringen, sondern antwortete dem Papst, daß er so und nicht anders habe handeln können, weil die Protestanten schon viel zu mächtig wären. Käm' es aber ja, wie sein Wunsch lautete, zu einem Reichstage, so würden dort eben die Schlüsse erfolgen, wie sie bereits in Frankfurt erfolgt wären, nämlich solche, die mit dem Interesse des päpstlichen Stuhls keineswegs verbunden wären. Auffallend war es, daß sich zu eben der Zeit, als dieß geschah, Niemand eifriger bemühete, zwischen den Catholiken und Protestanten eine Vereinigung zu bewirken, als einer der heftigsten Gegner Luthers, Herzog Georg zu Leipzig. Aber es ist gewiß, daß sein Haß gegen die Evangelischen wohl mehr auf die Person, welcher die neue Lehre ihr Daseyn zu danken hatte, als auf die Sache selbst beruhete. Luther war ihm bekanntlich ein Dorn im Auge, denn er griff ihn und seine Meinung in Schriften oft sehr derb und hart an — daß er übrigens das Verderben der Kirche einsah und eine Verbesserung derselben kräftig wünschte, bleibt unbezweifelt wahr. Sein Tod (der am 17. April 1539 in Dresden erfolgte) vereitelte alle seine guten Vorsätze.

Bei den Rüstungen zum Kriege, bei den immerwährenden Zänkereien, Zwistigkeiten, Aergernissen, Drohungen, Kabalen und dergleichen Dingen verlohr die Reformation doch keineswegs an ihrem Werth, sondern das Häuflein der Gläubigen gewann täglich mehr an Wachsthum und breitete sich durch alle Länder aus. Man darf nur einen flüchtigen Blick in die Jahre 1535, 1536, 1537 und 1538 werfen und man

wird die sichtbarsten Spuren der göttlichen Vorsorge wahrnehmen, die, unter den bedeutendsten Gefahren, welche dem reinen Christenthum drohten, dennoch mit Liebe und Barmherzigkeit die Lehre ihres großen Stifters schirmte und ihren Feinden immer gefährlicher werden ließ. Selbst in solchen Herzen, die vorher die gesegneten Folgen der Reformation verachtet hatten, gieng allmählig das Licht der Aufklärung auf, wie z. B. in den Herzen des Herzogs Ulrich von Würtemberg, welcher sein Land ganz nach Luthers Grundsätzen reformirte, aber dabei keines Menschen Gewissensfreiheit einschränkte. Auch in den churbrandenburgischen Landen, wo unter der Regierung des eifrigen Papisten Joachim I. die Einwohner unter dem Joche der religiösen Finsterniß geschmachtet hatten, ließ die Sonne der Aufklärung ihre wohlthätigen Strahlen fallen. Joachim II. dachte ganz anders als sein Vater und huldigte den milden Grundsätzen des Lutherthums. Seinem Beispiele folgte Herzog Heinrich in Freiberg. Er führte überall, wo sein Befehl etwas galt, die Reformation ein und ließ das Evangelium predigen, ohne sich an das Verdammungsurtheil seines Bruders Georg in Leipzig zu kehren. Als dieser endlich starb, wurde Heinrich Herr über des Verewigten Besitzungen; und reiste nach Dresden, um sich dort huldigen zu lassen. Mit Freuden nahmen ihn die Protestanten auf, denn sie konnten mit Recht von ihm erwarten, daß er nun auch bei ihnen die Reformation einführen würde. Er that es, wiewohl nach vielen Hindernissen, welche ihm die Bischöffe von Meißen und Merseburg in den Weg legten. Allein er kehrte sich nicht daran, überwand im Vertrauen auf Gott alle Schwierigkeiten und in wenig Monaten standen auf den meisten Kanzeln der Leipziger, Meißner, Dresdner und anderer Kirchen lutherische Prediger, welche das Evangelium lehrten, und mit Unterdrückung aller päpstlichen Mißbräuche, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilten. Dem Volk gieng eine neue Welt auf; begierig sog es die sanften Lehren des Christenthums ein, das es bis jetzt kaum den Namen nach gekannt hatte. Das gute Beispiel wirkte; man sprach laut und oft davon, ein Reisender sagt' es dem andern und überall bekam das Volk, welches noch unter den Fesseln des geistlichen Despotismus seufzte, Neigung, sich davon zu befreien. In Meklenburg trennte sich Herzog Magnus, der zugleich Bischof in Schwerin war, von seinem väterlichen Glauben und nahm mit seinen sämtlichen Unterthanen die neue Lehre an. Die Stadt Nördlingen schaffte alle päpstliche Gebräuche ab; die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt sagten sich von dem Gehorsam gegen den Papst los und die Aebtißin Anna zu Quedlinburg erklärte sich, gleich nach dem Tode Georgs, für die Reformation mit ihrem ganzen Stifte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Burschenfest auf der Wartburg am 18. Oktober 1817.

Der junge Redner Riemann äußerte bescheiden, daß er sich der ehrenvollen Aufforderung seiner Brüder, in ihrer Mitte zu reden, nur mit Schüchternheit unterzogen hätte, denn er entbehrte des Vortheils, dessen sich andere Redner zu erfreuen hätten, die des Gegenstandes, über welchen sie sprechen sollten oder wollten, mächtiger als die wären, zu denen sie sprechen, er hingegen nur ein Gleicher zu Gleichen rede und nur zu wohl fühle, daß seine Zunge dem, was seine Brust bewege, nicht Wort und Ton geben könne; doch wolle er der an ihn ergangenen Aufforderung Folge leisten und reden, was ihm das volle Herz eingäbe. Nachdem er nun im Namen seiner Brüder von der Hochschule zu Jena die übrigen Burschen der deutschen Universitäten begrüßt und ihnen gedankt hatte, daß sie so willig der brüderlichen Einladung gefolgt und so zahlreich hierher geeilt wären, begann er nach einem Gebet um den Beistand des höchsten Wesens seine ungekünstelte, herzliche Rede. Mit dankbarer Verehrung gedachte er des mächtigen Glaubenshelden, der, ein armer Mönch, im Vertrauen auf seine gute Sache, es wagte, sich dem Allgewaltigen zu Rom und dem mächtigen Heere seiner Priester kühn entgegen zu stellen in ungleichem Kampfe, um die Fesseln zu brechen, in welche die Hierarchie die Geister der Christenheit geschlagen hatte, und der, nicht abgeschreckt durch das Schicksal früher ihm vorangegangener gleich-

gesinnter Männer, die ihre Seelen im Flammentode ausgehaucht hatten um der erkannten Wahrheit willen, und nicht zitternd vor dem Bannstrahl, den Rom auf ihn schleuderte, siegreich hervorging aus dem Streite, und in der Nacht des Aberglaubens und des Geisteszwangs die leuchtende Fackel der ewigen Wahrheit anzündete, an deren mildem Strahle die Morgenröthe der Freiheit in ungetrübter Schöne aufging und zum hellen Tage ward für Europa. So hatte der unsterbliche Mann glorreich vollführt, was er muthig begonnen, und war ein leuchtendes Vorbild denen geworden, die nach ihm kommen, da er ihnen gezeigt hat, daß Recht und Wahrheit endlich siegen, wenn der Mann beharrlich ohne Menschenfurcht für ihr heiliges Panier ficht. Zwar, fuhr der Redner fort, mache man dem großen Reformator den Vorwurf, daß er Deutschland durch Meinungsstreit gespalten habe, aber dieser Vorwurf treffe nicht ihn, sondern seine Gegner, die das Licht, das er angezündet, auszulöschen und die Wahrheiten, die er mit siegender Gewalt als erkannt verfochten, papistisch zu verdrehen gesucht hätten. Leider freilich griff der Zwiespalt von jener Zeit an mächtiger in Deutschland um sich und man sah in unseligem Kampfe Deutsche Deutsche morden, und, wenn das Ausland Deutschland mit Krieg überzog, als Söldner in die Reihen der Feinde ihren deutschen Brüdern gegenüber treten, so daß der Riß immer unheilbarer wurde und das gemeinsame Vaterland an selbst geschlagenen Wunden sich verblutete. Da bediente Gott sich des Armes des französischen Volkes, dem Europa freudig zugejauchzt hatte, als es aufstand, um die ewigen Rechte der Menschheit zurück zu fordern von despotischer Gewalt, das aber bald seine Schwüre, nur für den Besitz dieser Rechte zu fechten, vergaß und, von heilloser Raub- und Eroberungssucht ergriffen, die benachbarten Völker überfiel und namentlich unser deutsches Vaterland in knechtische Fesseln schlug. In tiefer Schmach seufzte es und harrte des Tags der Erlösung, bis in den Flammen Moskau's ihm ein Zeichen aufging, daß der Tag der Rache gekommen sey, und nun die Getrennten zusammentraten, um die Dränger zu vertreiben vom heimischen Boden. Jetzt gedachte der Redner der ewig denkwürdigen Tage, an denen der Sieg vor vier Jahren an den Ufern der Katzbach, auf der Ebene von Dennewitz, in den Felsenpässen Culms und auf dem Wahlfelde zu Leipzig die Anstrengungen der Helden krönte und der großen Früchte dieser Siege und der noch größern Hoffnungen, die durch sie in allen Herzen freudig aufgegangen und von denen die Folgezeit nur wenige erfüllt gesehen, da das Ziel geistiger und bürgerlicher Freiheit noch keineswegs errungen sey. Daß dieses Ziel errungen werde und bleibe, dafür zu wirken, zu wachen, zu kämpfen sey die Pflicht des heranwachsenden Geschlechts und dazu wollten sie, die Söhne der verschiedenen deutschen Gauen, sich verbrüdern und sich von nun an nur als Deutsche betrachten und die Schranken stürzen, die bisher in engerer Verbindung auf den Hochschulen die verschiedenen Landsmannschaften getrennt hätten. Hierauf flehte der Redner den Segen des Himmels auf Deutschland und auf das Gelübde seiner Söhne herab und verließ dann den Rednerstuhl.

Jetzt trat Fries aus den Reihen der Jünglinge hervor, ergriffen von der Gewalt des Augenblicks, und sprach wenige, aber tief eindringende Worte, in denen er die deutschen Burschen ermahnte, eingedenk zu bleiben ihres hohen Berufs, nämlich dessen: ein Wall zu seyn gegen jede Unterdrückung von Innen oder von Außen

und schloß dann mit den Worten: Ein Gott! Ein Vaterland!

Nun wurde das Lied: Nun danket alle Gott! gesungen und von einem der Vorsteher: der Herr segne uns! gesprochen und so der erste Theil der Feier beschlossen.

Die Versammlung verließ jetzt den Saal, in welchem nun Anstalten zu einem gemeinschaftlichen Mahle für die Burschen getroffen wurden. Die Kosten für dasselbe, so wie für mancherlei andere gemeinschaftliche Ausgaben, waren Abends vorher von den Einzelnen zusammengelegt worden. Während der Mahlzeit, wo bei einem Becher deutschen Rebensaftes sich die Herzen noch mehr aufschlossen und das trauliche Du den ganzen Kreis noch enger verband, wurden sowol von den Studierenden als den anwesenden Professoren passende Trinksprüche ausgebracht und nach derselben setzte sich der Zug wieder in Bewegung, um sich nach der Stadt in die Kirche zu begeben, wo auch der Landsturm sich versammelt hatte und wo der Generalsuperintendent Nebe eine der Feyer des Tages würdige Rede hielt und an deren Thüren bei dem Ausgange einige Mitglieder des Frauenvereins standen, um für die Dürftigen die milden Gaben der Versammlung in Empfang zu nehmen, eine Spende, welche die Erwartungen der Sammlerinnen bei Weitem übertraf.

(Der Schluß folgt.)

Ueber die Abschaffung der Schullehrersammlung.

(Eingesandt.)

Mit dem größesten Vergnügen habe ich die Bekanntmachung eines von der St. Stephani Gemeine im Kirchen Convente vom 16. May dieses Jahrs beliebten Subscriptions-Plans zur Abschaffung der bisher üblichen Schullehrer Sammlung gelesen, und es muß jeden edeldenkenden Bürger Bremens höchst erfreulich seyn, daß dieses gehässige Geschäft dem Schullehrer abgenommen worden ist. Gewiß verdient diese edle Gemeine den wärmsten Dank dafür, sie war ja die erste die die Bahn gebrochen hat, und das was allgemein als nothwendig und billig anerkannt worden, zur Ausführung bringen will. Allein der vorgelegte Plan genüget mir nicht. Die Schule ist im ganzen genommen, Sache des Staats, und nicht blos einer einzelnen Gemeine. Will der Staat die Schule in einen guten Stande erhalten, so muß er den Lehrer desselben auch diejenige Achtung zu verschaffen suchen, die ihm seines Standes und seines Amtes nach gebührt. Da nun die Sammlung den Lehrer entwürdigt, so ist es nicht genug die Sammlung eine andere Form zu geben, sondern sie selbst sowohl als der Name Schullehrersammlung muß gänzlich vertilgt werden, so daß keine Spur davon übrig bleibt, und zwar nicht blos für eine einzelne Schule, sondern für alle. Und braucht es denn dazu gerade einer Subscription? diese erinnert ja mit jedem Jahre an das gehässigte Geschäft, und doppelt empfindlich müßte es der Lehrer fühlen, wenn sie nur für die ersten 5 Jahre zu Stande käme, und er nach dieser Zeit, dieses unanständige Geschäft aufs neue wieder übernehmen müßte. Nach einem, laut dieser Ankündigung, ohngefähr gemachten Ueberschlag, beträgt die zu ersammelnde Summe für die 8 Gemeinde Schulen der Alt- Neu- und Vorstadt 15 bis 1600 Rthlr. jährlich. Warum will man diese für den gesammten Staat so unbedeutende Summe, die noch dazu selbst von der Bürgerschaft erhoben wird, durch eine Subscription zusammen bringen? Würde die Sache nicht besser im All-

gemeinen auf dem Bürgerconvente ausgemittelt werden können? Ist doch daselbst die gänzliche Umformung der lateinischen Schule zu Stande gekommen, so könnte es auch hier leicht ausgemittelt werden, daß dieses Geld aus der allgemeinen Staats-Kasse bezahlt würde. Ich weiß gewiß, daß die hohen Obern dieser Stadt, die so gern das Gute befördern, auch gern und willig die Hand dazu bieten werden; und von dem edlen Sinn der Bürger, die den Convent besuchen läßt es sich erwarten, daß sie diese Sache nach Möglichkeit befördern werden.

Der Bremische Erzbischof Adelbert.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Ueber die Geschichte der Kindheit und der früheren Jugend Adelberts herrscht unter denen, die über ihn geschrieben haben, ein Schweigen. Nur darin stimmen seine Historiographen überein, daß er aus einem alten und edlen Geschlechte abstamme, welches einige von den Grafen Wettin aus Meissen, welche den großen Wittekind unter ihre Ahnen zählten, herleiten. Nach anderen soll er ein gebohrner Graf von Goseck — sein Vater Friederich und die Mutter Agnes geb. Gräfin von Orlemünde gewesen seyn — und diese seine Eltern sollen aus großer Neigung zu den Wissenschaften ihn dem geistlichen Stande gewidmet haben.

Die Natur hatte ihn an Geist und Körper herrlich ausgestattet. Er war schön, groß und stark: Sein Anstand edel, voll Ausdruck: Sein Aeußeres imponirte und aus seinen Augen strahlte ein hoher, kräftiger Geist hervor. Die seltenen treflichen Anlagen seines Geistes wurden wahrscheinlich schon früh bei ihm, nach der Sitte der damaligen Zeit, durch eine gelehrte Erziehung in irgend einem Kloster zum geistlichen Stande, dem er sich widmete, ausgebildet und schon früh erblicken wir Spuren seines hochemporstrebenden Geistes. Schon damals, wie er in den Jahren 1030 bis 35 des Erzbischofes Hermann Subdiakonus in Hamburg gewesen, soll er durch Trotz im Blick und in Bewegung und durch den hohen Ton in seinen Reden, Stolz verrathen haben. Nachhin ward er Domprobst in Halberstadt. Den Bischofsstab empfing er vom Kaiser Heinrich den 3ten und das Erzbischöfliche Pallium durch seinen Gesandten vom Papst Benedikt den 9ten. Im Mai 1044 wurde er zu Aachen in Gegenwart des Kayfers und der Fürsten und unter dem Beistande von zwölf Bischöfen, die ihm die Hände auflegten, ordinirt. Dieses kräftigen Segens so vieler Bischöfe pflegte er nachher, wenn von seinen Feinden ihm Böses gewünscht wurde, lächelnd zu erwähnen und spöttelnd zu sagen: Mir kann kein Fluch schaden, weil so viele ehrwürdige Väter der Kirche so feierlich mich gesegnet haben.

Gleich im ersten Jahre nach seiner Ordination lies er die in Bremen von den Erzbischöfen Hermann nnd Bezelin mit einem großen Kostenaufwande aufgeführte Stadtmauer niederreissen, um die Steine zu dem bereits begonnenen Wiederaufbau der abgebrannten Domkirche zu benutzen. Er verwarf den Plan, welchen Bezelin nach dem Dom zu Köln gewählt hatte und nahm dagegen den geschmackvolleren Dom in Benevent zum Muster. Mit der größten Anstrengung aller Kräfte und ohne Ersparniß der Kosten wurde an diesem prächtigen Gebäude gearbeitet. Im 7ten Jahre nach der Grundlegung wurde die Vorderseite fertig und der Hauptaltar der heil. Maria gewidmet. Nachher blieb das Werk bei den großen Bedrängnissen des Erzbischofes, aus Mangel der dazu erforderlichen ungeheuren

Kosten, 21 Jahre lang liegen; dann erst wurde es weiter fortgesetzt und vollendet.

Aeußerst ehrsüchtig und immer mit den weitaussehendsten Entwürfen beschäftigt, hatte Adelbert sich gleich bei dem Antritt des Erzbisthums zwei große Zwecke vorgesetzt; einmal, sich in weltlichen Dingen von aller Abhängigkeit von dem kaiserlichen Stadthalter oder Herzoge von Sachsen zu befreien, somit eine völlige Landeshoheit im ganzen Bremischen Stifte zu begründen, und dann, zweitens, seinem Erzbischöflichen Stuhle die Würde und die Vorrechte eines Patriarchats im Norden zu verschaffen.

(Die Fortsezung folgt.)

Antwort und Wünsche.

Das Publikum formen wollen, — heißt, dem Publikum wo möglich einen richtigen Geschmack mittheilen, um es daran zu gewöhnen, das Gute als gut und das Schlechte als schlecht anzuerkennen und zu würdigen, damit es ferner Niemand wage mit dem Schlechten öffentlich hervor zu treten. Es ist daher sehr wohl erlaubt, eine recht scharfe Kritik, wie die Jetzige, über Bremens, leider sehr tief gesunkene Bühne, zu schreiben.

Schreiber dieses hat weder mit der Kritik noch mit dem Directions-Wesen — etwas gemein, kann indessen nicht umhin, dem bisher unbekannten Kritiker seinen aufrichtigen Beifall zu zollen, wenn er gleich wünschen möchte, daß einige Persönlichkeiten — als da sind, dickes Mäulchen ꝛc. ꝛc., weggelassen wären: Indessen verzeiht man es ihm leicht, wenn er etwas zu weit gieng, denn dem Geduldigen kann so arg mitgespielt werden, daß er überwarm wird. Den wirklichen Theaterfreunden, ich rede nämlich von denjenigen, die dort so lange nicht wegbleiben können, bis es besser wird, blieb nun wohl nichts anders übrig, als einmal eine Parthei zum Pfeifen zusammen zu bringen, da sie sich überzeugt hatten, daß die Nemesis der Kritik fruchtlos blieb.

In Frankreich und England würden die Schauspieler so wohlfeilen Kaufs nicht davon gekommen seyn, aber wir Deutschen sind zu gutmüthig und lassen uns so lange treten bis es wehe thut — um dann aber den Treter desto empfindlicher auf die Finger zu klopfen. Daß die Kritiker wohl aus sich selbst zu schöpfen im Stande sind, beweisen ihre Kritiken zur Genüge die durch schöne Diction, Reinheit des Stils und treffendes Urtheil nur eine Stimme unter den Unpartheiischen für sich haben und wahrlich nichts zu Fragen noch zu Wünschen übrig lassen.

Was aber das Leben und Weben in Reminiscenzen älterer und neuerer Dichter betrift, so kann den Kritikern wohl nicht leicht etwas Schmeichelhafteres gereicht werden als dieses Leben in so guter Gesellschaft; — Möchten doch unsere Theater-Mitglieder in diese Gesellschaft versetzt werden um, nach dem alten wohlbekannten Sprichwort, die guten Folgen recht bald an sich verspüren zu lassen! doch da steht zu fürchten, daß es bei frommen Wünschen bleiben werde. Wenn die Kunst wirklich eine innere Erhabenheit ist und dies ewig bleiben wird, so kann unverdienter Tadel sie nicht herunter setzen, der verdiente Tadel aber muß ihrer Erhabenheit wohl thun. Wenn man die letzteren Kritiken gehaltlos nennt, so kann ich nicht umhin mich an die Fabel vom Frosch und Ochsen zu erinnern und stelle manchem Scribler das Prognosticon bald das Schicksal des Frosches zu erleben; es sey denn, daß im verworrenen ungeschlachten Periodenbau ein besonderer Gehalt verborgen liege. — Die Rückerinnerung an liebgewordene Gegenstände der wahren Kunst, ist nicht tadelnswerth, besonders wenn man nun gar so bittere Vergleichungen wie jetzt, zu machen Ursache hat, dann werden uns die Verlornen noch werther. Daß unsere Kritiker gewiß zu den Auserwählten gehören, spricht sich unter den wahren Kunstfreunden so deutlich aus, daß eine Rechtfertigung lächerlich seyn würde. Was die Nachsicht betrift, wodurch man das Schauspiel befördern soll, so möchte doch nach gerade diese Nachsicht wohl zu Ende gehn und es dünkt jedem hohe Zeit der Noth, das Geschütz vom größten Caliber auf den Kampfplatz zu bringen. — Eine schuldige Verbindlichkeit findet für die Direktion gegen das Publikum statt, und ich meine nicht, daß es indelikat sey, das Ding beim rechten Namen zu nennen. Man ist mit der Würdigung des Menschen zu oft bei der Hand und mißbraucht sie gar zu gern; — wie man sie nun aber gar in die bisherige Kritik mischen will, ist schwer zu begreifen, — denn eine Kunstkritik hat doch wohl nur mit der Kunst und ihren Ausübern als Künstler zu thun — nichts mit dem Menschen; denn der beste Mensch kann uns als Schauspieler oder als Künstler unerträgliche Langeweile machen, wenn gleich seine Freunde ihn als den liebenswürdigsten Gesellschafter darstellen. Daß ein Schatten auf unserer Bühne ruht, läßt sich wahrlich nicht läugnen, es ist mir und vielen meiner Freunde sogar vorgekommen, als sey eine vollkommene Finsterniß eingetreten. Möge es daher bald Licht werden, mögen die Histrionen sich so schnell wie möglich entfernen, damit nur diejenigen uns bleiben die Deutschlands größeren Bühnen eine Zierde seyn würden, möge aber der Geist der Selbsterkenntniß über sie ausgeschüttet werden, damit sie unter sich den Spreu vom Korn sondern — und so dem Publikum diese Arbeit ersparen.

Theaterkritik.

Am 3. November wurde „Partheienwuth" von Ziegler, aufgeführt. Dieses Stück verdankt, nach dem einstimmigen Urtheile der Kunstfreunde, den Beifall den es gefunden, fast allein den interessanten und rührenden Situationen worin sich mehrere Personen desselben, als der Oberrichter Koke, die Lady Laud, der Scherif Hamilton ꝛc. ꝛc. befinden.

In der Rolle des Koke hat Hr. Schmidt die Erwartungen aller derjenigen übertroffen, in deren Andenken die Darstellung derselben durch Hrn. Leo, die man für meisterhaft hielt, sich noch erhalten hatte. Man lobt vorzüglich seine Mimik und den kalten, verhöhnenden Ausdruck der Rede. Nach der Vorstellung ist Hr. Schmidt ehrenvoll hervorgerufen worden. — Frau Müller hat die Rolle der Lady brav und mit Beifall gegeben. — In Hrn. Strobe's Darstellung des Scherifs, zeichnet man besonders eine passende stolze Haltung aus.

Von der Vorstellung der Operette: die Schweizer-Familie, schweigen unsere Berichte. Ein Zeichen,

daß von derselben weder etwas Vorzügliches, noch etwas sehr Nachtheiliges zu bemerken gewesen ist.

Desto mehr wissen sie aber von der Darstellung eines der früheren Producte der Göthe'schen Muse, der Mitschuldigen, zu sagen, welche am 6. Novemb. auf dem hiesigen Theater statt gefunden hat.

Das Stück ist von dem Publikum nicht mit dem Beifall aufgenommen worden, den es verdient. Dieß führt uns zu folgender Bemerkung. Es ereignet sich nämlich sehr häufig, daß unvollkommene und mittelmäßige Theaterstücke, die beim Lesen die größte Langeweile verursachen, bei der Aufführung großen Beifall sich erwerben, während Meisterwerke diesen Vortheil nicht genießen und anstatt das Publikum zu entzücken, dasselbe ziemlich oft kalt lassen, ohne daß man die Schuld gerade immer auf die darstellenden Schauspieler allein schieben könnte. Der Grund davon mag zum Theil mit darin liegen, daß bei jenen, wo die Haupt- und Neben-Parthien nur unvollkommen ausgeführt sind, der Schauspieler mehr Freiheit hat, sein eigenes Genie walten zu lassen, um bei der Darstellung auf der Bühne manches ersetzen zu können und zu dürfen, was der Dichter fehlen ließ. Hieraus entsteht ein freies, natürliches Spiel, welches um so weniger seine Wirkung verfehlen wird, da das Ganze alsdann eher das Werk des Schauspielers, als des Dichters ist, und von dem erstern mehr con amore behandelt wird. Bei diesen aber, bei den Meisterwerken, sind die Charaktere und übrigen Parthien bis auf die feinsten Nüancen ausgearbeitet, der Schauspieler findet nichts hinzuzusetzen, sondern hat Mühe, wenn er nicht Virtuos ist, sich zu dem Geiste der vorgeschriebenen Rolle zu erheben. Er muß sich in vorgezeichnete Formen schmiegen, und sind diese gerade seinem Naturell nicht angemessen, so kann sehr leicht ein genirtes, wenig ansprechendes Spiel entstehen, wodurch die Darstellung des Stücks nothwendigerweise sehr verlieren muß. Ausserdem ist noch zu bemerken, daß in weniger vollkommenen Werken vielleicht nur zwei bis drei Rollen eine Besetzung durch gute Subjecte erfordern, dahingegen in den vollkommenen, fast für jede Rolle ein vortrefflicher Schauspieler nöthig ist, um im Ganzen würdig dargestellt werden zu können.

Demohngeachtet kann das Ebengesagte unserer Theater-Direction nicht zur Entschuldigung dienen, daß es mit der Darstellung des Lustspiels, die Mitschuldigen, so schlecht ging. Hier lag die Ursache des Mißlingens in ganz etwas Anderem. Es ist schon eine üble Vorbedeutung, wenn man nicht einmal im Stande ist, ein Stück, wie das erwähnte, das zu seiner Vorstellung kaum drei bis vier gute Subjecte erfordert, gehörig besetzen zu können. Schwer zu verantworten ist es aber, wenn bei einer unzweckmäßigen Besetzung, die darstellenden Schauspieler durch eine falsche oder nachlässige Behandlung der Rollen, dem Publikum auch noch den Rest des Vergnügens entrissen, den dasselbe von einer fleißigen und durchdachten Darstellung eines vortrefflichen Stücks, wäre sie auch nicht ganz den Forderungen der Kunst entsprechend gewesen, dennoch hätte erwarten können. Und was noch das schlimmste bei der Sache ist, dieser Vorwurf trifft hauptsachlich die beiden Herren Directoren unmittelbar, als darstellende Schauspieler.

Hrn. Ringelhardts Kunst scheitert sehr häufig an der Darstellung wahrhaft poetischer Werke, sowohl im Tragischen als im Komischen. Rhythmus und Accentuation, Tempo und Interpunction, bedürfen von seiner Seite noch eines fleißigen Studiums — Sein erstes Auftreten in der Rolle des Wirthes in den Mitschuldigen, kündigte den Kennern schon das Mißlingen der Darstellung derselben an. Die Worte mußten sie stets daran erinnern, wen sie vor sich hatten, so characterlos war das Ganze. Es hätte irgend eine andere Personnage eben so gut vorstellen können, als einen Wirth, wie ihn der Dichter nicht vorgezeichnet. Keiner der vielgereisten Kunstfreunde konnte sich erinnern, je dem Urbilde desselben begegnet zu seyn. Dabei war diese Carricatur kaum unterhaltend genug, um die Gallerie, auf deren Beifall es, nach dem Urtheil von Personen von Geschmack, angelegt zu seyn schien, zu einem Gelächter zu reizen. — Auch Hr. Gerber führte die Rolle des Söller höchst mangelhaft aus. Wenn man eine Rolle nicht einmal gehörig auswendig gelernt, noch weniger einstudirt hat, so ist die gewöhnliche Schauspielermechanik bei weitem nicht hinreichend, einen solchen bedeutenden Fehler vor einem gebildeten Publikum zu verbergen. Man erzählt zwar von Eckhof, daß er in solchen Fällen selbst Kenner zu täuschen gewußt habe: allein — Hr. Gerber ist kein Eckhof! — Das Spiel der Frau Müller, als Sophie, übertraf bei weitem das der beiden ebengenannten Herren, und auch das des Hrn. Müller, der indeß doch die Rolle des Alcest wenigstens auswendig wußte und keine Carricatur daraus machte. Man kann sagen, daß Fr. M. die Accentuation und das Tempo fast stets richtig traf und ihre Darstellung die Einzige war, die Vergnügen gewähren konnte.

Ausser einigen Wiederholungen älterer Kotzebue'scher und anderer Stücke, wurden seit dem die Operette „Camilla" von Paer, neu einstudirt, und einige Kleinigkeiten aus dem Kotzebue'schen Almanach, zum ersten Male, gegeben. — Camilla ist nach dem Zeugniß der Theaterfreunde, ganz gut gegangen, und es haben sich darin die Herren Strobe (Loredan) und Zschischka (Herzog Hubert) durch ihren Gesang sehr ausgezeichnet.

Die dramatisirte Idylle „Marie" erfordert wie die Rosen des Malesherbes, eine sehr zarte, empfindungsvolle Behandlung bei der Darstellung auf der Bühne. Wie man eine solche von Hrn. Schwarz in der Rolle des Philipp erwarten konnte, bleibt uns ein Räthsel. Auch die rührenden Erzählungen des Hirten Thomas (Hr. Hanff), brachten die Wirkung nicht hervor, deren sie gewiß fähig sind. — Bei Gelegenheit der Aufführung des Schwankes „u. A. w. g." wollen wir weiter nichts bemerken, als daß es einem Schauspieler von Distinction, wie Hr. Gerber, einen Anstrich von Unkultur giebt, wenn er nicht einmal wenige lateinische Brocken richtig ausspricht. Man kann zwar ein ganz vortrefflicher Schauspieler seyn, ohne ein stehendes Wörtchen Latein zu verstehen (obschon auch selbst ein solcher durch das Studium des Buches de oratore in der Originalsprache vielleicht auf Ideen geleitet werden könnte, welche weder die beste Uebersetzung, noch irgend etwas Anderes, zu erwecken im Stande sind), allein in vorkommenden Fällen ist es doch erforderlich, die Zuhörer durch eine falsche Aussprache wenigstens nicht am unrechten Orte zum Lachen zu bringen.

№ 69.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 23. November. 1817.

Anzeige und Bitte.

Der Theil des geehrten Publikums, welcher für unsere Wochenschrift Beiträge zum Einrücken einzusenden die Güte haben wird, wird höflichst ersucht: die für den Donnerstag bestimmten, gefälligst am vorhergehenden Montage, und die für den Sonntag aufzunehmenden, am vorhergehenden Donnerstage bis spätestens 4 Uhr Nachmittags einzuliefern, indem solche, bei späterer Einsendung, erst in der folgenden Nummer dieses Blatts aufgenommen werden können.

Die Redaktion.

Luther.

(Eine Beschwörung von A. Müllner.)

Hörst du vom Thurm der Glocken ehrne Zungen?
Wach' auf, dreihundertjähr'ger Schläfer, dich —
Dich rufen sie, einstimmig, feierlich,
Dich, der die Welt dem Teufel abgerungen!

Denn sie war sein, wenn du sie nicht gespalten:
Nicht ohne Scheidung konnten Nacht und Licht,
Glaub' und Vernunft, in reinem Gleichgewicht
Auf leis bewegter Wage sich erhalten.

Wach' auf! Jetzt trennt ein andrer Riß die Meinung,
Der Glaube hadert um ein irdisch Recht.
Die Welt zerfällt in Herrscher und in Knecht,
Weisheit und Hochmuth weigern die Vereinung.

Jetzt ist der Erd' ein Mann der Kraft vonnöthen
Wie du dich einst der Christenheit bewährt:
Die Brust von Erz, die Zung' ein feurig Schwert,
Die Ferse ein Fels, die Lüge zu zertreten.

Erwache, Starker, von dem Schlaf der Todten,
Steig' aus der Gruft zu deinem Volk empor!
Dein mächtig Wort schall' in der Mächt'gen Ohr,
Wie du es Papst und Kayser einst geboten.

Zerbrich den Herrenstolz! In Banden schlage
Der Völker wüsten, nimmersatten Trieb!
Poch' auf das Buch, das Gottes Finger schrieb,
Und stifte Frieden zwischen Raub und Klage.

Doch lebend nicht tritt unter die Lebend'gen:
Ein Todter komm, mit Leichenangesicht,
Der Kunde bringt vom ewigen Gericht,
Und Schreck verbreitet, rohe Lust zum bänd'gen!

Denn so verworren nun sind Recht' und Pflichten,
So wild geworden ist das Blut der Zeit,
So dreist verletzt die Obmacht Wort und Eid,
So strafbar ist betrogner Hoffnung Dichten;

So durcheinander in verfall'nen Schranken
Treibt Meinung sich und Will' und halbe That,
So wuchernd durch die kaum entspross'ne Saat
Zieht, Schlangen gleich, das Unkraut seine Ranken;

So kühn ward Furcht vor freier Geister Streben,
So furchtsam und mistrauisch das Vertraun,
So grundzerstörend das geschäft'ge Bau'n
So todt in allen Adern ist das Leben:

Daß, dießmal Sinn und Unsinn zu versöhnen,
Lebendig Wort umsonst die Luft bewegt.
Komm, kühner Mönch, wie man dich hingelegt —
Als Leiche komm, und red' in Geistertönen!

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Ausbreitung des wiederhergestellten Christenthums wirkte Luther durch seine Lehre und Schriften thätig mit. Sein Eifer für die christliche Wahrheit ward immer glühender. Unermüdet fuhr er fort, alle biblische Schriften zu übersetzen und sie mit Erklärungen zu versehen. Im Jahr 1538 übersetzte er auch die alten Glaubensbekenntnisse: als das apostolische,*) nicäische, **) athanasianische, ***) und den Lobgesang des Ambrosius und Augustinus *) der das „Herr Gott dich loben wir" dichtete, ins deutsche, damit das Volk die Ueberzeugung erhielt, daß seine Grundsätze, auf welchen die evangelische Lehre beruhe, von den Grundsätzen der ersten Christen keineswegs abwichen.

Mit Begierde hatten die Protestanten dem ihnen verheißenen Religionsgespräch, das einmal in Frankfurt und dann wiederum in Hegenau gehalten werden sollte, entgegengesehen, aber der Papst, dem eine solche Unterredung über Glaubenswahrheiten nichts weniger als gleichgültig war, hatte es von einer Zeit zur andern zu hintertreiben gewußt. Endlich kam es denn doch noch in Worms zu Stande, und von beiden Seiten wurde über die Augsburgische Confession disputirt. Kaum aber hatte das Colloquium begonnen als auch schon ein kayserlicher Befehl erschien, der die Fortsetzung untersagte und alle Religionsverhandlungen, bis auf den nächsten Reichstag verwies.

Auf diesem Reichstage, der für das Mal in Regensburg gehalten wurde, erschien Karl V. selbst und bald nach ihm, ein päpstlicher Legat, der Cardinal Contarini. Der Kayser, gleich Anfangs für den Frieden gestimmt, schien sehr geneigt, das in Worms abgebrochene Colloquium in Regensburg fortsetzen zu lassen, wozu ihn auch die Evangelischen dringend ermunterten. Da nun die Catholiken dem Willen des Kaysers nicht vorgreifen konnten, ob sie dies gleich gern wollten, so kam das Colloquium auch wirklich zu Stande und von beiden Seiten traten die beredtesten Doctoren der Gottesgelahrheit auf, um über die Augsburgische Confession zu disputiren. Doch statt der gewöhnlichen Disputationsartikel aus der Confession erschien plötzlich ein eigenes Buch, welches, von einem ungenannten Gelehrten abgefaßt, die Glaubenssätze der Augsburgischen Confession in etwas veränderter Form enthielt; da diese aber blos unterdessen bis zur weitern Entscheidung angenommen werden sollten, so wurde dieses Buch das Regensburgische Interim **), genannt. Diese Disputation,

*) Die Apostel faßten nach Christi Himmelfahrt ein Glaubensbekenntniß (das sogenannte Symbolum apostolicum) ab, wozu (sagt man) jeder Apostel etwas beitrug. Sie schrieben es nicht nieder, sondern es wurde einige 100 Jahre lang blos in dem Gedächtnisse der Gläubigen bewahrt, welches denn auch die Ursach ist, warum es nicht gleichlautend blieb.

**) Das Concilium zu Nicaea in Bythinien war die erste christliche Kirchenversammlung, und wurde im 4ten Jahrhundert gehalten. Auf dieser faßten die Väter des Conciliums das Symbolum Nicaenum ab, um sich damit gegen die Ketzerei des Arius zu verwahren, welcher lehrte: das die heil: Dreieinigkeit nur von einerlei Wesen, Christus aber eine Creatur sey, einen Anfang gehabt, und nicht seiner Natur nach, sondern nur gleichsam durch Annahme an Kindes-Statt, Gottes Sohn geworden wäre.—

***) Hat seinen Namen von dem Athanasius, einem Bischof in Alexandrien, der im 4ten Jahrhundert lebte.

*) Ambrosius war eigentlich ein Kriegsmann, der aber nach einer herzerschütternden Rede, die er an das Volk zu Mayland (im J. 374) hielt, um es zum Frieden und zur Einigkeit zu vermahnen, zum Bischof gewählt, und nach seinem Tode für einen Heiligen erklärt wurde. Augustinus war ein Zeitgenosse desselben und ein wilder, lüderlicher Mensch, der sich aber durch die Predigten des Ambrosius auf bessere Wege leiten ließ und hernach unter die wichtigsten Kirchenlehrer gerechnet wurde.

**) Deutsch: unterdessen; einstweilen.

welche im Ganzen Luthers Beyfall erhielt, hatte im Einzelnen gute Folgen, denn man verglich sich über dieß und jenes; im Allgemeinen aber wurde doch für die Protestanten nichts Tröstliches dadurch ausgemacht. Der Reichsabschied führte aber eben so wenig Tröstliches mit sich. Er verschob den Rest der Verhandlungen bis zu einem neuen Reichstage oder Concilium. Zugleich berief er sich auf den Nürnbergischen Religionsfrieden, der bis zu diesem Zeitpunkt in seiner Rechtskraft bleiben sollte und womit die Protestanten einstweilen auch zufrieden seyn mußten. Nicht so zufrieden bezeigte sich der Papst. Es war ihm höchst zuwider, daß der Kayser den Evangelischen so viel nachgab, und um sie mit ihrem Oberhaupte zu entzweien und dadurch vielleicht eine Aenderung der kaiserlichen Gesinnungen gegen sie zu veranlassen, suchte er den Monarchen zu überzeugen, daß Luther seine Anhänger gegen die Reichshülfe aufgehetzt und sie von einer Kriegstheilnahme gegen die Ungläubigen abgemahnt habe. Luther erfuhr diese Verläumdung sogleich wieder und bewies dem Kayser das Gegentheil der päpstlichen Behauptung in einer eigenen Schrift unter dem Titel: „Vermahnung zum Gebet wider die Türken."

Der Churfürst von Sachsen war (wiewohl in anderer Hinsicht) mit diesem Reichstage so wenig zufrieden, als der Papst, weil ihm durchaus das Interim nicht gefallen wollte, indem er, ganz nach Luthers Meinung, in diesem Buche nichts als List und Tücke der Catholischen ahnete. Als daher im folgenden Jahre ein neuer Reichstag in Speier gehalten wurde, (wo die Türkennoth den Hauptzweck der Verhandlungen ausmachte) so schrieb er seinen Gesandten, daß sie sich zu einer Hülfe gegen die Ungläubigen durchaus nicht eher verstehen sollten, als bis folgende Punkte bewilliget worden wären:

1) Das Concilium setzt der Kayser, nicht der Papst an, und letzterer erscheint darauf nicht als Richter, sondern als Kläger und Beklagter.

2) Es werden keine neue Vergleichungsvorschläge angenommen.

3) Es muß auf die Zusicherung eines beständigen, dauerhaften Friedens gedrungen werden.

4) Der Papst soll nicht S. Heiligkeit genannt und ihm auch nicht mehr Ehre erwiesen werden, als er verdient.

5) Dem Militär der Protestanten muß im Felde die Zulassung evangelischer Prediger und der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt gestattet werden.

König Ferdinand, der dießmal statt des Kayers dem Reichstage beiwohnte, ging alle diese Punkte ein, weil ihn die Noth dazu zwang, aber in seinem Herzen war es ganz anders beschlossen; der saubere Grundsatz der Papisten, einem Ketzer braucht man weder Wort noch Eid zu halten, ließ ihn seinen Feinden alles versprechen, was sie wünschten.

Ehe noch das, was wegen der Türkenhülfe auf dem Reichstage verhandelt wurde, zur wirklichen Gültigkeit kam, entspann sich eine Fehde zwischen dem schmalkaldischen Bunde und dem Herzog Heinrich von Braunschweig. Dieser letztere drückte die Stadt Goslar, welche mit zu dem schmalkaldischen Bunde gehörte, und vom Kayser in die Reichsacht erklärt worden war, zufolge seiner Rechte als Reichsexecutor auf das empfindlichste. Da er nun jetzt von diesem den Befehl erhielt, mit seinen Verfolgungen inne zu halten, Heinrich aber dieses Befehls nicht achtete, so suchte der Bund seine unterdrückte Schwester-Stadt Goslar, mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Heinrich wurde kurz darauf von der Bundesarmee, welche 19.000 Mann stark war, so arg in die Enge getrieben, daß er mit seinem Prinzen die Residenz Wolfenbüttel verlassen und nach Baiern fliehen mußte. Als König Ferdinand, der eben auf dem Reichsconvent nach Nürnberg reiste, hörte, was in den Braunschweigischen Landen geschehen sey, so sandte er Abgeordnete an die Bundesarmee, um sie friedlich zum Abzug zu ermahnen, denn man hatte ihm früher schon versichert, daß der Bund in seinen Unternehmungen gegen den Herzog und das Land äußerst billig und glimpflich gehandelt habe. Die Bundesherren schienen auch gar nicht abgeneigt zu seyn, die Streitigkeit sogleich zu beenden, und versprachen, das eroberte Land augenblicklich zu verlassen, sobald man ihnen eine Million Gulden für ihre aufgewendete Kriegskosten zahlen und das Versprechen leisten würde, daß nicht Herzog Heinrich selbst sondern einer von seinen Söhnen die Regierung übernehme, indem selbst seine Unterthanen seines Regiments müde wären und seine Entfernung zur Bedingung des Friedens gemacht hätten. Der Kayser aber nahm auf diese Vorstellungen keine Rücksicht und da man auch auf dem Convente zu Nürnberg nichts sonderliches verhandelte, was sowohl auf diese Fehde, als auch überhaupt auf die Religionsstreitigkeit Bezug gehabt hätte, so blieb der Bund fortdauernd im Besitz der Länder und führte die Reformation darin ein, bis im

*

Religionskriege Heinrich wiederum zur Regierung gelangte.

Von jeher hatten die Evangelischen dem Kayser wenig Gutes zugetrauet, besonders aber das Reichs-Kammergericht gefürchtet, weil es sich Eingriffe in alle weltlichen und geistlichen Händel erlaubte, die ihm doch keinesweges zukamen. Da nun wieder ein Reichstag vor der Thür war, so hielten es die Protestanten für sehr rathsam, vorher in Schweinfurt zusammenzukommen und hier den unerschütterlichen Entschluß zu fassen, daß sie künftig den Urtheilen des Kammergerechts durchaus nicht weiter gehorchen wollten, so bald die alten Urtheilsverfasser nicht abgesetzt und unpartheiischere Richter an ihre Stelle kämen. Denn in der schon erwähnten Fehde hatte eben dieses vorlaute Gericht den Churfürst von Sachsen mit der Reichsacht bedrohet, falls er nicht augenblicklich die Braunschweigischen Lande räumen würde.

Da der Kayser auf die vorgedachten Klagen der Protestanten gegen das Kammergericht keine Rücksicht nehmen zu wollen schien und überhaupt bei seiner Rückkehr nach Deutschland geäussert hatte, daß er durch die öftern Weigerungen der Evangelischen in den Religionsgesprächen und auf den Reichstägen, wo in Güte mit ihnen nichts auszurichten gewesen sey, besonders aber durch ihre Anmaßungen gegen das Kammergericht und den Herzog von Braunschweig veranlaßt worden sey, ihren Trotz zu beugen und sie mit Feuer und Schwerdt in den Schoos der catholischen Kirche zurückzuführen; so thürmte sich das Ungewitter über dem Haupte der neuen Kirche so dicht zusammen, daß alle Anhänger derselben für die Zukunft zwar bangten, aber keinesweges verzagten.

Ungenützt verstrich der Reichstag zu Nürnberg. Es wurde auf selbigen nichts erhebliches verhandelt und die Sache mit dem Kammergericht blieb unerörtert, bis endlich ein Convent zu Speier angestellt wurde, wo von beiden Partheien Deputirte erschienen, welche nun das Kammergericht untersuchen sollten. Die chursächsischen Gesandten reichten 70 Klagpunkte gegen dasselbe ein, welche die Gebrechen und Schäden dieses Forums hinlänglich entschleierten; aber zu welchem Nutzen? — Die ganze Untersuchung gewann den Krebsgang. Man sah es den Deputirten von der andern Parthei an, daß es ihnen mit der Untersuchung gar kein Ernst sey. — Kurz! die sächsischen Gesandten verließen auf einmal den Convent und appellirten an den Kayser und an das ganze Reich auf einen Reichstag. (Die Fortsetzung folgt.)

Der Bremische Erzbischof Adelbert.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Fortsetzung.)

Sein Erzbisthum vom fremden Einflusse zu befreien, war das Bestreben seiner 29jährigen Regierung. Daher seine Bemühung, alle Grafschaften seines Sprengels der Kirche zuzueignen; wodurch er gleich anfangs den Haß der Großen gegen sich rege machte, deren Druck er abzuschütteln suchte. So soll der sächsische Herzog Bernhard geäußert haben: Adelbert sey zum Kundschafter in diese Länder gesandt und werde dem Kaiser und den Franken die Schwäche des Landes verrathen; aber so lange er oder einer von seinen Söhnen lebte, sollte der Bischof keinen frohen Tag in seinem Bisthume zu erwarten haben. Diese drohenden Worte machten tiefen Eindruck auf das Gemüth des Erzbischofes. Er verbarg indessen seinen Unwillen und, um sich über seine Gegner zu erheben und sie zu demüthigen, suchte er den kaiserlichen Hof auf seine Seite zu bringen, mit Aufopferung seiner selbst und der Kirche. Daher belastete er sich freiwillig mit so vielen Arbeiten bei Hofe; daher unterzog er sich unaufgefordert so vielen kostbaren und beschwerlichen Reisen, daß der Kaiser seine unermüdete Thätigkeit bewundernd, in allen wichtigen Angelegenheiten ihn vor allen anderen zu Rathe zog. Er begleitete den Kaiser nach Ungarn, nach Slavonien, nach Italien, nach Flandern und dieses sehr oft. Alle diese Reisen geschahen auf Kosten seines Bisthums und mit großem Drucke der Seinigen. Heinrich der 3te, damals noch König, wurde durch dringende Kirchenangelegenheiten nach Rom gezogen, wohin nebst vielen anderen Großen des Reiches auch unser Erzbischof ihn begleitete. Nachdem die

drei um den Besitz des Apostolischen Stuhls streitende Competenten, Benedikt, Gratian und Sylvester abgesetzt waren, würde Adelbert zum Papst erwählt seyn, wenn er nicht selbst es bewirkt hätte, daß Clemens der 2te erwählt wäre. Der stolze Adelbert würde die ihm angebotene päpstliche Würde nicht ausgeschlagen haben, wenn nicht seine ganze Seele mit einem anderen Lieblingsentwurfe erfüllt, wenn nicht die Errichtung eines Nordischen Patriarchats in Hamburg das Ziel seines eifrigsten Strebens gewesen wäre und wenn er nicht dessen Erreichung von der Dankbarkeit seines ehemaligen Collegen und Freundes, des Bamberger Bischofes Suidgers, der durch ihn nun unter dem Namen Clemens des 2ten die päpstliche Würde erhielt, erwartet und wenn ihn nicht auch die Verwirrung zurückgeschreckt hätte, welche damals in Rom herrschte und die Behauptung des päpstlichen Stuhls ihm schwer gemacht haben würde. Von diesem Papste Clemens dem 2ten wurde Heinrich zum Kaiser gekrönet. Nach seiner Zurückkunft in Deutschland — im Jahre 1050 — leitete der Erzbischof es listig ein, den Kaiser nach Bremen zu locken. Hier schenkte der Kaiser den Canonicis den Hof Balga, dem Erzbischofe aber eine Friesische Grafschaft. Als hierauf der Kaiser seine Güter, die zwischen der Weser und der Elbe, längst der Nordsee sich erstreckende Küste — die Gegend, welche damals Lesmona genannt wurde, besuchen wollte, so ward er unterweges, vermuthlich auf des Erzbischofes Anstiften, mörderisch überfallen und dann von des Erzbischofes Leuten geretter. Der Graf Ditmar zu Lesmona ward dessen beschuldigt, vom Kaiser vorgeladen und da er zu seiner Rechtfertigung sich zum Zweikampfe erbot, von einem seiner Kriegesknechte erschlagen. Dieser durch des Erzbischofes Ränke veranlaßte Tod forderte den Herzog Bernhard und dessen Söhne Ordulph und Hermann zur wüthendsten Rache auf. Sie nährten einen tödtlichen Haß gegen den Erzbischof. Zu wiederholten malen zogen sie in Adelberts Sächsische und Friesische Lande; verwüsteten alles mit Feuer und Schwerdt und trieben Heerden von Ochsen und Pferden mit sich fort.

Die ihm anvertrauten Missionsgeschäfte betrieb der Erzbischof mit unermüdetem Eifer. Gleich beim Antritt seines Erzbisthums schickte er Gesandte an alle Könige in Norden und forderte die Bischöfe in Dänemark, Norwegen und Schweden bis an die äußersten Grenzen dringend auf, daß sie sich mit Muth der Bekehrung der Heiden widmen möchten.

König Suend von Dänemark hatte sich mit einer nahen Blutsfreundin, einer schwedischen Prinzessin Gutha vermählt; Adelbert drohete ihm, falls er diese Blutschande nicht sofort abstellen würde, mit dem geistlichen Schwerdte des Kirchenbannes. Der König gerieth hierüber in Wuth und rüstete sich, das Hamburgische Stift zu verheeren und die Stadt zu zerstören. Aber unerschüttert fuhr der Erzbischof fort, sein Verbrechen ihm vorzuhalten, bis endlich der König durch ein Schreiben des Papstes bewogen wurde, sich von seiner Verwandtin scheiden zu lassen, die sich in ein schwedisches Kloster begab.

Mit dem Könige Harald in Norwegen hatte der Erzbischof vielfachen Streit, besonders auch deswegen, weil er einige Bischöfe, die in England oder Frankreich ordinirt waren, für die norwegische Kirche kommen lies, da sie doch, vermöge der vom Apostolischen Stuhl gegebenen Verordnung nur vom Erzbischofe Adelbert hätten ordinirt werden müssen.

Im Lande der Wenden hatten die Missionen den glücklichsten Fortgang. Der Eifer für den Fortgang der Mission hat den Erzbischof nie verlassen. Adam von Bremen rühmt von ihm: Selbst als er in irdische Händel verwickelt für das Geistliche zu ermatten anfing, erfüllte er in diesem Stücke seine Pflichten aufs vollkommenste und ohne Murren und bewies sich immer, so wie die Umstände und Gesinnungen der Völker, die zu bekehren waren, es erforderten, so leutselig, so freigebig, so gastfrei, so begierig nach dem Beifall Gottes und der Menschen, daß unser kleines Bremen durch ihn, wie das große Rom berühmt und von allen Enden her, hauptsächlich von nördlichen Völkern aus andächtigen Absichten besucht wurde. Unter anderen kamen Abgeordnete von Island, Grönland und den ortadischen Inseln, die um Lehrer des Evangeliums baten, die er ihnen auch sandte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Theaterkritiken.

Ein, die in diesen Blättern mitgetheilten Theaterkritiken betreffender Vorfall, der sich in den letzten Tagen ereignete, hat viel Redens über dieselben veranlaßt, woraus zum Theil hervorgieng, daß die Ansichten darüber, zwar nur bei einer geringen Anzahl, aber unter diesen denn doch auch noch bei solchen, bei denen man es ihrer Verhältnisse wegen nicht vermuthen sollte, eben so mangelhaft, als unrichtig sind. Den folgenden Bemerkungen gelingt es vielleicht, etwas dazu beizutragen, das Urtheil über verschiedenes hierher gehörendes theils zu berichtigen, theils zu ergänzen.

Daß die Theaterkritiken aus dem angegebenen, und auch vielleicht aus andern Gründen jenen wenigen nicht gefallen würden, war eben so leicht vorauszusehen, als zu verzeihen, nur hätten manche derjenigen, welchen sie hauptsächlich mißfallen konnten, sich nicht das wenig Ehre bringende Hülfsmittel erlauben sollen, eine Sache die nicht behagt, oder die man für unrichtig hält, statt auf offenen, rechtlichem Wege anzugreifen und zu widerlegen, durch geheime Insinuationen in ein falsches und gehässiges Licht zu stellen, derselben eben so abgeschmackte als unlautere Absichten unterzuschieben und sie als so höchst schädlich zu schildern. Halten sie ihre oberflächlichen Combinationen aber wirklich für ausgemachte Wahrheit, so kann man dieß nur daraus erklären, daß sie in ihrer Brust wohl nie den unwiderstehlichen Antrieb mögen gefühlt haben, das Bessere ernstlich zu wollen, und daher nicht begreifen, wie Andere dadurch angereitzt werden können, einen Theil der Mussestunden ihrer, bei einigen vielleicht sehr ernsten Geschäften gewidmeten Zeit, aufzuopfern, um die ewige Wiedergeburt des Bocksbeutels in der schönen dramatischen Kunst untergraben und ein lebendigeres Treiben in derselben auf der hiesigen Bühne nach Kräften herbeiführen zu wollen.

Man könnte sie freilich, indem sie sich in dem mitleidigen Lächeln der Verständigen die eigene Geissel flochten, ihrem Schicksale überlassen; allein sie suchen durch ihr unablässiges Gerede die minder Aufmerksamen zu verleiten, ihren Einflüsterungen, wenn es auch nur für kurze Zeit gelingen sollte, ein offenes Ohr und einen gläubigen Sinn zu leihen. — Die Gutmüthigkeit läßt sich gar leicht bewegen, wenigstens in ihre Klagen über die Bitterkeit und Strenge der Kritik mit einzustimmen, und, um mich einer gleissenden Redensart zu bedienen, die Wahrheit im gefälligen Gewande zu verlangen, ohne zu bedenken, daß die allenfallsige Bitterkeit durch ungeheure Fehler von Seiten der Schauspieler veranlaßt worden, daß Strenge der Kritik eben so sehr Achtung beweise, als achtungswerth sey, und daß es mit der Würde und dem Wesen der Wahrheit sich nicht vertrage, dieselbe im Mantel einherschleichen lassen zu wollen. Wie würden diese Guten staunen, wenn man ihnen begreiflich machte, daß die bisherigen Beurtheilungen des Theaters, weit öfter des Fehlers eines zu ausschweifenden Lobes, als eines zuweit getriebenen Tadels sich schuldig gemacht haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Nothwendige Berichtigungen.

In alter biedrer Zeit war es eine löbliche Sitte, als Kämpfer für die unterdrückte Unschuld in die Schranken zu treten, doch den Schuldigen zu vertheidigen dazu verstand sich kein ehrenwerther Ritter. Auch noch jetzt bewähret sich hin und wieder jene Sitte, wenn gleich nicht mit Schwerdt und Lanze, doch mit Mund und Feder, wenn gleich nicht wie damals für das Recht doch wider dasselbe. Das letzte Blatt unsers Bürgerfreundes Nov. 20. liefert uns davon einen Beweis, indem wir dort einen Ver-

treter der zeitherigen Herren Theaterkritiker auftreten sehn, welcher durch seichte, oberflächliche Bemerkungen, und sinnentstellende Wortverdrehungen, seine Freunde aus der Affaire zu ziehn, und dem reeller denkenden Publikum Sand in die Augen zu streuen versucht. — Zwar bedünkt es sowohl dem Schreiber dieses, als auch jedem Richtigdenkenden: diese übernommene Anwaltschaft sey nur eine Maske, hinter welcher sich eine gewisse Röthe über begangenes Unrecht, und der Unbescheidenheit die sich im eigenen Lobe der „schönen Diktion, Reinheit des Styls, und treffenden Urtheils der Kritik" ausspricht, gar passend verbergen lasse!! — Dem sey aber wie ihm wolle; es stelle sich der Vertheidiger dem Schreiber des Aufsatzes „Frage und Wunsch" gegenüber, detaillire mit ihm und dem Publikum seine „Antwort und Wünsche" damit man den Geist dieser Antwort einem Irrlicht gleich hervorleuchtend erblicke, und so zur Erkenntniß der Wahrheit kommen möge. —

Sehr traurig stünde es um Bremens Publikum, wenn ihm jetzt erst durch einen kleinen Theil des großen Ganzen, sollte ein „richtiger Geschmack mitgetheilt werden, um es daran zu gewöhnen, das Gute als gut, das Schlechte als schlecht anzuerkennen." In der Brust jedes gebildeten bessren Menschen ruht doch wohl für solche Anerkennung ein eignes Gefühl, und stets zeigten Bremens Bürger daß, auch ehe Kunstkritiken solcher Art existirten, dieses Gefühl ihnen nicht fremd war. Zu klar lagen die rohen Einwirkungen der Herren Kritiker am Tage, als daß der gewissenhafte Anwald derselben, hätte alles vertheidigen können; zwar überging er so manches was im Aufsatz „Frage und Wunsch" ihm Glatteis zu seyn schien. Zu unbehülflich um vor den Augen des Publikums hienüber zu schreiten, wie leicht hätte er nicht fallen können!! — doch warum ignorirte er nicht auch lieber „die zum Pfeiffen im Schauspielhause zusammengebrachte Parthei?" möchte doch wohl das große Publikum welches auch Theater- und Kunstfreunde unter sich zählt, solch gegebenes Aergerniß welchem man noch durch das öffentliche Geständniß den Stempel aufdrückte, nicht so leicht wie der Herr Vertheidiger glaubt, verzeihen können. Ein überwarmer Mensch nach dem Sinn welcher in der Entschuldigung zu liegen scheint, ein Mensch der nicht mehr weis was er thut — ist selbst dann, wenn er seine eigene Haut zu Markte trägt, in solch leidenschaftlichen Zustande, daß er nicht ein mal für sein Ich aufzutreten im Stande ist; ein überwarmer Kritiker aber, ist ein Unding und solchem Phantom kann nimmer eine Stimme gebühren, und viel weniger darf es eine „strafrichterliche" Entschuldigung sich anmassen.

Wie Englands gebildetes Publikum sich in Hinsicht der Kunstanstalten und ihren öffentlichen Darstellungen im Ganzen benehmen mag, ist dem Schreiber dieses aus Erfahrung nicht bekannt, doch darf er zur Ehre jener liberalen Nation hoffen daß es keinen einzelnen unverdient zur Zielscheibe thätlicher Mißhandlung machen wird, und daß solche thätliche Mißhandlungen am 29. Okt. Abend noch fehlten, kann doch wohl nur unter dem feinen Ausdruck „so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu seyn" verstanden werden. — Kein Lob ist es für den Deutschen so schwach zu seyn — denn gutmüthig ist hier unrichtig — daß er überhaupt sich „treten" lasse; doch daß dieses der Deutsche vom Deutschen duldete, davon mögen sich wenig Exempel vorfinden. Dieses sogenannte „treten" erfuhren wir nur von Fremden, und in höherer Bedeutung. In merkantilischer Hinsicht mögen wohl Frankreich wie England seinen Einfluß behaupten, doch eine Satyre ist es auf die Deutsche, durch Ströme von Menschenblut theuer erkaufte und wiedererrungene Eigenthümlichkeit, in jeder andern Hinsicht auch nur die kleinste Parallele zwischen Deutschland und Frankreich zu ziehn. — Was die Herren Kritiker aus sich selbst schöpften ist schon in „Frage und Wunsch" gesagt und bedarf keiner Wiederholung. Da Schreiber dieses nur unpartheiisches Urtheil darüber vernahm, so scheint ihm neben der „einen Stimme" eine kleine Bekräftigung vergessen zu seyn, da es wohl nur „eine Stimme des Misfallens" hätte heißen sollen. —

Nur Unkenntniß des Berufs zur Kunst geht aus dem Glauben hervor daß „wenn die Theatermitglieder sich mit dem bekannt machten was über die Kunst geschrieben worden, sie die guten Folgen an sich selbst verspüren würden." Wer kann mit Recht daran zweifeln daß mancher denkende Schauspieler die Alten und Neuen wohl studirte, ohne darum ihre Bemerkungen gleich anwenden, wie in einem Gewande sich schnell in ihre Meinungen hüllen zu können. Wohl hatte auch Bremens Bühne schon Künstler aufzuweisen, die demohngeachtet keine Idee von wissenschaftlicher Kenntniß hatten, sich weder in Bekanntschaft mit Engel, Sandwart, noch Patrik Peale einließen, von der Natur aber gleichsam zu Künstlern gestempelt waren. Wenn dem Schauspieler nicht neben einem guten Organe, als Haupterforderniß, so manche äußerliche Vorzüge zu Hülfe kommen, so mag er sich in Citationen aller seligen und verklärten Geister, wie in der Gesellschaft noch lebender Gelehrten erschöpfen und verlieren, nimmer wird ihm dies praktisch frommen. — Wem Würde und innere Erhabenheit der Kunst noch zweifelhaft seyn kann, wie vermag der zu kritisiren was er nicht einmal kennt? Immer wird er Gefahr laufen im Lob wie im Tadel desselben beleidigend oder lächerlich zu werden, und dem heller-sehenden, über seine Kenntniß nur die Augen öffnen. Was das manchen Scribler gestellte Prognostikon anbetrifft, so kann man nur den wohlgemeinten Rath geben, sich für des eignen Horoskops Erfüllung zu hüten, denn wundervolle Macht ist selten dem schwachen Sterblichen verliehn. Ein altes Sprichwort sagt: Wie der Ochs in den Wald brüllt, so schallt das Echo zurück" dem Substantiv Ochs, das Abjectiv ungeschlacht hinzugefügt, läßt sich die Möglichkeit denken, daß er noch brüllt, doch wer möchte das Echo desselben seyn! — Bei der nicht tadelnswerthen Rückerinnerung an liebgewordene Gegenstände scheint auch ein Irrthum oder desgleichen obzuwalten, es heißt: solche Rückerinnerung darf nicht zur Partheilichkeit leiten. Wohl hat jede Sache ihren eignen Namen, doch bleibt es deswegen nicht weniger indelicat wenn man manchen Namen zu oft repetirt. Was in „Frage und Wunsch" über die Würdigung des Menschen gesagt wird, geht sowohl auf das Publikum, als auf den Schauspieler, denn daß in der Kritik der

Beilage unsers Bürgerfreundes Nro. 63. in beiden der Mensch beleidigt wurde, wird man doch nicht läugnen können. Eine fruchtlose Anstrengung war es den Schatten vom Gemählde der Toleranz hin auf die Bühne schaffen zu wollen, zu stark und grell aufgetragen wird doch das Bild sobald noch nicht seine reine Glorie wieder erhalten. — Schon ist die Bahn gebrochen über welche hinaus, die beliebtesten, verdienstvollsten Mitglieder unsers Theaters, einem würdigeren Ziele nachstreben werden, als das ist welches man jetzt ihnen steckte: eine ewige Spannung zwischen Publikum und Schauspieler. — So wohlthätig eine vernünftige, lautere, von jeder Nebenabsicht freie Kritik, in ihren Folgen für beide Theile seyn könnte, so anstößig, verderblich und störend muß sie dann wirken wenn sie nur im Trüben fischt.

Die Rubrik dieses Aufsatzes besagt schon den Zweck derselben, wenn insbesondere die Leser sich noch der Mühe unterziehn die letzteren Kritiken sowohl, als die daraus hervorgegangenen „Fragen und Antworten" mit diesen „nothwendigen Berichtigungen" zu vergleichen. Uebrigens erklärt der Verfasser dieses Aufsatzes, daß, da er weder Kritikenschreiber seyn möchte, noch jemals einer wirklichen Verhunzung der Kunst das Wort reden würde; daß er nur im freien Sinn für Wahrheit und Recht ohne das mindeste persönliche Interesse als deß welches der Mensch am Menschen, und am Recht, stets nehmen sollte, mit reiner Unpartheilichkeit die Feder ergriff, und einen kleinen Theil seiner ihm so werthen Zeit anwandte, um das was unwillkührlich dem Gemüth sich aufdrang laut auszusprechen. Dem Vorurtheilsfreien, eben so unpartheiischen Publikum, sey es überlassen, über Recht oder Unrecht den Ausschlag zu thun. Ueberzeugend würke die Stimme der Wahrheit, und erhaben bleibe sie über die gewöhnliche Langweiligkeit des Federkriegs. Würde man indeß den Fehdehandschuh ihm wieder vor die Füße werfen, so möge man sich überzeugen, daß er stets folgend, jenem genannten reinen Sinn, und Interesse, nach Befinden ihn entweder ohne Scheu aufheben oder — sollte es des Bückens darnach nicht der Mühe lohnen — ihn auch unangetastet auf seiner Stelle werden ruhen lassen!

Wunsch!

Eine Verbesserung der Parquet-Logen unseres Stadt-Theaters die wirklich sehr nothwendig ist, würde zugleich der Direction keinen unbedeutenden Nutzen gewähren, wenn nämlich die Bänke darin gehörig gepolstert, mit Tuch beschlagen, und so eingerichtet würden, daß auch die hinten sitzenden Zuschaner gut sehen und nicht wie jetzt sowohl deshalb, wie wegen dem unerträglichen Zugwind durch die Spalten der Seitenwände der Parquet-Logen, mit Misvergnügen das Schauspielhaus zu verlassen Ursach hätten.

Die obern Logen, die bisher zweckwidrig mit dem Parquet in einem Preise standen, und noch stehen, und wovon mehrere zu billig vermiethet, mußten auf 42 / 48 Gr. der Platz gesetzt werden, die untern möchten dann in einem Preis mit dem Parquet bleiben.

Durch diese Veränderung würde ein großer Theil des Publikums, welcher jetzt durch das Gedräng in den obern und durch die Unbequemlichkeit der untern Logen das Theater zu besuchen abgehalten wird, öfter ins Schauspielhaus gehen, und solches immer vergnügt und ohne Nachtheil der Gesundheit verlassen.

Wunsch.

Um die Verdienste der Familie Marschall zu belohnen, äußern hier mehrere Theater-Freunde den Wunsch, daß ihnen zu ihrem Besten eine Benefiz-Vorstellung gegeben werden möchte. —

Aufforderung.

Die Theater-Direction, würde sich durch die Aufführung des Stücks:

Julius von Sassen,
am Sonntag sehr verpflichten.

V. M. T. F.

„Kind," sagte H... zu seiner Frau: „ich dächte, wir gingen heut in's Theater."
Was wird denn gegeben? fragte sie.
„Was wir beide seit langer Zeit nicht gesehen haben — Der Hausfrieden."

Der Redakteur.

Logogryph.

Auf einem Eiland schrecke ich mit Flammen
Und mit des Donners rollendem Gebrüll! —
Ein Zeichen nur darfst du mir geben,
So athm' ich Geist und süsses Leben,
Und auf der Bühne liebst du meinen Namen,
Spricht Liebe ihn und Sehnsucht und Gefühl!
Ach, nicht mehr lebt der große Meister,
Der mir das schöne Daseyn gab!
Wir beide wandeln jetzt als Geister
Auf Deutschlands Bühnen auf und ab.

№ 70.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 27. November. 1817.

Anzeige und Bitte.

Der Theil des geehrten Publikums, welcher für unsere Wochenschrift Beiträge zum Einrücken einzusenden die Güte haben wird, wird höflichst ersucht: die für den Donnerstag bestimmten, gefälligst am vorhergehenden Montage, und die für den Sonntag aufzunehmenden, am vorhergehenden Donnerstage bis spätestens 4 Uhr Nachmittags einzuliefern, indem solche, bei späterer Einsendung, erst in der folgenden Nummer dieses Blatts aufgenommen werden können.

Die Redaktion.

Die drei Lehren.

(Nach Schillers Drei Worten.)

Drei Lehren nenn ich euch Inhalt-schwer,
Die sinkende Menschheit zu heben;
Von edlem Gemüthe rühren sie her,
Sie zieren, beglücken das Leben.
Dem Menschen ist hoher Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Lehren glaubt.

Den graden männlichen Biedersinn,
Den Stempel der ewigen Tugend,
Der das Laster hasst, und den schlechten Gewinn:
O! diese lehret die Jugend!
Denn die Lehre, die der Politiker lehrt,
Die raubet dem Menschen den ganzen Werth.

Die Bildung des Geistes, der edlen Vernunft,
Die die Seele bestralet mit Klarheit;
Die den Menschen trennt von der Thiere Zunft,
Die das Herz erleuchtet mit Wahrheit:
Sie nähret ein helles, kein blendendes Licht,
Sie erwärm'e die Seele und verbrennet sie nicht.

Und was ist das dritte bedeutende Wort?
Die schönste, die schwerste der Lehren;
O! pflanzt sie von Munde zu Munde fort,
Die goldne Kunst, zu entbehren;
Denn wer das Unnütz' entbehren kann,
Der ist der einzige freie Mann.

Die drei Lehren bewahr't euch Inhalt-schwer
Vermacht sie den spätesten Erben,
Denn da sie nicht kommen von Außen her:
So können sie nimmermehr sterben.
Dem Menschen ist nimmer der Segen geraubt,
So lang er noch an die drei Lehren glaubt.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Inzwischen ereigneten sich selbst in dem Innern des Schmalkaldischen Bundes Dinge, die keine gute Aussicht für die Zukunft hoffen, ja! die sogar eine vollkommene Auflösung desselben befürchten ließen. Schon bei einem Convente, den die Evangelischen nach dem Reichstage zu Nürnberg in Schmalkalden hielten, um sich hier wegen der ungestörten Ausübung der Confession zu besprechen und wohin also alle Glieder des Bundes geladen worden waren, blieben viele ganz weg. Bei einer nochmaligen Zusammenkunft in Frankfurt, wo man beschloß, daß dem Kayser als Hülfe gegen die Türken keine Kriegsvölker, sondern Geld verabfolgt werden sollte, war dieß der nämliche Fall. Viele blieben aus; viele gingen gar von dem Bunde ab. Der erste, der dieß that, war Herzog Moritz von Sachsen, der (im J. 1541) seinem verstorbenen Vater, dem Herzog Heinrich, in der Regierung gefolgt war. Er entschuldigte seinen Schritt mit der Erklärung, daß seine Landesstände es ausdrücklich verlangt hätten. Diese mochten aber wohl weniger Theil an diesem Schritte haben, als gewisse Räthe, die er noch vom Herzog Georg geerbt und die daher als ächte Catholiken, ihm immer anlagen, gegen den Bund unfreundlicher zu denken, als er vielleicht selbst wollte, da er doch Protestant war und die es endlich auch so weit brachten, daß er mit seinem Vetter, dem Churfürsten zerfiel. Moritzens Beispiel blieb nicht ohne Nachfolge. Markgraf Albrecht von Bayreuth, Herzog Ullrich von Würtenberg und mehrere Städte welche sich alle des Kaysers Ungnade zuzuziehen meinten, wenn sie länger bei dieser Verbrüderung beharrten wurden dem Bunde untreu und opferten die Sache der Religion ihrem politischen Interesse auf.

Niemanden konnten diese Zwiespalte willkommener seyn, als dem Papste. Seine Freude darüber war so groß, daß er sogar Anstalt zu einem Concilium machte, und um dem Kayser, der mit den Protestanten zugleich gewünscht hatte, daß dieses Concilium nicht in Italien gehalten werden möchte, einen Dienst zu erweisen, eröfnete er dasselbe in Trident, auf der Gränze von Tirol, und sandte dahin drei Cardinäle. Schon am 9. Jenner 1543 begann es. Der Sohn des kayserlichen Kanzlers Granvilla hielt dabei eine Rede, in der er als Hauptzweck dieser Kirchenversammlung eine Verbesserung in dem Leben und Wesen der Geistlichen angab. Aber es wurde darauf weder eine solche Verbesserung, noch etwas anders, was auf eine nutzbare Weise für die Religion hätte wirken können, zu Stande gebracht — kurz auch das Tridentische Concil unterlag dem Schicksale aller übrigen; die Gottesgelehrten giengen davon, wie sie gekommen waren und das entsprach ganz den Wünschen des Papstes.

Das Concilium selbst war indessen noch nicht geschlossen; es dauerte längere Zeit fort, man ging ab und zu und ließ ohne Paul III., der es anfieng, noch drey Päpste darüber sterben. Man kann sich leicht vorstellen, daß die catholischen Geistlichen hiebei ganz zu Gunsten des Papstes beibehalten und die Glaubenslehren der Evangelischen durch Spitzfindigkeiten und Beweise aus den Decretalien zu verdammen suchten. Aber sie überzeugten dadurch Niemand als sich selbst und ihre Anhänger, indem die Protestanten den Waizen zu richtig von der Spreu zu unterscheiden wußten und sich lediglich an die Aussprüche der heiligen Schrift hielten, die weit untrüglicher waren, als alle Sammlungen der Isidore. Und hatte ja hie und da ein Protestant Bedenken über diese und jene Lehren, so konnte er sich über die Richtigkeit und Falschheit jener Behauptungen sehr leicht Raths erholen, wenn er das sogenannte Examen concilii tridentini eines wackern Superintendenten, Martin Chemnitius zu Braunschweig, nachlas, worinnen alle Schlüsse und Lehren jener heiligen Zusammenkunft der Reihe nach untersucht, geprüft und, mit der Bibel verglichen, als irrig und schriftwidrig dargelegt worden waren. Solche Prüfungen mochten denn auch viel zur fernern Ausbreitung der Reformation beitragen, die täglich mehr Freunde und Anhänger gewann und die Protestanten für manche trübe Aussicht, welche die Zukunft fürchten ließ, hinlänglich entschädigte.

In diesem Zeitraum, von 1539 bis 1543, nahmen die Reformation an: die Stadt Halle, welche sich ihren Gottesdienst durch Wittenbergische Theologen und namentlich durch Luthers vertrauten Freund, den D. Jonas, einrichten ließ; die Stadt Regensburg, Hildesheim, und sogar mehrere Oerter in Italien, welche, wenn sie auch öffentlich nicht damit hervortreten konnten, dennoch ihren Gott im Stillen nach Luthers Vorschrift dienten, seine Schriften lasen und seine erbaulichen Lieder sangen. Vieles dankte die

Reformation dem Herzog Moritz, der seine Unterthanen durch mancherlei nützliche Anstalten zu beglücken suchte. Besonders machte er sich um das Schulwesen verdient. Er schuf aus den erledigten Klöstern neue Bildungsanstalten für die studierende Jugend, wie z. B. in Pforte, Meissen und Merseburg; letztere wurde in der Folge nach Grimme verlegt, und die noch heut zu Tage unter dem Namen der drei Fürstenschulen in Sachsen bekannt sind und freilich ihrem Zwecke weit besser entsprechen würden, wenn ihre Organisation mit dem Geiste der Zeit fortgeschritten wäre. In Leipzig setzte er für hundert junge Studierende Stipendia (Fleißbelohnungen) aus, errichtete das Convictorium (eine Anstalt, die für arme Studenten sehr heilsam ist, weil sie darinnen für ein Geringes gespeißt und getränkt werden) und ließ das Paulinerkloster lediglich zur Wohnung für solche junge Leute einrichten. Diesem Herzog haben auch das Consistorium (das geistliche Gericht) zu Leipzig und die trefflichen Verordnungen in Kirchen und Schulsachen, aus welchen nachher die churfächsische Kirchenordnung entsprang, ihr Daseyn zu verdanken.

In den gräfl. Reußischen Herrschaften, besonders in den Schleizischen und Lobensteinischen Aemtern, wurde durch eine Visitation, wozu der Churfürst von Sachsen die Räthe hergab, die Reformation vollendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Burschenfest auf der Wartburg am 18. Oktober 1817.

(Schluß.)

Der Marktplatz wurde jetzt der Vereinigungspunkt für die Studierenden und den Landsturm. Als sich Beide in ein Viereck geordnet hatten, gedachte der Anführer des Landsturms in wenigen Worten der rettenden Völkerschlacht und derer, die sie geschlagen, und brachte dann mit den Studierenden ihnen und dann dem Großherzog und hierauf mit dem Landsturm der Burschenschaft ein Lebehoch, was diese dann dem Landsturm dankend auch zurufte, worauf gemeinschaftlich ein Festlied von beiden abgesungen wurde. Hierauf ging die Versammlung auseinander; bald aber eilte eine Schaar Jenenser und Berliner wieder herbei und erwählte den mit Kastanienbäumen bepflanzten Platz hinter der Kirche zum Turnplatz, zum großen Ergötzen der Eisenacher, denen Uebungen dieser Art größtentheils fremd waren, die aber wohl einsehen, welche körperliche Gewandtheit und Stärke Uebungen dieser Art dem Jünglinge geben müssen. Als die Dämmerung stärker hereinbrach, eilten die Turner zu ihren Kleidern, die unter einem Baume aufgehäuft lagen, und entfernten sich dann, worauf es in den Straßen zum Erstenmal heute menschenleer wurde.

Unterdessen wurde es dunkel und nun loderten auf dem Wartenburge die Flammen empor, die mit den Schwesterflammen, welche von allen Bergaltären Deutschlands in die Nacht glühend leuchteten, das Dank- und Freudenopfer waren, welches die deutschen Völkerstämme dem Andenken des großen Tages von Jahr zu Jahr darbringen. Der Großherzog selbst hatte das Holz zu diesem Flammenopfer durch die Behörde angewiesen; auch waren Zelte auf jenem Berge aufgeschlagen, um die Feiernden aufzunehmen. Nach sieben Uhr wallte der Zug nach der Höhe. Jeder der Jünglinge trug eine Fackel und so wurden die Straßen, durch die sie zogen und auf denen jetzt das stille Dunkel einer schönen Nacht lag, wie vom blendenden Tageslicht erhellt. Kanonen donnerten, als die Ersten die Höhe erreicht hatten, und zahlreiche Raketen stiegen flammend zum Sternenhimmel und senkten sich dann in glühenden Bogen majestätisch wieder zur Erde, nachdem sie, zerplatzend, hellleuchtende Funken versprüht hatten. Auch hier bei der flammenden Glut sprach ein Jüngling eine Rede zur Feier des großen Tages, welche mit lautem Beifall von den Zuhörern aufgenommen wurde. Dann wurden Lieder gesungen, und erst spät in der Nacht begab sich die Schaar der Burschen nach der Stadt zurück, nachdem mehrere Schriften und einige militärische Requisiten, die der freien Jugend als dem Geiste der Zeit nicht angemessen erschienen, den Flammen geopfert worden waren. (?)

Am andern Morgen versammelten sich die Studierenden noch ein Mal auf der Wartburg, um über mancherlei zu berathen, was aus dem Burschenleben zu verbannen und fortan für dasselbe festzusetzen sey. Dem Vernehmen nach wurden alle sogenannte Landsmannschaften aufgehoben und dafür eine allgemeine deutsche Burschenschaft beschlossen, auch das Nöthige über die Abschaffung des verderblichen Gebrauchs der Duelle besprochen und alsdann ausgemacht, daß sämmtlichen deutschen Hochschulen die Statuten des neuen Vereins zugeschickt werden sollten, worauf dann Mehrere die Stadt verließen, um wieder dem Orte ihrer Bestimmung zuzueilen.

Nachmittags wollten sämmtliche Jünglinge, die noch diesen Tag in Eisenach verweilten, die

Feier ihres Festes durch den gemeinsamen Genuß des Mahles des Bundes auf die würdigste Art beschließen, und hatten den General-Superintendenten um die Veranstaltung dieser heiligen Feier ersucht, der denn auch diesem Gesuch mit Freuden entgegen kam. Leider konnte ich nicht Zeuge dieser erhebenden Feier seyn, denn eben als die Glocken feierlich zu derselben einladeten, rollte der Wagen vor die Thür, und ich mußte einsteigen, weil die Geschäfte meines Berufs mir durchaus nicht länger zu verweilen erlaubten.

Der Bremische Erzbischof Adelbert.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Fortsetzung.)

Adelbert gab durch seine Anordnungen dem Gottesdienst den höchsten Pomp. Statt der einfachen lateinischen führte er die weit feierlichen glänzendern griechischen Ceremonien ein. Ihm gefielen die mit Wohlgeruch aufsteigenden Rauchwolken, hellflammende Wachskerzen und des Chors hochtönende Donnerstimmen. Seine Meßgewänder starrten von Gold und Silber und mit der größten Strenge hielt er auf die Beachtung der äußeren Gebräuche und des Gepränges in den Kirchen. Der berühmte italiänische Musiker Guido von Arezzo führte unter ihm einen verbesserten Gesang beim Gottesdienst ein und erfand eine neue Tonleiter.

Kaiser Heinrich der 3te lies Goslar und in dieser Stadt einen Palast und 2 Klöster erbauen. Eines dieser Klöster schenkte er unserem Erzbischofe, weil dieser sein beständiger Gefährte und Gehülfe in allem war. Dort fand Adelbert Gelegenheit, alle die Grafschaften und Abteien als Geschenke zu erhalten, welche das Erzstift nachhin so theuer mit Gefahr des Unterganges der Kirche hat bezahlen müssen.

Im Jahre 1051 hielt Papst Leo zu Maynz eine allgemeine Synode, wo unter andern die Ketzerei der Simonie und die Priesterehen verdammt wurden. Viele große Männer waren dort; aber der Erzbischof Adelbert übertraf sie alle an Weisheit und Beredsamkeit. Daher galt er auch so viel beim Kaiser und beim Papst, daß in öffentlichen Angelegenheiten nichts bedeutendes ohne seinen Rath geschah. Selbst im Kriege konnte der Kayser seiner nicht entbehren, und wie wichtig auch da sein Rath gewesen seyn muß, bewiesen die Fürsten Bonifacius, Gottfried Balduin und die übrigen, welche Italien beunruhigten und welche durch Adelberts Klugheit überwunden wurden. Sogar der griechische Kayser und der König von Frankreich ließen, als sie Gesandte mit Geschenken an den Kayser schickten, dem Adelbert wegen seiner Klugheit, Rechtschaffenheit und wegen seines Antheils an den Thaten des Kayers die größten Lobsprüche ertheilen. So ward von allen Seiten der Ehrsucht des Erzbischofes geschmeichelt, aber diese unersättliche Leidenschaft stieg mit ihrer Befriedigung.

Wie er in der Gunst des Kayers und des Papstes befestigt zu seyn glaubte, so schritt er zur Ausführung seines stolzen, schon lange gefaßten und genäherten Plans, ein Patriarchat im Norden zu errichten. Die nächste Veranlassung hiezu gab ihm der König der Dänen, wie dieser in seinem Reiche einen eigenen Erzbischof zu haben wünschte. Hiezu ward die Einwilligung Adelberts erfordert, dem der Papst die Aufsicht über die nordischen Küsten übergeben hatte. Er erklärte, daß er diese Einwilligung nur unter der Bedingung geben wolle, wenn der Papst ihm und seinen Nachfolgern die Würde eines Patriarchen ertheilen werde. Nach seinem Entwurfe sollten seinem Patriarchat außer den Suffraganbischöfen in Dänemark und unter den übrigen Völkern, folgende 12 Bisthümer, in die er sein Stift

theilen wollte, unterworfen syn — das zu Palm, zu Heiligenstadt, zu Ratzeburg, zu Aldenburg, zu Meklenburg, zu Stade, zu Lesmona, zu Wildeshausen, zu Bremen, zu Verden, zu Ramslo, und in Friesland.

Während der Unterhandlungen hierüber starb der Papst Leo und gleich darauf im Jahre 1056 auch der Kayser Heinrich der 3te. Heinrich der 4te war ein sechsjähriges Kind, als sein Vater Heinrich der 3te starb. Zuerst wollte Agnese, die Mutter des jungen Kaysers, seine Erziehung und die Regierung des Reichs übernehmen. Allein dies erregte allgemeine Unzufriedenheit und Hanno, Erzbischof von Köln, verband sich mit mehreren weltlichen Fürsten und vornehmen Geistlichen, es zu hindern. Im Jahre 1062 wurde die kayserliche Wittwe mit ihrem Sohne nach Kayserswerth am Rheine zu einem Feste eingeladen. Der Prinz ward nach der Mahlzeit auf ein prächtiges Jagdschiff gelockt und kaum hatte er es bestiegen, so stießen die unterrichteten Ruderer schnell vom Ufer ab und eilten mit dem geraubten Knaben über den Rhein — nach Köln. Er schrie, sprang über Bord ins Wasser, aber alles umsonst. Man zog ihn wieder heraus und suchte ihn durch Reden zu besänftigen. Auch der Mutter Bemühungen, ihren Sohn wieder zu erhalten, waren vergebens. Sie begab sich in ein Kloster und nachhin nach Rom, wo sie starb. Hanno wollte nun aus dem Prinzen einen frommen, abergläubischen Diener der Kirche bilden; allein drei Jahre nachher gelang es unserem Erzbischofe Adelbert sich des jungen Königs zu bemächtigen und ihn mit sich nach Sachsen zu nehmen. Adelbert war von ganz entgegengesetztem Sinne, wie Hanno. Er sprach verächtlich vom Papst, von den deutschen Fürsten und Bischöfen und prägte diesen hochfahrenden Sinn auch seinem Zögling ein, den er überhaupt sehr irre leitete. Er ließ es zu, daß der junge König zwei bis drei Maitressen zugleich hielt. Besonders lernte dieser durch ihn schon früh, die Sachsen, als eine trotzige, ihm feindselige Nation hassen und machte als Knabe schon Entwürfe, wie er sie gänzlich niederdrücken wolle. Heinrich behielt immer diese Grundsätze, war dabei höchst leichtsinnig und liebte den Müssiggang und das Vergnügen über alles. Daher kam's, daß unter seiner Regierung in Deutschland die schrecklichsten Verbrechen, Mord, Raub, und Ehebruch an der Tagesordnung waren, und daß damals die Epoche des Faustrechts in ihrer größten Kraft eintrat.

(Der Beschluß folgt.)

Freimüthige Bemerkungen, bei Lesung des Aufsatzes in Nro. 68 P. 541 des Bürgerfreundes: über die Abschaffung der Schullehrersammlung.

(Eingesandt.)

Ganz mit dem Verfasser jenes Aufsatzes einverstanden, daß gewiß jedem liberal denkenden und handelnden Mitbürger, der Subscriptions Plan zur Abschaffung der bisher üblich gewesenen, eben so gehässigen als erniedrigenden Schullehrersammlung der Kirchspiels Schule zu St. Stephani, eine willkommene Erscheinung ist; daß es eben so sehr zu hoffen als zu wünschen ist, daß durch das Beispiel dieser, aufrichtigen Dank verdienenden, Gemeine, im Allgemeinen der Sinn zur baldigen Nachahmung, auch den übrigen Kirchspiels Schulen, möge erweckt werden; — ist der Verfasser dieser freimüthigen Bemerkungen darin: daß der ungefähre Ertrag dieser Sammlungen, durch die Staats Kasse je gedeckt werden kann noch muß abweichender Meinung. — Denn unsere Kirchspiels Schulen sind eine privat Anstalt jeder Gemeine: sie werden durch diese eingerichtet, erhalten, umgeformet oder verbessert, je nachdem die Bedürfnisse es zu erheischen scheinen, ohne, das der Staat, als solcher, dazu mitwürket. Auch stehen sie bislang nicht, wie unsere, freilich vom Staate ganz neu und vortrefflich eingerichtetete lateinische Schule, unter Obrigkeitlicher Inspektion, sondern blos unter der Aufsicht, die jede Gemeine unter sich

selbst angeordnet hat. Ueberdies wählt eine jede der sieben eingepfarrten Gemeinen der Alt- Neu- und Vorstadt, sowohl ihre Prediger, als ihre Schullehrer und Organisten selbst, worauf ihre Wahl, als allgemeine Willens Meinung angesehen, hoch Obrigkeitlich bekräftiget wird. Durch diese ungehinderte, freie Wahl aber, übernimmt, fast stillschweigend und sich von selbst verstehend, jede Gemeine auch, die ihr heilige Verbindlichkeit, für den anständigen Unterhalt ihrer Lehrer, eifrigst zu sorgen.

In den erwähnten sieben Pfarr-Gemeinen, wo der Kirchspiels Schullehrer zugleich auch das Amt des Küsters wahrnimmt, und von welchem letzteren sich wohl vorzüglich der Gebrauch der bisher üblich gewesenen Sammlungen herschreiben möchte; hat man vielleicht gerade darum schon die beiden Aemter verschmolzen, um dem würdigern und nothwendigern Amte des Schullehrers, ein besseres Auskommen, durch die Zugabe des wenige Mühe erfordernden Küsters Prädikats, zuzusichern.*) Als ein sichers Förderungsmittel, unsern Wohlthätigkeits Sinn einigermaßen wirksam zu erhalten, der doch im Vergleiche dessen, was unsere Vorfahren gestiftet und geleistet haben, jetzt sich jeder Vergleichung dieser Art schämen muß, kann der Betrag vorläufig nicht anders als auf die angegebene Weise angesehen und durch freiwillige milde Beiträge gedeckt werden. Denn, ist nicht der in diesem Plane erwähnte Ueberschuß von 225 Rthlr. den betheiligten Kindern, welche die Schule besuchen werden, ausschliessend gewidmet? Bei allen aus milden Beiträgen bestehenden Einrichtungen, wo der Staat die Deckung des Deficit's übernimmt, bleibt für die am Mammon klebenden Theilnehmer nicht Antrieb genug; beweiset dies die bisher bestandene Einrichtung des Armen Instituts nicht zur Genüge? — und deckte auch der Staat die Sammlung des Schullehrers, nach irgend einem auszumittelnden Verhältniß, wie würde es mit der des Küsters? — Gut wäre es freilich, wenn vielleicht durch eine bestimmte jährliche Abgabe, aller in einer Gemeine eingepfarrten Einwohner dieses könnte bestimmt werden, allein die Staats Kasse, die ohnehin unter der Last drückender und nothwendiger Anorderungen seufzt, muß dies nicht beschaffen; und neue Fixa müssen so viel möglich, von ihr abgewendet werden! —

In dem erwähnten Subscriptionsplan der Stephani Gemeine, würde es nach den Worten: „des Schullehrers" richtiger heissen: und Küsters, wodurch gleichzeitig die vollere Befugniß und der Zweck dieser Sammlungen ausgesprochen wird: Nicht zu vermeiden ist es freilich, daß, da beide Aemter in einer Person vereinigt sind, wenn der Küster seine Sammlung besorgt, der Schullehrer mit ihm denselben Spaziergang machen; und dadurch sich auf mehrere Wochen dem Unterrichte und der beständig nothwendigen Gegenwart, der ihm anvertrauten Jugend, entziehen muß.

Vielleicht ist, diesen üblen Umstand der separaten Befugniß der Sammlung einsehend und erwägend, es ein Förderungsmittel des gedachten Subscriptions Plans geworden. —

Da bei den Kirchspiels Schulen alle Stände, und besonders die arbeitende und geringere Klasse unserer Mitbürger interessirt ist; und da ihren Kindern, die sich nicht zu geistig hoch in ihrer Ausbildung versteigen sollen und können, einen zweckmäßigen, richtigen und in allen Verhältnissen des Lebens nützlich werdenden Unterricht ertheilen zu lassen, eine eben so wohlfeile als bequeme Gelegenheit, durch die Einrichtung der Kirchspiel-Schulen gegeben ist; so dürfen die Unternehmer welche den gedachten Subscriptions Plan fördern, wohl das Vertrauen zu allen eingepfarrten Mitgliedern des Kirchspiels zu St. Stephani hegen, daß das begonnene gute Werk, seinen Zwek noch über die bestimmten Jahre hinaus sich behaupten werde, ohne daß eine weitere Hülfe, von Seiten des Staats, je für nöthig erachtet werden dürfte.

Alle neue Einrichtungen dieser Art, finden Widersprüche und haben, im Anfange besonders mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen; allein, durch eine stete Beharrlichkeit belohnen sie sich in ihrem Erfolge eben so sicher, sobald das Gute und Nützliche derselben allgemeiner erkannt wird.

So möge denn auch dieses Unternehmen fernerhin seinen guten Zweck erreichen, und zugleich als ein Erweckungsmittel einer wahrhaft nützlichen Mildthätigkeit zum Beispiele der übrigen Gemeinde Schulen, segenreich voranleuchten, bis einst, wenn es nöthig werden sollte, der Staat anstatt der Sammlungen, mit festen Gehalten eintreten kann! —

*) Das Wort Küster, (Kirchner) kömmt vielleicht von dem synonimen lateinischen Worte: Custos, und soll dann wohl in kirchlicher Beziehung, einen Mann, der die Kirche hütet oder bewahrt, bedeuten? bei uns besorgen die Küster das Geläute der Kirche, die Aufbewahrung der heiligen Gefässe und führten sonst auch die Geburts- und Taufregister der Gemeinen: welches letztere Amt in Hamburg eine Ober-Küster versieht, und hier bei uns, seit der Restitution von französischer Herrschaft, durch den Beamten des Civilstandes wahrgenommen wird.

An den Verfasser der Antwort und Wünsche!

Mein Herr! Fast mögte ich Ihnen zürnen, daß Sie mir zuvorgekommen sind aus eignem Antriebe für unsere Theaterkritiker in die Schranken zu treten und einen chevalier imaginaire auf den Sand zu setzen, der mir mit denselben nichts Gutes im Schilde zu führen schien, wenn seine Kraft seinem Willen gleich gewesen wäre. Nehmen Sie indeß meinen Dank dafür, aber verfahren Sie nunmehr gnädig mit dem Armen. Achten Sie nicht weiter auf das Zetergeschrei und die Verwünschungen, mit welchen er die Splitter seiner Lanze und — nach Ihnen schleudert. Bösartig scheint er nicht zu seyn, wie alle Ritter, denen es nicht sehr tief sitzt. — Es ist bloße unbehülfliche Unbesonnenheit, welche ihm seinen eignen Vortheil nicht erkennen läßt. — Die durch seinen Fall erregte Staubwolke (nothwendige Berichtigungen) verbirgt ihn zwar noch mehr in der ungeschlachten Rüstung, aber Sie müssen doch an seinem Irthum, gegen wen, und gegen was er die Lanze einlegte, gemerkt haben, zu welcher Sippschaft er gehört. Die des Ritters von der traurigen Gestalt ist Ihnen gewiß nicht unbekannt? und er ist, meiner Meinung nach, sein Vetter in gerader Descendenz, Don Quixote literario. — Es scheint beinahe, daß der Ritterschlag ihm von gleichen Händen ertheilt worden, wie seinem Ahnherrn und an einer Dulcinea von Toboso wird es zu seiner Inspiration sicher nicht gemangelt haben, — man weiß nun aber zur Genüge, was diese bei ihren Ritter vermogte, darum nehmen Sie meinen Rath freundschaftlich auf, gehen Sie unbeachtet dem hingeworfenen Handschuh vorüber, lassen Sie ihn ruhig seine Rosinante besteigen, die durch Mangel am nothwendiger Nahrung, gleich des würdigen Ahnherrn Streitroß, müde die ungewohnte Bahn länger zu betreten, schon jetzt dem Verscheiden nahe ist und den Ritter zwingen wird, des knappen schwerfälliges Thier zu beschreiten.

Auch ein Wort über Theater und Theaterkritik und eine Frage.

Läse das Ausland unsere Blätter, es müßte, wenn es die Kläger über die Kritiken für die Mehrzahl des Publikums hielt, an dem Publikum irre werden, und fragen: was will es denn eigentlich? will es gelobt haben, was nach strengen richtigern Begriffen des Lobes nicht würdig ist? Soll eine Kritik sich nach den Forderungen leicht genügsamer Gemüther richten, d. h. ihren Genuß nicht durch ein Kunstbeschauen schmälern? — Es käme da heraus, als wolle man für sein Geld nicht gestört seyn! — Was will also das Publikum für eine Kritik? oder will es gar keine?

Die Würde einer Kritik gehet aus ihrem Standpunkte hervor.

Sie soll das Verhältniß des gegebenen Stücks oder der Darstellung zur reinen Idee der Kunst erörtern und darthun. — Eben daraus geht auch ihr Nutzen hervor. Sie soll nämlich auf die Annäherung oder den Abstand der Darstellung zur Idee der Kunst aufmerksam machen, mithin eben dadurch zum Streben nach Annäherung zur Idee der Kunst ermuntern. — Hielte nun eine Kritik das Ideal niedrig und leicht erreichbar, so würde man es zu bald erreicht zu haben wähnen, und die Kunst in ihrer Fortschreitung hemmen. Welches ist denn wohl besser? wenn ich Darstellung und selbst den Geschmack zu der Idee der Kunst herauf- oder die Kunst nach und nach zu dem mittelmässigen Geschmack herabziehe?

Also über die Nothwendigkeit der Existenz einer Kritik kann wohl nur Eine Meinung seyn; und es wäre nur noch über die zufälligen Eigenschaften derselben zu rechten. — Persönlichkeiten z. B. müssen durchaus wegfallen. Der Kritikus steht ja als solcher dem Acteur nicht als Bürger gegenüber, er steht hier als Richter, als personificirte Kunst, und verhält sich zu der Darstellung, wie der Künstler zu seinem Stoffe; an diesem darf er auch seine Galle nicht auslassen, sondern muß blos, die Idee im Auge, ruhig fortbessern. Der Kritikus spricht als personificirte Kunst, wie der Richter im Verhör als personificirte Gerechtigkeit spricht. Persönlichkeiten aber deuten auf Leidenschaft, und Leidenschaft trübt das Urtheil der Kunst sogut, wie das der Gerechtigkeit. Die Ungeduld, mit der man hat entschuldigen wollen, entschuldigt nicht. — Auch bessert ja bekanntlich das nicht, sondern reizt nur. Eine Kritik gehe ruhig fort, und werde nie müde zu rügen, und wieder zu rügen bis es fruchtet.

Ob aber der Character einer Kritik allein negativ seyn darf, oder ob sie nicht vielmehr zur Positität sich erheben, — daher nicht nur das Fehlende bemerken, sondern auch ergänzen muß — ist eine andere Frage.

Vertrauen auf die Kunst, d. h. auf die richtige Idee der Kunst im Richter, ist freilich erste Stütze, und dieses kann nur und allein durch die Urtheile desselben, und am besten durch Vergleichung gewonnen werden. Setzt daher ein Publikum in die subjective Kunst des Richters Mißtrauen, so ist es schlimm; aber, wenn es nun durch dessen Subjectivität und Individualität sich gleichsam zu nahe getreten fühlt: warum spricht sich dasselbe immer nur so passiv aus, indem es sich nur immer im Allgemeinen hält, und nie eine Gegenkritik eines bestimmten Stükkes aufweißt, aus der man sehen könnte, wie es eine Kritik wünscht?

Warum stelltes nicht ein mit ihm sympathisirendes Subject, das öffentlich neben der gewohnten Kritik auch seine jedesmalige Ansicht von der Darstellung eines Stückes mittheilte? so daß beide, unabhängig von einander ganz ruhig neben einander herliefen? Würde nicht durch diese Paralelle die Einseitigkeit aufgehoben, über die man sich zu beschweren scheint

Würden nicht solche, (oft mehr oder weniger) von einander unterschiedene Auffassungen und Beurtheilungen, der eignen Urtheilskraft eines jeden Individums einen interessanten Spielraum gewähren, und noch obenein zur Bildung eines selbstständigen Urtheils viel beitragen?

Rechtfertigende Anmerkung. Verfasser dieses fühlt sich, um Misdeutungen, zu verhüten, zu erklären gedrungen, daß er nur von dem Verhältnisse einer Bühne, und eines Publikums zu einer strengen Kritik (in abstracto) gesprochen, nämlich die Kritik in ihrem reinen, wahren Zweck gedacht, daß er aber einer besondere Kritik, der man in Wahrheit unlautere Triebfedere (als da sind: Cabale, Chikane rc. rc.) Schuld geben könnte: nimmer das Wort geredet haben wollte. Kein Kunst, Wahrheit und Ehre liebender würde diese in Schutz nehmen, nicht einmal richten wollen. Ist auch nicht nöthig — richtet sich selbst — eine solche wäre nämlich unter ihr selbst.

Theaterkritik.

Die Reihe gleichgültiger Darstellungen wurde am 17. November durch die sehr gelungene des Iffflandschen Schauspiels „Dienstpflicht" auf eine uns sehr angenehme Weise unterbrochen. Das Stück ist schon am Sonntage, bei überfülltem Hause, wiederholt worden; allein den Preis müssen wir, in mancher Hinsicht, der ersten Darstellung zuerkennen. Beide haben indeß den Beweis geliefert, was geleistet werden kann, wenn mit zweckmäßiger Besetzung der Rollen, Fleiß und Lust sich paart. Das Drama wurde durchaus gut gegeben, und man muß gestehen, daß jeder Künstler, nach seiner Art die ihm übertragene Rolle, recht brav darstellte.

Die Rolle des Kriegsraths Dalner darzustellen, ist eine sehr schwere Aufgabe, wurde aber durch Hrn. Ringelhardt zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst. Hr. R. hatte recht, und spielte ganz im Sinne Ifflands, daß er in den ersten Scenen so kalt und ruhig auftrat. Der unbiegsame Character des folgerechten Biedermanns kündigte sich nicht allein dadurch an, sondern die folgenden erschütternden Scenen wurden dadurch noch mehr hervorgehoben, so daß sie eine desto größere Wirkung auf das Gemüth der Zuschauer ausübten. — Nächst dieser Rolle hatte wohl Hr. Schmidt die schwierigste Parthie des Stücks in der Darstellung der Rolle des Fallbring. Er gab sie indeß mit vieler Circumspection und bezeichnete vorzüglich die anfängliche Sicherheit seiner Lage, wie die nachherige Mißlichkeit derselben mit vieler Wahrheit. — Hr. Gerber characterisirte den zerknirschten Zustand der Seele, in der Rolle des jungen Dalners, sowohl beim ersten Auftreten als im fortgehenden Spiel, recht sehr gut. — Hr. Müller erwarb sich gleichfalls, durch die Darstellung der Rolle des Justizraths, den Beifall vieler, die mit demselben gegen sein Spiel sonst karg zu seyn pflegen. — Fr. Müller stellte die Rolle der Wittwe Rosen mit vieler schwesterlicher Herzlichkeit dar. Ihr angenehmes Organ, kam ihr dabei in den verschiedensten Situationen, welche in dieser Rolle liegen, sehr zu Statten. — Hr. Strobe gab den Fürsten mit Anstand und Würde.

Am 18. November ward zum Benefiz des braven Künstler Paares Zschischka, die schöne Mozartsche Oper Titus aufgeführt. Die Ausführung der Instrumentalparthie ward durch unsere Dilettanten, aus Achtung nnd Erkenntlichkeit gegen Hrn. und Fr. Zschischka, welcher erstere auch oftmahls das Interesse ihrer Concerte durch sein Sängertalent befördert hatte, aufs trefflichste unterstützt. Die Perfectibilität der Vocalparthie, war nicht von der Art, jener den Preis streitig machen zu können.

Am Freitage fand eine Wiederholung der Aufführung der Braut von Messina statt. Im allgemeinen hat man unser, bei der ersten Vorstellung ausgesprochenes Urtheil, bestätigt gefunden; doch muß bei dieser zurückgenommen werden, was dort über die Theilnahme des Publikums an dem Spiel der Frau Zschischka, als Donna Isabella, gesagt worden ist, indem Fr. Z., durch Fertigkeit und Freiheit des Spiels, sich den allgemeinen Beifall der Anwesenden erworben hat. — Unser vormahliges Urtheil über Hrn. Gerbers Spiel ist aber durch seine dießmahlige Darstellung der Rolle des Don Cesar fast ganz verrichtet. Ueber die Trefflichkeit derselben haben wir nur eine Stimme vernommen. — Auch Hr. Eberhard hat die Rolle des Diego mit Aufmerksamkeit gegeben.

Schließlich müssen wir über den Verlust des Hrn. Gerbers, aus der kleinen Reihe unsrer bessern Theatermitglieder, durch seine Abreise, unser Bedauern zu erkennen geben. Er war ein sehr braver practischer Schauspieler, der, wenn er sich vom Schlendrian losriß, oft Treffliches leistete, und noch weit mehr würde geleistet haben, hätte ihn nicht eine oft kleinliche Eitelkeit beherrscht, welche ihn in der Schätzung seiner eigenen Kräfte täuschte, und bei manchen Gelegenheiten sehr grell, sogar öffentlich hervorsprang. Sie war es wohl hauptsächlich, die ihn antrieb die Direction des Theaters zu übernehmen, eines Amtes, wozu er nicht die mindeste Capacität besaß, wie auch der Erfolg gelehrt hat. Die Bühne verlor unter seiner Direction, vielleicht aus derselben Ursache, den größten Theil ihrer besten Mitglieder. Wir sahen nacheinander einen Paulmann, Köster, Gaßmann, Leo, Bader, eine Busse, Gehlhaar u. s. w. uns verlassen, und das ganze Theaterwesen ist zu einem Grade herabgesunken, wie man es hier nie gekannt hat. — Doch selbst die gerechtesten Klagen über ihn, sind nunmehr vergebens. Leider, haben wir aber noch eine Sache abzumachen, wogegen sich unser Gefühl bis zum Schluß dieses Aufsatzes gesträubt hat. Es ist die Erwähnung eines Theiles seiner an das Publikum gerichteten Abschiedsworte. Wir würden uns schämen ihrer hier zu gedenken, wenn sie nicht bereits in Jedermanns Händen wären. Schimpfworte, die er, einem gemeinen Ebräer gleich, gewissermaßen vom Postwagen herunter, wo er sich vor dem Eingeholt — werden in Sicherheit glaubt, gegen Personen ausstößt, die ihn einst begünstigten, nach der Zeit aber, da sie sich durch seine üble Führung des Directionswesens nicht wenig compromittirt sahen, ihn seinem Schicksale überließen und auf andere Weise (durch die Veranstaltung einer Kritik des Theaters) gut zu machen suchten, was er verdorben hatte, müssen ihn selbst in den Augen derjenigen herunter setzen, die er zu Ehrenmännern, Gönnern und Freunden erhebt!

Den Hrn. Verfasser der Aufsätze „Frage und Wunsch" und „Nothwendige Berichtigungen" müssen wir auf die Erklärung verweisen, die wir früherhin an den Verfasser der Antikritik haben ergehen lassen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 69.

Hekla. — Thekla.

Berichtigungen in Nro. 69.

Seite 551 Spalte 1 13. Zeile von unten statt Entschuldigung l. Entscheidung, Sp. 2 54. Zeile st. Sandwart l. Sandrart, S. 552 Sp. 2 ist die 12. Zeile von unten wegzustreichen

№ 71.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 30. November. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Aeußerst glänzend war der Reichstag, der zu Anfange des 1544sten Jahres in Speier gehalten wurde, weil alle Reichsfürsten und selbst der Kayser und sein Bruder, König Ferdinand, auf demselben in eigner Person erschienen. Man hatte sich fest entschlossen, die Klage gegen das Concilium dasmal völlig durchzuführen und wo möglich wegen der Religion und der damit verbundenen Streitigkeiten zu einem festbestimmten Vergleich zu kommen; auch machte der Kayser den Protestanten hierzu die größte Hoffnung — aber bald schwand diese und alles blieb wieder beim Alten. Der Reichsabschied verschob die Klage gegen das Kammergericht bis nach drei Jahren, doch mit der Bemerkung, daß binnen dieser Zeit alle Proceße wider die Evangelischen ruhen sollten. Die letztern mußten sich damit begnügen und waren nur froh, das man ihren Glaubensmeinungen weiter keinen Zwang anlegte. Nicht ganz unangenehm war ihnen der Vorschlag Karls, daß nemlich beide Partheien eine Reformationsformel aufsetzen lassen sollten, damit man auf dem nächsten Reichstage, welcher in Worms gehalten wurde einen Schluß darüber abfassen konnte, wie man sich nachher auf einem allgemeinen Concilium, das nun bald und um tausend Ursachen willen ernstlich statt finden müße, zu verhalten habe?

Paulus III. bebte vor Wuth, als er diesen Abschied las. Er zürnte heftig auf den Kayser, der, seiner Meinung nach, in diesem Abschiede den Protestanten viel zu viel nachgegeben und die Rechte der christcatholischen Kirche zu sehr geschmälert habe. In dieser Hinsicht schrieb er Karl'n einen harten apostolischen Brief, in dem er unter mehrern Vorwürfen sagt, daß er in die Sünde des Hohenpriesters Eli fallen würde, wenn er nicht das Unheil, dessen er sich auf dem Reichstag zu Speier zu Schulden kommen lassen, wieder gut zu machen suche. Und das könne nur dann geschehen, wenn er den Speierschen Reichsabschied, der so äusserst schimpflich sey, zurück nähme, thäte er es aber nicht, so würde er den heil. Stuhl zwingen, gegen ihn Zwangsmittel zu gebrauchen, die ihm gewiß sehr unangenehm seyn dürften.

Karls Stolz möchte in diesem Schreiben freilich wohl gekränkt seyn, aber er ließ sich nichts merken. Ziemlich demüthig schrieb er an Paul seine Entschuldigungen zurück und betheuerte, daß er als ein gehorsamer Sohn der Kirche jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen werde, um ihre Rechte zu schützen, dasmal aber sey es ihm unmöglich, von dem speierschen Abschiede nur ein Wort zurückzunehmen. Nicht so demüthig ließ Luther seine Stimme hören, als er den Inhalt des päpstlichen Briefes an den Kayser erfuhr. Er konnte die Anmaßungen des heiligen Vaters über die Person und Handlungen des Kaysers unmöglich verschmerzen und bewieß ihm mit Grün-

den, daß er weit unter dem Kayser stände, daß seine Krone nicht von Gott, sondern von Menschen herrühre, und, falls er das zu läugnen gedächte, so, meint' er, müsse sie ihm ohnfehlbar der Teufel gegeben haben *).

Diese Schrift mußte den heiligen Mann in Rom noch mehr erbittern. Er wandte alle Mittel an um den Kayser gegen die Protestanten zu reitzen, ihn aber besonders zu Gewaltthätigkeiten gegen den schmalkaldischen Bund zu bewegen; doch immer vergebens, weil Karl's Staatspolitik dagegen stritt, denn da er seine Kriegsvölker wider die Türken und Franzosen brauchte, so würde er nicht so leicht mit diesen Bundesgenossen fertig geworden seyn. Um nun dieses verhaßte Hinderniß aus dem Wege zu räumen, suchte der Papst zwischen ihm und den Franzosen einen Fried. und mit den Türken einen Waffenstillst. zu stiften, welches ihm auch vollkommen gelang. Sogleich mußte auf seinem Befehl das Concilium zu Trident wiederum seinen Anfang nehmen. Er wollte (so war sein Plan) die evangelische Lehre darauf verdammen und dem Kayser auf diese Art die beste Gelegenheit geben, die Verbündeten mit dem Schwerdt in der Hand anzugreifen. Auf dieses Concilium berief sich zugleich König Ferdinand, als, während des Wormser Reichstages, nach dem Verlangen des Kaysers von beiden Kirchen Theologen erschienen, um über gewiße abgefaßte Reformationssätze zu disputiren, weil Ferdinand der Meinung war, daß auf diesem Reichstage von nichts anderm als von dem Kriege gegen die Ungläubigen die Rede seyn könne. Damit waren die Protestanten aber keinesweges zufrieden, indem sie behaupteten, daß sie ein Concilium nicht als Richter über ihre Sache anerkennen würden, weil der Papst dort alles in allem sey. Ferdinand verwieß sie nun mit dieser Aeusserung an den Kayser, der im Monat Mai (1545) nach Worms kam, und nachdem er sich mit den Gesandten der evangelischen Stände unterhalten hatte, einen Abschied abfaßen ließ, welcher ihnen die Fortsetzung des Friedens zusicherte und ihnen ein neues Religionsgespräch in Regensburg einräumte.

So freundlich und mild sich nun auch der Kayser gegen die Protestanten auf diesem Reichstage betrug — in seinem Herzen kochte dennoch bittrer Groll und Haß gegen sie und schon traf er heimlich Anstalten zum Kriege, wozu ihn der Papst unermüdet aufzumuntern suchte. Den Protestanten entgingen diese Rüstungen nicht; sie sahen täglich mehr ein, daß jetzt ein Krieg unvermeidlich sey. Sie durften auch hieran um so weniger zweifeln, da mehrere Verfolgungen gegen ihre Glaubensbrüder in entfernten Landen statt fanden, welchen der Kayser stillschweigend zusah. In den Niederlanden z. B. suchte man alle Arten von Martern hervor, um die Evangelischen in den Schoos der catholischen Kirche zurückzubringen. Viele die ein ähnliches Schicksal besorgten, flüchteten nach Cleve und baten den Herzog um Schutz, den er ihnen gewährte, so sehr ihn auch der Kayser mit seiner Ungnade bedrohete. Am traurigsten gieng es jedoch den Waldensern in der Provence, wo sie von den Papisten auf das unmenschlichste verfolgt wurden. Man führte ganze Schaaren Weiber und schuldloser Kinder in Scheunen, steckte diese mit Feuer an und verbrannte die Unglücklichen als Ketzer mit der größten Wuth. Alle diese Begebenheiten waren gewiß ganz dazu geeignet, dem schmalkaldischen Bunde Zagen und Furcht einzuflößen, aber er blieb demohngeachtet muthvoll und fürchtete das Kriegsungewitter nicht, das sich jetzt über seinem Haupte zusammenthürmte. Besonders ließ Johann Friedrich den Muth nicht sinken; er vertrauete auf Gott und sein heiliges Wort, reformirte eifrig wie vorher in Kirchen- und Religionssachen und sprach seinen Bundesgenossen, die ihm treu geblieben waren, Vertrauen auf Gott ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Dieß alles sagte Luther in einen Buche, welches den Titel hatte: „Das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet." Um die römische Erklärungsart der biblischen Stellen in ihrer Blöße darzustellen, verband Luther in dieser Schrift Joh. 21, 16. mit Marc. 16, 25. und umschrieb diese auf folgende Art: Was haben denn die andern Apostel alle, besonders St. Paulus, geweidet? und was ists, da Christus nicht allein zu St. Peter, sondern zu allen Jüngern sprach Marc. 16, 25. Gehet hin in alle Welt und predigt allen Creaturen. Da sind ja die Schaafe Christi nicht allein St. Petern, ja nicht den Aposteln allein, sondern auch den 72 Jüngern empfohlen. Wenn Fels heissen soll der Papst; darauf bauen: ihm gehorsam seyn, und binden: Kayser, Könige und alle Welt fangen, so ist das weder lateinisch noch griechisch, noch hebräisch, sondern eine neue römische Sprache, nach welcher es heißen muß: Gehet hin (d. i. du Peter allein) in alle Welt (d. i. nach Rom) und prediget (d. i. setzt einen Papst, der Gott und Herr sey) aller Kayser, Könige, über Himmel und Erdreich, wer da glaubt (d. i. wer dem Papst gehorsam ist) und getauft wird d. i. dem Papst den Pantoffel küßt) der wird selig (d. i. der bleibt unverdammt) wer nicht glaubt (nicht gehorsam ist) wird verdammt (ist ein Ketzer.)

Der Bremische Erzbischof Adelbert.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Schluß.)

Im Jahre 1065 am Osterfest zu Worms machte unser Erzbischof den damals 15jährigen Kaiser Heinrich wehrhaft, hielt eine Festpredigt und soll einen Besessenen vom Teufel befreiet haben. Der Geschichtschreiber Lambertus Schaffenburgensis wundert sich sehr darüber, daß Gott einem so bösen Geistlichen, wie Adelbert war, solch' eine Gnade habe wiederfahren lassen. Er meint, die vielen Gebete der Menge der Anwesenden hätten dem Erzbischofe diese Wundergabe bewirkt, die er seinen eigenen Verdiensten nicht zu verdanken habe. Während der Erzbischof mit der Erziehung des Prinzen und mit denen ihm anvertrauten Angelegenheiten des Reichs beschäftigt war, hauseten seine Beamten in Bremen fürchterlich. Adam von Bremen klagt hierüber so: Wenn unser Herr bei Hofe war, fielen seine heiligen Stellvertreter über den Schaafstall her, wie Wölfe und schonten nur da, wo sie nichts zu plündern fanden. Klägliche Trauerspiele sahe man damals in Bremen: Bürger, Kriegesleute, Adeliche, ja, was noch ärger war, Geistliche und Nonnen wurden nicht geschont. War jemand reich und man konnte ihm nichts zur Last legen, so forderte man etwas unmögliches von ihm; damit man unter dem Vorwande des Ungehorsames ihn berauben konnte. Einige wurden gepeitscht, andere exilirt. Wie zu Rom in den Tagen des Sulla, war es genug, dem bischöflichen Statthalter verhaßt zu seyn, um verurtheilt zu werden. Wir haben gesehen, daß man unschuldigen Weibern ihre Kinder geraubt hat und die Räuber waren Priester. Auch die Kaufleute, die aus allen Ländern mit ihren Waaren nach Bremen kamen, wurden von der verfluchten Habsucht der Beamten so beraubt, daß sie ganz nackt wieder abreisen mußten.

Nicht erfreulicher, wie die Abwesenheit wurde die Rückkehr des Erzbischofes in Bremen. Aufgeblasen von Hofehren und kaum noch erträglich kam er mit einer großen Schaar Kriegsleute nach Bremen. So wie er in der Hitze seine Untergebenen bis auf's Blut prügelte, so war er auf der anderen Seite auch bei guter Laune übermäßig freigebig. Den Zürnenden floh man, wie einen Löwen, den Besänftigten streichelte man, wie ein Lamm. Der Ehrgeitz, seine Freundschaft zu genießen, erniedrigte auch ehrliebende Personen zu schändlichen Schmeichlern. Männer des erhabenen Priesterstandes liessen sich zur kriechendsten Schmeichelei verleiten, weil es der Weg war, sich seine Vertraulichkeit zu erwerben. Wahrheitsfreunden wurden, wie Narren, die Thüren verschlossen. Die Schmeichler hatten Engeloffenbarungen. Der Hamburgische Patriarch (so ließ er sich gar zu gern nennen) würde bald Papst werden und dann sey das goldne Weltalter nahe. Es hielt schwer zu ihm zu gelangen. Sein Audienz-Zimmer, das sonst allen, auch Unbekannten und Fremden offen stand, war so bewacht, daß selbst Gesandte und die ersten Männer seiner Zeit bisweilen eine Woche lang in dem Vorzimmer harren mußten. Manchmal verschlief er den ganzen Tag und saß die ganze Nacht beim Brettspiele oder bei Tische, der immer überflüssig mit Schüsseln und Bechern besetzt war und wobei es stets froh herging. Bei der Tafel lies er sich mit Schwänken unterhalten, mit Geschichten von Königen und mit seltsamen Meinungen der Weltweisen. Dabei hatte er einen großen Hang, mit einer sarkastischen Satyre vornehme Männer zu be-

*

spötteln und mit einer unerträglichen Eitelkeit sich selbst zu loben. Die, welche sich vergangen hatten, lies er in Banden legen und ihre Güter einziehen, indem er lachend sagte: Dies geschehe zum Heile ihrer Seelen. Aber beharrlich war er in Ausführung seines Vergrößerungsplans. Vom Kaiser lies er sich den Hof Lesum schenken, mit allen unangebauten Ländern der Gegend bis Huchtingen auf der Delmenhorstischen Grenze und weiter hinunter bis an die Weser, die Stedingische damalige Insel Lechter mit eingeschlossen. Vom Markgrafen Udo von Stade kaufte er auch dessen durch den ganzen Bremischen Sprengel zerstreuten Länder und gab sie demselben als Güter der Kirche zu Lehen. Er erstand endlich für 100 Pfund Silbers die an seine Parochie grenzende Friesische Grafschaft Emisgoe. Um das Geld aufzubringen wurden Kreutze, Altäre und andere Zierrathen der Kirche verkauft. Welch ein Kirchenraub! — ruft Adam von Bremen — Zerbrochen sind zwei goldne Kreutze mit Edelsteinen — ein großes Altarblatt und ein Becher, die von Gold und Steinen glänzten, nnd 20 Mark Goldes wogen. Der Goldschmidt hat, wie er gezwungen die Kreutze zerbrochen, das Gold zusammenschlagen müssen, unter dem Hammerschlage einen Laut gehört, wie das Wimmern eines weinenden Knaben.

Nach der Sitte der damaligen Zeit des Faustrechts lies auch der Erzbischof verschiedene Festungen anlegen, um sich und sein Stift gegen die Anfälle seiner Feinde zu sichern. Am bedeutendsten war die, welche er anderthalb Meilen von Hamburg zwischen Nienstede und Wedel auf dem Sullenberge errichtete. Sie sollte eine starke Vormauer des ganzen Nordalbingischen Christenthums seyn und diese Feste hatte er zu seinem künftigen Lieblingsaufenthalte bestimmt. Allein unter den Eingesessenen des Landes entstand eine Empörung und die kaum erbaute Feste ward niedergerissen.

Die Stackenburg, dieses ehemalige Maynzische Bergschloß und jetzige schöne Ruine an der Bergstraße, ohnfern Heppenheim, verdankt ihren Ursprung dem Erzbischofe Adelbert. Dieser bekam nemlich eine unwiderstehliche Begierde auch das Kloster Lorsch zu erhaschen. Er führte seinen schwachen Zögling — den Kaiser Heinrich den 4ten, als dieser in Worms das Osterfest feierte, wie von ohngefehr dahin und suchte bei dieser Gelegenheit den Abt des Klosters, Ulrich, durch Lobeserhebungen und Versprechungen für sich zu gewinnen, indessen er durch einen Juden, seinen Liebling, die Gesinnungen der Mönche über ihren Abt und dessen Lebenswandel ausforschen lies. Da dieser nichts, wie Gutes hörte, mußte er auf Befehl des Erzbischofes den Mönchen gradezu eröffnen, daß die Abtei mit allem Zubehör dem Erzbischofe vom Kaiser geschenkt sey. Diese eilten, den Abt hievon zu benachrichtigen, der seinen Schmerz in sich verbarg und, da er bald nachher von dem Kaiser nach Basel beschieden wurde, dort erschien mit starker Begleitung und mit fürstlicher Pracht. Bei seinem Eintritt in Basel aber wurde ihm verrathen, daß er und sein ganzes Gefolge gefangen nach Sachsen abgeführt werden solle. Er kehrte daher schnell wieder um und vereitelte dadurch diesen Plan. Nun beredete der Erzbischof den Kaiser ein gewisses für die Abtei sehr wichtiges Lehn für einen seiner Günstlinge zu verlangen, in der Hoffnung, daß der Abt dies verweigern und dadurch des Kaisers Misfallen sich zuziehen würde. Doch jener merkte die Fallstricke und genügte dem Kaiser, wogegen dieser ihm das Versprechen gab, ihn nie wieder mit dergleichen Anträgen zu belästigen. Kaum war indessen der Erzbischof mit dem Kaiser

nach Sachsengereiset, als er diesen an sein früheres Versprechen erinnerte und Heinrich war schwach genug, die Vollziehung zu bewilligen. Er übergab dem Erzbischof das Kloster und lies den Abt nach Goslar laden. Dieser war krank und lies sich entschuldigen. Kaum konnte er einige Tage Aufschub erhalten. Ein Gesandter von ihm, der die Fortdauer seiner Krankheit anzeigte, wurde schimpflich zurückgewiesen und ein neuer Termin ihm nach Goslar angesetzt. So krank der Abt auch war und so sehr seine Ritter ihn auch davon abriethen, so beschloß er doch dem Kaiser zu gehorchen und bestieg sein Pferd. Kaum hatte er sich jedoch von seinem Kloster entfernt, als er schon aus Schwäche vom Pferde stürzte und halb todt ins Kloster zurückgebracht werden mußte. Hier war alles wüthend; alle schworen einen Eid, mit Blut und Leben ihren Abt und Fürsten zu schützen und fingen im Jahre 1066 mit allem Eifer an, den unweit Lorsch belegenen Berg Burkhelden zu befestigen, eine feste Burg mit Schanzen, Thürmen und Mauern darauf zu bauen, und eine Besatzung hineinzulegen; so entstand die Stackenburg. Der Kaiser erlies gegen diese Anlage und Rüstung ein Abmahnungsschreiben und untersagte den Conventualen, dem Abt ferner zu gehorchen. Ulrich war gutmüthig genug, sich dem Kayser zu unterwerfen und sich nach Mainz in die St. Albans Abtei zu begeben; aber die Ritter und Dienstleute, unzufrieden mit diesem Schritt, hohlten ihn zurück und übergaben ihn der Aufsicht und dem Schutz des Grafen Albert von Kalve. Jetzt belagerte Adelbert die Stakenburg, nachdem er zuvor den Kaiser nach Tribur gebracht hatte. Die Belagerung die er persönlich leitete, dauerte länger, wie er vermuthete. Die Reichsfürsten suchten in dieser Zwischenzeit den Kaiser auf dem Reichstage zu Tribur zu bewegen, daß er den Erzbischof entlassen möge. Hiezu konnte Heinrich sich nicht entschliessen. Die Fürsten gebrauchten nun Gewalt und umgaben den kaiserlichen Pallast mit Wache. Auf die erste Nachricht, welche Adelbert hievon erhielt, entfloh er und konnte nur mit Mühe der Gefahr entgehen, die ihm drohete. Jetzt hob man die Belagerung der Stackenburg auf. Der Abt erhielt vom Kaiser und von der Reichsversammlung, wohin er beschieden war, Ehrenrettung und Genugthuung und der Kaiser versicherte ihn seiner Gnade. Um aber allen ferneren Ränken Adelberts vorzubeugen, reisete Ulrich nach Rom zum Papst Alexander den 2ten, der ihm ein erneuertes Immunitäts Privilegium für das Kloster ertheilte und die Stackenburg wurde noch mehr befestigt.

Dies war die Losung, daß alle Feinde Adelberts über die Besitzungen des Gefallenen herfielen. Vorzüglich Herzog Ordulph von Sachsen mit seinem Sohn und Bruder Hermann. Diese überließen sich grenzenlos ihrem Rachgefühl. Wir wollen, sagten sie, ihn zu Boden treten und vertilgen aus dem Lande der Lebendigen. Sie neckten und beleidigten ihn unaufhörlich. Um sich nur einigermaßen gegen sie zu sichern, schloß er sich in Bremen ein, wo er gleichsam von ihnen belagert wurde. Endlich fiel Herzog Magnus sogar mit Banditen in das Stift ein und trachtete dem Erzbischofe nach dem Leben, der sich nun genöthigt sah, heimlich nach Goslar zu flüchten und dort mit dem Herzog Magnus einen Vergleich zu schließen, wodurch dieser über tausend Höfe von ihm zu Lehn erhielt. Vom ganzen Stift behielt der Erzbischof nur den dritten Theil, den er endlich auch den Schmeichlern des Kaisers überlassen mußte, so daß die Höfe des Erzbischofes und die Kirchzehnten, von denen die Geistlichen und die Armen unterhalten wurden, nun Banditen gehörten, die, wie Adam von Bremen sich ausdrückt, mit ihren Huren davon schwelgten und den Erzbischof nebst den Dienern des Altars verspotteten. Das war also am Ende der große Gewinn, den sich unser Erzbischof mit allen seinen Freigebigkeiten hatte erkaufen wollen.

Zwar blickte der Stern seines Glücks zwischen dem dunklen Gewölke, welches den Abend seines Lebens verfinsterte, noch einmal schwach lächelnd wieder hervor. Adelbert gewann nach Verlauf einiger Jahre von neuem die Gunst des Kaisers, der ihm die Jagd im Stedingerlande und einen Wald im Ammerlande verlieh. Aber jene Unglücksfälle hatten Adelberts Verstand angriffen. Phantastische Bilder des Aberglaubens folgten ihm stets und überall und ließen ihm, weder bei Tage, noch bei Nacht, Ruhe. Er war beständig von Wahrsagern, Schmeichlern und Aerzten umgeben. Er erkrankte. Während seines Lagers zu Goslar erlaubte er niemandem den Zutritt, als den Kaiser, den er bis an sein Ende liebte. Keiner durfte ihn berühren; keiner vernahm einen Laut des Schmerzes von ihm. So starb Adelbert im Jahre 1072 im 29sten Jahre seiner Regierung. Sein Körper ward nach Bremen gebracht, wo er unter vielen Feierlichkeiten, im Dome, mitten auf dem Chore begraben liegt.

Ueber die Theaterkritiken.

(Fortsetzung.)

Doch durch einmaligen Tadel, wird bey der übergroßen Empfindlichkeit der Menschen ge-

gen denselben, ein zehnmaliges Lob verwischt! — Dennoch möge man den Zweck jener zu freygebigen Lobeserhebungen nicht verkennen. Man hoffte die bessern Mitglieder des Theaters dadurch zu ermuthigen, mit vermehrter Anstrengung ihrer möglichen Vervollkommnung rascher entgegen zu schreiten. Aber es war, leider! nur bey den wenigsten einiger Einfluß davon zu verspüren. Die mehrsten schienen sich viel zu erhaben zu dünken, um auf die ihnen durch die Kunstrichter gegebenen Winke weiter zu achten, als in sofern sie mit ihrer Eitelkeit in Collision kamen. Man schärfte daher das Urtheil, um es einigen Schauspielern fühlbarer zu machen, daß sie der Vollendung noch nicht so nahe seyen, als sie sich vielleicht vorstellen mochten. Doch der Erfolg blieb derselbe; und es bestätigte sich die Lessing'sche Erfahrung, die man im letzten Stück der Hamburgischen Dramaturgie nachlesen kann. Ja, es hatte sogar den Anschein, als wolle man den Wünschen des Publikums und den Ermahnungen der Kunstrichter, durch vorsätzlich unzweckmäßige Besetzung der Rollen hohnsprechen. Nun blieb weiter nichts übrig, als einmal ein Exempel zu statuiren, und die sich blähende Aftermuse in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zu zeigen. Die Gelegenheit dazu, ließ nicht lange auf sich warten. Sie stellte sich in der Vorstellung des Käthchens von Heilbron dar. Diese gab dazu das volle Recht, wie, wenn es auch nicht durch tausend Augenzeugen bestätigt würde, zu seiner Zeit durch unwiderlegbare, auf Principien der Kunst gestützte Gründe, bewiesen worden ist. — Allein:

Dürfen Schauspieler öffentlich beurtheilt werden? und wer hat das Recht und den Beruf dazu?

Die neuesten Erfahrungen hier und in Leipzig mögen es entschuldigen, wenn ich die erste dieser beiden Fragen hier noch anführe, da über sie schon längst so decisiv abgeschlossen ist, daß es höchst überflüssig seyn würde, wenn ich sie von neuem einer Untersuchung unterwerfen wollte. Das will ich indeß bey dieser Gelegenheit zur allgemeinern Kunde bringen, daß sehr scharfsinnige Männer, ein Schlegel, ein Knigge, dafür halten, daß man berechtigt sey die Leistungen öffentlicher Schauspieler einer weit strengern Kritik zu unterwerfen, als selbst die Werke des Schriftstellers. Diesem letztern, sagt Herr von Knigge in seinem Buche über Schriftsteller und Schriftstellerey S. 9 und 10, muß man dieselben Vorrechte zugestehen, die jedem freyen Mann der in einer Gesellschaft redet, zu Statten kommen. Er muß auf seine Verantwortung, ungezwungen seine Meinung über alles sagen dürfen, was die Menschheit interessirt. Jedermann hat ja auch die Freyheit ihm zu antworten, ihn zu widerlegen. Daß ich sein Buch bezahlte, das giebt mir noch kein Befugniß, zu verlangen, daß in dem Buche Sätze stehen sollen, die mir angenehm sind; ich bezahle nicht den Inhalt, sondern nur das Vehikel, durch welches mir seine Gedanken mitgetheilt werden. — Man vergleiche hiermit nicht den Schauspieler, den ich offenbar nur für die Art seiner Darstellung bezahle, folglich auch das Recht habe, zu fordern, daß er hierin das leiste, was er, der getroffenen Uebereinkunft gemäß versprochen hat.

Was die zweite Frage betrifft, so hat jeder, der nicht aus Gefälligkeit, durch ein Freibillet u. s. w. zu den Vorstellungen Einlaß erhalten, sondern klingend, oder auf sonstige Weise, sein zu hoffendes Vergnügen bezahlt hat, das Recht, seinen Beifall, oder seinen Tadel, sowohl öffentlich, als privatim auszusprechen. Ort und Umstände bestimmen die Form beider. Das Tonangeben wird speciell vom Parquet, im allgemeinen aber vom ersten Range aus, erwartet. Jedem einzelnen ist dieß eben sowohl erlaubt, wie mehreren, oder dem Ganzen, auf die Gefahr, öffentlich deshalb beurtheilt zu werden, und gleichfalls dafür Lob oder Tadel einzuernten. Dieß ist alles stillschweigende Convenienz, der sich Niemand in einer so großen Gesellschaft entziehen darf.

Eben so steht es jedem frei, sein Urtheil schriftlich offenkundig zu machen, aber er muß sich natürlich gefallen lassen, daß es beantwortet, und widerlegt werde, sobald er falsch geurtheilt hat, und das ihn vielleicht Pasquillanten mit grund — und bodenlosen Schmähreden verfolgen werden. Deswegen setze sich jeder, der in offener Schrift sein Urtheil niederlegt, in die Verfassung, daß er im ersten Fall, seiner Sache gewiß, die Spitze bieten, im letztern aber, unbekümmert um solchen Pöbel seinen Zweck verfolgen kann.

Allein kein Gegenstand erfordert vielleicht eine so große Summe der mannigfaltigsten Kenntnisse, als gerade eine vollkommen gründliche Beurtheilung eines Schauspiels in seinem ganzen Umfange, und nichts ist dennoch häufiger, als daß man über den bestimmten Werth oder Unwerth desselben mit eben der oberflächlichen Leichtigkeit absprechen hört, als ob von einer Parthie Boston die Rede wäre. Ich will die Leser mit der Aufzählung aller der dazu er-

forderlichen soliden und schönen Wissenschaften und der Entwickelung des Ja — ein — ander — greifens derselben verschonen, und bloß bemerken, daß derjenige, der es unternehmen will von einem Drama und dessen scenischer Darstellung Rechenschaft zu geben, wenigstens die eigentliche, innere Geschichte (wenn ich so sagen darf) der dramatischen Dichtkunst, von der Zeitrechnung durch Olimpiaden bis auf uns, kennen, daß er alles und jedes mit Rücksicht auf Natur, Schönheit, Wahrheit und den danach festgesetzten Regeln der Kunst zu beurtheilen wissen, daß er große Meister in der Ausübung ihrer Kunst beobachtet und allenfalls auch sich selbst in derselben versucht haben muß. Alsdann nur ist er im Stande zu bestimmen, wie es seyn sollte; alsdann nur kann er beurtheilen, wie es ist; alsdann nur kann er wissen, was bei Lust und Fleiß, bei ausgezeichnetem und bei geringem Talent, geleistet werden kann.

Allein die Erfüllung aller dieser Forderungen kann nur einen sehr schwankenden Werth haben, wenn sie nicht durch die strengste Unpartheilichkeit geleitet wird. Diese muß jedem Kunstrichter heilig, und durch keine Verhältnisse wankend zu machen seyn. Auf sie gründet sich die so nützliche, der Entstehung persönlicher Feindschaften vorbeugende Sitte der Anonymität. Schande dem, der sie durch Mißbrauch verdächtig macht! Irren kann der Kunstrichter sowohl, als der Künstler, aber vor Ungerechtigkeiten muß er seine Urtheile bewahren; damit er, wenn es darauf ankommt, selbst unaufgefordert, ohne Scheu das Visir aufschlagen darf. — Freilich werden selbst dennoch manche der beurtheilten Parthei, vor allem in Verhältnissen wo die Persönlichkeit durch die Kritik berührt werden muß, über Schmähungen und Partheisucht, wenn auch nicht einmal ein einziger gültiger Beweis derselben beizubringen ist, ewige Jeremiaden anstimmen. Doch werden sie damit zuletzt selbst dem Trommelfell derer lästig, durch welche sie aus Mitleiden, Mangel an Einsicht oder Partheilichkeit darin unterstützt worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gotthold Ephraim Lessings Urtheil über Theaterkritiken.

Die größte Feinheit eines dramatischen Richters zeigt sich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens, unfehlbar zu unterscheiden weiß, was und wieviel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauspielers zu setzen sey. Denn einen um etwas tadeln, was der andere versehen hat, heißt beide verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieser wird sicher gemacht.

Besonders darf es der Schauspieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unpartheilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; sein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauscht gleich schnell vorbei, und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers mehr Ursache, als er selbst, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat. Das Publikum hat es in seiner Gewalt, was es mangelhaft finden sollte, abstellen und verbessern zu lassen. Es komme nur, und sehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhöret, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden!

Nur daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das wichtige Spiel Eines Akteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller Andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat, aber oft ist man desto partheiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann. —

Der Stufen sind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat.

Alles kann folglich nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herumirret.

Erwiedrung.

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens straft man einen Thoren,
Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt dumm
Man nennt dies — Privilegium!
Zu beßern ist nicht leichte Sache,
Der Narr sey Narr; — der Weise lache!

Nach dieser durchaus unzweideutigen Sentenz, füge noch ein herzliches Bedauern, über das schlechte Verdauungswerkzeug der Herren Kritiker, Vertheidiger ꝛc. ꝛc. hinzu, die, da man sie jetzt schon so sehr an Indigestion leiden sieht, und sie von Station zu Station nie mehr und mehr überhandnehmendes Uebelbefinden verspüren, bald in Gefahr gerathen mögten, an irgend einem bösartigen Fieber, vielleicht gar an der, das äußere Ansehn so wunder seltsam entstellenden Krankheit, Gelbsucht genannt zu laboriren. — Die allgemeine Menschenliebe welcher sich der nicht bösartige nie ganz entäußern kann, giebt den gut gemeinten Rath, doch immer im Fall der Noth einige niederschlagende Hülfsmittelchen in der Nähe zu haben, um den auf solche Weise Bedrückten, wenigstens Linderung zu verschaffen. Auch würde ein beliebtes Hausmittelchen der Herren Kritiker, ein Dekokt zum Gebrauch vor dem Schlafengehn, zusammengesetzt aus alten abgedroschnen Kinderstuben Erzählungen, mit einem Portiönchen seyn sollenden schaalen Witzes unterm scht, bei Kranken solcher Art die Wirkung nicht verfehlen. Dann schlukke man standhaft, mit dem Gefühl: „wir sind doch alle arme Sünder" die, nach dem zu häufigen Genuß starker kräftiger Speisen nothwendig gewordnen Pillen und — probatum est!

Erklärung.

Der Verfasser der Aufsätze: „Frage und Wunsch" nebst „nothwendigen Berichtigungen" erklärt hiemit daß das Wort „verblüffen" welches man seinem Sinn nach, an den Herrn Verfasser einer Antikritik, suchte in Ausübung zu bringen bei ihm als undeutsch durchaus keinen Eingang finden könne. Auch jener Herr Verfasser hat ja damals die gelehrten Herren hinlänglich überzeugt, daß sie durchaus unmusikalisch, keine Oper zu beurtheilen im Stande wären; wie Schade daß unter solcher Mehrzahl von Kunstkennern, auch nicht einer zu Hülfe kommen konnte um jenen Mann der Lüge zu zeihn! Wird übrigens die bisherige Kritik welche schon in dem letzten Blatt des Bürgerfreundes eine so auffallend veränderte Gestalt angenommen, auf diesem guten Wege der Besserung fortwandeln; so sieht der Freund des Wahren und des Guten, in sothaner Veränderung, der Herrn Kritiker stilles Bekenntniß ihrer frühern Sündenschuld; sieht die Erfüllung seines reinen Zwecks, und verzeiht ihnen großmüthig die eben nicht verborgne Fehle; aber gleich der Vehme, nur nicht eben im Finstern wie diese, wird er jede Ungerechtigkeit, welche sich im übertriebnen Lobe oder Tadel aussprechen könnte, zu ahnden nicht versäumen, und nimmer wird er von Federleichten Reutern sich aus dem Sattel heben lassen. —

Ueber Theater.

So lange das Theater nicht in Händen des Staats ist, und dieser eine Theater-Schule errichtet, kann man nichts als Unvollkommenes erwarten.

Diesem Mangelhaften abzuhelfen, hat der verstorbene Schröder in Hamburg manchen Genie zeigenden Jüngling an sich gezogen, und ihn zum Künstler gebildet. Dieses beweisen: Brockmann, Dauer, Müller, Klingmann in Wien, Fleck, Beschort in Berlin. Auch im Greisen-Alter wollte er (1809) manchen angehenden Schauspieler dazin bringen: daß er ein Künstler werde.

So handelte der Privatmann.

Auch in den siebenzig und achtziger Jahren hatte der Herzog Carl-Eugen von Würtenberg eine Abtheilung seiner hohen Karls-Schule für Sänger und Tänzer bestimmt, und manches brauchbare Subject gieng aus derselben hervor.

Was geschieht jetzt?

Nichts! gar Nichts; und was das Schlimmste ist, der junge Schauspieler studiert keine Sprache, und glaubt, wenn er nur gut memorirt, er wäre — unerreichbar.

Als Schröder und Eckhof Direktoren waren, erhielten sie zwar manchen Renommisten, der aber doch übrigens in litteris besaß, was ihm einigermassen in moribus abgieng, als Mitglied; aber dies ist jetzt nicht mehr der Fall, denn die krasseste Unwissenheit, Ziererei, Eigenliebe und Eigendünkel sind den Meisten eigen, und was das Allerschlimmste noch ist: sie sind keiner Besserung fähig, achten weder Kritik noch Pfeifen. In England werden solche Wichte mit Orangenschaalen, faulen Aepfeln und ähnlichen Erfrischungen auf der Bühne bedient, und wenn in Frankreich der erste Künstler dem Publikum nicht die gehörige Achtung bezeigt, und dessen Tadel mit Ehrerbietung aufnimmt, und sich etwa zu rechtfertigen sucht, so wird er mit Gefängniß Strafe belegt, und zwar ohne Ausnahme des Geschlechts.

Die Kritik schont nie den Misgriff und achtet nicht auf die persönlichen guten Eigenschaften; sondern richtet nur den darstellenden Künstler.

Dieses that Lessing und späterhin Doctor Schmieder in Hamburg, und mancher brave Schauspieler erhielt eine derbe Rüge, von der auch selbst Schröder nicht befreit war.

Es entsteht nun die Frage: ob unsere Kritik ein Gleiches leisten würde?

Dieses fällt aber in ein Nichts zurück, sobald man bemerken will, daß der gebildete Mann, der mit Vorkenntnissen reisete, die Berliner, Wiener, Hamburger, Dresdener und Weimarsche Bühne gesehen hat, sich ein Ideal vorsteckte, nach welchem er das Gute und Schlechte bewundert oder tadelt.

Unstreitig ist die Anzahl dieser Kritiker sehr gering, und der Haufen derjenigen, welche nur den Abend im Theater tödten wollen, viel größer, und deren Beifall wird doch nicht der talentvolle Künstler haben wollen? Es ist so schwierig Alle zu befriedigen, daß es deswegen eine Lächerlichkeit wäre, wenn man vom Schauspieler verlangte, daß er dies leisten müßte, aber es ist seine Obliegenheit, und fast noch mehr Schuldigkeit, den Geist der Rolle richtig einzustudieren, und den Spiegel beim Deklamiren zu Rathe zu ziehen, damit er nicht ein Zerrbild statt einen Helden darstelle.

Ob die Direktion des Bremer Theaters gleiche Ansicht mit dem Verfasser habe, bezweifelt derselbe beinahe, um so mehr, da der eine Herr Direktor die hiesige Bühne verlassen hat, weil dessen Gattin in der Kritik unsanft behandelt worden. Er zeigt sich da nur wie ein verzogenes Kind, welches weint und aus der Schule läuft, weil es für schlecht memorirte und recitirte Lektion bestraft wurde. Es wäre anständiger und männlicher gewesen, wenn er noch eine Zeitlang ausgehalten und sich dann erst entfernt hätte; wenigstens würde er sich alsdann, den ihn jetzt wohl mit Recht treffenden Verdacht, „als sey er ein gutmüthiger Pantoffelbruder" erspart haben.

Was soll aber jetzt das gebildete Publikum von ihm denken wenn er den Tag seiner Abreise als ein Fischweib schimpft und mit Postpferden davon eilt? Gewiß ruft es mit dem Verfasser aus:

„Die beleidigte Eitelkeit verträgt den Spiegel
„der Wahrheit nicht!"

№ 72.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 4. December. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Der Kayser gieng inzwischen in seinen heimlichen Rüstungen immer weiter und machte sich auf den großen Schlag gefaßt, den er nun bald zu thun Willens war. Er suchte hie und da Mitglieder des schmalkaldischen Bundes auf seine Seite zu bringen, um diese Verbrüderung zu schwächen; oft gelang ihm sein Zweck; nicht selten wurde er verfehlt. Die Protestanten, denen von allem, was der Kayser vornahm, nichts entgieng, kamen, um vieler Punkte willen, in Frankfurt zusammen, wo sie sich besonders über die dauerhafte Fortsetzung des Bundes besprachen. Nebenbei wurden auch andere Gegenstände berührt, z. B. daß sie die Braunschweigischen Lande, deren Herzog sie in einer Schlacht gefangen genommen und auf eine Festung gesetzt hatten, nicht eher heraus geben wollten, als bis die von ihnen vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt worden wären; ferner, daß sie mit Leib, Blut und Leben den Churfürsten von Cölln, Hermann, einen alten würdigen Greis, der in seinen Landen die Reformation einzuführen gesucht hatte, vertheidigten, und endlich, daß sie durchaus dem Concilium zu Trident entgegen handeln wollten, wozu ihnen Melanchthon eine eigene Schrift aufsetzen mußte. Diese Schrift, worinnen alle ihre Gründe der Reihe nach nahmhaft gemacht worden waren, hofften sie dem nächsten Reichstage zu überreichen.

Von hier aus giengen die Protestanten gleich nach Regensburg, um dem Religionsgespräch beizuwohnen. Jede Parthei sandte Gottesgelehrte, welche sich mit einander über die Hauptwahrheiten der Religion unterhalten sollten. Sie unterhielten sich auch wirklich, aber so, daß man gleich Anfangs deutlich abnehmen konnte, der Nutzen, welcher daraus erwachsen würde, werde sehr klein seyn. Die Papisten schlugen sich blos mit Spitzfindigkeiten herum, blieben nie bei der Wahrheit der Bibel stehen, wurden grob und ungeschliffen, wenn sie mit Sanftmuth nicht mehr durchdringen konnten — kurz! zeigten fast bei jedem Worte, daß es ihnen nicht darum zu thun sey, die Wahrheit und Falschheit einer Lehre zu begründen, sondern nur darum, um die Gegenparthei zu ärgern und zu mißhandeln. Der Churfürst von Sachsen ließ auch, als er sich davon genauer überzeugte, das Colloquium schnell abbrechen und rief seine Gesandten weg, legte aber vorher eine Protestation ein, daß die Schuld nicht an seinen Glaubensbrüdern, sondern an den Papisten läge.

Während dieses Religionsgesprächs litt die evangelische Kirche einen großen, unersetzlichen Verlust. Der Mann, der (seit 1517) an der Verbesserung der Kirche mit unermüdetem Eifer gearbeitet, fast Tag und Nacht geschrieben und gepredigt hatte, unser würdiger Dr. Martin Luther starb, indem er nach Eisleben gereist war, um dort einen Streit zwischen den Gra-

fen von Mansfeld zu schlichten, am 18. Febr. 1543 im 63sten Jahre seines thatenvollen Lebens. Die Kirche verlor ihren wackersten Vertheidiger; aber wahrlich sie würde sehr undankbar gegen die Verdienste des großen Mannes gehandelt haben, wenn sie hätte verzagen wollen. Nein! sie blieb standhaft wie ein Fels und erinnerte sich, obschon sich das drohende Ungewitter des Krieges immer näher zog, der Worte des großen Mannes, die er einstmahls an den Churfürsten schrieb: „Gott, der das Werk der Reformation angefangen hat, wird's wohl wissen zu vollführen, ohne unsere Klugheit, wie bisher geschehen!“

Als nach Luthers Tode im Monat Junius der Kayser nach Regensburg auf den Reichstag kam, gab er sein Mißfallen über den schnellen Abbruch des Religionsgesprächs deutlich zu erkennen, besonders aber gerieth er darüber in Zorn, daß fast von allen protestantischen Fürsten blos die Gesandten erschienen wären. Er lud sie sogleich alle persönlich in einem Ausschreiben ein; dennoch blieben der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und viele andere aus, weil sie vorher wußten, daß auf diesem Reichstage an keinem weitern Vergleich zu denken und der Krieg um des Glaubens willen unvermeidlich sey. Die Gesandten hingegen empfingen den Befehl, in ihrem Namen alles das auf dem Reichstage zu wiederholen, was das Concilium zu Trident das Kammergericht und die Erhaltung des Friedens beträfe. Gleichwohl wollte der Kayser davon nichts mehr hören, sondern schritt sogleich zum Abschied, worinnen alle Glaubenshändel ans Concilium und die politischen Angelegenheiten an den nächsten Reichstag verwiesen wurden. Daß bei dem Kayser der Krieg gegen den schmalkaldischen Bund schon während des ganzen Reichstags — ja! noch weit früher beschlossen war, zeigten zur Genüge die Gesandten, welche er nach Rom an den Papst schickte und welche mit dem Stuhle Petri das Bündniß gegen die Evangelischen abschließen sollten. Welch ein Vergnügen für den frommen Mann, der die dreifache Krone trug! Er ließ sogleich eine Bulle erscheinen, die diesen Krieg bekannt machte, dessen Zweck, wie er versicherte, allein auf die Ausrottung der Ketzer gieng.

Auf dem Reichstage hatte der Kayser mit dem Herzog Moritz stets geheime Unterredungen, und — dieser sonst so wackere Mann ließ sich unter Vorspiegelung eines künftigen Besitzes von leiblichen Gütern zu einer Allianz gegen den schmalkaldischen Bund bewegen!! Moritz überredete sich dabei, (ob mit gutem Gewissen? das wird der Ausgang dieses Krieges zeigen) daß er sein Schwerdt nicht gegen die Religion, sondern nur gegen die Widerspenstigkeit ihrer fürstlichen Anhänger ziehe.

Der Kayser ließ häufig werben und hielt seine Zurüstungen gar nicht mehr geheim. Auch der schmalkaldische Bund setzte sich in Vertheidigungsstand. Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, als Häupter des Vereins, gaben ein Manifest (Erklärung — Kundmachung am 15. Julius 1546) heraus, in dem sie ihren Schritt gegen den Kayser mit der vorhandenen Noth entschuldigten und sich lediglich auf den Glauben beriefen, zu dessen Schutz sie die Waffen zu ergreifen gezwungen wären. Dieses Manifest war um so nöthiger, je häufiger die boshaften Beschuldigungen wurden, mit denen man den Bund zu verläumden trachtete.

Kaum war das Manifest erschienen, als der Kayser, statt der gewöhnlichen Kriegserklärung in unsern Zeiten, den Churfürsten von Sachsen und den Landgraf von Hessen mit der Reichsacht belegte, sie Rebellen, Pflicht- und Eidbrüchige, Verletzer der kayserlichen Majestät und Störer des Landfriedens nannte. Der Krieg war nun unvermeidlich, ohngeachtet noch bis auf den letzten Augenblick alles angewendet worden war, den kayserlichen Zorn zu beschwichtigen. Die ersten Truppen, welche die verbündete Armee ausschickte, marschierten unter den Befehlen eines sehr tapfern Offiziers, General Schertels, nach Tyrol, um den Hülfstruppen, welche aus Italien dem Kayser vom päpstlichen Hofe bestimmt waren, den Einmarsch nach Deutschland zu verwehren. Während dem bemächtigten sich diese Truppen mehrerer Festungen und besetzten sie mit hinlänglicher Mannschaft. Der Rest der Armee aber, der sich an der Donau unter den Befehlen beider fürstlichen Häupter vereinigte, erwartete nun vom Kayser den Angriff, der sich mit einem kleinen Corps in Bayern nicht weit von Landshut festgesetzt hatte, um hier das päpstliche Militair zu erwarten.

Die Lage der Dinge wirkte für den Bund überall so günstig, daß er mit geringer Aufopferung dem Kayser den schlimmsten Strich hätte spielen und den Krieg mit einem sehr vortheilhaften Frieden enden können. Allein das ewige Zaudern, das stete Rathen und die abwechselnden Meinungen der Befehlshaber und, was vorzüglich bemerkt zu werden verdient, der große Fehler gegen die Staatsklugheit, daß Schertel mit seinen Truppen Tyrol verlassen mußte — alles das war Schuld, daß der Kayser im

Trüben fischte und am Ende Meister auf dem Schauplatze würde.

Die italienischen Truppen hatten sich, da ihnen Schertel durch seinen Abzug aus Tyrol Luft gemacht hatte, mit der kayserlichen Armee vereinigt, und, da sich mehrerer, bald zu berührender Umstände wegen die Bundesherren mit ihren Truppen theilen und deshalb nur ein schwaches Corps im Reiche zurück lassen konnten, so bemächtigte sich Karl mit seinem Heere des ganzen Reichs, fiel ins Würtembergische ein und gieng auf alle Reichsstädte los, welche mit in dem schmalkaldischen Bunde waren. Diese überfiel nun ein großer Schrecken, sie fürchteten die Rache des Kayserś und baten um Gnade. Karl verzieh, aber unter harten Bedingungen, wovon die Entsagung des Bundes eine der hauptsächlichsten war. So verlor denn nun die schmalkaldische Verbrüderung den Herzog Ullrich von Würtemberg, den Churfürst von der Pfalz, die Reichsstädte Ulm, Augsburg, Strasburg, Frankfurt u. a.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zum Sittengemälde Bremens in der letzteren Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Henrich Salomons, der im Jahre 1562 zu Bremen in die Stelle des wegen der damaligen Unruhen aus der Stadt entwichenen Senats, mit mehreren andern, zum Rathmann erwählt wurde, zugleich Bauherr bei der Stephanikirche war, diese Stelle aber niederlegte, wie die Gemeinde ihm zu vielen Verdruß verursachte, der oft bei wichtigen Gesandschaften gebraucht wurde, und dem Staate, als ein kluger und dabei redlicher Geschäftsmann, manche nützliche Dienste leistete, bis er im Jahre 1597 starb, hat während den Jahren 1568 bis 1594 das, was ihm merkwürdig zu seyn schien, in seinem Schreibkalender aufgezeichnet.

Diese Annotationes calendariae, wie er sie nannte, liefern zwar kein zusammenhängende Ganze zu einer vollständigen Geschichte; sondern sind nur Bruchstücke. Allein sie haben den seltenen Werth einer höchstmöglichen historischen Glaubwürdigkeit und das unverfälschte Gepräge der Denkart, nicht nur des Mannes, der sie schrieb, sondern zugleich des Zeitalters und des Staats, worin er lebte und wirkte.

Nicht in der Absicht, mit diesem Werke öffentlich zu glänzen; sondern blos zu seiner eigenen Erinnerung, schrieb er das, was er in dem Laufe seiner Geschäfte um sich her sah und hörte und was ihm merkwürdig zu seyn dünkte, ohne Schmuck, kunstlos, kurz und kräftig, doch in sehr bestimmten deutlichen Ausdrücken, sogleich an dem nämlichen Tage, da es sich ereignete, nieder und characterisirte nebenher manche seiner Zeitgenossen treffend und oft höchst naiv. Man darf mit Zuverlässigkeit annehmen, daß dieser biedere redliche Mann durch solche Annotationen weder andern, noch viel weniger sich selbst habe täuschen wollen; deswegen sind seine schlichten und ungeputzten Aufzeichnungen für den Geschichtsforscher, der nur Wahrheit sucht, gediegenes Gold, woran die Kunst noch nichts verdorben hat.

Ich habe daraus einen Auszug von denjenigen Nachrichten gemacht, die uns ein Gemälde von den Sitten der damaligen Zeit in Bremen darstellen und glaube hoffen zu dürfen, daß ein solches nicht blos für uns Bremer, sondern auch für jeden Fremden, dem die Menschenkunde nicht gleichgültig ist, anziehend genug seyn wird, um, wenn auch nur im Vorübergehen, einige Augenblicke bei dessen Anschauen zu verweilen. Ich wage es daher ein solches Gemälde, oder eigentlich nur die Skitze zu solch einem Gemälde vor den Augen eines größeren Publi
ms aufzustellen.

Der Kalender, aus dem ich die folgenden Nachrichten unverfälscht gezogen habe, ist zuverlässig eine getreue — fast buchstäbliche, im Anfange des 17ten Jahrhunderts verfertigte hochdeutsche Uebersetzung des in der Bremisch-Niedersächsischen Sprache ursprünglich verfaßten Originals, welches ich nicht habe auffinden können.

Das erste, was Salomons in seinem Kalender bemerkt hat, war eine Begebenheit, die ihm sehr nahe anging und die er laconisch so erzählt: 1568 am 7ten Januar ist meine Tochter Köneke an der Pest gestorben.

Am 8ten Januar wurde Berend Weselau, ven, Lüders Sohn, als Bräutigam, an seinem Schafferabend, wie die Gäste gebeten waren, von seinem Schwager Henrich Arpes todt gestochen.

Am 10ten Januar bemerkt Salomons, daß er, 40 Jahr alt, der Stadt Kämmerer geworden sey.

Am 1sten März ist der kleine Thomas vom Hofe gestorben. Er hat sich selbst durch vieles Saufen um den Hals gebracht.

Am 16ten April ist die Wittheit, d. i. die volle Rathsversammlung, zusammen gewesen, und hat denen Predigern geboten, friedlich und nicht zänkisch zu seyn, auch ward dem Johann Becker und dem Rector Molanus befohlen, ihren Streit schriftlich in Artikeln und Positionen dem Rath zu übergeben und also privatim in scriptis pro et contra zu disputiren; auch ward ihnen daneben beiderseits silentium zu halten, imponirt; welches den andern Predigern gleichfalls intimirt wurde.

Am 20sten April habe ich (Salomons) als Kämmerer die vier Burgermeister und den Syndicus, auch die beiden Medicinmeister Dr. Ewichius und Magister Konerdink, samt Jürgen Meyer und Johann Holsten auf dem Rathhause in der neuen Stube zu Gaste gehabt.

Am 15ten Mai schlug Dierk Schnedermann, Karstens Sohn, dem Gerd Bockhorst mitten auf dem Markte Nase und Mund entzwei, ungesehen, daß solcher ein Eltermann ist.

Am 7ten September hat Graf Anton von Oldenburg im Borhover Markt acht Seeräuber gefangen genommen, welche auf dem hohen Wege einem, welcher von Gröningen nach Bremen flüchtete, 5000 Rthlr. an Gold und Silber abgenommen hatten, Sie sind Budjadinger, meistens reiche Leute; doch vom Teufel dazu verführt.

Am 14ten October starb Herr Evert von Varendorp, Canonicus im Duhm und Scholaster, Probst zu Bevern, Canonicus zu Minden, Wildeshausen und Paderborn. Ein sehr frommer Mann. Starb an den Franzosen eines sehr jämmerlichen Todes.

1569 am 7ten Januar ist Herr Burgermeister Havemann mit Herrn Syndicus Wedekind auf des Grafen von der Hoya Hochzeit nach der Nienburg gereiset.

(Es war damals Sitte, daß zu den Hochzeiten benachbarter Fürsten und Grafen die Stadt eingeladen wurde, und diese dann Abgeordnete dahin sandte, welche die Gabe, tapfer zu zechen, haben mußten.)

Am 27sten Januar gab der ehrbare Rath dem Otto Voeboen, einem unverheiratheten Bürger die Sentenz, daß er 3 Jahre lang die Stadt räumen und nach Verlauf derselben Jahre erwarten solle, was er alsdann zu thun und zu lassen habe. Er hatte den Herrn Philipsen, Prediger zu St. Ansgar, berüchtigt, daß er mit einer lüderlichen Bettel unordentlich gelebt habe, da doch dieser Geistliche eines solchen Lasters zuvor unberüchtigt gewesen war.

Am 1sten Mai ist Gevert von der Hude gefänglich eingezogen, weil er seinen Schwager Boyken hat mit einem Feuerrohr durchschießen wollen. Er wurde 5 Jahre lang aus Bremen und den 4 Sehen gebannt.

Am 16ten Mai hat Karsten Steding mit der Tochter des Bürgermeisters Baßmer Hochzeit gemacht. Auf dieser Hochzeit stach der Sohn des Bürgermeisters Brand den Marktvogt Hans so, daß dieser in Lebensgefahr gerieth.

Am 6ten Juni ist Klaus Wittesands Magd eines grausamen Todes gestorben. Sie war einiger Diebstäle berüchtigt, woran sie unschuldig zu seyn, sich verflucht und vermaledeit hatte. Von Stund an ist eine gräuliche Verzerrung erfolgt; also, daß sie bei lebendigem Leibe an allen ihren Gliedern brannte und ihre Arme und Beine kohlschwarz wurden, auch ist ihr, nachdem die Seele ausging, ein böser Frosch aus dem Munde gekrochen.

Am 7ten August wurde dem Burgermeister von Büren ein feines Kind in den Ring vor der Hausthüre gehangen; wozu die beiden Kämmerer Borchert Hemeling und Arend Lavaes, auch ich, samt Beke von Büren und Köneke von Büren, des Burgermeisters Töchter, Gevatter standen; es ward dem Kinde der Name Köneke gegeben.

Am 18ten August fiel des Abends zu Bremen ein Hagel von der Größe einer Wallnuß, worin Angesichter und Augen formirt waren; auch war solch ein Leuchten, daß es ganz übernatürlich gewesen.

Am 28sten August starb Dierk Hunt, ein Bergerfahrer. Nimium indulgebat poculis.

Am 9ten September sind zwei Zauberinnen zu Delmenhorst verbrannt, welche ganz arme Leute waren.

Am 14ten November hat Gerd Rickbers sich vor dem ehrbaren Rath ganz ungebührlich angestellt, hat für gewaltsame Richter gescholten: deswegen ist Befehl gegeben, ihn gefangen zu setzen. Als aber die Diener herzugetreten sind, ist er vor den Burgermeistern niedergefallen und hat jämmerlich über Gewalt geschrien. Doch auf Befehl der Herren wurde er hinab, bis in die neue Kammer geschleppt, wo er zu den Bürgern gerufen, sie sollten ihn retten und die Gewaltthäter strafen. Am Abend ist er, an Händen und Füßen gebunden, nach dem Osterthore gebracht und in den Zwinger gesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausgrabung in Ostfriesland.

Im Monat Julius dieses Jahrs (1817), wurde bei Friedeburg, in der Gemeinde Etzel, beim Torfgraben, mitten im Moor, in der Tiefe des Torfbodens, ein menschliches Gerippe gefunden. Seine Bekleidung und Lage deuten auf ein unerhörtes Alterthum. Es lag in einer mit Moosboden angefüllten Niederung, quer über den Körper mit starken eichenen Pfählen niedergehalten. Das Gewand bestand aus einem groben härnen, gewalkten und nicht gewobenen Tuche, ohne Näthe und Knöpfe, blos mit weiten Armlöchern und mit einem Halsloche, die Beinkleider von gleichem Zeuge, und blos mit einem Zuge und Riemen zum Zuziehen um den Leib, ohne alle Knöpfe — die Schuhe aus einem Stück Leder, ohne Näth noch Sohlen, aber alles aus ungegerbtem, rohem Leder, woran noch röthliche Kuhhaare zu sehen waren. Die Schuhe hatten über dem Fuß herauf, von den Zehen an, Löcher mit einem Riemen zum Zuziehen, jedem Loch gegenüber war, in der Aussenseite des Fußes, ein ausgeschnittener kleiner Stern mit einer Rändung umgeben, und diese

Sterne standen in Verbindung mit sehr sauber und mit Geschmack ausgeschnittenem Laubwerk; Alles wohl erhalten, indem im Moore, wegen der harzigen Theile, nichts leicht verweset, und in Ostfriesland große Baumstämme, Haselnüsse ꝛc. in den Moorgründen, hier Hochmöhrte genannt, welche in der Mitte des Landes 25 bis 30 Fuß höher, als die tägliche Fluth steiget, liegen, oftmahls gefunden werden. Diese Bäume mußten schon vor Entstehung dieser Moräste, vor mehrern tausend Jahren, daselbst umgestürzet und so nach und nach mit Torf gänzlich 10 bis 12 Fuß hoch überwachsen, denn daß alle Torf-Moore wie in Ostfriesland, Holland u. s. w., aus lauter Moos- und Pflanzen-Theilen bestehen und wachsen, ist ausgemacht und sichtbar.

Die Gebeine des alten Friesen, welche hier im Julius gefunden wurden, ruheten daselbst wohl mehr als 2000 Jahre! Nach den mit Zierrathen versehenen Schuhen zu urtheilen, war es ein vornehmer Mann, vielleicht hielt ihn sein Volk für einen Zauberer, welchen die alten Friesen, um sicher zu seyn, daß er ihnen nicht nach seinem Tode erscheine, in diesem Moore, nach seinem Absterben, versenket, und mit schweren Pfählen überdeckten. Da das Gerippe auf dem Mutter-Sand gefunden wurde, so beweiset dieses, daß der Körper schon vor Entstehung des Hochmoors dahin gelegt wurde, auch das Gewand ohne Näthe und Knöpfe, und die Schuhe ohne Sohlen und ohne irgend eine Nath, beweisen ein hohes Alterthum. Man hat in den Moorgründen dieses Landes schon vordem Schuhe gefunden, welche von sehr hohem Alter und nach ihrer erstaunenden Größe einem sehr großen Menschen Geschlecht angehören; allein diese hatten doch schon grobe und starke Sohlen mit einem starken Rand, die mit einem Riemen an das Oberleder befestiget waren; die im Julius d. J. gefundenen Schuhe waren aber ohne alle Sohlen. Man hat ferner in den hiesigen Moorgründen auch Bernsteinkorallen gefunden, welche von einer besondern Form, und auf einer Schnur von weissen und schwarzen Pferdehaaren aufgereiht waren, die auch ein hohes Alter zu beweisen scheinen. Indessen erregen die ausgeschnittenen Zierrathen in das sonst rohe Leder, woraus diese Schuhe gemacht sind, wegen der Richtigkeit der Zeichnung und des guten Geschmacks in der Ausführung, wirklich, für ein so rohes Zeitalter, Bewunderung. Dieser sonderbare, und für die Geschichte der Vorzeit merkwürdige, Fund, wird in Aurich aufbewahrt.

Auch eine Meinung über das Theater.

In dem Federkriege, der zum Aergerniß vieler Theaterfreunde die dem Hauptzweck, nämlich sich zu unterhalten und nach des Tageslast sich im Schauspiel zu erholen, nachgehen seit einigen Wochen ausgebrochen — in diesem wahrhaftig Bremen entehrenden Federkriege stehen offenbar zwei feindliche Partheien gegen einander. Der erste Angriff hatte gewiß eine wohlmeinende Tendenz. In dem sich aber als Kritiker, durch den Beifall verleitet, selbst wohlgefiel, scheint er sich in den Irrgewinden des Kritikers verlohren zu haben, der nur das unselige Lauschen auf Fehler sich zum Geschäfte macht. Seine Aufsätze waren übrigens gut geschrieben; wenigstens verlohr sein Gegner in dieser Rücksicht, der seine Fragen und Wünsche in eine sandige Breite, trieb, worin er für seine Parthei wenig eroberte. Da der Sachwalter einer angegriffenen Parthei sich in Opposition setzte: wurde die Parthei der Kritiker wie gewöhnlich rechthaberisch, und durch Hemmung krittlerisch.

Dem reinen Kritiker gebührt der Beifall mancher Rüge, z. B. daß manche Hauptcharakterrollen fehlen. Und diese Rüge scheint auch die Direktion beseitigen zu wollen. Eben so hätten auch einzelne Schauspieler das Beste für sich in Anwendung bringen sollen — und es scheinen auch einige die Bemerkungen des Kritikers benutzt zu haben. Nur hätte, wie schon eine andere Stimme gründlich dies ausgesprochen, keine Persön-

lichkeit herbei ziehen sollen, da der Kritikus dem Akteur nicht als Bürger gegen über steht — sondern ganz richtig, als personificirte Kunst. Wagt aber eine Antikritik, welche hinter einem Schleier versteckt nicht recht sagt, was sie eigentlich will, des Darstellers Fehlers zu beschönigen — so muß er sich gefallen lassen daß er vom Richter beschämt wird, denn in der Kunst macht kein Humanes Mitleid das Schlechte gut. Und wer sich als Künstler durch ein unrichtiges Urtheil über ihn, beleidigt hält, steht weit von seinem Ziele. Der klügere Künstler steht wie Apelles hinter der Wand und horcht der Kenner und Nichtkenner Urtheil. Sollte einer Künstlerin das Kunsttalent abgesprochen werden, so tritt sie bescheiden in den häuslichen Zirkel zurück, und pocht und hadert nicht mit dem Schicksal.

Man schreitet wohl leicht in der Hitze der Reaktion — und so mögen alle Theilnehmer am Zwiespalt sich etwas übereilt haben. Denn Partheien halten sich nicht ans Gleichgewicht, weil jeder Kraft ihr Ziel außer sich und nicht in sich sucht.

Die öffentliche Meinung, welche als moralisches Gleichgewicht sich zwischen beiden Polen hält, kann daher nicht billigen: 1) daß bei dem geringen Abonnement die Forderungen an die Direktion zu hoch macht.

2) Daß man beim Tadel der doch immer mehr oder minder wehe thut und die Künstler unmuthig macht nicht genug Winke giebt, wie es hätte besser seyn können, denn nur dann kann die Kritik fruchten.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Theaterkritiken.

(Fortsetzung.)

Etwas über die Eigenschaften der Theaterkritiken.

Wie eine Theaterkritik beschaffen seyn, wie tief sie in das Ganze einer Darstellung eindringen, welche Theile derselben sie vorzugsweise berücksichtigen müsse, hängt von gar mancherlei Umständen ab; vorzüglich aber wohl von dem Standpuncte derjenigen, für die sie bestimmt ist, und von dem Orte, wo sie mitgetheilt wird. Es ist stets ein Anderes, und erfordert besondere Rücksichten, ob man für Schauspieldichter, Theaterdirectoren, Schauspieler, oder das Publikum, oder für einige oder mehrere dieser Partheien schreibt, — ob man in einem Blatte, wie der Bürgerfreund, oder in einer der Dramatischen Kunst besonders gewidmeten Schrift zu ihnen redet.

Es würde eben so lächerlich, als langweilig seyn, den Lesern des Bürgerfreundes und dem großen Publikum überhaupt, förmliche Analysen der aufgeführten Stücke; detaillirte Auseinandersetzungen des Spiels der einzelnen Schauspieler, nebst Anweisungen, wie sie hätten spielen müssen; und eine, die Ausführung einer Oper, Takt für Takt verfolgende Beschreibung, oder gar der einzelnen Vokal- und Instrumental-Parthien einzelner Mitglieder derselben und ihres Orchesters, vorlegen zu wollen. Dergleichen gehören in Literatur-, dramaturgische- und musikalische Zeitungen, und nicht in eine Zeitschrift, wie der Bürgerfreund. Hier kann es nur darum zu thun seyn, ein allgemeines, ästhetisches Urtheil über das, auf die theatralischen Vorstellungen Bezug habende, Gesehene und Gehörte aufzustellen, worin nur nebenbey darauf Rücksicht genommen und angemerkt werden kann, wie und wo hauptsächlich gefehlt worden, was besser hätte ausfallen können, was gelungen zu nennen ist und Beifall verdient. Es dürfen und sollen nur, aus einer ins Einzelne eingehenden Beurtheilung resultirende Notizen seyn, welche die Aufmerksamkeit der dabei interessirten Theile erwecken, damit deren Urtheil, durch keine Disputirkünste in die Enge getrieben, frei bleibe, und sie sich von der Wahrheit oder Falschheit derselben durch aufmerksamere Beobachtung selbst überzeugen können.

Eben so wenig wie es daher nöthig ist, in den hier gemeinten Kritiken, alle große und kleine Fehler, welche bei der Vorstellung eines Stükkes vorfallen, bei jeder Gelegenheit zu rügen, eben so wenig kann es verlangt werden, bei jedem des Beifalls würdigen Moment des Spiels, oder Gesanges, in die Lob-Posaune zu blasen. Ich habe über diesen letzten Gegenstand gar wunderliche, ja wirklich absurde Prätinsionen von den Freunden und Freundinnen einzelner Schauspieler und Schauspielerinnen, und stets unter Versicherung ihrer größten Unpartheilichkeit, vernehmen müssen. Fast jeder will seinen Freund oder Günstling bei allen grossen und kleinen Anlässen gepriesen wissen; jeder Tadel scheint ihm, wo nicht gar ungerecht, doch wenigstens viel zu hart; und den bekannten Vers:

„I'appelle un chat un chat et
Rollet un fripon"

wollen sie nun vollends durchaus nicht in Anwendung bringen lassen.

Andere dagegen gehen von dem, zwar richtigen, aber nur zu leicht das Kind samt dem

Bade ausschüttenden, Grundsatze aus: „Lieber gar kein Theater, als ein schlechtes; lieber gar keins, als eins wo hauptsächlich nur die Galerie und ihres Gleichen Genuß finden kann, „Sie sprechen: „Wie elend war nicht die Rolle des — dargestellt? War das ein Benehmen eines Real fine gentleman? Welches unpassende Costüme zu einem Character wie — ? Wie störend war nicht die, mit Nachlässigkeit betriebene Veränderung der Decorationen? — Und in der Kritik wird dieser Dinge nicht einmal erwähnt? Den ächten Söhnen Thaliens schadet keine Art von Kritik, sie werden sich zu vertheidigen wissen, wo sie zu weit geht, nur den Histrionen ist sie unbequem.

(Der Schluß folgt.)

Nachricht.

Eingesandter „Allgemeiner Wunsch" eignet sich nicht zur Aufnahme. Der anonyme Einsender wird gebeten, sich entweder persönlich zu melden, oder seinen Namen anzuzeigen um ihn mit den Gründen bekannt machen zu können.

Die Redaktion.

Theaterkritik.

Sonntag den 30. Nov. wurde die deutsche Hausfrau, Schauspiel in drei Abtheilungen von A. von Kotzebue gegeben.

Unsere Aufmerksamkeit war sehr gespannt, da uns auf dem Comödien Zettel Mad. Runge als neu engagirtes Mitglied für unsere Bühne, angekündigt war, zumal da jeder fühlte wie nothwendig uns Ersatz für das Verlohrene ist. Wir möchten noch nicht gern ein entschiedenes Urtheil über Mad. R. fällen, indessen können wir nicht umhin zu bemerken, daß wir die Rolle der Amalie hier ungleich besser haben darstellen sehn. Das Organ der Mad. R- ist höchst Monoton, ihre Rede blieb in jeder Scene gleich abgemessen, ihre Haltung gezwungen, — kurz, sie schien auf den Brettern nicht heimisch und so konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, eine alte Anfängerin vor sich zu haben; da indessen einige Mitglieder des Theaters versichert haben, daß sie die Bühne mit Furcht betreten, so bitten wir sie das nächste Mal diese Furcht abzulegen und die liebe Natur walten zu lassen, da wir dann mit Vergnügen bemerken werden, was wir heute vermißten. Auch müssen wir zu ihrer Entschuldigung anführen, daß sie von ihren Mitspielern, ausser Hrn. Ringelhardt, Hrn. Hanff und Fr. Zschischka — welche eine ehrenvolle Ausnahme machten — schlecht unterstützt wurde. Hr. Ringelhardt gab den Hrn. von Wertheim zur Zufriedenheit der Zuschauer. Gern hätten wir ihn, statt des einfach bürgerlichen Anzugs in etwas eleganterer Kleidung gesehen, denn der in großen Aufwand lebende Edelmann, ein Sohn der Prunk liebenden Hofdame, würde durch diese Eleganz sich seiner Rolle besser angepaßt haben. Fräulein Eberhard als Julie sahen wir zum Erstenmal auftreten. Sie hatte ihre Rolle gelernt und wußte sie ohne Fehler herzusagen, dies war aber auch alles. Wie gern sähe man diese Rolle von einem jungen liebreitzenden Mädchen, voll einfältiger aber inniger Liebe! Es ist traurig wenn der Mangel an einem solchen Subjecte uns zuruft, — Wir bitten so vorlieb zu nehmen. t— Frau Zschischka ist der Direction von unbezahlbarem Werthe, weil sie durch ihr vortreffliches Spiel, so viel Schlechtes vergessen macht, worüber wir bittere Klagen zu führen, gerechte Ursache haben. Man wird nie müde sie in solchen Rollen zu sehn. Selbst die fade Idee des Dichters, welcher die Mutter im dritten Act mit Triumpf sagen läßt, daß ihr Sohn nur standesmäßig gekröpft werden könne, übergeht Frau Zschischka so leise und schnell durch die darauf folgenden Worte, ihr Sohn werde höchstens auf der Festung sein Unrecht abbüssen, daß man deutlich wahrnimmt, das Ungereimte dieser Aeußerung sey ihrem Scharfblick nicht entgangen. In solchen Momenten erkennt und bewundert man die vollendete Künstlerin. Hr. Hanff gab den Hrn. von Biederlee mit gutmüthiger Herzlichkeit. Es ist uns unbegreiflich wie Hr. Müller den General von Zabern so steif und verkehrt darstellen konnte, da er doch ein so schönes Vorbild in dieser Rolle, durch die frühere meisterhafte Darstellung des Hrn. Leo gehabt hat. So sehr wir auch jede Originalität lieben, so hätten wir doch gewünscht, daß Hrn. Müller diesmal eine Kopie genügt haben möchte. Ein General, seinem Original gleich, ist uns — wenigstens ein verliebter General der Art — nie vorgekommen. Wir zweifeln, daß ein Solcher wie Herr Müller ihn darstellte, bei unsern Frauen sein Glück machen würde? Es ist Herrn Müller schon oft gesagt, daß er den Helden im gewöhnlichen Leben weglassen möge, es scheint aber nicht als wenn er sich von seinem Ideal zu trennen im Stande ist. Ueber Hrn. Schwarz als Adjudant Roorau sollen wir eigentlich gar nichts sagen, da wir wohl einsehen, daß alles Waschen, diesen jungen Musensohn nicht reinigt. Sein Schüleranstand, für einen von der Pike auf gedienten Soldaten, kontrakirte grell mit der steifen Wachtmeister-Haltung seines Generals, wenn er aber im zweiten Act die Frau von Wertheim und seine Geliebte ohne alle Verbeugung verlies und zur Thür hinaus rennte, so wurde der Anstand so gröblich dadurch verletzt, daß man es kaum einen im Feldlager aufgewachsenen Corporal, verziehen haben würde.

Schließlich bitten wir die Direction künftig etwas weniger karg mit Licht und Lack zu seyn, denn ersteres war so dünn, daß es kaum auf den von der Ordonnanz dem General zum Versiegeln des Briefes, gebrachten Leuchter hatte befestigt werden können und Letzteres mußte von so schlechter Qualität seyn, daß es dem armen General bei zweimaligen Versuch nicht gelingen wollte, es im Brand zu bringen. Ein Wachslicht würde bei solchen Gelegenheiten anständiger und gewiß auch, durch den öfteren Gebrauch, nicht kostspieliger seyn.

№ 73.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 7. December. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Es wäre wohl kein Wunder gewesen, wenn die Häupter des Bundes allen Muth verlohren hätten, zumal, da jedes von ihnen durch die Einfälle in seine Staaten, welche Herzog August in Hessen und Herzog Moritz in Sachsen veranlaßten, genöthiget wurde, plötzlich das Reich zu verlassen und in sein Eigenthum zurückzukehren, um da zu retten, was noch zu retten war. Diese Einfälle rührten von der Reichsacht her, welche der Kayser über Hessen und Sachsen verhängt hatte und zu deren Vollziehung er die beiden Herzoglichen Brüder Moritz und August von Sachsen beauftragt hatte. Moritz, leider! zu tief in die Verbindlichkeit gegen den Kayser verwickelt, sah sich nothgedrungen, alle Pflichten gegen seinen Vetter, den Churfürsten von Sachsen, und gegen seinen Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen, aus den Augen zu setzen. Er nahm mehrere Städte in Sachsen, als Plauen, Zwickau, Schneeberg, Altenburg, Torgau ꝛc. weg, und ließ die ungarischen Husaren, welche ihm Ferdinand zugeschickt hatte, im Voigtlande nach Belieben schalten. Auf einmal aber trat Johann Friedrich ihm in den Weg, eroberte vieles wieder und besetzte mehrere Städte in Meißen und Thüringen. Besonders hatte er sein Augenmerk auf die Festung Leipzig gerichtet, die für Moritz viel Werth hatte. Er belagerte sie, aber ohne Nutzen, da es vielen seiner Offiziere, deren Familien in Leipzig wohnten, damit kein rechter Ernst war. Moritz befand sich indessen wegen der Belagerung, die Johann Friedrich bald darauf selbst wieder abbrach, in großer Angst und bat den Kayser, der noch immer im Reiche stand, dringend um Hülfsvölker. Diese erschienen endlich auch unter dem Befehle des Markgrafen Albert von Brandenburg-Bayreuth. Bei Rochlitz wurde jedoch der Markgraf von den churfächsischen Truppen sehr übel empfangen, er selbst gerieth in Gefangenschaft und sein Heer zerstreuete sich. Bald darauf wurde er gefangen nach Wittenberg geschickt und mußte seine Länder hergeben.

Bis hieher hatte dem guten Churfürsten das Glück gelächelt. Aber bald verließ es ihn auch auf immer. Der Kayser, der Moritzens Bedrängniß vernahm, marschierte nun mit seiner ganzen Macht nach Sachsen. Der Churfürst zog sich bei dieser Nachricht zurück und hoffte bei Mühlberg über die Elbe nach Wittenberg zu gehen, um sich dort zu verstärken. Auch würde ihm dieser Vorsatz vollkommen gelungen seyn, wenn er in seiner Armee weniger Verräther, er selbst aber mehr Entschlossenheit gehabt hätte. Kaum war er in der Gegend von Mühlberg angelangt, als sich der Kayser bereits bei Meißen mit dem herzoglichen Heere verbunden hatte und ihm nun unaufhaltsam nacheilte. In Mühlberg stießen beide Armeen zusammen. Johann Friedrich suchte dem kayserlichen Heere den Uebergang über die Elbe streitig zu machen.

Aber daran war bei der Schwäche der chursächsischen Armee gar nicht mehr zu denken. Am 24. April 1547 endlich (es war gerade ein Sonntag) kam es in der Lochauer Heide zur Schlacht. Die Kayserlichen siegten und schlugen die Churfürstlichen in die Flucht, dem Kayser kostete dieser entscheidende Sieg nicht mehr als 50 Mann; von den Sachsen blieben 3000 auf dem Schlachtfelde, die übrigen flohen oder wurden gefangen. Johann Friedrich selbst und sein Freund und Bundesgenosse, Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg geriethen in Karls Gefangenschaft, indessen der Churprinz über Hals und über Kopf mit 400 Mann nach Wittenberg eilte und sich in die dasige Festung warf. Als der gefangene Churfürst dem Kayser vorgeführt wurde, zeigte ersterer die größte Fassung. Er näherte sich, nicht in demüthiger, aber doch sehr bescheidener Stellung seinem Ueberwinder und redete ihn mit den Worten an: „Allergnädigster Kayser." Höhnisch rief Karl: „Bin ich nun euer gnädigster Kayser?" Der Churfürst fuhr fort: Ich bin Ew. Maj. Gefangener und bitte um ein fürstl. Gefängniß. „Das soll Euch werden, erwiederte der Kayser." Führt ihn hin, wir werden uns zu halten wissen. Hierauf kehrte er ihm den Rücken und ließ ihn stehen.

Karl belagerte Wittenberg, das sich jedoch tapfer zur Gegenwehr setzte. Als er über diese Widerspenstigkeit in Zorn gerieth und dem Churprinzen bedeuten ließ, daß sein Betragen ihn reizen werde, dem gefangenen Vater den Kopf abschlagen zu lassen, so gab ihm der Prinz die Antwort: daß er sich ein ähnliches Schauspiel mit dem gefangenen Markgrafen vorbehalte. Mit dem Todesurtheil war es dem Kayser in der That Ernst. Er ließ es dem Churfürsten ankündigen, eben als er mit dem Herzoge Ernst, seinem Mitgefangenen, beim Schachspiele saß. Der Churfürst hörte es gelassen und ohne Furcht an und ließ seinen Sieger um nichts weiter bitten, als daß er ihm nur verstatten möchte, mit seiner Familie vorher alles in Richtigkeit zu bringen. Der Kayser blieb bei dieser Größe der Seele, die jeder Furcht des Todes spottete, nicht ungerührt; sie erregte in ihm laute Bewunderung. Inzwischen würde sie seinen Entschluß kaum geändert haben, wenn nicht Joachim II. Churfürst von Brandenburg, den Vermittler gemacht und den Kayser flehentlich ersucht hätte, das Todesurtheil des Gefangenen, in, wenn auch noch so harte, Friedensbedingungen umzuwandeln. Karl gab nach und verzieh. Die Friedenspunkte wurden aufgesetzt, aber sie waren hart und beinahe grausam. Der Kayser verlangte darin, nen, daß Churfürst Johann Friederich von Stund an für sich und alle seine Nachkommen der Churwürde entsagen, solche seinem Vetter, dem Herzog Moritz überlassen, eine jährliche Revenue von 50,000 Mßn. Gülden beziehen und nichts als seinen Erbstaat, Weimar, Jena, nnd einige andere Orte behalten solle; übrigens sich ganz nach den Schlüssen des Conciliums zu Trident und des Reichstags richten müsse.

Der Churfürst räumte die ersten Punkte willig ein, weil sie nur leibliche Besitzungen betrafen, allein die Bedingungen, welche seine Religion und seinen Glauben beeinträchtigten, wies er mit standhaften Muthe von sich und erklärte dann, daß er bei der Lehre und dem Bekenntniß, welches er in Augsburg mit seinem Vater und allen protestantischen Ständen übergeben habe, unausgesetzt bis an seinen Tod beharren und lieber Chur, Land und Leute, ja! selbst sein Leben hergeben, als davon sich trennen wolle. Der Kayser bewunderte seinen Gesangenen auch dießmal und ließ ihn nun des Glaubens wegen in Frieden, aber seine Freiheit gab er ihm nicht zurück, nicht achtend der Thränen, die Friederichs Gemahlin und Kinder zu seinen Füßen vergossen, und der innigen Bitten, welche sie an das Herz des harten Mannes um Freilassung des unglücklichen Gatten und Vaters ungenützt verschwendeten.

Wittenbergs Thore wurden geöfnet, und Karl zog als Sieger ein. Moritz erhielt die Churwürde und ließ sich huldigen, indessen die Familie des gefangenen Fürsten, in Thränen schwimmend und in schwarzem Sammet gekleidet, die Festung verließ, dem trefflichen Vater noch ein banges Lebewohl zurief, und dann nach Weimar abreiste, um dort in Geduld seiner endlichen Rückkehr zu harren.

Karl besah sich die Stadt und betrat endlich auch die Schloßkirche, an deren Thüren Luther einst seine Sätze gegen den Ablaß befestiget hatte, und in deren Innern jetzt sein Leichnam schlummerte. Der Kayser betrachtete das Grab mit einem Gemische von Empfindungen, die sein Herz mächtig beengten; er mochte sich in diesem Augenblicke die kühne Größe des Mannes lebhaft denken, der jetzt, im engen Hause eingehüllt, noch vor kurzen die ganze Welt erschütterte; der jetzt stumm, kalt und todt, noch vor kurzer Zeit laut gegen den Papst sprach und schrieb, mit Wärme seine Mißbräuche angriff und neues Leben und neuen Geist in die fast vergessene Bibel hauchte! Karls Generäle, boshafte und eifrige Papisten, mochten lesen, was in seiner Seele vorgieng und suchten ihn

zur Ausgrabung der Asche Luthers zu bewegen, um sie verbrennen zu lassen. Doch Carl wich dieser Ermunterung durch ein Bekenntniß aus, das jeden, der es liest, einigermaßen mit ihm wiederum aussöhnen wird. Er sagte nämlich: „Lasset ihn liegen, er hat seinen Richter" und: „Ich führe keinen Krieg mit den Todten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zum Sittengemälde Bremens in der letzteren Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Fortsetzung.)

Am 20sten December 1569, wurde Daniel, ein Dieb, gehangen. Er hatte in Allem etwa 10 Bremer-Mark gestohlen

An dem nämlichen Tage wurden die von hier an den Grafen Anton von Oldenburg abgeordneten Gesandten von diesem in die Herberge geführt und wohl traktirt. Sie erhielten einen feisten Ochsen, zwei feiste Widder, ein Ohm Wein, 2 Tonnen Hamburger und eine Tonne roth Bier. Hierauf sind dem Grafen vom ehrbaren Rath durch den Kämmerer und Secretär Scheffenrath zum Geschenk gebracht ein feister Ochse, ein Ohm Wein, 2 Tonnen doppeltes roth Bier, eine Last Hafer, sammt Fische, so viele man deren nur hat bekommen können; auch das beste Pferd aus dem Marstalle.

1570 am 2ten Januar brachte Bartram seine Tochter aus Island und führte sie dem Hermann Poppe zu. Auf dieser Hochzeit stach Gerd Ketwich dem Marten Honvest durch den Arm und ins Haupt.

Am 8ten Januar stach Johann Pilzer den Harm Straetmann auf dem Markte todt. Sie hatten als jederzeit gute Freunde zusammen auf dem Schutting gesessen und waren beide recht feine Bootsleute.

Am 26sten Juli sind nach dem Beschlusse des Raths der Magister Johann Becker und Herr Warner Hostemann, Pastoren zu Unser lieben Frauen- und Martini Kirche, wegen ihres unzeitigen Rufens auf der Kanzel, und wegen ihrer harten Reden gegen den Rath, beurlaubet. Einem jeden ist die Besoldung eines Jahres nebst 20 Rthlr. pro viatico mitgegeben.

Am 2ten August sagte ich, als Kämmerer, auf Befehl des Raths unserem Pastor, Herrn Andreas, daß er bis auf weiteren Bescheid sich des Predigens enthalten solle.

Am 18ten September ist auf dem Schützenwalle ein fremder Glaser von einem Schornsteinfeger todt geschlagen. Desselben Abends ward ein Schuster Dirk Remer von Karstens bis auf den Tod verwundet, und am nämlichen Tage haben vier Bäckermeister einen Bäckergesellen ebenfalls tödtlich verwundet.

1571 am 12ten Januar sollte in die Stelle des von Kappeln ein neuer Rathmann gewählt werden. Die Wahlherren konnten sich aber des Köhres nicht vertragen. Sie blieben des Nachts über ungegessen auf dem Rathhause und hatten nichts mehr, als ein Stübchen Wein und jeder einen Rigaischen Butte. Am andren Morgen war die Wittheit wieder verbadet und um einen Schiedesmann gelosset. Das Loos traf den ältesten Bürgermeister Herrn Daniel von Büren und dieser kohr den Johann Vollmers bei der Wage.

Am 5ten Mai hat der Rath beschlossen, daß alle Huren und unzüchtige Weiber aus der Stadt verwiesen werden sollten, welches durch den Kämmerer Klaus von Buckelt auch exequirt ist.

Am 5ten Juli ist zu Bremen der Herzog Julius von Braunschweig gekommen mit einem Credenz, worin der Herzog unsere Stadt zum Gevatter gebeten, nachdem der allmächtige Gott

Meiner Meinung nach befindet sich in allen, bis zum 27. November erschienenen Kritiken, kaum hin und wieder ein wohlbegründeter, leider, noch tagtäglich an Wahrheit gewinnender Scherz. Allem Uebrigen, was Unkundige für Persönlichkeiten halten, mangelt der Character derselben.

Aber es liegt in der Natur der Sache, daß des Schauspielers Person von seinem Werke, von seiner Darstellung, nicht getrennt werden kann; weil er an sich selbst, an seinem eigenen Körper dieß Werk hervorbringt.*) Er muß es durch, und an sich ausüben. Lob und Tadel trifft ihn daher zwar unmittelbar, aber nicht als Mensch, sondern als darstellende Person. Lob und Tadel muß sich über alles erstrecken, was er uns auf der Bühne zeigt und darstellt; über die Bewegungen seiner Seele sowohl, als über die seines Körpers; über alles was sich in Mienen und Geberden, in Gang und Stand ausdrückt und dadurch ausgedrücktwerden soll. —

Mir ist bekannt, daß man namentlich den Tadel, welcher Frau Gerber in der Darstellung des Käthchens von Heilbron getroffen, als eine schwere Beleidigung ihrer Person verschrien hat. Ich habe schon oben die Ursachen angegeben, welche die Strenge desselben veranlaßten; und jetzt will ich zeigen, daß er auch überhaupt erlaubt gewesen sey. — Es ist in der Kritik gesagt worden: es mangelte ihr an wahrer Empfindung. Wenn man nun, bei den Schauspielern, unter Empfindung nicht bloß die Gabe zu weinen versteht, sondern die Leichtigkeit der Seele die verschiedenen Leidenschaften, deren ein Mensch fähig ist, auf einander folgen zu lassen,**) so frage ich: hat Fr. G. diese Fertigkeit in der genannten Rolle gezeigt? und wenn sie es nicht hat, soll es alsdann nicht erlaubt seyn, diesen Mangel, den sie doch freiwillig öffentlich zur Schau stellte, öffentlich rügen zu dürfen? — Ferner ist gesagt worden, daß ihr Antlitz nur zweier Ausdrücke fähig sey, und man hat die Art und Weise derselben bezeichnet. Jeder aufmerksame Beobachter bestätigt die Wahrheit dieser Aussage. Nichts destoweniger ist sie die Veranlassung zu einer Klatscherei geworden, als habe man ihr ein körperliches Gebrechen auf eine unsanfte Weise vorgeworfen. Es war ja doch bloße Ungeschicklichkeit (mit welcher ein grosses, und größtentheils gebildetes Publikum gewissermaßen mit Gewalt vorlieb nehmen oder dieselbe gar, als eine Virtuosität bewundern sollte) die gerügt wurde! Fr. G. hätte, unter den obwaltenden Umständen, diese Züchtigung schon verdient, wenn ihre Darstellung auch selbst einigermaßen ausgefallen wäre. Man will auf dem Theater Empfindungen und Leidenschaften nicht bloß einigermaßen ausgedrückt sehen, nicht nur auf die unvollkommene Weise, wie sie ein einzelner Mensch, wenn er sich wirklich in denselben Umständen befände, für sich ausdrücken würde, sondern man will sie auf die vollkommenste Art ausgedrückt sehen, so wie sie nicht besser und nicht vollständiger ausgedrückt werden können. Dazu ist aber kein anderes Mittel, als die besondere Arten wie sie sich bei dem und bei jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zusammenzusetzen, die um so viel wahrer scheinen muß, da ein jeder etwas von der seinigen darin entdeckt.*)

Es würde mir ein Leichtes seyn, hier auch noch alle übrigen den Theaterkritiken gemachten Beschuldigungen in ihrer ganzen Grundlosigkeit darzustellen, wenn ihre Widerlegung nicht zum Theil schon in dem vorhergehenden läge, oder ich es für nöthig hielte. — Bis jetzt ist von den Verfassern der erwähnten Kritiken noch kein Jota zu deren Vertheidigung geschrieben, und man irrt sehr, wenn man die voreilige Voraussetzung macht, als haben dieselben Theil an dem jetzt herrschenden sogenannten Federkriege. Uebrigens glaube ich zwar, daß ein elender Scribent unserer Stadt Bremen durchaus keine Ehre einbringen kann, ich glaube aber auch, daß derjenige eine sehr schlechte, oder gar keine Idee von der Ehre der Stadt haben muß, der diese jämmerlichen Schreibereien und Ruminationen für wichtig genug hält, dieselbe in Gefahr bringen zu können.

*) Ideen z. n. Mimik v. Engel. Thl. 1 S. 44.

**) Le Comédien. Par Rémond de Sainte Albine. Livr. I . . . 2.

Auch eine Meinung über das Theater.

(Schluß.)

3) Daß man das Gute verkennet oder im Eifer gar tadelt, was andere gar vortrefflich gefunden haben, z. B. Gerbers Spiel in den Mitschuldigen, wo er gerade den Vagabonden sehr treu und doch in keiner ekelhaften Verworfenheit darstellte. Eben so den Wirth, welchen Göthe in seinem Gemälde niedrig genug gestellt hat; indem er die Tochter mit ganz gemeinen Tagelöhners Schimpfwörter bestraft, sein Wirthshaus selbst als gemein beschreibt, niedrig als Er-

*) Theatralische Bibliothek von G. E. Lessing Bd. 1.

brecher eines Verschlußes seiner Gäste und noch roher handelt, indem er einen Stuhl prügelt. Hr. Ringelhardt rettete vielmehr seine Abscheulichkeit dadurch, daß er ihn lächerlich machte. Und so gewannen die Zuschauer welche für ihr Geld auch lachen wollen. Scheint seine Handlungsweise etwas eilig und übertrieben: so muß man bedenken, daß sich deklamatorische leidenschaftliche Bewegungen nicht mit dem Zollstocke abmessen lassen.

4) Daß man das jetzige Theater als ganz herabgekommen schildert. Bei einer wandelnden Gesellschaft, die keinen festen oder doch unsichern Standort und keine Guarantie auf mehrere Jahre hat, steigt die Kunst und die Darstellung derselben bald und bald sinkt sie. Vorigen Winter war das Opernpersonal vortrefflich, man hätte vielerlei neue Opern geben können, aber sie fehlten der Direktion, und Hr. G. verdiente deswegen gerechten Tadel daß er nicht für Opern gesorgt hatte und seinen guten Sängern hohe Sagen umsonst gab. Man kann jetzt wohl wünschen, daß der Gesang mehr Gesang und der Vorschrift der Kompenisten gemäß seyn möge; und daß die ersten Sänger beherzigen mögen, daß nicht die Arabesken die Schönheit des Bau's ersetzen können, wenn Eurithmie, schöne Einfachheit und Symetrie fehlen. Ueberladene Tonschnirkel ersetzen kein Portamento, keine schönen, reinen Töne, Verständlichkeit der Worte und Accente einer natürlichen Deklamation. Im Gegentheil Mad. R. im Sextus, als handelnder Jüngling, dem aber ihre hohen Zwitscherläufe nicht entsprachen, zumal wenn die voran zu rechter Zeit vorgeschriebene Koleraturen die des Sängers Kunst zeigen sollen, falsch und schlecht heraus kommen und verhudelt werden. Wozu die Belege im Titus neulich gegeben sind, worin die Ungleichheit der Stimmen gar zu arg auffiel, da man fast keinen Diskant in den Chören hörte.

Unser bürgerliches Schauspiel, besonders so lang Gerber mitspielte, kann mit vielen anderen Bühnen eine günstige Vergleichung eingehn, davon haben die vorzüglichsten Glieder in der Dienstpflicht einen vollständigen Beweis abgelegt, wie die letzte Theaterkritik schon hinlänglich bezeichnet hat. Schreiber dieses darf nur noch die wenige sich erlauben. Nicht leicht wird ein Schauspieler, den Hrn. Ringelhardt als Kriegsrath übertreffen. Wer ist nicht bei seinen wahren Mienen, bei seinen Herz durchschneidenden Tönen bis zu Thränen erschüttert worden? Wer hat nicht das höchste Mitleid mit Gerbers Darstellung des unglücklichen, verirrten, reuigen Sohns gefühlt? wen hat nicht sein meisterliches Mienenspiel ergriffen? wer bedauert nicht, daß dieser vielseitige Schauspieler uns verläßt? wen freute es nicht, daß das Publikum seinen Werth im Herausrufen anerkannte, und so seiner Wunde ein kleines Verband auflegte? Das Spiel des Veteran Hanff war als Jude unübertrefflich, das war kein Bühnenjude, dem man es ansieht, daß der Vorsatz den Juden über den Juden hinaus setzt; das war ein jüdischer aber rechtlicher Mann mit hebräischen Eigenheiten die aber weder ins Gemeine noch ins Kleinliche fallen. Er repräsentirte den wahren, aber edlen Juden. Wer möchte Hr. Schmidt nicht in der schweren Rolle des Fallbring einen Meister nennen? Man haßt den listigen Bösewicht, aber man bewundert die Feinheit und Gewandtheit des Schauspielers, der nur als Künstler erscheint. Wie süß spielte das Kind Marschall das Kind! — Eben so vortrefflich hat Hr. Körner seine niedrigere Rolle gespielt, wie gemein, platt und grob ist hier alles — und doch wahr! Wie würdig und mit edlem Anstande, mit der Miene und Ton des guten und braven Mannes spielte nicht Hr. Müller. Eben so gehalten und zart gab Mad. Müller ihre mütterliche und bräutliche Rolle. Auch Herr Strobe trat mit edlem, wahrhaft fürstlichen Anstand in den Saal. Der Ton war gut; nur die zu große Beweglichkeit seiner Glieder ließ zu sehr den sonstigen guten Bürger durchschimmern. Diese Wärme und Herzlichkeit mag indeß den Fürsten auf der Bühne entschuldigen.

Da in den gründlichen und gewiß unpartheiischen Aufsatz: Auch ein Wort über Theater und Kritik ꝛc. wohlmeinend gefodert wird, daß das Publikum seine Stimme mittheile, so wird es Pflicht, da, wo der Kritiker zu irren scheint, ihn zurecht zu weisen. Dies ist wahrscheinlich der Fall mit Gerbers Abschiedsworten. Die harten Ausdrücke gehn wohl nicht auf den Kritiker; sie zielen offenbar auf eine Magination gegen G.; welche hinter die Kulisse, und nicht ins Gebiet der bürgerlichen Moral gehöret, und wovon er wohl glauben mochte, daß sie bekannter sey, als sie es zu seyn verdient.

Privatmeinung über den Schneider als Liebhaber.

Verfasser dieses kann nicht umhin, dem Publikum theile der Bühne sowohl, als des Publikums, einige Meinungen zur Prüfung und Beurtheilung vorzulegen, die derselbe mit Mehreren theilte, als er am verflo

senen Sonntage der zum wiederholten Mahl gegebener komischpantomimischen Vorstellung (Der Liebhaber als Schneider, oder die gefoppten Alten) beywohnte.

Die Erfindung des Herrn Hölzke hörte ich loben; man wollte sogar Einheit finden; wiewohl ich nicht weiß wo sie liegen soll, gerundet war das Ganze nicht, — denn das Seiltänzer- oder Englischereuterstückchen mit dem Kinde, (ob gleich an sich diese Gruppe sich recht artig ausnehm) kann ich für keinen passenden Schluß einer — Idylle (hätte ich bald gesagt) erachten. Auch die tanzende Kunst desselben Herrn, wie seine Person, sein Wuchs gefiel selbst denen, die andere Künstler der Art sahen, und ließ wenig zu wünschen übrig.

Aber — — ein Stück mit Schornsteinfegern, die mit Mehl übergossen, mit Liebhabern, die geschwärzt werden ꝛc. ꝛc. auf der Bühne Bremens!! einer Bühne, auf welcher der ernsten und reinkomischen Muse so lange gehuldigt, mit Erfolg gehuldigt ward; einer Bühne, die sonst sich bemühte, zu den besseren, zu den Hauptbühnen Deutschlands gerechnet werden zu können!

Wo geräth sie hin?

Wir müssen sie und ihre Schicksale bedauern, wenn wir bemerken zu müssen glauben, daß sie anfange ihre Darstellungen mehr und mehr für die oberste Loge zu berechnen. Zu dieser Bemerkung findet man sich aber gezwungen, denn die Wahl solcher Gegenstände, wäre sie für das gebildete Publicum berechnet, würde Persiflage auf dessen Geschmack seyn; — auch der gewählte Sonntag, (an dem man immer lieber ein moralisches Stück geben dürfte,) bestärkt in der ersten Vormuthung.

In jeder reinkomischen Darstellung zwar ähneln die Dummepeterrollen denen des Bajazo in Boulevardspielen — aber das Stück von Hans war eine zu treue Copie, und seine Rolle nicht einmahl klug berechnet, indem dieses Geschöpf oft die Blicke von Herrn Hölzke's Meistersprüngen ablenken; oder durch seine Pinseleyen zum mindesten doch das Auge bei Betrachtung derselben narrte. Oder sollte vielleicht diese Zusammenstellung für den höhern und niedern Geschmack zugleich berechnet gewesen seyn? — Ah! —

Nein, lassen wir solche Vorstellungen dem Käsperletheater!

Und — wenn nun auch die Ansicht unseres kleinen Häufchens von dem Ganzen des Stücks, nicht die des gesammten gebildeten Publicums, sondern eine verfehlte seyn sollte und könnte, so frage ich doch jeden Zartfühlenden, ob er zum mindesten nicht die Stellungen und Gebährden des dritten Liebhabers mit der Hofelspänperücke — höchst indecent fand? ob eine Scene die als Spaß aufstellt wie Kinder ihren alten Vater necken, höchst unpsychologisch war?

Ich wunderte mich, daß dieses Stück seine zweite Vorstellung erlebte, wünsche und hoffe aber um des Wohles der Bühne und des Geschmacks Willen, daß dasselbe — auf dem Theater — keine wieder erlebe!

Jemand.

Sieben Lieder von Friedrich Rückert.

I.

Die Zwey und der Dritte.

Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Saß zu Berg,
Hatte stehen neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg.
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionirter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.

Phantasie sich halben Leibs zum Himmel hob,
Einen Stern
Fasste sie, und schwang ihn, daß es Funken stob
Nah und fern;
Ziel der Witz
Wie ein Blitz
Drüber her, und fasst den Schein
In die kleinen Taschen ein.

Phantasie zur Wolke, die vorüber flog,
Streckt die Hand,
Sich die Wolke purpurn um die Schulter zog
Als Gewand;
Witz versteckt
Drunter steckt:
Wie sich nur ein Fältchen ruckt,
Witz hervor mit Lachen guckt.

Phantasie mit Donnersturm thut auf den Mund,
Witz verstummt;
Schweigt die Riesinn, thut sogleich der Zwerg sich kund,
Pfeift und summt.
Der Verstand
Hält nicht Stand,
Geht und spricht: das mag ich nicht;
Denn das sieht wie ein Gedicht.

№ 74.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 11. December. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Als der Kayser vor Wittenberg mit seinem Gefangenen alles in Richtigkeit gebracht hatte, entschloß er sich, nun auch den Landgrafen von Hessen anzugreifen, um das letzte Rad der Bundesmaschine auszuheben. Es gebrach Philipp nicht an Muth, Karln die Stirn zu bieten, aber es fehlte ihm an Macht. Moritz wußte dieß am besten und bat den Kayser, daß er doch seines Schwiegervaters schonen und mit ihm Frieden machen möchte. Der Kayser schlug ihm diese Bitte nicht ab und ließ sogleich einige Punkte zum Vergleich aufsetzen, die freilich etwas hart waren, die aber der Landgraf doch am Ende eingieng. Unter andern wurde in diesen Punkten festgesetzt, daß Philipp, der mit seiner Armee bei Weissenfels stand, nach Halle kommen und dem Kayser fußfällige Abbitte thun sollte. Er gieng auch dies ein, doch mit dem Vorbehalt, daß er mit einiger Gefängniß und mit Einziehung seiner Lande verschont bleiben möchte. Dieses wurde bewilliget. Philipp kam nach Halle und die Feierlichkeit des Fußfalls geschahe im Beiseyn vieler Fürsten und sobald sie vorüber war, las ihm der Kanzler die entworfene Bitte um Gnade und Verzeihung vor.

Aber wie sehr wunderte sich der getäuschte Landgraf, als er noch ganz spät am Abende dieses Tags die Ankündigung seiner wirklichen Gefangenschaft vernahm! Philipp wurde hitzig und berief sich auf die Vergleichungspunkte, die der Kayser selbst unterschrieben hatte und in welchem das „einiger Gefängniß“ mit dürren klaren Worten stände. Aber grade diese Worte waren die List, womit Karl seinen Feind umstrickt hatte. Sie waren so undeutlich geschrieben, daß man statt einiger auch ewiger lesen konnte. Mit einem Worte — Philipp sah sich betrogen, und da er in diesen verhaßten Verhältnissen einstweilen nichts thun konnte, als seine Geduld zu üben, so ergab er sich am Ende ruhig in sein Schicksal, indessen Moritz, der diese Betrügerei bitter tadelte, alle Mittel versuchte, um seines Schwiegervaters Freiheit zu erringen. Philipp selbst that alles, um Moritzens Versuche zu unterstützen; er schaffte das Geld herbei, welches man ihm abgefordert hatte, er ließ alle seine festen Schlösser schleifen, lieferte das Geschütz aus u. s. w., aber alles das nützte ihm nichts und er mußte sich am Ende bequemen, dem Kayser mit seinem gefangenen Mitbruder, dem entsetzten Churfürsten, auf seinen Queerzügen durch die Niederlande, so wie auf den Reichstag nach Augsburg, zu folgen.

Nach dieser fast gänzlichen Auflösung des schmalkaldischen Bundes drückte der Kayser die Protestanten auf eine äußerst harte Weise. Am heftigsten ließ er den Reichsstädten und besonders der Stadt Magdeburg seinen Grimm empfinden, zumal da die letztere sich weigerte, dem Kayser den Tribut zu bezahlen, den er verlangt hatte. Um dieß und jenes, was auf dem letzten

Reichstage unerörtert geblieben war, vollends auszumachtn, wurde 1547 ein neuer Reichstag zu Augsburg anberaumt, auf dem alle Fürsten und Stände erschienen; so auch der Kayser mit dem gefangenen Johann Friedrich. Für die Religion sah es auf diesem Reichstage höchst kläglich aus, denn der Kayser bestand darauf, daß jede Parthei, sie sey evangelisch oder catholisch, sich ganz den Aussprüchen des tridentinischen Conciliums unterwerfen sollte. Die Papisten stimmten dem Verlangen des Kayserś willig bei, nicht so die Evangelischen, für die jetzt Moritz und der Churfürst von der Pfalz das Wort führten. Die übrigen hatten durch den ersten traurigen Act des Religionskriegs allen Muth verlohren und wagten es nicht, so laut mehr zu sprechen, als sie es sonst gewohnt waren. Karl suchte nun den beiden Sprechern andere Gesinnungen einzuflößen und — sie waren, durch neue Vorspiegelungen geblendet, schwach genug, ihrer Meinung zu entsagen und sich den Aussprüchen des Conciliums ebenfalls zu unterwerfen. Da jedoch dieser Ausspruch erst von der Zukunft abhieng, der Kayser gleichwohl wünschte, daß alle Religionssachen schon auf diesem Reichstage, wo möglich, eine andere Wendung gewinnen möchten, so wurde ein neues Interim, oder ein Buch zu Stande gebracht, in dem ein Gemengsel von päpstlichen und evangelischen Glaubenslehren anzutreffen war, nach welchen sich beide Kirchen bis zur Entscheidung des Conciliums richten sollten. Dieses Interim fanden die Protestanten noch weit gefährlicher als das erste, mithin war es ihnen gar nicht zu verargen, daß sie es mit Abscheu zurückwiesen, besonders, da sie schon im voraus überzeugt waren, falls sie es annähmen, es auch um die Reinheit ihres Glaubens gethan seyn würde. Selbst Churfürst Moritz stritt heftig dagegen und machte dem Kayser die gegründetesten Vorstellungen. Aber der Kayser hörte weder auf ihn, noch auf das, was die übrigen Protestanten vorbrachten, sondern drang mit Ernst auf die Annahme des Interims und schloß den Reichstag.

Karl glaubte nichts gewisseres, als daß der gefangene Johann Friedrich das Interim ohne Umstände annehmen werde, sobald er ihm dagegen seine Freiheit zum Tausch anböte, allein er hatte sich sehr geirrt; der edle Mann blieb, nebst seinen jungen Prinzen in Weimar, unverrückt bei seinem Glauben und betheuerte, daß, falls auch seine Gefangenschaft erst mit dem Tode enden dürfte, er der Wahrheit der augsburgischen Confession doch keineswegs untreu werden könne. Den Kayser verdroß diese Beharrlichkeit so sehr, daß er ihm, trotz der Glimpflichkeit, mit welcher er ihn seither behandelt hatte, den Verlust seiner Freiheit sehr hart fühlen und ihm sogar alle Bequemlichkeiten, deren er sich bisher erfreuet hatte, entziehen ließ, ja! er raubte ihm sogar den Genuß der geistlichen Bücher, mit deren Lectüre er sich so oft in den Stunden des Grams und der Trauer erquickt hatte. Mit Philipp von Hessen, den er noch härter behandeln ließ, als den Churfürsten, kam er weit eher zum Zweck. Dieser glaubte wahrscheinlich mit der Annahme des Interims seiner Gefangenschaft ein Ende zu machen; er unterwarf sich also dem Ausspruche dieses saubern Buchs, allein der gehoffte Nutzen davon blieb aus — Karl gab ihm seine Freiheit noch immer nicht.

Das Interim veranlaßte inzwischen überall die höchsten Bewegungen. Viele Fürsten und Städte nahmen es an, weil sie den Zorn des Kaysers fürchteten; viele hingegen weigerten sich standhaft und beharrten bei ihrem vorigen Entschlusse, alles zu gewinnen, oder alles zu verlieren. Unter diesen gehörte die Stadt Magdeburg, welche öffentlich über das Interim spottete und Lieder darauf dichtete, welche die Kinder auf der Gasse absangen*). Daß dies dem Kayser, der sie schon vorher in die Acht erklärt hatte, immer noch mehr aufbringen mußte, war sehr natürlich und am Ende beschloß er sogar ihren Untergang.

Moritz hatte auf dem Reichstage geäussert, daß er zu Hause mit seinen Gottesgelehrten das Interim prüfen und dann erst entscheiden wolle, ob er es annehmen könne, oder nicht? Er hielt Wort und seine Theologen kamen alle darüber ein, daß sie sich durch dieses Interim in dem Besitze eines Buchs sähen, welches schnurstracks der Augsburgischen Confession entgegen und daher eine mit Luthers Grundsätzen keineswegs übereinstimmende Kirchenordnung sey, die, wenn sie auch hie und da, als in dem Punkte der Priesterehe und des Abendmahls unter beiderlei Gestalt den Protestanten einige Freiheiten gestatte, dennoch auf keine Weise in den evangelischen Kirchen eingeführt werden könne, da sie aufs neue eine Menge Mißbräuche und Irrthümer in Umlauf zu bringen suche. Aus diesem bündigen Urtheile erwuchs Moritzens unerschütterlicher Entschluß, das Interim in seinen Kirchen nie einzuführen; da ihn aber der Kay-

*) Das Lied hieß:
„Glückselig ist der Mann,
„Der Gott vertrauen kann,
„Und hütet sich vorm Interim
„Denn's hat'n Schalk hinter ihm."

ser einmal über das andere dazu ermahnen ließ, so suchte er seiner Verlegenheit durch ein Auskunftsmittel zu entfliehen. Er ließ nämlich ein Buch schreiben, in welchem das Augsburgische Interim in manchen Stücken geändert und das zum Unterschied von jenem das Leipziger Interim genannt wurde. Mehrere Prediger aber widersetzten sich auch dieser Kirchenordnung und ließen lieber ihr Amt und Brod im Stiche, als daß sie es hätten annehmen sollen. Sie theilten lieber das Schicksal derjenigen, die schon des Augsburgischen Interims wegen ins Elend verwiesen waren, und murrten nicht über ihr Elend, das sie um der Religion willen gern und mit freudigem Muthe duldeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zum Sittengemälde Bremens in der letzteren Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

(Vom Senator Dr. Deneken.)
(Fortsetzung.)

1581 Februar. Der Landdrost Jost Bär ist wiederum von Gott dem Allmächtigen angetastet und liegt nun still zu Bette: Est poena divina!

Der Kanzler Dr. Gideon Eggeling ist krank geworden mit einem großen Durchflusse des Leibes, gleichwie solches dem Duhmdechant Dr. Hismeken wiederfuhr. — Alle Feinde der rechten Religion und christlichen Wahrheit. Gott bekehre ihn, wie den Duhmdechant!

Am 31sten Juni ward Dierk Vasken, als ein muthwilliger Bube und Verderber der Kopf abgehauen, dieweilen er dreimal von mir bei meiner Kämmerei eingezogen war und mich auch in meinen Hause hatte ermorden wollen. Aber Gott behütete mich ganz wunderbarlich; denn er kam mit drei Mordgewehren.

Am 1sten Juli erhielt der ehrbare Rath von den beiden Churfürsten in Sachsen und Brandenburg ein sehr scharfes und hartes Schreiben, darin wir für aufrührerische Wiedertäufer, Kalvinisten und Reichsrebellen gescholten sind, sammt unsren Predigern, die aus andern Ländern und Städten verjagt wären. Aber dieses ist sehr höflich und wohl beantwortet, indem es, Gott sey Dank! eitle Lügen und von unsers gnädigen Herrn (des Erzbischofes) Anbringen dahin gerathen war, der allenthalben uns als so aufrührerisch und gottlos schilt.

Am 10ten Juli ritt unser gnädigster Herr selbst Sechse durch die Stadt: Gar unfreundlich!

Am 15ten Juli starb Johann Rode, ein Fischer von 75 Jahren, mit dem ich in meinen besten Jahren viel Scherzes und Schimpfes getrieben. Der Herr bewahre seine Seele!

Am 22sten Juli starb Melchior von der Lith, Canonicus zu Bremen und Verden. Ein langer, feiner, frischer, junger, herrlicher Mann, in dem noch wohl ein großer Mann gesessen und aus geworden. Der Hals schwoll ihm zu. Er mußte also gesunden Leibes dem Tode in die Hände gehen.

Am 2ten August starb die alte Baßmersche, Burgemeisterin; eine gute gottesfürchtige Matrone; war auch sehr reich.

Am 22sten November starb des Herrn Johann Esschr Hausfrau, nachdem sie etliche Jahre aus der Stadt vertrieben gewesen war. Gott bessere alle Sünder und Sünderinnen!

Im December stach ein Kaufmann aus Twistringen einen hiesigen Bürger und Islandsfahrer ins Leib, welcher am 9ten Tage nachher starb. Der Thäter wurde am 3ten Tage darauf abgehauen.

1582 in der Fastnachtswoche flog ein Mann aus St. Gallen vom Dohmsthurm aus dem höchsten Fenster auf einer Liene (d. h. einem Sei-

*

le) bis aufs Markt an die Steige nach der langen Straße hinab.

Am 17ten Juli starb Kord Wachmann, ein sehr reicher junger Mann, steifsinnigen Kopfs, stark, frevelhaft und unbescheiden, ein Hasser der wahren Religion.

Am 5ten August starb Johann Teupe der alte, eines Bürgermeisters Sohn. Ein feiner großer, wohlgesetzter Mann, dazu gelehrt. War ein Liebhaber der wahren Religion.

Am 8ten August wurde Alb. Funke hinter den Kohlhöfen jämmerlich ermordet, und in die Weser geschleppt, wurde jedoch bald von einigen Fischern, welche dort fischten, wieder herausgezogen und ans Land gebracht. Am folgenden Tage rückten dem Thäter drei Stadtdiener und der Büchsenschütze Kastendiek nach und verfolgten ihn bis vor Vilsen; da er sich nicht gefangen nehmen lassen wollte, so stach Kastendiek ihm durchs Leib. Hienächst ward er aufs Rad gesetzt.

Am 18ten August starb Reinke Kunsfeld, mein Vetter, ein Junggeselle. Er hat sein Leben hindurch schweren und vielen Trunk verruchet; sonst war er eines guten Verstandes und bedachten Muthes; dabei ziemlich gelehrt und beredt; aber abusus vini hat ihm geschadet und ihm den Leib endlich genommen.

Zu Abbehusen sind drei Personen von den Kasalbrüdern gefänglich nach Ovelgönne geführt, welche im Markt auf ihre Financerei geraubt hatten: more solito.

Am 12ten November hat ein überaus mächtiger Sturmwind gewehet, so, daß eine unzählige Menge Schiffe, sowohl auf der Weser, als aller Orten geblieben. Ein Exempel vor dem jüngsten Gerichte; wie solches aus der Offenbarung Johannis zu ersehen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Cadi und der Bäcker.

(Eine türkische Erzählung.)

Vor einigen Jahren wurde ein Einwohner Constantinopels, der eben so wenig Vermögen als Ehrlichkeit besaß, nach einer benachbarten Stadt als Cadi geschickt, welcher eine Art von Obrigkeit ist, die die Klagen anhört und nach ihrem Gutbefinden entscheidet. Ben Hassan (so hieß der Cadi) brach aus der Hauptstadt des türkischen Reichs mit den schönsten Hoffnungen auf, daß die Streitigkeiten der Einwohner, über die er zum Richter bestellt war, bald alle seine Bedürfnisse befriedigen würden, allein das Unglück wollte es, daß ihm sein Vorgänger den Markt gänzlich verdorben hatte. Seine Bedrückungen hatten die Einwohner klug gemacht; als sie daher die Habgier des neuen Cadi erfuhren, beschlossen sie, ihn geraden Wegs verhungern zu lassen, indem sie recht gut einsahen, daß es sowohl ihre Pflicht als ihr Vortheil sey, in Friede zu leben; fiele ja etwas vor, so wollten sie die Sache unter sich durch Schiedsrichter ausmachen.

Sie scheinen bei ihrem Vorhaben fest beharrt zu haben; den Ben Hassan war schon sechs Wochen bis zwei Monate auf seinem Posten und noch hatte er nichts zu thun gehabt. Als er eines Tags durch eine Straße ging und über sein unglückliches Schicksal nachdachte, bemerkte er einen Bäcker, der eine schöne fette Gans aus seinem Ofen zog; der Geruch erregte seinen Appetit; der Mund wässerte ihm und er konnte sich nicht enthalten, den Bäcker um ein Stück von der Gans zu bitten, allein dieser erwiederte, die Gans sey nicht sein; sie gehöre Einem seiner Nachbarn, der sie ihm zum Braten gebracht habe. „Benutze meinen Rath," versetzte der Cadi; „wir wollen die Gans verzehren und wenn der Nachbar kommt und sie holen will, so sage ihm nur, daß, als Du

sie herausgenommen, um zu sehen, ob sie gehörig gebraten sey, eine Heerde Gänse vor der Thür vorbei geflogen sey; kaum habe seine Gans ihre alten Gefährten bemerkt, so habe sie sich nicht länger halten lassen und sey mit ihnen davon geflogen. Wenn er diese Antwort nicht glauben will, so mag er Dich verklagen, ich will schon dafür sorgen, daß Dir nichts zu Leide gethan werden soll."

Der Bäcker brauchte weiter keine Gründe; sein Magen war ganz auf des Cadis Seite und sein Gewissen leistete nur einen geringen Widerstand. Die Gans wurde daher zwischen ihnen getheilt. Etwa zwei Stunden darauf kam der Mann, dem die Gans gehörte. Der Bäcker wiederholte seine Lektion sehr ernsthaft, aber die Lüge war zu grob, als daß er Glauben erhalten konnte. Der Mann gerieth daher über die Frechheit des Bäckers in solche Wuth, daß er ihn bei dem Kragen faßte und ihm erklärte, er müsse ihm sogleich die Gans wieder ersetzen oder mit ihm zum Cadi gehen.

Diese Drohung machte auf den Bäcker keinen großen Eindruck; er trat ganz geduldig mit dem Kläger den Weg an, sie waren aber noch nicht weit von seinem Hause weg, so vernahmen sie das Geschrei eines armen Mauleseltreibers, dessen Maulesel unter der schweren Last niedergestürzt war und nicht wieder aufstehen konnte. Der Bäcker wurde beim Anblicke des Unglücks des armen Mannes von Mitleid gerührt; erbot sich, ihm zu helfen und faßte den Maulesel bei dem Schweife, während der Mauleseltreiber ihn beim Kopfe empor zu heben suchte, allein die Last war so schwer, daß der Bäcker mehr Widerstand fand als er erwartet hatte; er zog daher mit aller Gewalt, um das Thier aufzuheben, aber er war so unglücklich, ihm den Schweif auszureißen. Der Mauleseltreiber wurde über diesen Unfall so wüthend, daß er ihn ohne alle Rücksicht auf seine guten Absichten beim Halse faßte und den Mann, der die Gans eingebüßt hatte, bat, ihm beizustehen und den Bäcker mit fortschleppen zu helfen: denn jetzt hatte der Bäcker nicht mehr so viel Lust zum Mitgehen als vorher; er erinnerte sich, daß der Cadi an diesem Unglücke keinen Theil habe und er hatte kein Zutrauen zu der Freundschaft eines Mannes von Ben Hassans Charakter. Er fürchtete, er möchte den Maulesel bezahlen müssen und suchte loßzukommen. Er sprang in ein benachbartes Haus. Aber ein Unglück kommt selten allein; in dem Hofe, der zum Hause führte, stand eine Frau, welche sechs Monate schwanger war und welche über den Anblick eines Mannes, der voller Hast hereinstürzte und dem zwei Andere wüthend nachsetzten, so in Schrecken gerieth, daß sie vor der Zeit niederkam. Der arme Bäcker sah auf diese Art die Anzahl seiner Feinde sich vermehren; denn der Mann der Frau vereinigte sich mit den beiden Andern und sie brachten ihn zu dem Cadi, den sie von dem Gegenstande ihrer Klage in den wehmüthigsten Tönen unterrichteten, um sein Mitleid rege zu machen.

„Ich bin ein sehr armer Mann," fing der an, welcher das erste Unrecht erlitten hatte „und die ganze Stadt weiß es, daß ich bloß eine Gans hatte, die ich mit meiner Frau und meinen Kindern in Ruhe und Freude verzehren wollte, aber ach! dieser verruchte Bösewicht hat sie mir gestohlen und will mich noch durch ein lächerliches Mährchen abfertigen; er ist so unverschämt, zu behaupten, meine Gans sey, nachdem er sie gebraten, eine Heerde Gänse gewahr worden und mit ihnen davon geflogen."

Der zweite Kläger begann seine Klage folgendermaßen: „ich hatte bloß einen Maulesel, der mich und meine ganze Familie ernährte, aber

ach! jetzt habe ich kein Lastthier mehr; denn das arme Geschöpf war so unglücklich, unter seiner Last zu erliegen und als ich es wieder aufheben wollte, ging dieser Mann da vorbei. Ich bat ihn, mir zu helfen, allein statt meinen Maulesel aufzuheben, riß er ihm den Schweif aus."

„Ach!" rief der Dritte mit einem tiefen Seufzer aus, „wollte Gott, ich hätte nicht mehr Ursache, mich zu beschweren, als die, welche vor mir gesprochen haben! Ich habe bloß eine einzige Frau und diese ist noch dazu eine sehr böse. Vierzehn Jahre sind wir verheirathet und ob ich schon den Himmel immer mit Gebeten bestürmte, so schenkte er uns doch keine Kinder. Endlich gefiel es dem Prophet, mein Gebet zu erhören; meine Frau wurde schwanger und ich hofte nunmehro, den süßen Namen Vater zu erhalten; aber dieser Verräther hat mich um alles gebracht, um was ich dreizehn Jahre lang so eifrig gebeten habe; er setzte meine Frau in ein solches Schrecken, daß es ihr unglücklich ging und sie drei Monate zu früh niederkam."

Mit Zittern erwartete der arme Bäcker den Ausspruch und hielt es für unmöglich, daß ihn der Richter gegen drei Ankläger werde rechtfertigen können; allein die Schwierigkeit der Sache diente bloß dazu, die Geschicklichkeit des Richters zu zeigen, der sich an den Ersten wandte und ihn folgendermaßen anredete:

„Es ist für mich etwas unmögliches, jemand zur Zurückgabe einer Gans zu nöthigen, die, wie er versichert, davon geflogen ist. Ich gestehe, daß die Geschichte zwar wunderbar und unglaublich ist, allein dem Worte eines ehrlichen Mannes dürfen wir nie den Glauben versagen. Wenn Du daher keinen Zeugen stellen kannst, der das Gegentheil beweiset, so mußt Du Dich entschließen, Dein Unglück in Geduld zu ertragen."

„Was Dich anbelangt, fuhr der Cadi fort, indem er sich an den Zweiten wandte, so ist der Fall anders; er hat Deinem Maulesel den Schweif ausgerissen und ihn zur Arbeit untauglich gemacht. Daher ist es recht und billig, daß er ihn so lange zu sich nimmt und ihn ernährt, bis der verletzte Theil wieder geheilt ist."

„Aber Du, unglücklicher Mann, indem er sich an den Dritten wandte, Du bist mehr zu beklagen, als die beiden Andern. Du sagst und ich glaube es Dir, Du seyst dreizehn Jahre verheirathet gewesen und hättest noch kein Kind gehabt und als es dem Propheten auf Dein vieles Bitten gefallen, Dir Deinen Wunsch zu gewähren, so sey dieser Mann durch einen unglücklichen Zufall Schuld daran, daß Du die Frucht Deiner theuersten Hoffnungen und heißesten Gebete eingebüßt hättest. Ich verurtheile daher diesen Schelm von Bäcker, sie und Dich, ihren Mann, mit nach Hause zu nehmen und sein Gebet mit dem Deinigen zu vereinigen und wenn der Prophet dasselbe wieder erhört, so soll dieser Bäcker die Familie so lange bei sich behalten, bis das Kind so alt ist, als er zu der Zeit selbst war, wo er das Unglück Deiner Frau verursachte."

Ein Wort zur Beherzigung.

(Eingesandt.)

Mit Erstaunen las ich jüngst im Wochenblatte die Danksagung eines Lehrers für eine am Reformationsfeste ihm dargereichte halbe Louisd'or von einem Menschenfreunde, wovon er sich in seiner Krankheit pflegen könne. Die Gabe schien mir kein Geschenk, wie es wohl Vermögenden gegeben wird, gewesen zu seyn; sondern eine Unterstützung in dürftigen Umständen. Gott! dachte ich. Was ist das? Wenn ein Schullehrer einmal gleich einem andern Menschen krank oder ausser Stand gesetzt wird, seinen Unterricht, sey es auch nur ausserhalb des Hauses,

privatim, zu halten; so sind milde Gaben erforderlich, um ihn vor dem Hungertode zu schützen. So werden Schullehrer gelohnt für ihr eben so saures als gemeinnütziges Wirken!!! So viel Edles und Schönes wird in unsrer heil'gen Zeit besprochen und zu Stande gebracht; und gewiß darf unser Bremen nicht beschämt zurücke stehen. — Nur der Volksschulen und ihrer Lehrer wollte man sich nicht annehmen, in unserm schönen Bremen nicht annehmen? — Wie können die Aeste und Zweige eines Baumes gesund erhalten und veredelt werden, wenn der Stamm — also nenne ich unbestreitbar die Volksschulen — nicht einer besondern Pflege und Wartung gewürdigt wird. —

O, meine Mitbürger! Viel giebts noch zu thun. Laßt es uns bald und ganz thun. Es ist vor allen noth. Laßt uns dies Eine, ich meine, den Flor der Schulen, fördern; daß wir der Nachwelt Segen uns bereiten und nicht ihren Fluch. —

M. F.

Ueber Musik.

als Beilage zur Theaterkritik.

(Vom Ausfluß der Weser, im alten Chaukenlande.)

(Eingesandt.)

Daß wir arm an Musik und noch ärmer an Musikliebhaberei sind, das ist eine alte und neue Sage. Der Bürgerfreund muß indessen die Vermehrung des unschuldigsten aller Vergnügungen, des edelsten aller Unterhaltungen, des reinsten aller Genüsse wünschen. Unsere wohlhabenden Bürgerinnen sind auch davon überzeugt; sie scheinen die Erlernung der Musik als einen vorzüglichen Theil der Erziehung, oder als ein Mittel der Veredlung des Geschmacks zu achten, wie die zahlreichen Singanstalten beweisen. Allein es ist in schönen Künsten das Lernen, das Treiben nicht genug. Die Kunst muß ergriffen werden, und sie muß das Herz des Lernenden ergreifen, wenn sie zum Schönen gedeihen soll. Dies geschieht nicht durch Eintrichtern. In plastischen und zeichnenden Künsten muß das Auge viel schöne Werke sehn, in der Musik und Deklamation muß das Ohr viel Schönes hören, um ein berichtigtes Gefühl, den inneren Takt zu gewinnen, welcher der Gesetzgeber der äußeren Darstellung wird. In andern Städten, denen wir uns übrigens gleichstellen dürfen, wird die Musik mehr von Obenher begünstigt, oder wie in Lübeck von der Gesammtheit der Bürger befördert. Sind wir denn ärmer an Kräften oder im Geschmack am Schönen durch die Zeitläufe geworden? Mitleidig, wohlthätig sind wir; das zeigen die vielen Anfoderungen von Aussen an unsere Herzen, und es fehlt nicht an reichlichen Spenden. Indessen wir in der Fremde helfen, können unsere Künstler, die uns erheitern und zum Schönen begeistern, den Geschmack unsrer Jugend bilden, — Hunger leiden und — betteln. Dies ist der Fall mit unsern Kunstmalern. Unsere kleineren Musiker rettet die Tanzlust der Jugend und des Volks; die großen musikalischen Künstler kommen uns nicht mehr, sie sind in unsrer Nähe, aber sie ziehen vorüber, sie gehen sogar, wie die Milder-Hauptmann, ohne Kunstausstellung durch unsere Stadt. Warum singen die Catalani, die Sessis, die Jagemann, Wild, Strohmeier, Fischer — in Leipzig, Hannover, Braunschweig, Cassel und in noch kleineren Städten und lassen in Zeitungen hintendrein uns nachhorchen? Sind wir zu arm? sind wir zu sparsam? sind wir zu kalt? — So viel ist gewiß, die Kosten der Concerte sind hier zu hoch nach Verhältniß des Eintrittspreises. Das ist bekannt. Als vor 30. Jahren die Kosten eines Conzerts nur auf 18 Rthlr. liefen, wurde schon der jetzige Preis genommen und die Concerte waren viel besucht. Jetzt laufen die Kosten auf 50 bis 60 Rthlr. und das Entrée ist das alte geblieben. Kaum behält der Künstler so viel übrig, das er die Wegreise bezahlen kann. Verliehrt sich einmal eine wahre Künstlerin, wie M. Valesi, hieher, von der wir hören könnten, was auf der Bühne eigentlicher Gesang ist — so macht man ihr von vielen Seiten, so viel Schwierigkeiten, daß ihr vor Verdruß die Stimme verschwinden könnte, um die verkleinernde Sage wahr zu machen, sie habe keine mehr, ehe man sie noch gehört hat. Sie würde ein großer Gewinn für unsere Oper seyn, wozu sie vom Hrn. G. eingeladen war. Aber die Theater-Direktion hat sich durch seine plötzliche Entfernung verändert, und es ist beschlossen, daß dieses Jahr keine Gastrollen gegeben werden sollen.

— Der Musikfreund freut sich indessen des guten Geschmackes der wenigen ächten Kunstfreunde, welche am Mittwochen den 3. Dec. in der Musikalischen Academie die mit angenehmer Bescheidenheit auftretende Künstlerin, mit so allgemeinem Beifall belohnten, ohne sich weder durch das schon etwas verblühte Aeußere, noch durch Mangel einiger der höchsten Töne — irre machen zu lassen. Seht und hört meine Mitbürger, das ist italiänische Schule, das sind gehörige Verzierungen auf den rechten Stellen, das ist musikalischer Vortrag! Ihr habt vielleicht das Glück von einer hochschätzens würdigen Mitbürgerin eben dasselbe und noch in lieblicheren Tönen noch rührender zu hören; — aber wie selten! — Und wer kann sich die Freiheit und das Recht zu solchem Genuß erkaufen? Nur wenigen kann die Gelegenheit werden, sich nach ihr zu bilden. — Bei einer guten Sängerin im Theater, ist jedermann für Geld die Kunst zugänglich. Die Oper ist die Kunstschule. Da diese italiänischen Arien durch die einfache Darstellung schon jedem, der in der Oper mehr sucht, als schöne Frauen, schöne Kleider und schöne Dekorazionen, — angenehm und interessant waren: was müßten sie werden im deutschen Gesang und im Gesammtspiel! Einen Vorschmack gewährte das Terzett von Paer, wo M. Valesi von Hr. Strobe und Hr; Zschischka so freundlich unterstützt wurde. Das war reine Intonation, liebliche Harmonie!! Dergleichen oft wiederkehrende Abende wünsche ich aus vollem Herzen meinen lieben Mitbürgern; und danke gelegentlich auch Hr. Müller, der gefällig durch seine Deklamation des Kampfs mit dem Drachen, dem Conzert Wechsel gab, und zugleich zeigte, was er, mit vortrefflich memorirten Sachen in einer schönen Sprache, und lebendiger Gestikulation wirklich vermöge — und zu vermögen noch hoffen laße.

Recepte für Liebhaber.

Diderot hatte sich in seinen jüngern Jahren in die Operntänzerin de la Lionnais verliebt. Einer seiner Freunde wohnte ihr gegenüber; Diderot sah ihr durch dessen Fenster beim Ankleiden zu; sie zog ihre Strümpfe aus, nahm Kreide und bestrich damit die Schmutzflecken.

Von diesem Augenblick hörte seine Liebe auf. „Mit jedem übertünchten Flecken nahm „meine Leidenschaft ab," erzählte er nach der Zeit: „und am Schluß ihrer Toilette war mein „Herz so rein, als ihr Fußwerk."

Ein junges Mädchen hatte mit ihrem Liebhaber gebrochen, sie erbat sich ihre Briefe von ihm zurück.

Er antwortete ihr: „Ich bedaure, daß ich „Ihrem Wunsch nicht genügen kann, ich habe „sie einer jungen Dame geliehen, um daraus „den Styl von Liebesbriefen zu lernen."

Charade von vier Sylben.

Wenn stolze Träume uns beglücken,
Wenn uns der Hoffnung Schimmer lieblich strahlt,
Wenn sich vor unsern lebensfrohen Blicken
Im rosenfarbnen Licht die Zukunft malt;
Dann schmettern oft von dem erträumten Glück
Die ersten beiden Sylben uns zurück.

Wenn uns des Glückes letzter Schimmer schwindet,
Wenn das Geschick mit feindlich strenger Macht
Den Dornenkranz um uns're Schläfe windet,
Wenn keine Hoffnung mehr uns freundlich lacht;
Dann wird uns tröstend über Zeit und Leben
Der letzten beiden Zauberkraft erheben.

Wenn jemand aus bedeutungslosen Dingen
Des Glückes oder Unglücks Losung zieht,
Wenn Furcht und Angst betäubend ihn umringen,
Wenn er vor seinem eig'nen Schatten flieht,
So ist er sicher — zweifelt nicht daran,
Bethöret von des Ganzen irrem Wahn.

Nachricht.

Verschiedene eingesandte Aufsätze für und wider die in diesem Blatte erscheinenden Theaterkritiken, sind bis jetzt unweigerlich darin aufgenommen worden, weil sie keine persönliche Beleidigungen enthielten. —

Seit dem Erscheinen der letzten Nummer unsrer Wochenschrift, sind aber von verschiedenen anonymen Personen Aufsätze zur Aufnahme eingesandt worden, welchen dieser Charakter mangelt, und die überhaupt ein neues Feld zu „Antworten, Berichtigungen, Erwiederungen, „Repliken, Widerlegungen u. d. g." eröffnen würden.

Solches streitet aber ganz gegen die Tendenz unsres Blattes, welches nur zur Belehrung und Unterhaltung für den Bürger bestimmt ist, keineswegs aber zum Tummelplatz für niedere Leidenschaften dienen soll.

Wir sind daher genöthigt, hiedurch ein für alle Male zu erklären: daß nur diejenigen Aufsätze eine Aufnahme finden werden, die bei einer gründlichen Belehrung zur angenehmen Unterhaltung beitragen, und weder Personen noch Sachen beleidigen. —

Die Redaktion des Bürgerfreundes.

№ 75.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 14. December. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Karl verließ die Niederlande, wohin ihm die beiden gefangenen Fürsten gefolgt waren, um sich nach Augsburg zu begeben, wo im Junius 1550 ein neuer Reichstag gehalten werden sollte. Johann Friederich folgte ihm, indessen der Landgraf in Mecheln zurückblieb. Der Kayser hatte ausdrücklich verlangt, daß sich alle Fürsten und Stände in Person auf dem Reichstag einfinden sollten, wenn Krankheit sie nicht zurückhielte; dennoch fehlten wiederum sehr viele und blos die Gesandten derselben erschienen. So sehr den Kayser diese Vernachläßigung auch verdroß, so wenig ließ er sich seinen Unmuth merken und er schritt sogleich zur Eröffnung des Reichstags, auf welchem besonders folgende 4 Punkte erörtert werden sollten: 1) wie das Concilium in Trident fortzusetzen, 2) das Interim zu beobachten, 3) die Rebellen zu bestrafen, und 4) alles, was Geistlichkeit und geistliche Güter beträfe, in den vorigen Stand zu setzen sey?

Diese Fragen waren allerdings sehr wichtig; aber schrecklich wär es gewesen, wenn man sie mit der Strenge beantwortet und die mit dieser Antwort verbundenen Schlüße so bestimmt vollzogen hätte, als der Kayser es wünschte. Die Papisten fügten sich sogleich in den Willen des Monarchen; nicht so die Protestanten. Wegen der Fortsetzung des Conciliums beriefen sie sich ganz auf die Antworten, die sie bereits zur Zeit der vorigen Reichstäge gegeben hatten und behaupteten, daß, falls das Concilium dennoch statt haben müsse, alle Glaubenslehren von Anfang und nach der Augsburgischen Confession, nicht aber weder nach dem Augsburger, noch nach dem Leipziger Interim, untersucht werden, auch, daß der Papst nicht als Richter in seiner eigenen Sache, sondern als Parthei darauf erscheinen solle.

Den dritten Punkt suchte Karl möglichst durchzusetzen. Die Stadt Magdeburg hatte, wie bekannt, seinen Grimm am meisten gereitzt und er beschloß nun die Belagerung, die nachher ein ganzes Jahr dauerte, indem sich die Magdeburger mit Proviant und Munition hinlänglich versehen hatten. Der Kayser trug ihnen eine Capitulation an, welche aber in Hinsicht der Religion so viele gefährliche Punkte enthielt, daß sie davon nichts wissen wollten. Die Belagerung wurde daher fortgesetzt. Oft wagten die Magdeburger Ausfälle, die für sie nicht ganz ungünstig waren allein im Ganzen nützten sie zu nichts, vielmehr verlohr eine große Menge Menschen dabei ihr Leben. Die Magdeburger sahen es also um so lieber, daß ihnen Moritz, der die Belagerung leitete, einen Frieden anbot, in welchen sie wegen der Religion nicht gefährdet waren. Sie nahmen ihn auf das Versprechen, daß er diesen Frieden mit Land und Leuten feierlich schützen wolle, auf und an, überzaben (am 9. Nov. 1551) die Stadt, huldigten ihm und dem Kayser und ernannten dann ihren gütigen Beschützer zu ih-

rem Burggrafen. Dem Kayser mochten diese Friedensbedingungen freilich nicht behagen, allein er mußte sie sich gefallen lassen, weil er dem Churfürsten freie Vollmacht in allen, was er zu unternehmen gelobte, gegeben hatte.

Inzwischen langte auf dem Reichstage eine Bulle Julius III., der nach dem, im November 1549 erfolgten Tode, Paul III. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, von Rom an, welche die Fortsetzung des Conciliums zu Trident anzeigte, die aber in Rücksicht des Tons, in welchem sie abgefaßt war, weder den Beifall der Evangelischen, noch den der Papisten erhielt. Unter mehreren Anmaßungen, welche sich der neue Statthalter Christi darinnen erlaubte, behauptete er keck und frech, daß es ihm, dem Papst, ganz allein zukäme, Kirchenversammlungen auszuschreiben und dabei zu Gericht zu sitzen, es dürfe darauf nichts Neues vorgenommen, auch Niemand dabei zugelassen werden, wenn es nicht sein Privilegium ausdrücklich heische. Karl suchte den Ton dieser Bulle zu mildern, (denn ihm selbst mißfiel er sichtbar,) und versprach allen Gesandten der Stände die Reise nach Trident durch sichere Geleitsbriefe zu sichern. Den Protestanten befahl er, eine Confession ihrer Lehre aufzusetzen und sie auf dem Concilium ihren Disputationen zum Grunde zu legen. Eine solche Confession war zwar schon in der Augsburgischen vorhanden, aber der Kayser, der diesen Namen eben so bitter haßte, als den schmalkaldischen Bund, wollte nichts davon hören; mithin mußten sich die Protestanten in des Kaysers Willen fügen und eine neue verfertigen, welche die sächsische hieß, die jedoch von der Augsburgischen sich auf keine andere Weise unterschied, als durch den Namen. Die churfächsischen Gesandten reisten nach Trident, um dem Concilium beyzuwohnen. Sie hatten kayserliche Geleitsbriefe in Händen um der List des Papstes zu trotzen; nicht so die churfächsischen Theologen, welche nur bis Nürnberg kamen, weil sie hier erst die versprochenen Briefe in Empfang nehmen sollten. Da man sie ihnen aber weigerte, so giengen sie, statt nach Tirol zu reisen, nach Sachsen zurück, wohin auch bald die Gesandten nachfolgten, welche Moritz aus guten Gründen zurückrief und dadurch den Plan der Papisten auf der Kirchenversammlung abermals vereitelte.

Die Lage der Protestanten hatte sich, seit 1551, wo Moritz sich auf die Seite des Kaysers schlug, merklich verschlimmert und würde sich vielleicht noch weit mehr verschlimmert haben, wenn nicht eben dieser Moritz dem Stolze des spanischen Hofes und seinen Absichten, das freie deutsche Reich zu unterjochen und die Rechte der Protestanten zu vernichten, ein Ziel gesetzt hätte. So ergeben Moritz dem Kayser war, so viel er ihm auch verdanken zu müssen glaubte, so sehr schmerzte es seinem biedern Herzen, daß Karl alle seine Bitten, die er wegen der Religion und der Freilassung seines Schwiegervaters an ihn ergehen ließ hartnäckig verwarf. Dieß erfüllte ihn endlich mit solchem Mißmuth, daß er heimlich ein Bündniß mit dem französischen Hofe gegen Karl V. schloß, ohne daß der Letztere das Geringste davon vernahm. An diesem Bündnisse nahmen mehrere Fürsten, als Prinz Wilhelm von Hessen, des Gefangenen Sohn, Markgraf Albrecht von Bayreuth und andere, Theil.

Ehe Moritz dem Kayser den Krieg erklärte, berief er seine Stände nach Torgau, (1 März 1552) um ihnen hier die Nothwendigkeit seines Schrittes zu entwickeln. Die Stände hatten nicht das Geringste dagegen und versprachen seinem Bruder, dem Herzog August, den er in seiner Abwesenheit zum Verweser des Churfürstenthums bestätigt hatte, Gehorsam und Treue. Dieser Eröfnung an die Stände folgte bald darauf ein Manifest an alle Reichsstände.

Moritz marschirte nun sogleich nach Franken, verband sich dort mit seinen Alliirten, indessen die Franzosen in Lothringen einfielen, und nahm im Reiche eine Stadt nach der andern weg, untersagte die fernere Beibehaltung des Interims und führte die Augsburgische Confession wieder ein. Moritzens unbezwingliches Schwerdt machte überall großes Aufsehen, sein Ruhm flog von Land zu Land und erscholl auch in Tyrol, wo das Concilium sogleich ins Stocken gerieth; auch das Reichskammergericht fürchtete Böses und nahm die Flucht. Am wenigsten zagte der Kayser, der sich eben in Inspruck befand; denn da er von Moritzens Armee ganz anders unterrichtet war, als es wirklich der Fall war, so hielt er einen Sieg über denselben für etwas sehr leichtes und war mithin ganz ruhig. Da ihm aber Ferdinand die Gefahr nachdrücklich vorstellte, so wurde er doch aufmerksam und fand seines Bruders Vorschlag, dem Churfürsten, der immer siegend vorwärts schritt, Friedensvorschläge zu thun, nach seiner Art zu denken, weiter nicht unpassend. Ferdinand unterredete sich daher mit Moritzen in Linz und gab ihm seine und seines Bruders Meinung zu erkennen. Dieser billigte sie mit Freuden und verlangte die Freigebung Philipps von Hessen, die Freiheit der evangelischen Religion und überhaupt die Freiheit des ganzen deutschen Reichs, die, wie es der Augen-

schein lehrte, Karl mit spanischen Dünkel zu untergraben suchte. Der Kayser erfuhr die Verhandlungen in Inspruck und versprach, den Landsgrafen sogleich frei zu lassen, alles andere aber auf den nächsten Reichstag zu versparen, nur müsse, meinte er, Moritz sogleich seine Waffen strecken. Dasmal aber war der deutsche Moritz klüger als der spanische Despot, der nur mit List und Trug umgieng und nichts weniger als den Frieden im Herzen trug. Er gab daher dieser Forderung nur zum Schein Gehör, versprach Ferdinanden den Vorschlag mit seinen Alliirten zu überlegen und schlug eine neue Stadt zu Unterhandlungen vor, gieng aber unaufhaltsam mit dem Schwerdt in der Hand neuen Eroberungen entgegen, schlug alles, was Kayserlich war, in die Flucht, nahm viele feste Plätze weg und stand endlich in der wichtigen Burg Ehrenberg, wo er 3000 Mann Besatzung entwaffnen ließ, also nur wenige Stunden von Inspruck entfernt. Der Kayser, der schon im Geiste das Gelingen seiner List feierte, saß eben bei der Abendtafel und ließ sich den Wein vortreflich schmecken, als man ihm Moritzens Nähe und die damit verknüpfte Gefahr schilderte. Mit Entsetzen sprang er von der Tafel auf, ließ eine Menge Fackeln anzünden und verließ bei Nacht und Nebel die Stadt, um seinem Feinde in Villach in Kärnthen, wohin er floh, die Stirne zu bieten. Er nahm sich zu dieser Flucht nicht einmal so viel Zeit, um die Pferde satteln zu lassen; er sprang mit seinem ganzen Hofstaate im stärksten Regenwetter eine Strecke zu Fuße fort, weil das Gerücht den kühnen Mann schon vor die Thore der Stadt gezaubert hatte. Johann Friederich erhielt bei dieser Gelegenheit seine Freiheit; aber er benutzte sie jetzt nicht, sondern blieb noch eine Zeitlang in dem Gefolge des Kaysers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zum Sittengemälde Bremens in der letzteren Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Fortsetzung.)

1583 am 22sten März ward Lorenz von der Heyde, ein Jüngling von kaum 20 Jahren, gehenkt. Es war einer von den Kasalbrüdern. Seine beiden Brüder sind eines gleichen schändlichen Todes gestorben. Der älteste ist zu Hamburg aufs Rad gelegt und der jüngste ist zu Lübek erhenkt.

Im Mai sind zu Osnabrück über 100 Zauberinnen verbrannt. Es sitzen noch so viele, daß der Rath von der Kanzel hat abkündigen lassen, wer solcher Verbrechen sich schuldig wisse, solle sich nur aus der Stadt fortmachen. Zu Dreckfort sind 14 verbrannt und sitzen noch viele.

Am 16ten Juli starb Magister Johann Molanus, Rector Scholae Brem. Ein Mann von 70 Jahren. Er hat viele gute gelehrte Männer gemacht; doch auch viele Jugend verdorben.

1584 am 3ten Februar warf Gerd Frerichs von Gramke dem Warmke Wagendorf eine Barde an den Kopf, daß ihm das Gehirn herausfloß. Ein jämmerlicher Unfall!

Am 18ten Februar starb Johann Barkey, Dechant zu St. Stephani. Ein gewaltiger Jurist, über 70 Jahre alt. Ein Patron der Ubiquitäten und Floccianer.

Am 22sten August ist der Freiherr Iko von Knyphausen angekommen und hat hier taufen lassen; wozu er den ehrbaren Rath zum Gevatter gebeten hat.

Am 13ten September stach Remmert Fried, leben seine eigene Frau todt.

Am 20sten December ward Henrich Vogd zu Rechtenfleth jämmerlich erschossen. Nach dem Schusse schlug der Thäter ihn noch mit der Büchse um den Kopf, daß es kläglich war. Er mußte also einen zweifältigen Tod leiden. Der Mörder war Henrich Kruse, welcher acht Monate vorher den Joh. Wulfken auf dem Burgdamme todtgeschlagen hatte.

Im Jahre 1584 sind vom 20sten Mai an auf Stephani Kirchhofe 975 Personen, die an der Pest gestorben waren, begraben.

*

1585 am 6. März starb die Henningsche, 110 Jahre alt. Von Verstande noch frisch und fein. Ist ihr Lebelang eine ehrliche Matrone gewesen.

Am 18. April schlugen ihrer viere den Carsten Junge zu Arsten auf einer Kindtaufe todt.

Am 23. April starb unser gnädiger Herr, der Erzbischof von Bremen, Herzog Henrich von Sachsen, Administrator der Stifter Osnabrück und Paderborn; ein gar christlicher Fürst. Er ist mit der Stadt einig geworden, nachdem viel Troubel und Widerwärtigkeiten zwischen ihm und der Stadt gewesen, welche endlich sind aufgehoben. Gott gebe uns ferner einen sothanen christlichen Fürsten, damit Gottes Wort und heiliger Wille mögen gehandhabt werden.

Zu Ostern ist hier die Nachricht gekommen, wie Frau Anna ihrem Gemahl, unserem gnädigen Herrn, sollte von dem Philtris und andern Gewürzen, welche zur Liebe reitzen, eingegeben haben, und daß dieß die Ursache seines Todes gewesen sey.

Am 3. Mai ward unser gnädiger Herr stattlich zu Verden begraben. Von unsern Herrn des Raths woren der Bürgermeister Harm Schomaker und Arend Lwäs dabei. Ein jeder von ihnen erhielt einen Trauermantel zum Geschenk.

Am 4. Sept. starb Kuffeler, ein seltsam reicher Mann und doch gelehrt.

Im April 1586 ward einer Frau aus Budjadingen, welche gestohlen hatte, der Kopf abgehauen. Sie war die erste, welche eine solche Todesart leiden mußte. Vormals wurden die Weibsleute lebendig unter den Galgen begraben.

Am 4. Juni ward Kemmert Foytleben, welcher vor zwei Jahren seine Frau todtgeschlagen und sich freiwillig ins Gefängniß begeben hatte, enthauptet. Er hatte gute Reue; dem Gott gnade!

Am 2. August sind zwei Missethäter zu Burg ergriffen, welche einem Manne diesseits Osnabrück im Holze 36 Grote sammt einem Mantel weggenommen hatten. Sie sind am 15. August hingerichtet und die Köpfe sind auf den Staken gesteckt. Der eine, Henrich Budjender, war ein jung Blut.

Am 2. Sept. ward einer, welcher seinem Schwager zu Achim die Scheune abgebrannt hatte, enthauptet.

Am 14. October schlug Hermann Schlichting den Joh. von Kampen, seinen alten Freund und Marschub, mit einer Schaufel zu Tode, nachdem sie acht Tage zuvor ein Schiff mit Weitzen und Gersten verloren, und nun noch zwei Schiffe für gemeinschaftliche Rechnung beladen hatten.

Am 3. Dec. in der Nacht, wie der Frost aufhörte, hat es zu Verden gedonnert und geblitzt, und ist auf Jacob Berends Deich gleich an seine Planke und Staket Blut gefallen, welches so häufig gewesen, daß es eines Fingers Länge tief ins Eis gedrungen. Unten ist's schwarz, wie Drasch gewesen, und hat die Planke verbrannt, als ob es Feuer gewesen. Dieses Blut ist auch zu Uchtehausen gesehen worden. Zu Stade ist alsofort eine hitzige Seuche eingefallen, wovon die Leute innerhalb zwei Tagen gestorben sind. Sie ist gleich der großen Schweißseuche, welche vor einigen Jahren von England aus durch die ganze Welt gelossen ist.

Am 12. Dec. ist Herzog Friedrich von Sachsen, Propst zu Cölln, Bremen und Straßburg, todt in seinem Bette gefunden. Er war ein gewaltiger Papist, unangesehen er von evangelischen Eltern geboren und erzogen war. Miserrimus exitus!

(Der Beschluß folgt.)

Die Herbstreise nach Venedig.

von

Friedrich von Raumer.

mit dem Motto:

Honny soit qui mal y pense.

Berlin, Realschulbuchhandlung.
Hier bei W. Kayser zu haben.

Aus diesem kürzlich erschienenen Buche werde ich von Zeit zu Zeit einige sehr interessante Ansichten und Bemerkungen über allgemeine Gegenstände in diesen Blättern mittheilen.

der Red.

Für heute Ueber Theater. —

aus dessen Briefe:

d. d. Inspruck, d. 12. Septb. 1815.

Nichts ist elender als die Bemerkungen der meisten Reisenden über das Theater. Von Langerweile getrieben, in schlechter Laune über Wege, Postillione und Wirthshäuser hinkt solch abgetriebener Passagier in das Schauspiel, hört mit halben Ohren, verweilt wohl halbe Akte in der Punschbude, und ist dennoch so impertinent, die Miserabilität, welche ihm im Leibe steckt, in den Schauspielern zu suchen. Solche Kreatur, die in ihrer Heimath vielleicht nie die Bierbank oder den Spieltisch um der Kunst willen verließ, will in der Fremde sogleich ein Kunstkenner seyn, und glaubt, weil er sein Eintrittsbillet eben so baar bezahlt, wie den Chausseezettel, er habe Recht und Einsicht, eben so über die Schauspieler, wie über die Wagengeleise und Drecklöcher, abzusprechen. Ein Vieh kann aber den Unterschied einsehn. — Das übergebildete Pack ist nicht besser als das gemeine. Denn wenn der Schauspieler einmal eine Silbe falsch ausspricht, oder an unrechter Stelle Athem holt, oder die Hand wohin steckt, wo sie nicht stecken soll, ja wenn nur eine Versenkung knarrt, oder ein Haus in der Luft hängen bleibt: so ist gleich der Teufel los, als gingen die Metrik, die Lungen, die guten Sitten, und das musikalische Gehör zu Grunde, oder als führen gar die Gesetze der Schwere gen Himmel! So gehts mit denen, welche tadeln; aber die da loben, sind noch schlimmer: denn sie loben allemal den Unrechten, und das schadet und ärgert naturgemäß am meisten. — Meine Herren und Damen, möchte ich antworten, der Schriftsteller kann die Tinte so wenig halten, als sie den Mund; erlauben Sie aber, daß ich, wenn obige Selbstgeißelung nicht genügt, bescheiden vorschlage, daß jeder, dem mein Lob mißfällt, sich nur an den Tadel, und jeder, dem der Tadel mißfällt, an das Lob halte; oder noch besser, nehmen sie Alles für transcendentalidealistische Anschauungen, ohne alle äußere Wesenheit. Ich sehe nicht in ihren Guckkasten, sondern sie sehen so lange in meinen, — bis sie das Buch wegwerfen: was ihnen unläugbar frei steht, wenn es anders ihr eigenes ist, und nicht zum Schaden des Schriftstellers und Verlegers von einem Andern geliehen ward. In Prag hörte ich seit sehr langer Zeit endlich einmal wieder Mozarts Cosi fan tutte, welches von den mehresten andern Theatern verschwunden ist. Freilich kann niemand die Dichtung rechtfertigen; sie verdient aber um der Musik willen eine sich leicht darbietende bessere Bearbeitung. An einem andern Abend zeigte Madam Breda in einer Gastrolle wirklichen Beruf zur Kunst, aber der travestirte Aeneas und der leichtsinnige Lügner waren nicht im Stande, mich bis zu Ende fest zu halten, und wenn darin kein Urtheil über die Darstellung liegen darf, so muß ich leiden, daß das Urtheil über mich strafend ergehe.

Das Haus in Linz ist kleiner und minder prächtig, als das Prager, machte aber doch auf

mich einen angenehmern Eindruck. Die beiden Hauptreihen der Logen, über welchen die Gallerie hinläuft, sind hoch, hell, und schräg getheilt. Unten finden sich nur zur Seite einige Parterrlogen, der Scene gegenüber geht aber das Parterre selbst unter der ersten Logenreihe hinweg. Herr Zahrt und Madem. Reimers spielten brav im häuslichen Zwiste, nnd in Schikaneders abgebranntem Hause zeichnete sich Mad. Schulz als Schusterweib Sybille aus.

Beide Schauspielehäuser, sowohl das in Prag als in Linz, sollen auf Actien von den Ständen erbaut seyn; ein löbliches Unternehmen, was den Adel manchen andern Landes beschämt. Diese Gleichgültigkeit der Vornehmen, beim Mangel aller irgend bessern Unterhaltung, diese Leere in den Logen, und die lebhaftere Theilnahme des Mittelstandes im Parterre, ist eine nicht seltene auffallende Erscheinung. Wenn jemand darüber seine Verwunderung zu äußern wagt, so werden die Beschwerden über die Schlechtigkeit des Theaters vom Stapel gelassen; aber eben diese Beschwerden beweisen in der Regel, daß jene Vornehmthuenden die besten Schauspieler und Darstellungen kaum dem Namen nach kennen, und oft erst in dem Augenblicke den Werth ihrer Künstler erfahren, wo man diese nach andern Städten beruft. Ein solcher Verlust giebt ihnen aber wieder den Vorwand, das Theater nicht zu besuchen, bis er ersetzt sey, und sie verfahren wie jener Minister, der den Schullehrern erst bessere Gehalte auswirken wollte, wenn sie noch einmal so gut, klug und unterrichtet würden. Der fleißige Besuch des Theaters ist das erste Mittel es zu verbessern; wenn niemand hineingeht, muß es sich täglich verschlechtern. Ueberhaupt wäre aber nichts irriger als zu glauben, daß der gute Geschmack unter den Vornehmsten seßhaft sey, und es ist wohl geschehn, daß Damen, mit Kanten und Perlen behangen, den Shakespeare nicht kannten, und Herren mit Ordensbändern eine treffliche Darstellung des Kaufmanns von Venedig langweilig schalten. Man hat es mit Ohren gehört, daß er unanständiger gefunden ward als Kotzebues Rehbock, und eine gräfliche Kunstrichterin die Güte hatte, den ganzen fünften Akt zu streichen. Doch wer kann die Verkehrtheit der Einzelnen austreiben; aber die Regierungen sollen diese Gleichgültigkeit durchaus nicht theilen. Ohne damit ein Urtheil über die Würdigkeit und Rangordnung aussprechen zu wollen, darf ich behaupten, daß in großen Städten nicht weniger Wirkungen vom Theater, als von der Kirche ausgehen. Warum richtet sich aber die obrigkeitliche Prüfung fast ausschließlich gegen alle politischen Aeußerungen, da doch ein Nationaltheater deren weit mehr und mannichfaltigere haben müßte; warum soll hier blos Vivat geschrieen und Tusch geblasen, oder der Mund geknebelt werden? Warum verfolgt man einzelne unschuldige Plumpheiten, während moralische Giftmischerei geduldet und das frevelhafte Gebräu bis auf die Hefen ausgetrunken und ausgeleckt wird?

Für Bildung der Kinder sind unzählige Anstalten gegründet; aber um dieß Bildungsmittel der Erwachsenen zu verbessern, um die Blüthen dieser geselligsten Kunst in dem geselligen großen Dinge, was man Staat nennt, hervorzutreiben, geschieht fast gar nichts. — Glaube nur keiner, ich denke hier an recht etwas Großes und Geistiges, wie z. B. Preisaufgaben, Lorbeerkränze, Examinationscommissionen, graduirte und privilegirte Kunstrichter, Generalfiscale oder Staatsräthe; ich denke an gar nichts weiter als an — Geld. Die Schulen, die sich vom Schulgelde, und die Theater, die sich vom Eintritts-

gelde allein erhalten sollen, sind übel daran. Wollten die Machthaber für die Haupt- und Residenzstadt allein etwas bedeutendes, für die andern großen Städte des Reichs aber nichts thun, so wäre dieß sehr unrecht; ja man könnte beweisen, daß in der Hauptstadt das Theater sich leichter, ohne Beihülfe zu erhalten, im Stande sey, oder auch, daß die Hauptstädter einer solchen Bildung weniger bedürfen, weil sie ja schon gebildet sind. Träte mir aber ein sogenannter Financier oder Geldmensch mit Einwendungen in den Weg, so wollte ich ihm nach Adam Riesens Rechenbuch mathematisch darthun, daß eine jährlich vom Staate an das Theater gewandte Summe sich mit Hülfe der Einheimischen und angelockten Fremden, durch die Accise von Oel und Arrac, Licht und Apfelsinen, Colofonium und Kuchenmehl u. s. w. so hoch verzinset, daß der einzige Grund, eine solche Spekulation nicht zu versuchen, in der zarten Besorgniß liegen könnte, daß man dadurch die Wuchergesetze überträte. Wenn diese leicht in lange Predigten aufzulösen, den Grundsätze zufällig den hohen und höchsten Behörden bekannt würden, so brächten sie gewiß sogleich einige tausend Thaler für das Berliner Theater auf den Etat, und machten damit die doppelte Härte wieder gut, die besten Schauspieler utiliter von hier zu acceptiren, ohne eine Rimesse folgen oder vorhergehen zu lassen.

Nachtrag zu Gotthold Ephraim Lessings Urtheil über Theaterkritiken.

(Siehe Nro. 71.)

Diese Ansichten mußte ein Lessing in Hamburg verbreiten, diese Entschuldigungen mußte er dort aufstellen, wo die Bühne einen Eckhoff, eine Hensel (nach seinem Urtheile eine der größten Schauspielerinnen die Deutschland je gehabt), eine Löwe ꝛc. besaß! — Wo solche Priester und Priesterinnen Thaliens Tempel schmücken, da kann man den kleinen Kritikastern wohl zurufen: „Man muß mit der Vorstellung eines Stücks zufrieden seyn, wenn unter vier, fünf Personen einige vortrefflich, und die andern gut gespielt haben. Wen, in den Nebenrollen, ein Anfänger oder sonst ein Nothnagel, so sehr beleidigt, daß er über das Ganze die Nase rümpft, der reise nach Utopien, und besuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Iffland ist.

H — — ff.

Probe einer Uebersetzung des englischen Lehrgedichts von Jacob Thomson; Liberty.

Erster Gesang, Vers 18 — 58.

Begeistert von den heil'gen Gängen, wo
Bei jedem Schritt die Phantasie erglüht,
Lag ich gedankentrunken hingestreckt;
Rings um mich her ein schaurig Labyrinth,
Ein großes Denkmal, einst das hehre Rom,
Der Weltenherrschaft Grab, Ruinen, die
Verdunkeln jedes neu're Meisterwerk.
Entzückt von diesen Wundern, führte mich
Die Phantasie in jene Zauberwelt,
Wo fesselfrei sich der Gedanke regt;
Erneuerte die große Scene mir,
Gehoben durch der Seele reines Licht.
Auf einmal stand von Majestät umstrahlt,
Der Freiheit Göttin da vor meinem Blick.
Sie trug nicht, wie im Alterthum den Hut
Und den Befreiungsstab in ihrer Hand,
Der zwiefach Leben dem Berührten gab.
Ein Kranz von Eichenlaub Britanniens
Umwand die himmlisch schöne Schläfe ihr,
Und Seetrophäen zierten ihre Stirn.
Mit edelm Anstand schreitet sie einher;
Ihr von den Schultern wallendes Gewand,
Ist seegrün und mit Sternen reich besä't.
Nunmehr ist eine Inselgöttin sie,
Und ihrer Sorgfalt theu'rster Gegenstand
Britannia, die Herrscherin des Meers.
Bei ihrem Anblick klopfte hoch mein Herz,
Von kindlichem Entzücken aufgeregt;
Und meine Muse horchte aufmerksam
Auf ihre Worte. — Eine Weile stand
Die Göttin still, und blickte rings umher
Mit trübem Auge die Ruinen an,
Die wohlbekannten; überwand darauf
Den Schmerz, der sie erfüllte, und begann:
„Die Wunder alle, die du schaust, sind Mein;
Doch ach! wie umgeschaffen! Trümmern nur,
Armsel'ge Trümmern jener Herrlichkeit

55. Von der Ausaniens Küste einst gestrahlt.
Zur grauen Vorzeit wende Deinen Blick,
Und sieh', wie aus dem heil'gen Dunkel sich
Die große Szene, die ich schildre hebt."

Von diesem Gedichte wird der Prediger Hansemann zu Heiligenrode eine Uebersetzung im Versmaaße des Originals, mit erläuternden Anmerkungen herausgeben; ungefähr ein Alphabet stark. Der Subscriptionspreis auf Druckpapier ist 1 Rthlr., auf Postpapier $1\frac{1}{3}$ Rthlr. Conv. Münze. Man subscribirt in Bremen bei Hr. J. G. Heyse und Hr. S. F. Koppisch, Königsstraße Nr. 4.

Der neumodigste Sprachmeister.

Kürzlich kam ein ältlicher Mann nach einer Provinzialstadt und suchte dort als französischer Sprachmeister Beschäftigung und Unterkommen. Ein Bewohner dieser Stadt machte die Bekanntschaft des Fremden und erfuhr, daß er auf seiner Reise auch durch Berlin gekommen sey.

Wo haben Sie logirt? fragte ihn der Einwohner.

„Ich hab' es mir notirt," antwortete der Sprachmeister, und zog aus seiner Brieftasche ein Blatt Papier hervor. Auf diesem stand: Ich loschire am Schenktarmenmarkt Nro. 23.

Mit dem französischen Schreiben scheinen Sie sich nicht viel befaßt zu haben;

„Nein," war die Antwort: das Schrei„ben ist nie recht meine Sache gewesen."

Desto besser sprechen Sie vielleicht? fragte ihn der Einwohner auf französisch.

„Ich spreche gar nicht französisch," antwortete der Sprachmeister naiv und machte eine zierliche Verbeugung.

Aber, mein Gott, wie wollen Sie denn ein Sprachmeister seyn? Sie schreiben nicht, Sie sprechen nicht französisch!

„Erlauben Sie, ich habe nur den Titel. „Den Unterricht giebt meine Frau."

Auf dem neuen Kirchhofe im October 1817.

(Eingesandt.)

Wehmuthsvoll umwall't des Abends Schweigen,
Trübumflort des Herbstes Sterbekleid;
Ahndung lispelt in der Pappel Zweigen,
Und ich denke Dein: Vergänglichkeit.

Alles hüllt Dein unbesiegter Schleier:
Leben, Ehre, Sehnsucht und Genuß,
Selbst des Schmerzes wildentflammtes Feuer,
Und der Freude rauschender Erguß.

Manche Blüthe, die der Morgen weckte,
Sieht die Abendröthe blätterlos —
Gräber, die Vergißmeinnicht bedeckte;
Hüllet jetzt, des Herbstes dürres Moos.

Alles, alles, was im Leben wohnet,
Was es Süßes, was es Schönes beut;
Selbst der Kranz, der dem Verdienste lohnet,
Rauscht hinab, im wilden Strom der Zeit.

Doch! — die Tugend, lächelt Deinen Wüthen,
Ihren Nimbus hüllt Dein Schleier nicht!
Ueber Gräbern reifen ihre Blüthen,
Und Dein grauser Hauch zerstört sie nicht.

Auch die Liebe, kann das Grab besiegen,
Ihre Palmen blüh'n im ew'gen Glanz:
Dem Verhältniß fesselos entstiegen,
Reicht sie dort, dem Dulder ihren Kranz!

Und Du Freundschaft! — mit dem Seraphflügel:
Endlos bist Du, wie die Ewigkeit,
Uebersteigst des Schattenlandes Hügel,
Und die Stürme der Vergänglichkeit.

Heil denn mir! — ich will nicht länger klagen,
Manches Schöne überlebt den Tod.
Heiter wird es Jenseits wieder tagen,
Und dem Tagen folgt kein Abendroth.

D . . v . k.

Auflösung der Charade in Nro. 74:

Aberglauben.

№ 76.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 18. December. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

Jetzt hatte Moritz alles gewonnen; die Religion erkannte in ihm den Wiederhersteller des Glaubens und das unterdrückte Reich den Verfechter der deutschen Freiheit — Verdienste, welche noch die späte Nachwelt dankbar ehren wird. Karl, der sonst so große, gefürchtete Karl, wurde jetzt auf einmal klein und billigte mit Freuden einen Vertrag zu Paßau, welcher der Grundstein zum nachherigen Religionsfrieden war. Die gefangenen Fürsten erhielten ihre vollkommene Freiheit wieder, auch sollte binnen Jahresfrist der Religionssache wegen ein Reichstag gehalten, bis dahin aber kein Anhänger der Augsburgischen Confession in der freien Ausübung seines Glaubens im mindesten gestört werden. Da nun Karl mit solchen Reichstagsverhandlungen schon oft gespielt hatte, so traute Moritz seinen Worten nicht recht, sondern blieb der Sicherheit wegen unter den Waffen, bis er nichts mehr zu fürchten hatte.

Karl'n kränkte am meisten die Einmischung des französischen Kabinets in die Religionsstreitigkeit. Um es dafür zu züchtigen, rückte er vor Metz, wo die Franzosen üble Wirthschaft getrieben hatten; aber hier verlohr er über 30,000 Mann; überhaupt verließ ihn sein Glücksstern immer mehr; unmuthig über das Fehlschlagen aller seiner Pläne, wurde er am Ende noch krank, entsagte der Regierung, gieng in ein Kloster in der spanischen Herrschaft Estremadura, trieb da als Mönch geistliche Poßen (so feierte er z. B. sein Leichenbegängniß bei lebendigem Leibe) und starb endlich, trotz seines papistischen Grimms gegen Luthers Anhänger, sogar im Geruch der Ketzerei.

Noch ehe der Reichstag, auf dem man sehr wichtigen Verhandlungen entgegen sah, seinen Anfang nahm, besprachen sich die evangelischen Theologen im Namen ihrer Fürsten auf einem Convent zu Naumburg, den der neue Churfürst von Sachsen, August, welcher dem in einer Schlacht gebliebenen Moritz gegen den Markgrafen von Bayreuth um ihn wegen Uebertretung des Paßauer Vertrages zu züchtigen, in der Regierung gefolgt war, vorgeschlagen hatte.

Hier wurde denn nun einstimmig beschlossen, daß sie, falls der Kayser eine Rückkehr zur päpstl. Lehre oder zum Interim fordern sollte, einmüthig dieses Ansinnen standhaft zurück weisen und sich in Absicht der Zweifel und Irrungen, die ihnen die Papisten etwa vorwerfen könnten, ganz auf die Augsburgische Confession berufen wollten. Das Einzige, was sie allenfalls einzuräumen gelobten, betraf einige Ceremonien im Interim, welche sie selbst für unschädlich erkannten, aber auch diese sollten durchaus keinem Priester in seinem Sprengel aufgezwungen werden. Der Reichstag kam endlich. Beide Partheien fanden sich ein; statt des Kay-

sers aber saß König Ferdinand auf dem Throne. Die Religionsverhandlungen begannen sogleich, aber sie schienen den gewöhnlichen Ausgang zu nehmen. Ferdinand sprach schon wieder von Aufschiebung der Geschäfte bis zum neuen Reichstage und einem dritten Interimsbuche, welches da zum Vorschein kommen sollte. Doch die Protestanten schüttelten dazu den Kopf und meinten, daß sie auf dem gegenwärtigen Reichstag noch wissen müßten, was sie zu fürchten oder zu hoffen hätten? Ferdinand fügte sich endlich in ihren Willen und unterzeichnete den bekannten Religionsfrieden, der sogleich dem Reichsabschiede beigefügt und am 25. Septb. 1555 öffentlich in der Reichsversammlung abgelesen wurde. Es hieß unter andern darinnen:

„Damit dieser Friede desto beständiger sey, wollen Kayserliche und Königliche Majestät, Churfürsten, Fürsten und Stände des Reichs keinen Stand des Reichs von wegen der Augsburgischen Confession und derselben Lehre, Religion und Glaubens halber, mit der That gewaltiger Weise überziehen, beschädigen oder in andere Wege wider sein Gewissen, Wissen und Willen, von dieser Augsburgischen Confession, Religion, Glauben, Kirchenordnungen und Ceremonien, so sie aufgerichtet oder noch aufrichten möchten, in ihren Landen dringen, oder durch Mandate und andere Gestalt beschweren oder verachten; sondern bei solcher Religion, Glauben, Kirchenordnungen und Ceremonien, auch ihrem Haab, Gütern und Gerechtigkeiten ruhig und friedlich bleiben lassen; und sollen die Religionsstreitigkeiten nicht anders, als durch christliche, freundliche und friedliche Mittel und Wege, zu einhelligem, christlichen Verstand und Vergleichung gebracht werden, alles bei kayserlichen und königlichen Würden, fürstlichen Ehren, wahren Worten und Poen des Landfriedens. Desgleichen sollen die Stände der Augsburgischen Confession die Catholischen ebenfalls bei ihrer Religion, Rechten und Einkommen lassen und sie auf keinerlei Weise drücken. Denen aber, so der einen oder der andern Religion wegen, an andere Orte ziehen wollten, soll solches mit Weib und Kind, auch Verkaufung ihrer Güter vergönnt seyn. Und auf den Fall endlich, daß die obgedachte Vergleichung der Religion selbst nicht zu Stande kommen sollte, wurde ausgemacht, daß dieser Religionsfriede nichts destoweniger in allen seinen Punkten und Artickeln bei Kräften und also ein beständiger, beharrlicher, unbedingter für und für ewig währender Friede aufgerichtet seyn und bleiben solle."

Es ist nicht zu beschreiben, welchen Eindruck dieser Friede auf das Herz eines jeden Protestanten machte! Die Kirche dankte Gott für das große Gut, welches sie, von dem Papste so oft bestritten, nach tausendfachen Beschwerden und Aengsten endlich als ein Kleinod empfing, das, über alle leiblichen Güter weit erhaben, für die Ewigkeit wuchern sollte.

In dieser Hinsicht wurde ein Fest in allen protestantischen Kirchen angeordnet, welches bestimmt alle hundert Jahre wieder erneuert wird. Dieß ist bis jetzt zweimal, als den 25. September 1655 und 1755 geschehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zum Sittengemälde Bremens in der letzteren Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Schluß.)

1587 am 7. Mai sind 4 Zauberinnen zu Scharmbeck verbrannt.

Am 27. Juli starb Kord Kenkel, ein Advokat, gelehrt, köpfisch, aufrührerisch und gottlos, darum er von dem Herrn angetastet und elendiglich gestorben ist.

Am 1sten August starb Eltermann Dierk Pesterich, ein Prunkmacher, gegen gute Polizei sich ansetzend, sonst ein Sachtelebend.

Am 6ten September bei hartem Sturm stürzte das Both von Otto Brouwer, vor der Braake liegend, um. Es hatte auf das Verdeck 2000 Mauersteine gesetzt. Der Graf von Oldenburg wollte verhindern, es wieder aufzurichten, und verbot, bei 100 Gulden Strafe, sich des Schiffs nicht anzumaaßen, und bei 1000 Gulden Strafe, es nicht fortzuziehen. Die Schiffer haben dieses dem Rath in Bremen geklagt, worauf derselbe ungesäumt das Tonnenschiff und Galeien dabei zu legen befohlen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Als der Graf solches vernommen, so hat er sich bedacht und alles abgeschafft, anbei geboten, dem Schiffer, wenn

es vonnöthen sey, mit seinem Volke Hülfe zu leisten. Am 1sten October hat Otto Brouwer sein Schiff wieder in die Höhe gebracht. Der Graf aber hatte 6 Stücke Geschütz auf den Deich bringen lassen, um solches zu hindern. Inzwischen sandte der Rath von Bremen an ihn einen Notar und Zeugen. Wie der Graf solches vernahm, so ließ er den Schiffer mit dem Schiffe zufrieden.

Am 7ten October hat der Graf seine Galeien wieder auf den Strom gelegt, und dabei publiciren lassen, daß man in seinem Lande keinen Bremer hausen noch beherbergen, noch Handel und Wandel mit ihnen treiben, auch aus Jeverland nicht Käse, Butter, Schaafe, Ochsen, noch Waaren nach Bremen fahren solle. Summa er ist ganz und gar verbittert.

Am 10ten Nov. hat Graf Anton zu Delmenhorst und zur Behren im Stedingerlande abkündigen lassen, daß niemand die Bremer hausen, beherbergen, noch mit ihnen Kaufmannschaft treiben solle, bei Verlust Leibes und Gutes. Auch hat er allen geboten, sie sollten den Bremern ihre ausstehenden und betagten Schulden nicht bezahlen.

1588 am 12ten Januar ist am Strande des Meeres ein Hering gefangen, welcher feuerroth war, und an den Seiten einige Buchstaben hatte, gleich den Buchstaben zu Constantinopel oder der Moscowiter. Er ist dem König von Dännemark nach Rostock zugesandt, welcher von den Gelehrten zu wissen verlangt hat: ob jemand wäre, der die Lettern lesen und deuten könne?

Im April sind die Malcontenten in die Weser gekommen, haben ein englisches, mit Steinkohlen und Bley beladenes Schiff bei Geestendorf aufgebracht, und sind in die Jade eingelaufen, wo sie sich so verstärkt haben, daß ihrer mehr als 70 Mann waren. Alle mit Musketen und über 4 Stück groben Geschützes versehen. Gegen sie ward unser Tonnenbojer ausgerüstet, so, daß dieser auch über 70 Mann stark nach Bleyen auf die Rhede gelegt wurde. Der Freibeuter lief mit dem englischen Schiffe nach dem neuen Siele aus und verhökerte dort die Kohlen. Hiernächst hat er ein holländisches Schiff, welches mit kostbaren Waaren von der Frankfurter Messe beladen, und von Hamburg nach Antwerpen oder Amsterdam bestimmt war, aufgebracht. Die darauf befindlichen vier Kaufleute sammt dem Schiffer und allem Volk sind über Bord geworfen. Der Freibeuter lief nun auf der Ems bis vor Delfsiel.

Im November sind die Malcontenten mit 4 Schiffen, worauf sich 300 Soldaten und 6 Capitains befanden, bei dem Bullensiel, mit unserer von Amsterdam kommenden Convoye zusammengestoßen und haben auf einander geschossen. Sie würden die Convoye erobert haben, wenn Joh. Eelking nicht mit seinem Schiffe das Beste gethan hätte; denn sie waren seinem Schiffe so nahe, daß sie in dessen Hintertheil hätten einhaken können; allein Eelking ließ ein Seitenstück auslegen und auf die Freibeuter schiessen. Ueber zwanzig derselben wurden erschossen, und acht Soldaten, welche aus dem Schiffe gesprungen waren, und über das Watt zu entkommen suchten, wurden gefangen genommen.

1589 am 16. Juli brachte unsere Convoye 14 Freibeuter und Seeräuber ein, wovon der Capitain nebst 6 Leuten ins Wasser gesprungen und ertrunken sind.

Am 30sten Juni wurden die vierzehn Freibeuter abgehauen. Sie waren aus Oldensen unter das Fähnlein gesammelt, um eine Beute zu holen. Sie hatten aber ihre Bestellung nicht wohl ausgeführt. Sie hatten unsere Bürger

*

beraubt und ihnen über 400 Thaler genommen, welches ihnen den Tod gethan, besonders da sie solches auf der Weser vollbracht hatten.

1590 am 16. August wurden 34 Seeräuber aufgebracht, und am 4. September an einem Tage binnen 3 Stunden sämmtlich abgehauen.

1591 am 15. Mai gab Gott meiner Tochter eine junge Tochter im Zeichen des Krebses (Cancri.)

Am 4. Juni starb Dr. Johann Brand, ein wilder, ruchloser Mensch, doch gelehrt.

1592 am 7ten Februar ward des Domdechanten Sohn, Joh. von Düren, von seinem Kutscher todtgestochen. Dieser wurde am 11 Februar abgehauen.

Am 18ten Juni starb Herr Gerd Püllmann, welcher 30 Jahre Rathsherr gewesen, und mit mir zugleich erkohren war. Er war ein überaus reicher Mann, welcher in die Hände der Armen über 16000 Br. Mark gegeben hat, und zwischen 90 bis 100 Jahre alt geworden ist. Vierzig Arme hat er zu ewigen Tagen versorgt, und noch 40 Personen hat er jeder jährlich 10 Br. Mark vermacht. Eodem die starb ein armer Geck, Hans von Nürnberg; ward also mit dem reichen Manne zu gleicher Zeit begraben, mit herrlichem Pomp, der dem reichen Manne folgte. Exemplum hominis divitis et Lazari.

Am 17. Juli hat Graf Wilhelm von Nassau, Gouvernator in Westfriesland, an den Grafen Johann von Oldenburg geschrieben: Er solle sich der bösen Freibeuter entschlagen, oder er wolle kommen und durch Befehl der Staaten seine Länder verbrennen und vernichten. Der Graf Johann hat dieses in Acht genommen nnd sogleich seinen Vögten befohlen, die Freibeuter fortzuweisen.

Am 25sten August starb Landgraf Wilhelm von Hessen, ein überaus gelehrter Mann, sed morosus et luscus; doch ein trefflicher Herr und besonderer Liebhaber der Stadt Bremen.

Am 9ten September ward meine Tochter die Stendersche, nach fraulicher Weise krank. Es dauerte bis auf den Montag Abend um 9 Uhr; da brachte sie ein todtgebornes Kind zur Welt in großer Weh und Arbeit. In der nämlichen Nacht wurden fünf dergleichen Kinder geboren und am 12. Sept. zur Erde bestätigt.

1593 am 6. Februar ward einem jungen Gesellen, Christoph von Ranzau, welcher zum erstenmal gestohlen hatte, der Kopf abgehauen.

Am 15. Februar ward Claus von Line abgehauen. Er hatte zum Blumenthal vielen Muthwillen getrieben, auch sich bei dem Seeräuber Jacob Tomasen aufgehalten, und von diesem 1000 Gulden bekommen. Zugleich hatte er Jungfrauen und Männer über Bord geworfen, und überhaupt vielen Schaden angerichtet. Sein Kopf ward auf einen Staken neben den Köpfen der andern Seeräuber genagelt.

Am 8ten Juli starb der Bürgermeister Daniel von Büren, 81 Jahre alt. Er hatte 53 Jahre regiert, wovon er 5 Jahre Rathmann und die übrige Zeit Bürgermeister gewesen war. Er war ein überaus friedsamer, gelehrter und weiser Mann. Gott verleihe ihm die ewige Seligkeit, uns andern aber hernach auch!

Am 9ten October hat der König von Dännemark 35 Seeräuber durch ein Orlogschiff vor den Schagen aufbringen lassen, wovon sofort fünf gerichtet sind, worunter sich Herr Lulf von Hagen, Canonicus des Domstifts zu Bremen, und ein westfriesischer Edelmann befanden. Der Körper des von Hagen ist unter den Staken begraben, und der Kopf oben aufgesteckt. Die übrigen sind auch hingerichtet, der Capitain aber

ist zu Kopenhagen in einem Gefängnisse eingemauert.

1594 am 29sten Juni starb Joh. Berends Hausfrau; hatte viele brave Dirnen zu Töchtern.

Am 1sten Februar starb die Schultsche, über 90 Jahre alt, nachdem sie zweimal im Keller ihre Beine zerbrochen hatte. Sie hat gesehen ihre Kinder bis ins vierte Geschlecht.

Die Herbstreise nach Venedig.

(Auszug des dritten Briefes v. 21. August 1815.)

Weil der Tanz das erste äußere Vergnügen ist, was uns auf der Lebensbahn verläßt, so genießen es Manche in immer verstärkten Dosen, Andere beginnen so früh, daß es gleich auf das Springen im Mutterleibe zu folgen scheint. Alle rechnen hiebei falsch, man mag die Sache epicurisch oder antiepicurisch betrachten.

Wie bald kommen die Mädchen so weit, daß sie nicht mehr tanzen dürfen, und die Mannsbilder, daß sie nicht mehr tanzen wollen.

Unsere vielverschrieenen Nachbarn sparen besser auf, und in einem Alter, wo sie noch tanzen, daß ihnen die Rockschöße bis an die Schultern fliegen, heben die gebildeten Deutschen kein Bein höher, als zum gemeinen Schritt nöthig ist. Man sage nur nicht, der würdige deutsche Ernst sey der Grund dieser Erscheinung, denn das deutsche Volk, welches doch auch Deutsch ist, hat sich diesen ernsthaften Klotz nicht an die Beine binden lassen. Du irrst, wenn Du meinst, mich ergreife diese üble Laune, weil ich mich nicht mehr in den Reihen jüngerer Tänzer sehen lassen dürfe; sie ergreift mich vielmehr, weil ich selbst zu früh unter den vornehmen Stillsitzenden seßhaft war, meine grundsätzliche Ansicht weder ans Bein binden, noch vom Beine losbinden kann; weil ich als Freund der höheren vaterländischen Jugend gern die in etwas hemmende, retardirende Kraft älterer Personen in den Tanzreihen sähe, damit sich die Bewegung nicht immer mehr und mehr zum Schaden der Gesundheit und Schönheit beschleunige. — Endlich aber habe ich hier nebst Manchem noch Bejahrteren nach einer Drehorgel munter getanzt, und ohne Schaden für meine Gesundheit so wie unbekümmert um alle Schönheit, jene Grundsätze durch die That erwiesen. Diese kühne Aufopferung war auch nicht Folge des vorhergegangenen Mittagsmahls, denn der Wein fand ja sein würdiges Gegengewicht am Essen; und daß ich bei vollem Bewußtseyn und gutem Gedächtniß blieb, geht daraus hervor, daß ich einer Dame an den Fingern und aus dem Kopfe herzählen konnte, welche, wie gefärbte, zugeschnittene, und zugetretene Schuhe alle übrigen Damen anhatten. Freilich beruht dieses Wissen und Bemerken auf einer alten Angewöhnung und einer Vorliebe für den Fuß, wegen welcher mein Freund S. mich schon vor vierzehn Jahren gründlich zurechtwies, und verlangte: ich solle mich von einzelnen Gliedmaßen losreissen, zur Einheit der Gestalt erheben und diese zum Gegenstand meiner Neigung machen.

(Auszug des vierten Briefes. aus Prag, den 28. August 1815.)

Aus dem vergossenen Blute muß etwas erwachsen, Freiheit, Kunst, Wissenschaft, Religion müssen erblühen, sonst wird der Boden nie classisch. Wo der Geist nicht herrscht ist kein Leben, und die Historiker sind mir widerwärtig, welche wie Schlözer die Würdigkeit der Staaten und Völker mit der Elle messen, und nach dem faulen Rechenknechte ausrechnen. Ihnen ist Preussen etwa ein Sechzigtheil so merk- und denkwürdig als Rußland; Caracorum in der Mongolei wichtiger als Athen, Nertschinsk bedeutender als Florenz, ja einer der Eingeweihtesten

dieser schülerhaften Schule sagte mir einst: der Staat, den ich auf der Weltkarte mit meinem Daumen zudecken kann, hat kein Recht zu existiren.

Die Augenzeugen der Begebenheiten des siebenjährigen Krieges sind fast alle verstorben, Vorliebe und Haß mindern sich von Tag zu Tage, und bei aller Anerkenntniß des Großen, was in jenen Zeiten geschah, darf doch nun kein ächter Deutscher mehr läugnen, daß der dreißigjährige und der siebenjährige Krieg Bürger- und Bruderkriege waren. Es ist von einer unendlich größeren Wichtigkeit, als man glaubt, daß diese Einsicht und Ueberzeugung sich aufs tiefste befestige. Das geistreichste und gebildetste Volk des Alterthums, die Griechen, sind hauptsächlich darum zu Grunde gegangen, daß sie nie das schlechthin und immerdar grundverwerfliche und grundverderbliche eines solchen inneren Volkskrieges einsahen, und fremde Hülfe suchten, um ihre eigenen Eingeweide zu zerfleischen. Wenn Gott den Deutschen diese Binde nicht für immer von den Augen nimmt, so gewinnen wir vielleicht Tage und Stunden des einstweiligen Daseyns, aber kein sicheres, festes, Früchte treibendes Leben. Das Volk fühlt bereits richtig, und wenn das Rechte nicht geschähe, so fiele die Schuld allein auf die Häupter. — Da ich in Wischegrad nach Denkmahlen des Alterthums umher suchte, wollte ein Soldat mir als einem Fremden den Weg verbieten; sobald ich aber auf weitere Frage meine Kokarde zeigte und mich als Preußen kund gab, so antwortete er Platz machend: die Herren Preußen sind keine Ausländer mehr! Dieß freute mich so, daß ich der Libussa und der alten Mauersteine vergaß, und auf das Anerbieten, mir andere Merkwürdigkeiten zu zeigen, entgegnete: mein Freund, ich verlange nach keiner mehr, die größte und erwünschteste ist, daß ihr bei uns und wir bei euch zu Hause sind. Trinkt einmal auf das Wohl dieser uralten, endlich erneuten Brüderschaft.

Reise-Erinnerungen eines deutschen Offiziers in englischen Diensten.

Nachdem unsere nach Europa rückkehrende Flotte ungefähr 7 Wochen nach der Abfahrt von Point de Galle in See gewesen war, ohne irgend einen bedeutenden Unfall erlitten zu haben, obgleich es einige Male tüchtig gewehet hatte, entdeckten wir Cap Lagullas, und passirten zwei Tage darauf die Höhe des Caps der guten Hoffnung. Der Commodore wünschte durch Telegraph-Signale der Flotte Glück, daß sie diese gefahrvolle Gegend ruhig passirt habe, denn in diesen Breiten ereignen sich wegen der dort gewöhnlichen Stürme insgemein die meisten Unglücksfälle, denen Seefahrer ausgesetzt sind. Unsere Schiffsoffiziere, die größtentheils hier im Jahr 1809 den schrecklichen Sturm mit ausgestanden, worin drei große Ostindienfahrer so ganz verloren gingen, daß man auch bis diesen Augenblick nicht weiß, was aus ihnen geworden ist, waren in der letzten Zeit immer etwas besorgt gewesen, und in der ganzen Flotte hatte man die bestmöglichsten Vorkehrungen getroffen, im Fall uns ein ähnlicher Sturm überfallen sollte. Daß hiebei den Damen und den übrigen Reisenden unter uns, welche eben nicht sehr an die Zufälle des Seelebens gewohnt waren, eine kleine Aengstlichkeit überfiel, ist leicht begreiflich, und diese stieg oder fiel, je nachdem jeder die Mienen der Seeoffiziere, welche bei jedem Windstoße wie Barometer beobachtet wurden, übel oder gut deutete. Ein kleines Fest, womit wir die glückliche Umseglung des Caps feierten, stellte die vorige

Unbefangenheit wieder unter uns her, und nach fernerem Verlauf von zwei höchst angenehm verlebten Wochen ankerten wir nahe bei James Town in St. Helena. Dieser Theil der Reise wird mit Recht ein Hinwiegen nach St. Helena genannt. Der Anblick der Insel machte einen wunderbaren Eindruck auf mich, und unendlich würde derselbe noch verstärkt worden seyn, hätte ich ahnen können, daß sie ein paar Jahr später der Aufenthaltsort des damals noch mächtigen Bonaparte werden sollte. So wenig geübt ich auch im Landschaftzeichnen war, konnte ich dennoch den Versuch nicht unterlassen, eine ungefähre Ansicht von derselben zu entwerfen. Dunkel und schroff steigt die Insel aus der Mitte des Oceans in die Höhe, und statt der lebendigen und freundlichen Vegetation der Küsten des Orients bieten die über James Town emporragenden Felsen dem Auge nur den Anblick eines zahlreichen Geschützes dar, dessen Schlünde von allen Seiten auf den Beschauer gerichtet zu seyn scheinen. Die außerordentliche Meerestiefe erlaubt den Schiffen nahe unter den Felsen zu ankern, und auf einer Batterie zur Linken der Stadt, von der See aus gerechnet, ist eine Tafel errichtet, worauf verschiedene kurze Befehle von den nahe vorübersegelnden Schiffen leicht gelesen werden können.

Schon damals waren die Sicherheits-Vorkehrungen gegen plötzliche Ueberfälle und die Anordnungen für alle ankommende, besonders aber für nicht englische Schiffe sehr streng. Diesen war ein besonderer Ankerplatz im Kernschuß der Batterien angewiesen. Vom Niedergang bis zum Aufgang der Sonne durfte kein Boot von irgend einem Schiffe oder vom Lande abstoßen; ja selbst die Fischer durften auch bei Tage keinem Schiffe nahe kommen, und nur selten wagten sie, auf die Gefahr entdeckt und beschossen zu werden, sich unserm, der ostindischen Kompagnie gehörenden Schiffe von der Seeseite nach und nach zu nähern, um einige Flaschen Rum oder Branntwein, dessen Einführung durchaus, damals wenigstens, verboten war, einzutauschen. Sie nahmen bei diesem Verkehr lieber eine einzige Flasche, als eine Guinee für ihre Waaren an. Unser Kapitain verfertigte ein sehr detaillirtes Verzeichniß aller auf dem Schiffe befindlichen Personen, sowol Reisende als Seeleute, um es dem Gouverneur zu übergeben, welcher dann erst unsere Landung erlaubte. Die Besatzung bestand zur Zeit meines Aufenthalts auf der Insel blos aus einem Regiment und einiger Artillerie, und mußte, sobald der Signal-Posten die Annäherung wenn auch nur eines einzigen Schiffs anzeigte, durch alle waffenfähigen Einwohner verstärkt, sogleich unter das Gewehr treten, und bis nach erfolgter Kommunikation mit dem Schiffe im Vertheidigungs-Zustande verbleiben. Da der Signal-Posten auf der Spitze des Felsens ein Schiff viel früher entdecken kann, als dieses das Land, es müßte denn die Schiffswache, welche sonst gewöhnlich nur auf der Vorbramsegel-Raa ausgestellt ist, auf die höchste Verlängerung des Hauptmasts gestiegen seyn, und da die obenbemerkten Sicherheits-Vorkehrungen jetzt noch um Vieles vermehrt seyn sollen, so ist es meiner Ueberzeugung nach eben so unmöglich, unentdeckt auf St. Helena zu landen, als heimlich daraus zu entkommen. Eine Kette von Schildwachen bewahrten schon ehemals den Zugang zum Landungsplatze auf der Landseite, und jetzt rudern noch dazu die Böte der Kriegsschiffe des Nachts rundum zur See.

Das Steigen und Fallen der Meereswogen an dem gemauerten Landungsplatze gibt oft zu drolligen Auftritten Anlaß; sobald nämlich ein Boot herangerudert ist, wird der Hintertheil desselben, wo die Reisenden sitzen, so nahe wie nur möglich an die Jettée gedrehet, und nun muß man Acht geben, wenn die Wogen das Boot auf gleiche Höhe mit derselben heben, um herauszuspringen, versehet man diesen Augenblick, so springt man gewöhnlich ins Meer. Dasselbe findet beim Einsteigen in die Böte statt, doch habe ich von keinem daraus entstandenen Unglück gehört. Für die Damen war dieser Umstand besonders unangenehm, und zwei derselben nahmen auch wirklich im völligen Anzuge auf diese Art ein erfrischendes Seebad.

(Der Schluß folgt.)

Theaterkritik.

Gerade um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war man müde in dem Lustspiele immer blos zu lachen. Den eiteln, unbeständigen Franzosen, die stets größer scheinen wollen, als sie sind, war es besonders zuwider, ihres Gleichen auf der Bühne beständig von der lächerlichen Seite dargestellt zu sehen: denn das bürgerliche Trauerspiel war

noch nicht eingeführt, oder höchstens in England erst versucht worden. Sie kamen daher auf den Einfall, die Welt in dem Lustspiele auch einmal weinen zu lassen; und so entstanden die Comédies larmoyantes, oder, wie Lessing, nicht ohne Ironie, übersetzt, die weinerlichen Lustspiele.*) Da jedoch die wenigsten Erfindungen an den Orten, wo sie gemacht werden, die vorzüglichste Unterstützung finden, so wurde auch diese in Frankreich am ersten wieder vernachlässigt und verstoßen.**) Dem ernsten Charakter der deutschen Nation, sprachen dergleichen Stücke weit mehr zu; und da nun gar der sehr verehrte Gellert sie in Schutz nahm,***) so konnte es nicht fehlen, daß sie bei uns eine allgemeine günstige Aufnahme fanden. — Wie sich der Geschmack daran nach und nach ausbildete, und welche Richtung er nahm, ist in einer frühern Theaterkritik berührt worden.****) Er wurde in der kurz darauf folgenden Zeit der herrschende, vorzüglich da der berühmteste Schauspieler Deutschlands, Eckhoff, die einzelnen Figuren solcher Stücke sehr zu heben wußte.

Indem sich nun aber das deutsche Theater völlig zur Verweichlichung hinneigte, stand Schröder als Schriftsteller und Schauspieler auf, und bearbeitete, durch die Verbindung Hamburgs mit England veranlaßt, englische Lustspiele. Er konnte dabei den Stoff derselben nur im Allgemeinsten brauchen: denn die Originale sind meistens formlos, und wenn sie auch gut und planmäßig anfangen, so verlieren sie sich doch zuletzt ins Weite. Ueberdieß geht ein wildes und unsittliches, gemein-wüstes Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer seyn möchte, dem Plan und den Charakteren alle ihre Unarten zu benehmen. Schröder hat an diesen Dingen mehr gethan, als man gewöhnlich weiß; er hat sie von Grund aus verändert, dem deutschen Sinne angeähnlicht, und sie möglichst gemildert. Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlungen von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht.*****)

Dieß zuletzt gesagte findet auch bei dem am Freitage aufgeführten Lustspiele: Stille Wasser sind tief, in vorzüglichem Grade statt.

Lichtenberg, der in Drury-Lane den berühmten Garrick in der Rolle des Barons Wiburg (im Original Don Leon genannt) in diesem Stücke sah, hat den Ausspruch gethan, welcher durch Hrn. Böttiger, der Ifflands Spiel in der Rolle des Lieutenants Wallen mehrere Male zu beobachten Gelegenheit hatte, bestätigt wird, daß dieses Lustspiel, im englischen unter dem Titel: Rule a wife and have a wife, bekannt, in jeder einzelnen Rolle die Kunst des geübtesten Schauspielers erfordere und erschöpfe; und daß ein Schauspieler in demselben so viel Talent anbringen und so viel Weltkenntniß zeigen könne, als er nur immer habe, und wäre es auch noch so viel.

Die anziehendsten Rollen darin sind ohnstreitig die beiden hier genannten. Die erstere wurde auf dem hiesigen Theater durch Hrn. Labes zum ersten Debüt gegeben, und wir können fürs erste seine deutliche Aussprache mit Recht loben. Ob die Rolle aber seinem dramatischen Talent angemessen sey? Die Beantwortung dieser Frage wollen wir, aus verschiedenen Rücksichten, noch nicht laut werden lassen. So viel dürfen wir indeß wohl sagen, daß sie uns die Ueberzeugung gegeben hat, daß er eben kein Proteus in seiner Kunst sey. Sollte Hr. Labes geneigt seyn, in dieser Rolle ferner aufzutreten, so könnte es ihm vielleicht zum großen Vortheil gereichen, sich mit dem bekannt zu machen, was der oben genannte berühmte Mann (im Göttingischen Magazin, dem deutschen Museum und auch in den vermischten Schriften) über Garricks Spiel gesagt hat.

Die Rolle des Lieutenant Wallen, stellte unser Hr. Ringelhardt dar. Sie läßt sich in verschiedenem Sinne nehmen. Hr. R. nahm sie nicht in dem feinsten, und gab dadurch dem Character des Barons einen Anstrich von Inconsequenz, welchen Unkundige sicherlich auf die Rechnung des Schauspieldichters werden geschrieben haben. Es läßt sich nicht denken, daß ein Mann, wie der Baron W., der bei jeder Gelegenheit die strengsten Begriffe von Ehre und Rechtlichkeit äussert, zuletzt sich so sehr vergessen werde, einen solchen Spadasin wie dieser Ringelhardtsche, als Freund an seine Brust zu drücken. — Freylich ist Wallen, seiner Anlage nach, nichts weniger als Muscadin: allein die Achtung die ihm von dem Baron und dem Hauptmann erwiesen wird, wie auch die Liebe zu solchen Genüssen, welche die vornehmere Welt mit ihm zu theilen pflegt, hätten Hrn. R. eine Andeutung seyn können, diesem Character, bei aller Thorheit, doch einen Anflug von feiner Lebensart ertheilen zu müssen.

In der Rolle der Baronin präsentirte Fr. Runge eine passende Figur. Von einer komischen Ader schien sie nichts zu besitzen. Die Empfindungen und Gefühle werden im allgemeinen von dieser Schauspielerin zwar nicht ohne einigen Anstand ausgedrückt, doch ist Alles, in Mienen, Gesten und Accentuation der Rede viel zu flach und einförmig. Diese Fehler lassen sich indeß durch Aufmerksamkeit, Nachdenken und Uebung verbessern, wenn auch gerade nicht ganz heben.

Anzeige.

Das hanseatische Taschenbuch für das Jahr 1818 hat die Presse verlassen und wird dieser Tage zu den respect. Herren Subscribenten gebracht werden — Ich hoffe, durch die bequeme Einrichtung, einen reinen, correcten Druck und saubern Einband dieses Jahr meine geschätzten Freunde und Gönner vollkommen zu befriedigen. Einige auf verschiedene Art eingebundene Exemplare, die füglich als Weihnachts und Neujahrs-Geschenke zu empfehlen sind, sind noch zu bekommen. — Auch erscheint am Ende dieser Woche noch ein hanseatisches Tagebuch über Einnahme und Ausgabe für das Jahr 1818, in Quarto, bei mir, welches ich bestens den Herrn Geschäftsmännern zu empfehlen die Ehre habe.

G. Jönßen.

*) Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Stuttgard 1750.

**) Reflexions sur le comique-larmoyant, par Mr. M. D. C. 1749.

***) In einer Einladungsschrift: pro comedia commovente, zur feierlichen Rede beim Antritt seiner Professur. 1751.

****) Bürgerfreund Jahrg. 2. Nr. 48.

*****) Aus meinen Leben. Von Göthe. Thl. 3. S. 297.

№ 77.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 21. December. 1817.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung.)

So catholisch gesinnt Ferdinand, der bei Karls Entsagung des Kayserthrons am 24. März 1558 zur Regierung kam, auch immer seyn mochte, so sah er doch, mittelst der hellen Strahlen der Augsburgischen Confession recht gut ein, daß die römische Kirche einer Hauptreform bedürfe und daß also in vielen Stücken Luthers Eifer gegen die auffallenden Gebrechen der Geistlichkeit nicht ohne Grund war. Es lag ihm daher sehr am Herzen, daß auf einem bald zu haltenden Concilium diese Sache näher zur Sprache kommen möchte, das Concilium selbst aber in einer deutschen Stadt, etwa in Cölln oder Constanz, gehalten werden möchte. Der Papst gab nach und schrieb ein solches aus, aber (ganz nach seiner Absicht,) nach Trident. Die Gesandten des Kayserś erschienen auf selbigem mit 15 Sätzen, in welchen sie besonders auf eine Reformation der Geistlichkeit und auf die Abschaffung des ehelosen Standes derselben, u. s. w. antrugen; aber diese Artickel kamen fast gar nicht einmal zum Vortrag, einige wenige ausgenommen, die jedoch ohne Wirkung blieben, und bei deren Ablesung alle Bischöffe in einem Tone schrien: Ketzerei! Ketzerei! Und da nun bekanntlich der Papst auf alles, was nach einer solchen Ketzerei roch, seinen Bannstrahl schleuderte, so konnte allerdings eine solche Reformation in einem Lande, wo es durchaus an gutem Willen für das Gute fehlte, nicht Wurzel fassen. Ferdinands edle Absichten blieben mithin unbelohnt und sein großer Sohn, Maximilian II., hatte gleiches Schicksal mit ihm.

In den Niederlanden, die damals noch der spanischen Krone zugehörten, wurden die Protestanten schon unter Maximilians Regierung auf das heftigste verfolgt. Diese Verfolgung gewann, als Rudolph II. auf den Kayserthron kam, einen noch höhern Grad.. Er schränkte die freie Religionsübung derselben ein, woran sie freilich eines Theils selbst schuld waren, da ihre Priester unbesonnen von den Kanzeln auf den

catholischen Glauben schimpften und in Privathäusern religiöse Zusammenkünfte hielten. Er griff das Werk mit unüberlegter Hitze an, setzte die Prediger ab, verwies sie aus dem Lande und schloß die protestantischen Kirchen zu. Die Catholiken, besonders der unter Paul III. gestiftete Orden der Jesuiten, trugen das ihrige hiezu treulich bei, und überredeten manchen Lutheraner in bösem und in gutem zum catholischen Glauben; — wer sich nicht bereden ließ, wurde ins Gefängniß geworfen oder von Haus und Hof gejagt. Hie und da wagten die Protestanten oft das äußerste und suchten ihren Feinden die Spitze zu bieten. So zogen in Aachen die Lutheraner, als man ihnen die Verehrung Gottes nach den Grundsätzen ihres großen Reformators verweigerte, die Sturmglocke, plünderten das Zeughaus, besetzten den Markt und die Ausgänge der Stadt und nahmen dem Rath das Stadtsiegel und die Thorschlüssel ab, bis sie wenigstens einen Theil ihres Rechtes wieder zurückerpreßten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise-Erinnerungen eines deutschen Offiziers in englischen Diensten.

(Schluß.)

Bei unserer Ankunft in St. Helena hofften wir daselbst die Flotten von Bengalen und Madras vorzufinden, weil wir mit denselben vereinigt die Reise nach England fortsetzen sollten, sobald wir frisches Wasser und Provisionen eingenommen haben würden; da sie jedoch erst ungefähr drei Wochen nach uns eintrafen, so hatten wir Muße genug, uns auf der Insel umzusehen. Fast jeder Einwohner, so wie dieses auch zum Theil auf dem Kap der guten Hoffnung der Fall ist, hat sein Haus zur Aufnahme und Bewirthung der Reisenden eingerichtet, und der übliche Preis dafür ist 30 Sh. (ungefähr 9 Thaler) täglich für die Person. Wohnung und Bewirthung stehen aber in gar keinem Verhältniß zu diesem theuren Preise, denn Beides ist höchst mittelmäßig. Aepfel wurden das Stück oft für 1 Schilling (24 gr.) verkauft, da Reisende, die aus Indien zurückkehren, dieses Obst vielleicht Jahre lang entbehrt haben, und daher hier mit Vergnügen wiederfinden. Da viele kranke Offiziere in Indien die Erlaubniß bekommen, zur Herstellung ihrer Gesundheit nach St. Helena zu gehen, so kann unmöglich das Klima so übel seyn, wie einige Reisende haben behaupten wollen; ich wenigstens habe nie ein schöneres und heiteres irgendwo gefunden, deßungeachtet aber muß der Aufenthalt daselbst auf die Länge, und wenn keine zahlreiche Flotte dort ist, traurig und einförmig werden. Die Chronique scandaleuse der Insel (denn wo gäbe es nicht eine solche) sagt den übrigens hübschen und artigen dortigen Frauenzimmern nach, daß sie nur dann Schuhe und Strümpfe trügen, wenn eine Flotte ankäme, nach Abgang derselben aber diese Artikel wieder sorgsam bis zur nächsten ähnlichen Gelegenheit aufhöben.

In einen kleinen, aber recht niedlich eingerichteten Schauspielhause gaben einige Soldaten der Garnison verschiedene Vorstellungen, die unsere Erwartungen bei Weitem übertrafen; sie waren früherhin, wie ich erfuhr, mehrentheils alle Schauspieler gewesen, hatten aber entweder aus Liebe zum Ruhm oder aus sonstigen Ursachen jetzt die Muskete geschultert. Da ihr wirklich nicht übles Spiel jedesmal das Haus mit Zuschauern anfüllte, so muß ihre Einnahme während unsers Aufenthalts ziemlich beträchtlich gewesen seyn. Aus Mangel eines weiblichen Per-

sonals, gab ein junger hübscher Tambour die Rollen der ersten Liebhaberinnen und zärtlicher Gattinnen auf eine Art und mit einer Wahrheit, daß viele an sein Geschlecht zweifelten, besonders da seine zarte Gesichtsbildung dazu beitrug, die Täuschung zu vergrößern. Jetzt da die Garnison sehr zahlreich ist, geben auch die Offiziere oft theatralische Vorstellungen.

Die Excursionen, die man ins Innere macht, verlieren bald an Interesse, da man sie nicht oft genug abwechseln kann, und sie dazu sehr ermüdend sind. Nachdem unsere Reise-Gesellschaft daher ein Paar Mal den Tag auf dem Lande zugebracht hatte, zogen wir den Aufenthalt in der Stadt vor, wo die endliche Ankunft der täglich erwarteten Flotten uns Freunde und Bekannte aus den entferntesten Gegenden Indiens zuführte. Sobald die Schiffe Wasser und Provisionen ergänzt hatten, lichtete die vereinigte Flotte, welche noch durch mehrere Wallfischfänger vergrößert worden war, und jetzt aus ungefähr 30 Segeln bestand, die Anker, und trat, von dem herrlichsten Wetter begünstigt, die Weiter-Reise nach England an, woselbst sie auch 9 Wochen später glücklich in den Dünen anlangte. Unterwegs sahen wir eines Morgens in der Gegend von Ascension etwas ansehnlich Großes auf dem Meere schwimmen, und schickten nebst einigen andern in der Nähe befindlichen Schiffen sogleich Böte ab, um zu untersuchen, was es sey. Ich ging mit, und wir fanden ein umgeschlagenes, mit dem Kiel oben schwimmendes Schiff von beträchtlicher Größe, welches, nach den daran hängenden Muscheln zu urtheilen, schon geraume Zeit herumgetrieben seyn mussre. Da der Commodore sich nicht aufhalten wollte, machte er das Signal für alle Böte, zu ihren Schiffen zurückzukehren, wodurch wir verhindert wurden den Boden aufzuhauen, um so vielleicht etwas Näheres von dem Wrack zu erfahren.

Vom Anfang bis zu Ende der ganzen Reise hatte im Ganzen die größte Eintracht unter unserer aus ungefähr 10 weiblichen und 13 männlichen Personen bestehenden Reise-Gesellschaft geherscht, und die Zeit war uns aufs Angenehmste verstrichen. Des Morgens nach dem Frühstück zog sich Jeder entweder in seine Kajüte zurück, um daselbst ungestörter zu lesen oder zu schreiben, oder die Herren machten Besuche bei den Damen, um ihnen vorzulesen oder zu schwatzen. Wer selbst keine Bücher hatte, konnte solche aus der ausgesuchten Bibliothek des Kapitäns entleihen. Um 12 Uhr versammelte sich Alles auf dem Verdeck, um zu vernehmen, in welcher Länge und Breite man sich befand, denn um diese Zeit musste jedes Schiff dem Commodore die gemachten Beobachtungen durch Signale anzeigen. Die Seekarten wurden nun nachgesehen, und der Lauf des Schiffes bis dahin bezeichnet. War etwas Besonderes auf irgend einem Schiffe vorgefallen, so wurde es jetzt durch Telegraph-Signale mitgetheilt, so wie auch der Commodore seine Befehle dadurch um diese Zeit bekannt machte. Unter einem großen über dem Verdeck ausgespannten Leinen (awning) ging man darauf im Schatten spazieren, oder telegraphirte durch Privat-Signale mit Freunden oder Bekannten auf andern Schiffen. Halb drei Uhr eilte man sich anzukleiden, weil beim Mittagsessen, um 3 Uhr, Jeder eben so anständig erscheinen mußte, als bei einem Gastmahle auf dem festen Lande, und es weder den Damen noch den Herren erlaubt war, dabei Morgen-Anzüge oder Ueberröcke zu tragen. Das Essen und der Wein waren vortrefflich. Ersteres bestand immer aus frischen Lebensmitteln, sogar Gemüse war auf eine solche Art aufbe-

wahrt, daß man es hätte für eben aus dem Garten gekommen nehmen können; Salzfleisch und dergleichen wurde nur auf Verlangen herumgereicht. Man kann hievon urtheilen, welche außerordentliche Menge Schaafe, Schweine und Geflügel aller Art vorhanden seyn mußte. Port und Madeira waren unsere Tischweine, denen, nach Abnahme des Tischtuchs, französische und zuweilen auch Rheinweine folgten. An ein bestimmtes Maß war Niemand gebunden. Zwei Kühe, wovon die eine schon einigemal die Reise gemacht hatte, gaben uns Milch zum Kaffee und Thee, und frische Wecke wurden täglich von dem Schiffsbäcker zum Frühstück geliefert, so wie auch dann und wann Bratwürste wenn ein Schwein geschlachtet war. Um 6 Uhr Nachmittags trank man Thee, und zwar bei gutem Wetter auf dem Verdeck, wobei, nachdem die Kanonen auf die Seite geschoben, entweder ein Gesellschaftsspiel gespielt oder zu den Geigen zweier musikalischen Matrosen getanzt wurde; regnete es aber, so dienten Whist, vingt et un oder dergleichen Kartenspiele zum Zeitvertreib in der größten Cajüte (cuddy) bis zum Abendessen um 9 Uhr, nach welchem sich Jeder zur Ruhe begab. Besuche, die man bei ruhigem Wetter zum Mittagsessen und Thee entweder auf andern Schiffen abstattete, oder von denselben erhielt, brachten oftmals eine angenehme Abwechselung in unserer Lebensweise hervor, und ich gestehe aufrichtig, das ich selten eine fröhlichere Zeit durchlebt habe, als die 5 Monate dieser Reise.

Der Durchschnittspreis für die Passage auf einem Kompagnie-Schiffe von Indien ist von 3 bis 400 Pfund Sterling für die Person, die Bewirthung an des Capitäns Tische mit eingeschlossen. Betten oder Hängematte muß Jeder selbst mitbringen. Es kommt hiebei sehr auf die Lage der Kajüte an, die man zu haben wünscht, und ob man sie allein oder mit Jemanden zusammen nehmen will. Eine Dame unter uns bezohlte für sich und ihre Nichte für Beköstigung und eine Kajüte in dem Roundhouse (im schönsten Theile des Schiffs) 1000 Pfund Sterling. Sie war die Frau eines der ersten Beamten in Bengalen, und ging nach England, um einige Zeit die Bäder zu Cheltenham zur Stärkung ihrer etwas schwächlichen Gesundheit zu gebrauchen; sie ist schon längst glücklich wieder in Bengalen angekommen. Solche Reisen sehen die Engländer ungefähr so an, als die Deutschen eine Reise von Wien nach Berlin oder London. — Außer dem Passage-Geld hat man noch andere unvermeidliche Ausgaben, sobald das Schiff auf der Reise irgendwo einläuft, denn von dem Augenblicke hört die Beköstigung bis zum Weiter-Segeln auf, und man muß entweder während dieser Zeit in einem Wirthshause leben, oder mit dem Stewart (Provisionen-Vorsteher) einen besondern Vergleich deshalb abschließen.

Will Jemand auf eine Kajüte verzichten und mit dem 3ten Schiffsoffizier (mate) essen, welcher seine besondere Tafel hat, (denn der 1ste und 2te essen an des Kapitäns Tische), so kann er zwar dabei beträglich ersparen, aber freilich weder vorzügliche Bewirthung noch Bequemlichkeit erwarten; auch wird es nicht für Genteel gehalten. Sein Schlafplatz ist alsdann in der sogenannten Steerage, zwischen den untersten Schiffsoffizieren.

Da jetzt der Handel nach Ostindien unter gewissen Bedingungen frei gegeben ist, und daher viele der Kompagnie nicht gehörende Schiffe die Reise machen, so ist dadurch auch wahrscheinlich eine Veränderung in den sonst üblichen Preisen hervorgebracht. Aus einem mir nicht bekannten eigentlichen Grunde ist die Hinreise

viel wohlfeiler, als die Rückreise. Für Militär-Personen ist nach Maßgabe ihres Ranges ein Preis festgesetzt, welcher in Dienstgeschäften vom Gouvernement für sie bezahlt wird.

Die Herbstreise nach Venedig.

(Auszug des eilften Briefes. aus Linz, den 2. September 1815.)

Auf einmal erblickten wir die Donaubrücke vor Linz, und indem wir drüber hinfuhren, tauchte morgenwärts die schmale Sichel des Mondes wie ein halbgeöffnetes Auge aus den stillen Fluthen hervor. Sehnsüchtig schien es herzublicken, und so fiel mir nicht diese oder jene Liebesgeschichte, sondern der türkische Mond ein, und Zorn ergriff mich, daß die Donau, diese Königin der deutschen Ströme, seit Jahrhunderten von ungläubigen Händen gemißhandelt wird, das ist die Folge unserer unseligen Zwistigkeiten: Nicht bloß wenn Oesterreich und Preußen sich befehdeten, war Bürgerkrieg, nein alle europäischen Kriege sind Bürgerkriege, und wenn die Päpste im eilften und zwölften Jahrhunderte mit allen Kräften für den Frieden innerhalb der Christenheit wirkten, und nur eine kriegerische Thätigkeit gegen die Ungläubigen in Asien verstatteten, so handelten sie im größern Sinn, als die, welche den Bruderhaß in Europa verewigen möchten; und das Ziel, Jerusalem und die heiligen Stätten zu befreien, war zum mindesten eben so groß, als ein Feldzug, damit man den Handel, mit Pfeffer und Gewürznelken an sich bringe!

Am andern Tage des Nachmittags fuhren wir zu Lande an der Donau hin bis Wilhering, einem noch bestehenden Kloster. Aber die Mönche sind nicht mehr vollzählig, so fern ist das jetzige Geschlecht von dieser Stimmung, und so sehr fällt das Klosterwesen durch sich, und nicht bloß durch äußere Gewalt zusammen. Weder die Wissenschaften, noch eine heilige Gesinnung, noch eine erhabene Beschaulichkeit hatten in unsern Tagen vorzugsweise ihren Sitz in den Klöstern; weit öfter sahen wir daselbst nur den todten Niederschlag entwichenen Lebens. Allerdings kamen Einzelne hier dem Himmel näher, indem sie sich von dem Irdischen lossagten, aber für viele tausende war dieser Weg nicht der richtige, und eine tüchtige Erkenntniß und Behandlung des Irdischen hätte ihnen als bessere Stufenleiter zur Erkenntniß nnd Verehrung des Göttlichen gedient. Wie Viele suchten aber auch nur das Irdische im Kloster? Noch immer erinnere ich mich mit wehmüthiger Theilnahme an die Klagen der Aebtissin von Teistungenburg im Eichsfelde, daß die neue schwere Besteuerung künftig nicht mehr erlauben werde, so viele Mädchen aufzunehmen, welche Christum als alleinigen Bräutigam verehren wollten. Bescheiden fragte ich, ob wohl die innerste Natur alle ihre Novizen hiezu auf eine verehrungswerthe Weise antreibe? Sie bejahte es; als ich aber nach vierzehn Tagen wieder hinkam, ergriff sie mich bei der Hand und sagte weinend: sie gehen Alle fort, weil die Speisetafel etwas beschränkt worden ist: — Solche Erscheinungen beweisen freilich, daß die alte religiöse Betrachtungsweise verschwand; aber warum denken denn diejenigen, welche jene Weise mißbilligen, nicht an das handgreiflichere Aeußere: wo sollen die armen unverehelicht bleibenden Mädchen hin? Sie sehen sich — das größte Unglück, was jemand widerfahren kann —, von ihrem eigensten Berufe ausgeschlossen, nicht weil sie außer Stande sind, ihn gebührend zu erfüllen, sondern weil das Schwert des Krieges ihre Freunde hinraffte; sie sehen sich bisweilen der zweifelhaften Gefälligkeit entfernter Verwandten, öfter der Willkühr

und dem Spotte von Fremden hingegeben. Jene Stiftungen boten Mancher eine Zuflucht, oder man konnte sie leicht so umgestalten, daß sie dafür noch zweckmäßiger wurden als bisher. Irrig war dagegen gewiß ein Plan, auch die protestantischen Fräuleinstifter aufzuheben und ihr Vermögen dem Louisenthum oder einer Anstalt zur Bildung von Erzieherinnen zuzuweisen. Als wenn die Kranken, Gebrechlichen, in Hoffnung auf andere Verhältnisse alt Gewordenen, plötzlich Alle Lust und Geschick zum Erziehen fremder Kinder bekommen hätten, und als wenn die im Rummel fabricirten Gouvernanten besser seyn könnten als Dutzenduhren!

Läugnen Sie denn, höre ich einwenden, daß die Vertilgung der in jeder Beziehung unnützen Mönche ein Gewinn sey? Ich erwiedere: es ist hier nicht der Ort, ihren Werth oder Unwerth für jeden Zeitraum der Geschichte festzustellen, aber fragen möchte ich: ob die Mönche neuer Art, welche sich im achtzehnten Jahrhundert so unzählig vermehrt haben, deren drei Gelübde, Willkühr, Reichthum und Unkeuschheit zu seyn scheinen, ob die stehenden Heere wiklich eine höhere Stufe der Bildung und eine neue Gestaltung der Menschheit herbeiführen? Jene alten Mönche erwählten freiwillig ihren Stand, die neuen werden dagegen zur Freiwilligkeit gezwungen, und die Conscriptionsgesetze Frankreichs in manchen andern Staaten auf eine für die Dauer grundverderbliche Weise überboten. Jene alten Mönche lebten auf ihrem Eigenthum und von ihrem Eigenthume; an der Ernährung der neuen gehen alle Staaten zu Grunde. Die Ehelosigkeit der Alten war eine Weisung zur Selbstbeherrschung und alle äußere Einrichtungen beförderten dieses Ziel; die Ehelosigkeit der neueren scheint eine Anweisung auf Hurerei und Ehebruch zu seyn, und das Einquartieren bei friedlichen Bürgern kommt diesem Abwege unübertrefflich zu Hülfe. — Sage man nur nicht, sie erhalten uns das Vaterland! so hielten jene alten Mönche nach ihrer Behauptung auch den Himmel offen. Soll denn der Aberglaube noch fortdauern, daß das stehende, stillstehende, also nichts thuende Heer errette? Ich kann vor keiner unnützen Schildwache vorbeigehn, ohne wehmüthig über den Verlust von leiblicher Thätigkeit und geistigen Kräften zu klagen, und denkt man sich nun die Faulheit eines ganzen stehenden Heeres in Fleiß von unendlicher Mannichfaltigkeit verwandelt, so erhält man ein Kapitel in der Lehre vom Nationalreichthum, das nicht leer, sondern in der That zugleich ein übergroßes Kapital ist.

Wir haben in Preußen das Wunder gesehen, welches so viele alte Kriegesknechte immer noch nicht begreifen: auf ein Wort des Königs war das Heer geschaffen, und welch ein Heer! Kein stehendes, sondern ein gehendes, schlagendes, siegendes Heer! Und dies Wunder läßt sich allemal erneuern, sobald das Vaterland wahrhaft in Gefahr ist; — und nur dann darf man Krieg führen. Welch Unglück dagegen, wenn die alten Kunststückchen wieder Bedeutung erhielten, um ein stehendes Heer für ein schlagfertiges Volk einzutauschen! Laßt den Bauer zu seinem Pfluge gehen, den Bürger zu seiner Werkstatt, laßt sie recht verwurzeln mit ihrem Berufe, ihren Familien und ihrem kleinen Besitzthum; dann werden sie in jedem, der dieß antastet, ihren wahren Feind erkennen, und einem so gesunden Volke fehlt nie der Muth und die Treue. Das sind die ersten Eigenschaften des Kriegers; was aber entsteht, wenn der Soldat nur im Kriege sich und sein Lebensziel erkennt, welch Unheil für die Heimath und die Fremde, das hat das französische Heer mehr als genugsam

gezeigt. — Man sollte gar nicht vom Soldatenstande sprechen: Jeder ist Soldat, wenn's Noth thut, und Keiner, wenn's nicht Noth thut; wohl aber muß es Offiziere geben, welche die Kriegswissenschaft lebenslang zum Gegenstand ihrer Forschung machen, und diese Forschung durch einen edlen Wandel, und ernste Betrachtung der innern und äußeren Verhältnisse ihres Vaterlandes beleben. Solche Männer, wie Gneisenau und Grolmann, sind unschätzbar, und an der Spitze eines nach jener ächten Weise erschaffenen Heeres, — unüberwindlich.

Dieß und Aehnliches ging mir durch den Kopf, als ich mich im Grase des Klostergartens zu Wilhering niedergelegt hatte, bis meine Freunde riefen: der Kahn sey bereit, um uns auf der Donau nach Linz zurück zu führen. Mit welcher Schnelligkeit trieb die Gewalt des Stroms zwischen den hohen bewachsenen Felsufern dahin! Bald verloren wir die bunte Kirche von Wilhering aus dem Gesichte, und bei einer schnellen Wendung der Donau stellte sich Linz schon unseren Blicke dar.

Der erschrockne Bauer.

Ein Bauer wollte den Doctor St — z zu Leipzig, einen sehr langen, hagern Mann, besuchen, um sich dessen ärztlichen Rath für seine Frau zu erbitten. Er klopfte drei bis oier mal an, und steckte endlich, da keiner, herein! rief, den Kopf in die von ihm geöffnete Stubenthüre, fuhr aber erschrocken zurück, als er ein Todtengerippe erblickte.

Nachmittags stand der Arzt vor seinem Hause, als der Bauer vorüberging. Die Magd sagte dem Doctor: dies sey der Bauer, der ihn heute früh aufgesucht habe. St — z rief ihm zu: He! Landsmann! Er hat mich ja sprechen wollen?

„Bleibt mir drei Schritte vom Leibe," versetzte der Bauer ängstlich: „ich hab' Euch „heute Morgen schon gesehen, da Ihr noch „nicht angezogen waret, und da ist mir alle „Lust vergangen.

Entstehung des Worts: „Buller."

Es ist vielleicht für einige Leser merkwürdig, zu wissen, daß, nach den englischen Gesetzen, ein Ehemann das Recht hat, seine Frau zu schlagen. Dieses Recht ist bei einem Prozeß, der vor dem Oberrichter Buller geführt wurde, bewiesen und anerkannt worden. Dieser aufgeklärte Richter erklärte als einen im Gesetz angenommenen Punkt: „daß ein Mann berechtigt sey, seine Frau zu schlagen, vorausgesetzt, daß der Stock, dessen er sich dabei bediene, nicht dicker sey, als der Daumen." Dieser merkwürdigen Entscheidung zufolge, wurden nachher die Stöcke von solcher Dicke Buller genannt.

Einfaches Mittel, Frostschäden in einer Nacht zu heilen.

Sobald man inne wird, daß man die Nase, Hände oder Füße erfroren hat, oder selbst wenn eine daher rührende schmerzhafte Geschwulst alt, nur noch nicht aufgesprungen ist, so tauche man ein Stück Leinwand in eine Mischung von Aschenlauge und Terpentingeist, umwickele die kranken Theile damit beim Schlafengehen und bedecke sie mit anderer Leinwand, und man wird am folgenden Morgen den leidenden Theil ganz geheilt finden. Verspürt man jedoch den Tag über noch einigen flüchtigen Schmerz, so muß man dieses Mittel noch einmal anwenden. Dieses Mittel wurde in dem harten Winter 1804 bis 1805 zufälliger Weise von einem Maler entdeckt, dessen Hände so erfroren waren, daß er

nicht arbeiten konnte. Um sich vor der langen Weile zu retten, versuchte er, Pinsel, die in Terpentingeist getaucht waren, in Aschenlauge zu waschen. Am folgenden Tage waren seine Hände vollkommen heil. Verschiedene Versuche, die er an mehreren, mit demselben Uebel behafteten Personen anstellte, bewährten sich durch eine eben so schnelle Heilung.

Charade.

Ein luftig Völklein sind wir Ersten Beiden,
Doch nur geahnt, und ewig nie gesehn.
Die Menschen, ob sie gleich uns gern vermeiden,
Umschweben wir, wenn Abendlüfte wehn. —
Leblosen Dingen selbst bin ich, die Dritte, nütze;
Ungern entbehrst Du, Leser, meiner Stütze. —
Das Ganze tragen aus der weiten Ferne
Die Schiffe her, gefüllt mit theurer Last.
In tausend Formen siehest Du mich gerne,
Die Du mit Kunst mir angebildet hast.
Mein Vaterland, es ist zwar glühend heiß;
Doch schwärzt es nicht mein blendend schönes Weiß.

Sieben Lieder von Friedrich Rückert.

II.

Die Polizey.

Tritt der Verstand zur Polizey,
Und bittet um einen Schergen:
Warum macht ihr das Land nicht frey
Von Riesen und von Zwergen?
Hier in der Stadt
Man Ruh zwar hat;
Allein es ist doch einerley,
Sie sitzen draußen auf Bergen.

Geht der Verstand, und geht der Scherg,
Mit ihnen geht noch Einer,
Der die Zwey draußen auf dem Berg
Abhobeln soll, ein Schreiner. —
Wenn seyn wollt ihr
Geduldet hier.
So mußt du größer werden, Zwerg,
Und Riesinn du viel kleiner.
Wird aufgespannt die Hobelbank,
Darauf gespannt die Beyden;
Der Zwerg lacht sich vor Lust halb krank,
Die Riesinn wills nicht leiden;
Allein sie muß.
Mit Hand und Fuß
Schnürt sie der Scherg an ohne Wank,
Und nun beginnt das Schneiden.

Da wird der Zwerg so ausgereckt,
Daß er wird dünn wie Spinnen;
Da wird die Riesinn so gezeckt,
Daß ihr vergehn die Sinnen.
Der Schreiner schnitzt,
Bis Alles schlitzt;
Wie nun die Beyden sind verreckt,
Wird der Verstand es innen.

„Es war für sie zu schwer die Prob',
Und sie sind dran verschieden;
So werden sie mich doch, Gottlob,
Nicht ärgern mehr hienieden.
Nehmt sie hier ab,
Schnell in ein Grab!
Ihr zwey Gesellen, kraus und grob,
Ich wünsch' euch ewigen Frieden."

Anzeige.

Das hanseatische Taschenbuch für das Jahr 1818 hat die Presse verlassen und wird dieser Tage zu den respect. Herren Subscribenten gebracht werden — Ich hoffe, durch die bequeme Einrichtung, einen reinen, correcten Druck und saubern Einband dieses Jahr meine geschätzten Freunde und Gönner vollkommen zu befriedigen. Einige auf verschiedene Art eingebundene Exemplare, die füglich als Weihnachts und Neujahrs-Geschenke zu empfehlen sind, sind noch zu bekommen. — Auch ist so eben bei mir erschienen: hanseatisches Tagebuch über Einnahme und Ausgabe für das Jahr 1818, in Quarto, welches ich bestens den Herrn Geschäftsmännern zu empfehlen die Ehre habe.

G. Jöntzen.

Bekanntmachungen.

Der Komtoir-Kalender, welcher wegen Ermangelung eines richtigen Postenlaufs nicht früher herauskommen konnte, hat die Presse verlassen und ist bei allen Herren Buchbindern und bei mir zu bekommen. Er enthält außer den jetzigen richtigen tabellarisch eingerichteten Postenlauf sämmtlicher Posten, die Zahlen zur Zins- und Diskonto-Berechnung und Notizen-Spalten.

G. Jöntzen.

Katharinenstraße Nr. 33.

№ 78.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Zweyter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 25. December. 1817.

An die Leser.

Mit dm heutigen Blatt erscheint zugleich das erste Kupfer des Steindrucks und endigt das dritte Qurtal des 2ten Jahrgangs dieser Wochenschrift.

Am Sonntag den 28. dieses wird aber noch ein Supplement mit dem Inhalts-Verzeichniß der abgelaufnen drei Quartale erscheinen, und damit der zweite Jahrgang geschlossen werden.

Der dritte Jahrgang wird mit dem 1ten Januar 1818 anfangen, und von diesem Zeitpunkt angerechnt, werden in jedem Jahr vier Quartale erscheinen.

Für jedes Quartal dieser Wochenschrift, wovon Sonntags und Donnerstags jedesmal ein ganzer Bogen, u Zeiten auch noch eine Beilage in Schrift- oder Steindruck herausgegeben wird, bleibt der Pränmerations-Preis für Hiesige, ohnerachtet des höhern Preises des Papiers und der vielen Kosten, welche die Einrichtung der Steindruckerei verursacht hat, nach wie vor sechs und dreißig Groe Gold. Auswärtige wollen sich deshalb gefälligst an ihre resp. Postämter und Buchhandlungen wenden.

Der unserm „Bürgerfreund" bis jetzt gewordene Beifall Hiesiger und Auswärtiger, giebt die angenehme Hoffnung, daß nicht allein die bisherigen geschätzten Herren Abonnenten demselben auch in Zukunft Ihre Theilnahme nicht versagen, sondern auch Mehrere unsrer verehrten Mitbürger den kommenden Jahrgang halten werden; indem, bei dem geringen Pränumerationspreise, nur durch eine große Anzal Pränumeranten derselbe fortdauern und zur allgemeinen Unterhaltung und besondern Nutzen und Belehrung fortwirken kann.

Mehrre achtungswerthe Mitarbeiter werden fortfahren, nützliche und angenehme Beiträge zu liefern. De Herausgeber wird durch schöneres Papier und öftre Lieferungen von Abdrucken neuer Modelle, Geräthschaften ꝛc. aus seiner Steindruckerei, (welche mit der Zeit mehr vervollkommnet werden wird) dm Blatt mehr Interesse zu geben trachten, und Unterzeichnete wird auch ihrer Seits nicht ermangeln durch neue, unterhaltende und gutgewählte Aufsätze, dem Zweck des Bürgerfreundes immer mehr zuentsprechen.

Die Redaktion des Bürgerfreundes.

Bremen,

am 25. December 1817.

Das Heiligste.

Groß ist die Himmlische die unsern Pfad erhellet!
Der Seele einen reinen Frieden giebt;
Die, wenn Pilatus und Herodes sich gesellet
Zum Fall des Christen ihre Macht noch übt.
Ihr alle, die Ihr glaubt am großen Gottessohn,
Ihr alle kennt die Hehre, kennt — Religion!

Sie ist's die jeden Erdensohn zur Seite streitet,
Wenn er im Kampf für Gott und Tugend steht;
Die einst ihn über Moder und Verwesung leitet,
Wenn seines Lebens Sonne untergeht. —
Sein Anwald bleibt an der Vergeltung Thron,
Die hohe, göttliche — Religion!

Sie stärkt den Armen in den bangen Stunden,
Wo Krankheit ihn und Hungersnoth bedrückt.
Mit sanfter Hand heilt sie des Herzens Wunden,
Sie stützt den Strauchelnden, sie segnet, sie erquickt.
Verließ den Muthigen, sein hoher Sinn oft schon;
Ward er gerettet, durch die himmlische — Religion.

Ach, jeden Leidenden im öden Jammerthale,
Senkt Lindrung sie in die beschwerte Brust,
Aus ihrer dargebot'nen Götterschaale,
Trinkt er Unsterblichkeit und Himmelslust.
Dem Ueberwinder reichet sie die Palmenkron',
Die Gottgeweihte herrliche — Religion!

O Mensch! durchdringst Du nicht den dichten Schleier,
Der Deines armen Daseins Traum umhüllt,
Doch in der Sterbestunde sieht Dein Auge freier,
Wenn nur das Ewige die Seele füllt. —
Dann schon empfindest Du des Erdenwandels Lohn,
Dein Scheideblick noch zeiget hin, auf — Religion!

Drum laß Dich nimmer von Ihr abwärts wenden,
Ob Du auch nicht Fortuna's liebstes Kind!
Sie wird zur Zeit der Noth Dir einen Engel senden,
Wenn alle Hoffnungen verschwunden sind.
Bigott nicht, nicht des äußern Scheines Frohn,
Halt fest am Heiligsten, halt an — Religion!

v. e. Br******n.

Kurze Geschichte der Kirchen-Reformation durch Doctor Martin Luther.

(Fortsetzung und Schluß.)

Da dieser Unfug täglich mehr überhand nahm und die Protestanten aufs neue in eine traurige Zukunft blickten, so berief der Churfürst von der Pfalz alle protestantische Fürsten des deutschen Reichs nach Frankfurt und drang auf die Beschützung des Religions- und Landfriedens, der durch die Bedrückungen und Neuerungen des Kayfers, welche ich auch hie und da in Deutschland bereits zu zeigen begannen, offenbar gefährdet sey. Diese Zusammenkunft folgten noch mehrere, woraus in neuer Bund, oder die sogenannte Union (Vereinigung) entstand, die jedoch, wegen den darin herrschenden, verschiedenen Meinungen über die Religion, nie recht zu Stande komma konnte. Mehr Gutes glaubte Churfürst Augst, um gewisse Mißhelligkeiten zu zerstören, welche die leidigen Interims erzeugt hatten, durch die Ausarbeitung der Concordienformel, Buch der Eintracht) die er i. J. 1580 drucka ließ, zu stiften.

So glimmte der Funken des Mißmuths fort bis zum Jahr 1608, wo die Protestanten bei dem nächsten Reichstage auf die Erneuerung des Religionsfriedens anzutragen beschlossen. Doch davon wollte der Papst, der überhaupt mit diesem Frieden äußerst unzufrieden war und seit dieser Zeit immerwährend an di Störung desselben arbeitete, nichts hören. Er suchte allerhand Ausflüchte, welche jedoch die Protestanten nicht annahmen, weil jeder in seiner Stadt ein ähnliches Schicksal befürchtete, wie er es nur wenige Jahre zuvor an den Donauwerthern erlebt hatte, die, als sie sich einer kirchlichen Posse nicht unterziehen wollten, sich mit de Catholiken in Thätigkeiten verwickelten und am Ende so den Kürzern zogen, daß diese evangelische Reichsstadt in eine catholisch-bayerisch Landstadt umgemodelt wurde.

Der Reichstag erschien, aber an die Bestätigung des Religionsfriedens wurde um so weniger gedacht, weil der Kayser von nichts an

derm als von dem Krieg gegen die Ungläubigen sprach. Das waren trübe Aussichten, aber sie wurden einigermaßen wieder erhellt, da die Ungarn, die sich durch Rudolphs Strenge in Religionssachen bevortheilt sahen, ihren Peiniger absetzten und dadurch der Union neue Kraft und Festigkeit gaben. Sie wurde in der Folge noch mächtiger durch den Beitritt des französischen Hofes und ermunterte viele Fürsten und Städte, wie ehemals beim schmalkaldischen Bunde, zu einer ähnlichen Theilnahme. Es konnte dabei freilich an einem Gegenbunde nicht fehlen, den die Catholiken unter dem Befehl des Herzogs Maximilian von Baiern, errichteten. Sie schlossen ihn (1610) auf 9 Jahr zu Würzburg und Coblenz. Beide Verbrüderungen rückten nun ins Feld und schlugen sich eine Zeitlang ohne Nutzen herum, bis endlich ein Vergleich zu Stande kam, der den Frieden zur Folge hatte. Zum größten Glück starb Rudolph und überließ seinem Bruder Matthias die Kayserwürde. Als dieser den ersten Reichstag zu Regensburg (1613) hielt, drang die Union auf Beilegung der alten Händel, besonders derjenigen, welche die Religion betrafen. Allein die Hoffenden wurden sehr betrübt, als sie merkten, daß sie nur tauben Ohren gepredigt und vielleicht das nämliche ungünstige Schicksal zu erwarten hatten, welches ihnen unter Rudolphs Regierung bevorgestanden. Leider! war ihre Furcht nicht ohne Grund, denn in kurzer Zeit brach in Deutschland, durch eine Erbstreitigkeit zunächst vom Hofe zu Rom aus veranlaßt, der gräßliche Krieg aus, welcher dreißig Jahre lang wüthete und die gesegneten Fluren unsers lieben Vaterlandes in einen Aschenhaufen verwandelte. Die Union wirkte, ohne es zu wollen und in einer guten Absicht, hiezu thätig mit und gab durch den Beifall, den sie einer Rebellion in Böhmen zollte, das erste Zeichen zur Rache, auf welche die Papisten in ihren Schlupfwinkeln schon lange gewartet hatten.

Diese triumphirten am meisten, als Ferdinand II. nach Matthias 1619 erfolgtem Tode die deutsche Krone empfieng und als ein eifriger Catholik alle protestantische Geistliche aus seinen Erbstaaten trieb, ihre Kirchen zerstörte und die von den Böhmen verjagten Jesuiten zurückrief. Ferdinand trat ganz in Karls V. Fußtapfen; auch seine Absicht war, das deutsche Reich zu unterjochen und die Protestanten auszurotten. Seine furchtbare Armeen, angeführt durch Wallenstein und Tylli, haueten gräßlich, wo ihr Schwerd hinschlug und setzten alles, was protestantisch hieß, in Furcht und Schrecken. Dadurch kühner gemacht, trat er (am 16. März 1629) sogar mit jenem abscheulichen Restitutions- (Wiederherstellungs-) Edict hervor, nach welchem alle Güter und Besitzungen, die die Protestanten durch den Religionsfrieden erhalten hatten, den Catholiken ausgeliefert werden sollten, und womit er zugleich den Plan verknüpfte, die protestantische Religion ganz umzuschmelzen und der catholischen in allen Landen Thor und Riegel zu öffnen. Dieses empörende Edict wurde zuerst in der freien Reichsstadt Augsburg ausgeführt und verbreitete sich dann auch nach Schwaben, Westphalen, Sachsen, Franken und an den Rhein. Wo es Widerstand fand, suchte man es mit den Waffen in der Hand durchzusetzen.

Was würde aus Deutschland, was aus d. Religion geworden seyn, wenn das Wohl und Weh blos von den Fürsten der Union abgehangen hätte? Ein freundlicher Engel, der Christum im Herzen und sein Panier in der Hand trug, ausgerüstet mit seltenen Herrschertugenden, einzig als Fürst und Feldherr, mußte, von der all-

gemeinen Noth des Lutherthums durchdrungen, übers Meer herüber kommen, um die Gräuel in Deutschland zu schlichten und Ferdinands wildem Trotze ein Ziel zu setzen. Dieser freundliche, wohlthätige Engel hieß — Gustav Adolph und war König der biedern Schweden. Er kam, verbunden mit den Franzosen, nach Deutschland, um die Ruhe von ganz Europa wiederherzustellen. Zwar wurde er von Tylli bei Leipzig geschlagen, aber da er seine Niederlage besser zu benutzen verstand, als Tylli seinen Sieg, so richtete er bald unter seines Feindes Truppen eine so mörderische Schlacht an, daß mehr als 6000 Mann auf dem Kampfplatz lagen und 5000 Gefangene ihn als Sieger bewunderten. Mit diesen Lorbeern geschmückt, marschirte er nach Schwaben, Bayern und die Länder am Rhein und zerbrach hier das Joch seiner bedrängten Glaubensgenossen. Wo er hin kam, streckte man die Waffen; überall nannten die Partheien seinen Namen mit Ehrfurcht; der Sieg verfolgte jeden seiner Tritte.

Alle protestantische Stände verbanden sich nun mit ihm und zogen unter seinem Panier aus, um die Rechte ihres angefochtenen Glaubens wieder geltend zu machen. Auch hatte sich der Schauplatz merklich verändert. Tylli war todt; Wallenstein abgedankt, ihre furchtbaren Armeen zerstreuet; Ferdinand voll Angst, daß er mit den ihm bereits abgenommenen Ländern endlich auch sein Erbreich verlieren werde. — Dieser stolze, auf die eingebildete Wahrheit seines Glaubens pochende, Tyrann bat jetzt seinen abgesetzten General Wallenstein um schleunige Hülfe in der Noth, die dieser auch versprach. Beide Heere marschirten auf einander los. Am 6. Nov. 1632 machten sich ohnweit Lützen bei Leipzig beide Armeen zur Schlacht fertig. Es war ein bedeutender Tag, der viel entscheiden mußte. Kurz vor der Schlacht sangen die Schweden das lutherische Lied; Eine feste Burg ist unser Gott. Die ganze Armee sang es voll Andacht mit; ein höchst rührender Anblick — noch rührender dadurch, daß der grosse König vor der Fronte seines Heers im feurigen Gebet versenkt, auf den Knieen lag und mit dem Losungs-Wort: Gott mit uns, ihr Brüder! aufsprang und den Befehl zum Angriff gab. Ach — er besiegelte seinen Eifer, für Religion und Glauben alles zu wagen, mit dem Tode.

O! wär' er doch noch lange Schützer des Bundes geblieben! Zwar blieb sein Geist in der Armee zurück, zwar siegten, wie bei Lützen, seine Schweden auch bei andern Gelegenheiten, nur bei Nördlingen in Schwaben schien ihnen (am 7. Sept. 1634) das Glück auf einmal feindselig den Rücken zu kehren. Dieses unglückliche Treffen raubte der verbündeten Armee einen großen Theil Kriegsvölker und manchen wackern General. Der Kayser triumphirte — denn nun stand er als Ueberwinder da und zwang seine Feinde, mit ihm zu Prag (30. Mai 1635) einen Frieden zu schließen, der für die Protestanten äußerst nachtheilig war. Der Churfürst von Sachsen hatte sich der Verhandlungen unterzogen und erwarb sich dadurch Unzufriedenheit und Mißfallen von allen Seiten. Die Stände murrten laut und würden es in diesem Augenblicke weit lieber gesehen haben, wenn der Krieg aufs neue begonnen hätte. Frankreich hörte kaum von dieser Unzufriedenheit, als es, dem Oesterreichischen Kayserhause ohnehin feind, mit dem Herzog Bernhard von Weimar, der nach dem Tode Gustav Adolphs durch die Schweden den Sieg bei Lützen erfochten hatte, ein Bündniß schloß, zu dem sich bald darauf die Schweden und die übrigen protestantischen Fürsten des

deutschen Reichs gesellten. Die Kayserlichen rückten gegen die Verbündeten an, aber diese gewannen mehrere Sieg hinter einander, und als Ferdinand II. seinem Sohne Ferdinand III durch den Tod auf dem Throne Platz machte, waren die Schweden noch immer in allen, was sie unternahmen, äußerst glücklich. Doch alle Partheien sehnten sich endlich nach Ruhe. Daher wurden schon auf dem Reichstag zu Regensburg (1641) Friedensvorschläge gethan, welche zwar wenig Eingang fanden, indem die Kriegesfackel ungestört fort leuchtete, aber doch einigermassen den neuen zu Osnabrück und Münster (1645) gepflogenen Verhandlungen zum Grunde dienten. Hier wurde denn endlich nach langem Blutvergießen ein neuer Religionsfriede geschlossen, der zum Unterschied von jenem erstern, des Ortes wegen, wo er zu Stande kam, der Westphälische genannt, und auf welchem alle noch übrig gebliebene Zwietracht geschlichtet wurde. Catholiken und Protestanten erhielten vollkommene Religionsfreiheit, und noch jetzt genießt unser Glaube die schöne Ruhe und holde Freiheit, welche uns dieser theuer errungene Friede auf ewige Zeiten gesichert hat.

Bruchstücke zur Geschichte des Bremischen Theaters.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Mittelst eines Raths Beschlusses vom 6ten April 1688 ward den Commödianten von der Bande Ihro Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen die Erlaubniß ertheilt, in Bremen zu agiren; jedoch unter den Bedingungen, daß sie vorab darüber, was und wie sie agiren wollten, examinirt werden und daß sie keine Obscöna darin meliren sollten.

Catharina Elisabeth Veltheim, welche die Direction über die Königl. Pohlnische, Churfürstlich-Sächsische Hof-Schauspieler Gesellschaft führte, ersuchte im Jahre 1699 den Senat, ihrer Compagnie, welche aus lauter wackeren, wohlstudierten Leuten bestehe, zu verstatten, ihre christlichen und honetten Commödien aufzuführen: Sie versprach, in denselben nicht die geringste Aergerniß zu geben, in dem Preise die Spectatores nicht zu übersetzen, auch dieser Stadt Armen davon etwas mitzutheilen und durch ihre honetten Commödien und Historien zu erbauen. Ihr Gesuch ward ihr aber abgeschlagen, so, wie im Jahre 1730 das der Braunschweigischen Hof Commödianten; obgleich diese ein Vorschreiben vom Herzoge von Braunschweig brachten und in ihrer Bittschrift versprachen, daß keine der Pièces, welche sie aufführen wollten, das geringste Scandalum in sich fassen sollte, daß sie sich aller biblischen Stücke enthalten wollten und, daß sowohl der Senat, als auch die löbliche Bürgerschaft mit ihnen content seyn würden.

Im Jahre 1739 ward die Directrice einer Schauspieler Gesellschaft Friderike Caroline Neuberin mit ihrem Gesuche abgewiesen. Sie sagte in ihrer Bittschrift: Alle unsere Lust- und Trauerspiele sind nach den vernünftigsten Regeln eingerichtet, von jedem unerlaubten Scherz und unehrbaren Reden gereinigt. Es herrschen weder die unnatürlichen Harlekine, noch die groben und unflätigen Hanswürste darin. Alles ärgerliche und zweideutige wird mit der größten Behutsamkeit verbannt und die Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche in den Vorstellungen als Künstler zu betrachten sind, befleißigen sich sowohl auf als ausser der Bühne eines schuldigst sittsamen Wandels.

Diese Neuberin war die Beförderin des

guten Geschmacks auf dem deutschen Theater. Sie verabschiedete zuerst den Hanswurst und verbannte die extemporierten Stücke und die erbärmlichen, sogenannten Haupt- und Staats Actionen. Sie gab hauptsächlich Uebersetzungen aus dem Französischen.

Im Jahre 1745 ward einer Gesellschaft, welche vorhin zu Schwachhausen gespielt hatte, die Erlaubniß ertheilt, in der Vorstadt ausser dem Heerdenthore eine Bühne zu errichten; inzwischen ward es ihr verboten, biblische Historien aufzuführen.

Man folgte auch in Bremen der damals sehr beliebten Unterrichts Methode, die Schüler zur Uebung in der Declamation und in der lateinischen Sprache, kleine theatralische Stücke oder auch nur Gespräche öffentlich aufführen zu lassen. Man wählte dazu in der lateinischen Schule vorzüglich Castellionis Dialogos sacros und nachhin auch die Commödien des Terenz. Diese Uebung begann schon vor dem Jahre 1750 und dauerte bis in die 60er Jahre fort.

Im Jahre 1762 trug der Herzog Ferdinand von Braunschweig bei dem Senat darauf an, dem Directeur der Commödien und Maskeraden Josephi, so, wie in den sämmtlichen von der alliirten Armee bezogenen Provinzen, auch in Bremen, die Erlaubniß zur Errichtung seiner Bühne zu ertheilen. Dies geschah, unter den Bedingungen, daß Josephi die aufzuführenden Commödien jedesmal vorab anzeigen und Einmal in der Woche zum Besten der Armen spielen sollte. Der Platz zur Errichtung der Bühne ward ihm zwischen den Brücken angewiesen.

Im Jahre 1765 ward dem Schauspiel-Director Ackermann verstattet in dem Reithofe auf dem Walle ein Theater zu errichten.

Bei dieser sehr ausgewählten guten Gesellschaft befand sich Eckhoff, der nachhin als Schauspiel-Director in Hamburg durch seine großen theatralischen Talente einen ausgebreiteten Ruhm sich erwarb und in freundschaftlicher Verbindung mit Lessing und Weisse, welche durch ihre trefflichen Schriften, den Geschmack dafür bildeten, die deutsche Bühne so sehr hob und veredelte.

Nach Ackermann erhielt die Abt und Wäsersche Gesellschaft im Jahre 1780 diese Erlaubniß: Wie nachhin Abt die Direction dieses Theaters allein übernahm und im Jahre 1783 das Schauspiel Johann von Schwaben aufführen lies, so ward ihm, weil darin die Gräfin von Hennigau knieend vor dem Kruzifixe einen schaudervollen Eid schwöret, nicht nur die Aufführung dieses, sondern aller Stücke ähnlichen Inhalts verboten.

Im November 1783 starb Abt und ward sehr feierlich in der Kloster Kirche beerdigt. Dieses öffentliche Begräbniß machte zu dem gleichzeitigen stillen Begräbnisse des Bremischen Commendanten von Bentheim ein grelles Gegenbild und gab Veranlassung zu verschiedenen Urtheilen für und gegen diese einem Schauspieler bezeugte öffentliche Ehre in Schlözers Staats Anzeigen. Sogar Iffland erklärte darin bei dieser Gelegenheit seine Meinung über diesen Gegenstand, vorzüglich darüber, wie eine Regierung den Schauspieler Stand heben und veredeln solle: Er hielt übrigens Abt für einen höchst mittelmässigen Künstler, der die Auszeichnung nicht verdient hätte, die ihm nach seinem Tode erwiesen sey.

In den Jahren 1775 bis 80 wurden auf dem Auditorio des Athenäums von den Studenten unter der Leitung eines Geschmack- und Kenntnißvollen Lehrers ausgewählte theatralische Stücke zum größten Beifalle der Zuschauer aufgeführt.

Dies gab die erste Veranlassung zur Errichtung eines Liebhaber Theaters, welches nachhin im Anfange der 90er Jahre von dem Landhauptmanne Baron von Knigge, der alle dazu erforderlichen Eigenschaften besaß, bis zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet wurde.

Die öffentliche Schaubühne, welche nach dem Tode von Abt unter der Direction von Kessel und nachhin von Dieterich in dem Zeitraume von 1784 bis 87 keine Fortschritte gemacht hatte, blieb nun bis 1792 verschlossen, da mit Großmann ihre Verbesserungs-Epoche begann.

Diesem talentvollen Schauspieler, der sich auch als Schauspieldichter vortheilhaft bekannt gemacht hat, ward die Theater Direction auf 5 Jahren in den Monaten October, November December verstattet: zugleich ward einer besonderen Commission die Theater Polizey in ihrem ganzen Umfange aufgetragen, welcher sich Großmann mit allen Mitgliedern seiner Gesellschaft unterwerfen mußte. Statt der elenden Bude in dem Reithofe, worin vorhin das Theater eingeengt war, wurde nun auf dem Osternthors Walle das, nachhin verbesserte Schauspiel Haus errichtet. In's Journal des Luxus und der Moden wurden damals 2 Aufsätze eingerückt; wovon der erstere eine vortheilhafte, der andere hingegen eine tadelnde Kritik dieses Gebäudes enthielt.

Die Veränderungen, welche seit dem im Jahre 1796 erfolgten Tode des Großmanns mit dem Bremischen Theaterwesen vorgenommen wurden, sind meinen verehrten Mitbürgern zu bekannt, als ich deren in dieser Zeitschrift zu erwähnen brauchte.

Das Kind und sein Haus.

(Ein Fabelchen.)

Ein Kind, das sich ein Haus gebaut
Steht vor demselben, und beschaut
Es recht mit Lust, und denkt, es sey
Das schönste auf der Welt. — „Ey ey“
Ruft ihm der Richter Schaar entgegen:
„In diesem Haus ist nimmer Segen;
„Sieh wie die besten Stützen wanken
„Wie deine schwachen Pfeiler schwanken.“
Das Kind jedoch, — es höret kaum
Darauf, und kann in seinem Traum
Durchaus den Tadel nicht gerecht erfinden,
Und ist noch stolz auf seine Pfuscherfünden.
Da kommt ein neuer Kritiker heran,
Der fängt von Neuem auch zu tadeln an:
„Sieh“ sagt er, „das thut nimmer gut,
„Ich bitt' dich, Kind, sey auf der Hut!
„Da wo man starke Pfeiler sollte sehen
„Da sieht man lauter kleine stehen.
„Und sieh den Koth dazwischen! pfui! den kehre
„Nur gleich heraus, — der raubt dein Reschen Ehre.“
Doch unter den gerechten Tadel
Mischt sich auch manche Spötternadel,
Die sticht und witzelt schaal und matt:
Da wird das Kind des Tadelns satt;
Es kann das Wohlgemeinte von dem Spotte
Nicht unterscheiden, und' ne freche Schmäherrotte
Heißt es die Richter allesamt,
Und denket: Hm — ich höhne eurem Amt.
Und trägt nun recht geflissentlich
Viel Koth hinein, und wälzet sich
Darin. „Was“ ruft es „wollen
„Die Tadler? — ha! sie sollen
„Zu Schanden werden; ich will nun
„Gerad das Gegentheil von Allem thun
„Was es bekrittelt dieses Fehmgericht!“
So sprach's — und sieh' es wankt, es bricht
Das Haus zusammen über seinem Kopf
Und drin begraben liegt der arme Tropf! —

Erklärung des beifolgenden Kupfers.

Die Zeichnung ist auf Stein gemacht und mit der neuen Steindruck-Presse des Herausgebers abgedruckt.

Sie stellt die neue Art von Wagen vor, welche der Forstmeister, Herr von Drais, in

Mannheim erfunden hat und welche jetzt schon häufig in Sachsen gebraucht wird.

Diese Zeichnung stellt eine Maschine dar, welche jetzt folgenden Namen führt: Schnell- oder Geschwindwagen, Räderpferd, auch Fahrmaschine. Man bedient sich dergleichen Maschinen zu ansehnlichen Fußreisen, indem man mehreres Gepäcke sehr bequem mit sich nehmen kann. Damit man sich nun von der ganzen Bauart dieser Maschine einen deutlichen Begriff machen kann, sind hier die Bestandtheile davon genau angegeben und der Gebrauch erklärt.

Fig. A a. Grundriß.

Die Bestandtheile dieser Maschine sind, ein ¾ langes, 7 Zoll breites und 2 Zoll starkes Bret H, welches das Rück- oder Sitzbret genannt wird; auf diesem ist eine Art Polster oder Sattel A. mit Schrauben zum Hoch- und Niedrigstellen fest gemacht, vorne und hinter diesem Sattel sind Körbe B. C. befestigt, in welche man die bei sich habenden Sachen packen kann, D ist der Lenker, welcher aus einer Halbkugel 6 Zoll im Durchmesser besteht und aus dessen Mitte eine runde 2½ Zoll starke Säule, mit der Halbkugel 12 Zoll lang, in die Höhe geht, auf welcher ein Querstück a. b. als Lenkhebel befestigt ist. An diesem kann man sich anhalten und lenken. Die 2½ Zoll starke Säule geht durch die Halbkugel vierkantig durch; erhält dann einen runden Zapfen, so lang als das Rückbret stark ist und verbindet sich unter dem Brete vierkantig mit einem andern Stück Holz a, welches viereckig, 6 Zoll lang, 5 Zoll breit und 3 Zoll stark ist und zwar so, daß nun dieses Ganze in dem Rückbret herum gedreht werden kann. An dieses untere Stück sind an den beiden langen Seiten zwei Schenkel in schiefer Richtung, wie Fig. B b in d zeigt, durch Schrauben fest gemacht und in diesen Schenkeln läuft ein Rad e von 24 Zoll Durchmesser in der Form eines Schubkarrenrades. Da nun das Ganze, Lenker und Rad, mit einander verbunden sind, so kann das Rad durch den Lenker nach allen Richtungen gedreht werden, wohin die Maschine laufen soll. Am dem hintern Theile des Sitz oder Rückbretes sind ebenfalls zwei Schenkel f, aber im rechten Winkel, angebracht und durch Schrauben befestigt, in welchem ein Rad g von 26 Zoll im Durchmesser in einer geraden Linie mit dem vordern Rade läuft; diese zwei Schenkel sind noch besonders durch schief liegende Latten h, wie Sträube-Bänder mit dem Rückbrete verbunden die dadurch dem Ganzen eine Festigkeit geben. Nach dieser Angabe der einzelnen Theile, sieht man in Fig. B b. den ganzen Schnellwagen mit einem Fahrenden, welcher den Lenker mit den Händen regiert und mit dem rechten Fuß auf dem Boden sich die Kraft zum Fahren giebt. Jeder Fahrende muß es gelernt haben und gut balanciren können, dann braucht er nur, wenn die Maschine im Gange ist, von 10 bis 20 Schritten die Erde bald mit dem rechten, bald mit den linken Fuß zu berühren, wo der Wagen so schnell läuft, daß man in 20 Minuten eine Stunde weit fahren kann.

Auflösung der Charade in Nro. 77:

Elfenbein.

(hiebei ein Kupfer.)